Geschichte des römischen Kaiserreiches

Gustav Friedrich Hertzberg

6000192420

Grace Pigou
Dickens

Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Richard Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedrich Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, M. Philippson, S. Ruge, Eberh. Schrader, Bernh. Stade, Alfr. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Zweite Hauptabtheilung.

Erster Theil.

Geschichte des römischen Kaiserreiches.

Von G. F. Hertzberg.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1880.

Geſchichte

des

römiſchen Kaiſerreiches.

Von

Dr. G. F. Hertzberg,
a. o. Profeſſor an der Univerſität Halle.

Mit Illuſtrationen.

BIBLIOTHECA BODLEIANA

Berlin,
G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung.
1880.

2231

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Erſtes Buch.

Von der Begründung des Römiſchen Principates bis zum Tode des Septimius Severus.

Erſter Abſchnitt.

Das Juliſch-Claudiſche Regentenhaus.

Erſtes Kapitel.

Das Principat des Auguſtus.

Als Octavianus nach der vollſtändigen Ueberwindung des Antonius und der Kleopatra und nach Annexion des alten Reiches der Lagiden im Auguſt d. J. 29 v. Chr. ſeinen prachtvollen Triumphzug in Rom gefeiert und den Tempel des Janus geſchloſſen hatte, ſah die geſammte römiſche Welt mit höchſter Spannung den nächſten Schritten des ſiegreichen Imperators entgegen, dem nunmehr die gewaltige Aufgabe zugefallen war, die Bahnen vorzuzeichnen, in denen das koloſſale Reich der Romanen während einer Reihe neuer Jahrhunderte ſich weiter bewegen ſollte. Darüber konnte Niemand mehr im Zweifel ſein, mit der alten Art der Republik, mit der Herrſchaft des Senats und der Comitien, war es für immer zu Ende. Der Gott, der in der Geſchichte waltet, hatte auf der Wahlſtatt bei Philippi das Verdict von Pharſalos endgültig beſtätigt, und der Tag von Actium hatte es entſchieden, daß nicht die Antonier, ſondern die Julier die neuen Herren des Reiches ſein würden. Es konnte nur noch fraglich ſein, ob Cäſars Erbe und Adoptivſohn jetzt einfach da fortfahren würde, wo der Sieger von Thapſos an den Iden des März 44 v. Chr. durch die Dolchſtiche der Republikaner und Pompejaner unterbrochen worden war. Wie die Dinge in Rom und im Reiche lagen, als Octavian den Janustempel ſchloß, ſchien es keinem Zweifel unterworfen zu ſein daß „Cäſar Sohn", wenn er es wollte, unverzüglich die Monarchie als die künftige Geſtalt des Weltreiches proclamiren konnte. Es gab zur Zeit kein Machtelement mehr, welches dem neuen Herrn der Welt Widerſtand zu leiſten vermocht hätte. Alle Rivalen Octavians waren todt. Die großen Familien der republikaniſchen Ariſtokratie waren furchtbar decimirt. Die Pompejaner waren ſo gut wie verſchwunden. Die geſammte Kriegsmacht des Reiches ſtand Octavian zur Verfügung. Vor Allem aber lebte in der geſammten Völkerwelt Italiens und der Provinzen die heißeſte Sehnſucht, endlich wieder dauernd in Frieden ausruhen zu können. Man war tödtlich er-

müdet und darum völlig bereit, ſich der Führung des neuen Machthabers anzuvertrauen, — mochte immer dieſer kühle, ſchweigſame, kränkliche Octavian weder die imponirende Genialität noch die ſonnige Liebenswürdigkeit und die gewinnende Art ſeines großen Adoptivvaters beſitzen.

Anders aber dachte Octavian ſelbſt. Wohl fühlte er ſich zur Herrſchaft geboren; wohl war er ſich der ſchweren Pflicht voll bewußt, die ihm ſeine Erbſchaft und ſeine politiſche Vergangenheit aufzwang, nämlich dieſen großen Staat wieder neu einzurichten und nun endlich die Summe der politiſchen Entwickelung eines furchtbaren Jahrhunderts der Revolutionen und der Bürgerkriege im Frieden zu ziehen. Aber er war auch ein kühler Rechner, ein ungemein ſcharfer Beobachter, und beſaß ein erſtaunlich ſicheres Gefühl für den Umfang der Schwierigkeiten, die zu überwinden er mit einer gewiſſen Sicherheit des Erfolges wagen konnte. In allen politiſchen und militäriſchen Fragen zäh, unerſchütterlich ruhig und geduldig, im Guten wie im Böſen ohne brauſende Leidenſchaft und ohne Voreingenommenheit, gehörte er dabei zu den Naturen, denen mehr an dem wirklichen Beſitz der Macht, als an deren Namen und äußeren, glänzenden Zeichen gelegen iſt. Octavian entſchloß ſich, den Weg Cäſars nicht zu gehen. Die Erfahrung der letzten 25 Jahre hatte ihn darüber ausreichend belehrt, daß trotz aller ſcheinbaren Ermüdung des römiſchen Volkes, trotz der vernichtenden Schläge, die auf die alte Ariſtokratie gefallen waren, und trotz der Auflöſung der alten Parteien die republikaniſchen Erinnerungen, die Schatten der alten Republik, noch immer eine viel ſtärkere Lebenskraft beſaßen, als man noch nach dem Tage von Thapſos geglaubt hatte. Es erſchien ihm als unthunlich, in irgend welcher Geſtalt das alte Königthum zu erneuern; gar nicht davon zu reden, daß jeden Augenblick der Dolch eines fanatiſchen Verſchwörers, der ſich in ſeinen Gefühlen durch die neue Krone verletzt fand, die Schreckensſcene der Iden des März wieder erneuern konnte. Dazu trat wahrſcheinlich noch eine andere Erwägung. Auch die ſtarken Männer, die nach Ablauf von neuen drei Jahrhunderten die wirkliche Monarchie und das unverhüllte perſönliche Regiment in dem römiſchen Reiche durchgeführt haben, vermochten ſehr bald der Ueberzeugung ſich nicht zu verſchließen, daß das ungeheure Reich, — obwohl damals ganz anders nivellirt und an deſpotiſche Herrſchaft gewöhnt, als noch zu Octavians Zeiten, — durch die Kraft eines einzigen, ſelbſt des genialſten Menſchen doch nicht wirkſam regiert werden konnte. Blieb dieſen, die ſich doch auf eine höchſt kunſtvoll organiſirte Hierarchie von Beamten ſtützen konnten, auf die Dauer doch nichts anderes übrig, als zu einer territorialen Theilung ihrer Gewalt zu ſchreiten, ſo war es auch für Octavian, der die doppelte Rieſenaufgabe übernommen hatte, einerſeits das gewaltige Aggregat von Ländern, welche rings um das Mittelmeer gelagert das alte Kernland des Römerthums in weitem Kreiſe umgaben, zu einem wirklichen Reiche zu organiſiren, andererſeits mit ebenſo vorſichtiger wie ſicherer Hand das monarchiſche Element in dem alten Staatsweſen bleibend zur Geltung zu bringen, offenbar ein nahe

liegender Gedanke, es jetzt mit einer Theilung der Gewalten zu versuchen. Es mußte nach Allem, was seit Cäsars Uebergang über den Rubicon bis zu den blutigen Herbsttagen von Philippi geschehen war, als ein großer Akt der Versöhnung zwischen dem Cäsarismus und den alten Machtelementen erscheinen, wenn der Sieger von Actium an dem Namen und den Formen der uralten Republik nicht rüttelte, wenn äußerlich sich in Rom nichts veränderte, als daß zu den vielen alten Beamten des Reiches ein neuer hinzutrat, freilich der mächtigste von allen, der nur die Leitung der Reichspolitik und den Oberbefehl über die Kriegsmacht des Reiches in seine Hand nahm, der aber den alten Machtelementen des Römerthums die Besetzung der alten Beamtungen und die unmittelbare Regierung eines sehr erheblichen Theiles der Provinzen einfach überließ. Dazu kam noch der sehr wichtige Umstand, daß zur Zeit der neue Herr der romanischen Welt bei der Verwaltung derselben vorläufig sehr wesentlich auf das Material angewiesen sich fand, was ihm eben jene alten Machtelemente der Republik boten.

In diesem Sinne also wandte sich nach der neueren Auffassung von der Entstehung des römischen Kaiserthums, der wir hier uns angeschlossen haben, Octavian an den Neubau des Reiches. Die Monarchie in dem Sinne, den die außerrömische antike Welt und den die neuere Zeit mit diesem Worte verbindet, hat Octavian nicht ins Leben gerufen. Erst seit Diocletian kann das römische Reich wirklich so genannt werden. Die Art der Herrschaft, welche der Sieger von Actium begründete, kann, wie es mehrere Forscher unserer Tage zu thun pflegen, in der That als eine „Dyarchie" bezeichnet werden. Die ersten Cäsaren liebten vielmehr, sie als das „Principat" zu bezeichnen.

Octavian hat nach der Feier seines Triumphes im August des J. 29 zunächst eine Reihe vorbereitender Schritte gethan. Rein formell betrachtet, war allerdings der Triumvirat mit dem letzten December des J. 33 v. Chr. bereits abgelaufen. Octavian hatte aber den Triumvirat thatsächlich dauernd festgehalten, und damit die außerordentliche constituirende Gewalt, in der Voraussetzung daß dieses Amt erst durch die von ihm vorbehaltene wirkliche Abgabe von Rechtswegen zu Ende gehen sollte. Den nächsten bedeutsamen Schritt nach seiner Rückkehr aus dem Orient vollzog er jedoch nicht auf Grund dieser Stellung, sondern als Consul. Er hatte die eine consularische Stelle seit dem 1. Januar 31 nicht wieder aus der Hand gegeben, und handhabte das Consulat in dem Sinne der ältesten republikanischen Zeit, wo die unbeschränkte Fortführung dieses Amtes gestattet, und eine viel größere Competenz damit verbunden gewesen war. Octavian zog 29 und 28 auch die alte, später als die censorische einem neuen Großbeamten der Republik zugetheilte, Befugniß wieder zum Consulat und erfüllte, im J. 28 durch Agrippa als zweiten Consul kräftig unterstützt, in diesen beiden Jahren alle Obliegenheiten der Censoren. Zwei Momente traten damals in den Vordergrund. Seit dem J. 70 war es nicht wieder zu einem Census der römischen

Bürger gekommen. Jetzt veranstaltete Octavian eine vollständige Zählung aller römischen Bürger in dem gesammten romanischen Herrschaftsgebiete. Es fand sich, daß zur Zeit die Zahl der Waffenfähigen die Höhe von 4 Millionen und 63,000 Köpfen erreichte, was etwa einer Gesammtzahl von 16 bis 17 Millionen Seelen entsprechen wird. Weiter aber nahm Octavian die Gelegenheit wahr, zu einer umfassenden „Läuterung des Senats" zu schreiten, dem er eine so bedeutende Rolle für die Zukunft vorbehalten hatte. Der Personalbestand des Senats war in Folge der vielen neuen Ernennungen von Seiten Cäsars und mehr noch von Seiten der Triumvirn bis auf etwa tausend Mann angewachsen. Aber unter diesen Leuten befanden sich sehr viele, die nach alter römischer Auffassung des Sitzes in dem hohen Hause durchaus unwürdig waren: Leute theils von sehr schlechtem Rufe, theils von sehr untergeordneter Lebensstellung und Finanzlage. Durch deren Entfernung sollte der Senat, dessen Normalstärke Octavian auf 600 Mann festzustellen gedachte, in der öffentlichen Schätzung wieder einen würdigen Platz an der Spitze des Volkes gewinnen. Auch sollte fortan ein sehr hoch bemessener Vermögenscensus nothwendig mit dem Sitze in diesem Hause verbunden sein. Die Austreibung der von ihm und Agrippa für unwürdig Befundenen, — zu denen aber auch gar Manche kamen, die nur als zähe, unbequeme Anhänger republikanischer Opposition ihren Platz räumen mußten, — wurde im Ganzen unter schonenden Formen vollzogen; doch waren immerhin auf Grund seiner Aufforderung nur funfzig freiwillig zurückgetreten, und die Stimmung der in ihren Sitzen Bedrohten zeitweise so bedenklich, daß Octavian damals im Senat nicht anders erschien, als im Harnisch, den er unter der Toga trug.

Für den künftigen persönlichen Einfluß Octavians in dem neugeordneten Senate mußte es sehr wichtig werden, daß Agrippa seinen Collegen nach alter censorischer Praxis zum „Princeps Senatus" ernannte: so erhielt dieser das bedeutsame Recht, bei den Verhandlungen und Beschlüssen der Curie seine gewichtige Meinung zuerst auszusprechen. Der um seinen Freund so viel verdiente Agrippa dagegen wurde im Jahre 28 dadurch noch enger mit dem Interesse des julischen Hauses verbunden, daß Octavian ihn mit seiner Nichte Marcella, (einer Tochter seiner Schwester Octavia aus deren erster Ehe mit Gajus Claudius Marcellus) vermählte. Die erste Ehe Agrippas mit des bekannten, 32 v. Chr. verstorbenen, Bankiers T. Pomponius Atticus Tochter Pomponia war damals durch Tod oder Scheidung gelöst worden, aber seine einjährige Tochter Vipsania wurde schon jetzt mit Octavians Stiefsohn Tiberius verlobt.

Nun ging Octavian energisch weiter in dem Ausbau der neuen Ordnung der Dinge. Unzufrieden waren nur die aus dem Senat gedrängten Männer; aber Senat und Volk, die jetzt wieder, nach glänzender Feier des neu gestifteten actischen Siegesfestes, durch die wohlberechnete außerordentliche Freigebigkeit des jungen Cäsars freudig überrascht wurden, sahen mit Staunen,

wie er nun auch einen großartigen Akt der Versöhnung einleitete. Octavian löste jetzt das Wort ein, welches er im J. 36 nach der siegreichen Rückkehr aus dem Pompejanischen Kriege gegeben hatte. Er setzte alle zur Zeit des Triumvirats verfügten Ausnahmegesetze, alle auf Grund der constituirenden Gewalt getroffenen, der römischen Verfassung widerstreitenden Einrichtungen außer Kraft. Damit legte er den Triumvirat nieder, erklärte zugleich, daß er mit dem Consulat und dem tribunicischen Rechte zufrieden sei, und auch das letztere nur behalte, um das Volk schützen zu können. Endlich aber, nicht lange nach Antritt seines siebenten Consulats, erschien er am 13. Januar des J. 27 v. Chr. im Senat, gab dem Senat und Volk der Römer die außerordentliche Amtsgewalt in aller Form wieder zurück, und erklärte sich zur großen Ueberraschung wenigstens der weit überwiegenden Mehrheit der Senatoren für gewillt, nunmehr nach Vollendung seiner Aufgabe dem Senat auch das militärische Imperium und die Provinzen zurückgeben zu wollen. Octavian dachte natürlich nicht daran, die reale Macht ernstlich aus der Hand zu geben, zu deren Gewinnung er den Weg durch lange Jahre der furchtbarsten Bürgerkriege und durch Ströme edlen Blutes mit kaltblütiger Energie und zähester Ausdauer sich gebahnt hatte. Ihm kam es wesentlich darauf an, sich jetzt seine Stellung im Reiche, nicht als Alleinherrscher, sondern als ein neuer, regelmäßiger Reichsbeamter, aber als der oberste, nach uralter römischer Weise auf legitimem Wege zu sichern und seine persönliche Stellung von dem Charakter der Usurpation frei zu machen. Und das gelang vollständig. Die Mehrzahl der Senatoren durchschaute natürlich Octavians Absicht; nicht wenige sahen auch in der Durchführung seines Rücktrittes nur Unheil für den Staat. Seine Vertrauten aber wußten der nun anhebenden Verhandlung die Richtung zu geben, wie er sie wünschen mußte. Man drang in ihn, sich der bisher von ihm getragenen Last im Interesse des Vaterlandes nicht zu entziehen. Nach längerem, gut gespieltem Widerstand ließ Octavian denn auch sich bereitwillig finden, seine Stellung weiter zu übernehmen. Dabei verfuhr er wieder mit großer Feinheit. Er wollte nur einen Theil der Provinzen unmittelbar übernehmen; nämlich meist nur solche, die wegen der Nachbarschaft unruhiger fremder Völker oder wegen innerer Schwierigkeiten die Anwesenheit einer starken römischen Besatzung innerhalb ihrer Grenzen nöthig hatten, — die übrigen sollten durch die Statthalter des Senats verwaltet werden. Aber auch jetzt wollte er die militärische Stellung nur erst für zehn Jahre übernehmen, so daß der Gedanke an die von ihm beabsichtigte Gründung seiner Alleinherrschaft sehr bestimmt ausgeschlossen zu sein schien. Als sogenannte kaiserliche Provinzen behielt Octavian zunächst nur Gallien (das gesammte Gebiet, welches später als Narbonensis, die gallischen Provinzen, und die beiden Germanien bezeichnet wird,) das diesseitige Spanien, und Syrien, mit welchem damals auch Kypros und Kilikien verbunden waren. Aegypten galt als eine Privatbesitzung Octavians. Alle übrigen Glieder des Reiches sind im Verlaufe von

zwei Jahren dem Senat übergeben worden. Doch blieben noch bis zur Regierung des Kaisers Gajus (Caligula) in mehreren der senatorischen Provinzen ansehnliche Theile der römischen Armee in Besatzung stehen. Im Verlauf der Zeit sind in dieser Vertheilung vielfache Veränderungen vorgenommen worden. Wiederholt erwies sich ein Tausch von Provinzen zwischen Senat und Kaiser als zweckmäßig. Die Zahl aber der kaiserlichen Provinzen wurde allmählich erheblich größer; einmal weil manche derselben, wie namentlich Gallien, in verschiedene Theile zerlegt, andererseits weil die seit 27 v. Chr. neu eroberten oder einverleibten Landschaften alle unter kaiserliche Verwaltung gestellt worden sind.

Octavian hatte durch sein Auftreten am 13. Januar 27 v. Chr. seine nächsten Zwecke vollständig erreicht. Seine militärische Machtstellung war in aller Form durch Beschluß des Senats und des Volkes legalisirt worden. An die wirkliche Rückgabe dieser seiner Stellung an die alten Machtelemente des Reiches nach zehn Jahren ist natürlich nicht gedacht worden. Aber die vorsichtige Bescheidenheit Octavians bei der Einleitung der neuen Verhältnisse wurde für seine Nachfolger zu einer stehenden Form. Obwohl denselben die Summe ihrer fürstlichen Rechte und Gewalten auf Lebenszeit übertragen wurde, so feierten sie doch alle zehn Jahre das Fest der sogenannten Decennalien gleichsam zur Erneuerung und wiederholten Bestätigung ihrer Gewalt. Die Uebernahme dagegen der neuen legitimirten Machtstellung im Reiche durch Octavian und seine maßvolle Haltung bei der Theilung der Provinzen feierten Senat und Volk durch neue, ausgesuchte Ehrenbezeugungen. Die historisch bedeutsamste derselben war die am 16. Januar 27 v. Chr. erfolgte Schöpfung eines neuen Titels für den Imperator. Octavian erhielt an diesem Tage von dem Senat den Beinamen Augustus, mit welchem ihn die Geschichte seit dieser Zeit zu nennen pflegt. Genauer gesagt, der Senat erbat von Octavian die Annahme dieses Ehrenbeinamens, der einen durchaus sacralen Charakter trug und den Imperator, ohne materiell seine Macht zu erweitern, doch über alle seine Mitbürger erhob. Dieser neue Schmuck, den die neueren Historiker gewöhnlich als Eigennamen Octavians zu brauchen pflegen, ist von diesem wie von den spätern Beherrschern Roms nicht persönlich vererbt, wohl aber immer wieder vom Senat verliehen, jedesmal mit dem fürstlichen Amte angenommen, immer bestimmter zu einer Amtsbezeichnung geworden. Dagegen ist der Name Cäsar, aus welchem sich das moderne „Kaiser" entwickelt hat, vorläufig ein unterscheidender Zuname der römischen Herrscher und der Prinzen aus dem julischen Hause geblieben, und auch nach dem Erlöschen desselben von einem Fürstengeschlecht auf das andere in der Art übergegangen, daß er sowohl von dem jedesmaligen Gründer der Dynastie, wie von seinen agnatischen Descendenten geführt wurde, und in der abkürzenden Titulatur die unterscheidende Bezeichnung der Söhne und Enkel des regierenden Herrn bildete. Wir werden sehen, wie dann unter Hadrian eine wesentliche Veränderung eintrat.

Augustus persönlich und nach ihm ganz besonders Tiberius, liebten es, — in dem Streben die neu erwachsende monarchische Stellung in den Formen der Republik zu begründen, — die Stellung des neuen obersten Beamten des Reiches durch den Titel Princeps möglichst scharf und präcis selbst zu bezeichnen und bezeichnen zu lassen. Es war dieses mit Augusts Stellung und Würde als Princeps Senatus keineswegs identisch. Vielmehr nannte der neue Herr des Reiches sich Princeps in dem Sinne, daß er damit einfach als der erste, als der angesehenste und gewichtigste unter allen Bürgern des römischen Volkes erscheinen wollte.

Das neue Principat des Augustus war also im Januar 27 v. Chr. in vollkommen legaler Form ins Leben getreten. Aber die Competenzen, über welche der Princeps damals verfügte, bildeten nur erst einen, obwohl bereits einen sehr wesentlichen Theil der Machtfülle, über welche nach Abschluß der politischen Arbeit Augusts der neue Großbeamte des Reiches zu gebieten hatte. Der Kaiser ist nach wie vor nur schrittweise weiter gegangen, längere Zeit hindurch nach seiner gewohnten Weise sehr vorsichtig experimentirend, bis die rechten Formen gefunden waren, bei denen er verharren zu können glaubte. Mehr noch, — weniger der eigene ursprüngliche Wille, als vielmehr Erkenntniß von der theilweisen Unzulänglichkeit der senatorischen Leistungen führte ihn dahin, auch auf dem Gebiete der Verwaltung sehr erhebliche Rechte an sich zu ziehen, deren Besitz das Bild erst vervollständigt, welches man sich von der höchst eigenthümlichen, in die Formen der alten Republik neu hineingebauten Kaisermacht zu entwerfen hat. Man darf sich nun den Augustus keineswegs als nach Schöpfung der ersten starken Grundbauten des Principats ruhig zu Rom neben dem Senat residirend vorstellen. Ganz im Gegentheil: die Stellung des Cäsars an der Spitze einer Reihe sehr schwieriger Provinzen, als Oberfeldherr des Reiches, und die schweren Aufgaben, die ihm in Gallien, in Nordspanien, durch die Zustände des Orients, hernach wieder durch die Kämpfe mit den Alpenvölkern und den Germanen jenseits der Donau und des Rheines gestellt worden sind, haben den Augustus genöthigt, eine lange Reihe von Jahren in den verschiedensten Provinzen des Reiches sich aufzuhalten und daselbst eine unermüdliche Thätigkeit zu entfalten. Zwischen die großen Epochen, welche durch neue Erweiterungen der fürstlichen Macht bis zum Abschluß ihrer Competenz bezeichnet sind, fallen sehr zahlreiche Ereignisse von erheblicher Bedeutung. Wir ziehen es jedoch vor, zu größerer Anschaulichkeit und zu besserer Uebersicht theils über die Regententhätigkeit des Augustus, theils über die Lage der alten Welt in römischer Umrahmung und der durch Rom beeinflußten Nachbarvölker zur Zeit dieses ersten Principats, die innere und die äußere Geschichte des Reiches bis zu Augusts Tode gesondert zu behandeln.

Als Augustus im Januar 27 sich mit dem Senat in so freundschaftlicher Weise auseinandergesetzt hatte, glaubte er zunächst mit seiner Macht-

stellung als Imperator, mit dem Besitze des tribunicischen Rechtes, und mit der Macht auskommen zu können, welche ihm das Consulat gewährte, welches er während der ersten Jahre seines Principats noch andauernd bekleidet hat. Das wirkliche Fundament seiner Macht und des Principats war aber seine Stellung als Imperator und die damit verbundene proconsularische Gewalt. Der Besitz und die Gewinnung derselben genügte denn auch später alle Zeit, um den Inhaber als den neuen Kaiser zu charakterisiren. Das Imperium, welches Augustus, formell zunächst für zehn Jahre, sich hatte übertragen lassen, war nicht identisch mit jenem, wie es Cäsar zuletzt gehabt hatte. Im Sinne des großen Juliers hatte die Annahme des Imperatorenamtes die Erneuerung des uralten römischen Königthums bedeutet. Das Imperium des Augustus dagegen sollte für die Hauptstadt Rom und für Italien nicht in Anwendung kommen. Augustus als Imperator besaß den ausschließlichen Oberbefehl über alle Soldaten des gesammten Reiches. In dieser Gestalt stand ihm das große stehende Heer, welches er, wie wir demnächst sehen werden, aus der Masse streitbarer römischer Bürger gebildet hat, unbedingt zur Verfügung. Und weiter, sämmtliche übrige Befehlshaber standen zu ihm in dem Verhältniß von Legaten. Der Kaiser ist Proconsul zunächst für alle Provinzen von dominirender, militärischer Bedeutung. Alle römischen Proconsuln gewöhnlicher Art führen seitdem, soweit sie kommandiren, den Befehl nur über Soldaten, die vor allem dem Kaiser angehören, ihnen von dem Kaiser nur geliehen sind. Sämmtliche Truppen im Reiche, wo sie auch stehen mögen, leisten dem Kaiser den Eid der Treue und des Gehorsams, und der Kaiser allein hat für das gesammte Reichsgebiet das Recht, Aushebungen und Bildung von Truppenkörpern zu verfügen und zu gestatten, Soldaten und Offiziere zu entlassen und zu verabschieden, die Offiziere und Unteroffiziere zu ernennen, und die militärische Hierarchie festzustellen, wie auch die militärischen Dekorationen jedes Grades zu verleihen. Diese Stellung als Imperator, — eine Bezeichnung, die Augustus in der Form des Eigennamens führte, was seit Vespasian stetig geworden ist, — gab nun allerdings dem neuen Princeps die alle andern Machtelemente in Rom weit überwiegende reale Gewalt in die Hand. Dazu trat nun noch, daß Augustus sich Aegypten allein vorbehalten hatte, und daß dem Träger des Principats das Recht zugefallen war, sämmtliche Herrschaftsrechte in allen dem römischen Staate annectirten und in römische Verwaltung genommenen Königreichen und Fürstenthümern wahrzunehmen. Noch aber blieb Rom mit Italien, einige unvermeidliche Ausnahmen vorbehalten, der militärischen Gewalt des Kaisers nicht unterworfen. Verfassungsmäßig sollten hier keine Legionen stehen. Für die Halbinsel war Augustus auf das Consulat und das tribunicische Recht beschränkt, d. h. er hatte nach dieser Seite die persönliche Unverletzlichkeit und das Recht der Intercession. Um auch in Italien eine dominirende Stellung zu erwerben, bedurfte es noch eines neuen bedeutsamen Schrittes.

Augustus, so scheint es, überzeugte sich allmählich, daß die dauernde

Führung des Consulates für ihn unpraktisch war. Welche Motive schließlich entschieden, ist nicht näher bekannt. Man vermuthet jedoch, daß Augustus die mit dem Principat unverträglichen Principien der „Annuität" und namentlich der „Collegialität" zu eng mit dem Consulat verwachsen gefunden habe, um sich dessen für seine Zwecke mit Nutzen bedienen zu können. Eine wesentliche Aenderung wurde daher im Jahre 23 v. Chr. durchgeführt. In diesem Jahre, wo der Princeps sein elftes Consulat, zuerst mit Terentius Varro, nach dessen Tode mit Gajus Calpurnius Piso zusammen führte, erkrankte Augustus so schwer, daß alle Welt seinem nahen Ausgang entgegensah. Er selbst legte daher seinem Collegen Piso einen vollständigen Rechenschaftsbericht über die Streitkräfte und die Einkünfte des Reiches in die Hände. Einen Nachfolger aber im Principat oder vielmehr im Imperium ernannte er nicht, obwohl alle Welt es erwartete. Nur daß er dem Agrippa seinen Siegelring übergab, wie als eine Andeutung, daß der Staat für schwere Nothfälle sich der Hilfe dieses ausgezeichneten Mannes bedienen möge. Wider Erwarten gelang es dem Leibarzte des Princeps, dem Antonius Musa, durch glückliche Anwendung der damals noch gänzlich neuen Wasserkur den Augustus zu retten. Sobald der Fürst wiederhergestellt war, legte er nun aber auch (im Juni des Jahres 23) das Consulat nieder und erklärte zugleich, dasselbe nicht weiter regelmäßig führen zu wollen. Augustus hatte bei dieser Gelegenheit wieder die zarteste Rücksicht auf die republikanischen Formen und auf die Gefühle des Senates und des Volkes genommen; seine schwere Lebensgefahr hatte aber auch den Römern die bedenkliche Lage nahe gerückt, in welche sein jäher Tod sie hätte stürzen können. Sie waren daher sehr gern bereit, seinen Wünschen entgegenzukommen, als es sich nun darum handelte, das Principat nach der bürgerlichen Seite hin dauernd zu befestigen. Am 27. Juni dieses Jahres nämlich wurde dem Princeps die tribunicische Gewalt auf Lebenszeit und zugleich als Jahresamt in der Art übertragen, daß von da an die Kalenderjahre der tribunicischen Gewalt des Augustus gezählt wurden, womit dann auch die folgenden Kaiser, jeder für sich, fortfuhren. Es war dieses ein Schritt von außerordentlicher Wichtigkeit. Sachlich wurde der Kaiser nicht etwa Volkstribun, sondern er übernahm die tribunicische Gewalt; die gewöhnlichen Volkstribunen waren nicht etwa seine Collegen im Amte. Mit Uebernahme dieser Gewalt knüpfte der Princeps an das lebensvollste Element der alten Republik an, stützte er sich gerade auf jenes alte Machtelement, in welchem die römische Demokratie, die Mutter des Cäsarenthums, während der letzten hundert Jahre ihres Kampfes gegen die Oligarchie ihre stärkste Waffe gefunden hatte. Die neue verfassungsmäßige Ausnahmegewalt des Kaisers stützte sich auf die freieste, seit Alters in Rom populärste Magistratur, die sich in den letzten Menschenaltern der Republik nach verschiedenen Richtungen hin, namentlich nach Seiten der Gesetzgebung, eine nahezu schrankenlose Gewalt erobert hatte, die der neuen Kaisermacht jetzt als willkommenes Erbtheil in die Hand fiel. Dazu kam

ein faſt ſchrankenloſes Verbietungsrecht gegenüber der geſammten übrigen Magiſtratur, und auf der andern Seite, — durch die Lebenslänglichkeit und die Ausdehnung über das geſammte Reich noch erheblich geſteigert und geſtärkt, — eine ebenſo ſchrankenloſe Gewalt, jeden Unterdrückten zu ſchützen. Die tribuniciſche Gewalt iſt denn auch als die höchſte mit dem Principat nothwendig verknüpfte bürgerliche Magiſtratur der rechte und volle Ausdruck der neuen kaiſerlichen Herrſchergewalt geworden und geblieben. Auguſtus perſönlich rechnete auch von dieſer Epoche ab die Jahre ſeiner Herrſchaft. Bei ſeiner verſtändigen Art war es nun natürlich, daß er von der enormen Competenz, welche die tribunicieiſche Gewalt ihm verlieh, für ſich nur einen ſehr mäßigen Gebrauch gemacht hat, während dagegen die ſchützende Seite derſelben ſehr beſtimmt in den Vordergrund trat.

Für ſeine politiſchen Zwecke konnte Auguſtus jetzt um ſo ſicherer mit dem Beſitze der doppelten Machtſtellung als Imperator und als Inhaber der tribunicieiſchen Gewalt auskommen, weil ihm damals nun auch noch für die ſenatoriſchen Provinzen die Oberſtatthalterſchaft übertragen worden iſt. Das heißt, er übte nun auch in dieſen Provinzen eine höchſte Macht aus, „ein gleichartiges, aber ſtärkeres Imperium", als die jedesmaligen daſelbſt regierenden Statthalter des Senats.

Der Kreis der konſtitutionellen Rechte, welche Auguſtus zu erwerben wünſchte, war damit der Hauptſache nach abgeſchloſſen. Aber es zeigte ſich ſehr ſchnell, daß das Syſtem, welches der Kaiſer durchzuführen gedachte, auf Schwierigkeiten ſtoßen würde, die allmählich dem Princeipat einen weſentlich anderen Charakter geben mußten, als es in Auguſts Abſichten gelegen hatte. Der Princeps hatte ſorgſam die alten Inſtitutionen geſchont; nun aber zeigte es ſich ſchon i. J. 22 v. Chr., daß die alten regulären Magiſtraturen des Staates, und noch mehr ihre ariſtokratiſchen Träger, der Aufgabe nur unvollkommen gewachſen waren, außerordentlichen Schwierigkeiten in der Verwaltung mit Erfolg zu begegnen. Man hatte dem Kaiſer für das Jahr 22 das Conſulat wieder angetragen, ja ſogar ihm angeboten, daß er es zugleich auf Lebenszeit und als Jahresamt führen ſolle. Auguſtus lehnte das mit Entſchiedenheit ab. Nun aber wurde i. J. 22 Rom und Italien durch Peſt und Hungersnoth, die Hauptſtadt auch durch eine gewaltige Ueberſchwemmung, ſehr ſchwer heimgeſucht, und dies gab Anlaß zu ſtürmiſchen Bewegungen des Volkes, welches jetzt ſich bereits daran gewöhnt hatte, jede Beſſerung ſeiner Lage von dem Kaiſer zu erwarten. Die Maſſen nöthigten den Senat, den Auguſtus zum Dictator zu ernennen, und beſtürmten dann den Princeps mit der Aufforderung, dieſe impoſante Machtſtellung auf Lebenszeit zu übernehmen. Auguſtus aber lehnte dieſes Anerbieten mit größter Entſchiedenheit ab. Ebenſo lehnte er es ab, die lebenslängliche cenſoriſche Gewalt zu übernehmen. Dagegen konnte er nicht umhin, wie es einſt zeitweiſe Pompejus gethan, nunmehr bleibend die Oberaufſicht über das Getreideweſen, als „Curator Annonae" in die Hand zu nehmen. Es war der erſte Schritt, der

ihn von dem Wege abführte, den er sich ursprünglich für seine politische Haltung vorgezeichnet hatte. Er sah sich jetzt genöthigt, nun auch persönlich für die Verwaltung, zunächst der Hauptstadt, einzutreten, und es war vorauszusehen, daß es dabei sein Bewenden nicht würde haben können, daß vielmehr der Kaiser sich allmählich gezwungen sehen würde, an die Spitze der gesammten Verwaltung zu treten. Denn die schlimmen Folgen der schlechten und unzulänglichen Verwaltung in den letzten Menschenaltern der oligarchischen Herrschaft waren nicht so schnell zu überwinden, und die Leistungsfähigkeit der aristokratischen Beamten zeigte sich auch in der kaiserlichen Zeit nur selten als recht zufriedenstellend, während die neuen Schöpfungen des kaiserlichen, jetzt definitiv den Aedilen aus der Hand genommenen, Proviantamtes für die Hauptstadt sich sofort großen Beifalls zu erfreuen hatten. Freilich war dieses nicht sehr wunderbar; gebot doch der Kaiser unbeschränkt über die ungeheuren Kornvorräthe des reichsten Getreidelandes der damaligen Welt, nämlich Aegyptens, so daß er im Stande war, Korn im Betrage des siebenjährigen Bedarfs der Hauptstadt aufspeichern zu lassen. Die Kosten trugen seit dieser Zeit theils der Staatsschatz der Republik, theils aber und wohl in höherem Grade die ägyptischen Einkünfte des Kaisers. Das neue ständige Getreideamt, welches Augustus jetzt unter seiner Leitung ins Leben rief, besetzte er vorläufig noch mit mehreren jährlich wechselnden Beamten aus der Reihe der gewesenen Prätoren. Aber bei der fortschreitenden Entwickelung des Principats änderte sich das zwischen den Jahren 8 und 14 n. Chr. dahin, daß der Kaiser an die Spitze dieses Amtes einen Präfekten des Getreidewesens stellte, der — nunmehr in bestimmtem Gegensatz zu der Art der republikanischen Magistraturen — als Einzelvertreter des Kaisers von ihm ohne feste Zeitgrenze, also auf Abberufung nach Ermessen, und zwar unter Ausschluß der Senatoren lediglich aus dem Ritterstande angestellt wurde. Diese Präfekten hatten die Aufgabe, den Markt der Residenz mit Korn und den sonst nothwendigen Lebensmitteln dauernd versehen zu halten, auch die dafür bestimmten Gewerbe, namentlich die Schiffer und Bäcker, zu überwachen. Für sie arbeiteten specielle Agenten in den Provinzen, aus denen Rom mit Proviant versehen wurde. Es war nur natürlich, daß diese Präfektur, eine der ansehnlichsten Stellungen in der seit Augustus neben der senatorischen sich neu entwickelnden Aemterlaufbahn, zu einer der wichtigsten Beamtungen der Kaiserzeit geworden ist.

Solche nicht senatorische Beamtungen aber für die unmittelbare städtische Verwaltung schuf Augustus schon i. J. 20 und wieder i. J. 11 v. Chr., ebenfalls für höchst praktische Zwecke. Der Versuch, i. J. 22 anstatt der ihm angetragenen censorischen Gewalt die alte Art der republikanischen censorischen Thätigkeit wieder zu beleben, war nicht vom Erfolge gekrönt. Es geschah darum auf Kosten der alten censorischen Competenz, daß Augustus, formell durch einen besonderen, von den Comitien bestätigten Senatsbeschluß beauftragt, zunächst (20) die Verwaltung der großen italischen Heerstraßen,

und neun Jahre ſpäter (11) auch die der römiſchen Waſſerleitungen übernahm, und für beide hochwichtige Aufgaben neue ſelbſtändige und von ihm nach ſeinem Ermeſſen beſetzte Aemter ſchuf, deren Vorſtandſchaft gewöhnlich in die Hände von Senatoren höheren Ranges gelegt wurde.

Auf der andern Seite widerſtand Auguſtus mit großer Klugheit zäh und konſequent der Verſuchung, den wiederholten Anträgen der Römer nachzugeben, die ihm gern eine ſtärker in die Augen fallende Gewalt übertragen hätten. Während noch mehrere Jahre nach 22 bei den Conſulwahlen immer die eine Stelle offen gehalten wurde, von der man hoffte, daß der Princeps ſie doch noch übernehmen ſollte, kam es in der Hauptſtadt zur Zeit einer mehrjährigen Inſpektionsreiſe nach Sicilien, Griechenland und Kleinaſien, die Auguſtus gegen Ende d. J. 22 antrat, um erſt i. J. 19 nach Rom zurückzukehren, über die Frage der Beſetzung der andern Conſulſtelle wiederholt zu erheblichen Schwierigkeiten, ja ſelbſt zu blutigen Tumulten. Die Unruhen, zu welchen die Wahlen für das Jahr 19 führten, waren ſo erheblicher Art, daß der Senat endlich dem gewählten Conſul Gajus Sentius durch die alte republikaniſche Formel außerordentliche Vollmachten ertheilen wollte. Der vorſichtige Sentius lehnte das jedoch ab, und nun beſchickte der Senat den Kaiſer durch Geſandte und forderte ihn zur Rückkehr auf, die auch, nachdem Auguſtus zuvor einen zweiten Conſul deſignirt hatte, im Herbſt d. J. 19 erfolgte.

Die Römer, die froh waren, die ſichere Hand des Princeps wieder zu fühlen; die auch, wie wir ſpäter erzählen, allen Grund hatten, ſich über die Leiſtungen Auguſts in Aſien zu freuen, überhäuften ihn wieder mit Ehrenbezeugungen mancherlei Art. Mehr aber, ſie ſuchten ihn abermals zur Uebernahme der Dictatur zu beſtimmen. Zweimal nach einander, i. J. 19 und i. J. 18 v. Chr., wurde ihm durch Senatsbeſchluß und Volksgeſetz dieſes Amt angeboten, und zwar unter dem verhüllenden Namen einer „cura legum et morum“. Aber der kluge Staatsmann, — ſo ſteht jetzt das Urtheil des größten modernen Forſchers auf dieſem Gebiete, — lehnte das Anerbieten beide Male beharrlich ab, unter der Erklärung, daß die verfaſſungsmäßig geführte tribuniciſche Gewalt, recht und voll gehandhabt, allen Bedürfniſſen genüge. Derſelbe deutſche Forſcher verweiſt auch eine Reihe von Angaben des Hiſtorikers Caſſius Dio, eines Zeitgenoſſen des Kaiſers Severus Alexander, die bisher in der Geſchichte Auguſts eine erhebliche Rolle geſpielt haben, in die Reihe unhaltbarer Berichte. Demnach hat Auguſtus weder damals (19) noch ſpäter (12) auf je fünf Jahre die cenſoriſche Gewalt übernommen. Er hat auch nicht i. J. 18 in furchtbar harter und rückſichtsloſer Weiſe den Senat neu „geläutert“, um zahlreiche Republikaner auszutreiben. Endlich aber hat Auguſtus damals nicht daran gedacht, ſich zu den andern konſtitutionellen Rechten nun auch noch die conſulariſche Gewalt übertragen zu laſſen; vielmehr hat kein Kaiſer dieſe Gewalt als allgemeinen und feſten Beſtandtheil des Principats geführt. Wohl hat Auguſtus noch einige

Male eine Consulstelle übernommen, aber nur wie jeder andere Römer, und darin sind ihm die späteren Kaiser gefolgt. Die consularische Gewalt und zwar mit Einschluß (S. 5) ihrer früheren censorischen Befugnisse hat sich Augustus später durch Spezialgesetz noch zwei Mal übertragen lassen, als er (8 v. Chr. und 13/14 n. Chr.) einen Census in umfassender Weise anstellen wollte. Analoger Weise ist das dann auch von anderen Kaisern zu anderen Zwecken geschehen.

Dagegen hat sich Augustus sein Imperium (S. 7) im Jahre 18 v. Chr., als die ersten zehn Jahre desselben ihrem Ablaufe sich näherten, auf neue fünf Jahre (später im Jahre 13 wieder auf fünf, weiter i. J. 8 v. Chr. auf zehn, und wieder in den J. 3 und 13 n. Chr. beide Male auf je neue zehn Jahre) verlängern lassen. Es scheint endlich, daß Augustus bei seiner Rückkehr nach Rom i. J. 19 v. Chr. nach einer bestimmten Richtung das Recht erhalten hat, Verordnungen mit voller Gesetzeskraft zu erlassen. Sachlich machte allerdings das Principat von vornherein auf verschiedenen Punkten der legislativen Thätigkeit der alten republikanischen Gewalten eine fühlbare Conkurrenz. Mit der Beamtenstellung des Princeps hing es zusammen, daß er das Recht hatte, wie andere Großbeamte der Republik, von sich aus sogenannte Edicte zu erlassen, nämlich durch öffentlichen Anschlag der Bürgerschaft Mittheilungen zu machen, die zuweilen Befehle, häufiger noch Rathschläge und Ermahnungen enthielten. Durch solche Edicte wurden oftmals in allgemein giltiger Weise Personalverfügungen bekannt gemacht, die viele Leute gleichmäßig betrafen. Andere Edicte griffen aber auch materiell hinüber in das Gebiet der allgemeinen Gesetzgebung, theils in Gestalt von Regulirung specieller Fragen, theils in Gestalt von allgemeinen Festsetzungen, wie etwa für das Militärwesen, für die fiscalischen Hebungen, für das Verpflegungs-, Wasser- und Bauwesen der Hauptstadt. Daneben gingen aus der allgemeinen Regierungsthätigkeit des Kaisers andauernd eine große Anzahl von „Constitutionen" (Festsetzungen) oder „Acta" (nichtmilitärische Amtshandlungen) hervor, „einseitig magistratische Handlungen", welche in der Regel nicht allgemein, sondern nur für die jedesmal Betheiligten officiell zur Kenntniß gebracht wurden. Dieselben wurden authentisch in den kaiserlichen „Commentarien" oder Protokollen verzeichnet, in denen auch die bei dem Princeps eingereichten Anklagen, die von demselben ergangenen Entscheidungen, die von ihm ertheilten Privilegien, und Aehnliches eingetragen wurden. Dazu kam die kaiserliche Correspondenz, deren höchst bedeutsame Entwicklung uns in den spätern Epochen des Principats noch wiederholt begegnen wird; hier haben namentlich die den Beamten ertheilten Instruktionen, ähnlich wie die Edicte, wiederholt materiell auf die Gesetzgebung eingewirkt, indem „die neue Rechtsvorschrift gleichmäßig sämmtlichen Beamten in die Instruktion gesetzt wurde". Die Rechtsgiltigkeit solcher kaiserlichen „Constitutionen" war durch eine besondere, dem Gesetz über die tribunicische Gewalt einverleibte Clausel für Augustus, — und nachher

dessen Nachfolger, — in sehr ausgedehnter Weise anerkannt worden. Aber der Princeps war durch dieses Recht nur befugt, Maßregeln von sich aus vorzunehmen, wozu es eines Gesetzes oder der Befreiung von einem Gesetze nicht bedurfte, und weiter, die bestehenden Gesetze authentisch zu interpretiren. Da der Princeps nicht Monarch, sondern Beamter war, so konnte jede seiner Verfügungen durch seinen Nachfolger wieder aufgehoben werden, sobald sie derselbe nicht ausdrücklich oder stillschweigend erneuerte.

Bei der Ausnutzung des Rechtes der Gesetzanwendung theils in Sachen des Verwaltungswesens, theils zur Durchführung des Anspruches der Billigkeit gegenüber mancher Härte des formellen Rechtes, pflegte Augustus jedoch auch die jedesmal fungirenden Consuln zu betheiligen. Wurde dagegen ein eigentliches neues Gesetz gewünscht, so pflegte er den gewöhnlichen konstitutionellen Weg einzuschlagen. Das Principat ließ die gesetzgebende Gewalt der Comitien fortbestehen. Wie die übrigen alten Großbeamten der Republik, so hatte sich vor Allen der Kaiser (wahrscheinlich kraft seiner tribunicischen Gewalt) die „legislative Initiative" gesichert, und seine Aufgabe war es, seine Rogationen mit der Bürgerschaft zu vereinbaren. Dagegen ist nun dem Princeps, wahrscheinlich durch verschiedene Specialklauseln, das Recht verliehen worden, — wie das auch in republikanischer Zeit in einzelnen Fällen vorgekommen war, — nach verschiedenen Richtungen hin im Namen des Volkes Personalkonstitutionen zu erlassen, um in gewissen Fällen die legislatorische Befugniß einseitig auszuüben, so daß dann solche „einseitig gegebene Gesetze den unmittelbaren Comitialbeschlüssen rechtlich gleich standen". Diese Befugnisse hat dann das Principat „durch Generalisirung und Monopolisirung gesteigert". Im Zusammenhange mit dem auf den Princeps übergegangenen unbeschränkten Verfügungsrecht über den gesammten Grundbesitz der Gemeinde und der Entscheidung über Krieg, Frieden und Bündniß, gründet allein der Kaiser neue Kolonien und bestimmt über deren Rechtsstellung, verwandelt er allein unterthänige Gemeinden in „latinische", latinische in Bürgergemeinden, Bürgerkolonien in Bürgermunicipien und umgekehrt, und verlieh oder gestaltete er die entsprechenden städtischen Statuten derselben um. Ebenso hatte der Princeps das Recht, von sich aus bei jeder von ihm neu angelegten Bürgerkolonie auch Nichtbürger in unbeschränkter Zahl zuzulassen und denselben auf diese Weise das Bürgerrecht zu gewähren. Dagegen leitete sich zunächst aus seiner Competenz als Imperator das Recht her, den unter ihm im Heere dienenden Nichtbürgern bei deren Ausscheiden aus dem Dienst nach vollendeter Dienstzeit das römische Bürgerrecht regelmäßig zu verleihen. Weiterhin scheint dem Principat ziemlich frühzeitig durch Spezialklausel neben den einfachen Consequenzen des Feldherrnrechts in allgemeiner Weise das Recht zur Ertheilung der Civität mit seinen verschiedenen Modifikationen beigelegt worden zu sein. Endlich scheint auch die Gleichstellung von Freigelassenen mit den Freigeborenen stets von dem Kaiser abgehangen zu haben.

Ob nun aber wirklich irgend welche Ausdehnungen der Rechte des Augustus zu selbständigem legislativem Vorgehen in der oben angegebenen Richtung gerade in die Jahre 19 oder 18 v. Chr. zu setzen sind, wie noch immer mehrfach angegeben und angenommen wird, entscheiden wir hier um so weniger, je stärker und umfassender die glänzenden, aber noch nicht abgeschlossenen Entdeckungen der in dem letzten Jahrzehnt in Sachen des Augusteischen Principats neu eröffneten Untersuchungen die seit Alters über dasselbe bestehende Auffassung erschüttert haben. Wir bemerken hier nur noch, daß im Gegensatz zu den bezeichneten Rechten des Princeps dem Senat allein rechtlich wie thatsächlich bis auf Kaiser Domitian die Befugniß zustand, von einem bestehenden Gesetz zu entbinden, Ausnahmemaßregeln anzuordnen, Ausnahmegesetze zu erlassen, die in der Zeit des Principats freilich in der Regel durch den Kaiser benutzt oder veranlaßt wurden. Außer vielen anderen Angelegenheiten gehörte namentlich die Dispensation von verschiedenen für die Candidatur bei der Aemterbewerbung gesetzlich geforderten Qualifikationen, gehörte noch mehr das Recht der Begnadigung kriminell Verurtheilter und der Niederschlagung noch schwebender Untersuchungen, formell zu der Prärogative des Senats. Der Princeps persönlich war als Beamter der Republik mit seiner fest umschriebenen Competenz durch die Gesetze des Staates ebenso gebunden, wie jeder andere römische Bürger auch. Dagegen war er natürlich von der Beobachtung solcher allgemeinen Vorschriften befreit, die sich mit den ihm übertragenen amtlichen Aufgaben nicht vereinigen ließen, und scheinen manche der seit der Gründung des Kaiserthums erlassenen Gesetze den Princeps persönlich privilegirt zu haben. So lange das Recht der Dispensation von Gesetzen lediglich dem Senat zustand, war es diese hohe Behörde, bei welcher die Kaiser, wenn es einmal nöthig wurde, die Befreiung von gewissen Formalien oder hindernden Vorschriften für sich beantragten.

Die Erweiterung aber der mit dem Principat verbundenen Kompetenzen machte während der dem Jahre 18 v. Chr. folgenden Regierungsjahre des Augustus noch nach zwei Richtungen hin erhebliche Fortschritte. Einerseits nach Seite der sacralen Angelegenheiten. So wie das Kaiserthum seit seiner ursprünglichen Ausbildung durch Augustus und seine ersten Nachfolger sich darstellt, ist es üblich geworden, daß die Kaiser den sämmtlichen hohen Priesterschaften der Republik angehörten. Augustus war allem Anschein nach bei erster Gelegenheit, bei der ersten eintretenden Vacanz, von den wahlberechtigten Elementen in alle Priesterschaften hineingewählt worden, die ihm schicklicher Weise überhaupt angeboten werden konnten; und in diese Plätze sind nachher die Nachfolger ebenfalls regelmäßig eingetreten. Von wirklicher höherer Bedeutung aber wurde es, daß Augustus, — als der alte frühere Triumvir Lepidus, der langjährige Pontifex Maximus, im Jahre 12 v. Chr. endlich starb, — auch diese wichtige Stellung durch die Wahl der Tributcomitien sich übertragen ließ. Seit dieser Zeit haben sämmtliche rö-

miſche Kaiſer Jahrhunderte lang, ſelbſt die chriſtlichen, nämlich bis auf Gratian herab, das oberſte Pontificat Roms geführt. Damit wuchs der jungen kaiſerlichen Macht eine ſehr erhebliche Erweiterung zu. Einerſeits nämlich die Aufſicht über das geſammte Religionsweſen, andererſeits das Recht der unmittelbaren Ernennung der Prieſter in mehreren höheren und in den Collegien zweiten Ranges und der Veſtalinnen, und einer ſehr ſtarken Mitwirkung bei der Ernennung neuer Prieſter in den oberſten Collegien. Außerdem war es aber für Auguſtus in hohem Grade werthvoll, daß die bleibende Verbindung ſeiner hohen militäriſchen und bürgerlichen Beamtung mit dem höchſten Prieſterthum des Staates dem Prineipat eine eigenthümliche religiöſe Weihe verlieh. Auguſtus ging lange nicht ſoweit wie Cäſar, der als Dictator in allen Tempeln Roms und des Reiches ſeine Bildſäule unter denen der Götter hatte aufſtellen, und ſich einen eigenen Flamen hatte beſtellen laſſen. Die Triumvirn hatten dann zu Ende des J. 43 oder zu Anfang des J. 42 v. Chr. erzwungen, daß durch Beſchluß des Senats und Volkes Cäſar als „Divus Julius" förmlich in die Reihe der Gottheiten der römiſchen Gemeinde aufgenommen wurde. Seit dieſer Zeit ſtellte ſich in Rom die eigenthümliche Bedeutung von Divus feſt, als die „eines früher Menſch geweſenen Gottes". Damit wurde der Beſchluß verbunden, der neuen Gottheit einen Tempel zu errichten, welcher 29 v. Chr. eingeweiht worden iſt. Auguſtus für ſeine Perſon begnügte ſich dagegen, ſeinem ganzen Syſtem entſprechend, als Sohn eines „Gottes" zu gelten, und theils durch ſeinen faeralen Namen, wie nunmehr durch die Stellung als höchſter Pontifex eine gewiſſe religiös geweihte Höhe zu behaupten. Für Rom ließ er es nicht zu, daß ihm bei ſeinen Lebzeiten „göttliche" Verehrung zu Theil wurde. Doch duldete er es, daß nach Analogie früherer Erſcheinungen in dem griechiſch redenden Theile des Reiches, aber auch in Italien, manche Gemeinden ihm Tempel dedicirten, und daß in dem Feſtlied der Salier wenigſtens ſein Name unter die der Götter aufgenommen wurde.

Alle weiteren Fortſchritte der Kompetenz des Prineipats liegen auf dem Gebiet der unmittelbaren Verwaltung der Hauptſtadt. Auguſtus hat, ungewiß wann, zu den früher von ihm übernommenen Geſchäften dieſer Art (S. 13) auch noch die Leitung des geſammten hauptſtädtiſchen Bauweſens an ſich gezogen. Wahrſcheinlich geſchah es doch ziemlich gleichzeitig mit der Uebernahme (11 v. Chr.) der Aufſicht über alle Waſſerleitungen der großen Welthauptſtadt an der Tiber. Auch dieſer Schritt führte wieder zu der Schöpfung neuer kaiſerlicher Beamtungen. In Sachen der Waſſerleitungen ſtifteten Agrippa und Auguſtus dem Staate eigene Waſſerleitungsgeſinde. Beſonders wichtig iſt es aber für die Hauptſtadt geworden, daß der Kaiſer ſich entſchließen mußte, endlich auch oberſter Branddirektor zu werden, nämlich eine große Feuerwehr für Rom ins Leben zu rufen. Zur Zeit der Oligarchie war die Bau- und Feuerpolizei und das Löſchweſen in Rom in ſchmählichen Verfall gerathen. Die ungeheure Stadt war ſeit der keltiſchen Zerſtörung

des vierten vorchristlichen Jahrhunderts ziemlich regellos gebaut, die Straßen großentheils eng, die Häuser vielfach sehr hoch, ausgedehnte Ueberbauten der in den höheren Etagen aus Holz errichteten Stockwerke und andere feuergefährliche Anlagen nur zu häufig, und zerstörende Feuersbrünste sehr gewöhnlich. Das letztere um so mehr, weil in dem Zeitalter des Verfalls der alten sittlichen Kraft des Römerthums in Rom, — wie nachmals in dem Byzantion der Nachfolger des Arkadius und in dem Stambul der Osmanen, — die schmähliche Praxis eingerissen war, der Unzufriedenheit der Menge über Regierungsmaßregeln durch Brandstiftungen Ausdruck zu geben. Solchen Calamitäten vermochte die schlaffe Polizei der Aedilen und der sonst mit der Sorge dafür betrauten Beamten nur sehr unvollkommen zu wehren. Die oberste Leitung des Löschwesens war sehr schwerfällig, die aus Sklaven bestehende Löschmannschaft höchst unzulänglich. Als daher die Bemühungen des Kaisers, hier bessere und wirksamere Ordnung zu schaffen, keine Resultate erzielten, so nahm er im J. 6 n. Chr. die Sache in seine eigene Hand. Er bildete jetzt aus Freigelassenen eine sehr zahlreiche Wachmannschaft, das Corps der Vigiles, welches im Sinne einer durchgreifenden Reorganisation der bisher unter der Republik furchtbar vernachlässigten städtischen Sicherheitspolizei die doppelte Aufgabe hatte, als Feuerwehr zu arbeiten und als Schutzmannschaft gegen Räuber und Diebe zu dienen. Augustus hatte die gewaltige Stadt im J. 8 v. Chr. in vierzehn Regionen getheilt, deren jede eine Anzahl von Straßen umfaßte. Auf der Grenze von je zwei solchen Regionen, auf passenden Stellen, wahrscheinlich im Anschluß an die älteren Einrichtungen, wesentlich dem Laufe der alten servianischen Mauer folgend, richtete der Kaiser die Kasernen oder Hauptstationen dieser Gensdarmerie ein. Es waren sieben an der Zahl, so daß von jeder derselben je zwei Quartiere überwacht werden konnten. Die Einrichtung dieser Polizeimannschaft war vollkommen militärisch; sie galt als ein Theil des stehenden Heeres. Das ganze Corps bestand demnach aus sieben Cohorten, jede zu tausend bis 1200 Mann unter je einem Tribunen oder Obersten; jedes dieser Bataillone zerfiel in sieben Centurien zu durchschnittlich 150 Mann. An der Spitze der Vigiles stand ein höchstcommandirender Präfekt, der stets aus den Leuten des Ritterstandes genommen wurde. Dieses Amt wurde sehr schnell eines der angesehensten in der durch die Kaiser neu geschaffenen, mit Rittern besetzten Beamtenlaufbahn. Die Offiziere dieses Polizeikorps, welches im Range den Legionen nachstand, konnten von Anfang an in die eigentliche Besatzung der Hauptstadt und in die Legionen übertreten und dort weiter avanciren. Die Mannschaften dagegen gelangten zu solchem Uebertritt in die aus freigeborenen Bürgern gebildeten Heerestheile erst dann, als seit dem J. 24 n. Chr. gesetzlich festgellt worden war, daß ihnen eine sechsjährige (später eine dreijährige) Dienstzeit in der Feuerwehr das römische Bürgerrecht erwerben sollte. Zur Deckung der wahrscheinlich sehr ansehnlichen Kosten, welche die neue Schöpfung forderte, wurde eine Abgabe von vier Procent auf die Preise

der zum Verkauf kommenden Sklaven eingeführt. Mit der Einrichtung der neuen Feuerpolizei hängt endlich auch ein Edict des Augustus zusammen, welches die Höhe der in Rom zu erbauenden Häuser auf 66 bis 70 Fuß beschränkte.

Während also Augustus einen der bedeutsamsten Theile des hauptstädtischen Polizeiwesens nach dem Ablauf seiner Regierung mit großem Erfolge in seine Hand genommen hatte, gediehen seine Versuche, eine ständige Polizeidirektion in Rom einzuführen, noch nicht zum Abschluß. Augustus hat bei der Einrichtung des Principats allerdings von Anfang an darauf hingearbeitet, das alte Recht der Könige, welches bis zu der licinischen Gesetzgebung auch den Consuln zugestanden hatte, wieder ins Leben zu rufen und für die hauptstädtischen Angelegenheiten in der Person eines Präfectus Urbi bei zeitweiliger Abwesenheit des Princeps einen Stellvertreter einzusetzen; selbst mit der Erweiterung, daß eine solche Ernennung auch stattfinden konnte, wenn die Prätoren und (zur Zeit, wo er selbst das eine Consulat noch führte,) selbst wenn der andere Consul in Rom verweilte. Hatte früher zur Zeit des Aktischen Krieges und der Eroberung Aegyptens sein Freund Mäcenas in Rom sein Interesse wahrgenommen, so war in aller Form während Augusts Abwesenheit von Italien in den Jahren 27 bis 24 v. Chr. ein „Stadtpräfekt" beschäftigt gewesen. Agrippa hatte nachher im J. 21 v. Chr. zeitweise die Stellvertretung des Princeps zu führen, aber nicht in Gestalt eines Stadtpräfekten. Ein solcher hat unter dem ersten Principat noch einmal 16 bis 13 v. Chr. fungirt. Zu wirklicher Ausbildung ist unter Augustus dieses Amt noch nicht gekommen; und das war allerdings den wirklichen Anhängern der republikanischen Staatsordnung, die der Princeps dem Namen nach wiederhergestellt hatte, ganz lieb. Denn zu leugnen war es nicht, daß die Fixirung der außerordentlichen Gewalt, die mit demselben seiner Natur nach verknüpft war, mit der Form und dem Wesen einer Republik sich nicht wohl innerlich vereinigen ließ. Sie hatten vollkommen Recht; denn gerade von hier aus ist nachmals die senatorische Macht und Gerichtsbarkeit ganz vorzugsweise aus den Angeln gehoben worden, wie wir später zu zeigen haben werden.

Wir werden sehen, in welcher Weise der erste Nachfolger des Augustus die materielle Machtstellung des Principats noch auf einigen wichtigen Punkten erheblich verstärkt, und zugleich auf einer sehr wichtigen Stelle die alten konstitutionellen Rechte der Gemeinde erheblich schattenhafter gestaltet hat. In der Hauptsache jedoch war jetzt für lange der Kreis der Rechte beschlossen, auf welche sich die neu geschaffene Amtsgewalt des Princeps stützen sollte. Es liegt klar zu Tage, daß das Principat nicht als eine Monarchie bezeichnet werden kann. Es sollte staatsrechtlich eine neue, außerordentliche Magistratur sein, deren Kompetenzen nicht forterbten, sondern durch die konstitutionellen Gewalten des Reiches dem neuen Princeps erst übertragen wurden. Selbst

die Chance war grundsätzlich nicht ausgeschlossen, daß das Amt des Princeps eines Tages nicht wieder besetzt zu werden brauche. Nichtsdestoweniger verhüllte der schlichte Name des Princeps nur leicht die Thatsache, daß eine kolossale Gewalt in der Hand eines einzelnen, nicht nach alter Art durch Collegen und durch eine einjährige Amtsdauer beschränkten, Beamten lag, der gar keine Mühe hatte, mit seiner alle übrigen Machtelemente weit überbietenden legalen Kompetenz die Wirksamkeit des gesammten, äußerlich sorgsam geschonten, republikanischen Mechanismus matt zu setzen. Mit Recht bemerkt der größte Historiker Roms in unsern Tagen, daß politisch angesehen das wahre Wesen des Principats es gewesen sei, „für die realen Machtstellungen keine Namen, und für die Namen keinen realen Machtinhalt zu gestatten". Man kann auch sagen, die wirkliche Macht des Principats glich einem schlummernden Löwen. Die klügeren oder wohlwollenden Kaiser machten von derselben in der Regel nur einen bescheidenen Gebrauch; aber wenn sie in der Hand eines schlechten oder despotischen Mannes lag, gab es innerhalb des Reiches nichts, was ihr wirksamen Widerstand zu leisten vermocht hätte.

Wer die Dinge, wie sie unter der Staatsleitung des Augustus sich in Rom gestaltet hatten, nur von Außen ansah; wer dabei die schlichte, rücksichtsvolle, bescheidene Art ins Auge faßt, in welcher Cäsars Adoptivsohn seine Amtsgewalt handhabte und das auf den Namen, die Formen und die Etikette der Republik so eifersüchtige Volk und den stolzen Adel Roms mit äußerster Feinheit an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen verstand: der konnte leicht glauben, daß wenigstens das System der „Dyarchie" (S. 5) zu voller Wahrheit geworden sei. Namentlich die Machtstellung des Senats schien noch immer eine höchst bedeutende zu sein; mochte immerhin das hohe Haus längst nicht mehr mit der stolzen königlichen Versammlung der guten Zeiten der alten Republik verglichen werden dürfen. Die äußere Würde des Senats war kaum geschmälert. Mehr noch, es war deutlich zu erkennen, daß das neue Principat immer bestimmter dahin strebte, als Vertreter der römischen Bürgerschaft vielmehr den Senat als die Comitien in den Vordergrund zu stellen. Der Senat hatte, bloß staatsrechtlich angesehen, noch immer in den großen inneren Angelegenheiten des Reiches das entscheidende Wort zu sprechen. Der Imperator galt erst dann als legitimirt, wenn er die Anerkennung des Senats erhalten hatte; die bürgerlichen Kompetenzen des Princeps wurden demselben durch den Senat übertragen. Die gesetzgebende Thätigkeit übte das hohe Haus mit den Comitien noch immer in sehr umfassender Weise. Wir berührten wiederholt die bedeutenden Rechte, die nach dieser Richtung dem Senat geblieben waren. Augustus hatte selbst in Sachen seiner Competenz als Imperator dem Senate eine doppelte Concession gemacht. Obwohl der Kaiser allein über Krieg, Frieden und Bündnisse zu bestimmen hatte, so blieb es doch Herkommen — und manche Kaiser sind dem Senat noch weiter entgegengekommen —, daß die Friedensgesandtschaften besiegter Feinde an den Senat gewiesen, oder mindestens die Friedensbedingungen demselben

amtlich mitgetheilt wurden. Die Verwandlung eines abhängigen Staates in eine Provinz ging wahrscheinlich immer durch den Senat. Und weiter behielt der Senat das Recht, nach glücklichen Feldzügen für die Sieger den Triumph oder die Verleihung der Triumphalornamente zu beschließen. Erst seit Vespasians Zeit wurde es üblich, daß solche Beschlüsse nur auf Antrag des Kaisers gefaßt wurden, soweit es sich nicht etwa um Ehren handelte, die der Senat dem Princeps selbst zuerkennen wollte. Weiter aber gebot der Senat noch immer unmittelbar über einen sehr beträchtlichen Theil des Reiches, und damit namentlich auch über die seit Alters für die Senatsherrschaft so überaus wichtige Verwaltung des Aerarium, der Reichshauptkasse. Nur das hatte Augustus verändert, daß an Stelle von Quästoren jährlich zuerst zwei durch den Senat ernannte Prätorier, seit dem Jahre 23 v. Chr. dagegen zwei „Prätoren des Aerars" die große Staatskasse verwalteten, die nur ihren Amtsnachfolgern Rechnung zu legen und nur von dem Senat Zahlungsanweisungen anzunehmen hatten. Wollte der Kaiser einmal für seine Ausgaben das Aerarium in Anspruch nehmen, so mußte er erst bei dem Senat einen Zahlungsbefehl erwirken. Und analog hatte auch auf dem Gebiete des Münzwesens der Senat eine gewisse Gleichberechtigung mit dem Kaiser behaupten dürfen. Zunächst seit 27 v. Chr. hatte man sich dahin vereinigt, daß sowohl der Senat auf Rechnung des Aerars, wie der Princeps aus seinen Mitteln nach Belieben Gold- und Silbermünzen prägen lassen konnte. Mit dem Jahre 15 v. Chr. änderte sich das. Seit dieser Zeit übernahm der Kaiser ausschließlich das Recht, Gold und Silber ausmünzen zu lassen; ebenso ausschließlich fiel dagegen dem Senat die Berechtigung zu, Kupfergeld zu prägen. Diese Münzordnung hat dann bis auf Kaiser Aurelian herab festen Bestand gehabt. Wurde damit die Stellung des Senats auf diesem Punkte immerhin herabgedrückt, so hatte doch der Senat wieder den Vortheil, daß einerseits die jetzt wieder aufgenommene Kupferprägung, (die seit den Jahren 84—74 v. Chr. thatsächlich so gut wie ganz aufgehört hatte,) damals allein einen wesentlichen Gewinn abwarf, daß andererseits ihm die rechtliche Möglichkeit blieb, Creditgeld in unbeschränkten Massen in Umlauf zu bringen. Denn die Kupfermünzen wurden über den Metallwerth ausgebracht und mußten in Großzahlungen angenommen werden. Ehe jedoch die neue Kupfermünze ausgegeben werden durfte, scheint sie in den kaiserlichen Münzstätten einer Prüfung unterlegen zu haben. Seit dieser Zeit wurden nun theils Sesterzen (diese als Vieraßstücke) und Dupondien aus Messing (⅕ Zink auf ⅘ Kupfer), der As, der Semis (dieser bis auf Antoninus Pius) und der Quadrans (dieser bis auf Trajan) aus reinem Kupfer geprägt, alle Münzen jedoch ohne Beimischung von werthlosem Metall. Die alten Werthzeichen fielen jetzt weg, die Münzsorten wurden jetzt nach Gewicht und Größe unterschieden, und trugen neben dem Bildniß des Kaisers zum Unterschied von den spezifisch fürstlichen Münzen noch die Aufschrift S-C (senatus consulto).

Endlich aber hatte Augustus dem Senat auch eine sehr ausgedehnte Criminaljurisdiction verliehen. Dieses ist wahrscheinlich gleich bei der Umgestaltung des Senats (S. 6) unmittelbar vor der Gründung des Principates geschehen. Es konnte seit dieser Zeit, wie bei dem Kaiser (s. unten), so bei Consul und Senat gegen jeden wegen jedes Verbrechens Klage erhoben werden, und war der Consul bei der Fällung des Urtheils an die Urtheilsfindung des Senats gebunden. Damit wurde eine mit dem gewöhnlichen Criminalprozeß concurrirende und diesen ausschließende Urtheilsfindung erster und einziger Instanz geschaffen. Die Wahl zwischen dem ordentlichen Gericht der ständigen Geschwornenhöfe und dem außerordentlichen Senatsgericht stand theils bei dem Ankläger, theils bei der Behörde selbst; nur der Angeklagte konnte sich dem Verfahren nicht entziehen. Das Verfahren war natürlich vorzugsweise gegen Personen aus den höheren Ständen gerichtet. Senatoren und deren Familien, vornehmere Ritter, auswärtige, von dem Reiche abhängige Fürsten sind in großer Zahl vor diesen Hof gestellt worden. Aber es konnte auch die Klage vor dem Senatsgericht gegen Leute aller Art geringeren Standes zur Anwendung kommen, und unter Umständen ist das auch geschehen. Nur militärische Vergehen sind niemals vor den Senat gekommen. Es lag in der Natur des Senatsgerichtes, daß vorzugsweise politische Vergehen und Verbrechen, und ferner die der Beamten vor dieses Forum gebracht wurden. Welche schlimme Bedeutung gerade dieser Hof seiner Zeit für die sogenannten Majestätsprozesse gewonnen hat, erfahren wir später. Repetundenklagen sind allmählich immer häufiger vor dem Senat ausgetragen worden. Oft wurde aber hier auch über Verbrechen abgeurtheilt, die den Staat nicht unmittelbar berührten. Mord, Ehebruch (dieser leider in nur allzuhäufigen Fällen), Blutschande, Kindesunterschiebung, Fälschungen, und viele andere Frevel beschäftigten in starker Conkurrenz mit den gewöhnlichen Gerichtshöfen den Senat. Nicht selten wurde, so scheint es, eine Rechtssache bloß deshalb vor den Senat gebracht, weil bei seiner sehr umfassenden Kompetenz hier am besten über Anklagen entschieden werden konnte, bei denen es sich um das Zusammentreffen mehrerer Verbrechen in derselben Sache handelte. Auch das gehörte zu der Kompetenz des Senats als Justizhof, daß er unter Umständen die bestehenden Gesetze nicht bloß anwenden, sondern selbst corrigiren und ergänzen durfte. In Fällen, wo ein Strafgesetz mangelte, in dem gewöhnlichen Prozeß also Freisprechung hätte eintreten müssen, aber eine criminelle Strafe geboten schien, hat der Senat wiederholt Strafen erkannt; er hat aber auch wieder von einer Bestrafung abgesehen, wo das starre Recht sie gefordert hätte.

So bedeutend aber auch die Machtstellung des Senats in der formell unter dem Kaiserthum fortbestehenden Republik zu sein schien, in Wahrheit lag der Schwerpunkt der Reichsgewalt in der Hand des Princeps. Gerade die scheinbar imposante Macht des Senats, hinter welcher doch keine realen Machtmittel standen, die das hohe Haus unter

Umständen zu wirksamem Widerstand gegen den starken fürstlichen Theilhaber an der Regierung befähigt hätten, ist dem Senat wiederholt sehr verderblich geworden. Die Geschichte der Kaiserzeit zunächst bis zu der Epoche der Zersetzung während des dritten nachchristlichen Jahrhunderts wird uns zu zeigen haben, wie — wiederholte Pausen und Waffenstillstände ausgenommen — der Grundzug des Verhältnisses zwischen Kaiser und Senat ein schleichender, mehr oder minder verhüllter Kampf gewesen ist. Der ganze Bau der Dyarchie, wie ihn Augustus so kunstvoll oder vielmehr künstlich hergestellt hat, war derart, daß auf den verschiedensten Punkten, namentlich auf den Gebieten der Verwaltung und der Justiz, den Kaisern die Versuchung und die Möglichkeit gar sehr nahe lag, ihre Machtfülle auf Kosten der des Senats immer weiter auszudehnen und der Stellung des Principats immer mehr einen absolutistischen Charakter zu geben. Zeigte es sich nun im Laufe der folgenden Regierungen immer deutlicher, daß die senatorische Welt auch moralisch, auch ihrer sittlichen und intellektuellen Kraft nach, in der Regel nur selten im Stande war, ihre Stellung würdevoll zu behaupten und der Rivalität des Principats wirksam zu begegnen: so ist bis zu den Erschütterungen des dritten Jahrhunderts für das Verhältniß zwischen Senat und Princeps allezeit Alles von dem Charakter des jedesmal regierenden Kaisers abhängig gewesen. Edle und groß angelegte Naturen haben auch den Senat gehoben, haben es versucht und verstanden, sich mit demselben in gutes Vernehmen zu setzen, haben es verschmäht, die Grenzen zwischen den beiderseitigen Machtgebieten zu verschieben. Schwächere, dabei aber wohlgesinnte Kaiser hielten die Linie der Gleichberechtigung sorgsam inne; ja, es gab selbst Zeiten, wo eine Hofpartei sich gegen andere mächtige Elemente in dem Palast mit Erfolg auf die Curie zu stützen versuchte. Aber wehe, wenn brutale, rohe Menschen das Principat führten; für diese erschien die scheinbare Macht des Senats geradezu als eine stete Herausforderung, die der Senat und viele seiner Mitglieder unaufhörlich durch schnöde Demüthigungen jeder Art zu büßen hatten: Zustände, die bei längerer Dauer auf die politische Temperatur in dem hohen Hause in bedauerlicher Weise entnervend und demoralisirend einwirkten.

Augustus persönlich war dauernd bemüht, dem Senat gegenüber möglichst schlicht und rücksichtsvoll aufzutreten. Die Freiheit der Rede wurde nicht beschränkt, der Princeps selbst bewahrte bei den Verhandlungen die Linie bürgerlicher Gleichheit, er ertrug jeden Widerspruch, er verließ höchstens die Sitzung, wenn derselbe zu heftig und ungebührlich wurde. Auch sonst vermied er es, in seiner Staatsleitung die gewaltige Fülle der Macht, die allmählich „verfassungsmäßig" wie thatsächlich in den Händen des Princeps concentrirt war, ohne Noth fühlbar in den Vordergrund treten zu lassen.

Allerdings aber war diese Machtfülle so imposant, daß es für alle Zeiten so kluger und kühler Staatsmänner wie Augustus, oder hochgesinnter,

großmüthiger Männer bedurft hätte, um das Syſtem der Dyarchie nicht zu einem nur leicht verhüllten Abſolutismus werden zu laſſen. Jeden Augenblick, ſobald der große Organismus des römiſchen Reiches arbeitete, konnte man deutlich ſpüren, daß in Wahrheit doch der kaiſerliche Palaſt die eigentliche Centralſtelle, der Punkt geworden war, von dem aus die antike, in römiſcher Umrahmung zuſammengefaßte Welt ihre beſtimmende Leitung erhielt. An ſich ſchon war die Macht, welche der Oberbefehl über ſämmtliche organiſirte Streitkräfte des Reiches dem Kaiſer verlieh, ſo wuchtig, daß im Falle eines Confliktes zwiſchen dem Princeps und den übrigen Gewalten der „Republik" jener unter allen Umſtänden die Oberhand behalten mußte, ſobald nur die Truppen dem Kaiſer die Treue bewahrten. Die großartige perſönliche Thätigkeit, welche dem Princeps oblag, — weil er eben Beamter und nicht Monarch war, — die oberſte Leitung des Kriegsweſens, der Provinzialregierung, der geſammten auswärtigen Politik, des Bauweſens und ſo vieler Zweige der ſtädtiſchen Verwaltung, gab dem Kaiſer an ſich ſchon ein Uebergewicht über alle übrigen ſelbſtändigen, das heißt nicht von ihm ernannten Beamten des Staates. Mehr aber, das Syſtem der Theilung der Gewalt war durch Auguſtus ſo vollſtändig durchgeführt worden, daß unter dem ſtillen, aber fühlbaren Drucke der fürſtlichen realen Uebermacht die Macht der alten Gewalten faſt unvermeidlich auf nahezu allen Punkten ſchrittweiſe zurückgedrängt werden mußte. Nicht nochmals davon zu reden, daß auf dem dem Principat zuſtehenden bürgerlichen Gebiet eine neue Hierarchie von Beamtungen gegenüber den ſenatoriſchen entſtehen mußte, die mehr und mehr mit Leuten aus dem im Laufe der erſten 150 Jahre des Kaiſerthums zu ſolcher Arbeit planmäßig geſchulten Ritterſtande beſetzt wurden: ſo ſtand dem Princeps auch ein bedeutender legaler Einfluß zu auf die Wahl der altrepublikaniſchen Beamten oder „Magiſtrate", und weiter machte das Principat auch auf dem Gebiete der Jurisdiction den alten Gerichten erhebliche Conkurrenz.

Auguſtus hatte allerdings i. J. 27 v. Chr. bei der Gründung des Principats dem römiſchen Volke das während des Triumvirats ſuspendirt geweſene Recht zurückgegeben, in den Comitien nach alter Art die Beamten der Republik zu wählen. Aber dieſes Recht ſah er doch nur als ein „nothwendiges Uebel" an und hatte zu deſſen fühlbarer Einſchränkung ſich zwei wichtige Befugniſſe einräumen laſſen: das Recht der Prüfung der Wahlqualifikation der Candidaten und das ſogenannte Commendationsrecht. Anfangs (S. 10fg.) als ſtets wiedergewählter Conſul, ſpäter mit den Conſuln konkurrirend, übte er bei den Wahlen die Prüfung der Candidaten aus, von welcher zunächſt die Zulaſſung zu der Wahl abhing. Natürlich hatten die von ihm anerkannten Candidaten faktiſch einen erheblichen Vorſprung vor denen, die ſich bei den Conſuln meldeten. Das Recht der Commendation dagegen beſtand darin, daß dem Kaiſer die Befugniß zuſtand, eine Anzahl von Candidaten den Wahlkörperſchaften in bindender Form zu empfehlen, wobei es ihm dann freiſtand, wie weit er immer von dieſem Rechte

praktischen Gebrauch machen wollte. Bis zum Jahre 8 n. Chr. that Augustus das persönlich, in seinen letzten Lebensjahren durch öffentlichen Anschlag. Nur für das Consulat scheint das Recht der Empfehlung erst zu Neros Zeit an den Princeps gekommen zu sein, und für die übrigen Aemter nahmen die Kaiser doch immer nur eine ziemlich geringe Zahl der Stellen für ihre Empfohlenen in Anspruch. Dagegen scheint das kaiserliche Recht auch auf die Aemter der Colonien und Municipien Anwendung gefunden zu haben. Absetzungen der senatorischen Magistrate konnte der Kaiser *nicht* verfügen. Wohl aber vermochte er vermöge seiner tribunicischen Gewalt die Suspension eines solchen Beamten zu erwirken, oder auch nöthigenfalls an einen derselben die Aufforderung zu richten, seinen Abschied zu nehmen, die unter gewöhnlichen Verhältnissen einem Befehle gleichkam. Nicht minder fühlbar erstreckte sich, da seit Gründung des Principats die alte Volksjurisdiction endgültig beseitigt war, der concurrirende kaiserliche Einfluß auch auf die gesammte *Criminaljustiz*, bei welcher übrigens das Principat die thatsächlich außer Anwendung gekommene *Todesstrafe* sofort wiederherstellte. Als ordentliche Criminalbehörden für Rom und Italien und für die in den Provinzen zerstreut lebenden römischen Bürger fungirten die Prätoren und die sonstigen Vorsteher der ständigen Gerichtshöfe mit den ihnen zugetheilten Geschwornenkollegien. Die *Liste* nun der *Geschworenen* für diese Höfe und zugleich für die in Rom zur Entscheidung kommenden ordentlichen Civilprozesse hatte in den letzten Zeiten der Republik von Jahr zu Jahr der städtische Prätor aufgestellt. Mit der Gründung aber des Principats ist diese Aufgabe auf die *Kaiser* übergegangen, die sie nun andauernd bis zum Anfang des dritten nachchristlichen Jahrhunderts (sachlich bis zum Verschwinden des Geschwornenverfahrens aus dem Civil- und Criminalprozeß) in der Art wahrnahmen, daß sie die Liste der Geschwornen alljährlich neu revidirten und ergänzten, während nunmehr die Geschwornen selbst auf Lebenszeit berufen wurden. Die Zahl der Geschwornen ist allmählich von 4000 auf 5000 erhöht worden; unter positivem *Ausschluß* der Senatoren wurde jetzt für drei Viertel dieser Männer als Vermögensqualifikation der Rittercensus gefordert, für den Rest die Hälfte desselben. Außerdem aber hatten die Kaiser, die den Sitzungen der Geschwornenhöfe häufig beiwohnten, das Recht, bei Criminalprozessen, — wenn einmal eine Verurtheilung mit der Mehrheit nur Einer Stimme erfolgt war, — durch Hinzufügung der ihrigen Stimmengleichheit und damit Freisprechung herbeizuführen.

Weit energischer und fühlbarer jedoch griff das Principat in die Criminaljustiz dadurch ein, daß seit Gründung desselben in Concurrenz mit den ordentlichen Höfen und der (S. 23) neuen außerordentlichen senatorischen Gerichtsbarkeit nun auch ein neues, eigenes, höchstes, „der letzteren ebenbürtiges und gleichartiges", *kaiserliches* Strafverfahren ins Leben trat. Von Rechtswegen konnte jede Person wegen jedes Verbrechens, wie vor das senatorische, so vor das „*Kaisergericht*" gestellt werden, namentlich auch Sena-

toren, was jedoch, wie sich zeigen wird, in der Zeit nach dem Aussterben des julisch-claudischen Hauses der Hauptsache nach aufgehört hat. Da indessen weder der Senat noch der Kaiser verpflichtet waren, jede vor ihr Forum gebrachte Sache auch anzunehmen, so ist thatsächlich von dem Rechte nur ein beschränkter Gebrauch gemacht worden. Es ist aber charakteristisch, daß in der Regel mehr politische und persönliche, als juristische Erwägungen den Ausschlag gaben, ob ein Prozeß vor dem Senat, vor dem Kaiser, oder vor den gewöhnlichen Gerichten behandelt werden sollte. Im Ganzen wurde das durch den Kaiser persönlich geleitete Verfahren, — bei welchem der Kaiser, gewöhnlich unter Zuziehung von berathenden Beisitzern, als Einzelrichter fungirte und selbst die Entscheidung fällte, — doch nicht allzu häufig angewendet. Irgend tüchtigere Kaiser vermieden es, Anklagen wegen gegen sie selbst begangener Verbrechen und wegen Beamtenverbrechen, wie auch geringfügige Sachen und Verbrechen niedrig stehender Personen, persönlich zu behandeln. Dagegen gehörten die Anklagen gegen die Offiziere vom Centurio aufwärts, und die Verschuldungen der vom Kaiser in der Verwaltung, namentlich im Finanzwesen beschäftigten Privatpersonen, recht eigentlich vor den Fürsten. Augustus scheint seine persönliche Gerichtsbarkeit vorzugsweise da haben eintreten zu lassen, wo schwere Privatverbrechen in den höheren Schichten der römischen Gesellschaft einerseits eine möglichst eingehende Untersuchung der Thatfrage erforderten, andrerseits aber selbst die halbe Oeffentlichkeit der Verhandlungen vor dem Senat nicht unbedenklich erschien. In Betreff der Rechtsnormen und Rechtsformen waren auch für das Kaisergericht die Regeln des ordentlichen Strafprozesses maßgebend. Doch stand es dem Princeps zu, nach seinem Befinden das Gesetz zu vollziehen, die Strafen zu mildern oder auch zu verschärfen. Daneben fanden aber auch „Delegationen" des kaiserlichen Strafrechts statt. Ehe sich, was erst seit Tiberius geschehen ist, die bedeutungsvolle Macht des Polizeipräsidenten von Rom und des Commandeurs der Kaisergarde ausgebildet hat, kommen nach dieser Richtung nur erst die Statthalter der Provinzen in Betracht. Zunächst war das eigene Strafrecht derselben auf die Prozesse der Nichtbürger und auf die nicht kapitalen der in den Provinzen lebenden römischen Bürger beschränkt. Aber es zeigte sich allmählig immer weniger ausführbar, die sämmtlichen eines Kapitalverbrechens angeschuldigten Bürger zur Aburtheilung nach der Reichshauptstadt zu schicken. Man half sich endlich damit, daß der Kaiser an sämmtliche Statthalter des Reiches sein Recht, auf Kapitalstrafen zu erkennen, in der Art delegirte, daß die Sendung nach Rom auf gewisse Kategorien, namentlich die Senatoren, die höheren Offiziere, die Decurionen der Municipien, eingeschränkt wurde. Eine Appellation fand dagegen in der Art statt, daß der Angeklagte, wenn er römischer Bürger war, die Competenz des Provinzialgerichts bestritt, und die Berufung einlegte auf die hauptstädtischen Behörden, namentlich auf den Kaiser persönlich. Aber auch wer das Recht der Ablehnung des Gerichts nicht besaß, konnte doch an die persönliche Entscheidung des Princeps appelliren.

In analoger Weiſe ſtand dem Princeps auch auf dem Gebiete der Civiljurisdiction ein ſehr ausgedehnter Einfluß zu. Nicht nur, daß er ja, wie wir ſahen, die Liſte der Geſchworenen aufzuſtellen hatte, und die Akte der ſogenannten „freiwilligen" Gerichtsbarkeit ebenſogut vollziehen konnte, wie jeder andere Oberbeamte, ſo war es möglich, daß auch jede nicht criminelle Sache von den Parteien — anſtatt vor den zunächſt kompetenten Magiſtrat — zur Entſcheidung vor den Princeps gebracht wurde. Während jedoch die Kaiſer von dieſer Berechtigung gewöhnlich nur dann Gebrauch machten, wenn es ſich darum handelte, daß eine beſondere, die Befugniß des kompetenten Magiſtrats überſchreitende Begünſtigung erwirkt werden ſollte, haben die Kaiſer, namentlich ſpäterhin, dagegen häufiger durch prozeßleitende Dekrete in den Gang der Rechtspflege eingegriffen, theils indem ſie den kompetenten Magiſtrat veranlaßten, ſich einen Stellvertreter zu ernennen, auch wohl ihm denſelben bezeichneten, theils indem ſie die in den eben vorliegenden Fall einſchlagenden Rechtsfragen materiell durch ein den Richter bindendes Reſkript feſtſtellten. Dagegen galt es immer als ein Uebergriff, als eine Rechtsverletzung, wenn der Princeps einen Rechtshandel, der vor Geſchworene gehörte, im Wege der „Cognition" vor ſich zog, was jedoch im Laufe der weiteren Ausbildung der ſpäteren Monarchie Seitens des Kaiſers und der Beamten immer mehr Gewohnheit geworden iſt. Daneben geſchah es auch, daß der kompetente Magiſtrat ſelbſt ſich an den Kaiſer wandte, wenn jenem entweder die Rechtsfrage zweifelhaft war, oder nach Lage des Falles eine Abweichung von der beſtehenden Rechtsvorſchrift geboten ſchien. Noch weſentlicher kam die kaiſerliche Civiljurisdiction zur Geltung, wenn die Partei von der Entſcheidung des kompetenten Magiſtrats appellirte. Nach den Grundſätzen der durch Auguſtus geſchaffenen Verfaſſung unterlag jedes Dekret jedes Magiſtrats der Berufung entweder an den Kaiſer, oder an Conſuln und Senat, und der Reformirung durch eine dieſer höchſten Behörden. Nun behauptete das Kaiſerthum mit ſeltenen Ausnahmen thatſächlich dahin das Uebergewicht, daß einerſeits die Appellation von den kaiſerlichen Legaten ausſchließlich an den Fürſten ging, und daß andrerſeits der letztere auch gegen die Entſcheidungen der ſenatoriſchen Statthalter, wie auch der Magiſtrate Roms und Italiens angerufen werden konnte. Dagegen war gegen einen Spruch von Geſchworenen als ſolchen die Appellation nicht ſtatthaft; nur daß — wie es ſchon zur Zeit der alten Republik geſchehen war — der Kaiſer wie das conſulariſch-ſenatoriſche Gericht in der Lage war, einen Spruch, der durch Betrug, Zwang oder Beſtechung beeinflußt ſchien, für nichtig zu erklären und die Sache zu nochmaliger Aburtheilung an andere Geſchworne zu verweiſen. Die Appellation ſtand indeſſen nur den römiſchen Bürgern und auch dieſen nur in wichtigen Sachen zu, auch nur binnen einer beſtimmten Friſt, und an den Princeps nur, wenn keine Mittelbehörde zur Annahme derſelben kompetent war. Da jedoch auch bei ſolchen Beſchränkungen der Kaiſer unmöglich alle an ihn gehenden Appellationen in Civilſachen perſönlich entſcheiden

konnte, so verfügten die Herrscher immer häufiger bestimmte Delegationen. Zunächst wurden wiederholt bestimmte Fälle durch Specialmandat einem Richter zur Entscheidung übertragen. Die Handhabung einer „allgemeinen Rechtshilfe", die über das geltende Recht hinausging, wurde von Anfang an den Consuln übertragen. Die Appellation aber von den Dekreten der rechtsprechenden Magistrate der Hauptstadt übertrug Augustus zunächst von Jahr zu Jahr dem Stadtprätor; die aus den Provinzen kommenden dagegen an besondere, für jede einzelne Provinz aus den Consularen bestellte Beauftragte. Von solchen Delegirten war dann noch immer die letzte Berufung an den Kaiser persönlich zulässig.

Es liegt auf der Hand, welches Uebergewicht unter allen Umständen auch unter gewöhnlichen Verhältnissen diese ausgedehnte Kompetenz dem Princeps über die alten Magistraturen und den Senat verleihen mußte. Aber der Kaiser persönlich war auch im Stande, auch auf den Senat ganz unmittelbar sehr energisch einzuwirken. Wie sich bei dieser sogenannten Dyarchie die Rechte und Geschäfte des Princeps auf allen Punkten mit denen der alten Gewalten kreuzen oder verschlingen, so war ja der Kaiser von dem Senat gar nicht getrennt. Er saß selbst in dem hohen Hause, er konnte jeden Augenblick daselbst Anträge stellen, Senatsbeschlüsse veranlassen, er hatte als „Princeps Senatus" einen starken moralischen Einfluß auf die Abstimmungen der Reichsräthe, dem sich dieselben, — auch dann, wenn sie als Gerichtshof fungirten, — ihrer Mehrheit nach nur schwer entzogen, endlich gab ihm sein tribunicisches Recht unter Umständen auch hier ein fühlbares Uebergewicht. Endlich aber hatte der Kaiser, obwohl erst Domitian auf dieser Seite einen sehr bedenklichen Schritt zur Erweiterung der fürstlichen Macht gethan hat, schon seit Augustus einen gewissen Einfluß auf die Zusammensetzung des Senates. Bei der Gründung des Principats hatte er auch die Wege zum Eintritt in den Reichsrath und zu dessen Ergänzung neu festgestellt. Man trat jetzt in den Senat in erster Reihe durch Bekleidung der alten großen Aemter der Quästur, des Volkstribunats, der Aedilität, der Prätur und des Consulates. Wir wissen seit Alters, daß einstweilen noch immer bei dieser Art der Senatsergänzung der in den Wahlen zu den Aemtern sich ausdrückende Wille des Volkes zur Mitwirkung kam, erinnern aber daran, daß das Recht der Kaiser zur Empfehlung einzelner Candidaten indirect auch auf die allmähliche Färbung des Senats einwirken mußte. Außerdem aber wurde unter dem Principat auch die alte censorische Art der Ernennung von Senatoren wieder aufgenommen, und wenn Kaiser, wie wahrscheinlich Augustus selbst, später Claudius, Vespasian und Titus, censorische Geschäfte übernahmen, so haben sie auch die censorische „lectio" des Senats vollzogen, dabei auch das Recht erhalten, unter Umständen die Normalzahl des Senats zu überschreiten. Außerdem konnte in einzelnen Fällen Seitens des Senats selbst außerordentlicher Weise das senatorische Stimmrecht verliehen werden; namentlich ist es üblich geworden, daß den zur Nachfolge in

Aussicht genommenen Prinzen gleich mit dem Ausscheiden aus dem Knabenalter der Eintritt in die Curie geöffnet wurde. So lange nachher die Censur noch fortbestand, ist andrerseits auch das alte Recht, Senatoren aus dem Hause auszustoßen, wieder zur Anwendung gekommen. Ebenso konnte nach wie vor, jetzt aber nur noch in Folge von Urtheilen des Senatsgerichts, Ausstoßung von Senatoren aus dem Hause auf Grund krimineller Verurtheilung eintreten. Nun aber wurde es sehr wichtig, daß der Kaiser persönlich, später mit Hilfe von drei Vertrauensmännern, die Qualifikation der Senatoren überwachte. Es war seit Alters üblich, daß der Wegfall einer der gesetzlich für den Sitz in dem Reichsrath geforderten Qualifikationen den Verlust der senatorischen Stellung nach sich zog. Augustus führte es nun ein, daß Seitens des Principats alljährlich das Album des Senats öffentlich ausgestellt und revidirt wurde. Dabei löschte man die Namen nicht nur der Verstorbenen, sondern auch der nicht mehr Qualificirten. Da ist es nun sehr wichtig geworden, daß Augustus schließlich den senatorischen Census auf Eine Million oder auf 1,200,000 Sestertien (217,521 oder 261,024 Mark) festgestellt hat. Da die in Vermögensverfall gerathenen Senatoren von Rechtswegen ausscheiden mußten, so gewann der Kaiser das überaus wichtige Recht, wenn das eintrat, entweder durch ein Gnadengeschenk dem mit Verlust seines Sitzes bedrohten Senator aufzuhelfen, oder aber den wirklichen Austritt des Verarmten zu veranlassen.

Aus Allem, was wir bisher dargelegt haben, ergiebt sich allerdings, daß die thatsächliche Uebermacht des Princeps über die alten Gewalten der Republik eine ganz unleugbare und trotz aller Verhüllungen eine sehr fühlbare gewesen ist. Aber noch ein Anderes ist sofort bemerkbar, was je nach der Natur, der Begabung und dem Charakter der vielen Nachfolger des Augustus, zunächst bis zu den militärischen Kaisern des dritten Jahrhunderts, sehr verschieden auf die Leitung des ungeheuren Reiches eingewirkt hat. Der Princeps war nicht Selbstherrscher, er war der Theorie nach Staatsbeamter, und zu persönlicher Arbeit so berufen wie verpflichtet. Aber wenn er die Sache nur irgend gewissenhaft nahm, so mußte es sich schnell zeigen, daß die ungeheure Fülle von Geschäften, die ihm zugetheilt war, theils die Oberleitung in gewissen Richtungen, theils höhere und niedere Rechtsgeschäfte, theils endlich ein sehr umfassender Theil der unmittelbaren Verwaltung, Ansprüche an den Kaiser stellte, denen ein einzelner Mann bei aller Energie und Begabung auf die Dauer gar nicht gerecht werden konnte. Es mußte das natürlich dahin führen, daß mehr und mehr dem Principat eine große Anzahl höherer und niederer Hilfsbeamten zur Seite traten, daß sich allmählich neben der alten republikanischen eine neue Beamtenhierarchie ausbildete, die endlich nach Verlauf von drei Jahrhunderten bei der Einführung der wirklichen Monarchie durch Diocletian und Constantin den Großen die alte vollständig verdrängt und die Mittel zu einer gänzlich neuen Organisation des nivellirten Reiches geboten hat.

Die Geschichte wird uns auch nach dieser Seite hin die schrittweise Entwicklung des Principats zeigen. Für die Zeit des Augustus, wo uns bereits eine Reihe solcher neuer Oberbeamtungen mit zahlreichem niederen Personal begegnet, bemerken wir nun noch, daß ein Element noch vollständig fehlt, nämlich das großer umfassender Reichsämter oder Reichsministerien. Augustus hatte das ungeheure Reich mit seinen nahezu hunderttausend Quadratmeilen und mehr als 90 Millionen Einwohnern noch so übernommen, wie er es von der Republik und von Cäsar überkam, nämlich als ein unorganisches Aggregat von annektirten Staaten wie Aegypten, von großen Provinzen oder Commandos, von föderirten Gemeinden und in den Rahmen des Reiches eingeschlossenen Vasallenländern sehr verschiedener Art. Da bleibt nun die Zeit des Principats bis zu den neuen großen Organisationen des Diocletian auch nach dieser Seite ebenso sehr ein Zeitalter des Ueberganges, wie in Sachen der Verfassung und Verwaltung. Noch sehr lange bleibt der politische Zusammenhang der ehemaligen „Unterthanen" der Republik mit dem Centrum des Reiches in der Hauptsache durch die Statthalter vermittelt. Aber die Nivellirung ist doch in stetem Vorwärtsschreiten begriffen. Unter Augustus macht sie sich sehr stark zunächst dadurch bemerkbar, daß doch die Verbindung der zusammen dem Kaiser unterstellten Provinzen mit dem Palast viel inniger wurde, als die der übrigen, vom Senat aus regierten „Aemter". Und die gesammte Thätigkeit zunächst des Augustus zu Gunsten der Provinzialen wirkte andauernd in dieser Richtung weiter fort. Große administrative Centralstellen aber für das gesammte Reich, wie sie seit Diocletian ins Leben gerufen worden sind, gab es, wir wiederholen es, damals in der alten Welthauptstadt an der Tiber noch nicht.

Dagegen fehlte es von Anfang an nicht an Einrichtungen neben dem Principat, die darauf berechnet waren, die persönliche Thätigkeit des Kaisers zu stützen und zu ergänzen. Minister im Sinne der modernen monarchischen und republikanischen Staatswesen, mit bestimmt ausgezeichneten Ressorts, Kompetenzen und Bureaus, wie sie auch den Kaisern seit Constantin nicht mehr fehlen, kannte allerdings das Principat noch nicht. Dagegen hat sich Augustus sowohl ein „Consilium", wie einen politischen Staatsrath geschaffen. Das Consilium diente zur Unterstützung des Kaisers bei seiner höchsten richterlichen Thätigkeit, die wir kennen gelernt haben. Bis auf Trajan entbehrte dasselbe jedoch noch immer einer festen und dauernden Organisation. Es wurde aus dem Kreise aller dem Princeps nahe stehenden, irgend geeignet erscheinenden, Persönlichkeiten zusammengesetzt, unter vorzugsweiser Berücksichtigung rechtskundiger Männer. Die erwachsenen Söhne des Kaisers, vornehme Senatoren und angesehene, namentlich im Haus- und Hofdienst des Princeps stehende Ritter bilden die Elemente dieser Versammlung, die bei der kaiserlichen Rechtspflege und Rechtweisung, bei Criminal- und Civilsachen, und bei der gesammten Verwaltungsjurisdiction, wie bei den von den Municipien an den Kaiser gerichteten Anfragen und Bitten sehr entschieden betheiligt war.

Während das Conſilium ſpäter eine beſſere Organiſation erhalten hat, behielt der politiſche Staatsrath immer nur einen vorübergehenden Charakter. Auguſtus zunächſt veranlaßte, daß aus einem Theile der im Amte befindlichen Magiſtrate und aus fünfzehn durch das Loos beſtimmten Senatoren auf je ſechs Monate ein Ausſchuß gebildet wurde, mit welchem der Kaiſer dann die im Senat, im Plenum, zu verhandelnden Angelegenheiten vorberieth. In ſeinem letzten Lebensjahre iſt mit Rückſicht auf ſein hohes Alter, welches dem Auguſtus das Erſcheinen in der Curie nur noch ſchwer möglich machte, dieſer Ausſchuß noch erheblich erweitert und demſelben das Recht beigelegt worden, unter Vorſitz des Kaiſers in deſſen Hauſe im Namen des ganzen Senats zu beſchließen. Als nachher Tiberius der Nachfolger Auguſts im Principat wurde, ſchuf ſich dieſer einen bleibenden Staatsrath, in welchen er außer mehreren perſönlichen Vertrauensmännern zwanzig vornehme Männer aus den Ständen der Senatoren und der Ritter berief. Wie es dann die ſpäteren Kaiſer damit gehalten haben, iſt nur ſporadiſch bekannt. Wahrſcheinlich aber ſind ſolche Staatsräthe nur je nach dem beſonderen Bedürfniß der einzelnen Regenten jedesmal zuſammengeſetzt worden. Daneben geht andauernd hin, je nach dem Charakter der verſchiedenen Kaiſer, der Einfluß von einzelnen Vertrauensmännern derſelben, die weder als Günſtlinge (obwohl es ſelbſtverſtändlich an ſolchen nicht fehlt), noch als „Miniſter" zu bezeichnen ſind, und oft keineswegs in Staatsämtern ſtehen. Für das Zeitalter des Auguſtus hat nach dieſer Richtung neben dem überall uns begegnenden Agrippa namentlich Gajus Cilnius Mäcenas einen hervorragenden Namen gewonnen. Dieſer war ein Mann, wie ihn gerade erſt Octavian, hernach Auguſtus brauchte, und in vielen Punkten Gegenſatz und Ergänzung zu dem unermüdlich rüſtigen, praktiſch vielſeitigen, rauh plebejiſchen und energiſch ehrgeizigen Agrippa. Der Abkömmling eines alten hochadeligen etruskiſchen Geſchlechts von Arretium (geboren um 69 v. Chr.), ſchon frühzeitig der treue Anhänger und Vertraute Octavians, hatte er demſelben während der ſtürmiſchen Zeiten des Triumvirats verſchiedene gute diplomatiſche Dienſte geleiſtet, ſeiner Zeit (40 v. Chr.) Octavians Heirath mit Scribonia, dann ſehr weſentlich die in dem Vertrag von Brundiſium gipfelnde Ausſöhnung mit Marcus Antonius vermitteln helfen, auch ſonſt ſeit 36 v. Chr., obwohl nur ritterlichen Standes und ohne eine beſtimmt formulirte Amtsgewalt zu beſitzen, wiederholt in Octavians Abweſenheit mit außerordentlichen Vollmachten für ſeinen gewaltigen Freund die Aufſicht über Rom und Italien erfolgreich geführt. Obwohl die Freundſchaft zwiſchen beiden Männern nicht immer ungetrübt blieb, ſo behauptete doch Mäcenas unter dem Principat noch lange einen ſehr bedeutenden Einfluß als zuverläſſiger Vertrauter des Auguſtus. Ohne gerade höhere Begabung zu beſitzen, war ſein richtiger Blick, ſein kluger, feiner und maßvoller Rath für den Kaiſer von großem Werthe. Die Perſönlichkeit des Mäcenas war für Auguſtus ſehr bequem; denn ſein Vertrauter gehörte, wie früher jener berühmte Titus Pom-

ponius Atticus, zu den Naturen, denen bei glücklicher Vermögenslage und einer behaglichen Existenz in einer Villa auf dem esquilinischen Hügel der Ehrgeiz wie der Neid fremd waren. Geschmeidig, in Augusts Diensten gewandt und gefällig, gegenüber den Spöttereien des kaiserlichen Freundes über sein weichliches, putzsüchtiges, bequemes Wesen duldsam, fehlte ihm doch weder der Muth noch der Erfolg, wenn es einmal galt, dem Augustus ein freies, selbst rücksichtsloses Wort zu sagen. Im Allgemeinen war er sehr geneigt, seinen Einfluß in mildem und wohlwollendem Sinne geltend zu machen, so daß sein Tod im Jahre 8 v. Chr. mehrfach schmerzlich empfunden wurde.

Die Beamtungen dagegen, welche das Principat sich geschaffen hat und sich schaffen mußte, sind eben so zahlreich wie mannigfacher Art. Im Gegensatz zu den Trägern der aus der Republik übernommenen Aemter galt hier überall das System, daß die „Gehilfen" des Kaisers bei einer im Ganzen fest geordneten und dauernden Kompetenz persönlich von dem Princeps ernannt wurden und von ihm jederzeit, als ohne bestimmte Zeitfrist angestellt, wieder entlassen werden konnten. Nur daß in der Praxis sich hier die Führung des Amtes gewöhnlich als viel länger dauernd erwies, als bei den alten Magistraturen. Dagegen haben sich die Kaiser bei der Auswahl sehr bestimmte Schranken gezogen und dieselben auch gewöhnlich innegehalten. So weit nicht die Haus- und Hofämter in Frage kamen, bei denen gewöhnlich die „eigenen" Leute des Kaisers, also für die ältere Zeit namentlich Freigelassene verwendet wurden, wählten die Kaiser für die höheren Aemter im Heeres- und Civildienst ihre Hilfsbeamten nur aus Rittern und aus Leuten senatorischen Standes. Die „gemeinen Freien", römische Bürger und Unterthanen, bilden für das Principat das Material für den Dienst als Soldaten, Unteroffiziere, und Offiziere niederen Ranges. Die Leute senatorischen Ranges konnten, wie wir noch unten näher sehen, auch als Tribunen oder Obersten der Legionen verwendet werden; für sie waren speziell vorbehalten die Stellungen als Legaten oder Commandeurs der Legionen, ferner die Stellungen als Verwalter der kaiserlichen Provinzen unter des Fürsten proconsularischer Hoheit, wie endlich einige der auf Rom und Italien beschränkten höchsten Stellen der kaiserlichen Verwaltung, später namentlich die des Polizeipräsidenten. Alle diese Aemter, vielleicht die hohen Offiziersstellungen ausgenommen, sind unbesoldet. Die Ritter dagegen, — also Römer von freier Geburt, Unbescholtenheit und „ritterlichem Census" — haben den Anspruch auf sämmtliche Offiziersstellen bis zum Rang des Obersten, wie auf die Mehrzahl der Verwaltungsposten, namentlich auf die der kaiserlichen Obersteuereinnehmer in den einzelnen Provinzen, der sog. Prokuratoren, und auf die Führung der Regierung Aegyptens. Alle diese Beamten erhielten aus der kaiserlichen Privatkasse ihren Gehalt, und ihre Rangklasse wurde durch die Gehaltsstufe bestimmt.

Schon hieraus folgte, daß gegenüber dem alten, unter der Hoheit des Senats verbleibenden Staatsschatze der Republik, dem Aerar, die Kaiser über

sehr erhebliche selbständige Geldmittel zu verfügen haben mußten. In der That hat sich das merkwürdige Doppelregiment, als welches das römische Principat sich einführte, auch nach der finanziellen Seite hin sehr vollständig ausgebildet. Der Grundgedanke des Augustus, dem nachher die besseren Kaiser dauernd folgten, war es, daß die öffentlichen Lasten, so weit das Principat sie übernahm, aus den Mitteln bestritten werden sollten, welche als das „Privatvermögen" des Kaisers bezeichnet wurden. Die kaiserliche Kasse, für welche jetzt der Name Fiscus in Gebrauch kam, galt juristisch als „Privateigenthum" des Princeps und wurde „gleich und mit dem nicht aus öffentlichen Mitteln herstammenden kaiserlichen Privatgut besessen und vererbt". Die aus dem Aerar ihm zufließenden Summen hat der Princeps allerdings — moralisch und rechtlich — für öffentliche Zwecke zu verwenden; aber Rechnungslegung darüber findet nicht statt. Erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr., seit der Zeit des Kaisers Pertinax, wird auch rechtlich bestimmt wieder hervorgehoben, daß mit Ausnahme des wirklichen Privatvermögens der Fiscus nur formell des Kaisers, in Wahrheit dagegen des Staates Eigenthum sei. Diese formelle Stellung aber des neuen „Fiscus" ist auch Anlaß gewesen, daß dessen oberste, der des Aerars nachgebildete Leitung der Kaiser persönlich zu führen hatte, und daß während der älteren Kaiserzeit alle eigentlichen Kassenbeamten bis zu den höchsten Spitzen lediglich aus den eigenen Leuten, den Sklaven und den Freigelassenen des Herrschers entnommen wurden. Die Beamten dagegen, denen die Kontrolle des Steuer- und Hebungswesens oblag, und später auch die oberen Kassenführer, wurden aus dem Ritterstande gewählt.

Der Kaiser hatte aber aus dem Fiscus sehr erhebliche Ausgaben zu bestreiten. Die Besoldung der Armee und Flotte, die Ausgaben für Kriegszwecke, die Kosten der Verwaltung der kaiserlichen Provinzen, wie der von dem Principat übernommenen Zweige der hauptstädtischen Verwaltung, endlich die persönlichen Ausgaben des Princeps und die für den Hof oder den kaiserlichen Haushalt fielen insgesammt dem Fiscus zur Last. Als Einnahmen dagegen strömten demselben (abgesehen von dem Ertrag des eigentlichen Privatvermögens der einzelnen Kaiser) sehr erhebliche Summen zu. Die Einkünfte aus den Domanialgütern, wie aus den Zöllen, Steuern und Gefällen der annektirten, von dem Kaiser unmittelbar verwalteten, Staaten, Aegypten in erster Reihe zu nennen, neben welches Land später nicht wenige sogenannte prokuratorische Provinzen traten, — und aus den tributären Staaten, bildeten die Hauptmasse. Dazu kamen aber die Einkünfte aus den kaiserlichen Provinzen, und weiter wahrscheinlich auch ein Theil der aus den senatorischen Provinzen zu ziehenden Einnahmen. Eine Besoldung dagegen oder eine Civilliste erhielt der Kaiser nicht, weil er eben ein „Beamter", ein Magistrat war, und diese nach alter Sitte der Republik unentgeltlich fungirten.

Die schweren Kosten, welche dem Kaiser die Leitung namentlich der

allmählich in Rom und Italien übernommenen Zweige der Verwaltung bereitete, gaben natürlich Anlaß, daß die bisher dafür bestimmt gewesenen Einkünfte von dem Aerar ab- und dem Fiscus zugelenkt wurden. Auf der andern Seite dagegen zog das Principat, — sobald nicht völlig nichtsnutzige und zugleich pflichtvergessene Menschen das Scepter führten, — aus der durch Augustus geschaffenen Staatsordnung wenigstens finanziell schwerlich einen Gewinn. Unter irgend ehrenhaften Kaisern scheint die Staatsverwaltung eher Zuschüsse aus dem kaiserlichen Vermögen, ja selbst aus dem Erbgut einzelner Kaiser, erhalten zu haben, obwohl nur Augustus persönlich die neue Herrenstellung damit bezahlt hat, daß er aus dem ihm durch Erbschaft zugefallenen Gute mehr als 4000 Millionen Sesterzen zu öffentlichen Zwecken verwendete und nur 150 Millionen Sesterzen aus seinem Erbgut hinterließ.

Ein neuer Zweig des Fiscus ist noch von Augustus im Jahre 6 n. Chr. geschaffen worden. Damals machte, wie wir noch sehen werden, ein furchtbarer Krieg in Pannonien und Dalmatien und die damit zusammenhängende bedeutende Vergrößerung des stehenden Heeres des Principats die Auflegung neuer und bedeutender Steuern unvermeidlich. Den Ertrag derselben, namentlich der sogenannten Erbschaftssteuer und einer älteren Abgabe von Auctionen, ließ Augustus nun weder dem republikanischen Aerar, noch dem Fiscus als solchem zufließen, sondern schuf das neue „militärische Aerar", welches unter drei Präfekten gestellt und wesentlich dazu bestimmt wurde, die Belohnungen der jährlich aus der Armee ausscheidenden Veteranen zu tragen.

Das Recht, von sich aus der römischen Bürgerschaft neue Steuern aufzulegen, hatte der Kaiser nicht, dagegen nach Seiten der Provinzialbevölkerung für solchen Fall freie Hand. Wohl aber konnte der Herrscher den „Bürgern" gegenüber die zu Recht bestehenden Steuern nach freiem Ermessen zur Anwendung bringen. Haben zeitweise nichtsnutzige Gesellen im Palast dieses Recht als Ausgangspunkt zu arger Erpressung auf dem Wege der Steigerung bestehender Steuern über ihren gesetzlichen Stand hinaus gemißbraucht, so kennt die Geschichte der Kaiserzeit vor den Stürmen und Schrecknissen des dritten Jahrhunderts dagegen auch nicht wenige Beispiele von erheblichen Herabsetzungen der Steuern, theils allgemeiner Art, theils für einzelne Landschaften oder Städte (wie daneben auch der Senat in seinen Provinzen solche Nachlässe gewähren konnte) und von wiederholten Niederschlagungen aller jedesmal noch restirenden Forderungen des Fiscus und des Aerars.

Letzteres wurde dadurch so bequem möglich, weil die gesammte Regulirung des Steuer- und Hebewesens, überhaupt die Oberleitung auf dem finanziellen Gebiete dem Principat zugefallen war, so daß die für dieses Ressort wichtigsten Beschlüsse durch kaiserliche Edicte erledigt werden konnten. Ebenso bestand als spezielles kaiserliches Recht das der Censusaufnahme des Reiches nach den Provinzial- und Gemeindebezirken. In den Provinzen leiteten

und kontrollirten, so scheint es, überall die kaiserlichen „Prokuratoren" oder Obersteuereinnehmer die Erhebung der Grund- und Vermögenssteuer, die theils in Geld, theils in Naturalien (namentlich Getreide) eingeliefert wurde. Schon jetzt war zum großen Vortheil für die Provinzen die allmähliche Beseitigung des Systems der Steuerpächter eingeleitet worden. Für die Dauer dagegen sind in den Händen der großen „ritterlichen" Gesellschaften der Steuerpächter die von fünf zu fünf Jahren neu verpachteten Abgaben von den Freilassungen der Sklaven und von den Auktionen, ferner die sämmtlichen Zölle und ein bedeutender Theil der Domanialgefälle geblieben. Nur daß jetzt die Verwaltung dieser Steuerpächter einer sehr strengen kaiserlichen Kontrolle unterlag.

Auch dieser Blick auf einen wesentlichen Theil des kaiserlichen Regierungssystems zeigt uns, welche enorme Geschäftslast auf den Princeps fallen mußte. Schnell genug ist es zu Tage getreten, wie ungeheuer viel für die Gesammtlage des Reiches und sein Schicksal davon abhing, ob der Kaiser persönlich ein verständiger, sparsamer, gewissenhafter Haushalter war oder nicht. Noch zwar ist die Zeit fern, wo die fiskalische Politik, wie in Byzanz, die Hauptklammer wird, welche ein kunstvolles Staatsgebäude zusammenhält. Aber schon jetzt wird es auch im Detail sehr wichtig, ob die Kaiser wohlwollende Naturen sind oder ob sie durch fiskalische Raubgier beherrscht werden. Denn neben allen zahlreichen Besserungen in der Art der Steuerwirthschaft waren doch, wie sich später zeigen wird, noch gewisse Mißbräuche stehen geblieben, welche unter Umständen sehr empfindlich sich bemerkbar und fühlbar gemacht haben.

Was nun endlich noch die kaiserliche Münze (s. S. 22) anbetrifft, so hatte, wie wir uns erinnern, Augustus seit 15 v. Chr. die Gold- und Silberprägung ausschließlich für den Princeps in Anspruch genommen. Die Prägung gehörte zu den Obliegenheiten des Fiscus; dessen oberster Verwalter, im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit ein Freigelassener des Princeps, seit dem zweiten ein besoldeter Beamter ritterlichen Standes, hatte auch über die kaiserliche Münze die Oberaufsicht, deren unmittelbare Arbeiten wahrscheinlich ebenfalls von kaiserlichen Freigelassenen geleitet wurden. Erst seit Trajans Zeit leitete ein ritterlicher Münzprokurator die Geschäfte der Prägung. Die Münzarbeiter gehörten durchaus zum Hausgesinde des Kaisers. Die Prägung war hauptsächlich in Rom selbst concentrirt; die Münze lag in der dritten Region (bei der heutigen Kirche St. Clemente) nicht fern vom Amphitheater.

Für die römische Reichsmünze, neben welcher jedoch bis zu Aurelians Zeit in den griechisch redenden Provinzen des Reiches noch zahlreiche Kupfer- und Silbermünzen altherkömmlicher Prägung fortbestanden, war seit Cäsars Diktatur die Goldwährung vorherrschend geworden. Dieselbe beherrschte den Großverkehr vollständig und drückte allmählich das Silber zum Secundärmetalle herab, ohne ihm jedoch schon jetzt die Eigenschaft als Werthmetall

zu benehmen. So gehen alſo zunächſt Gold- und Silberwährung neben einander her. Als Cäſar ſeinen Aureus ausgab, ſtellte derſelbe (zu $^1/_{40}$ Pfund oder 8,18 Gramm Gewicht) den Münzwerth von 25 Denaren dar; das Gold war damals zu 11,90fachem Werthe des Silbers ausgebracht. Weil aber bei der nun überwiegend gewordenen Verwendung des Goldes als Reichsmünze ſchnell genug ſein Werth dem Silber gegenüber ſich merklich ſteigerte, ſo ging ſeit Auguſtus das Gewicht des Aureus bis auf 7,80 Gramm herab, ſo daß das Gold zum Silber nun in das Verhältniß von 12,5:1 kam. Der Aureus (neben dem auch Halbſtücke und vierfache Stücke geprägt wurden) ſollte vollkommen fein ausgemünzt werden; in der That iſt für lange nur eine höchſt geringe Legirung zugelaſſen worden. Er ſollte nun andauernd zu 25 Denaren oder 100 Seſterzen gerechnet werden. Das bleibende Hauptſilberſtück, der Denar, iſt bis auf Kaiſer Nero noch ebenſo vollwichtig und fein wie unter der alten Republik ausgemünzt worden. Nach heutigem Geldwerth und nach heutiger Rechnung wäre dann der Aureus zu beinahe 22 R.-Mark, der Denar zu beinahe 90 R.-Pf., der Seſterz zu etwa 22 R.-Pf. anzuſetzen.

Römiſche Goldmünze des Auguſtus

Wir haben in dieſer Weiſe bisher die Machtſtellung kennen gelernt, die Auguſtus der neuen Großbeamtung der „Republik", dem Principat, in dem alten Staate neben und gegenüber dem Senat und der alten Magiſtratur geſchaffen hatte. Wir wiſſen bereits, daß der kluge Gründer der Dyarchie mit großer Kunſt es verſtand, die Römer mit der neuen Ordnung der Dinge durch die ſchlichte Art ſeines perſönlichen Auftretens und durch die Gewandtheit zu verſöhnen, mit welcher er überall das ſchärfere Hervortreten des realen Uebergewichts der neuen Beamtung zu vermeiden wußte. In derſelben Weiſe hat er es auch dahin gebracht, daß bis herab zu den Zeiten des Diocletian in Rom der Palaſt und das Hofleben durchaus nicht den abgeſchloſſenen und zugleich prunkvollen Charakter annahmen, wie in den alten Monarchien des Orients und der helleniſtiſchen Dynaſtien. Bis zu der großen Umwandlung durch Diocletian und Konſtantin trug an der Tiber, ſobald nicht ganz frevelhafte oder thörichte Geſellen das Principat führten, der Hof noch deutlich erkennbar die Spuren der Entſtehung des Kaiſerthums aus demokratiſchen und militäriſchen Grundlagen.

Der Mittelpunkt des Hoflebens iſt von Anfang an der Palatin geworden, der ſeit Abſchluß der Bürgerkriege aus einem bisher vielen vornehmen Familien gehörigen Quartiere allmählich in ausſchließlich kaiſerlichen Beſitz umgewandelt worden iſt. Auguſts Vater Gajus Octavius hatte hier bereits eine Beſitzung gehabt. Auguſtus war ſelbſt auf dem Palatin (in der ſonſt nicht weiter bekannten Straße „Ad capita bubula") geboren worden. Er perſönlich hatte nun nach der Heimkehr aus dem Aktiſchen Kriege auf dem Palatiniſchen Hügel, auf dieſem Central- und Ausgangspunkt des älteſten Rom, zunächſt mehrere Grundſtücke, namentlich aus dem Nach-

laß des Hortensius und des Catulus, zur Erweiterung des väterlichen Erbgutes gekauft und wohnte hier lange in einem Hause, welches sich weder durch Geräumigkeit noch durch Pracht auszeichnete. Viele Senatoren und reiche Privatleute wohnten viel glänzender als der Kaiser. Einen Theil seines Hauses erklärte Augustus für ein Staatsgebäude, weil der Pontifex Maximus (S. 17) nur in einem solchen wohnen durfte. Ein Theil des neu gekauften Terrains war ferner zur Anlage eines Tempels der Vesta, ein anderer zur Erbauung eines, 25 v. Chr. geweihten, der Erinnerung an Actium geltenden Apollotempels bestimmt worden. Der Porticus, welcher den Hof des letzteren Tempels umgab, verband ihn mit zwei ungemein schönen auch mit Werken der bildenden Kunst gefüllten Sälen, die als Bibliotheken dienten, zuweilen auch zu Versammlungen des Senats benutzt wurden. Erst später aber, als (im J. 3 n. Chr.) eine große Feuersbrunst Augusts Wohnhaus verzehrt hatte, entstand hier planmäßig ein ausgedehnter Palast; diesen Namen trugen von jetzt ab die Sitze der Kaiser nach dem palatinischen Hügel. Die freiwillige Beisteuer des Volkes zu diesem Neubau nahm Augustus an, um nicht durch Weigerung zu verletzen, machte nun aber dafür den Palast zu einem öffentlichen Gebäude. Aeußerlich verrieth hier nur ein Moment die Herrenstellung des Bewohners dieses stattlichen Hauses. In einem Flügel desselben befand sich nämlich das Lokal für die Abtheilung der in Rom einquartierten Cohorten der neuen Kaisergarde (s. unten), die jedesmal den Wachdienst im Palast zu versehen hatte.

Das Personal des kaiserlichen Haushaltes und Hofes war sehr zahlreich. Man hat dabei jedoch für das Principat noch nicht an die zahlreichen vornehmen Hofchargen zu denken, wie sich dieselben mit Ausgang des dritten Jahrhunderts für die spätere wirkliche Monarchie entwickelt haben. Vielmehr trug der kaiserliche Hof sehr lange in Einrichtungen, Formen und Personal den Charakter der großen Haushaltungen, wie sie damals den übrigen altadeligen Familien der Hauptstadt eigenthümlich waren; und wiederholt haben tüchtige Kaiser mit Energie und aufrichtigem Eifer dahin gearbeitet, den bürgerlichen Zuschnitt wiederherzustellen, der zeitweise dem Eindringen der Formen wich, wie sie bei den antiken Fürstenhöfen üblich waren. Der Hof im engeren Sinne bestand aus dem gleich anfangs sehr zahlreichen und vielfach abgestuften Dienerschafts- und Beamtenpersonal des Kaisers und seiner Familie. Die unmittelbaren Diener und die bei den zahlreichen bürgerlichen Geschäften des Principats verwendeten Beamten des Kaisers waren damals durchgängig dessen „eigene Leute", Sklaven und namentlich Freigelassene. Der Hauptgrund dieser Erscheinung ist doch darin zu suchen, daß einerseits auch das Kaiserhaus entschieden dahin trachtete, den Charakter eines vornehmen römischen Bürgerhauses zu erhalten, daß andererseits die Treue und Ergebenheit gerade der Freigelassenen gegen ihre Herren und Patrone sehr schätzenswerth erschien, daß endlich die Kaiser bei diesem System in der Lage sich befanden, ihre Diener aus allen Nationen des

ungeheuren Reiches zu wählen, wo ſie nun mit Vorliebe Menſchen aus den griechiſch redenden Provinzen benutzt haben, die durch ihre Brauchbarkeit, Gewandtheit und mehrſeitige Bildung ſich beſonders empfahlen. Römiſche Bürger ſelbſt ſehr niedriger Abkunft hätten ſich damals ohnehin noch nicht zur Annahme ſolcher Stellungen bereit finden laſſen. Das republikaniſche Bewußtſein war noch zu ſtark, um den Römern zu geſtatten, perſönliche Dienſtleiſtungen ſelbſt unter dem erſten Beamten des Reiches zu übernehmen. Bis auf Vitellius ſind die Freigelaſſenen in uneingeſchränktem Beſitz aller Hofbedienungen geblieben, obwohl bereits mehrere der wichtigſten Haus- und Hofämter den Umfang und die Bedeutung von eigentlichen Staatsämtern angenommen hatten. Seit dieſer Zeit aber beginnt ſchon die Einführung von Rittern in mehrere der wichtigſten dieſer Aemter. Aber erſt ſeit Hadrian, als die noch lange — wie wir ſehen werden — in Rom fortlebende ſtille Oppoſition namhafter Elemente gegen das Kaiſerthum erloſchen war, tritt mit Ausnahme der oberſten Leitung der kaiſerlichen Finanzen der Ritterſtand durchgängig ein, wo es ſich um die Beſetzung der großen Hofämter handelt, ſo daß die Bedeutung der in der früheren Zeit des Kaiſerthums je nach dem Charakter und den Grundſätzen der Fürſten mehr oder minder auch politiſch mächtigen Freigelaſſenen ſpäter nur auf Grund perſönlichſter Stellungen am Hofe möglich blieb. Der Einfluß aber der Sklaven und Freigelaſſenen und die Chancen für ſie, ſich in der Hauptſtadt ein bedeutendes Anſehen und erhebliche Reichthümer zu erwerben, war unter allen Umſtänden groß, auch dann, wenn tüchtige oder ſtrenge Regenten wie Auguſtus ſelbſt und zunächſt Tiberius ſie in ſtrenger Zucht hielten und ihnen keinerlei Uebergriffe geſtatteten. Es war eben jenes mit ihrer Stellung als der Hofbeamten des mächtigſten Mannes im Reiche unvermeidlich verbunden; um ſo mehr, je mehr einerſeits das geſammte Hofperſonal gewöhnlich für Lebenszeit im Dienſt blieb und von einem Kaiſer auf den anderen überging, andererſeits aber Selbſtgefühl und Würde auch bei den ſenatoriſchen Familien mehr und mehr dahinſchwand. Gehörten zu den vornehmſten Sklaven des Kaiſers die in ſeinem Dienſte zahlreich verwendeten „Dispenſatoren" (Rechnungsführer, Zahlmeiſter und Intendanten), ſo war die Reihe der Aemter, zu denen die Freigelaſſenen gelangten, viel ausgedehnter. Neben den ſehr zahlreichen perſönlichen Bedienungen, unter denen wir nur den Vorkoſter und den Tafelmeiſter nennen wollen; neben den Pagen, den Hoftänzern und Hofſchauſpielern, gewann der an der Spitze zahlreicher Kammerdiener ſtehende Oberkämmerer beſonders ſeit der Zeit des Caligula unter Kaiſern von minder edler Art einen ſehr namhaften Einfluß. Unter den übrigen Stellungen aber wurden, abgeſehen von der Finanzleitung, politiſch von großer Bedeutſamkeit die der Chefs des kaiſerlichen Sekretariats (ab epistulis) und des Amtes für Bittſchriften und Beſchwerden (a libellis). Das Amt des Geheimſekretärs oder das „Amt der Depeſchen und Briefe" hatte der Natur des Reiches entſprechend zwei Abtheilungen, eine lateiniſche und eine grie-

chische, die wieder unter eigenen Direktoren standen. Die Leitung dieses Amtes erforderte einen nicht unerheblichen Grad von literarischer Bildung, da die kaiserliche Correspondenz und die fürstlichen Rescripte von dem Chef und den Direktoren im Namen des Kaisers und in einer der kaiserlichen Würde entsprechenden Form verfaßt werden mußten. Auch die kalligraphische Ausstattung mußte eine vortreffliche sein. Als dieses Amt zu einem wirklichen öffentlichen, in der Regel nur Rittern zugänglichen Amte geworden und (anscheinend zu Hadrians Zeit) in zwei selbständige Kanzleien zerlegt war, richtete sich der Ehrgeiz vieler Männer von anerkannter literarischer Bedeutung gerade auf diese hochbedeutsame Stellung. Es waren namentlich die beiden letztgenannten großen Hofchargen, die seit dem Ausgang des ersten Jahrhunderts n. Chr. wesentlich mit Rittern besetzt wurden. Nicht sehr häufig sind freigelassene Diener der Kaiser durch Privileg mit „Ingenuität" und Ritterrang beschenkt worden, was sie dann in den Stand setzen sollte, Ritterämter zu übernehmen.

Daneben gab es noch andere Männer freier Abkunft, die für die Dienste des Hofes gewonnen wurden, ohne gerade im persönlichen Dienste des Kaisers zu stehen. Studienräthe (die zuweilen allerdings auch Freigelassene waren) und Bibliothekare, Prinzenlehrer, die eigentlichen Leibärzte gehören dahin; namentlich die Erzieher der Fürstensöhne und die hochgestellten und hochbesoldeten Aerzte des Kaiserhauses, diese sehr häufig namhafte Griechen, gehören ganz besonders zu dieser Kategorie, zu welcher endlich auch das unheilvolle Geschlecht der griechischen und asiatischen Astrologen zählte.

Männer in solchen Stellungen bildeten den Uebergang zu den weiteren Kreisen, welche den Hof des Principats umgaben. Die Kaiser zogen nämlich einerseits je nach ihren Neigungen gern eine Anzahl von Personen dauernd oder vorübergehend an ihren Hof, ohne Rücksicht auf deren Herkunft, die ihnen wegen ihrer geselligen Vorzüge, ihrer Talente, ihrer Bildung und Kenntnisse werth waren; also Gelehrte, Philosophen, Dichter, Künstler, nur daß auch Hofnarren, Witzbolde, Lustigmacher, Possenreißer dabei nicht fehlten. Diese kaiserlichen „Gesellschafter" waren oft Ausländer, namentlich Griechen. So standen bei Augustus der Philosoph Areus aus Alexandria und dessen Söhne Dionysios und Nikanor, ferner der Stoiker Athenodor aus Tarsos (einst zu Apollonia des jugendlichen Octavian Lehrer), dann der beliebte Sänger Tigellius, endlich der gelehrte Damaskener Nikolaos, der wiederholt in Geschäften des jüdischen Königs Herodes in Rom sich aufhielt, in spezieller Gunst. Dagegen wurde dem Geschichtsschreiber Timagenes aus Alexandrien wegen seines allzu zügellosen und allzu frech angewandten Witzes von Augustus endlich das Haus verboten.

Andererseits aber umgab den Kaiser ein großer Kreis sogenannter „Freunde". Im Allgemeinen galt als „Hausfreund" des Kaisers, beziehentlich des Principats, jeder Römer, der im Palast zum Empfang, zur Audienz zugelassen wurde. Diese Aufwartung aber am frühen Morgen wurde

Seitens des Princeps nicht bloß persönlichen Bekannten, sondern allen Personen senatorischen Standes und einer Anzahl besonders von ihm ausgezeichneter Ritter (seit Vespasian allen Rittern) zugestanden, — soweit nicht jemand speziell ausgeschlossen ward. Daraus entwickelte sich aber allmählich die Scheidung von „Freunden erster und zweiter Klasse" oder „Vorlassung"; jene der ersten Klasse, die gewöhnlich an jedem Morgen zur Aufwartung erschienen und oft zur Tafel gezogen wurden, bildeten die nähere Umgebung der Kaiser, aus welcher dieselben theils die Mitglieder ihres Consilium (S. 31), theils den Kern ihres politischen Staatsrathes (S. 32) entnahmen. Aus ihrer Zahl wählten die Kaiser bei jeder Reise oder Expedition über die Grenzen Italiens hinaus ihre „Begleiter"; sie sind dabei zu Staatsgeschäften bestimmt, dienen unterwegs dem Kaiser hauptsächlich als Consilium, und wohnen oder lagern, für die Dauer der Reise besoldet wie sie sind, mit ihm zusammen oder in seiner nächsten Umgebung. Es versteht sich von selbst, daß die Stellung und das Schicksal dieser „Freunde" des Kaisers, von deren Charakter und Sinnesweise für das Wohl und Wehe des Reiches auch wieder so sehr viel abhing, durch die Eigenart des jedesmaligen Princeps in der einschneidensten Weise bestimmt worden ist. Manche der wirklich persönlichen Vertrauten unter diesen „Freunden" der Kaiser waren ihre Jugendgenossen gewesen. Es hing dieses zum Theil damit zusammen, daß nicht selten die Söhne, (zuweilen auch Töchter,) vornehmer Familien, wie auch auswärtiger Fürsten, am Hofe erzogen wurden. Augustus seinerseits nahm den damals berühmten Philologen Verrius Flaccus mit seiner ganzen Schule (um 10 v. Chr.) in den Palast auf und ließ eine Anzahl fremder Königskinder zusammen mit seinen Enkeln erziehen und unterrichten.

Es versteht sich von selbst, daß mit der Ausbildung des Principats sich auch ein bestimmtes Cerimoniell festgestellt hat. Der Kaiser hatte das Recht, in der magistratischen Toga mit Purpursaum jederzeit und überall öffentlich zu erscheinen, und bei öffentlichen Festlichkeiten in der „triumphalen", nämlich in der ganzpurpurnen, goldgestickten Toga aufzutreten. Dagegen pflegte er Trauerkleider nicht zu tragen, auch wenn er als Privatmann dazu Veranlassung gehabt hätte. Besondere Auszeichnung des Herrschers war seit Gründung des Principats der Lorbeerkranz auf dem Haupte, und das Schwert, welches er als Imperator führte, während das Scepter nur bei der Triumphalprozession gebraucht wurde. Wie die alten Großbeamten der Republik, war der Kaiser von 12 (vielleicht seit Domitian von 24) Lictoren begleitet; das Vortragen der Fackel und des Feuerbeckens blieb in eminentem Sinne als kaiserliche Auszeichnung im Gebrauch. Nicht minder der curulische Sessel. Trat der Kaiser mit den Consuln zusammen auf, so nahm er den Mittelplatz ein, bei den öffentlichen Festlichkeiten saß er auf einem besonders erhöhten und vergoldeten Sessel, empfing auch in ähnlicher Weise sitzend die Gesandten auswärtiger Staaten. Wie ferner bei der Leistung von Eiden, die von Staats- und Gemeindewegen geschworen wurden, der Brauch einge-

führt worden ist, den Eid nicht mehr bloß auf „Jupiter und die Penaten", sondern auch auf den „Genius" (griechisch die „Tyche") des regierenden Kaisers (später auch auf die unter die Götter versetzten Kaiser) zu stellen; wie nun auch bei jedem Jahresanfang neben den altherkömmlichen Gelübden für das Wohlergehen der Gemeinde Seitens der Consuln und sämmtlicher Priesterschaften gleichartige Gelübde für Leben und Wohlfahrt des Princeps (am 3. Januar) gethan wurden: so ist auch nach der Schlacht bei Actium der Geburtstag zunächst des Augustus von Staatswegen zu einem öffentlichen Festtage erhoben worden. Seitdem wurde allezeit der Geburtstag des regierenden Kaisers, wie auch der seines Regierungsantrittes festlich begangen. Dazu trat der Brauch, bei eventueller Erkrankung und Genesung eines Princeps, wie auch bei Errettung aus einer Lebensgefahr, bei dem Antritt einer ausgedehnten Reise und bei der Rückkehr, entsprechende Bitt- oder Dankfeiern anzuordnen.

Besonders fühlbar machte sich, zum Theil auf der Praxis der späteren Republik fußend, ein gewisses Cerimoniell im Verkehr zwischen dem Kaiser und den beiden oberen Ständen des römischen Volkes. Verließ der Kaiser Rom auf längere Zeit oder kehrte er wieder zurück, so war es nothwendig, daß die Beamten der Residenz und der Senat demselben bis vor die Stadt das Geleit gaben und ihn wieder vor der Stadt empfingen. Welche Bedeutung der Morgenempfang hatte, ist bereits bemerkt worden. Die Freunde erster Vorlassung erschienen wohl regelmäßig; es war nicht unbedenklich, hier säumig zu sein, obwohl dabei das Meiste auf den Charakter des jedesmaligen Kaisers ankam. In Masse jedoch erschien der Senat doch nur bei besonderen Veranlassungen zur Aufwartung. Augustus seinerseits ließ es nicht zu, daß der Senat ihm an Sitzungstagen aufwartete; er begrüßte dann die Reichsräthe in der Curie, wobei sie ihren Platz behalten mußten. Es hing ganz von den Grundsätzen des Kaisers ab, ob und wieweit er auch Leute vorlassen wollte, die nicht zum Ritterstande gehörten; geschah das, so wurde es sehr gern zur Uebergabe von Bittschriften benutzt. Dagegen fand nur bei wenigen der Kaiserinnen, welche die Geschichte des älteren Principats kennt, ebenfalls ein feierlicher Empfang ganzer Körperschaften und Stände statt.

Zuweilen, namentlich an Feiertagen, an Neujahrstagen und am Tage des Regierungsantrittes der Kaiser, fand auch allgemeiner Empfang statt, wo dann der Palast prächtig geschmückt und auf dem Vorplatze des Schlosses immer eine große Menge von Leuten aus allen Ständen versammelt war, die der Meldung harrten, daß der Kaiser die Aufwartung annehme. Bei dem Neujahrsempfange pflegten die Herrscher Geschenke (selbst in Geld) anzunehmen und zu erwidern. Andererseits hat die mehrfach höchst unsicher sich gestaltende persönliche Stellung und das hochgesteigerte persönliche Mißtrauen mehrerer Kaiser, ganz besonders des Claudius, zeitweise Veranlassung dazu gegeben, daß die Aufwartenden sich untersuchen

lassen mußten, ob sie etwa verborgene Waffen bei sich führten. Im Innern des Palastes war eine Abtheilung der kaiserlichen Hofdienerschaft thätig, welche die Ordnung aufrecht erhielt, und die Aufwartenden meldete und einführte. Dieses Amt mußte schon deshalb sehr stark besetzt sein, weil natürlich auch die Zahl der Gesandtschaften außerordentlich groß war, die andauernd aus den Provinzen am Hofe erschienen, um in den verschiedensten Angelegenheiten Audienzen bei dem Imperator nachzusuchen.

Es hat in Rom sehr lange gedauert, bis der Nachhall des bewegten öffentlichen Lebens, der in dem lebhaften und umfassenden Empfangsverkehr der Kaiser uns begegnet, völlig verklungen ist. In derselben Weise liebten die Kaiser es auch, und Augustus machte damit den Anfang, wie es auch Cäsar gethan hatte, sehr häufig große öffentliche Gastmähler zu veranstalten, an welchen stets eine sehr erhebliche Zahl von Personen theilnahmen, darunter nicht bloß Senatoren und Ritter. Wenn die Senatoren allein eingeladen wurden, pflegten wiederholt auch die Damen dieses Standes als Gäste des Kaisers zu erscheinen. Eine solche Einladung galt stets als eine sehr geschätzte Auszeichnung, namentlich für Leute geringeren Standes; natürlich hing es auch hier vollständig von der Sinnesweise der Regenten ab, ob sie eine anständige Bewirthung durch freundliches Wesen und angemessene Unterhaltung mancherlei Art ihren Gästen reizvoll zu gestalten verstanden, oder ob sie sich einer hochmüthigen Haltung gegen die Eingeladenen befleißigten, oder endlich ob sie den kaiserlichen Tisch zum Ausgangspunkt wüster Schwelgerei werden ließen. Wie bei den Audienzen, so war es bei der fürstlichen Tafel Brauch, daß der Kaiser wie die Gäste in der Toga erschienen; bei Tisch trugen die alten Magistrate auch die Insignien ihres Amtes. Allmählich auch gehörte es zu den speziellen Eigenthümlichkeiten der kaiserlichen Tafel, daß hier die Hofdiener in weißer oder goldgestickter Tunika ihres Amtes warteten.

Es gab aber noch ein Moment, welches wenigstens zur Zeit des Augustus dazu beitrug, auf den jungen Hof des Principats ein strahlendes Licht zu werfen, nämlich die Blüthe der römischen Literatur gerade in dieser Epoche. Wir werden später noch zu zeigen haben, daß die keineswegs erstorbene republikanische Opposition gegen das neue Kaiserthum sich bei ihrem stärkeren Wiedererwachen mit großer Energie und mit einem für den Ruf verschiedener Kaiser bis heute höchst nachtheiligen Erfolge der Literatur bemächtigt hat, die sie bis zum zweiten nachchristlichen Jahrhundert dann so gut wie vollständig beherrscht hat. Dagegen ist es dem Augustus und seinem Freunde Mäcenas wirklich gelungen, für längere Zeit ein nahes Verhältniß zwischen dem Principat und einer Reihe gefeierter Männer herzustellen, die — meistens noch in der Zeit der ausgehenden Revolution und der Bürgerkriege herangereift — durch den Ruhm ihres Namens einem guten Theile der Regierung des ersten Kaisers der Römer nun auch den blendenden Schimmer eines sogenannten goldenen Zeitalters der Literatur verliehen.

Allerdings mußte die Literatur des Augusteischen Zeitalters einen gänzlich anderen Charakter tragen, als die der noch ungebrochenen Republik. Der Umstand, daß die moderne Forschung den staatsrechtlichen Charakter des neu entstandenen Principats anders auffaßt, als es sonst üblich war, und daß sie im Allgemeinen dahin neigt, den persönlichen Charakter des Augustus minder finster, den der römischen Aristokratie dieser und der folgenden Zeit erheblich ungünstiger zu schildern, als es früher vielfach geschah, ändert doch nichts an der Thatsache, daß zunächst das Erlöschen der gewaltigen Parteikämpfe auf dem Forum und das Verschwinden der großartigen Prozeßkriege des letzten Jahrhunderts der Republik die alte stolze Beredtsamkeit der Römer ebenfalls hat dahinschwinden lassen. Diese Prachtblüthe der römischen Geistesthätigkeit war für immer abgestorben. Anders stand es mit der historischen Kunst. Die lange und harte Lehrzeit der römischen Historiographie war endlich abgeschlossen. Freilich konnte die römische Art sich niemals zu der höheren kritischen Forschung emporarbeiten, wie sie noch Polybios in so imponirender Weise ausgebildet hatte. Aber die Zeit der alten herben Annalisten war vorbei. Seit es eine prachtvolle lateinische Prosa gab, seit der große Julius und sein treuer Anhänger Sallust auch nach der historischen Seite Werke geschaffen hatten, die sich den großen Leistungen der römischen Redekunst in den letzten Phasen der alten Republik ebenbürtig zeigten, konnte in der That ein geschichtliches Riesenwerk ins Leben treten und von den gebildeten Zeitgenossen mit wahrem Entzücken gelesen werden, wie die großartige Bearbeitung der gesammten römischen Geschichte durch den Pataviner Titus Livius (59 v. Chr. bis 17 n. Chr.). Die Kritik der modernen Jahrhunderte hat freilich in höchst ausreichender Weise die erheblichen Schwächen klargestellt, welche in unsern Augen dieser Arbeit des „römischen Herodot" anhaften, die sehr zahlreichen Mängel in der Forschung des sonst nach wahrheitstreuer Darstellung ringenden Historikers, die höchst fühlbaren Fehler in der Verarbeitung des durch die alten Annalisten und selbst des später durch Polybios ihm zugeführten Materials, die ungenügende Kenntniß des alten römischen Staatsrechts und namentlich auch des Kriegswesens. Das hinderte aber nicht, daß die Vorzüge seiner nach Klassicität strebenden Darstellung und die rhetorische Art seiner Arbeit, die dem Zeitgeschmacke vollkommen entsprach, dem Buche eine sehr große Popularität gewannen. Der Stoff selbst und die persönliche Stellung des Livius, der kein ausgeprägter Parteimann war, mußte namentlich den zuerst ausgegebenen Dekaden des Werkes, welches zwischen 27 und 29 v. Chr. begonnen wurde, in allen Kreisen, auch am Hofe und unter den noch wirklich republikanisch Gesinnten, viele Sympathie erwecken. Livius besaß eine „unwiderstehliche Liebenswürdigkeit", die selbst noch die herbe moderne Kritik zu entwaffnen vermag, und um so mehr die Zeitgenossen fesselte. Mehr aber, wie er sich selbst an den kraftvollen Gestalten der alten guten Heldenzeit der Republik aufrichtete, so verlieh denselben seine Begeisterung und seine wunderbar vielseitige Darstellungsgabe

neues Leben, gewann sie gleichsam zurück für sein eignes Zeitalter, welches in Folge der Schreckniſſe des Bürgerkrieges und des Bürgermordes bereits empfindlichen Mangel an kraftvollen Gestalten zu empfinden anfing. Die lebendige, geschmackvolle, mit feinem Verständniß jedesmal der Lage angepaßte Sprache, die jedoch durch ihre zahlreichen poetischen Wendungen bereits das nahende „silberne" Zeitalter der Latinität ankündigt, machte die Lektüre des Livius den Römern zu einem wirklichen Genuß, dessen Buch über ihre ältere Vergangenheit einen wahrhaft zauberhaften Glanz ausbreitete. Augustus seinerseits stand sich ganz gut mit dem gefeierten Historiker, dessen republikanische Ideale doch nur einer älteren Vergangenheit angehörten, dessen Sehnsucht nach den alten Tugenden der Einfalt der Sitten, der Bescheidenheit, der Zucht, der Pietät und Frömmigkeit sich doch auch sehr gut mit dem Principat vertrug, und der persönlich sich der Ueberzeugung doch nicht verschloß, daß die alte Art republikanischer Freiheit nicht mehr möglich, das Principat des Augustus also nothwendig und eine große Wohlthat sei, — obwohl er als Historiker freimüthig genug auch die letzten Vertreter der alten Senatsmacht, selbst Cassius und Brutus, nur achtungsvoll behandelte. Livius, der selbst einen großen Theil seines Lebens in der Hauptstadt zugebracht hat, war in seinen späteren Jahren auch einer der Jugendlehrer eines der jüngeren kaiserlichen Prinzen, des nachmaligen Kaisers Claudius.

Sonst allerdings ist das ältere Principat an sich der römischen Historiographie nicht sehr günstig gewesen. Noch allerdings blühte eine reiche historische Literatur, in welcher die Zeitgenossen der seit Cäsars Uebergang über den Rubicon durchgefochtenen Bürgerkriege theils namhafte Männer dieser furchtbaren Epoche schilderten, theils ihre eigenen Denkwürdigkeiten niederlegten. In letzterer Beziehung waren namentlich M. Valerius Messalla und der berühmte Gajus Asinius Pollio von erheblicher Bedeutung. Asinius (75 v. Chr. — 5 n. Chr.), der alte Cäsarianer und Antonianer, einer der namhaftesten Römer dieser Zeit, hatte schon längere Zeit vor dem Aktischen Kriege sich aus den Kämpfen der großen Machthaber und von dem öffentlichen Dienst zurückgezogen, und sich, in einer gewissen kühlen Reserve gegenüber Octavian und nachher gegenüber dem Principat, lediglich auf die Pflege der Literatur, Kunst und Wissenschaft beschränkt. Für seine Person neben Messalla noch einer der begabtesten Redner der Uebergangszeit, dabei im Gegensatze zu der Schule des Cicero von bewußtem Streben nach alterthümlicher Strenge, Knappheit und herber Sachlichkeit der Rede geleitet, hatte Pollio auch eine Geschichte der Bürgerkriege vom ersten Triumvirat ab begonnen, die mindestens bis zur Schlacht bei Philippi herab geführt worden ist. Sie zu vollenden, hinderte diesen Mann, der noch den alten Freimuth der Rede bewahrt hatte, die Ungunst, welche zur Zeit des ältern Principats sehr begreiflicherweise Werken solcher Art, die nicht gerade im Sinne der neuen Ordnung der Dinge gehalten waren, seitens des Hofes entgegenstand. Ueberhaupt ließ sich das nicht verhehlen, daß es seit dieser

Zeit immer ſchwieriger wurde, die Geſchichte der nächſten Vergangenheit und der jedesmaligen Gegenwart zu ſchreiben. Es wurde unter dem Principat bedenklich, mit rückhaltloſem, völlig freiem Urtheil über die handelnden Machthaber zu ſchreiben; und das Aufhören der bisher ſchrankenloſen Oeffentlichkeit und der Verſchluß der amtlichen Akten bot der ſichern Feſtſtellung vieler Thatſachen und namentlich ihrer Geneſis früher unbekannte Schwierigkeiten. Die Folge war, daß die Geſchichtsſchreibung der römiſchen Gegenwart nunmehr theils nur in dynaſtiſchem Sinne, theils von der republikaniſchen Oppoſition wiederholt in ſcharf feindſeliger, oft an das Pamphlet ſtreifender Weiſe behandelt wurde. Wer das nicht wollte, wandte ſich mehr abgelegenen, neutralen Gebieten zu; nach dieſer Seite iſt am bekannteſten geworden ein Abkömmling einer zur Zeit des Sertorius durch den großen Pompejus in das römiſche Bürgerrecht aufgenommenen vocontiſchen Familie, der Sohn eines von Cäſar als Dolmetſcher und Sekretär verwendeten Mannes, nämlich Gnäus Pompejus Trogus. Dieſer ſchrieb etwa gleichzeitig mit Livius in 44 Büchern nach griechiſchen Quellen eine Univerſalgeſchichte, die mit dem aſſyriſchen Ninus begann, und mit beſonderer Rückſicht auf die makedoniſche Geſchichte und die Diadochenzeit bis auf ſeine Zeit herabgeführt wurde, lebhaft ſtiliſirt und in klaſſiſcher Sprache, dabei minder rhetoriſch als Livius. Die Nachwelt kennt das Werk hauptſächlich durch den Auszug des Juſtinus. Dagegen wurde es für die Griechen ſehr lockend, römiſche Geſchichte zu behandeln, die durch ihre Nationalität der leidenſchaftlichen Theilnahme an den politiſchen Gegenſätzen entzogen, durch ihre Sprache von der unmittelbaren Einwirkung auf die Menge ausgeſchloſſen, einerſeits das Geſchick beſaßen, ſich ſehr leicht den römiſchen Verhältniſſen anzubequemen, andrerſeits in der Welthauptſtadt ein überaus reiches Feld und Material für ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit fanden. Unter den ſehr zahlreichen Männern, die hier für das Zeitalter des Auguſtus in Betracht kommen, nennen wir den ſchon erwähnten vornehmen Damaskener Nikolaos, des jüdiſchen Fürſten Herodes Agenten und Freund, der eine Univerſalgeſchichte in 144 Büchern ſchrieb, von welcher die auszugsweiſe vorhandene Biographie Auguſts vielleicht einen Theil ausmachte. Und ferner den Sikelioten Diodor von Agyrion, der, ſchon Cäſars Zeitgenoſſe, in ſeiner „hiſtoriſchen Bibliothek" in 40 Büchern die alte Geſchichte bis zu den keltiſchen Eroberungen Cäſars herabführte, wie auch den halikarnaſſiſchen Rhetor Dionyſios, welcher — gegen Ende der erſten Hälfte des letzten vorchriſtlichen Jahrhunderts geboren, im Jahre 30/29 v. Chr. nach Rom überſiedelte, hier eifrige hiſtoriſche Studien betrieb und nach 22jährigem Aufenthalt im Jahre 7 v. Chr. ein großes Werk über die Geſchichte Roms vollendete, welches in 20 Büchern unter weſentlicher Berückſichtigung der älteſten Zeiten dieſelbe bis zum Beginn der puniſchen Kriege behandelte, und in ſeinen Trümmern neben den erhaltenen Theilen des Livius trotz vieler falſcher Auffaſſungen bekanntlich zu den ſchätzbarſten Quellenſchriften gehört. Weiter nennen wir noch den großen kleinaſiatiſchen Hiſtoriker und Geographen Strabon von Amaſeia. Abkömmling einer im

Pontus angeſiedelten, wohlhabenden griechiſchen Familie, die mütterlicherſeits mit der alten mithradatiſchen Dynaſtie dieſes Landes in Verbindung geſtanden hatte, 66 v. Chr. geboren, hiſtoriſch und philoſophiſch hochgebildet, und durch ausgedehnte Reiſen, die ihn 29 v. Chr. für längere Zeit auch nach Rom führten, geſchult, hat er nachmals in ſeiner Heimath das berühmteſte und uns erhaltene ſeiner Werke verfaßt, ſeine geographiſche Schilderung der damaligen Welt. Er iſt erſt unter Auguſts Nachfolger Tiberius im Jahre 24 n. Chr. geſtorben. Endlich nennen wir noch einen Königsſohn, der nur unfreiwillig nach Rom gekommen, hier aber in den Beſitz höchſt umfaſſender Bildung gelangt, und ein ſehr bedeutender und vielſeitiger griechiſcher Schriftſteller, nicht bloß nach der hiſtoriſchen Seite, geworden iſt. Wir meinen den gleichnamigen Sohn des nach der Schlacht bei Thapſus umgekommenen numidiſchen Königs Juba I., den jüngeren Juba, der, noch ein Knabe, nach dieſer Kataſtrophe von Cäſar als Gefangener nach Rom gebracht, von Auguſtus aber ſpäter mit des Antonius und der Kleopatra Tochter „Kleopatra-Selene" verheirathet und ſeit 30 v. Chr., wie wir ſpäter ſehen werden, wieder mit einer bedeutenden Macht in Nordafrika ausgeſtattet wurde.

Es entſprach dieſer Richtung der neuen kaiſerlichen Zeit gar ſehr, daß in Rom die Pflege der eigentlichen Gelehrſamkeit und des antiquariſchen Studiums, wie Varro dasſelbe recht eigentlich begründet hatte, ſehr bedeutende Dimenſionen annahm. Es gab ſehr zahlreiche tüchtige Philologen, die meiſt zugleich ſchriftſtelleriſch thätig waren, grammatiſche, literarhiſtoriſche und ähnliche Forſchungen betrieben. Wir nennen unter vielen hier nur den gelehrten, erſt unter Tiberius verſtorbenen, und durch ein Standbild auf dem Markte in Präneſte ausgezeichneten Freigelaſſenen M. Verrius Flaccus (S. 41), deſſen umfaſſendes lexikaliſches Werk „de verborum significatione" als eine reiche Fundgrube der wichtigſten Nachrichten über das römiſche Alterthum galt, und des Auguſtus Freigelaſſenen Gajus Julius Hyginus, der an Vielſeitigkeit der literariſchen Thätigkeit und in nationaler Richtung namentlich dem Varro nachſtrebte. In ganz entſprechender Weiſe blieben unter dem Principat alle exakten Wiſſenſchaften und techniſchen Fächer in hohem Flore. Es iſt dieſes Zeitalter, wo der Architekt Vitruvius Pollio, bereits in gereiften Jahren ſtehend, um das Jahr 14 v. Chr. nach griechiſchen Vorbildern und eigenen Beobachtungen ſeine zehn Bücher „von der Architektur", die das Fach in der weiteſten Ausdehnung behandeln, freilich in wenig glänzender Form, ſchrieb und dem Auguſtus widmete.

In anderer Weiſe bedeutſam wirkte das Principat ein auf die Weiterbildung der nationalſten aller römiſchen Wiſſenſchaften, nämlich der Jurisprudenz. Auguſtus ſuchte auch die praktiſchen Juriſten, die damals zugleich die Träger der Rechtskenntniſſe waren, mit ihren Intereſſen an das Principat zu knüpfen. Es gab in Rom eine Anzahl juriſtiſcher Geſchäftsleute, bei denen man ſich in Rechtsfragen Rathes erholte, und die theils durch

ihre auf Befragung abgegebenen Gutachten, theils durch ihre in Schriften niedergelegten Anſichten für die Richter eine gewiſſe Autorität hatten. Auguſtus machte nun die Befugniß, auf Befragen „Reſponſa" oder Gutachten zu ertheilen, zu einem Rechte, welches er ſelbſt einer Anzahl von Juriſten eigens verlieh. Die ſolcher Geſtalt privilegirten Juriſten verwalteten ihr Geſchäft im Auftrage des Kaiſers, und erhielten eine höhere Bedeutung. Wenn ſie nämlich in ihren Gutachten übereinſtimmten, ſo waren die Richter an ihren Ausſpruch wie an ein Geſetz gebunden. Auf dieſe Weiſe entſtand eine neue Praxis der Rechtsbildung. Die zur Ertheilung von Gutachten berufenen Rechtskenner begannen ihre Wiſſenſchaft energiſch auszubilden, und noch unter Auguſtus entſtanden zwei verſchiedene Schulen, deren Gegenſatz erſt durch die ſpäter von Kaiſer Hadrian veranlaßte Codifikation ſeine Bedeutung verlor. Die Stifter dieſer Richtungen waren auf der einen Seite M. Antiſtius Labeo, deſſen Anhänger nach ſeinem Schüler Proculus die Proculianer genannt wurden, während die Nachfolger ſeines Gegners Gajus Atejus Capito nach deſſen Schüler Maſſurius Sabinus den Namen der Sabinianer erhielten. Labeo (von etwa 59 v. Chr. bis 12 n. Chr.), ein Mann von ſehr umfaſſender Bildung, deſſen zahlreiche Werke zuſammen 400 Bücher umfaßten, war zugleich eine Perſönlichkeit, die im Sinne ihres Hauſes mit herber Selbſtändigkeit und unbeugſamer Feſtigkeit in republikaniſcher Oppoſition gegen das Principat verharrte, während ſein Gegner Atejus (geb. um 34 v. Chr. und geſt. 22 n. Chr.), der ihn als Juriſt und an ſchriftſtelleriſcher Bedeutung nicht ganz erreichte, ebenſo entſchieden ſich der monarchiſchen Richtung angeſchloſſen hatte und von Auguſtus lebhaft vor Labeo begünſtigt wurde. Es war indeß nicht der politiſche Gegenſatz, welcher ſich trennend auf die Schulen vererbte, ſondern der wiſſenſchaftliche. Denn Atejus als „Poſitiviſt" blieb als Juriſt den alten Grundſätzen der Auslegung des poſitiven Rechtes treu, indem er fortwährend eine buchſtäbliche Anwendung von den Rechtsſätzen der älteren oder neueren Zeit machte. Labeo dagegen, „Rationaliſt", war ein kühner Neuerer und für die Fortbildung des römiſchen Civilrechtes von größter Bedeutung, der die innere Beſchaffenheit und den Zweck jedes Rechtsinſtitutes mehr ins Auge faßte und daher häufig der Billigkeit einen größeren Spielraum geſtattete, als Capito.

Die maſſenhaften Bildungsmittel aller Art, welche die Welthauptſtadt den Bürgern Italiens wie den gebildeten Provinzialen an ſich ſchon bot, vermehrte Auguſtus im Sinne Cäſars auch ſeinerſeits durch Anlegung von Bibliotheken. Schon Lucullus hatte in ſeiner liberalen Weiſe den Gelehrten die Benutzung der literariſchen Schätze geſtattet, die er aus der Pontiſchen Beute mit nach Hauſe gebracht. Der Plan Cäſars, eine große öffentliche Bibliothek herzuſtellen, war mit des großen Mannes jähem Tode gefallen. Dafür hatte Aſinius Pollio ſchon nach dem Jahre 39 v. Chr. den durch eine Feuersbrunſt zerſtörten Tempel der Libertas auf dem Aventin

wiederherſtellen laſſen und in dem Atrium dieſes Heiligthums die erſte öffentliche Bibliothek griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller angelegt. Nun aber war auch Octavian in Feuer gerathen und errichtete im Jahr 33 nach Beendigung des Krieges in Dalmatien zu Ehren ſeiner Schweſter Octavia einen Porticus, in welchem die erſte ſeiner öffentlichen Bibliotheken, die Octaviana, aufgeſtellt wurde. Die Verwaltung wurde dem Grammatiker Gajus Meliſſus übertragen. Viel großartiger aber war die Palatina, die er 28 v. Chr. mit dem (S. 38) auf dem palatiniſchen Hügel entſtehenden Apollotempel verband. Die Verwaltung der hier aufgehäuften griechiſchen und lateiniſchen Bücherſchätze erhielt der ſchon (S. 47) genannte Gelehrte Hyginus.

Verhielt ſich Auguſtus zu den verſchiedenen Erſcheinungen des römiſchen Geiſteslebens, die wir bisher berührten, theils tolerant, theils ſympathiſch, theils direkt wie indirekt fördernd, ſo gab es noch eine Seite derſelben, wo er ſelbſt mit Mäcenas theils aus perſönlicher Liebhaberei, theils aus politiſcher Berechnung mit Erfolg einzuwirken bemüht war, nämlich die Poeſie. Zwei Momente, einerſeits die tiefe politiſche Ermüdung nach der langjährigen furchtbaren Zeit der Revolution, anderſeits die größere politiſche Stille des öffentlichen Lebens ſeit Actium, trieben die Römer mehr und mehr dahin, die literariſche Thätigkeit, die mit der Verbreitung der allgemeinen helleniſchen Bildung ſchon in dem letzten Menſchenalter immer allgemeiner geworden war, nicht mehr bloß in ihren Mußeſtunden ernſtlich zu kultiviren. Wer nun nicht lediglich receptiver Art war, oder wer nicht ausſchließlich gelehrten Studien nachging, warf ſich jetzt mit Vorliebe auf die Pflege der Poeſie, die jetzt als Kunſt mit ganzem Ernſte betrieben wurde, und wo nun das Streben nach helleniſcher Formvollendung Geſetz geworden war. Freilich ging damit der römiſchen Dichtkunſt, die in allen Stücken den Alexandrinismus an der Tiber zu neuem Leben erweckte, mehr und mehr und in weitem Umfange der Zuſammenhang mit dem italiſchen Volksgeiſte verloren, büßten die meiſten dieſer Dichter die rechte Popularität ein, wurde dieſe Kunſt, bei deren Betrieb man gewöhnlich nur den Hof und einen auserleſenen Kreis von Kennern und Freunden im Auge hatte, weſentlich Hofdichtung. Allerdings darf dieſer Ausdruck nicht in übertreibender Weiſe aufgefaßt werden. Thatſächlich ſtanden die Sachen ſo, daß in Rom, wo mit der Zeit Schaaren von Dichtern und „Dichterlingen" auftraten, unter denen gar manche nur durch die Hoffnung auf die Gunſt des Mäcenas und des Princeps auf den Parnaß getrieben wurden, verſchiedene literariſche Kreiſe ſich bildeten, die keineswegs alle derſelben Geſchmacksrichtung folgten. Wer mit der veränderten Lage der Dinge unzufrieden war und ſeine politiſchen Ideale in der republikaniſchen Vergangenheit fand, hielt feſt an dem Kultus der alten römiſchen Dichter mit aller ihrer Härte und formellen Ungelenkigkeit. Aſinius Pollio ſeinerſeits, dieſer perſönlich ein ſehr begabter Dichter, hatte um ſich einen Kreis verſammelt, in welchem er namentlich als Kri-

tiker von treffender Beobachtung und Schärfe thätig war. Indem er ſelbſt andere Dichter und fremde literariſche Thätigkeit förderte, bewahrte er zugleich, ſeiner freien politiſchen Stellung entſprechend, den mehr durch den Einfluß des Hofes beſtimmten Cirkeln gegenüber eine ſehr ſelbſtändige Haltung. Auch um den ebenfalls politiſch reſervirten Meſſalla hatte ſich eine Gruppe von Dichtern geſammelt, unter denen für uns Tibullus und die Dichterin Sulpicia die bekannteſten geblieben ſind. Auch der jüngere, geiſtreiche, vielgewandte Ovid ſtand zu dieſer Gruppe in Beziehung. Dem Hofe am nächſten dagegen hielt ſich der Kreis von Dichtern, die ſich um Mäcenas gruppirt hatten. Vergilius, L. Varius, ſpäter Propertius und längere Zeit der künſtleriſch begabteſte dieſer Männer, der gefeierte Horatius, ſind hier die bedeutendſten geweſen. Alle dieſe Dichter ſtanden in verſchiedener Weiſe zu den ebenfalls literariſch thätigen Machthabern Mäcenas und Auguſtus in Beziehung, die es nun an Gunſtbezeugungen, an Aufmunterungen aller Art und an Hinlenkung auf beſtimmte Richtungen nicht fehlen ließen. Neben dem perſönlichen Geſchmack dieſer beiden mächtigen Männer konnte es dem Princeps doch nur erwünſcht ſein, wenn junge ſtrebſame Talente ſolcher Art nicht die herbe Oppoſition des Catullus zum Vorbild nahmen, ſondern Motive behandelten und poetiſch verklärten, welche gar ſehr geeignet waren, direkt und indirekt die durch das Principat neu vorgezeichnete politiſche Richtung zu fördern und zu unterſtützen. Auch ſonſt mochte es dem Princeps werthvoll erſcheinen, wenn das Intereſſe der politiſchen Stände der Hauptſtadt an der vorwiegenden Beſchäftigung mit den Staatsfragen, wie ſie einſt die großen Familien der Republik als ein Erbgut der Väter ausſchließlich beherrſcht hatten, wenigſtens einigermaßen abgeſchwächt und ihre Theilnahme auf die literariſchen Fragen gelenkt wurde, die ſich an die neuen dichteriſchen Größen des Zeitalters und an den von ihnen ausgehenden Ruhm knüpften. Für die zuletzt bezeichnete Tendenz kam dem Princeps durchaus ein neuer Brauch entgegen, der ſich namentlich unter Anregung des Aſinius Pollio in dieſer Zeit ausbildete, übrigens an eine ſchon beſtehende Sitte anknüpfte. Es war nämlich nichts Neues, daß die Schriftſteller der Reſidenz, ehe ſie ihre Schriften in den Buchhandel gaben, dieſelben einer Anzahl kunſt- und ſachverſtändiger Freunde zur Kritik vorlegten. Solche Vorleſungen oder Recitationen, die Aſinius jetzt erheblich erweiterte, wurden bald vor einem eingeladenen Publikum, bald vor Allen, die kommen wollten, abgehalten, und ſollten zunächſt dazu dienen, die Wirkung einer neuen literariſchen, namentlich poetiſchen Schöpfung zuerſt im engeren Kreiſe zu erproben und die eventuelle Kritik zu nochmaliger Feilung zu benutzen. Allmählich verlor jedoch dieſes Inſtitut den urſprünglichen Charakter, und dieſe neue Art von Verſammlungen in Odeen und Baſiliken, die oft genug über den Erfolg eines neuen Buches entſchieden, diente ſehr häufig nur der Eitelkeit von Männern, die mit mancherlei Mitteln nur den rauſchenden Applaus der Menge oder auch nur einer beſtimmten Clique im

Voraus zu gewinnen ſuchten und dabei ſich über ihre Leiſtungsfähigkeit nicht ſelten ſelbſt recht ſehr verblendeten.

So entfaltete die römiſche Dichtung in dem Zeitalter des Auguſtus lange eine überaus reiche Produktivität; nur daß die Correktheit der Sprache, die Pracht des Ausdruckes und die Vollendung der äußeren Form vielfach entſchädigen mußte für die gar oft mangelnde Originalität und für die recht fühlbare Abhängigkeit der Meiſten von den griechiſchen Muſtern. Die verſchiedenen Dichtungsarten wurden dabei keineswegs gleichmäßig kultivirt. Am wenigſten blühte die dramatiſche Poeſie. Zwar gab es noch immer Männer, wie namentlich Aſinius Pollio, L. Varius Rufus (zwiſchen 82 und 14 v. Chr.) und ſpäter Ovid, die auch dieſes Gebiet mit Geſchick anbauten. Der „Thyeſtes" des Varius, der 29 v. Chr. auf die Bühne kam, galt unter anderen als ein vortreffliches Stück. Aber einerſeits wandte ſich die römiſche Tragödie jetzt immer mehr der Mythologie zu, wurde gelehrt und dadurch wirkungslos, andererſeits ſank auch bei dem Publikum das Intereſſe an der dramatiſchen Kunſt als ſolcher, und war nur noch durch äußere Reizmittel, prachtvolle theatraliſche Ausſtattung und glänzende Koſtüme zu feſſeln. Das wurde denn auch der Grund, weshalb ſowohl das eigentliche Schauſtück, wie der anſpruchsloſere Mimus ſeit dieſer Zeit bei dem Publikum der Reſidenz immer mehr verdrängt wurde durch eine neue Baſtardgattung der Kunſt, den ſogenannten Pantomimus: eine eigenthümliche, in Auguſts Zeitalter durch zwei große Künſtler, Pylades und Bathyllos (dieſer ein beſonderer Günſtling des Mäcenas) weſentlich ausgebildete Verbindung von Schauſpiel, Oper und Ballet. Das römiſche Publikum aller Klaſſen, den Kaiſer mit eingeſchloſſen, fand immer größeren Geſchmack an der ſtummen, in höchſter künſtleriſcher Vollendung durch Geberden und Tanz balletmäßig dargeſtellten Aufführung berühmter Scenen (mit Vorliebe der erotiſchen) aus der griechiſchen Mythologie, wo dann Ein maskirter Künſtler unter dem Geſange eines Chores und unter Begleitung mehrerer muſikaliſcher Inſtrumente, bei vollendeter Pracht der Scenerie zu agiren pflegte.

Unter den übrigen Gattungen der römiſchen Dichtung haben damals alle durchaus namhafte Vertreter gefunden; am meiſten jedoch gedieh die Lyrik zur Blüthe. Wir kommen hier in der Kürze zurück auf jene Dichter, welche namentlich den erſten Jahrzehnten des Auguſtus einen ſo eigenthümlich anmuthigen Reiz verliehen haben. Publius Vergilius Maro, der am 15. October 70 v. Chr. als Sohn eines bemittelten Gutsbeſitzers zu Andes bei Mantua geboren war, hatte ſich in jüngeren Jahren eine ſehr bedeutende gelehrte Bildung erworben, und war nach längeren Studienjahren auf ſein Erbgut zu Andes zurückgekehrt. Hier aber ſah er ſich 41 und 40 v. Chr. durch die Schreckniſſe, die ſich an die Koloniſirung der ſiegreichen Veteranen von Philippi in Italien knüpften, in dem Beſitze ſeines Gutes bedroht, und konnte nur durch die Gunſt der damaligen Machthaber, namentlich des Aſinius Pollio, des Mäcenas und des Octavianus ſelbſt die

Rückgabe desselben oder Ersatz erlangen. Seitdem lebte Vergilius theils in Rom, theils in Neapel, vielfach gehindert durch seine schwache Gesundheit, aber allmählich in behagliche äußere Umstände gekommen. Die seit der Katastrophe seines Besitzes eingeleiteten Beziehungen zu den neuen politischen Größen der römischen Welt wirkten nun sehr bestimmt ein auf seine dichterische Thätigkeit. Die bukolischen Dichtungen, die Vergil in den Jahren 41 bis 39 v. Chr. nach dem Vorbild der Idyllen des griechischen Theokrit verfaßte, tragen die ausgeprägten Spuren der dankbaren Huldigungen, die er seinen Gönnern zu spenden sich veranlaßt sah; die erste dieser „Eklogen" war dem Octavian gewidmet. Einmal in die hohen römischen literarischen Kreise hineingezogen, folgte er den ihm von hier aus zugehenden Anregungen. Auf Veranlassung des Mäcenas dichtete er dann (37—30 v. Chr.) die diesem Staatsmann gewidmeten „Georgica", vier Bücher über den Landbau, die bereits den gereiften Künstler zeigten. Der Stoff entsprach Vergils eignen Neigungen und Anschauungen vollständig, und so bot er seinem Volke, bei welchem der Ackerbau allezeit in hohen Ehren gestanden hat, ein Werk, welches den mit sichtlicher Liebe und Wärme behandelten Stoff in vollendeten Versen und in einer kraftvollen und korrekten Sprache darlegte, wie es die Römer bis dahin noch nicht gekannt hatten. Es war dann die Aufforderung des Augustus, die ihn veranlaßte, zur Schöpfung eines großen epischen Gedichtes zu schreiten, welches die Schicksale des legendarischen Ahnherrn der Römer und zugleich des julischen Hauses, des troischen Aeneas, behandeln sollte. Die „Aeneide" war seit 29 v. Chr. schon erheblich vorgerückt, da entschloß sich Vergil, zu deren Vollendung sich für drei Jahre nach Griechenland und Asia zurückzuziehen. Augustus aber, der ihn aus dem Orient zurückkehrend in Athen traf, bestimmte ihn, ihm wieder nach Italien zu folgen. Aber auf der Rückreise ist der edle, liebenswürdige, seinen Freunden treu ergebene, von denselben tief betrauerte Dichter am 22. September 19 v. Chr. zu Brundisium gestorben. Die Aeneis, an die er nicht mehr die letzte Hand hatte legen können, ist — seinem Wunsche zuwider — nach seinem Tode durch seinen Freund, den Dichter Varius, herausgegeben worden. Die Mängel dieses berühmten Epos, welches für Vergils Talent eine zu große Aufgabe bot und seiner Naturanlage nur wenig entsprach, aber mit gewaltigem Fleiße und ausgedehnter Gelehrsamkeit ausgearbeitet war, hat die moderne Kritik ausreichend klar gestellt. Aber auf die Römer machte die Aeneide einen höchst imponirenden Eindruck. Die Correktheit, der Glanz, die Majestät, die rhetorische Fülle der Sprache, die Eleganz der Composition, die kunstvollen Hexameter, der Wohllaut der schönen Verse machten dieses Epos bei ihnen zu einem bewunderten Vorbild. Der Patriotismus endlich, welcher das ganze Heldengedicht durchdrang, ließ es bald zu einem Nationalwerke werden.

Ganz anderer Art war der hochbegabte Dichter, den Unteritalien den Römern geschenkt hat, nämlich Quintus Horatius Flaccus. Der Sohn

eines Freigelaſſenen, iſt Horatius am 8. December 65 v. Chr. zu Venuſia geboren worden. Sein Vater, der mit ihm 58 v. Chr. nach Rom zog, ließ ihm hier eine ausgezeichnete, weit über ſeinen Stand hinausgehende Erziehung zu theil werden; die Vollendung ſeiner gediegenen wiſſenſchaftlichen Ausbildung gewann der feurige Jüngling in den philoſophiſchen Schulen von Athen, wohin er ſich i. J. 45 v. Chr. begab. Aus den Studien riß ihn hier der Ruf des Marcus Brutus. Im Spätſommer 44 v. Chr. trat der junge Venuſiner als Oberſt ein in das Heer des letzten Vorkämpfers der alten Republik. Als im Spätjahre 42 die Niederlage bei Philippi alle Hoffnungen der Republikaner zu nichte gemacht hatte, kehrte Horaz nach der Hauptſtadt zurück. Die Dotirung der Veteranen der Sieger auf Koſten des italiſchen Volkes beraubte auch den Horaz ſeines väterlichen Gutes und nöthigte ihn, im quäſtoriſchen Bureaudienſt eine Subalternenſtelle anzunehmen, zugleich auch ſeine glänzende poetiſche Begabung praktiſch zu verwerthen. Die Befreundung mit den Dichtern Vergil und Varius leitete eine günſtige Wendung in ſeiner äußeren Lage ein. Denn dieſe vermittelten i. J. 39 ſeine Bekanntſchaft mit Mäcenas, der ihm nun allmählich auch perſönlich immer näher getreten, endlich ſein eifriger und ausdauernder Gönner geworden iſt. Schon i. J. 38 war Horaz in die Zahl der Vertrauten des einflußreichen Staatsmannes aufgenommen worden, konnte im folgenden Jahre ſeine Beamtenſtelle aufgeben, und erhielt um d. J. 34 von Mäcenas als Geſchenk ein hübſches Landgut im Sabinerlande, nördlich von Tibur, welches dem Dichter bei ſeinen ſehr maßvollen Anſprüchen an das Leben eine erwünſchte Unabhängigkeit gewährte. Auf dieſer Beſitzung hat Horaz, namentlich in ſeinen ſpäteren Jahren, einen großen Theil ſeines Lebens zugebracht. Mäcenas, der allmählich zu Horaz in ein ſehr enges Freundſchaftsverhältniß trat, vermittelte nachmals auch die nähere Bekanntſchaft des Dichters mit dem Kaiſer, der ihm ebenfalls dauernd wohlgeſinnt blieb, obwohl Horaz mit einer gewiſſen Zähigkeit ſeine perſönliche Unabhängigkeit auch Auguſtus gegenüber behauptete. Der Dichter iſt nicht lange nach ſeines Freundes Mäcenas Tode ſelbſt geſtorben, am 27. November 8 v. Chr. — Der Charakter dieſes Dichters und ſeiner Schöpfungen bezeichnet ſehr ſcharf die eine Seite der Uebergangszeit des Römerthums aus den Stürmen des Bürgerkrieges, aus der Agonie der Republik, in die neue Ordnung der Dinge unter der ſtark und klug geführten Oberhoheit Auguſts. Auch Horatius hatte eine Periode des Enthuſiasmus durchlebt, wie ihn großartige Principienkämpfe in den Herzen der Jugend zu entflammen pflegen. Aber der Tag von Philippi wurde nach jeder Richtung hin für ihn ein Wendepunkt. Was die zertrümmerten Ideale der Vergangenheit anging, ſo blieb ihm nichts übrig, als Reſignation. Für das neue Leben unter der Herrſchaft der Sieger, endlich des letzten Siegers Octavian, mußte dem jungen Dichter ſein ſcharfer, praktiſcher Verſtand die Wege vorzeichnen, — in ſeiner praktiſchen Haltung, wie für ſeine dichteriſche Thätigkeit und für

die geſammte Lebensphiloſophie, welche der geiſtreiche Mann ſich ſchuf. Schwung der Phantaſie und idealen Flug der Gedanken und Empfindungen wird man daher bei Horaz nicht ſuchen. Wohl aber zeigt dieſer Dichter eine ſonnige Klarheit, Ruhe und Schärfe des Geiſtes und eine ausgezeichnete Kenntniß der Welt und der Menſchen, wie ſie das Rom jener Tage ausgebildet hatte. Er war zu der verſtändigen Ueberzeugung gelangt, daß das Principat und zwar das des Auguſtus eine unabwendbare Nothwendigkeit und für die Römer eine Wohlthat geworden; er konnte auch dem Geſchlecht dieſer Zeit im Sinne des Auguſtus recht wohl die Tugenden der Einfachheit, der Genügſamkeit, und die Fernhaltung von unruhigem Ehrgeiz und verwegenen Plänen empfehlen. Dabei aber hielt er auf perſönliche Würde, vergab ſich nichts, und wußte mit großer Feinheit und Sicherheit ſich in ſeiner freien Stellung zu den Großen des Reiches zu behaupten. Für ſeine Perſon erſtrebte der Dichter, der aus der Fülle der Beobachtungen und Erfahrungen ſeines Lebens nicht zu grämlicher Gereiztheit, ſondern zu kühler, heiterer Ironie gelangt war, ein ruhiges Gleichmaß und eine friedliche Ruhe des Gemüthes, die ihn das friedliche und genügſame Leben fern von den Staatsgeſchäften mit Vorliebe ſuchen und feiern hieß. Seine Lebensphiloſophie endlich, wie ſie Horaz, eine durchaus reflectirende Natur, der anfangs der epikureiſchen Sinnesweiſe näher ſtand, aber allmählich den ſittlichen Ernſt der Stoa höher zu ſchätzen lernte, ſich ausgebildet hat, gipfelt in einer Weltanſicht, die ſehr ſelbſtgenügſam, ſehr egoiſtiſch erſcheinen würde, wäre ſie nicht wiederum durch ſeinen Takt, ſeine Anmuth, ſeine Liebenswürdigkeit gemäßigt. Maßhalten und Freiſein von ſtürmiſchen Leidenſchaften; ſich niemals ſelbſt verlieren und ganz hingeben, ſich durch nichts beunruhigen, aber auch durch nichts zu ungeſtümer Begeiſterung fortreißen laſſen; ſich mit dem begnügen, was man hat; jede ſich darbietende Gunſt des Geſchickes ergreifen; das Heute genießen, da ja das Morgen ungewiß und das Leben ſo kurz iſt; die Freundſchaft, die Liebe und den Umgang mit den Muſen pflegen, Alles aber mit Maß und ohne Leidenſchaft: in ſolchen Gedanken gipfelt die Lebensweisheit des Dichters. Reiche Bildung, feiner Geſchmack und die klare Durchſichtigkeit ſeiner Sprache verleihen endlich ſeinen Dichtungen einen Reiz, der noch heute nicht verſagt. Von den zahlreichen poetiſchen Schöpfungen des Horaz heben wir nur zwei hervor. Einerſeits nämlich baute der Dichter in ſeiner früheren Periode (bis zu der Actiſchen Kataſtrophe) mit Vorliebe das alte nationale Gebiet der Satire an, nur daß er unter dem Eindruck der Zeitverhältniſſe es vermied, die politiſchen Zuſtände zu berühren, und dafür mit Vorliebe — unter Verwendung des epiſchen Versmaßes — ſeinen Humor und ſeine ironiſche Kritik an den ſocialen und literariſchen Fehlern und Thorheiten des Zeitalters erprobte. Auf der Höhe dagegen ſeines Lebens, namentlich in dem folgenden Jahrzehnt, verſuchte es der Dichter, den Alkäos und die Sappho auf römiſchen Boden zu verpflanzen. Die Nachdichtung ſeiner Vorbilder und weiter die

Darlegung seiner persönlichen Denkungsweise in Verwerthung von Stoffen aus der Gegenwart in den Formen jener Griechen, die er mit Meisterhand und seinem Sprachverständnisse zu handhaben wußte, gab den Anlaß zu der Schöpfung der sogenannten Oden, denen der Dichter endlich noch unter Wiederaufnahme der epischen Formen die sogenannten Episteln folgen ließ, die im Inhalt vielfach den Satiren verwandt sind; nur daß Horaz dazu die ganze Art seiner Lebensansicht und seiner poetischen Auffassung entwickelt, jetzt im Tone des vollkommen gereiften, bereits alternden Mannes.

Ganz andrer Art als der geistreiche Venusiner war der Ritter Albius Tibullus, welcher (um 54 v. Chr. in Rom geboren und schon 19 v. Chr. gestorben) vor Allem die Elegie pflegte, und Gedichte schuf, die in ihrer klaren Lieblichkeit, in ihrer gefälligen Sprache und in Vollendung des Rhythmus zu den Zierden der Literatur dieser Zeit gehörten. Dieser Dichter folgte den Alexandrinern in fast ausschließlicher Wahl erotischer Stoffe, aber er vermied es auf gelehrten Pfaden zu gehen, und entwickelte, bei einfacher Sprache, wahres und warmes Gefühl, und wußte Stimmungen und Empfindungen, Freude an dem Frieden des Landlebens und tiefe Liebessehnsucht mit vollendeter Kunst darzustellen. Ungleich kräftiger jedoch war der (um das Jahr 49 v. Chr. in Umbrien, vielleicht zu Asisium) einem reichen plebejischen Vater geborene, in Rom gebildete Sextus Propertius, der auch nur ein kurzes Leben sah und schon 15 v. Chr. gestorben ist. Properz, der wie Vergil und Horaz zu den speziellen Lieblingen des Mäcenas gehörte, war allerdings, wie Tibullus, ausschließlich Elegiker und Dichter der Liebe. Aber er dichtete einerseits viel mehr in der Art seiner alexandrinischen Vorgänger, die er jedoch an Feuer, sinnlicher Gluth und Leidenschaft weit übertraf, und schwelgte in mythologischer Gelehrsamkeit, andererseits sind seine minder mit gelehrten Stoffen gefüllten gefälligeren Gedichte frischer und energischer, als die seines berühmten Zeitgenossen. Das erotische Element freilich steht in seiner glühenden Haltung hier um einen Grad tiefer, als bei dem mehr schwärmerisch idealen Tibull; nur daß doch der Dichter sich hier wenigstens innerlich frei erhielt, der dagegen nach der politischen Seite hin sehr entschieden und bewußt um die Gunst des Hofes warb.

So werthvoll nun auch für Augustus der Glanz war, den die Blüthe der schönen Literatur unter seinem Principat auf sein Zeitalter warf, und so wichtig es andererseits für ihn war, auf die Stimmung und die Haltung der namhaften Vertreter der Literatur einen bedeutenden Einfluß auszuüben: wirklich Fuß gefaßt und rechte Popularität gewonnen hat das Principat doch vorzugsweise durch die imponirende und für das Gemeinwohl nützliche Weise, in welcher der Kaiser die gewaltige Macht benutzte, die in seinen Händen concentrirt war. Der nächste Abschnitt unsrer Darstellung hat das für die kaiserlichen Provinzen, für die Armee und für die auswärtige Politik zu zeigen. Hier haben wir es noch mit der legislativen Arbeit Augusts und mit der Einwirkung seiner Verwal-

tung auf die Hauptſtadt Rom und auf das alte Kernland des Reiches, auf Italien zu thun.

Auguſtus, dem jedenfalls das nachgerühmt werden muß, daß er mit ſeinen größern Zwecken innerlich größer geworden und gewachſen iſt, hat ſich der Pflicht nicht entzogen, der Regenerator des Landes zu werden, welches durch die Schuld der ſchlechten oligarchiſchen Verwaltung, durch die Bürgerkriege, und durch ſeine perſönliche Schuld ſo furchtbar herabgekommen war. Es galt in erſter Reihe, auf allen Punkten, in der Armee, im Volke, in der ganzen Halbinſel nun erſt rechte Zucht und Ordnung wiederherzuſtellen, zweckmäßige Verordnungen jeder Art zu erlaſſen, entſprechende Geſetze zu veranlaſſen, vor Allen aber für deren konſequente und einheitliche Ausführung und Handhabung zu ſorgen. Das am meiſten in die Augen ſpringende und äußerlich nöthigſte war es, die bei Gründung des Principats begreiflicherweiſe tief zerrüttete öffentliche Sicherheit wiederherzuſtellen. Hier konnte zunächſt nur eine dauernd fortgeſetzte polizeiliche Ueberwachung helfen, bis es etwa gelang, durch andere reformatoriſche Maßregeln zu Gunſten des italiſchen Volkes der Verarmung und Beſitzloſigkeit zu begegnen und die Quellen zu verſtopfen, aus denen die Schaaren der Banditen und Wegelagerer ſich ſeit Alters immer ſtärker ergänzten. Für die Hauptſtadt waren andere Schritte nöthig. Wir ſehen noch, wie erſt unter Tiberius eine bleibende und mächtige Polizeipräfektur geſchaffen wird. Auch die militäriſchen Kräfte lernen wir noch kennen, welche die Maſſen der rieſigen Reſidenz im Zaume zu halten hatten, die jetzt mit Einſchluß der überaus zahlreichen Sklaven (nach einer freilich nur ungefähren Berechnung) wahrſcheinlich mehr als eine Million (oder 1¼ Mill.) Einwohner zählte. Wir hörten aber bereits, wie Auguſtus, der nun allmählich auch ſolche Aufgaben übernahm, ſchließlich für Rom auch eine großartige Feuerwehr-Gensdarmerie (S. 19) ins Leben gerufen hat. Unmittelbar zur Abſtellung althergebrachter Uebelſtände wirkten vielfache nützliche Verfügungen, wie die, durch welche das in den letzten Jahrzehnten der Republik ſo hoch geſteigerte Unweſen der maſſenhaften Gladiatorenbanden weſentlich beſchränkt wurde. Fechterſpiele ſollte Niemand ohne Genehmigung des Senates veranſtalten. Damit aber kein angeſehener Mann eine für die Ruhe der Stadt bedenkliche Menge Bewaffneter zu ſeiner Verfügung habe, wurde (22 v. Chr.) die Zahl der Fechter, die ein Prätor bei ſeinen Spielen aufſtellen durfte, auf 120 Mann oder 60 Paare beſchränkt.

Leider aber gab es in der ungeheuren Hauptſtadt ſchwere Uebelſtände, die ſich aus der Geſchichte der Republik und der Sinnesweiſe der Römer entwickelt hatten, und nach menſchlicher Anſicht jeder durchgreifenden Beſſerung um ſo entſchiedener ſpotteten, als die Politik des Principats ſelbſt die Kaiſer, in erſter Reihe den Auguſtus, dazu veranlaßte, gar Manches zu thun, was einer Beſſerung der römiſchen ſtädtiſchen Zuſtände von Innen heraus wieder erheblichen Abbruch thun mußte. Die Kaiſer ſtanden eben trotz aller ihrer Macht unter dem wuchtenden Drucke einer ſeit Alters entwickelten Lage, die

alle Maßregeln zur Verbesserung der hauptstädtischen Verhältnisse nicht über den Werth und die Wirksamkeit von Palliativmitteln hinauskommen ließ. Das Grundübel war die schlimme Nahrungslosigkeit der Hauptmasse der gemeinen Freien, der sog. Plebs Urbana, die damals vielleicht die Zahl von 320,000 Leuten männlichen und 270,000 weiblichen Geschlechts erreichte. In den früheren Abschnitten dieses Buches über die Geschichte der römischen Republik ist wiederholt gezeigt worden, daß nicht allein das freie Proletariat der Halbinsel sich mit Vorliebe nach der Hauptstadt zog, sondern auch die Sklavenwirthschaft der reichen und großen Familien das freie Handwerk zu keiner selbständigen Bedeutung kommen ließ. Dazu trat nun die unausrottbare Abneigung des stolzen Römers gegen persönliche Dienstleistungen für Andere und die Verachtung vieler Zweige nützlicher Arbeit, die man lieber den Freigelassenen und den Fremden aus Griechenland und dem Orient überließ. So ist es denn gekommen, daß ein sehr erheblicher Theil der freien städtischen Plebs in einer Armuth lebte, die zunächst nur durch eine gewisse Genügsamkeit des Südländers im Essen und Trinken, und durch den Umstand erträglich gemacht wurde, daß die Sorge um Dach und Fach nicht in der schweren Weise auf die Römer drückte und wirkte, wie heutzutage auf die Völker im Norden der Alpen. Nun aber war dieses „römische Volk" durch die Zustände seit mehr denn 60 Jahren in schlimmer Weise corrumpirt worden; die alte Kernhaftigkeit war längst verschwunden, mit dem aus endlosen Revolutionen und Revolten übrig gebliebenen unruhigen Sinne verband sich nach vielen Seiten hin eine tiefe Demoralisation, — weiter aber war dieses Volk furchtbar verwöhnt. Die vieljährigen Parteikämpfe der Großen hatten die Menge nicht nur an den Verkauf ihrer Wahlstimmen, sondern noch mehr daran gewöhnt, durch prachtvolle „Spiele" verschiedener Art sich unterhalten und umworben zu sehen. Noch schlimmer aber war es, daß, wie wir wiederholt sahen, seit der Gracchenzeit die Vertheilung von billigem oder auch völlig geschenktem Getreide an die Armen ein Theil der Parteipolitik geworden war.

Gerade nach dieser Richtung hin konnte zunächst Augustus nur laviren. Bei den landwirthschaftlichen Zuständen der Halbinsel war Rom wesentlich auf auswärtige Zufuhr angewiesen, von welcher seit dieser Zeit Aegypten ein Drittel, Afrika und andere Kornländer zwei Drittel zu stellen pflegten. Sobald der Kaiser (S. 13) die Leitung des Proviantwesens in seine Hand genommen hatte, wurde es die Hauptaufgabe, durch möglichst sorgsame Ueberwachung der stets ausreichenden, wohlgeregelten und billigen Versorgung der Residenz das Volk in guter Stimmung zu erhalten. Weiter aber folgte Augustus der guten Praxis Cäsars und suchte (wir kommen noch darauf zurück) einerseits durch Ausführung stadtrömischer Proletarier in neue Colonien die Hauptstadt zu entlasten, andrerseits allmählich (bis zum Jahre 2 v. Chr.) die Zahl der städtischen Empfänger der monatlichen Brodspenden auf 200,000 Männer zu beschränken.

Dabei iſt Auguſtus nun aber nicht immer ſtehen geblieben. Nicht nur, daß gar nicht ſelten eine Theurung ihn nöthigte oder beſtimmte, weit größeren Kreiſen des Volkes, als den eigentlichen ärmſten Proletariern, Korn zu ſehr geringem Preiſe oder ganz umſonſt zu ſchenken, damit auch unter Umſtänden eigentliche Geldgeſchenke zu verbinden: ſo gab es auch Motive der Politik, welche dieſen Princeps veranlaßt haben, gar nicht ſelten bei bedeutenden Momenten ſeines Lebens, namentlich parallel mit neuen Fortſchritten ſeiner Machtausdehnung, das geſammte Volk durch Geldgeſchenke von wirklich großartiger Freigebigkeit zu erfreuen. Mehr aber, Auguſtus ſcheute ſich allerdings unter Umſtänden durchaus nicht, unverſchämten Forderungen mit Nachdruck entgegenzutreten. Aber er konnte nicht umhin, für die dauernde Beluſtigung des Volkes auf ſeine Koſten in großartiger Weiſe zu ſorgen. Es war gar kein Zweifel, daß durch prachtvolle Schauſpiele jeder Art das Volk der Hauptſtadt weitaus am ſicherſten für das Principat gewonnen wurde. Und ſehr lange hat die Reſidenz ihr Urtheil über den Werth der Kaiſer nach der Art beſtimmt, wie ſie ſich zu dieſen Lieblingsvergnügungen des Volkes — übrigens nicht bloß des gemeinen Mannes — ſtellten. So entwickelte ſich die Sinnesweiſe, welche es dahin brachte, daß dieſes „römiſche Volk" ſeine höchſten Wünſche in den Worten „Panem et Circenses" zuſammenfaßte. Brod und Spiele wurden allmählich nicht mehr als ein Geſchenk der Regierung, ſondern als ein Recht des Volkes angeſehen. Jede neue Regierung mußte die Hinterlaſſenſchaft ihrer Vorgänger antreten, und in Pracht und Großartigkeit ſolcher „Spiele" haben die beſten Kaiſer mit den ſchlechteſten gewetteifert. Auguſtus ſelber übertraf nach vielen Seiten ſeine Vorgänger durch die Häufigkeit, Mannigfaltigkeit, Neuheit und Pracht ſeiner Schauſpiele, die er theils in ſeinem und ſeiner Enkel Namen gab, theils für andere Magiſtrate veranſtaltete, die ſich finanziell außer Stande befanden, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Auguſtus gab achtmal Gladiatorenſpiele, bei denen zuſammen 10,000 Fechter auftraten, dreimal Athletenkämpfe, 27mal ſpeziell ſogenannte Spiele, nämlich Wettrennen im Circus mit Allem, was dazu gehörte, 26mal Thierhetzen, bei denen allein von afrikaniſchen Thieren 3500 erlegt wurden. Dazu kamen noch die große Säkularfeier bei dem Antritt eines neuen Jahrhunderts der Stadt, die nach einer uns ziemlich unklaren oder willkürlichen Rechnung der Jahre im Jahre 17 v. Chr. begangen wurde, und die Feſtlichkeiten bei der Weihung des Tempels des Mars Ultor, den Auguſtus vor der Schlacht bei Philippi gelobt hatte und 2 v. Chr. weihen konnte; bei letzterer Gelegenheit wurde unter Anderem (wie das ſchon Cäſar im Jahre 46 bei ſeinem Triumphalfeſte auf dem Marsfelde hatte ausführen laſſen) ein Schaugefecht zu Waſſer in einem in der Nähe der Tiber auf deren jenſeitigem Ufer in Cäſars Gärten gegrabenen und aus dem Fluſſe geſpeiſten Baſſin von 1800 Fuß Länge und 1200 Fuß Breite aufgeführt, bei welchem 30 Zwei- und Dreidecker und 3000 Kämpfer als Perſer und Athener auftraten.

Es war nur natürlich, daß unter solchen Umständen während der Kaiserzeit gerade diese wüste und entsittlichende Richtung der römischen Civilisation immer mehr sich ausbildete und zu einem der bedeutsamsten Elemente in dem Bilde der Sittenzustände der Römer, allmählich auch der wichtigsten Städte ihres gesammten Reiches geworden ist. Die Spiele des Circus werden wir noch viel später in den Metropolen des griechisch redenden Ostens als ein Element treffen, welches alle Stürme der Völkerwanderung, ja selbst die ungeheure moralische Veränderung überdauert hat, wie sie das Christenthum für die antike Gesellschaft herbeiführte. Diese Spiele, wie die des Amphitheaters, die Gladiatur und was sich Alles daran schloß, treten während der Kaiserzeit immer energischer in den Vordergrund und bieten der Prunkliebe, der Genußsucht, der bis zur höchsten Vollendung entwickelten Technik und der dekorativen Kunst der Alten ein unendlich reiches Feld der Thätigkeit. Mehr aber, diese lärmenden Festlichkeiten, in erster Reihe die des Circus, erhalten auch an sich eine politische Bedeutung. Einerseits nämlich wirft sich der Parteigeist der Alten, dem es bei dem Absterben der alten republikanischen Gegensätze und vor dem Eintreten der viel späteren dogmatischen Kämpfe, an packenden Motiven zu fehlen beginnt, mit einer für uns Moderne fast unverständlichen Leidenschaft auf die verschiedenen Farben der Rennbahn. Gesellschaften von Kapitalisten aus dem Ritterstand, die auch hier begegnen, übernahmen die Lieferung und Ausrüstung der Gespanne und der Kutschen; je vier Gesellschaften stellten zu je einem Rennen je einen Wagen und machten von den verschiedenen Farben, welche die Wagen und Wagenlenker trugen, je eine zu der ihrigen, weshalb sie Factionen oder Parteien genannt wurden. Noch aus den letzten Zeiten der alten Republik unterschied man die rothe und die weiße, die blaue und die grüne Partei; gewöhnlich verband sich die weiße mit der grünen, die rothe mit der blauen. Und nun nahmen sehr bald alle Klassen der römischen Gesellschaft mit brausender Leidenschaft, zeitweise selbst mit grimmiger Erbitterung gegen die andere Farbe, immer aber mit erstaunlicher Zähigkeit für die eine oder die andere dieser Factionen ihrerseits Partei. Von Geschlecht zu Geschlecht steigerte sich, — nachdem zuerst seit Caligula in höchst parteiischer Weise auch die Kaiser in diesen Ton einzustimmen begannen, — dieses Wesen unter wachsender Verwilderung des Volkes, die wiederholt den Circus zum Schauplatz stürmischer, ja blutiger Scenen gemacht hat. Auf der anderen Seite ersetzten diese Schauspiele bei dem politischen Einschrumpfen der Comitien und dem Verfalle der alten „Volksversammlungen" den Massen der Hauptstadt das fehlende öffentliche Leben in der angenehmsten Weise; ja, die Kaiser, zuerst Augustus, die selten im Circus fehlten, und von Beamten, Senatoren und Rittern, wie von dem Volke dabei das Auftreten theils in voller Amtskleidung, theils in dem Staatskleide des Römers, der Toga, und die Beobachtung einer oft recht lästigen Etikette forderten, zeigten hier die größte Nachsicht und Nachgiebigkeit gegen die oft sehr unverhohlen ausgedrückten Stimmungen, Wünsche,

Bitten und Beſchwerden des römiſchen „Volkes“. Dem großen prächtigen Circus ſelbſt hatte Auguſtus durch Aufſtellung eines ägyptiſchen Obelisken in ſeiner Mitte (der ſich jetzt auf der Piazza del Popolo befindet) einen neuen Schmuck verliehen. Bei der Gladiatur hatte Auguſtus wenigſtens verordnet, daß nicht mehr ſolche Schauſpiele aufgeführt werden ſollten, bei denen die Begnadigung der verwundeten Fechter durch das Volk von vornherein ausgeſchloſſen war und der Kampf ſo lange fortgeſetzt wurde, bis einer der Kämpfer auf dem Platze blieb. Das erſte wirkliche Amphitheater für dieſe Kämpfe hatte Cäſar im Jahre 44 aus Holz, das erſte ſteinerne Statilius Taurus im Jahre 29 v. Chr. erbauen laſſen. Bei der großen Beliebtheit aber dieſer Art der Schauſpiele, die und deren Akteurs das allgemeine Intereſſe und die Phantaſie der Menſchen aller Stände ebenſo vollſtändig beherrſchten, wie nur der Circus, ergänzten ſich die Reihen der Kunſtfechter, — für welche kaiſerliche Gladiatorenſchulen zu Capua, Präneſte Ravenna, Alexandria, und ſeit Caligula auch in Rom ſelbſt beſtanden, — keineswegs mehr bloß aus Sklaven, trotzigen Kriegsgefangenen und verurtheilten Verbrechern, ſondern es ſtellte auch der freie Bürger ein erhebliches Contingent. Die Bezauberung war ſo groß, daß auch dann, wenn nicht ſchlechte Kaiſer ſelbſt zu ſolcher Entwürdigung den Anſtoß gaben, vornehme Wüſtlinge aus den beiden oberen Ständen nur allzugern hier die Künſte des Circuskutſchers theilten, dort in der Arena kämpften; ſelbſt römiſche Damen ſcheuten dieſe Art pikanten Skandals nicht. Es muß eben in der Scenerie, in dem Prunke der Wettrennen, der Fechterwaffen, in dem Jubel aller Stände in den Logen des Circus und des Amphitheaters, eine narkotiſche Macht gelegen haben, die alle Rückſichten überwältigte.

Die Schauluſt erzeugte wieder immer neue Spezialitäten dieſer wilden und blutigen Schauſpiele, die nur durch die Macht der Gewohnheit und die alle feineren menſchlichen Empfindungen zertretende Praxis, den Sklaven, den Verbrecher, den gefangenen Landesfeind nur als eine Sache anzuſehen, erträglich, theilweiſe überhaupt möglich werden konnten. Wir werden noch wiederholt von den Naumachien, den Nachahmungen älterer Seeſchlachten durch Gladiatoren, Sklaven und Verbrecher hören. Weitaus am furchtbarſten aber entfaltete ſich die ſchauerlich entartende Civiliſation des Römerthums nach Seite der Thierhetzen. Der ungeheure Verbrauch aller möglichen wilden Thiere der afrikaniſchen und der aſiatiſchen Wildniſſe für ſolche Schauſpiele in Rom, allmählich auch in allen größeren und in vielen kleineren Städten des Reiches, wirkte allerdings auch nach mehreren Richtungen hin vortheilhaft, eroberte namentlich in Afrika ſehr ausgedehnte, von den vielen Beſtien allmählich freigewordene Landſtriche der Kultur. Nun aber begnügten ſich die Römer leider nicht mit der Abrichtung und Zähmung, der Vorführung und der Jagd der Ungeheuer der Wildniß in ihrer blutigen Arena zur Luſt des Volkes. Man kam ſchrittweiſe zu der grauenhaften Praxis, zur Luſt der Maſſen in dem Amphitheater verurtheilte Verbrecher durch

wilde Thiere zerreißen zu laſſen. Noch entſetzlicher: es bildete ſich der ſchauderhafte Brauch aus, ſolchen Hinrichtungen den Charakter von Theaterſcenen zu geben, und mit vorzugsweiſer Verwendung der Raubthiere zu ſolchen Henkerdienſten unter reicher dekorativer Pracht an Verbrechern jeder Art alle möglichen merkwürdigen Todesarten mythiſcher wie hiſtoriſcher Perſönlichkeiten zur Darſtellung zu bringen.

Nicht davon des Weiteren zu reden, daß die furchtbar koſtſpielige Aufführung aller ſolcher Schauſpiele, ſoweit ſie eben nicht die Kaiſer von ſich aus gaben oder durch ihre Zuſchüſſe erleichterten, die Finanzen der Römer des ſenatoriſchen Standes, die zu ſolchen Ausgaben ſeit Alters bei Bekleidung der höheren Magiſtraturen verpflichtet waren, erheblich erſchütterte: ſo liegt es nur allzuklar auf der Hand, wie tief entſittlichend die Gewohnheit, Jahr aus Jahr ein in ſolchen Genüſſen zu ſchwelgen, auf den Theil der antiken Welt einwirken mußte, der hauptſächlich ſolchen Einflüſſen ausgeſetzt war. Die alte Religion, deren ethiſche Kraft ohnehin immer beſchränkter Natur geweſen war, konnte da als mäßigendes Element kaum noch in Betracht kommen, zumal der Reſt wirklichen Glaubens an die Götterwelt des römiſchen und des griechiſchen Olympos und an die Inſtitutionen derſelben, wie die Orakel, gerade damals mehr als früher und ſpäter tief erſchüttert war. Soweit nicht bei einem Theile der oberen Schichten, — wo nunmehr auch ſchon der epikureiſche Gedanke der Ethik der Stoa fühlbar das Terrain abgrub, — die Philoſophie eintrat; ſoweit nicht bei den Maſſen orientaliſche Kulte einigen neuen Halt ſchufen: was konnte es nützen, wenn in einer Zeit, wo die gebildete Welt in dem beſtehenden Kultus nur noch ein politiſches Inſtitut ſah, die Maſſen aber weſentlich in der Pflege des Ritus und des Ceremoniells aufgingen, Auguſtus mit allem Eifer ſich bemühte, die äußere Seite der römiſchen Religion zu pflegen, neue Tempel erbaute, alte und verfallene reſtaurirte, verfallene Gebräuche wiederherſtellte, den Glanz und die Vollſtändigkeit der geiſtlichen Collegien überall wieder erneuerte. Was half es gegenüber den ſittlichen, unaufhörlich weiter wuchernden, Grundſchäden, daß er eifrig bemüht war, oft durch die ihm befreundeten Schriftſteller und Dichter unterſtützt, die Römer zur Pflege der alterthümlichen Religioſität, Einfachheit und Ehrbarkeit der Sitten zu ermuntern. Immerhin ſoll nicht beſtritten werden, daß die jedesmalige perſönliche Haltung der verſchiedenen Kaiſer und die ihres Hauſes und Hofes, ſobald ſie nur ſelbſt würdig, ſchlicht, ſolid und ehrbar war, ihre Wirkung auf die jedesmaligen Zeitgenoſſen nicht gänzlich entbehrt hat.

Unter ſolchen Umſtänden konnte auch die Geſetzgebung, durch welche Auguſtus nach verſchiedenen Seiten ſchlimmen ſittlichen und zugleich für den Staat nachtheiligen Zuſtänden in der römiſchen bürgerlichen Geſellſchaft zu begegnen ſuchte, nur ſehr unvollkommen wirken. Wohl hatte er richtig erkannt, daß der ſittliche Verfall, der am kenntlichſten ihm bei den höheren Ständen entgegentrat, zunächſt durch eine Veredelung und Verbeſſerung des Familien-

lebens aufgehalten werden konnte; aber es zeigte ſich, daß gerade auf ſtadtrömiſchem Boden am wenigſten auszurichten war. Schon hier darf die Bemerkung Platz finden, daß die erſtaunlich lange Dauer des Reiches zum großen Theile dadurch möglich geworden iſt, daß mehrere der neuen erſt unter und durch Auguſtus erworbenen Provinzen, namentlich auf der Nordgrenze in Europa, ein ethniſches Material darboten, aus welchem in wahrhaft ſtaunenswerther Weiſe die Glieder eines ſekundären, höchſt leiſtungsfähigen Stammes von Romanen gebildet werden konnten. In Rom hat Auguſtus ſich hauptſächlich dahin bemüht, dem maßloſen Luxus und der perſönlichen Herabwürdigung in den höheren Ständen zu begegnen, dem für die Erhaltung der Race gefährlichen Hange zur Eheloſigkeit, endlich der ethniſchen Zerſetzung des Römerthums möglichſt ſtarken Widerſtand entgegenzuſtellen: Verſuche, bei denen er faſt überall auf zähe paſſive Abneigung geſtoßen iſt. Hatte der Kaiſer ſchon 22 v. Chr. den Frauen und Söhnen der Senatoren verbieten müſſen, auf der öffentlichen Schaubühne bei den Mimenſpielen als Tänzer aufzutreten, ſo wurde im J. 18 v. Chr. der Anfang gemacht, durch einſchränkende Geſetze den ſittlichen Verfall aufzuhalten. Ein Luxusgeſetz ſollte namentlich dem wüſten Aufwand bei den Feſtgelagen und der ſinnloſen Schwelgerei wehren, nicht minder der Verſchwendung bei der weiblichen Toilette; dann aber bedrohte ein Geſetz de adulteriis den epidemiſch gewordenen Ehebruch und Unzucht verſchiedenſter Art bei beiden Geſchlechtern nicht nur mit erheblichen Vermögensnachtheilen, ſondern auch mit Verbannung der Verurtheilten nach entfernten Inſeln. Dagegen dauerte es bis zum J. 9 n. Chr., ehe der Kaiſer durch die Lex Papia Poppäa einen wie er hoffte entſcheidenden Schachzug gegen den unheilvollen Hang der Römer zur Eheloſigkeit führen konnte: ein Hang, der theils durch die Schreckniſſe der Bürgerkriege, theils durch die egoiſtiſche, gegen das höhere Intereſſe des Vaterlandes gleichgültige Abneigung gegen die Pflichten und Laſten des häuslichen Lebens neuerdings immer mehr gewachſen, und natürlich die Quelle von allen möglichen Ausſchweifungen geworden war. Wirklich nützlich und folgenreich, namentlich zur Beſeitigung vieler illegitimer Verbindungen, war jetzt die Beſtimmung des Geſetzes, welche (mit Ausnahme der Senatoren und ihrer Familien) zwiſchen Freigeborenen und Freigelaſſenen rechtsgültige römiſche Ehen mit deren juriſtiſchen Wirkungen möglich machte. Das eigentliche Ehegeſetz aber, reich an Beſtimmungen von außerordentlicher Strenge, ja Härte, ging aus von der Verpflichtung der Römer zu heirathen, um dem Staate Kinder zu erzeugen. Der römiſche Hageſtolz, der auch im öffentlichen Recht und in Bekleidung von Ehrenämtern erheblich zurückgeſetzt wurde, ſah ſich durch dieſes Geſetz von dem Antritt aller Erbſchaften, außer der von nahen Verwandten, ausgeſchloſſen, während der Verheirathete aber Kinderloſe nur die Hälfte der ihm vermachten Erbſchaften oder Legate übernehmen durfte. Wer aber verheirathet war und Kinder hatte, ſollte in Ehrenauszeichnungen und bei Aemterbewerbungen entſchieden bevorzugt werden.

Außerdem gewährte der Besitz einer gewissen Anzahl von Kindern die Befreiung von manchen Lasten, unter anderem von der Verpflichtung Vormundschaften zu übernehmen oder als Geschworener zu fungiren. Dagegen sollte kein Freigeborener ein Weib heirathen, welches ein anstößiges Leben führte oder geführt hatte. Auch die bisher mit schrankenloser Willkür geübte Trennung der Ehe wurde auf bestimmte bindende Formen zurückgeführt, ohne deren Anwendung die Scheidung als ungültig, eine Wiederverheirathung als ehebrecherisch gelten sollte.

Weit unmittelbarer wirkten auf das römische Bürgerthum einige Verfügungen, die Augustus in Bezug auf die Sklaven getroffen hat. Principiell hat dieser Kaiser freilich die Lage dieser unglücklichen Menschenklasse noch nicht geändert. Wirklich durchgreifende gesetzliche Veränderungen zu deren Gunsten sind erst unter Hadrian erfolgt; das alte Recht der Herren über Leben und Tod der Sklaven blieb noch bestehen, nicht minder eines der niederträchtigsten Gesetze, welches die Furcht vor den massenhaften Unfreien und deren Meuterei zur Zeit der sinkenden Oligarchie erzeugt hatte, — jenes, welches forderte, daß im Falle der Ermordung eines Herrn durch Sklaven sämmtliche Knechte seines Hauses sterben sollten. Dagegen wirkte Augustus dauernd auf humanere Behandlung der Unfreien hin, gewährte auch ihnen unter Umständen das kaiserliche Schutzrecht, verbot den Herren, ohne Zustimmung der Behörde die Sklaven zum Kampfe mit wilden Thieren hinzugeben, und scheint selbst eine Behörde geschaffen zu haben, vor welcher die Sklaven über grausame Behandlung, unsittliche Zumuthungen und schlechte Ernährung Klagen anbringen konnten. Auch fand eine umfassende Revision der Arbeiterkasernen statt, um die hier widerrechtlich festgehaltenen Leute dem Zwange zu entziehen. Andrerseits aber setzte der Kaiser der maßlosen und höchst bedenklichen Mischung des römischen Bürgerthums durch Freilassungen großer Haufen fremder Sklaven Schranken, wie dergleichen nur zu häufig testamentarisch verfügt, oder auch sonst aus keineswegs immer lauteren Gründen erfolgt waren. Mehrere durch Augustus veranlaßte Gesetze (4 und 9 n. Chr.) zogen dieser Praxis engere Grenzen und unterwarfen sowohl das Alter und die Würdigkeit der freizulassenden Sklaven, wie das Alter der Herren und deren Gründe zur Freilassung einer Prüfung, gestatteten auch immer nur die testamentarische Freigebung einer bestimmten Anzahl unfreier Leute.

Es gab endlich noch ein Gebiet, auf welchem die rastlose Arbeit des ersten Kaisers der Römer in höchst wirksamer und äußerlich imponirender Weise zur Erscheinung kam, nämlich die architektonische Physiognomie der Hauptstadt. Aller Raub und Reichthum, der zur Zeit der Republik nach der Tiber strömte, und alle in der Hauptstadt bereits bestehenden stattlichen und großartigen Bauwerke hatten Rom nicht zu einer schönen Stadt machen können. Die fatalen Folgen der jähen neuen Anlage nach der alten keltischen Zerstörung waren niemals überwunden worden; die Anhäufung der Bevölkerung hatte ausgedehnte Quartiere mit schmalen Gassen und himmelhohen

Miethskasernen entstehen lassen, und bis zu der Zeit des Pompejus war die Zahl der öffentlichen Prachtgebäude nur klein gewesen. Erst seit Pompejus war das anders geworden, und die Verschwendung auch bei Privatbauten hatte mit der bei Staatsbauten mehr als Schritt gehalten. Aber erst Cäsar hatte als Imperator sich mit dem großen und systematischen Plane getragen, gegen das Marsfeld hin die alte Stadtmauer zu sprengen, das Forum mit dem Marsfelde auf der Nordseite des Kapitols in direkte und bequeme Verbindung zu setzen, später selbst das ganze Marsfeld der Bebauung zu öffnen, und ein neues Marsfeld auf den Vatikanischen Wiesen anzulegen. In ähnlicher Weise scheint er auch südwestlich von dem Kapitol die Fesseln der Riesenstadt haben lösen zu wollen. Allein nur wenig ist von solchen Plänen zur Ausführung gekommen. Das Hauptwerk in dieser Richtung wurde sein neues Pracht-Forum, das Forum Julium, welches das Muster für analoge Anlagen der Kaiserzeit, die dem Civilrechtsverkehr und den gewerblichen Geschäften dienten, geworden ist. Das Julische Forum lag in der Nähe des alten großen Forum Romanum, des Hauptmarktes der Stadt; in der Mitte stand der Tempel der mythischen Stammmutter des julischen Hauses, der Venus Genetrix, prachtvolle Hallen und die für Zwecke der Rechtspflege bestimmte Basilika Julia umgaben es, und das Ganze wurde dann durch eine gewaltige Mauer umschlossen. Von Cäsar rührte ferner auch der gewaltige Porticus her, welcher den großen Circus umgab.

Augustus für seine Person folgte dem Beispiele seines Adoptivvaters. Im Großen bedeutsam war es, daß er immer im Zusammenhange mit seinen städtischen Verwaltungsgeschäften (s. S. 13 ff.) im Jahre 8 v. Chr. die alte Stadt der vier Regionen mit den außerhalb der alten Ringmauer entstandenen Vorstädten zum Zwecke einer einheitlichen centralisirten Verwaltung und des Sicherheitsdienstes zusammenfaßte und in 14 neue Regionen theilte. Daneben aber wurde unausgesetzt eine große Bauthätigkeit entfaltet. Die alten Straßenzüge freilich konnte auch Augustus nicht wesentlich ändern; bis auf den ungeheuren Brand unter Nero blieben die Straßen eng, die Häuser allzu hoch, obwohl Augustus sie an den Seiten, wo sie an die Straßen stießen, auf 66 preußische Fuß Höhe zu beschränken gesucht hatte. Dagegen wirkte er unmittelbar und mittelbar auf die Verschönerung der Hauptstadt, die „aus einer Backsteinstadt in eine Marmorstadt" verwandelt werden sollte. Die Wiederkehr des Weltfriedens, die Fülle des Kapitals, und die Anregung Augusts wirkten dahin, daß die großen und reichen Familien sich beeiferten, glänzende Privathäuser und Paläste aufzuführen. Augustus persönlich und mit ihm der vorzugsweise bauluſtige, praktische Agrippa, — der wahrscheinlich auch eine Stadtvermessung angestellt und einen Stadtplan entworfen hat, — arbeiteten noch ungleich energischer nach Seite der öffentlichen Anlagen und monumentalen Bauten. Der Kaiser war einerseits neben sehr zahlreichen Nutzbauten mit der Ausbesserung und Herstellung verfallener Bauwerke beschäftigt; namentlich die Tempel hatten sich solcher Fürsorge zu erfreuen.

Von ſeinen Neubauten lernten wir (S. 38) ſchon zu Anfang ſeiner Herrſchaft nach des Antonius Sturze den Tempel des Palatiniſchen Apollo kennen. Dazu kamen noch die Tempel des Jupiter Tonans auf dem unterſten Theile des kapitoliniſchen Hügels und der Tempel des Quirinus auf dem Quirinal, und ferner mehrere nach Perſönlichkeiten ſeines Hauſes benannte Porticus. Auf dem Gemüſemarkte ſüdweſtlich vom Kapitol entſtand das ſchon von

Pantheon.

Cäſar begonnene, aber erſt von Auguſtus vollendete, nach ſeinem Schweſterſohne benannte Theater des Marcellus. Zu den ſchönſten Anlagen aber dieſes Princeps zählte man das nach ihm benannte Forum, welches ſich an das Juliſche lehnte, und ſeine Vollendung durch die Weihung (2 v. Chr.) des ſchon erwähnten (S. 58) Tempels des Mars Ultor erhielt. Agrippa dagegen benutzte andauernd die Zeit, die er in Rom ſelbſt zubrachte, zur Anlage großartiger Bauten, die theils dem Nutzen, theils der Pracht der

Hauptstadt dienten, großentheils aus eigenen Mitteln. Namentlich die Jahre 27—24 v. Chr. waren reich an solchen Schöpfungen. Agrippa vollendete damals einen gewaltigen Bau, den bereits Cäsar angelegt und Lepidus weitergeführt hatte. Es war die sogenannte Septa Julia auf dem Marsfelde, nordnordwestlich von der Burg, wo jetzt die Comitien zusammentreten sollten. Der freie Raum innerhalb des ausgedehnten, mit Gemälden und marmornen Reliefs geschmückten Geheges konnte auch zu Spielen und Naumachien benutzt werden. An die Septa lehnte sich das große sogenannte Diribitorium, wo die Stimmtäfelchen für das Volk vertheilt und gezählt, den Bürgern die außerordentlichen Spenden an Getreide und Geld mitgetheilt, den in der Stadt liegenden Truppen die Löhnung gezahlt, endlich auch Schauspiele aufgeführt wurden. Nordöstlich schloß sich an die 26 v. Chr. geweihte Septa, bis östlich hinüber zu den Ausläufern des Quirinals, der Campus des Agrippa, mit Gartenanlagen, Weihern, Bauten und Kunstschätzen, welches Alles nach des großen Staatsmanns Tode der Kaiser 7 v. Chr. dem Volke schenkte. Die nordwestliche Seite der Septa verband Agrippa durch eine dem Neptun geweihte, mit einem die Argonauten darstellenden Gemälde geschmückte, und mit einem Porticus umgebene Basilika mit zwei andern Prachtgebäuden. Weitaus das gefeiertste derselben ist das Pantheon, ein dem Jupiter Ultor, dem Mars und der Venus geweihtes, überaus prachtvolles Rundgebäude von bedeutendem Umfange. Balken von Erz trugen das Kuppeldach mit seinen vergoldeten Ziegeln, Wände und Fußboden waren mit Marmor bekleidet. Südlich von dem 25 v. Chr. vollendeten Pantheon endlich schuf Agrippa die stattlichen, nach ihm benannten Thermen, die er ebenfalls, wie seine Gärten, dem Volke vermachte. Wie er aber (es ist das schon in der Schilderung der Zeit vor Actium erwähnt worden) stets mit Eifer um die Wasserversorgung der Hauptstadt Rom bemüht war, so erbaute er nach früheren Anlagen dieser Art noch die berühmte Wasserleitung „Aqua Virgo", deren Quellen etwa sechs Stunden von Rom entfernt lagen; diese wurde 27 v. Chr. eröffnet und speiste namentlich seine Thermen. Ihre Wasser sprangen zum ersten Male am 9. Juni dieses Jahres. Seit Agrippa überhaupt das Wasserwesen der Hauptstadt reorganisirt hatte, gaben die zahllosen Brunnen mit ihrem bildnerischen Schmucke und mit der verschwenderisch zuströmenden Fülle des Wassers der Stadt eine neue Physiognomie, von deren stiller Majestät noch heute die ähnlichen Anlagen des modernen Rom, namentlich die acqua Paola, die fontana di Trevi und die fontana di Termini einen Begriff geben können. Man war auf dem besten Wege, die Ursachen zu beseitigen, welche früher die römische Luft zu einer bleischweren und verderblichen gemacht hatten.

Ehe wir uns nun zur Darstellung dessen wenden, was wir die „auswärtige" Geschichte der Römer unter Augustus nennen, werfen wir noch einen Blick auf die Lage von Italien, welches nunmehr seit Ausdehnung der vollen Civität auch über Oberitalien innerhalb seiner Naturgrenzen bis

zu den Alpen gewissermaßen das kolossale Weichbild der Hauptstadt geworden war. Mit Ausnahme gerade Oberitaliens, wo doch aber auch durch die Vertreibung vieler Grundbesitzer zur Dotirung der Sieger von Philippi erheblicher Schaden angerichtet war, hatte dieses alte Kernland des Reiches bis zur Schlacht von Actium unter den Erschütterungen seit 49 v. Chr. vorzugsweise schwer, fast ebenso sehr wie Griechenland gelitten, und Augustus, dessen Oberaufsichtsrecht sich auch über Italien erstreckte, hat sich vielseitig bemüht, dem Lande wieder emporzuhelfen, soweit das überhaupt noch möglich war. Das erste war auch hier die Herstellung der persönlichen Sicherheit und der polizeilichen Ordnung. Eine höhere politische Bedeutung in dieser Richtung gewannen dabei die Kämpfe, vermöge deren der Kaiser, wie wir demnächst zu erzählen haben werden, allmählich die sämmtlichen noch unbezwungenen Alpenvölker unterworfen hat, um damit endlich dem noch immer blühendsten und zukunftsreichsten Theile Italiens, nämlich Oberitalien, endlich bleibend eine gesicherte Lage zu schaffen. Die Vollendung dieser Eroberungen auf der Nordseite des Padusgebietes seit 15 v. Chr. gab dann auch die Möglichkeit, hier die Alpengrenze bestimmt zu reguliren. Administrativ theilte Augustus ganz Italien in eilf Regionen, zu denen als zwölfte der Stadtkreis von Rom zu rechnen ist. Oberitalien, mit welchem nun auch die istrische Halbinsel, südöstlich bis zu dem Flusse Arsia verbunden wurde, enthielt die 11., 9., 10. und 8. Region; nämlich im Nordwesten bis zur Adda „Italia Transpadana", südlich davon zwischen Padus, Trebia, Macra, dem tyrrhenischen Meere und dem Varus Ligurien, im Nordosten Venetien mit Histria, und im Südosten zwischen Padus, Trebia, den Apenninen und dem südlich von Ariminum mündenden Bache Crustumius die Aemilia. Mittelitalien (bis südlich zu den Flüssen Frento und Silarus) umfaßte die 7., 6., 5., 4. und 1. Region, nämlich Etrurien, Umbrien, Picenum, Samnium und Campanien, während auf Unteritalien die 2. (Apulien mit Calabrien) und die 3. Region (Lukanien mit Bruttium) kamen. Welche Bedeutung diese geographische Abgrenzung damals hatte, — sie ist allerdings später bedeutungsvoll genug geworden, — ist nicht spezieller bekannt; jedenfalls sollte sie nicht in die Selbständigkeit der italischen Städte eingreifen. Vorläufig war sie wahrscheinlich zu statistischen Zwecken geschaffen. Doch treten von Anfang an auch administrative Beziehungen hervor; derart daß in der Verwaltung der Domänen, der Erbschaftssteuer, der Steuer der Freigelassenen, die Verwaltungsbezirke nach Regionen normirt sind, und die Ergebnisse des Census nach Regionen zusammengestellt werden.

Daneben aber war Augustus lebhaft bemüht, der Halbinsel auch materiell auf verschiedene Weise zu helfen. Zu wirksamer Entlastung und zu neuer Hebung der bürgerlichen Bevölkerung wurde Italien bei der neuen Organisation der Armee thatsächlich von der Rekrutirung befreit, sobald nicht ganz besondere Nothstände zwangen, von diesem System vorüber-

gehend einmal wieder abzulassen. Nur die Kaisergarde und die schwache Garnison der Residenz sollten aus der Halbinsel ausgehoben werden. Nur daß noch immer Abtheilungen freiwilliger italischer Soldaten bei den Linientruppen in den Provinzen zugelassen wurden; nur daß während der Herrschaft der julisch-claudischen Kaiser in Oberitalien noch immer mehr für die Legionen, als für die Garde rekrutirt worden ist. Es war dieses also eine wesentliche Erleichterung des alten Herrenlandes im römischen Reiche; aber freilich eine verhängnißvolle, die für die gesammte Entwickelung der weiteren Reichsgeschichte immer größere Bedeutung gewonnen hat. Es war doch damit ausgesprochen, daß Italien, noch zu Cäsars Tagen die Wiege des starken, streitbaren Volkes der Welteroberer, die unerschöpfliche Quelle rüstiger Streitkräfte, nunmehr „pensionirt" wurde und den Ruhm und die Ehre der Wehrhaftigkeit und zugleich die Aufbringung der römischen Reichsarmee an die Provinzen abtreten mußte. Damit hing ferner zusammen, daß principiell seit Wiederherstellung des Weltfriedens und der Gründung des Principats Italien von bewaffneten Schaaren nicht betreten werden sollte, soweit nicht die Garde, die Garnison der Hauptstadt, und weiter die Seesoldaten der durch Augustus neu formirten Flottenstationen in Betracht kamen. Eventuelle Unruhen auf der Halbinsel konnten mit Hilfe dieser Truppen, wie auch der Legionen in den nächsten Provinzen leicht gedämpft werden. Nur vorübergehend und ausnahmsweise sind noch militärische Kommandos namentlich in Oberitalien vorgekommen, besonders in der Transpadana; und in Tridentum ist bis 15 v. Chr., bis zur Unterwerfung Rätiens, ein Legat stationirt. Endlich aber ist Italien noch lange frei von schweren Steuern geblieben, welche andauernd wesentlich auf den Provinzen lasteten. Wie die eigentlichen Römer seit der Schlacht von Pydna, wie die übrigen Italiker seit 89 v. Chr., so blieben die Bewohner der Halbinsel unter der Kaiserherrschaft frei von direkten Abgaben, speziell von dem „Tributum", und sind nur verschiedenen mehr oder minder indirekten Steuern unterworfen. Als solche kennen wir außer der alten Freilassungssteuer der Sklaven die von August nach Beendigung der Bürgerkriege eingeführte Steuer von einem Procent für alle in öffentlichen Auctionen verkauften Gegenstände; ferner die 6 n. Chr. eingeführte, thatsächlich nur auf sehr reiche Leute fallende Erbschaftssteuer, welche den römischen Bürger nöthigte, fortan von jeder ihm zufallenden Erbschaft und von jedem Vermächtniß fünf Procent an den Staat zu zahlen; frei jedoch von dieser Abgabe blieben die nächsten Blutsverwandten als Erben, und weiter die Erbschaften unter 100,000 Sesterzen (21,753 R.-Mark). Endlich wurde damals auch (S. 19) seit 7 n. Chr. eine Abgabe von vier Procent für verkaufte Sklaven eingeführt.

Die Hauptsache jedoch, für die Wiederherstellung Italiens war und blieb die nun für die ganze Zeit bis zu Neros Tode wesentlich ungestörte allgemeine Friedensruhe und die Herstellung einer verständigen Verwaltung. Unmittelbar zu helfen, hat Augustus durch umfassende Kolonisationen ver-

sucht. Schon seit der Niederwerfung des Sextus Pompejus, wo Octavian begann, nicht mehr als Parteihaupt, sondern als der künftige Herr des Reiches sich zu fühlen, ist der kluge Staatsmann lebhaft bemüht gewesen, die furchtbaren Wunden zu heilen, welche die gewaltsame Vertreibung zahlreicher italischer Grundbesitzer aus ihren Gütern zu Gunsten der Veteranen von Philippi und nachher der Perusinische Krieg dem Wohlstande des Landes geschlagen hatte. Es war nur natürlich, daß er als Triumvir wie nachher als Princeps sich eifrig bemühte, auf verschiedene Art die in solcher Weise schwer betroffenen italischen Bürger und Gemeinden, zum Theil durch jährlich gezahlte Renten, zu entschädigen. Die Bewohner jener Städte der Halbinsel, welche expropriirt wurden, als nach der Schlacht bei Actium zu Anfang des Jahres 30 v. Chr. die Meuterei seiner Veteranen durch möglichst schnelle Ablohnung gedämpft werden mußte, erhielten zu einiger Ausgleichung neue Ansiedelungen in Dyrrhachion, in der nach der Siegesschlacht im Jahre 42 gegründeten Kolonie Philippi, die nunmehr den Namen Augusta Julia Philippensis trug, und in anderen überseeischen Orten. Die durch seine Veteranenansiedelungen im Jahre 36 beschädigte Kolonie seines Adoptivvaters Cäsar zu Capua erhielt zur Ausgleichung einen ausgedehnten Landbesitz auf Kreta bei Knossos, der den betheiligten Bürgern ein jährliches Einkommen von 1,200,000 Sesterzen (261,024 R.-Mark) gewährte, und noch am Ende des 4. nachchristlichen Jahrhunderts in den Händen dieser Campaner sich befand. Und weiter geht durch die ganze Regierung des Augustus das System, wiederholt unter Ankauf bedeutender Ländereien, Massen ausgedienter Soldaten und mit ihnen stadtrömische Proletarier auf verschiedenen Punkten Italiens neu anzusiedeln; 28 solcher Kolonien hat er geschaffen. Indessen nicht alle derselben sind so gediehen, wie er gehofft hatte. Nicht immer wurde aus dem Soldaten ein ordentlicher Bauer, und namentlich auf der eigentlichen Halbinsel war das uns seit Alters bekannte System des Zusammenkaufens großer Besitzungen theils durch Spekulanten für den Großbetrieb, theils durch die Großen der Hauptstadt zur Anlage von Villen mit Parks und Fischteichen, nicht aufzuhalten. Die Halbinsel blieb für ihre Verpflegung mit Korn andauernd auf die überseeischen Provinzen angewiesen; die Großwirthschaft mit Sklaven, die Gartenkultur, die Weidewirthschaft, die Oel- und Weinkultur, blieben hier die dominirenden Factoren, wie im letzten Jahrhundert der Republik. Für die Halbinsel ist es nicht gelungen, die dünn gewordenen Reihen der grundgesessenen freien Eigenthümer sehr erheblich zu verstärken. Dagegen ist Oberitalien in der That zu wahrhaft erfreulicher Blüthe gediehen. Diese Landschaft, ohnehin durch reiche Fruchtbarkeit begünstigt, hatte als Provinz die verderbliche wirthschaftliche Entwickelung der Halbinsel nicht erfahren. Die Sklavenarbeit hatte hier die Arbeit freier Tagelöhner und kleiner Pächter nicht verdrängt; das Volk war in weitem Umfange durch Ackerbau, Handel und Gewerbe nahrhaft beschäftigt. Gerade unter den Kaisern nimmt seit Niederwerfung der räuberischen Alpenvölker das Land

einen enormen Aufſchwung. Zwiſchen Apenninen und Alpen blühen hier eine Menge von Städten auf, die den alten Glanz der Metropolen der Halbinſel nunmehr in Schatten ſtellen und zum Theil ſich bis auf dieſen Tag erhalten haben. An der iſtriſchen Küſte waren die beiden trefflichen Hafenplätze Tergeſte und Pola von Octavian gleich nach ſeinem dalmatiniſchen Kriege im Jahre 34 v. Chr. zu Kolonien erhoben worden; und namentlich das letztere erwuchs bald zu dem bedeutendſten Hafenplatz dieſer Seeſtriche, neben der dalmatiniſchen, ſchon vor 27 v. Chr. als „Martia Julia“ ebenfalls koloniſirten Hauptſtadt Salonä. Die alte Grenzfeſtung Aquileja wurde mit der fortſchreitenden Ausbreitung der Römerherrſchaft über Nori-

Tempel zu Pola.

cum, Pannonien und Dalmatien der überaus belebte Stapelplatz des Handels zwiſchen Italien und dieſen neuen Provinzen, und theilte bis zu der Zeit der Hunnen mit dem benachbarten gewerbereichen, von prächtigen Villen umringten, Altinum die Bedeutung, die ſpäter Venedig von beiden Städten geerbt hat. Von hier gelangte man nach des gefeierten Hiſtorikers Livius blühender Heimath Patavium, unter Auguſtus die reichſte Stadt des ciſalpiniſchen Landes; ein Ort, wo 500 Bürger den Cenſus der römiſchen Ritter erreichten, was ſonſt nur noch Gades in Spanien unter Orten ſolcher Art von ſich rühmen konnte. Ebenſo begann jetzt die rechte Bedeutung von Städten wie Verona (vielleicht Kolonie des Auguſtus), Comum, Brixia (durch Auguſtus koloniſirt) und Bergomum. Zu ganz beſonderer Be-

deutung waren die Städte erwachsen, die einst als römische Zwingburgen für diese alten Keltenländer gedient hatten, nämlich Cremona, dessen Glanz erst unter den dynastischen Kriegen nach Neros Tode erloschen ist, und Placentia. Die letztere Stadt gedieh durch ihre Lage als Knotenpunkt der Straßen, die das tyrrhenische Meer mit der Adria verbanden, und der großen Via Aemilia zu einem hochbedeutsamen Handelsplatze. Ebenso gewann Ticinum durch seine Lage an der großen Heerstraße aus Oberitalien nach Gallien. Zog man nach dieser Provinz über die grajischen Alpen, so kam man über die Stadt Vercellä nach Eporedia und Augusta Prätoria: Orte, die aus ursprünglich militärischen Gründungen ebenfalls immer mehr zu Handelsstädten geworden sind. Wer dagegen die kottischen Alpen überschreiten wollte, erreichte Augusta Taurinorum, welches als Sammelplatz aller großen Straßen des italischen Nordens, — vom tyrrhenischen Meere, von Mittelitalien, vom untern Padus und von Eporedia her, — die bedeutendste Stadt der „Transpadana" wurde, und nur allmählich erst durch das glänzende Mediolanium oder Mediolanum überflügelt worden ist. Die Alpenstraßen sind in der Kaiserzeit gebahnt worden, wie es der hoch entwickelten Technik des Zeitalters entsprach.

Seit Cäsars Zeit und nach Wiederherstellung des allgemeinen Friedens regierte sich nun die römisch-italische Nation in durchaus freien Formen. Die städtische Autonomie der italischen Gemeinden ist durch das Prineipat damals nicht angetastet worden. Das Municipalgesetz Cäsars vom Jahre 45 v. Chr., welches in die Kaiserzeit überging, hatte für die verschiedenen Glieder der italisch-römischen Nation in Italien neben Rom die Communalordnung geschaffen. War schon vier Jahre früher in Sachen der Jurisdiction bestimmt worden, daß die Municipalmagistrate die Befugniß haben sollten, alle Prozesse, deren Object 15,000 Sesterzen (3263 Mark) nicht überstieg, und außerdem gewisse Prozesse ohne Rücksicht auf den Betrag des Objects durch Geschworne aburtheilen zu lassen, in Sachen aber, für welche sie nicht kompetent waren, nur die Voruntersuchung zu übernehmen und die Parteien an den römischen Prätor zu verweisen: so wurde nun zur Abstellung der bisherigen Unterordnung dieser Städte unter die Hauptstadt Rom ihnen eine Selbständigkeit neben derselben verliehen, die vorzugsweise in drei Punkten enthalten ist. Zuerst wurde für alle diese Städte eine Communalverfassung festgestellt mit eigener Gemeindeversammlung, eigenem Senat und eigenen Behörden, denen das ganze Territorium der Stadt unterstellt war. Zweitens übertrug das Gesetz die Abhaltung des Census, der bisher für alle römischen Bürger in Rom stattgefunden hatte, den höchsten Municipalmagistraten in der Art, daß dieselben die Censuslisten in ihrer Commune aufstellten und nach Rom ablieferten. Drittens endlich verlieh es jeder Stadt eine eigene Gerichtsbarkeit, die von den Quatuorvirn oder Duumvirn, den Gerichtsherren der Stadt, den höchsten Beamten derselben, nach denen man das Jahr benannte, ausgeübt wurde. Dieselbe bezog sich unter den bezeichneten Beschränkungen

auf Civilsachen, und weiter auf Kriminalprozesse von Sklaven und Freien, mit Ausnahme solcher, die nach der bestehenden Staatsordnung vor einen römischen Gerichtshof gehörten.

Obwohl namentlich die Städte der Halbinsel, die Seestädte ausgenommen, nicht mehr allzu stark bevölkert waren, so hat sich an diese Verfassung für viele Jahrzehnte ein ungemein reges communalpolitisches Leben geknüpft. Die Wahlen der jährlich neu zu bestellenden Beamten, zu denen neben den Gerichtsherren namentlich noch die zwei Aedilen oder Polizeimeister zählten, waren überall ein Ereigniß und wurden mit italienischer Leidenschaftlichkeit betrieben, bis allmählich diese Ehrenämter zu kostspielig und daher nur wenig mehr umworben wurden. Als Bedingungen der Wählbarkeit zu den städtischen Aemtern galten freie Geburt, Unbescholtenheit, ein Alter von 25 Jahren, und der Nachweis eines bestimmten Vermögens, welches an mehreren Orten, z. B. in Comum, etwa 20,000 Mark, in größeren Städten wahrscheinlich mehr betrug. Endlich durfte der zu Wählende kein nach römischem Rechte und römischen Anstandsbegriffen unanständiges Gewerbe betreiben. Ein erhebliches Vermögen war zur Bekleidung solcher Aemter sehr nöthig; denn sie waren nicht bloß unbesoldet, sondern auch mit bedeutenden Ausgaben verbunden. Das Herkommen verpflichtete die Gewählten zu Leistungen für die Commune, namentlich zur Veranstaltung gewisser Schauspiele, zur Aufführung öffentlicher Bauten, und zur Zahlung bestimmter Summen an die Stadtkasse, als „Ehrengeld". Die gerade im Amt befindlichen „Gerichtsherren" aber, die von fünf zu fünf Jahren den städtischen Etat der Einnahmen und Ausgaben aufzustellen und die censorischen Geschäfte wahrzunehmen hatten, erhielten als „Quinquennalen" einen höheren Rang. Ueber der Gemeinde, die in Curien nach alter römischer Art geordnet ihr Stimmrecht ausübte, und neben den (durch zahlreiche, aus den Gemeindesklaven entnommene Subalternen unterstützten) Beamten der Exekutivgewalt, stand als verwaltende, berathende und beschließende Behörde der Senat oder Stadtrath, gewöhnlich die „Curie" genannt, der in der Regel aus hundert lebenslänglichen Mitgliedern, den Decurionen, bestand; die Liste derselben wurde in Zwischenräumen von fünf Jahren durch die Quinquennalen festgestellt. Alle gewesene Beamten gehörten als solche zum Stadtrath. Auch bei den Decurionen waren die Bedingungen der Wählbarkeit dieselben wie bei den Beamten; die Quinquennalen hatten jedesmal von fünf zu fünf Jahren die Lücken zu ergänzen, wenn Todesfälle oder etwa eine kriminelle Verurtheilung solche gerissen hatten. Auch die Decurionen zahlten bei dem Eintritt in den Stadtrath ein gewisses Ehrengeld, auch sie genossen verschiedene Ehrenrechte, darunter den Besitz von Ehrenplätzen bei allen öffentlichen Festen und Schauspielen. Sie bildeten also gewissermaßen das städtische Patriziat. Unter ihnen spielten die Rittersamilien die bedeutendste Rolle. In den italischen Städten erscheinen gar häufig als sehr einflußreiche Leute frühere Offiziere der Legionen, die als Obersten gedient, oder auch als

Primipilaren erſt die Ritterwürde erlangt hatten. Fehlte es nun der Natur der Sache nach in dieſen Städten durchaus nicht an Reibungen zwiſchen der Gemeinde und dem Stadtrath ſammt den Beamten, ſo wurde das öffentliche Leben derſelben noch bunter durch die Entſtehung eines zweiten angeſehenen Standes, der ſogenannten Auguſtalen, der zwiſchen dem ſenatoriſchen oder dem Stande der Decurionen und der Maſſe der Plebs ſtand, und allmählich Alles in ſich faßte, was namentlich durch geringeres Vermögen oder urſprünglich unfreie Geburt von den Decurionen geſchieden war, aber doch über die Menge emporragte. Die Entſtehung dieſer Corporation hing mit dem allmählich ſich ausbildenden ſogenannten Kaiſerkultus zuſammen. Wie früher angenommen wurde, erſt in Nachahmung der mit Auguſtus' Tode in Rom ſich bildenden prieſterlichen Genoſſenſchaft, der sodales Augustales, zur Pflege des Kultus der gens Julia, neben welcher zahlreiche private Genoſſenſchaften zum Zweck der Verehrung des verewigten Princeps ſich bildeten: nach neueſter Annahme dagegen ſchon bei Lebzeiten Auguſts, bildeten ſich in Italiens Municipalſtädten zahlreiche ſakrale Collegien aus Privatleuten, welche den Genius des Herrſchers zum Gegenſtand des Kultus machten, übrigens — weil aus freiem Willen der Mitglieder entſtanden — weder in der Zahl noch in den Klaſſen der aufzunehmenden Perſonen überall übereinſtimmten, auch nicht aller Orten vollkommen gleichartig organiſirt waren, der Hauptſache nach endlich zu einer Vertretung der wohlhabenden Freigelaſſenen in den Städten ſich ausbildeten. Wo die Organiſation am vollſtändigſten entwickelt erſcheint, ſtehen an der Spitze der Auguſtalen die Sexviri oder Seviri, welche jährlich — ſo nach Verordnung noch des Auguſtus ſelbſt — durch die Decurionen ernannt wurden; gewöhnlich Freigelaſſene (in Oberitalien dagegen, wo das Inſtitut übrigens langſamer ſich ausbildete, und der Stand erſt ſchrittweiſe aus frühern Sexviri erwuchs, gewöhnlich Freigeborene). Aus den jährlich abtretenden Seviri bildet ſich im engeren Sinne ein ordo Augustalium; ihre Kaſſe, aus welcher ſie ihre Opfer in dem Tempel des Auguſtus und ihre Feſtmahlzeiten beſtreiten, gehörte der Stadt. Die ſakrale Thätigkeit der Auguſtalen ſcheint ſich ſpäter auch auf den Kultus anderer Kaiſer ausgedehnt zu haben. Die Corporation hatte das Petitionsrecht; ſonſt war namentlich die Stellung der Seviri ſehr koſtſpielig und wurde doch wieder der Ehrenſtellung und des Prunkes wegen ſehr geſucht, bis auch ſie in ſpäteren Zeiten wie das Decurionat ſich zu einer ſchweren Laſt umgeſtaltet hat. Vorläufig jedoch lebte in den guten Zeiten des Kaiſerthums bei dem grundbeſitzenden Patriciat des ſtadträthlichen oder rathsfähigen Standes, wie bei den Männern des unter den Auguſtalen vorherrſchenden, durch Handel und Gewerbe erzielten, Reichthums noch lange ein guter Lokalpatriotismus und opferwilliger Gemeinſinn, welcher dieſe Leute veranlaßte, ihre Freigebigkeit nicht nur durch Anſtellung von Schauſpielen und Luſtbarkeiten jeder Art, ſondern auch — bei reinerer Sitte in Oberitalien, bei fühlbarer Ausgelaſſenheit im tieferen Süden, — durch ſtattliche Bauten, in denen die

italischen Städte mit einander wetteiferten, durch Anlagen jeder Art zum öffentlichen Nutzen, Herstellung von Wasserleitungen und Bädern zu unentgeltlicher Benutzung, durch Stiftungen und Vermächtnisse zu Ankäufen aller Art für die in theuren Zeiten billig zu ernährende Einwohnerschaft, endlich durch die Pflege des Unterrichtswesen aus privaten Mitteln, in recht erfreulicher Weise zu bethätigen.

Zweites Kapitel.

Die Reichspolitik des Augustus.

Weit unmittelbarer als in Italien außerhalb der Hauptstadt Rom machte sich nun aber die kaiserliche Thätigkeit des Augustus in dem „Reiche" der Römer geltend und überall fühlbar. Die Lage der Provinzen, die Organisation der Wehrkraft des Reiches, und die auswärtige Politik der Römer trugen seit Antritt des Principats die deutlichen und bleibenden Spuren seiner wahrhaft ungeheuren Arbeitskraft und seines durchdringenden Verstandes. Mit der (S. 7) Theilung der Provinzen zwischen Senat und Kaiser änderte sich zunächst deren äußere Verwaltung in bestimmter Weise. Noch immer zwar wurden in sämmtliche Provinzen des Reiches, die nicht — wie damals nur erst Aegypten — als Besitzungen des Kaisers galten, senatorische Statthalter geschickt. Aber nur für den dem Senat vorbehaltenen Theil des Reiches bestimmte das hohe Haus selbst die höchsten Verwaltungschefs, die nach der alten Art der Republik principiell noch immer von Jahr zu Jahr wechselten. Beibehalten wurde aus den letzten Zeiten der alten Republik das System, daß zwischen der Verwaltung der Prätur oder des Consulats und der Statthalterschaft ein Zwischenraum von wenigstens fünf Jahren verstreichen sollte. Von den Provinzen des Senates wurden jetzt immer Asia und Afrika für Consularen vorbehalten, die übrigen für gewesene Prätoren bestimmt. Im Uebrigen hatte der Senat andauernd von Jahr zu Jahr in dieser Richtung theils über die Loose, theils über die um die Statthalterschaften Loosenden Beschluß zu fassen. Doch geschah es zuweilen, daß auf Veranlassung des Kaisers der Senat beschloß, eine bestimmte Provinz nicht durch das Loos, sondern durch Wahl zu besetzen. Die Ordnung der Loosung und die Qualifikation zu derselben scheint bei den Bewerbern wesentlich, obwohl durchaus nicht ausschließlich, auf der Anciennetät beruht zu haben. Diese senatorischen Statthalter der Kaiserzeit führen nun sämmtlich den Titel als Proconsuln; es blieb dabei gleichgültig, ob sie in Rom bereits das Consulat bekleidet hatten oder nicht. Die Loosung um die Provinzen fand jetzt wahrscheinlich gleich zu Anfang des Kalenderjahres statt, in welchem die Provinz zu übernehmen war. Die Kompetenz der Statthalter in den Provinzen des Senates war jetzt erheblich geringer, als in den älteren Zeiten der Republik; sie konnten jetzt nicht mehr wie früher

mit perſiſchen Satrapen verglichen werden. Denn einerſeits war die Aushebung von Truppen und die Ausſchreibung der Steuern ein- für allemal von der Statthalterſchaft getrennt und für das geſammte Reich von dem Kaiſer in die Hand genommen; andrerſeits griff der letztere nicht ſelten — formell wohl in der Regel auf Anſuchen des Senats — kraft ſeines höheren Imperiums außerordentlicher Weiſe in die Verwaltung auch der Senatsprovinzen ein. Das militäriſche Kommando hatte hier auf die Dauer nur noch eine untergeordnete Bedeutung. Allerdings hatte anfangs der Senat noch über Illyrikum zu verfügen, welches dicht an einer ſehr unruhigen Grenze lag und ſelbſt noch ſehr ſchwierige Einwohner in ſich ſchloß, daher wiederholt der militäriſchen Wachſamkeit bedurfte. Aber dieſe Umſtände veranlaßten den Senat, ſchon im Jahre 11 v. Chr. dieſe Landſchaft an den Kaiſer abzutreten. Und ſo verblieb es, — bis auf Caligula die Provinz Afrika ausgenommen, wo dem Proconſul eine Legion mit Zubehör, zuſammen 10,000 Mann, zur Verfügung ſtanden, — dabei, daß die Proconſuln in der Regel nur über kleinere, aus den jedesmal benachbarten kaiſerlichen Territorien ihnen zugetheilte, geliehene Abtheilungen der Linie und der Auxiliartruppen und in Nothfällen über die aufzubietenden Milizen den Befehl führten. Ob in Steuerſachen wirklich ſchon jetzt der kaiſerliche Procurator überall die Steuern für Fiscus und Aerar einzuziehen hatte, iſt (S. 36), wie ſchon bemerkt, noch ſtreitig. Dagegen war den Statthaltern der Senatsprovinzen anfangs allein, ſpäter mit den Procuratoren konkurrirend, das Recht der Entſcheidung in ſtreitigen Fällen geblieben. Ebenſo war ihnen, beziehentlich ihren Legaten, die Civiljurisdiction geblieben; die Fälle ausgenommen, wo ſie ſelbſt es für geeignet erachteten, die klagende Partei nach Rom zu verweiſen, wohin auch von ihren eigenen Entſcheidungen appellirt werden konnte. Die Kriminaljurisdiction lag für die Nichtbürger ordentlicher Weiſe bei den einzelnen Gemeinden, in außerordentlichen Fällen, die aber freilich ſehr häufig vorkamen, bei dem Proconſul, der aber auch das Recht hatte, den Angeklagten zur Aburtheilung nach Rom zu ſchicken. Wurden dagegen in einer Provinz römiſche Bürger auf Leib und Leben angeklagt, ſo war der Statthalter verpflichtet, — Fälle ausgenommen, wo er das Recht hatte, auf eigene Verantwortung zu handeln, — dieſelben nach der Hauptſtadt führen zu laſſen.

Vielfach anders geartet war die Stellung der Stellvertreter des Kaiſers in den demſelben unmittelbar unterſtellten Provinzen. Allerdings waren auch dieſe Stellungen immer nur Männern vorbehalten, die entweder das Conſulat oder die Prätur bekleidet hatten, und zwar wurde es Regel, daß nach einigen kaiſerlichen Provinzen, wie namentlich Syrien und Ober- und Niedergermanien nur Conſulare geſchickt werden konnten. Obwohl auch ſie als Inhaber eines ſelbſtändigen höheren Imperiums fungiren, ſo erſcheinen ſie als abhängig von dem proconſulariſchen Imperium des Kaiſers ſtaatsrechtlich doch nur in der Stellung „pro praetore“, und werden als Man-

datare des Imperators, der ſie beliebig ernennt und beliebig entläßt, als „Legati Augusti“ bezeichnet. Unterbeamte können ſie ſelbſt ſich nicht beſtellen; dagegen ſtellt ihnen der Kaiſer verſchiedene zur Seite, ſo namentlich Aſſeſſoren, die ſie beſonders bei der Rechtspflege unterſtützen, und (an Stelle der die ſenatoriſchen Proconſuln begleitenden Quäſtoren) die Procuratoren, Männer von Ritterrang, welche in den kaiſerlichen Provinzen mit der Kaſſen- und Steuerverwaltung betraut ſind. Die Stellung dieſer kaiſerlichen Statthalter war nicht wie die der des Senats an eine beſtimmte Zeitfriſt gebunden. Rechtlich hing die Zeit ihrer Amtsdauer theils von dem Leben ihres Auftraggebers, theils von deſſen Belieben ab. Thatſächlich jedoch iſt je nach der verſchiedenen Politik der einzelnen Kaiſer und je nach der Wichtigkeit der verſchiedenen Provinzen dieſelbe ſehr verſchieden. Im Allgemeinen kann jedoch geſagt werden, daß bei großer Ungleichheit der Friſten doch im Ganzen der Wechſel der kaiſerlichen Legaten weit ſeltener eintrat, als bei den Proconſuln des Senates. Als Vertreter des Kaiſers hatte der Legatus Augusti regelmäßig das Kommando der in ſeinem Amtsbezirke aufgeſtellten Truppenmacht, und nach Seite der Juſtiz eine analoge Kompetenz wie ſein ſenatoriſcher College, der Proconſul. In Civilſachen konnte von ſeiner Entſcheidung an die des Kaiſers appellirt werden. Bei Kriminalſachen war dieſen Legaten wahrſcheinlich vom Kaiſer durch beſonderes Mandat wenigſtens in militäriſcher Beziehung die Capitaljurisdiction über „Bürger“ übertragen worden.

Die neue Geſtaltung der Provinzialverhältniſſe, wie ſie Auguſtus eingeleitet hat, iſt für die Millionen der Unterthanen Roms nach verſchiedenen Seiten hin ſehr wohlthätig geworden. Mochten immerhin einzelne Kaiſer ſich auch bei den Bewohnern dieſer oder jener Provinz einen böſen Ruf erwerben: im Großen und Ganzen begann mit der Herſtellung des Weltfriedens nach Actium und mit der Zertrümmerung der oligarchiſchen Herrſchaft für die Provinzen des Reiches eine beſſere Zeit, die bis herab auf die Epoche des Caracalla reicht und der Hauptſache nach dem Principat zu Gute gerechnet werden darf. Principiell kam es zunächſt den Unterthanen zu Gute, daß der alte ſchnöde Grundſatz zu Falle gekommen war, nach welchem die Provinzen als Beſitzungen des römiſchen Volkes angeſehen, und leider auch in der Praxis auf das rückſichtsloſeſte ausgebeutet waren. Weiter aber bedeutete das neue Kaiſerthum auch in der Geſtalt der „Dyarchie“ für das Reich, daß die perſönliche Herrſchaft des römiſch-italiſchen Volkes über alle übrigen Völker der Staaten des Mittelmeers aufgehört hatte. Materiell wirkte in erſter Reihe nützlich der ſichere Schutz der Grenzen, auf welchen Auguſtus, wie wir ſehen werden, mit höchſter Energie Bedacht nahm, und weiter der endlich wiedergekehrte Weltfrieden. Freilich waren nicht wenige der Provinzen, ganz vorzugsweiſe Makedonien mit Achaja, und Aſia, bei dem Beginn des Principats in ſchauderhaftem Zuſtande; aber ſelbſt hier hat ſich Alles zum Beſſeren gewendet. Derart daß zwar Griechenland erſt im zweiten Jahrhundert der Kaiſerherr-

ſchaft eine neue Blüthezeit erlebt hat, daß dagegen Aſia — nach Ueberwindung einer letzten ſchweren Kriſis noch unter Auguſtus — ſchon um die Mitte des erſten chriſtlichen Jahrhunderts, etwa 80 Jahre nach Actium, wieder zu den reichſten und von friſcheſtem Leben erfüllten Ländern des Reiches zählte. Ungemein viel verdankte das Reich dem Kaiſer Auguſtus perſönlich, der, wie wir demnächſt zu zeigen haben, einerſeits während der erſten Hälfte ſeines Principats unermüdlich die verſchiedenen Hauptlandſchaften des Reiches inſpicirt und geordnet hat, andrerſeits aber verſchiedene ſehr wirkſame Anordnungen von großem Nutzen für die Provinzialen traf. Sehr wichtig iſt es zunächſt für die Unterthanen geworden, daß die oberſte Leitung der Provinzialregierung jetzt in Eine Hand gelegt war, und daß wenigſtens grundſätzlich das Principat an Stelle der Ausbeutung des Reiches die planmäßige Verwaltung und die Pflege der großen Reichsintereſſen geſetzt hatte. Das durch alle Spezialforſchungen unſerer Tage über die Provinzialgeſchichte der Kaiſerzeit immer mehr beſtätigte Ergebniß iſt in der That das, daß die durch das Principat des Auguſtus eingeleitete Provinzialpolitik für viele der älteren und noch mehr für die jüngeren Provinzen, namentlich des Nordens und des Weſtens höchſt wohlthätig gewirkt hat. Man verfuhr dabei, trotz der äußeren Gleichheit der Einrahmung im Großen, keineswegs überall nach derſelben Schablone. Es zeigt ſich vielmehr bei näherer Prüfung, wie mannichfach, politiſchen und lokalen Verhältniſſen angepaßt, die Formen der provinziellen Verwaltung im Detail geweſen ſind, und daß man es recht wohl verſtanden hat, den im Laufe der Zeit eingetretenen Wandlungen gerecht zu werden. Es wird ſich bei der Schilderung der ſpäteren Jahrhunderte zeigen, wie verſchiedene Geſtalten das Romanenthum in den verſchiedenen Ländern des Reiches, die der Umwandlung vorzugsweiſe unterlagen, — wir denken an Afrika, Spanien, Gallien, die Alpen- und Donauländer, und die nördliche Hälfte der Balkanhalbinſel, — angenommen hat. Für die Zeit des Auguſtus und ſeiner nächſten Nachfolger dagegen kommt zuerſt in Betracht, daß einerſeits die Kaiſer für Momente ſchwerer Nothſtände und außerordentlicher Kalamitäten von ſich aus höchſt erhebliche Hilfsleiſtungen gewähren, daß andrerſeits, wie wir ſahen, die neue Rechtsordnung nun auch den Provinzialen es wiederholt möglich macht, Beſchwerden und Appellationen nach Rom zu bringen, daß endlich die kaiſerliche Oberaufſicht, die auch von ſonſt ſchlimmen Kaiſern doch gewöhnlich mit Strenge gehandhabt wurde, eine wirkſame Controlle der in ihrer Kompetenz ohnehin jetzt bedeutend beſchränkten Statthalter, und, im Falle von Gewaltthaten und Erpreſſungen derſelben, deren nachdrückliche Beſtrafung ermöglichte. Allgemeine Anordnungen zum Nutzen der Provinzen, die für die kaiſerlichen Provinzen in Kraft traten, hatten auch für die ſenatoriſchen Gültigkeit. Für jene wurde namentlich der Umſtand vortheilhaft, daß die Kaiſer ſehr oft von dem bedenklichen Syſtem des jährlichen Wechſels der Statthalter Abſtand nahmen. Die Aufmerkſamkeit der Kaiſer war

namentlich darauf gerichtet, den Erpressungen in den Provinzen ein Ende zu machen. Es erhielten daher einerseits die unmittelbar im Dienste des Imperators stehenden Beamten seit Augustus durchgängig ein festes Gehalt. Andrerseits aber regulirte der Kaiser die — im strikten Rechtssinne nicht als Besoldung bezeichnete — Entschädigung für die Reise- und Equipirungskosten der senatorischen Statthalter aller Provinzen in sehr bestimmter Weise. Er setzte seit 27 v. Chr. denselben, also den consularischen oder prätorischen „Proconsuln", und den kaiserlichen Provinziallegaten consularischen oder prätorischen Ranges feste, nach dem Range abgestufte Geldsummen aus, welche übrigens weit niedriger ausfielen, als die früher unter diesem Titel bewilligten Gelder. Von den Beträgen wissen wir nur, daß dem Proconsul consularischen Ranges für einjährige Verwaltung eine Million Sesterzen (217,521 Mark) bewilligt wurde. Die Erpressungen hörten darum nach der Art der Römer freilich nicht auf; senatorische Statthalter, wie kaiserliche Procuratoren machten sich wiederholt derselben schuldig. Und der Umstand, daß die letzteren, die gern auch in die Civiljurisdiction übergriffen, als Steuererheber und Domänenverwalter durch die Hilfe der Soldaten, die zu ihrem Dienste abkommandirt waren, sich in die Lage versetzt fanden, Zwangsmittel anwenden zu können, gab wiederholt zu schlimmen Mißbräuchen Anlaß. Aber in den älteren Jahrhunderten der Kaiserzeit, ehe die später so verrufene römische Fiscalität zur Herrschaft gelangt war, befanden sich gedrückte Provinzialen viel eher, als zur Zeit der alten Repetundenhöfe, in der Lage, sich gegen solche Plagen vertheidigen zu können. Es lag gar sehr in der Politik und im Interesse der Kaiser, ihnen hier nachdrücklich zu helfen. Das regelmäßige Verfahren in solchen Fällen vor dem Senatsgericht, wobei den Klägern ein Advocat aus dem Senate gegeben und auch der Gebrauch der griechischen Sprache gestattet wurde, hat manchen hochstehenden Frevler in einer zur Zeit der ausgehenden alten Republik längst nicht mehr gekannten Weise zur verdienten Strafe für die außerhalb Italiens verübten Gewaltthaten gebracht.

Ein seit der Zeit des Augustus in den Provinzen ziemlich allenthalben entweder neu aufblühendes, oder frisch hergestelltes Institut dagegen, die Landtage, hatten dagegen nur eine dekorative Bedeutung. Die alten landschaftlichen oder föderativen Verbände der Länder griechischer Zunge waren theils der Ausgangspunkt, theils das Vorbild dieser Einrichtung; nur daß dieser erste formelle Versuch einer Repräsentation in der alten Welt zu einiger wirksamer politischer Bedeutung erst in der Zeit nach Constantin d. Gr. gediehen ist. Für die Periode des Principats dagegen sind die Landtage der Provinzen, — zusammengesetzt aus den Vertretern der Communalverbände, auf denen das Detail der Verwaltung beruhte, also aus den Notabeln der Provinz, — in erster Reihe Festgemeinschaften, die ihren Mittelpunkt in dem Kultus des Kaisers und seines Hauses finden. Die Tempel, die namentlich nach Augusts Tode und Consecration in allen größeren Städten des Reiches systematisch entstanden, wurden die rechten

Mittelpunkte dieser Versammlungen, die (wenigstens in den meisten Provinzen) jährlich zusammentraten und unter der Leitung eines aus den reichsten und angesehensten Männern der Provinz von Jahr zu Jahr neu erwählten Archiereus oder Oberpriesters der Provinz standen. Opfer, „Spiele", Festlichkeiten, dazu ein viel gepflegter Titelprunk sind dabei gar sehr die Hauptsache. Daneben sind Ehrenbeschlüsse für die Kaiser und die abgehenden Statthalter gewöhnliche Beschäftigungen der Landtage. Indessen steht ihnen doch auch das Recht zu, unmittelbare Gesandtschaften an den Senat und den Kaiser zu schicken, Beschwerden über die Verwaltung des abgegangenen Statthalters zu erheben, und ohne Vermittelung des Statthalters sich mit Petitionen nach Rom zu wenden, auf welche der Kaiser an den Landtag direkt antwortet.

Es sind andere Schöpfungen des Kaiserthums, die bereits bis auf Augustus zurückgehen, welche auch für die Provinzen vielseitig nützlich geworden sind, obwohl sie an und für sich noch mehr darauf abzielten, das Reich übersehbar und regierbar zu machen und eine wirksame Centralisirung herbeizuführen. Zu den staunenswürdigsten Leistungen des Kaiserthums gehören die riesenhaften Straßenbauten, durch welche seit Augustus — der selbst den Plan zu einem großen Straßennetze entworfen und zu dessen Ausführung unter seiner Oberleitung ein eigenes Amt (vgl. S. 13fg.) niedergesetzt hatte, — die Imperatoren Alles weit überboten, was die praktischen Männer der alten Republik in deren besten Tagen für Italien geschaffen hatten. Die heute noch in vielen Theilen des ehemaligen Römerreiches vorhandenen Spuren jenes wahrhaft großartigen Straßennetzes sind bleibende Zeugnisse für die Vorzüglichkeit gerade dieser Seite der öffentlichen Thätigkeit der Kaiser. Die heutige Forschung unterscheidet fünf Hauptstränge des großen, über die gesammte römische Welt ausgedehnten Netzes, die alle von dem goldenen Meilenzeiger ausliefen, welchen Augustus im Jahre 20 v. Chr. auf dem Forum in Rom hatte errichten lassen. Auf der alten Via Appia gelangte man zuerst bis nach Rhegion; dann aber weiter von Messana auf Siciliens Nordküste bis Palermo, endlich nach Lilybäum; hier setzte man nach Neu-Karthago in Afrika über, und erreichte damit den Punkt, von wo aus die große Heerstraße westlich bis nach Tingis, ostwärts aber nach Alexandria geführt worden ist. Von der Seehauptstadt Aegyptens zogen sich die zwei römischen Straßen auf beiden Ufern des Nil südwärts hinauf bis zu der nubischen Grenze, während weiter ostwärts die große Chaussee die Landenge von Suez kreuzte und durch Syrien nach Antiochia leitete. Wer dagegen unmittelbar aus Italien nach dem Osten reisen wollte, verließ die Via Appia in Capua, gewann dann über Brundisium den großen griechischen Hafenplatz Dyrrhachion. Von der alten Via Egnatia zweigten sich in der Kaiserzeit zwei Linien ab, die Nordgriechenland auf der Ost- und Westseite durchschnitten und in Athen zusammentrafen. Der Peloponnes hatte sein eigenes Straßensystem. Die Via Egnatia dagegen führte von Dyrrhachion über Thessalonike nach dem südöstlichen Thrakien; eine Linie

erreichte Byzantion, die andere Kallipolis am Helleſpont. Von Lampſakos aus ſetzte ſich der große Heerweg fort, welcher nun in einer Länge von 150 Meilen Kleinaſien durchſchnitt und endlich Antiochia erreichte. Mit dem Norden hatte Rom eine dreifache Verbindung, die dann vorzugsweiſe wichtig und ſpäter ſyſtematiſch weiter ausgeführt wurde, als — wie wir demnächſt zu erzählen haben, — die Feldherren des Auguſtus die Alpen- und Donaulandſchaften vom Bodenſee bis tief nach Pannonien hinein zum Reiche gebracht hatten. Auf der flaminiſchen Straße und weiter auf der jetzt bis nach Mailand fortgeſetzten Via Aemilia, die wir früher kennen lernten, erreichte man das öſtliche Oberitalien. In Mutina zweigte ſich von der Aemilia die Straße nach Norden ab, die in Verona auf die nördlich vom Padus und parallel mit demſelben von Mailand über Bergomum, Brixia, Verona und Vicentia nach Aquileja führende Chauſſee ſtieß. Das letztgenannte mächtige Emporium wurde nun der Ausgangspunkt einer Reihe höchſt wichtiger Verkehrslinien, die ſchon in Auguſtus' Zeit nach Pola und Dyrrhachion, in ſpäteren Tagen über Siscia, Sirmium, Sardika nach Adrianopel und Byzantion (zum Anſchluß an die von hier das nördliche Kleinaſien durchſchneidende Linie,) nicht minder durch Pannonien nach Carnuntum an der Donau (gegenüber der Marchmündung, bei Haimburg), dem Ausgangspunkte der Linien oſtwärts nach Ofen, weſtwärts nach Enns, geführt wurden.

Als Druſus und Tiberius die Alpenländer erobert hatten, wurde auch von Aquileja eine Straßenlinie nordweſtlich durch die karniſchen Alpen nach Veldidena (Wilden) am Inn geleitet. Hier nun traf mit derſelben ſeit dieſer Zeit zuſammen die große neue Alpenhauptſtraße, welche von Verona über den Brenner nach Veldidena geführt, und von hier aus allmählich über Partenkirchen nach Auguſta Vindelicorum (Augsburg) ausgedehnt worden iſt. Die Geſchichte des Kaiſerthums in ſeinen glanzvollſten Tagen zeigt uns dann Augsburg öſtlich mit Regensburg und Enns, weſtlich mit den Anſiedlungen am Neckar, früher noch mit denen am Bodenſee durch die große Linie verbunden, die von Mailand her über den Splügen (auf der heutigen Straße) nach der Gegend des jetzigen Bregenz, weſtwärts dann nach Auguſta Rauricorum (Baſel-Augſt) führte.

Erſt die Kaiſerzeit (ſ. S. 71) machte die in der Gegend von Mailand und Turin Italien erreichenden Alpenſtraßen recht kunſtvoll gangbar: jetzt, wo die Bedeutung der neuen Provinz Gallia von Jahr zu Jahr wuchs und ſeit 13 v. Chr. auch die großartigen Angriffe auf Deutſchland eröffnet wurden. Die römiſchen weſtlichen Alpenſtraßen führten in folgenden Linien über den ungeheuren Gebirgswall. Ueber den Mont Genèvre nach Arelate; über Auguſta Prätoria (Aoſta) und den kleinen Bernhard nach Vienna, und weiter zuerſt auf derſelben Straße nach Genf, dann über Veſontio nach der Gegend des heutigen Straßburg. Eine andere Alpenſtraße führte von Aoſta über den großen Bernhard nach dem jetzigen Martigny, Vevay, Auguſta Rauricorum, Straßburg, Speier, Worms, nach

der Schöpfung des Drusus Moguntiacum (Mainz). Von Mainz ist seit der Romanisirung des linken Rheinufers der Straßenzug nach Trier und Cöln geleitet worden, ferner über Nymwegen und Utrecht nach der Küste, und westwärts nach Rheims. Rheims war mit Lyon, dem Hauptplatze des südöstlichen, und Orleans, dem Centralplatze des mittleren Galliens, ferner mit Paris und Rouen verbunden; ebenso Lyon mit Straßburg und Bordeaux, wo wieder die westliche Pyrenäenstraße mündete. Das britannische Netz lernen wir später kennen.

Endlich führte die westliche der großen nördlichen Heerstraßen Italiens, die Aurelische, die längs der Küste des tyrrhenischen Meeres über Centumcellä, Pisa und Luna zunächst Genua erreichte, nach Massilia und Arelate. Von der unteren Rhone kam man dann über Narbo nach dem Pyrenäenpaß Juncaria (La Junquera), und gewann auf diese Weise endlich Barcelona, Tarragona und Tortosa. Hier überschritt die Reichsstraße den Ebro, um dann an der spanischen Ost- und Südküste bis nach Gades hinzulaufen.

Alle diese Bauten dienten in erster Reihe allerdings den Staatszwecken; sie sollten das Reich jetzt ebenso regierbar machen und an Italien fesseln, wie dasselbe in der Zeit bis zu den punischen Kriegen von Rom aus mit der Halbinsel und seit Niederwerfung der Paduskelten mit Oberitalien geschehen war. Sie waren ganz besonders für den schnellen und bequemen Transport der Legionen erbaut, welche die Grenzen zu hüten hatten; bei der numerischen Schwäche des durch Augustus, wie wir sehen werden, gebildeten stehenden Heeres sollte die schnelle Transportfähigkeit der Truppen für die Vertheidigung des Reiches das ersetzen, was an Zahlenstärke mangelte. Nichtsdestoweniger wurden diese ausgezeichneten Chausseen, die noch dazu nach allen Richtungen hin treffliche Seitenverzweigungen besaßen, für das Reich in höchstem Grade wohlthätig. Die jetzt überall hergestellte Sicherheit, der allgemeine Friede, die Bequemlichkeit der Bewegung auf diesen Straßen, der nun auch die Sicherheit des Meeres vollständig entsprach, förderte das allgemeine Aufblühen der Kultur, den bequemen Absatz der landwirthschaftlichen Produkte und damit den Ackerbau, die Ordnung und Regelmäßigkeit des Verkehrs in erstaunlicher Weise. Viele der früheren Provinzen des römischen Reichs sind bis heute nicht wieder zu solcher Entwicklung gelangt, wie unter dem Principat. Der gewöhnliche Reiseverkehr, der Betrieb des Handels innerhalb des Reiches, zwischen den Provinzen und mit der Hauptstadt, wie mit dem Auslande, erreichte denn auch bis zu den Schreckenszeiten nach Caracalla eine ganz außerordentliche Lebhaftigkeit und einen höchst erfreulichen Umfang.

Zu den zahlreichen Mitteln jedoch, die dem Privatverkehre dienten, gehörte nicht das interessante Institut, welches Augustus nach altpersischem Vorbilde für das Reich schuf, nämlich die Staatspost. Wie auf dem Gebiete der Politik und auf dem der Kultur noch mehrfach, so begegnen wir auch hier der seltsamen Erscheinung, daß die Alten auf der Höhe ihrer staunenswerth entwickelten Civilisation einen letzten Schritt zu thun nicht

verstanden haben, der uns Modernen kinderleicht erscheint. Gegenüber allgemein geschätzten und volksbeliebten Instituten, wie heutzutage die englische und die deutsche Reichspost, die in einfachster Weise zugleich dem Staate einen erheblichen finanziellen Gewinn abwerfen, ist es in der That sehr schwer zu verstehen, wie die Römer aus ihrer sonst vortrefflich ausgebildeten Post eine Einrichtung haben machen können, die dem allgemeinen Verkehr verschlossen blieb, und in der Zeit seit Constantin d. Gr. sogar zu einer schweren Landplage sich gestaltet hat. Die römische Post des Augustus sollte weder der Correspondenz noch dem Reiseverkehr des Publikums dienen, sondern lediglich der Beförderung der Regierungsdepeschen und der Beamten. Augustus stellte die zu einer argen Last gewordene Vorspann- und Verpflegungspflicht der Provinzialen ab, welche zur Zeit der alten Republik in Sachen der Beförderung der Beamten und der mit dem schnöden Privilegium der „freien Gesandtschaft" ausgestatteten Senatoren bestanden hatte. Er schuf eine militärisch organisirte Staatspost, welche die amtlichen Depeschen von Station zu Station durch berittene Couriere oder „Speculatoren" besorgte, die außer ihrem eigenen Pferde noch ein anderes führten, welches das Felleisen trug. Die reisenden Beamten wurden durch Eilwagen befördert, die mit Pferden oder Maulthieren bespannt waren; der Transport von Kriegsmaterial oder Gütern erfolgte auf Packwagen, die durch Ochsen gezogen wurden. Privatpersonen ist der Gebrauch der Post, der dann unentgeltlich war, eine Zeit lang nur durch besondere Freischeine (früher Diploma, später Evektionen genannt) der Statthalter, später nur durch die Kaiser selbst nach sehr genau präcisirten Bestimmungen gestattet worden. Für die Reisenden waren auf den Straßen bestimmte Stationen eingerichtet, sogenannte Umspannungen (Mutationen) und Stationen, die auch als Nachtquartiere dienen konnten (Mansionen), welche letztere durchschnittlich je 25 Millien oder fünf geographische Meilen, oft auch nur drei Meilen von einander entfernt gewesen zu sein scheinen; auf den Mansionen sind allmählich für Kaiser und Beamte auch größere Bauten hergestellt worden. Die Postdirectoren waren Männer ritterlichen Standes, die bereits als Offiziere oder Procuratoren gedient hatten, und einen Jahresgehalt von 100,000 Sesterzen erhielten (21,753 R.-Mark). Das Beamtenpersonal bestand meist aus Freigelassenen, die Postillione dagegen waren in der Regel Sklaven. Die Kosten der einmal eingerichteten Posthaltereien mußten als Reallast von den Gemeinden getragen werden, auf deren Gebiet sie lagen, dieses eine Quelle schweren Unheils für spätere Zeit. Unter Nerva wurde zwar in Italien, unter Hadrian, Antoninus Pius und Severus in dem gesammten Reiche das Postwesen von dem Princeps übernommen. Doch ist das nur auf die Beschaffung der Zugthiere und Wagen, sowie auf die Postverwaltung zu beziehen, da die Bestreitung der Kosten auch jetzt dem Fiscus nicht zufiel. Noch ist hinzuzufügen, daß sowohl die auf allen schiffbaren Flüssen des Reiches allmählich entstehenden Schiffsstationen ebenfalls zur Beförderung von Briefen,

Perſonen und Material dienten, wie auch in den bedeutendſten Seehäfen wahrſcheinlich ſtets Poſtſchiffe bereit lagen.

Geſtaltete ſich leider die römiſche Poſt auf die Dauer zu einer Laſt für das Reich, ſo hatte Auguſtus dagegen nach verſchiedenen anderen Richtungen hin Sorge für die Hebung des Lebens der Provinzen getragen. Einige Details lernen wir noch ſpäter bei den einzelnen Landſchaften kennen. Hier ſei nur geſagt, daß die Sorge des Kaiſers für die Intereſſen der Geſammtheit in der That eine unermüdliche war. Die Ausgleichung d. J. 27 v. Chr. mit dem Senat iſt principiell dauernd feſtgehalten worden; aber die Gruppirung der kaiſerlichen und der Senatsprovinzen mußte noch mehrfach verändert werden, derart daß dann immer ein Tauſch zwiſchen den beiden Elementen der neuen Dyarchie ſtattgefunden hat. Es zeigte ſich allmählich, daß die ſenatoriſchen Statthalter nicht mehr in der Lage waren, die ſehr ſchwierige Leitung der dalmatiniſchen oder illyriſchen Provinz zu behaupten. Als daher, wie ſich zeigen wird, die Zeit kam, wo Auguſtus einen großen kombinirten Angriff auf die nordiſche Welt einleitete, trat der Senat ihm 11 v. Chr. dieſe Provinz ab; dafür aber hatte Auguſtus ſchon im J. 22 v. Chr. Narbonenſis von Gallien getrennt und dem Senat übergeben, und in demſelben Jahre auch Kypros von Kilikien abgelöſt und ebenfalls der Verwaltung des Reichsraths unterſtellt. Waren 27 v. Chr. Kreta und Kyrene als ſenatoriſche Provinz zuſammengefaßt worden, ſo iſt Bätika doch wohl ſchon unter Auguſt als ſenatoriſche Provinz von dem „jenſeitigen", nunmehr Luſitanien genannten Spanien getrennt worden. Afrika hatte einige Veränderungen erfahren; die durch Cäſar 46 v. Chr. aus Numidien formirte Provinz „Neu-Afrika" war 30 v. Chr. durch Octavian aufgehoben und (S. 47) dem jungen König Juba II. übergeben worden. Aber im J. 25 v. Chr. änderte Auguſtus das wieder, dehnte „Afrika" über die ganze Breite von Kyrene im Oſten bis weſtlich zum Fluſſe Ampſaga aus, und entſchädigte den Juba II. für Numidien durch Ueberweiſung des öſtlichen, wie des weſtlichen Mauretanien, welches Land der junge Fürſt bis 23 n. Chr. regiert hat. Endlich aber iſt Sardinien im J. 6 n. Chr. unter die Verwaltung eines kaiſerlichen Verwalters, eines Prokurators geſtellt worden, weil einerſeits hier die Unruhen der Ureinwohner nicht aufgehört hatten, andererſeits die Inſel zum Verbannungsorte für Staatsverbrecher beſtimmt wurde. Die weitere Darſtellung endlich wird uns demnächſt zeigen, daß neben Aegypten, welches Land Auguſtus ſtaatsrechtlich als durch Perſonalunion mit Rom verbundenes Vicekönigreich, praktiſch als ein Haus- und Chatoullengut behandelte, unter ſeiner Regierung ſeit 25 v. Chr. die Zahl der kaiſerlichen Provinzen noch erheblich gewachſen iſt. Das alte Reich aber der Lagiden mit ſeiner ſchwierigen und höchſt eigenthümlichen Bevölkerung und ſeiner Hauptſtadt, der welthiſtoriſchen Schöpfung des großen Alexander, — jetzt durch ſeine Getreideflotte für die Ruhe der Reſidenz ſo unſchätzbar wichtig, und bei ſeiner abgeſchloſſenen Lage und ſeinen Reichthümern im Falle einer Em-

pörung des Statthalters schwer zu erobern, — wurde von Augustus in einer Weise organisirt, die ebensowohl für seine Geschicklichkeit in der Behandlung unterworfener fremder Nationalitäten, wie für die tief mißtrauische, als schlimmes Erbtheil aus der Zeit seiner Entstehung dem Principat unveränderlich anhaftende Politik der Kaiser gegen die alten Machtelemente der Republik deutlich zeugt. Das innere Leben der Aegypter blieb völlig ungestört, namentlich nach der religiösen Seite. Die ägyptischen Tempelbauten dauerten unverändert unter den Kaisern fort, der Gebrauch der Hieroglyphen wahrscheinlich bis in das sechste Jahrhundert. Offizielle Sprache blieb die griechische; auch sonst wurden die Einrichtungen der Ptolemäer der gesammten Verwaltung zu Grunde gelegt. Der hier fungirende römische Statthalter war in der That als Vicekönig zu bezeichnen; auch in Hinsicht auf die im Lande gebräuchlichen Ceremonien vertrat er die Stelle des Königs. Zu solcher Stellung aber bestimmte Augustus, der auch die fürstlichen Domänen als sein Eigenthum okkupirt und die Einkünfte des Landes in den Fiskus geleitet hatte, einen Ritter, der im Verhältniß zu dem Kaiser als ein Hausbeamter desselben anzusehen ist, der aber ein Heer von anfangs drei, später zwei Legionen befehligte und den Titel eines Präfekten führte, übrigens die ganze Vollmacht eines Provinzialstatthalters hatte, und dessen Beamte aus Freigelassenenen des Kaisers bestanden. Römischen Senatoren und vornehmen Männern ritterlichen Standes war der Besuch des Nilthales überhaupt verboten; selbst die ägyptischen Legionen wurden nicht von senatorischen Legaten, sondern von Rittern kommandirt, die den Titel „Lagerpräfekten" führten. In entsprechender Weise war den Aegyptern, welche römisches Bürgerrecht erlangten, der Zutritt zu solchen römischen Aemtern versagt, welche den Weg in den Senat öffneten. Das römische Bürgerrecht konnten sie erst dann gewinnen, wenn sie zuvor Bürger von Alexandria geworden waren, was nur durch Bewilligung des Kaisers und nicht eben häufig geschah. Die Verwaltung der stets zu unruhigen Bewegungen neigenden Stadt Alexandria überließ der Kaiser nicht einer selbstgewählten Municipalität, sondern ernannte dafür ein Personal von Beamten, an dessen Spitze ein von ihm eingesetzter Prokurator als oberster Gerichtsherr der Stadt stand.

Während das wichtige Nilthal in dieser Weise in einer gewissen Isolirung gehalten wurde, hat Augustus sonst andauernd in analoger Weise wie einst Cäsar in den verschiedensten Provinzen den Prozeß der Romanisirung durch konsequente Kolonisation energisch gefördert. Material zu solchen Ansiedelungen boten ihm einerseits die Massen der seit der Schlacht bei Philippi bis zu den Scenen gleich nach der Schlacht bei Actium außer Besitz gesetzten italischen Grundbesitzer, nicht zu reden von dem sonst schon in Menge vorhandenen freigeborenen und freigelassenen Proletariat der Hauptstadt und der Apenninenhalbinsel. Andererseits war es System des Principats geworden, die ausgedienten Soldaten des neu gebildeten stehenden Heeres, sobald sie bei der ehrenvollen Entlassung aus dem

Dienſt nicht mit Geld abgefunden wurden, in Menge an paſſenden Stellen in den Provinzen anzuſiedeln: ein Verfahren, dem bei der Armee noch andere Maßregeln zu fortſchreitender Ausbreitung des Romanenthums ſich anſchloſſen. Auguſtus hat ſeit der Schlacht bei Actium nachweislich etwa 60 Kolonien verſchiedener Art über das römiſche Reich verbreitet. Damit parallel lief wiederholt die Aufnahme von Provinzialſtädten in das römiſche Bürgerrecht, oder auch die Ertheilung der „Latinität", ſo daß ſolche Orte in römiſche oder „latiniſche" Municipien und Kolonien umgewandelt wurden und die römiſche Municipalverfaſſung erhielten. In Afrika war das cäſariſche Karthago im Jahre 29 v. Chr. durch 3000 neue Koloniſten verſtärkt, und iſt dann wieder zur Hauptſtadt der Provinz erhoben worden, während Utika als „Julium Uticenſe" das römiſche Bürgerrecht erhielt. Während Aegypten von ſolchen Anſiedelungen unberührt blieb, erhielten außer Afrika mit Mauretanien namentlich Spanien, Gallien, Sicilien, Makedonien, Achaja, ſelbſt das helleniſtiſche Aſien, ſolche Koloniſationen. In einem einzigen Jahre wurden einmal volle 120,000 Anſiedler ausgeführt. Für den Weſten iſt namentlich die erſte Hälfte der Regierung Auguſts nach dieſer Seite bedeutſam geworden; ſonſt war beſonders das Jahr 14 v. Chr. reich an Koloniſationen, die in der Regel theils auf neu angekauftem Terrain, theils auf römiſchen Domanialgütern erfolgten. Für Griechenland ſind die neugegründete Stadt Actia-Nikopolis (30 v. Chr.), wo ein kleiner Theil römiſcher Anſiedler neben einer großen Maſſe aus Akarnanien, Ambrakia und Aetolien zuſammengezogener griechiſcher Ureinwohner ſtand, und die 14 v. Chr. formirte große Kolonie Paträ, wo um die Veteranen der X. und XII. Legion eine Maſſe achäiſcher Eingeborener concentrirt wurde, beſonders wichtig geworden; nicht minder die erhebliche Verſtärkung der neuen Provinzialhauptſtadt des ſeit 27 v. Chr. von Makedonien gelöſten, ſelbſtändig organiſirten Achaja, nämlich Neu-Korinths. Bei dieſen Koloniſationen wurde nicht überall das gleiche Verfahren eingeſchlagen. Während in ganz neu eroberten „barbariſchen" Provinzen häufig die erſten Städteanlagen auf Befehl der Kaiſer zunächſt nur erſt durch die Einwohner des Landes ſelbſt unternommen werden mußten, wurde die Koloniſirung der Römer, namentlich der Veteranen, auf zwiefache Art vollzogen. Entweder traten dieſe Anſiedler zu einer ſchon beſtehenden Gemeinde in der Art hinzu, daß ſie innerhalb ihrer Mauern ein ſelbſtändiges Gemeinweſen bildeten; dann gingen die Rechte und der Name einer „Kolonie" nur auf die neuen Anſiedler über. Oder aber, es wurde die alte Gemeinde aufgelöſt und die alten, beziehentlich die gleichzeitig dann auch noch weiter hereingezogenen, Ureinwohner mit den neuen Anſiedlern unter neuen Formen verbunden. Zuweilen verloren dabei die Ureinwohner allen Antheil an der Verwaltung, oder beide Theile wurden zu gleichen Rechten in die Kolonie aufgenommen, oder endlich der Antheil beider Theile an der Verwaltung durch ſpezielle Feſtſetzung regulirt. Außerdem aber wurden ſehr häufig die ausgedienten Soldaten einfach einer beſtehenden Gemeinde zugetheilt; wie endlich auch wohl das Privilegium

einer „Kolonie" als Titel auf Städte übertragen worden ist, wo keinerlei neue Ansiedelung stattfand. Die Rechte der Kolonien, Municipien und „latinischen" Orte in den Provinzen waren verschiedener Art. Obwohl Gemeinwesen von der jetzt in Italien üblichen communalen Verfassung, waren doch ihre Bürger zur Zahlung aller Provinzialsteuern verpflichtet, und sowohl der höheren Gerichtsbarkeit, wie der Verwaltung der Statthalter unterworfen. Nun aber wurde es immer üblicher, die Kolonien zu privilegiren. Sie erhielten häufig die Libertät, nämlich die Exemtion ihrer Gemeindeverwaltung von der Aufsicht des Statthalters, — wie die seit Alters in den Provinzen der Römer bestehenden „freien" Städte verschiedener Kategorien, — und ferner die Befreiung von der Kopf- und Grundsteuer. Am besten gestellt waren sie, wenn sie sich im Besitze des ius Italicum befanden. In diesem Falle haben sie die städtische Libertät und die Steuerfreiheit, und drittens besitzen sie, wie in Italien, ihr Grundeigenthum nach römischem Recht als „quiritarisches Eigenthum". Das Vorbild für die Verleihung des letzteren Rechtes gab Augustus, welcher solche Italiker, die er zur Entschädigung für ihre durch die Veteranen nach der Schlacht bei Actium erlittenen Verluste nach überseeischen Ansiedelungen ausführte, in ihren neuen Sitzen rechtlich nicht schlechter, als in ihrer alten Heimath gestellt wissen wollte.

Nur auf Einem Punkte machte die Reichseinheit unter und seit Augustus keine Fortschritte, nämlich im Zollwesen. Die Römer begnügten sich nämlich nicht damit, an ihren Reichsgrenzen einen Zoll von allen eingeführten Waaren zu erheben. Vielmehr waren die verschiedenen Provinzen oder doch gewisse Complexe zu einem Steuerbezirk verbundener Provinzen durch Zollschranken von einander getrennt, was im Gegensatz zu dem sonst so glänzend entwickelten Verkehrswesen dem Waarentransport durch das Reich vielfach hinderlich, für die Staatskasse freilich sehr ergiebig sich zeigte. Zuweilen waren selbst einzelne Unterabtheilungen einer Provinz noch durch Zolllinien von einander geschieden. Am ausgebildetsten war dieses System in Aegypten. Der Zoll betrug einen gewissen, in den verschiedenen Provinzen verschieden angesetzten Procentsatz von dem Werthe der Waaren, sobald nicht bestimmte feste Tarife für die einzelnen Gegenstände der Einfuhr bestanden.

Für die regelmäßigen Steuern der Provinzen dagegen hatte Augustus sich bemüht, erhebliche Erleichterungen zu ermöglichen, die doch zugleich den öffentlichen Einkünften nützlich werden sollten. Mußte es auf der einen Seite sehr wohlthätig wirken, daß unter dem Principat die wahrhaft raffinirte Ausbeutung der Unterthanen durch die Statthalter und die Publikanen der Hauptsache nach aufhörte, so kam es nach Ueberwindung der schrecklichen Leiden der Bürgerkriege den Provinzen sehr zu Gute, daß der Kaiser darauf bedacht war, eine verständige und gerechtere Vertheilung der Lasten und Abgaben zu erzielen. Augustus schritt vorerst zur Aufstellung eines festen Etats, den er schon im Jahre 23 v. Chr. auf Veranlassung seiner damaligen (S. 11) schweren Erkrankung den Behörden und dem Senat übergab,

und bei seinem Tode seinem Nachfolger hinterließ. Leider ist er der Nachwelt verloren, so daß es nicht wohl möglich sein wird, wirklich zuverlässige Angaben über das römische Budget des Principats mitzutheilen. Um aber einen sicheren Etat aufstellen zu können, waren umfassende Vorarbeiten nöthig, von denen uns Einiges bekannt ist. Zu diesen gehörte einerseits die Vermessung des Reiches. Ob wirklich schon Cäsar die Vermessung des gesammten Reiches im Jahre 44 v. Chr. eingeleitet hatte, wie eine alte Ueberlieferung will, ist eine noch nicht ausgetragene Frage. Wohl aber wird nicht bezweifelt, daß Agrippa für seinen fürstlichen Freund ausgedehnte Vermessungen und geographische Ermittelungen anstellte, die (wie es heißt, 19 v. Chr. vollendet) mehrfachen Zwecken dienten. Einmal nämlich ließ Augustus die gewonnenen Materialien unter dem Titel „Chorographia" in einem Buche zusammenstellen. Dann aber wurde in einer von Agrippas Schwester Polla erbauten Säulenhalle in Rom nicht lange nach dem Jahre 7 v. Chr. eine Karte der alten Welt in der Form einer Sphära im großen Maßstabe in Marmor eingegraben und zum Gebrauche des Publikums ausgestellt. Dieselbe gilt als die Quelle und das Vorbild aller praktischen geographischen Hilfsmittel des späteren Alterthums, namentlich der sogenannten Peutingerschen Tafel, der Karten und der Stationenverzeichnisse und Reisehandbücher, deren aus den späteren Jahrhunderten mehrere vorhanden sind. Wie sich diese letzteren Hilfsmittel an die großen Reichsstraßen anlehnten, so waren die Vermessungsarbeiten des Agrippa wesentliche Vorbedingungen der früher dargestellten Straßenbauten. Eine ähnliche Darstellung erhielt, zunächst für den amtlichen Gebrauch, die Stadt Rom in Folge der Gliederung (S. 19) in 14 Regionen. Auch dieser Stadtplan (S. 64) wurde später nach der von Vespasian im Jahre 74 vorgenommenen Vermessung der Stadt auf einer Wandfläche des Friedenstempels in einer Höhe von 40 und einer Länge von 60 Fuß ausgeführt.

Auf der andern Seite führte Augustus einen umfassenden Census in allen Provinzen des Reiches durch, welcher zuerst nur die Bestimmung hatte, die vorhandenen Einnahmen zu registriren, weiterhin aber die Grundlage einer sehr ins Spezielle ausgebildeten Reform des ganzen Steuerwesens geworden ist. Das hierauf bezügliche Edict fällt wahrscheinlich schon in das so vielseitig bedeutsame Jahr 27 v. Chr. In den alten und namentlich in den senatorischen Provinzen machte die Durchführung keine erheblichen Schwierigkeiten. In den neu gewonnenen Ländern aber, wie namentlich in Gallien, wo der Kaiser selbst 27 v. Chr. die Sache in die Hand nahm, mußten erst zeitraubende und schwierige grundlegende Vorarbeiten dazu gemacht werden. Es wurde seitdem üblich, die Einrichtung jeder neuen Provinz des Reiches mit Abhaltung eines Census zu beginnen. Die von den Distriktsbeamten und den Provinzialcensoren hergestellten Listen wurden insgesammt nach Rom geschickt, wo sie dann zur Verfügung des Kaisers standen, und an das so gewonnene Material die weiteren praktischen Finanzarbeiten,

wie auch die aus der damit verbundenen Volkszählung zu ziehenden Schlüſſe, namentlich in Sachen der militäriſchen Aushebung, ſich knüpfen konnten. An die erſten Ergebniſſe dieſer allgemeinen Aufnahme ſchloſſen ſich nun wahrſcheinlich weitere Schritte zur Ermittelung eines annähernd richtigen Grundſteueranſatzes auf dem Wege einer methodiſchen Landvermeſſung. Es kam bei den wiederholten Schätzungen darauf an, nicht nur die rechtliche Qualität der Ländereien feſtzuſtellen, alſo Staats-, Communal- und Privateigenthum von einander zu unterſcheiden, ſondern auch eine Claſſifikation der Grundſtücke vorzunehmen, nach welcher die Steuer veranſchlagt werden konnte. Allerdings hat es von Auguſtus bis auf Trajan gedauert, ehe dieſes Rieſenwerk wirklich vollendet war. Man unterſchied dabei Ackerland erſter und zweiter Claſſe, wobei der zehnjährige Durchſchnittsertrag angegeben wurde; Weinland, Olivenpflanzungen, Wieſenland, Eichenwald, und gemeinen Wald zu Holzhieb und Weide. Die nach ſolchen Ermittelungen beſtimmte Grundſteuer wurde von den „Poſſeſſoren" gezahlt, d. h. von den eigentlichen Gutsbeſitzern, die von dem Ertrage ihrer Güter leben konnten. Formell war die Erhebung wahrſcheinlich durchaus in Geld angeſetzt; faktiſch fand ſie jedoch vielfach in Naturalien ſtatt, die nach einer gewiſſen Taxe auf jene Geldbeträge verrechnet worden ſind. Auf die Gewerbetreibenden und Kaufleute fiel die „perſönliche" Steuer, die auf das unbewegliche, wie auf das perſönliche bewegliche Vermögen, oder auf den Arbeitsgewinn gelegt werden konnte. Schiffe, Häuſer, Sklaven, Pferde, Mauleſel, Ochſen, Eſel wurden verzeichnet, zum Theil beſonders beſteuert, außerdem aber das ganze Vermögen in einer feſten Summe abgeſchätzt. Eine Einſchätzung des Kapitals fand namentlich bei den Banquiers ſtatt. Der Arbeitsgewinn dagegen ließ ſich nicht im Voraus anſetzen, und iſt zu verſchiedenen Zeiten verſchieden beſteuert worden. Die Erhebung aller dieſer Steuern iſt ſchrittweiſe, — zuletzt gänzlich anſcheinend in der ſpäteren Zeit des Tiberius, — den Steuerpächtern entzogen worden. Mehr und mehr trat dabei die unmittelbare oder durch die Gemeinden vermittelte Hebung in den Vordergrund. Nur die alten Abgaben von den Freilaſſungen von Sklaven, die Auctionsſteuer, die Zölle und ein erheblicher Theil der Domanialgefälle wurden auch ſpäter immer noch durch Verpachtung auf je fünf Jahre erhoben. Die Domänen waren wahrſcheinlich im Jahre 27 v. Chr. ebenfalls zwiſchen Kaiſer und Senat getheilt worden, was bis auf Veſpaſian ſo blieb. Die ausgedehnten fiskaliſchen und Krongüter, — Ackerland, Weideland, Seen, Forſten, Bergwerke, — wurden durch Procuratoren verwaltet, das Ackerland theils durch kaiſerliche Sklaven bewirthſchaftet, theils verpachtet, das Weideland noch für lange an Publikanen verpachtet, die die Bergwerke des Reiches und die Salinen, — ſoweit nicht manche derſelben ſich gegen beſtimmte Abgaben in den Händen von Privatleuten befanden, — in der Regel auf Rechnung der Kaiſer betrieben.

Die ebenso umfassende, als energisch und konsequent betriebene Thätigkeit des Augustus im Dienste der allgemeinen Interessen des Reiches hat den Kaiser während der ersten Hälfte seines Principats nun viele Jahre lang von der Hauptstadt fern gehalten. An die Schilderung seiner persönlichen Thätigkeit in den Provinzen, zuerst im Westen, dann im Orient, dann wieder im Westen des Reiches knüpft nun auch alles das an, was man die auswärtige Geschichte der Römer unter seiner Regierung nennen kann. Nicht minder die Darstellung der für Roms gesammte Zukunft so bedeutungsvollen großen Kriege mit den noch unbezwungenen Nationen des deutschen Nordens.

Die erste Sorge des Kaisers gleich nach der großen politischen Ausgleichung mit dem Senat im Jahre 27 v. Chr. war es, die Zustände in der ihm noch ganz unbekannten neuen Hauptprovinz des Nordwestens, der Eroberung seines Adoptivvaters, in Gallien neu und sicher zu ordnen. Es war dieses um so nöthiger, weil die Ruhe des Landes noch keineswegs überall als völlig gesichert gelten konnte; weil nicht nur von Nordosten her die Nachbarschaft der freien Deutschen dauernd höchst aufregend auf die Kelten einwirkte, sondern auch im Süden noch im Vorjahre M. Valerius Messalla einen aquitanischen Aufstand hatte niederwerfen müssen. Augustus eilte daher zunächst nach Lugdunum und Narbo. Hier wurde nun die neue grundlegende Organisation des ungeheuren Territoriums zwischen den Pyrenäen und dem Rhein mit Einschluß der westlichen (der helvetischen) Schweiz, eingeleitet. Die Hauptsache war die Zerlegung Galliens in verschiedene Provinzen. Die alte Narbonensis hat der Kaiser noch bis zur Vollendung aller dieser Arbeiten unter seiner Verwaltung behalten, nachher aber (S. 83) im Jahre 22 dem Senat überwiesen. Das große durch Cäsar eroberte Gebiet dagegen wurde jetzt gegliedert in die drei neuen Provinzen: Aquitania, die jetzt durch die Pyrenäen, den Ocean, die Loire und die Narbonensis begrenzt wurde. Ferner Lugdunensis, der centrale Theil Galliens zwischen Loire, Seine, Somme, Marne und Saône, der seinen Namen von der neuen römischen Centralhauptstadt des keltischen Landes, der stattlichen Kolonie Lugdunum, erhielt. Endlich Belgica, welche nunmehr von Durocortorum (Rheims) aus verwaltete Landschaft damals noch alles Land zwischen der Lugdunensis, der Meeresküste und dem Rheine aufwärts bis zur Gegend des jetzigen Schaffhausen, dazu die Schweiz bis zum St. Gotthard ostwärts umfaßte. Vorläufig sollten jedoch diese drei Provinzen nur erst selbständige Verwaltungsbezirke sein; die militärische Lage nöthigte den Kaiser, zunächst noch für längere Zeit das ganze Land westlich der Narbonensis unter Einen militärischen Befehlshaber zu stellen, welcher die drei großen Bezirke durch seine Legaten verwalten ließ. Wir sahen bereits (S. 87), daß Augustus zur Abhaltung des gallischen Census verschritt. Der Kaiser organisirte die vorgefundenen Stammgebiete der alten Einwohner in 64 Verwaltungs- und Steuerdistrikte und gab jedem derselben einen Vorort als

Mittelpunkt der Verwaltung. Aus denselben sind allmählich die *größeren Städte* des heutigen Frankreich entstanden, deren Namen — sehr häufig nunmehr der Distriktsname anstatt der alten lokalen Benennung — großentheils noch heute an ihre ursprüngliche Bestimmung erinnern. *Lugdunum*, damals der natürliche Centralpunkt der römischen Herrschaft in der großen neuen Landschaft, wurde durch Augustus zum Mittelpunkte der Verwaltung gemacht. Neben dem Statthalter und neben dem Procurator, der die Kassen der direkten und indirekten Steuern aller drei Provinzen unter sich hatte, neben dem großartigen Apparat der Beamtungen für das Postwesen, die Steuern und die Zölle, die Domänen, die Bergwerke, die Münze, trat hier auch jährlich der *Landtag* der drei Provinzen zusammen. Damals wurde auch der Bau der vier großen Heerstraßen eingeleitet (S. 81), die Lugdunum mit allen Haupttheilen des Keltenlandes verbanden. So blühte die neue *römische Hauptstadt* des keltischen Gebietes sehr schnell zu einer überaus mächtigen Handelsstadt empor. Merkantiles Centrum für die Ausfuhr aus Italien und dem Orient nach dem Norden, und wieder für die Einfuhr der gallischen, deutschen und brittischen Waaren nach dem romanischen und griechischen Süden; hoch begünstigt durch die Lage an zwei schiffbaren Strömen, am Ausgange von zwei Alpenstraßen und von vier großen gallischen Chausseen: so war diese junge Stadt in der Lage, überraschend schnell zu außerordentlichem Wohlstande zu gedeihen. Schon zur Zeit des Tiberius hatte sie das ältere Narbo überflügelt, und galt nachmals im zweiten kaiserlichen Jahrhundert als die Königin aller Metropolen des Reiches jenseits der Alpen. *Augustus* war aber auch eifrig bemüht, für die *äußere* Sicherheit der neuen Ordnung in Gallien zu sorgen, dem nun endlich nach Aufhören wie der uralten inneren lokalen Fehden, so der großen römischen Bürgerkriege, für lange Jahre der goldene Friede blühte. Wie stark die römische Armee war, die damals in Gallien stand, ist uns allerdings unbekannt. Wohl aber wissen wir, daß in dieser Zeit, wo die Kriege gegen die freien Deutschen noch *nicht* in Aussicht genommen waren, die Legionen noch nicht die Rheinlinie besetzt hielten. Sie standen noch, wie zu Cäsars Zeit, auf der belgischen Linie vertheilt, von Amiens bis zur Mosel, und weiter auf der für das Reich damals anscheinend gefährlichsten Stelle, nämlich am helvetischen Oberrhein. Es scheint, daß Augustus damals zuerst das *helvetische* Vertheidigungssystem planmäßig organisirt hat. Helvetien war theils durch Raurica, theils durch die (vor 27 v. Chr. formirte) Kolonie Noviodunum (Nyon) oder Julia Equestris einigermaßen gedeckt. Nun aber ist nicht bloß Raurica (jetzt „Augusta Rauricorum") erheblich verstärkt worden; es wurde jetzt auch das auf *Vindonissa* sich stützende Wehrsystem eingerichtet. Vindonissa (jetzt Windisch), ein weithin beherrschender Platz auf der hohen Landspitze, welche die zusammenfließenden Alpenströme Aar und Reuß bilden, war ein natürliches Bollwerk der *damaligen* Ostgrenze des Römergebietes in der Schweiz. Nur wenige Meilen vom Rheine entfernt, war

dieser Punkt, zur Festung eingerichtet, vortrefflich geeignet, einerseits den Ausgang der vom großen St. Bernhard herabkommenden Alpenstraßen, die nach Norden sich öffnenden Alpenthäler der westlichen und der mittleren Schweiz, wie auch die wilden und räuberischen rätischen und vindelicischen Völker im Osten zu beobachten, andrerseits aber mit der Besatzung von Raurica die Uebergänge über den helvetischen Rhein bis nach der Gegend von Schaffhausen zu bewachen. Vindonissa wurde daher das Hauptquartier der hier zuerst aufgestellten Legion (Leg. XIII Gemina) und der mit derselben verbundenen Auxiliartruppen, und ferner Mittelpunkt der zu ihrem System gehörenden, in den angegebenen Richtungen vertheilten, kleineren Militärposten. Für das Innere endlich traf Augustus Maßregeln, um das Uebergewicht jener keltischen Klassen zu erschüttern, die den nationalen Gegensatz gegen das Römerthum am zähesten festhielten, des Adels und der Druiden, und die bisher rechtlose und gedrückte Masse des Volkes freier zu stellen, die nicht ungern dem neuen Herrn huldigte, vor dem jetzt Alle, auch ihre bisherigen lokalen Beherrscher, sich beugten, und jetzt an die Stelle der unerbittlichen Strenge und Willkür der alten Priester die humanen Formen des römischen Rechtes treten sah. Den Druiden wurde die thatsächliche Ausführung ihrer schauerlichen Menschenopfer untersagt; wer das römische Bürgerrecht erlangen wollte, mußte sich von dem Druidismus lossagen, und schrittweise wurde der alte keltische Kultus erschüttert durch Verschmelzung oder Gleichstellung keltischer Gottheiten mit den Gestalten des antiken Olympos.

Abgesehen davon daß viele dieser Maßregeln damals nur erst eingeleitet werden konnten, so ist nicht immer zu unterscheiden, was Augustus jetzt oder bei seinem langen zweiten Aufenthalt in Gallien eingeführt hat. Persönlich ist der Kaiser damals zunächst nur erst bis zum Herbst des J. 27 in Gallien geblieben. Es war nothwendig, mit starker Macht nach Spanien zu gehen, wo die kriegerischen Cantabrer in den nördlichen Gebirgen am biskayischen Golfe und die südlich angrenzenden Asturier und Vaccäer, seit 45 v. Chr. nicht aufgehört hatten, durch unaufhörliche Kämpfe die römischen Waffen zu ermüden. Die Angriffe, welche Augustus, durch eine von Gallien her gegen die nordspanische Küste operirende Flotte sekundirt, von Segisamo her (im Quellgebiet der Pisuerga und des Ebro) versuchte, blieben zunächst ohne Erfolg; endlich nöthigte ihn eine Krankheit, sich nach der nordspanischen Hauptstadt Tarraco zu begeben. In den Jahren 26 und 25 v. Chr. aber begann die Schaale der Römer entschieden zu sinken. Der Legat Gajus Antistius erfocht bei Vellica im Quellgebiet des Ebro einen großen Erfolg. Die Cantabrer mußten endlich nach den Stellungen auf dem 9000 Fuß hohen Mons Vindius (Peñas blancas) sich zurückziehen, wo sie — nach dem Verluste ihrer Hauptfestung Lancia (jetzt Ruinen von Cerro de Lance) an den Römer T. Carisius — eingeschlossen und zur Ergebung genöthigt wurden (25 v. Chr.). Nun konnte Augustus hier die Ruhe kräftig sichern; der Ver-

kauf vieler Gefangener in die Sklaverei, die Verpflanzung vieler Bergbewohner in die Ebene, und namentlich die Anlage ſtarker Militärkolonien ſollte endlich das nordweſtliche Spanien für die Dauer bändigen. Orte wie Bracara Auguſta (jetzt Braga), Lucus Auguſti (jetzt Lugo in Gallicien), Auguſta Aſturica (jetzt Aſtorga) umſtellten jetzt das nördliche Gebirge. Die große, nicht lange nachher mit Veteranen der V. und X. Legion beſetzte Kolonie dagegen, Auguſta Emerita (jetzt Merida) am Guadiana, ſollte die neue Provinzialhauptſtadt von Luſitanien werden. Auch die Organiſation der Pyrenäiſchen Halbinſel erfuhr Seitens des Kaiſers eine Neugeſtaltung. Die frühere „diesſeitige" Provinz wurde jetzt nach ihrer Hauptſtadt Tarraconenſis benannt und erhielt als neue Grenze gegen das Innere den Duero von ſeiner Mündung bis zur Mitte ſeines Laufes; eine Linie quer durch das Binnenland von der Einmündung der Piſuerga an zog ſich dann ſüdlich bis zum Gebirge von Caſtulo (Sierra Morena) und weiter bis zu der Stadt Urci am Mittelmeer, ſüdweſtlich von Cartagena. Weſtlich von dieſer Linie breitete ſich aus zwiſchen Duero und Guadiana Luſitanien, und ſüdlich von dem Guadiana das ſenatoriſche Bätica, jetzt von Corduba aus regiert.

Während Auguſtus in Spanien in ſolcher Weiſe beſchäftigt war, hatten ſeine Waffen auch noch auf zwei anderen Punkten des Reiches gearbeitet. Das immer zu Räubereien geneigte Alpenvolk der Salaſſer in der nordweſtlichſten Ecke Italiens hatte den Kaiſer ſelbſt bei ſeiner galliſchen Reiſe 27 v. Chr. angegriffen. Es erhielt daher der Legat A. Terentius Varro Murena, des Mäcenas Schwager, den Auftrag, ſie zu vernichten. Im J. 25 gelang es, nach einer Anzahl von Gefechten ſie diplomatiſch zu überliſten. Der geſammte Stamm wurde gefangen genommen und mit bewährter römiſcher Erbarmungsloſigkeit unſchädlich gemacht, indem man Alle, 44,000 Menſchen, als Sklaven verkaufte. Die auf ihrem Gebiet angelegte Militärkolonie Auguſta Prätoria (Aoſta) an der Dora Baltea ſicherte jetzt bleibend die Wege nach dem kleinen und dem großen St. Bernhard, und die definitive Beſeitigung der Salaſſer ließ die übrigen noch freien Völker der Alpen, die ſteten Geißeln der oberitalieniſchen Ebenen, ihr künftiges Schickſal bereits in drohender Nähe erkennen.

Ein anderer höchſt intereſſanter Feldzug dagegen, den ebenfalls im J. 25 der (ſeit 26 v. Chr.) regierende Präfekt von Aegypten, Namens Gajus Aelius Gallus, mit einer Flotte und 10,000 Mann im Auftrage des Kaiſers eröffnet hatte, um die arabiſche Weſtküſte zu rekognosciren und namentlich das ſogenannte „glückliche Arabien" zu gewinnen, ſcheiterte im J. 24 v. Chr. Nicht die Waffen der Araber waren den Römern gefährlich geworden; dagegen hatte ſich der Feldherr durch die Argliſt eines arabiſchen Führers verleiten laſſen, dem Zuge zuerſt eine Geſtalt, nachher in Arabien eine Richtung zu geben, die die Truppen allen Beſchwerden des unfruchtbaren Landes ausſetzte. Als man endlich doch nur noch zwei Märſche

von Jemens Grenzen entfernt war, zeigte sich das Heer so erschöpft, daß für Gallus nur noch der schnelle Rückzug mit den Resten desselben räthlich blieb. Inzwischen hatten aber die äthiopischen Nubier die Abwesenheit der römischen Truppen benutzt und im J. 24 unter ihrer Fürstin Kandake die südlichen Grenzen von Oberägypten überfallen, Elephantine, Philä und Syene gewonnen und drei daselbst aufgestellte Cohorten niedergehauen. Zur Rache zog des Gallus Nachfolger Gajus Petronius — (es ist zweifelhaft, ob schon 23 oder erst 22 v. Chr.) — siegreich gegen Nubien zu Felde, schlug die Afrikaner in zwei Schlachten und eroberte sogar ihre Hauptstadt Napata. Als er dann im folgenden Jahre (22 oder 21 v. Chr.) einen Angriff der Afrikaner auf die in ihrem Lande zu Premnis zurückgelassenen Römer wuchtig abgeschlagen hatte, war die Kraft der Gegner gebrochen. Der Friede, den dann Augustus persönlich ihrer Gesandtschaft gewährte, wurde während des Winters 21/20 zu Samos abgeschlossen, wo der Kaiser, jetzt mit einer Revision der Zustände des Orients beschäftigt, damals sich befand.

Augustus war i. J. 24 aus Spanien nach Rom zurückgekehrt. Wir erinnern uns daran, daß (S. 11) das folgende Jahr 23 v. Chr. ein epochemachendes gewesen ist in der Ausbildung des Principats. Aber es war auch ein Moment, wo die Nemesis, die geheimnißvoll den Blutthaten Octavians folgte, zum ersten Male sichtbar hineintrat in allen Glanz des neuen Kaiserthums. Das sonnige Glück, welches bis zu der Katastrophe am Ostring der politischen Reichsarbeit des Augustus konsequent gelächelt hat, versagte sich ihm mit derselben Zähigkeit nach Seiten seiner Familiengeschichte wie nach Seiten seiner Bemühungen, sich einen Nachfolger nach seinem Herzen für das Principat heranzuziehen. Obwohl nämlich das Kaiserthum im Sinne seines Stifters eine Monarchie nicht sein sollte, so war doch von Anfang an bei Roms fürstlichen Imperatoren der dynastische Zug so mächtig, daß sie stets darauf bedacht gewesen sind, wenigstens für ihr Geschlecht die Erblichkeit der Herrschaft zu behaupten, ohne daß es jedoch, wie sich noch zeigen wird, gelungen ist, jemals eine anerkannte legitime Erbordnung herstellen zu können. Augustus persönlich sah sich einen Wunsch bleibend versagt: er hatte niemals einen Sohn. Die Familienverhältnisse an seinem Hofe waren in Folge der Rücksichtslosigkeit, die er in jungen Jahren sich gestattet hatte, sehr eigenthümlicher, nachmals sehr bedauerlicher Natur. Er hatte, 23 Jahre alt, bekanntlich aus politischen Motiven zur Zeit der Spannung mit M. Antonius nach dem Perusinischen Kriege i. J. 40 die Scribonia geheirathet, aber sehr bald nachher sich in eine Dame wirklich verliebt, die viel schöner und jünger war, als die mehr denn dreißigjährige Scribonia. Es war dieses die blendend schöne Livia Drusilla, des bei Philippi untergegangenen Republikaners M. Livius Drusus Claudianus (der direct von Appius Claudius Cäcus, des

Livia.

Pyrrhos großem Gegner ſtammte) und der Alfidia am 1. Auguſt 58 v. Chr. geborene Tochter, die kaum fünfzehnjährig mit ihres Vaters Brudersſohne Tiberius Claudius Nero verheirathet, am 16. November 43 v. Chr. zu Fundi die Mutter des Tiberius geworden, und nach dem Falle von Peruſia mit ihrem Gatten vor Octavian nach dem Orient zu M. Antonius geflohen war. Der zwiſchen den Triumvirn i. J. 39 zu Brundiſium geſchloſſene Vertrag hatte auch dieſer Familie die Rückkehr nach Rom möglich gemacht, und nun lernte Octavian die Livia kennen, deren Reize und deren eminente geiſtige Begabung ihn ſehr bald veranlaßten, mit grauſamer Rückſichtsloſigkeit ſich von ſeiner ungeliebten Gattin zu ſcheiden, unmittelbar nachdem dieſe ihm die Julia geboren hatte, das einzige leibliche Kind, welches er jemals begrüßen ſollte. Und nun ruhte er nicht, bis Liviens viel älterer Gatte nachgab und die junge ſchöne Frau dem ungeſtümen Triumvirn als Gattin überließ. Die neue Verbindung wurde (anſcheinend noch i. J. 39) mit rückſichtsloſer Eile geſchloſſen; der Art daß drei Monate nach dieſer Hochzeit des Tiberius Nero zweiter Sohn Druſus (38 v. Chr.) in Octavians Hauſe geboren worden iſt. Da der alte Tiberius bald nachher (34) ſtarb, ſo wurde Liviens neuer Gatte auch zum Vormund ſeiner beiden Stiefſöhne beſtimmt. Nun hatte Octavian eine Gattin, die er leidenſchaftlich liebte; eine Frau, deren Schönheit, anmuthiger Reiz, tadelloſe weibliche Haltung an ſeiner Seite, und hohe geiſtige Bedeutung ihm nicht minder werth wurde, als die verſtändige Klugheit, mit der ſie ihn zu nehmen wußte, und die Nachſicht, mit welcher ſie die gar nicht ſeltenen vorübergehenden Liebſchaften ihres Gatten mit anderen Frauen zu überſehen und zu verzeihen verſtand. Aber es wurde ſein ſteter Schmerz und die Quelle vieles Unheils, daß Livia ihm keinen Sohn geboren hat. Die verſchiedenen Familienintereſſen der Julier und der Claudier, die durch Auguſtus und Livia in dem Palaſt repräſentirt wurden, waren nicht ſo leicht auszugleichen, und ſo entbrannte am Hofe ein ſtiller Kampf, der bis tief hinein in die Zeiten des Kaiſers Tiberius die unheimlichſten Folgen nach ſich gezogen hat.

Druſus.

Der ſehr natürliche Wunſch der Livia, der ſtolzen Frau Claudiſcher Abkunft, ihre Söhne in den Vordergrund zu ſchieben, fand lange keine Ausſicht zur Realiſirung. Auguſtus war und blieb darauf bedacht, die eventuelle Nachfolge im Principat an das juliſche Geſchlecht zu knüpfen. Sein und des römiſchen Volkes jugendlicher Liebling war damals Marcus Claudius Marcellus, ſeiner von ihm wie von der Nation gleich verehrten Schweſter Octavia im Jahre 42/1 v. Chr. geborener Sohn aus deren erſter Ehe mit

Gajus Claudius Marcellus, ein liebenswürdiger und reichbegabter Jüngling, den er bei seinem Heranreifen in der Art mit Auszeichnungen überhäufte, daß die Römer sehr bestimmt in ihm den künftigen Nachfolger zu erblicken glaubten. Ganz besonders als er auf des Kaisers Befehl im Jahre 25 v. Chr. mit der nur erst vierzehnjährigen Julia verheirathet und von Augustus adoptirt worden war. Aber die entschiedene Bevorzugung des Prinzen Marcellus begann allmählich den charaktervollen und energischen Agrippa zu verstimmen, der seines Werthes und seiner enormen Verdienste um das Principat sich gar sehr bewußt, und sehr wenig geneigt war, hinter einem Anderen als Augustus, und nun gar hinter einem noch ganz unversuchten Jüngling zurückzutreten. Unter diesen Umständen entfernte der Kaiser im Jahre 23 v. Chr. den alten Freund aus Rom, indem er ihn als Legaten der kaiserlichen Provinzen nach Asien schickte. Agrippa jedoch, der das nur als ehrenvolle Verbannung ansah, schmollte ganz offen; er ließ sein Kommando durch seine Unterbefehlshaber verwalten und blieb persönlich, der künftigen Dinge harrend, zu Mytilene auf Lesbos. Zum offenen Bruche mit ihm sollte es indessen nicht kommen. Zum tiefsten Schmerze Octaviens und Augusts, zu großer Betrübniß der Römer, starb Prinz Marcellus noch in demselben Jahre 23 in den Bädern von Bajä. Als Augustus selbst im Jahre 22 v. Chr. eine große Inspectionsreise nach den südlichen und östlichen Provinzen des Reiches antrat und sich auf Sicilien aufhielt, brachen (S. 14) in Rom selbst wegen der Consulwahl für das folgende Jahr erhebliche Unruhen aus. Es galt, jetzt einen energischen Mann in Stellvertretung des Kaisers nach der Residenz zu schicken. Die Gelegenheit war geboten, den Agrippa vollständig zu versöhnen: eine Wendung, zu welcher namentlich der kluge Mäcenas sehr entschieden und in höchst drastischer Weise rieth. Der alte Feldherr wurde also zu Anfang des Jahres 21 nach Sicilien entboten und nunmehr so eng als möglich an das julische Haus geknüpft. Nach der üblichen römischen Praxis schied er sich unter Octaviens Zustimmung von deren Tochter Marcella, heirathete dann die junge Wittwe Julia, und galt nun als Schwiegersohn des Kaisers in allen Stücken für den zweiten Mann im Reiche.

Während nun Agrippa in Rom und später in Gallien und Spanien in einer Weise, deren wir nachher noch zu gedenken haben, die Interessen des Reiches vertrat, war Augustus für mehrere Jahre in Griechenland und namentlich im Orient in höchst erfolgreicher Weise thätig. Die Zustände in den Ländern zwischen dem ägäischen Meere und dem Eufrat sind damals für lange Zeit bleibend geordnet worden. Mußte der allgemeine Bankerott der Städte in der während der Bürgerkriege so schrecklich ausgesogenen Provinz Asia, der zunächst nicht mehr aufzuhalten war, durch umfassenden Schulden- und Steuererlaß (namentlich in Sachen massenhafter Steuerrückstände) einigermaßen ausgeglichen werden; wurde im Winter 21 auf 20 v. Chr. jener Friede mit den Nubiern geschlossen: so organisirte der Kaiser jetzt den Nachlaß des

im Jahre 25 v. Chr. verstorbenen letzten galatischen Königs Amyntas in aller Form provinziell. Das uralte Kernland der Galater, Pisidia, das östliche Phrygien, Lykaonien und Isaurien (wozu noch 7 v. Chr. das innere Paphlagonien und der „galatische Pontus" traten), wurden zu der kaiserlichen, von Ankyra aus durch einen prätorischen Legaten verwalteten, Provinz „Galatia" zusammengefaßt. Pamphylien dagegen, so scheint es, wurde mit Syrien kombinirt, (während Lykien seine Autonomie behielt,) das „rauhe" Kilikien an König Archelaos von Kappadokien überlassen, Kypros (S. 83) an den Senat abgetreten, und der provinzielle Rest von Kilikien mit dem großen syrischen Kommando verbunden. In dem syrischen Lande selbst blieben, wie in Kleinasien, die noch von Antonius her bestehenden, uns von früher her bereits bekannten, Fürstenthümer unter Roms Oberhoheit der Hauptsache nach noch länger unverändert. Die Herrschaft von Arethusa und Emesa gab Augustus im Jahre 20 einem Enkel des bekannten Sampsigeramos, dem Häuptling Jamblichos zurück, dessen Vater im Jahre 31 durch Antonius aus dem Wege geräumt worden war. In besonderer Gunst bei Augustus stand der idumäische König von Judäa, der seit 37 v. Chr. herrschende sogenannte „große" Herodes, der, wie er gleich nach der Schlacht bei Actium durch zeitgemäßen Parteiwechsel sich bei Octavian insinuirt hatte, so nun durch mancherlei Schmeichelkünste und reelle Dienste, aber auch durch großartige Akte der Wohlthätigkeit gegen verschiedene griechische Städte, namentlich Rhodos, und durch energische Pflege des Hellenismus in seinem Lande sich werth machte. Die persönliche Charakteristik dieses gewaltigen Menschen und die schauerlich blutige Geschichte seines Hofes gehört in die Darstellung der speziellen Schicksale des jüdischen Volkes. Für die Römer erschien dieser Fürst, so wenig sein Privatcharakter ihnen zusagte, in einem sehr günstigen Lichte. Seine Verwaltung war energisch und intelligent, seine Treue erprobt, die Kunst erstaunlich, mit welcher er einerseits sein Land mit Bauten in griechischer Art füllte, in Jerusalem selbst ein Amphitheater, Wettrennen und Schauspiele einrichtete, und die alte Stadt „Turris Stratonis" in großartiger Weise neu ausbaute, nunmehr dem Kaiser zu Ehren Cäsarea genannt, andererseits aber die Juden zu gewinnen wußte, indem er ihren Tempel prachtvoll ausbaute, und außer andern wohlthätigen Maßregeln ein Drittel der einheimischen Steuern erließ. Staatsrechtlich stand Herodes zu Rom so, daß er als ein Procurator des Kaisers mit dem Königstitel zu betrachten war, von der Einmischung des syrischen Legaten wesentlich befreit. Eine Legion stand zu seinem Schutze in Jerusalem; der Eid der Huldigung wurde zugleich dem Kaiser und dem Könige geschworen, der König aber war zur Zahlung eines Tributes nach Rom und zur Stellung von Hilfstruppen verpflichtet. Durfte er dagegen für Zahlung von 50 Procent des Gewinnes für sich die Kupferbergwerke auf Kypros von Augustus pachten, so überließ ihm jetzt der Kaiser (nachdem Herodes schon im Jahre 30 erhebliche Erweiterungen seines Gebietes erlangt) noch die Landschaften Trachonitis, Batanäa und Auranitis, von denen die erste bis dahin

im Besitze des eben verstorbenen Dynasten Zenodoros gewesen war. Der Bruder des Königs, Pheroras, wurde Tetrarch eines Theils von Peräa, und Herodes selbst erhielt das Recht, seiner Zeit einen seiner Söhne Alexander und Aristobul, die er als Pfänder seiner Treue nach Rom geschickt hatte, zu seinem Nachfolger zu ernennen.

Der glänzendste Gewinn aber, den Augustus von seiner Inspectionsreise nach dem Orient mit nach Hause brachte, war die Ausgleichung mit den Parthern. Noch immer war die alte Schmach von Karrhä und der letzte Mißerfolg des M. Antonius gegen die iranische Großmacht ungesühnt, und Augustus in seiner besonnenen Politik mochte es nicht wagen, die Kräfte des kaum wieder zusammengefügten Römerreiches auf der höchst gefahrvollen centralasiatischen Arena zu verbrauchen, um so weniger, als ihm hier an neuen Provinzen durchaus nichts gelegen war. Seiner feinen Diplomatie glückte es dagegen, in anderer Weise zwei sehr erhebliche Erfolge davonzutragen. Der parthische Prätendent Tiridates, der seiner Zeit an Octavian den Sohn des Großkönigs Phrahates IV. ausgeliefert, und bei Octavians Rückkehr aus dem annectirten Aegypten die Erlaubniß erhalten hatte, seinen Wohnsitz in Syrien zu nehmen, war schon i. J. 28 v. Chr. von den gegen ihren blutigen Sultan erbitterten Parthern auf den Thron von Ktesiphon berufen worden. Später hatte er vor turanischen Hilfsvölkern seines Rivalen wieder weichen müssen, und nun war er 23 v. Chr. hilfeflehend in Rom erschienen, wo gleich nachher die Gesandten des Phrahates eintrafen, um die Auslieferung seines Sohnes und des Tiridates zu begehren. Die Auslieferung des letzteren verweigerte der Kaiser. Der Prätendent sollte als eine ewige Drohung für die Parther unter römischem Schutze bleiben. Dagegen gab Augustus nunmehr den Sohn des Phrahates frei. Dafür aber sollte Phrahates nun seinerseits die Adler und die gefangenen Römer herausgeben, die bei Karrhä und Sinnaka in parthische Hände gefallen waren. Phrahates beeilte sich nicht, die letztere Bedingung zu erfüllen. Inzwischen war Augustus in Asien wieder erschienen. Nun waren damals die Armenier höchst unzufrieden mit ihrem König Artaxias, dem Schützling der Parther, und begehrten von Augustus den jüngeren Bruder Tigranes zum König, der sich in der Gewalt der Römer befand. Unter diesen Umständen ertheilte i. J. 20 Augustus in Syrien seinem jungen Stiefsohn Tiberius, der in den kantabrischen Feldzügen seine militärische Schule gemacht hatte und ein sehr bedeutendes Feldherrntalent besaß, den Auftrag, mit starker Macht nach Armenien zu marschiren. Unter solchen Umständen hielt es Phrahates IV. für zeitgemäß, der wiederholten Forderung des Kaisers seinerseits endlich nachzukommen. Die Adler und die römischen Gefangenen wurden dem Tiberius zugeführt, Frieden und Freundschaft zwischen Rom und dem Hofe von Ktesiphon geschlossen. Phrahates ließ es auch ruhig zu, daß Armenien aus der parthischen in die römische Clientel zurückkehrte. Tiberius hatte nicht nöthig, zur Einsetzung seines Schützlings als Tigranes III. auf den Thron von

Artaxata das Schwert zu ziehen. Artaxias war bereits von seinen Verwandten ermordet worden.

Als Augustus i. J. 19 v. Chr. von der Insel Samos, — wo ihn unter anderen auch eine indische Huldigungsgesandtschaft mit kostbaren Geschenken, darunter der den Römern noch unbekannte bengalische Königstiger, erreicht hatte, — wieder nach Rom aufbrach, nicht ohne der Insel die wiederholt in Anspruch genommene Gastfreundschaft durch das Geschenk der Autonomie zu vergelten: da galt die enthusiastisch begrüßte Zurückführung der parthischen Siegesbeute den Römern als ein Sieg, der durch Münzen, Opfer, Festlichkeiten, Denkmäler, und namentlich durch die Poesie der Zeitgenossen in stolzen Worten gefeiert wurde. Der Kaiser persönlich sprach sich jetzt gegen den Senat mit ganzer Bestimmtheit dahin aus, daß die Römer sich nunmehr mit dem gegenwärtigen Umfange des Reiches begnügen, nicht weiter nach neuen Eroberungen trachten sollten. Soweit nicht auf dieser oder jener Stelle der weitgedehnten Grenzen Reibungen geringfügiger Art mit wilden Nachbarvölkern vorkamen, schien jetzt in der That der äußere Frieden überall gesichert zu sein. Auch Spanien war damals für lange Jahrhunderte zur Ruhe gebracht. Held Agrippa hatte auch hier das Beste gethan. Der alte Feldherr war nach Erledigung der Geschäfte in Rom (S. 95) in der ersten Hälfte d. J. 20 v. Chr. zuerst als regierender Legat nach Gallien gegangen, um hier innere Zwistigkeiten zu schlichten, die äußere Sicherheit gegen die Germanen wahrzunehmen, dann aber mit Energie die Anlage der durch Augustus vorgezeichneten Chausseen zu betreiben. Auch viele der umfassenden Bauten zu Nemausus (Nimes) scheinen durch ihn veranlaßt zu sein. Bald aber mußte er sich nach Spanien begeben, wo die vor fünf Jahren niedergeworfenen Völker schon 24, dann 22, und mit besonderer Erbitterung und Gefährlichkeit jetzt abermals den Aufstand gegen Rom gewagt hatten. Im Jahre 19 v. Chr. brach die Energie des Agrippa den Trotz der Nordspanier endlich für alle Zeiten, und die umfassende Besetzung des Landes mit neuen militärischen Kolonien, wie namentlich von Cäsaraugusta (Saragossa), Pax Julia (Beja), Scallabis (Santarem), und vieler anderer förderten nunmehr die Romanisirung in fühlbarster Weise.

Römische Goldmünze des Gajus und Lucius Cäsar.

Wir schilderten bereits früher (S. 14 ff.) in anderem Zusammenhange, wie Augustus seit seiner Rückkehr aus dem Orient sich zu der inneren Entwicklung des Römerthums gestellt hat. Wir sehen nun, daß Agrippa immer näher an die Person des Kaisers herangezogen wird. Zu Anfang d. J. 18 wird ihm die tribunicische Gewalt — formell nach Einholung des senatorischen Gutachtens — durch Cooptation des Kaisers „in sekundärer Form" auf fünf Jahre übertragen; andere Auszeichnungen folgten. Und als Julia, die dem Agrippa bereits i. J. 20 den Gajus geboren hatte, i. J. 17

Mutter des Lucius wurde, adoptirte Auguſtus nunmehr beide Enkel, die damit den Namen Cäſar erhielten. Die neue Dynaſtie ſchien ſich eben ſo ſicher begründen zu ſollen, wie der allgemeine Frieden. Aber gerade jetzt, als Agrippa im Sommer 17 mit unbeſchränkter Vollmacht zu neuer Inſpektion des Orients Rom verlaſſen hatte, leitete ſich plötzlich im Abendlande eine vollſtändige und für Jahrhunderte nachwirkende Veränderung in der auswärtigen Politik des Auguſtus ein, welche zunächſt die Leiſtungsfähigkeit und die ausreichende Stärke der neuen großen Schöpfung Auguſts, nämlich ſeines ſtehenden Heeres, auf eine ſehr harte und ſchwierige Probe ſtellte.

Auguſtus hatte gleich nach der Niederwerfung des Antonius, ſchon im Jahre 30, die Entlaſtung des Reiches von den furchtbaren Maſſen mobiler Krieger in Angriff genommen, die für die nächſten Zwecke überflüſſig gewordenen Auxiliaren nach ihren Provinzen entlaſſen, die nicht im Dienſt verbleibenden römiſchen Veteranen aber durch Geld und Aſſignationen abgefunden. Mit der Rückkehr nun aus Aegypten im Jahre 29 begann die großartige Arbeit der neuen Organiſation der Wehrkraft des Reiches, die für mehrere Jahrhunderte grundlegend geblieben iſt. Wie Cäſar, ſo wollte auch Auguſtus keine Soldatenherrſchaft begründen. Ganz im Gegentheil geht durch ſeine ganze Regierung die beſtimmteſte Tendenz, bei Soldaten und Offizieren die durch die Bürgerkriege furchtbar erſchütterte Disciplin im ſtrengſten Sinne wiederherzuſtellen und die Armee zu einem dienenden Gliede des Reiches zu machen. Aber auf der anderen Seite machte ſowohl die Rückſicht auf die äußere Sicherheit des Reiches, wie der Umſtand, daß die neue Herrenſtellung des juliſchen Hauſes in Wahrheit doch nur auf dem Beſitze des bleibenden Imperiums beruhte, unter allen Umſtänden es nothwendig, von dem alten militäriſchen Syſtem der Republik für immer abzugehen und ein ſtehendes Heer zu ſchaffen, welches auch im Frieden vollzählig zuſammenblieb und dem Kaiſer als alleinigem Imperator den Eid der Treue ſchwur. Die ſehr verſchiedenen Motive, welche den Auguſtus bei dem Neubau der Armee beſtimmten, gaben nun dem römiſchen Heere der Kaiſerzeit einen höchſt eigenthümlichen Charakter. Gar manche Züge erinnern wohl an mehrere unſrer modernen Armeen in Europa und Amerika, im Ganzen aber iſt dieſes Heer eine durchaus einzige Erſcheinung mit ſehr beſtimmter Eigenart und ſpäter auch mit einem höchſt merkwürdigen inneren Leben.

Der Grundgedanke des Auguſtus, der ſo viele politiſche Momente der republikaniſchen Zeit in eigenthümlicher Weiſe weiter fortführte, war es, daß die Linientruppen des Reiches, alſo die Legionen, nicht auf italiſchem Boden ſtehen ſollten. Sie ſind nunmehr andauernd in den Grenzprovinzen des Reiches vertheilt, wo ſie beſtimmte dominirende, ſtrategiſch überaus wohlgewählte Stellungen einnehmen. Ihre feſten, verſchanzten Lager ſind faſt aller Orten die Ausgangspunkte großer, zum Theil noch heute blühender, Städte geworden. In Zeiten des ungeſtörten Friedens werden die Soldaten durch Uebungsmärſche und durch den Dienſt in Sommer- und Uebungs-

lagern geschult, daneben aber auch zur Ausführung großartiger Werke der Cultur, namentlich der großen Heerstraßen, und zur Drainirung von Sümpfen verwendet. Weiter aber wollte Augustus ganz im Sinne der uralten Politik der Republik, daß die Legionen stets nur aus römischen Bürgern bestehen sollten; er wollte sie aber auch zu Werkzeugen der fortschreitenden Romanisirung des Reiches machen. Nun sollte dabei doch das furchtbar entvölkerte Italien, bis zu Cäsars Tode die Wiege zahlloser tapferer Krieger der Republik, sorgsam geschont und entlastet werden. Augustus führte daher ein ganz eigenthümliches System der Ergänzung seiner Legionen ein. Im Princip freilich bestand die allgemeine Wehrpflicht aller freigeborenen römischen Bürger noch weiter fort. Thatsächlich jedoch wurde Italien jetzt, seltene Fälle außerordentlicher Kriegsnöthe ausgenommen, von Aushebungen für die Legionen befreit. Nur in Oberitalien wurde noch lange für die Linie rekrutirt; aus der Halbinsel kamen gewöhnlich nur noch Abtheilungen freiwilliger Krieger an den Feind. Dagegen fiel die Aushebung jetzt ganz vorwiegend auf die römischen Bürger in den Provinzen, ohne jedoch dieselben vor der Zeit des Caracalla fühlbar zu drücken. Die Sache war diese. Mit Ausnahme der späteren Zeit des Augustus selbst ist bis zum Beginne des dritten Jahrhunderts die Bildung ganz neuer Legionen nur selten vorgekommen. Das durch Augustus eingeführte System nun verzichtete darauf, die gesammte Nation in den Waffen zu schulen, und in der heute üblichen Weise bei kürzerer Dienstzeit der aktiven Soldaten einerseits alljährlich den gesammten Nachwuchs der Jugend zu den Adlern zu ziehen, andrerseits dadurch sich gewaltige Massen sogenannter Reservisten zu schaffen. Die in einer kaiserlichen Legion dienenden Soldaten mußten, so ist es schließlich nach mehrfachem Experimentiren im Jahre 5 n. Chr. bleibend festgestellt worden, volle zwanzig Jahre bei den Adlern bleiben. So wurde es nur nöthig, den jährlichen Abgang zu ersetzen, der unter Augustus sich auf 18 bis 20,000 Mann belaufen haben mag. Da die Zahl der Bürgerbevölkerung im Reiche zuerst 16 bis 17, später 18 bis 19 Millionen Seelen betrug (S. 6), da ferner die Masse römischer Bürger unter den Provinzialen in der Kaiserzeit beständig zunahm, so konnte es, auch unter Ausschluß der italischen Halbinsel mit vielleicht fünf Millionen freier Einwohner, nicht sehr schwer werden, jenen jährlichen Ersatz aufzubringen. Machten außerordentliche Ereignisse rasche und große Ergänzungen für die Linie nöthig, so nahm man auch nicht weiter Anstand, Provinzialen — namentlich aus den Reihen der Auxiliaren — einzustellen, die dann nach Ablauf ihrer Dienstzeit oder schon nach einer bestimmten Zahl von Dienstjahren mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt wurden Bei der gewöhnlichen Aushebung kam nur die physische Befähigung zum Waffendienst, in der Kaiserzeit namentlich auch das Maß von 5 Fuß 10 Zoll (1,725 Meter), in Betracht. Reichte man nicht mit den in der Regel sehr zahlreichen Freiwilligen aus, die natürlich gewöhnlich aus Besitzlosen sich ergänzten und ihre besten Jahre dem Heerdienste widmeten,

um sich dadurch ein sorgenfreies Alter zu erkaufen, so ward wirklich rekrutirt, aber so daß Stellvertreter zugelassen wurden. Die Folge ist nun gewesen, daß einerseits die italische Halbinsel, wo selbst die kriegerischen Uebungen aufhörten und die Festungen verfielen, immer unkriegerischer wurde, daß andrerseits die Masse der Legionssoldaten, wie seit Marius herkömmlich, andauernd aus Proletariern bestand, die aus dem Kriegsdienst ein Gewerbe machten; daß mit Ausnahme der Stabsoffiziere das römische Soldatenthum sich immer mehr zu einem eigenen Stande konsolidiren mußte. Weiter aber erhielten im Laufe der Zeiten die großen Armeekorps der verschiedenen kaiserlichen Provinzen immer mehr eine bestimmte, durch die ethnographische Art ihrer Ergänzung motivirte, landsmannschaftliche Färbung; ein Moment, welches in der späteren Geschichte wiederholt stark ins Gewicht fällt. Wurde nun bei der langen Dienstzeit vielseitig für das materielle Gedeihen der Soldaten gesorgt, so erhielten sie bei ihrer Entlassung kontraktlich eine sehr erhebliche Versorgung für das Alter. Betrug außer der freien Naturalverpflegung der jährliche Sold des Legionars 225 Denare (rund 196 R.-Mark), so hatte Augustus, — nachdem er anfangs wiederholt mit Anweisungen von Geld und Ländereien abgewechselt, — seit 7 v. Chr. längere Zeit das Abschiedsgeschenk in Geld ausgezahlt, welches aus dem militärischen Aerarium entnommen wurde, und 5 n. Chr. auf 3000 Denare (2613 Mark) bestimmt worden ist, die am 1. März, dem Tage der Einstellung der Rekruten und der Entlassung der Veteranen gezahlt werden sollten. In der Regel zogen die Kaiser aber es vor, die Veteranen statt des Geldes durch Ansiedelungen in den Provinzen zu entschädigen, da auf diese Weise die Romanisirung des Reiches und die Verstärkung der Einwohner der Grenzlandschaften zur Abwehr fremder Feinde wesentlich gefördert wurde.

Endlich aber war auch Augustus der alten Sparsamkeit der Republik in Aufbietung militärischer Kräfte treu geblieben. Sowohl finanzielle Motive, wie die Absicht, die dezimirte Bevölkerung zu schonen, wie endlich der Umstand, daß er bis zu den deutschen Kriegen weder auf neue Eroberungen dachte, noch auch irgend welche Macht ernstlich fürchten zu müssen glaubte, veranlaßte ihn, von den 50 Legionen, über die er nach Actium zu verfügen hatte, nur achtzehn als Stamm seines neuen Heeres beizubehalten; wie man vermuthet, zwölf seiner eigenen und sechs aus den Heeren des Lepidus und Antonius. Bei der neuen Formation wurden anscheinend mehrfach die Reste von je zwei Legionen zu einer kombinirt, sonst aber die nunmehr kaiserlichen Legionen unter den Nummern und Beinamen beibehalten, die sie sich bereits unter den Triumvirn erworben hatten. Daher reichten die Nummern der Legionen damals nur erst bis XII, und wurden seitdem drei Legionen durch die Ziffer III, und je zwei durch die Ziffer IV, V, VI und X bezeichnet, und nur durch die Beinamen unterschieden, die theils von dem Lande, wo sie ausgehoben waren, theils von durch sie besiegten Gegnern, theils von Gottheiten, theils aus sonstigen Motiven ihrer Geschichte sich her-

leiteten. Die Zahl der Linientruppen also, mit denen Augustus begann, war eine sehr kleine. Augustus hat das nicht übersehen können; aber er hoffte, die Schwäche der Zahlen materiell auf verschiedene Weise zu decken. Einerseits nämlich lernen wir noch die Organisation des zweiten Theiles der stehenden Armee kennen, die aus Provinzialen gebildeten Abtheilungen der Auxiliaren. Andrerseits aber standen die Legionen stets auf dem vollen Kriegsfuße, sie waren beständig „mobil", sie konnten jeden Augenblick ins Feld rücken. Ihre innere Organisation war ausgezeichnet, ihre Waffen trefflich, ihre Masse bestand allezeit aus gedienten und kriegsgeübten Leuten. Endlich sollten die großen Chausseen es möglich machen, für Nothfälle die mobilen Colonnen der einen Provinz schnell genug der andern zu Hilfe zu führen.

Die neue Organisation gab den Legionen, die jetzt ihre selbständige Geschichte erhalten, nun aber eine mehrfach veränderte Gestalt. Die Legion ist jetzt der Division der modernen Heere zu vergleichen; sie bildet ein kleines Heer für sich und schließt drei Waffengattungen in sich ein. Bis auf Hadrian belief sich die Stärke der in alter Weise gerüsteten Infanterie auf rund 5300 Mann, die in zehn Bataillonen oder Cohorten zu 480 Mann zerfallen; jede Cohorte bestand aus sechs sogenannten Centurien zu je 80 Mann; nur die erste oder prätorische Cohorte hatte die doppelte Stärke. Mit dem Fußvolk war eine Abtheilung Reiterei, 120 Pferde, in vier Geschwadern verbunden. Endlich aber gehörte zu der Legion ein Artilleriepark, der zu Hadrians Zeit aus zehn schweren (Wurf-) und 55 leichten (Horizontal-)Geschützen bestand. Die Abtheilungen der Handwerker, Geschütz- und Kriegsbaumeister, Minengräber, Ingenieurs sind erst durch Septimius Severus den verschiedenen Legionen zugetheilt worden; bis dahin standen sie als selbständiges Corps unter einem Präfekten ritterlichen Standes, der unmittelbar von dem Feldherrn ernannt wurde.

Die große Masse anderer Leute, die die neue Organisation nöthig machte, als Bureau- und Kassenbeamte (darunter auch Freigelassene und Sklaven), Intendantur-, Magazin- und Arsenalbeamte, ferner Beamte des Militärgerichts, Musiker, Techniker jeder Art, die sehr zahlreichen Militärärzte und Lazarethbeamten, erwähnen wir nur, um noch kurz von den Offizieren zu reden. Bis zum dritten Jahrhundert der Kaiserzeit erhielt sich das Verhältniß, daß der gemeine Soldat der Legionen wohl die verschiedensten Chargen subalterner Art, die der „Principales", die allen modernen militärischen Abstufungen vom Unterlieutenant abwärts bis zum Gefreiten analog sind, bekleiden und weiter die ganze Stufenleiter der Centurionen, — vom Unterlieutenant bis zum Major oder Oberstlieutenant, wie wir sagen würden, — nämlich von dem Führer der letzten Centurie der zehnten Cohorte bis zum Führer der ersten Centurie der ersten Cohorte, dem Primipilus, hinauf avaneiren konnte, daß aber damit seine regelmäßigen militärischen Chancen erschöpft waren. Die Centurionen, die als Amtszeichen einen Rebstock führten, mit welchem die Soldaten gestraft wurden, traten entweder nach Ablauf ihrer Dienstzeit unter sehr günstigen Bedingungen in das Privat-

leben zurück, wurden bei Anlage von Kolonien vorzugsweise begünstigt, spielten auch sonst zu Hause eine sehr angesehene Rolle, und wurden sehr häufig in den Ritterstand erhoben. Unter Umständen jedoch erlangten sie, falls sie doch zu weiteren Kriegsdiensten geneigt waren, die Anstellung namentlich als Platzkommandanten („Lagerpräfekten"), die in den verschanzten Lagern den Garnisondienst zu leiten, im Kriege für das Aufschlagen der Lager, für Train, Wege-, Brücken- und Schanzenbau zu sorgen hatten, und auch zu Chefs der technischen Truppen avanciren konnten. Außerdem wurden wohl vielbewährte Centurionen zu Obersten der drei zu Rom stehenden Truppengattungen, nur in seltenen Ausnahmefällen aber zu Obersten bei den Legionen befördert.

Die ausgezeichnete Schulung und Kriegserfahrung der ihrer Masse nach altgedienten Soldaten in den Legionen machte es nun, — namentlich in einer Zeit, welche noch keine Feuerwaffen kannte, — möglich, daß die Leistungsfähigkeit der Legionen durch die geringe Zahl der Offiziere, deren also nur 66 auf je eine derselben kamen, nicht geschmälert wurde. Dasselbe endlich und zugleich die sehr bedeutende Leistungsfähigkeit der Centurionen, besonders der „erster Ordnung", nämlich der Cohortenführer, mußte auch vielfach die wahrscheinlich nicht gar selten mangelnde genauere Dienstkenntniß Seitens des Stabes ergänzen. Der letztere bestand zuerst aus dem Legaten oder Divisionsgeneral, einem Offizier senatorischen, gewöhnlich prätorischen Ranges, der die Legion und die ihr zugetheilten Auxiliaren befehligte. Unter demselben hatten dann die sechs Tribunen oder Obersten ihre Stellung bei der Legion. Diese jedoch waren junge Männer senatorischen und namentlich ritterlichen Standes, die nicht als Gemeine gedient hatten und in der Regel, — obwohl es allmählich mehr und mehr Brauch wurde, mit Erlaubniß des Kaisers den Dienst als Centurio zu beginnen, — ihre ersten Feldzüge im Gefolge des Feldherrn bestanden hatten. Sie sind die Führer der Legion auf dem Marsche und in Gefechten, mit dem Primipilus und den Cohortenführern Mitglieder des Kriegsrathes, und sonst gewöhnlich mit den militärischen Verwaltungsgeschäften und der Jurisdiktion im Lager betraut.

Wie zur Zeit der alten Republik, so sollte aber auch unter den Kaisern das römische Linienfußvolk, das in Legionen geordnete Kriegsheer, gewissermaßen das Urgebirge darstellen, an welches sich jüngere Schichtungen anlehnen konnten. Mit anderen Worten: neben die romanische Hälfte der mobilen Armee stellte Augustus noch eine andere, die provinzielle, die sogenannten Auxiliartruppen. Allerdings wurde es üblich, alle Abtheilungen unter diesem Namen zu begreifen, die neben den Legionen in den Provinzen standen, also auch die aus den Legionen nach zwanzigjähriger Dienstzeit entlassenen Veteranen, die wiederholt — (oft genug mißbräuchlich, um nur mit der Ablohnungsprämie noch zu sparen) — unter Befreiung von gewöhnlichen Diensten als Elitetruppen noch zusammengehalten wurden, und die aus freiwilligen italischen Kriegern gebildeten Cohorten, deren man 32 kennt. Aber die ungeheure Hauptmasse der Auxiliaren bestand aus

Reiterei und aus leichten Truppen, welche — obwohl in ihrer Menge nach Bedürfniß wechselnd — gewöhnlich der Zahl der Legionssoldaten gleich, und überall mit den verschiedenen Legionen militärisch verbunden waren. Diese Truppen waren theils nach römischer Art bewaffnet und geschult, theils hatten sie die landesüblichen Waffen ihrer Völker. Dadurch erhielt die Armee der Kaiserzeit fortschreitend mehr einen überaus bunten Charakter. Nicht nur, daß neben dem schweren Linienfußvolk der Legionen und den Lanzenreitern die Abtheilungen der Bogenschützen, der Speerschützen oder Jäger, der Schleuderer, der leichten Reiter, der Panzerreiter, der reitenden Schützen auftraten: auch die ethnographische Physiognomie des kaiserlichen Heeres ist so vielgestaltig, wie das seit dem Untergange des Reiches niemals wieder beobachtet worden. Die Auxiliaren, denen ein Dienst von 25 Jahren aufgebürdet wurde, theilte man in Cohorten zu 500 und zu 1000 Mann ein, (manche derselben zählten auch 380 Mann und 120 Pferde, und 740 Mann mit 240 Pferden,) und in Alen oder Reiterregimenter zu 480 und zu 960 Pferden. Die Befehlshaber der Cohorten hießen Präfekten, zuweilen auch Obersten; diese Stellen fielen in der Regel erprobten Primipilaren einer Legion zu, die dann weiter vorübergehend zu Legionsobersten, dann wieder zu Präfekten von Reiterregimentern der Auxiliaren avancirten. Lange und treue Dienste in diesen Abtheilungen wurden durch Ertheilung des römischen Bürgerrechts an die ausscheidenden Veteranen belohnt.

Konnten nun die Linientruppen des Reiches und die Auxiliaren in verzweifelten Nothfällen durch Aufgebote theils von municipalen Milizen — in einigen Gegenden auch regelmäßig organisirter Landmilizen, — theils des Landsturmes ganzer Provinzen von freilich sehr ungleichem militärischem Werthe unterstützt werden, so hat die hohe militärische Intelligenz der Römer die Kaiser dahin geführt, nach und nach, wie sich zeigen wird, auch auf den großen Grenzströmen des Reiches, zeitweise auch auf den Binnenseen, bewaffnete Flottillen zu errichten. Ehe aber das geschah, war Augustus, der auch auf diesem Punkte eine alte Unterlassungssünde der Republik gut machte, der Schöpfer der ständigen römischen Kriegsflotte geworden. Die Hauptmasse der kaiserlichen Kriegsschiffe, die jetzt mit nicht sehr zahlreichen Ausnahmen nur noch aus Dreideckern und Liburnen bestand, sollte die Gewässer und Küsten Italiens decken. Die beiden italischen Hauptflotten, jede zu 250 Segeln und jede mit 10 Cohorten Seesoldaten bemannt, hatten ihre Stationen zu Misenum und zu Ravenna. Außerdem aber gab es in den verschiedenen Theilen des Mittelmeeres und seiner Verzweigungen noch andere, kleinere ständige Geschwader. Als solche kannte man die aus Schiffen, welche bei Actium erobert waren, formirte Abtheilung bei Forum Julium (Frejus) in Gallien, ferner die Station bei Aquileja, dann die bei Trapezunt aufgestellte pontische Flotte, welche (40 Schiffe mit 3000 Seesoldaten) die Sicherheit des schwarzen Meeres überwachte, und endlich die ägyptische Flotte, zu welcher auch die mit dem Wach- und Zolldienst

auf dem Nil bestimmten Schiffe gehörten. Das Kommando der Flotten, die unmittelbar unter dem Kaiser standen, führten in dessen Namen Präfekten oder Admirale, unter denen noch Viceadmirale fungirten. Es waren Männer ritterlichen Standes (nur sehr selten auch Freigelassene), gewöhnlich erprobte Offiziere der Armee, alte Primipilaren, Legionsobersten und frühere Befehlshaber der Reiterei, die über ein sehr zahlreiches Personal von Offizieren verschiedener Rangstufen und von Beamten für den Verwaltungsdienst zu gebieten hatten. Ganz im Sinne der alten Republik stand dagegen der Dienst auf der Flotte in der allgemeinen Schätzung weitaus am tiefsten. Die Bemannung der Flotte war aus Freigelassenen und Provinzialen zusammengesetzt, die erst durch eine Dienstzeit von 26 (und oft noch mehr) Jahren das römische Bürgerrecht erwarben, und nicht nur dem Range, sondern auch dem Solde nach am schlechtesten gestellt waren, ohne daß zwischen Seesoldaten und Matrosen hierin ein Unterschied stattgefunden hätte.

Im stärksten Gegensatz zu diesen letzten Theilen der organisirten Wehrkraft des Reiches stand nun endlich die hochbegünstigte, allerdings sehr kleine Zahl von Truppen, welche in unvermeidlicher Durchbrechung eines sonst sorgsam festgehaltenen Princips dauernd auf dem Boden Italiens und in der Welthauptstadt selbst gehalten wurden, nämlich die Besatzung von Rom und die Kaisergarde. In den kriegerischen Zeiten der alten Republik war es üblich gewesen, für das Hauptquartier und die Bedeckung des Feldherrn eine Eliteabtheilung der italischen Bundestruppen zu Fuß und zu Roß auszusondern. Als später der große Eroberer von Karthago, Scipio Aemilianus, den Numantinischen Krieg übernahm und mit der schweren Arbeit beginnen mußte, die Zucht in der völlig verwilderten spanischen Armee herzustellen, bildete er zu seiner persönlichen Sicherheit aus seinen Clienten und Freunden eine Cohorte von fünfhundert Mann, (in der es auch eine Anzahl Reiterstellen gab), die „Schaar der Freunde" oder „die prätorische Cohorte", die Hauptquartiersschaar, genannt, — sie ist der Ausgangspunkt für die spätere Kaisergarde geworden. Zunächst erhielten seit dieser Zeit alle römischen Statthalter das Recht, sich eine solche freiwillige prätorische Cohorte zu formiren, deren Soldaten um die Hälfte mehr Löhnung erhielten, als die Legionäre. Als aber Antonius und Octavian nach der Schlacht bei Philippi die Truppen neu ordneten, entstand i. J. 42 die eigentliche Garde, während (S. 41) die „Schaar der Freunde" der Machthaber aufhörte, ein militärisches Institut zu sein. Die Sieger bildeten nämlich damals aus den zur Entlassung stehenden Veteranen, die um Verbleiben im Dienst baten, in der Gesammtzahl von 8000 Mann eine Anzahl prätorischer Cohorten. Fünf solcher Gardebataillone kämpften bei Actium unter Octavian. Als nun das Principat geschaffen, das Hauptquartier des Kaisers als des bleibenden Imperators nach Rom verlegt wurde, erhielt auch das Institut der Garde seine bleibende Organisation. Der höchste Sold unter allen Truppen des Reiches zeichnete sie aus. Die Zahl ihrer Cohorten wurde

damals auf neun zu je tauſend Mann feſtgeſtellt; ihre Dienſtzeit ſollte um vier Jahre kürzer ſein, als die der Legionsſoldaten. Ihre Rekruten ſollten ausſchließlich Freiwillige ſein, und zwar zunächſt nur aus den altlatiniſchen

Bogenſchützen. a) Von der Antoninusſäule. b) Von der Trajansſäule.

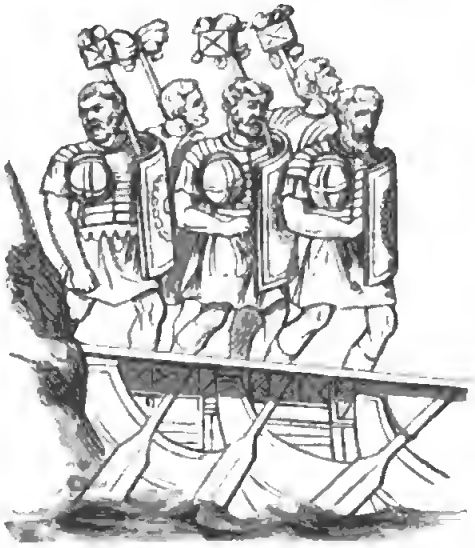
Theilen Italiens, nämlich aus den Kantonen, die nicht erſt durch den Bundesgenoſſenkrieg latiniſirt worden waren.

Unter Auguſtus wurden jedoch nur erſt drei dieſer Cohorten in Rom ſelbſt einquartiert, wo ſie die Wache für das Schloß ſtellten, die übrigens in der Toga aufzuziehen hatte. Die übrigen Bataillone waren über die Halbinſel auf Orte vertheilt, wo ſich die Kaiſer aufzuhalten pflegten. Jede Cohorte, die regelmäßig durch einen Oberſten kommandirt wurde, beſtand aus 10 Centurien Fußvolk und 10 Reitergeſchwadern.

Schleuderer. (Von der Trajansſäule.)

Die Garde hat im Laufe der Zeiten eine ſehr intereſſante Geſchichte gehabt. Allmählich erhielten auch Freiwillige aus Umbrien, Etrurien und Oberitalien, weiter aus den romaniſirten Theilen Spaniens, aus Epirus, Makedonien und Noricum, hier Aufnahme. Das Oberkommando führte Auguſtus anfangs perſönlich; aber ſeit dem Jahre 2 v. Chr. wurden für die Führung der Gardetruppen Stellvertreter ernannt, principiell Männer ritterlichen

Standes, die „Praefecti praetorio“, regelmäßig zwei, und zwar unter Auguſtus mit ungetheilter Kompetenz. Die Dienſtzeit hat Auguſtus ſchließlich im Jahre 5 n. Chr. auf 16 Jahre feſtgeſtellt; der Sold betrug für den Mann jährlich 720 Denare (rund 627 R.-Mark), aber ohne unentgeltliche Naturalverpflegung. Endlich erhielt der Prätorianer bei der Entlaſſung ein Geſchenk von 5000 Denaren (4353 Mark), eventuell ſtatt deſſen ein Grundſtück in Italien.



Römiſche Soldaten mit Gepäck.
(Von der Trajansſäule.)

Gewann dieſe Kaiſergarde ihre ſpätere politiſche Bedeutung für das Reich erſt ſeit den Veränderungen, die unter Tiberius mit ihr ſich vollzogen, ſo war ihre bevorzugte Stellung, die ſie nicht ihren Verdienſten als ſchlachtbewährte Elitetruppe verdankte, von Anfang an ein ſteter Gegenſtand bitteren Neides ſowohl für die vielbeſchäftigten Soldaten der Grenztruppen, ſowie auch für ihre nächſten Kameraden in der Reſidenz, nämlich für die Munieipalgarden, für die ſogenannten „ſtädtiſchen Cohorten“, die eigentliche Beſatzung von Rom, die neben der erſt ſpäter (S. 19) durch Auguſtus geſchaffenen Feuerwehrgensdarmerie die Ordnung in der Weltſtadt erhalten ſollte. Dieſe Truppen hatte Auguſtus bei der Gründung des Principats gleichzeitig und in analoger Weiſe wie die Garde organiſirt; auch ſie wurden (bis auf Domitian ausſchließlich, ſpäter überwiegend) aus Italien rekrutirt, ihre Bataillone zählten tauſend Mann und darüber, und wurden von Oberſten kommandirt. Sie ſtanden bis zu der Zeit, wo Tiberius ein ſtändiges Polizeipräſidium einführte, unter dem Oberbefehl des Kaiſers, und die Nummern ihrer Cohorten (X., XI. und XII.) ſetzten die der Garde fort; die XIII. dagegen ſtand — die Gründe kennen wir nicht — ſeit der Zeit des Tiberius während des ganzen erſten Jahrhunderts zu Lugdunum in Garniſon. Die Soldaten der ſtädtiſchen Cohorten, die in Rom ihre Kaſerne und ihr Hauptquartier (castra urbana) auf dem Schweinemarkt

Prätorianer. (Nach einer reſtaurirten größeren Reliefdarſtellung im Louvre.)

(dem Forum Suarium) in der siebenten Region, am Nordabhange des Quirinals (jetzt bei Piazza SS. Apostoli), östlich von dem (S. 66) Campus des Agrippa, hatten, standen im Range unter der Garde, aber über den Legionären, mit denen sie die zwanzigjährige Dienstzeit theilten, während bei ihnen der Mann den jährlichen Sold von 360 Denaren (rund 313 Mark) erhielt.

Nicht zum Verbande der römischen Armee dagegen gehörte die persönliche Leibwache des Kaisers und der verschiedenen Mitglieder des kaiserlichen Hauses. Augustus hatte bis zur Besiegung des Antonius eine solche Leibwache von spanischen Calagurritanern gehalten. Er ersetzte sie nachher durch deutsche Krieger, die — ursprünglich Kriegsgefangene, später durch geworbene Söldner ergänzt, — ihrer rechtlichen Stellung und der äußeren Form der Einrichtung ihres Corps nach zu dem „Hausgesinde" des Hofes zählten, aber in Wahrheit durchaus militärisch organisirt waren. Aus Batavern und andern mit Rom verbündeten Niederdeutschen, aber auch aus Kriegern freier deutscher Stämme zusammengesetzt, gab dieses stattliche, trefflich berittene Corps nordischer blonder Hünengestalten, wenn der Hufschlag ihrer Rosse von den Travertinquadern widerhallte, der bunten Physiognomie der Weltstadt einen neuen höchst originellen Zug. Für Augustus aber und seine Dynastie waren diese tapfern und zuverlässigen, um die innere Politik der Römer völlig unbekümmerten Recken sowohl als ein zuverlässiger persönlicher Schutz von großem Werth, wie nun bald bei seiner Politik gegenüber den Germanen auch als eines der vielen Lockmittel römischer Staatskunst.

Finanziell lastete jedenfalls die Organisation der römischen Wehrkraft, wie Augustus sie geschaffen, nicht sehr schwer auf dem Reiche. Es mag dahingestellt bleiben, ob für Friedenszeiten die Summe von 90 bis 100 Millionen Mark ausreichte, die man für die Zeit des Tiberius berechnet hat, wo die stehende Armee auf drei bis vierhunderttausend Mann angeschlagen werden kann. Im Jahre 16 v. Chr. jedoch, wo die Armee nur auf etwa 250,000 Mann berechnet werden kann, mußte es sicherlich schwer sein, die langen Grenzen des Reiches in drei Welttheilen damit ausreichend zu schützen. Noch schwieriger aber sollte sich die Sache stellen, als die Politik, zu welcher Augustus sich damals entschloß, den Anstoß zu einer Reihe überaus großartiger nordischer Kriege gab.

Die „barbarische" Völkerwelt des Nordens blieb auch nach Eroberung von Gallien für die römischen Staatsmänner andauernd ein Gegenstand schwerer Sorge. Freilich war die große Gefahr, welche zu Cäsars Zeit dem Reiche von den dakischen Donauländern her zu drohen schien, bereits wieder verschwunden. Es war nämlich bei den dakischen, den Römern zuerst seit 109 v. Chr. bekannten Stämmen (dem westlichen Theile der ethnographisch zu der thrakischen Gruppe gehörigen Geten) in der Zeit etwa seit

den großen aſiatiſchen Siegen des Pompejus ein Häuptling Burviſta (Börebiſtes) aufgetreten, der die ſämmtlichen Glieder ſeines Volkes kraftvoll zuſammenfaßte, in dem Gebiet zwiſchen dem Dnjeſtr, der Theiß und der untern Donau eine gewaltige Macht aufrichtete, mit Hilfe des Prieſters Dekänäos das durch Völlerei ruinirte Volk ſittlich wieder reformirte, dann aber allen Nachbarvölkern als Eroberer gefährlich wurde. Er hatte die alten helleniſchen Städte auf der Nordweſtſeite des ſchwarzen Meeres, bis nach Apollonia, erobert und geplündert, namentlich Olbia, ſeine Macht auch ſüdlich der Donau ausgedehnt, und namentlich die neuerdings unter Kritaſiros in Pannonien bei dem Plattenſee mächtig ausgebreiteten keltiſchen Bojer um d. J. 50 v. Chr. bis zur Vernichtung zerſchmettert. Cäſar ſelbſt hatte ſich mit dem Plane getragen, nach Beſiegung der Parther auch das neue dakiſche Reich mit ſeinen 200,000 Mann ernſtlich zu bekämpfen. Da hatte etwa gegen Ende d. J. 45 die Ermordung des Burviſta die Daker, deren Reich nun wieder in verſchiedene Theile auseinanderfiel, für die Römer wieder für viele Jahrzehnte relativ ungefährlich gemacht. Deſto bedenklicher blieben ihnen andauernd zur Zeit des Auguſtus die ſtets unruhigen, wilden und blutgierigen Völker Pannoniens; ferner die vielen theils illyriſchen, theils keltiſchen Völker der Alpenwelt, welche — durch die Zertrümmerung der Salaſſer (S. 92) ungeſchreckt, — theils die römiſchen Alpenſtraßen ſtets unſicher machten, theils ſchauderhafte, von Greueln aller Art begleitete Raubzüge nach Oberitalien unternahmen (ſo daß noch immer in der Transpadana ein Proconſul, in Trident ein Legat fungiren mußte), und endlich die freien deutſchen Völker auf der rechten Seite des Mittel- und des Niederrheins.

Während des Jahres 16 v. Chr. zeigten ſich nun faſt gleichzeitig auf der langen römiſchen Nordgrenze vom Niederrhein bis nach Pannonien hin ſehr gefährliche Bewegungen, welche die Römer — die damals mit den ethnographiſchen Verhältniſſen des Nordens nur erſt unvollkommen bekannt waren, — zu dem Glauben führten, daß die geſammte nordiſche Welt wider ſie in Bewegung ſei, daß ein Sturm wie zur Kimbrerzeit ihnen drohe. Die noch unabhängigen pannoniſchen Stämme nördlich von der Drau und die noriſchen Tauriſker überrannten und plünderten Iſtrien. Zwei der keckſten Völker der Mittel-Alpen, rätiſchen Stammes, die Camuner am obern Oglio im Val Camonica, und die Venoſten im Vintſchgau, dem obern Etſchthal, unternahmen einen Raubzug nach dem Gebiet von Como und Verona. Weitaus aber die bedenklichſte Kunde kam vom Niederrhein. Hier war die römiſche Waffenehre in bedenklichſter Weiſe kompromittirt worden. Römiſche Kaufleute, wie ſeit der Eroberung Galliens ihrer mehr und mehr den Weg nach den deutſchen Dörfern und Herrenſitzen des rechten Rheinufers fanden, waren auf dem Gebiete des damals ſtärkſten rheiniſchen Volkes, der Sigambrer, ermordet worden. Nach andern Angaben ſollten es einige Offiziere geweſen ſein, welche der habgierige kaiſerliche Legat in Gallien, M. Lollius Paullinus, mit ungebührlichen Tributforderungen zu

den Sigambrern geſchickt hätte. Gleichviel, eine Gewaltthat war verübt worden, und ehe noch die Römer zur Rache ſchreiten konnten, war der ſigambriſche Herzog Melo mit ſeinen Leuten, und mit Uſipetern und Tencterern über den Rhein gezogen und hatte einen verheerenden Einbruch tief in das belgiſche Land hinein gemacht. Der römiſche Legat aber, der in aller Eile mit den ihm zunächſt zur Hand befindlichen Truppen die Deutſchen aufſuchte, war nach anfänglichen Erfolgen in ſehr empfindlicher Weiſe geſchlagen worden. Schmählich genug hatte er ſogar den Adler der V. Legion („Macedonica") verloren; es war der erſte, der ſeinen Weg zu den heiligen Stätten der deutſchen Nation fand.

Von der höchſten Beſorgniß ergriffen, überließ Auguſtus die Abwehr der übrigen Feinde den Statthaltern; er ſelbſt eilte wieder nach Gallien, um mit ſeinem Stiefſohn Tiberius dieſem, wie er fürchtete, ſchwer gefährdeten Lande die nöthige Hilfe zu bringen. Der Kaiſer fand die Lage in Gallien mehrfach anders, als er erwartet hatte. Die deutſche Gefahr erſchien minder drohend; ſchon hatte Lollius ſtarke Rüſtungen zur Sühnung ſeiner Niederlage angeordnet, und bei dem Anmarſch des Kaiſers wichen die Sigambrer nicht allein ſofort über den Rhein zurück, ſondern beeilten ſich auch, unter Stellung von Geiſeln mit ihm Frieden zu machen. Dagegen war die Stimmung der Kelten furchtbar erbittert. Nicht nur hatte der Legat Lollius ſich ſehr unpopulär gemacht; auch der kaiſerliche Procurator Licinus, — ein geborener Kelte, zuerſt Kriegsgefangener, dann Freigelaſſener, nachher Finanzbeamter in Cäſars und Auguſts Haushalt, — hatte überaus freche Erpreſſungen ſich zu Schulden kommen laſſen. Es wurde nöthig, hier theils ſtrafend, theils beruhigend und ausgleichend einzuſchreiten. Drei Jahre lang hat Auguſtus in Lugdunum reſidirt, die Zuſtände Galliens unmittelbar in die Hand genommen, dabei die Ausführung ſeiner Chauſſeebauten, und die Anlage neuer Kolonien in Spanien und in Narbonenſis (wie Carcaſo, Ruscino, Vienna, Valentia und Aquä Sextiä) überwacht.

Die Hauptſache aber während dieſes Aufenthaltes wurde für ihn doch die Einleitung der Eroberung von Deutſchland. Dieſer Plan ſcheint ſich in folgender Weiſe entwickelt zu haben. Auguſtus hörte mit Vergnügen, daß der dalmatiniſche Proconſul P. Silius noch im Jahre 16 v. Chr. ſowohl die Pannonier und Tauriſker mit Erfolg zurückwarf, wie auch die Alpenvölker glücklich in ihre Hochthäler zurückdrängte. Dabei ſollte es nun aber nicht mehr ſein Bewenden haben. Der Kaiſer entſchloß ſich, zunächſt auf der Nordſeite Italiens die Grenzen des Reiches gründlich zu „reguliren". Mit den Alpenvölkern ſollte jetzt endlich ein für allemal aufgeräumt, dazu aber die Donaulinie in ihrer ganzen Länge als Reichsgrenze gewonnen werden. Die Hauptaufgabe bei dieſer Arbeit ſollte den beiden ruhmbegierigen Stiefſöhnen des Kaiſers, dem bereits mehrfach erprobten, als Verwalter und Offizier gleich begabten Tiberius, und Auguſts Liebling, dem liebenswürdigen und allgemein beliebten, glänzenden, feurigen, militäriſch vielverſprechenden Druſus zufallen.

Der erſte große Stoß ſollte den rätiſchen und den vindeliciſchen Stämmen gelten, von denen jene (deren Hauptmaſſe wahrſcheinlich den alten Raſenern ſehr nahe ſtand,) zwiſchen Helvetien und Noricum die Hochgebirge bewohnten zwiſchen dem St. Gotthard und dem Terglou und Großglockner, nordwärts bis in die Nähe des Bodenſees und bis zu der das obere Innthal begrenzenden Alpenkette, dieſe (keltiſcher Abkunft) dagegen die Landſchaften inne hatten öſtlich und nördlich vom Bodenſee, nördlich vom Tiroler Innthal, und weiter zwiſchen dem untern Inn und der obern Donau. Die Hochländer ſollten nach dem Plane des Kaiſers gleichzeitig von zwei Seiten her angegriffen werden, um ſie zu theilen und zu verwirren. Druſus, zur Zeit ein Jüngling quäſtoriſchen Ranges, eröffnete den Krieg mit namhaften Streitkräften und tüchtigen Unterfeldherren im Sommer d. J. 15 v. Chr. vom Etſchthale aus. Er drang an dieſem Strome mit unwiderſtehlicher Kraft vor, warf einen Theil der Rätier in heißer Schlacht am Fuße der Alpen von Trident nieder. Während er dann weiter nordwärts marſchirte, die illyriſchen Genauner ſchlug und den Brenner überſchritt, ſetzte ſich ſein Bruder Tiberius mit nicht minder impoſanten Streitkräften von Helvetien aus in Bewegung, um ſich auf die nordweſtlichſten Kantone der Rätier und auf die Vindelicier zu ſtürzen. Er drang zum Bodenſee vor, rüſtete hier zum höchſten Erſtaunen der Urcinwohner eine bewaffnete Flotte aus, lieferte den Vindeliciern bei der Inſel Mainau oder Reichenau ein Seetreffen, und ſchlug nachher am 1. Auguſt auf der Oſtſeite des ſchwäbiſchen Meeres die Brigantier oder Brixenter aufs Haupt und konnte jetzt mit ſeines Bruders Colonnen Fühlung gewinnen. Nun theilten die Prinzen ihre Heere in mehrere Abtheilungen. Während Tiberius perſönlich nordwärts zog und die Quellen der Donau entdeckte, während Druſus im Tiroler Inngebiet die Breuner überwand, griffen ihre Legaten überall gleichzeitig die übrigen noch unbezwungenen Hochthäler der Alpenvölker an. Eine Heerſäule drang bei dieſer Gelegenheit von Weſten her in Noricum ein und vollendete die Bändigung dieſes ſonſt ſchon mit den Römern der Hauptſache nach befreundet geweſenen Landes. Nur der Stamm der Ambiſontier (um die Salzach im Pinzgau) hatte hier Widerſtand verſucht. Die rätiſchen und vindeliciſchen Stämme dagegen hatten theilweiſe mit verzweifelter Wuth ſich geſchlagen; aber ihre politiſche Vereinzelung und die planloſe Art ihres Widerſtandes machte es unmöglich, den Sieg der römiſchen Waffen aufzuhalten, den dann der Dichter Horatius Flaccus in ſchwungvollen Verſen feiern konnte. Als dieſer blutige Sommer zu Ende ging, waren die kaiſerlichen Adler triumphirend aufgepflanzt auf den eisgepanzerten Firnen der Graubündtner, der Tiroler und der Allgäuer Alpen.

Auguſtus eilte, dieſen großartigen Erfolg in entſprechend großartiger Weiſe auszunutzen. Auf der einen Seite ſäumte er nicht, die endliche Sicherung der Alpenſtraßen zu vollenden. Hatte ſich der Häuptling Cottius bereits freiwillig unterworfen, der dafür das römiſche Bürgerrecht und den

Titel eines Präfekten erhielt, und den Römern die Päſſe des Mont Cenis, des Mont Genèvre und des Monte Viſo öffnete, ſo wurde im Jahre 14 durch Beſiegung der trotzigen Ligurier endlich auch die Küſtenſtraße bleibend geſichert. Die Erinnerung an dieſe Erfolge und gewaltigen Kämpfe wurde der Nachwelt aufbehalten durch die Errichtung von zwei mit Inſchriften geſchmückten Sieges- und Ehrenbogen, zu Segusio (Suſa) i. J. 9 (durch den Häuptling Cottius) und namentlich (7 v. Chr. vom Senat und Volke der Römer aufgeſtellt) zu Torbia bei dem heutigen Monaco am Südweſtfuße der Alpen.

Auf der andern Seite ſetzten ſich die Römer in den neu eroberten Ländern ſogleich ſo ſtark als nur möglich feſt, die allerdings einer ſehr verſchiedenen Behandlung unterworfen wurden. In Rätien zumal, und in geringerem Grade in Vindelicien, waren natürlich während des Kampfes ſelbſt die trotzigen Hochländer in Maſſe niedergehauen und als Gefangene in die Sklaverei verkauft worden. Jetzt galt es, dieſe für die Vertheidigung der italiſchen Nordgrenze ſo bedeutſamen Länder möglichſt zu entvölkern, um das Land ſchneller romaniſiren zu können. Die kräftigen jungen Mannſchaften wurden theils in Auxiliarcohorten geſteckt, theils in andern Landſchaften des Reiches neu angeſiedelt. Man ließ nur ſo viele der Ureinwohner zurück, als für die Landwirthſchaft gerade nöthig waren. Nur in den hinteren Gebirgsthälern hielt ſich die alte Bevölkerung dauernd in dichten und geſchloſſenen Maſſen. Dieſe ſyſtematiſche Verödung der Centralalpen hat ſich allerdings ſeit Beginn des dritten Jahrhunderts, ſeit der Zeit der Alamanneneinfälle an den Römern ſelbſt empfindlich gerächt; denn es gelang nicht, auf dem Wege der bürgerlichen und militäriſchen Koloniſation die alte dichte Bevölkerung zu erſetzen. Dagegen machte die äußerliche Romaniſirung ſchnelle Fortſchritte. Gleich nach der Eroberung wurde (S. 80) auch hier der Bau der großen Militärſtraßen begonnen, welche nunmehr die Hauptpunkte Oberitaliens mit der obern Donau, mit dem Bodenſee und der Oſtſchweiz verbinden ſollten.

Die Linien von Como über Chiavenna und Chur durch das oberſte Rheinthal nach Brigantium (Bregenz) am Bodenſee, und (wie weſtwärts nach Helvetien ſo oſtwärts) weiter über Kempten nach Augsburg, und durch das Etſchthal von Verona nordwärts bis zum Brenner, und weiter quer durch das Innthal und die bairiſchen Alpen bis ebenfalls nach Augsburg, ſind damals ſofort begonnen worden. Die letztere Straße iſt allerdings erſt i. J. 47 n. Chr. durch Kaiſer Claudius vollendet worden, der ſie auch bis zur Donau hinab führte. Entſtanden aber iſt ſchon in dieſer Zeit der Eroberung die ſtattliche Stadt am Lech, Auguſta Vindelicorum, die zunächſt als Mittelpunkt der neuen römiſchen Verwaltung und als ein „Markt" (Forum) ohne Stadtrecht friſch aufblühte, und durch Kaiſer Hadrian Municipalrecht erhalten hat. Sonſt aber erhielt ſich namentlich in dem Hochgebirge, im Gegenſatze zu andern Provinzen, in den rätiſchen Landen die Gauverfaſſung noch Jahrhunderte lang. Von Städten nach italiſcher Art erblühten neben

Augsburg eigentlich nur noch Campodunum (Kempten) und Brigantium (Bregenz). Außerdem erwuchsen theils an der Donau, wo die Besatzungstruppen vertheilt wurden, und auf wichtigen Punkten der (an militärisch bedeutsamen Stellen durch Besatzungen gedeckten) Heerstraßen ebenfalls römische Niederlassungen, wie Veldidena im nördlichen Tirol (j. Kloster Wilden im Innsbrucker Kreise). Sonst jedoch hat es ziemlich lange gedauert, bis die Romanisirung hier wirklich durchgedrungen ist, theilweise selbst bis zur Völkerwanderung.

Die administrative Organisation der neu gewonnenen Landschaften war sehr verschiedenartig. Einerseits wurde der südliche Abhang der Alpen nun zum größten Theile unmittelbar mit Italien vereinigt und einzelnen oberitalischen Gemeinden zugewiesen. So fiel der Bezirk von Mendrisio an Como; so wurde namentlich das obere Etschthal und das der Eisack zu Italien gezogen und bildete einen Theil des Tridentiner Gebietes; so daß die Südgrenze der neuen Provinz Rätien bei Meran und Klausen lief, wo im Mittelalter die Bisthümer Chur und Säben-Brixen von dem Sprengel Trients sich schieden. Andrerseits aber organisirte Augustus die neuen Eroberungen in einer Weise, die zugleich der militärischen Sicherheit des Reiches dienen und jeder politischen Gefahr für die Machtstellung des Principats begegnen sollte. Mit der militärischen Besetzung der nördlichen Alpenlandschaften nahmen dieselben zu Italien eine ähnliche Stellung ein, wie vor der Angliederung des Paduslandes dieses letztere Gebiet. Das vorsichtige Mißtrauen, welches die Politik des Principates charakterisirt, wollte verhüten, daß eines Tages ein namhafter Mann als Feldherr die alte Politik der Cäsaren gegen diese selbst wieder aufnehmen könnte. Daher denn geschah es, daß die Alpenländer durch kaiserliche Hausbeamte, durch Männer ritterlichen Standes verwaltet wurden, die nicht daran denken konnten, nach der Herrschaft in Rom zu trachten. Die Truppen aber, die der Kaiser unter ihre Befehle stellte, waren nicht aus der römischen Bürgerschaft rekrutirt, sondern aus Auxiliaren verschiedener Provinzen zusammengesetzt. In solcher Weise wurde zunächst die große Provinz „Rätia" organisirt, die auch Vindelicien umfaßte. Mit derselben war aber auch das Gebiet der pöninischen und der grajischen Alpen verbunden, zu welchem auch das obere Rhonethal gehörte, wohin seit 14 v. Chr. viele Rätier und Vindelicier verpflanzt waren. Unmittelbar von Rom aus wurden beaufsichtigt zwei „Präfecturen". Einmal nämlich das Gebiet der cottischen Alpen, wo das Fürstengeschlecht des Cottius, welches römisches Bürgerrecht erhielt, bis zu seinem Aussterben i. J. 64 n. Chr. die Beamten stellte; seit der bezeichneten Zeit trat hier an Stelle des Präfecten ein Prokurator. Dann bildete auch das Gebiet der See-Alpen eine solche Präfektur. In diesen kleinen Landschaften standen römische Truppen. Die Präfekten hatten für die Sicherheit der Alpenpässe zu sorgen, die Straßenbauten zu überwachen; ihre Truppen dienten mit Hilfe der Garnison von Rom zur Dämpfung eventueller Unruhen in Italien. Dabei bildete nun nicht der Kamm der Alpen die Grenze Italiens. Die

kleinen, eben genannten Bezirke dehnten sich sowohl diesseits wie jenseits desselben aus. Erst Diocletian hat viel später die geographische Grenze auch zur administrativen gemacht. Einerseits die Aufgaben der lokalen Verwaltung gaben zu solcher Ordnung der Dinge den Anlaß; andrerseits wirkte auch der politische Gedanke mit, so zu verhüllen, daß auf italischem Gebiet noch immer ein Theil von „Provinzboden" liege. In analoger Weise gehörte im Osten Julium Noricum (j. Zuglio) südlich von den karnischen Alpen bis auf Diocletian zu Norieum. Dagegen ist im zweiten Jahrhundert östlich der julischen Alpen ein pannonischer Streifen mit Emona politisch zu Italien gezogen worden.

In andrer Weise ist die Landschaft Noricum behandelt worden. Dieselbe wurde in aller Form nach dem Muster von Aegypten „annectirt" und durch Personalunion mit dem Reiche verbunden. Das heißt, das alte Königthum wurde von Augustus übernommen, und als sein Vicekönig führte hier ein Procurator die Geschäfte, der zu Celeja seinen Sitz nahm. Als eigentliche Provinz wurde das Land, obwohl die Römer die reichen Bergwerke in Besitz nahmen und das Volk tributär machten, noch nicht organisirt. Letzteres geschah wahrscheinlich zur Zeit des Kaisers Claudius, der auch in diesem schönen Lande, welches schneller als alle andern Alpenländer sich romanisirte und ziemlich frühzeitig von der Gau- zur Städteverfassung vorschritt, den ersten römischen Städten ihr Municipalrecht und ihre Verfassung verlieh. Als solche erscheinen Plätze wie Celeja (Cilly), Virunum (Maria Saal im Zollfelde), Juvavum (Salzburg). Das Land dehnte sich um diese Zeit vom Inn ostwärts aus bis über die damals noch nicht zu Pannonien gezogene, wichtige militärische Stellung von Carnuntum unterhalb Wien (an der Stelle des heutigen Petronell). Das Land Norieum hat sich wie gesagt ziemlich schnell romanisirt. Zunächst schuf ihm die römische Occupation endlich militärische Sicherheit gegen die räuberischen Einfälle pannonischer und namentlich dakischer Völker, die jetzt bis zur Donau im Westen ausgebreitet wohnten. Die Sicherung des Landes auf der Nordseite durch eine mächtige bewaffnete Flotte auf der Donau ist dagegen wohl erst etwas späteren Ursprunges; mit Bestimmtheit ist dieselbe wenigstens erst zur Zeit des Kaisers Claudius nachzuweisen. Das für die Fesselung auch der norischen Landschaft an das Reich und für die Romanisirung so überaus wichtige Straßennetz, welches von Aquileja aus (S. 80) nach Pannonien und durch Norieum hindurch sich ausspannte, ist allerdings nicht lange nach der Occupation begonnen, aber erst in sehr verschiedenen Stadien vollendet worden. Es wurde aber für das alpine Donaugebiet jedenfalls ebenso bedeutsam, wie für Pannonien, dessen vollständige Bändigung Augustus nicht lange nach der Eroberung der Alpenprovinzen nun ebenfalls in Angriff nahm.

Der ebenso schnelle als gewaltige Erfolg der beiden jungen Prinzen im Jahre 15 v. Chr. scheint die Zuversicht des Augustus außerordentlich gehoben zu haben. Die Leistungsfähigkeit der neu formirten kaiserlichen

Armee hatte sich über alles Erwarten glänzend bewährt. Nicht minder angenehm war es für den Kaiser zu sehen, daß er neben seinem alten Agrippa in seiner Familie zwei sehr tüchtige Feldherren besaß, denen unbedenklich die Ausführung höchst großartiger militärischer Aufgaben anvertraut werden konnte. Das mit dem Kaiserthum in Rom aufschießende Mißtrauen gegen die Ueberlassung großer Heeresmassen an senatorische Feldherren, deren persönlicher Ehrgeiz dem gegenwärtigen Träger des Principats leicht gefährlich werden konnte, durfte hier schweigen. Unter diesen Umständen, so scheint es, überwand Augustus seine Bedenken gegen die Einleitung eines neuen großen Krieges und gegen neue Eroberungen. Der Ehrgeiz seiner Stiefsöhne und die Hoffnung, daß ein neuer Krieg in der Weise Cäsars dem Principat einen neuen strahlenden Ruhmestitel verleihen werde, traf endlich zusammen mit mehreren schwerwiegenden politischen Erwägungen. Zwei Richtungen waren es, in denen nunmehr die Legionen sich wieder erobernd versuchen sollten. Die Eroberung des gesammten pannonischen Landes schien unbedingt geboten zu sein. Nachdem die obere Donau bis Carnuntum seit neuester Zeit, die Herrschaft über das untere mösische Donauufer land seit 14 Jahren in römischen Händen sich befand, schien es geboten, nun auch das weite Land zwischen dem von den Römern besetzten Thalgebiete der Save, zwischen der norischen Alpengrenze und der mittleren Donau zu erobern, und endlich allenthalben die Herrschaft über den großen Grenzgraben von Mitteleuropa zu sichern, hinter dessen nördlichem Uferrande dann die südgermanischen wie die dakischen Völker vorläufig noch ruhig wohnen bleiben mochten. Das schien aber um so nöthiger, weil schon im Jahre 14 v. Chr., wahrscheinlich unter dem Eindruck der Ausbreitung der römischen Herrschaft über die Alpenländer, die pannonischen Völker, illyrische und keltische Stämme, eine auch im folgenden Jahre sich wiederholende Erhebung gegen die Römer in Scene setzten, die auch in die bereits römischen Striche des großen Landes hinübergriff.

Viel bedenklicher war der Gedanke, nun auch das freie Deutschland unter das römische Joch zu beugen, um so mehr, als die Römer damals die wirkliche Ausdehnung des Landes der Germanen in Mitteleuropa nur erst unvollkommen kannten, und ihre ersten Feldzüge daher sehr wesentlich den Charakter militärischer Entdeckungsreisen tragen mußten. Man wußte wohl, daß das weite Land zwischen der Nordsee und dem baltischen Meere, zwischen Düna, Rhein und Donau bis nach Dakien hin von germanischen Völkern besetzt war, von denen ein erheblicher Theil noch keineswegs als fest mit seinen Wohnsitzen verwachsen gelten konnte. Aber erst auf dem Wege sehr schwieriger militärischer Rekognoscirungen entwickelte sich der Gedanke des Augustus und seiner Umgebung, die abschließende Grenze des Reiches an der Elbe zu suchen. Die Saale galt wahrscheinlich als der obere Lauf dieses damaligen deutschen Centralstromes. Die unerwartete markomannische Gefahr endlich trieb dahin, auch die Eroberung von Böhmen

und Mähren und die Ausdehnung der Reichsgrenze bis zum Quellgebiet der Oder und Weichsel in Aussicht zu nehmen. Die letzten Motive des Augustus waren dabei wohl einerseits die Schwierigkeit, die Sicherheit des Reiches zu behaupten, so lange sich noch zwischen das Donauthal und die Rheinlinie die gewaltigen Massen der freien Deutschen keilartig hineinschoben, andrerseits die Unmöglichkeit, die keltischen Völker zu dauernder Ruhe zu zwingen, so lange noch jenseits der Donau und des Rheines die Germanen in ihrer alten Freiheit trotzig verharrten.

Augustus bestimmte daher zur Unterwerfung der Pannonier seinen alten Freund Agrippa, zur Führung des deutschen Krieges seinen jugendlichen Liebling Drusus. Agrippa hatte seit dem Jahre 17 v. Chr. im Orient (S. 99) eine Reihe der wichtigsten Geschäfte ausgeführt, im Jahre 16 namentlich die durch des Königs Asandros Tod erledigte Herrschaft im bosporanischen Staate mit der Hand der königlichen Wittwe Dynamis an den treuen Häuptling des kappadokischen Pontus und Kleinarmeniens, Polemon I., verliehen, nachher aber die seit den dynastischen Kämpfen Tryphons verödete syrische Küstenstadt Berytos im Jahre 14 v. Chr. zur römischen Kolonie mit „italischem Recht" erhoben und mit Veteranen zweier Legionen (der V. Macedonica und der VIII. Augusta) neu besetzt. Ueberall hatte ihn der jüdische König Herodes der Große, der auch seine Flotte nach dem schwarzen Meere führte, in ausgezeichneter Weise unterstützt und geehrt, und dadurch für die Juden im Orient höchst schätzenswerthe Privilegien, selbst die Befreiung vom römischen Kriegsdienst, erwirkt. Als der Kaiser, der im Jahre 13 endlich aus Lyon nach Rom zurückkehrte, es endlich nöthig fand, den erprobten Feldherrn mit ausgedehnten Vollmachten nach der Save zu schicken, kehrte Agrippa wieder nach Italien zurück, um dann schon durch seine Ankunft in Pannonien einen gewaltigen Schrecken unter den Feinden zu verbreiten. Neuer Kriegsruhm sollte ihm jedoch nicht weiter erblühen. Während des Winters 13 auf 12 v. Chr. wurden erhebliche Rüstungen angestellt, während deren Agrippa sich zunächst nach Campanien begab, wo ihn nun unerwartet im März des Jahres 12 v. Chr. der Tod ereilte. Groß war die Trauer des Volkes, nicht geringer die des Augustus, der in Agrippa seine stärkste Stütze und seinen bewährtesten Freund und Feldherrn verlor.

Auf die Kunde von dem Tode des gefürchteten Heerführers loderte das Feuer in ganz Pannonien in weitem Umfange wieder auf, und ergriff nun auch die nur unwillig die römische Herrschaft ertragenden Dalmatiner. Damals wurde denn (S. 83) der Uebergang dieser gefährlichen Provinz in die Hand des Kaisers beschlossen. Den Krieg aber übernahm jetzt des Augustus älterer Stiefsohn, Prinz Tiberius, der als gewandter, ebenso vorsichtiger und methodischer, wie tapferer Feldherr wohl geeignet war, an des Agrippa Stelle zu treten. In zwei schweren und höchst gefahrvollen Feldzügen (12 und 11 v. Chr.) gelang es, unter Strömen Blutes die feindlichen Stämme niederzuwerfen. Die Römer scheuten auch hier die gewaltsamsten

Maßregeln nicht. Furchtbare Verheerung des Landes, ausgedehnte Niedermetzelung und Wegführung großer Massen kriegsfähiger Leute in andere Gegenden, Verkauf vieler Gefangenen in die Sklaverei, Entwaffnung des Volkes, schienen endlich die Kraft der trotzigen Feinde gebrochen zu haben. Aber ein höchst gefährlicher Einbruch der Daker, welche die Donau überschritten, in Pannonien und eine neue Erhebung der Dalmatiner nöthigten den Tiberius im Jahre 10 zu neuen Anstrengungen, und erst im Jahre 9 v. Chr. war überall die Ruhe des Kirchhofes hergestellt. Nun konnten die gewöhnlichen Mittel der römischen Civilisation in Anwendung gebracht werden. Nominell galt jetzt die Donau in ihrem ganzen Laufe als römischer Grenzstrom. Aber Augustus schob damals die festen Lager der Legionen noch nicht bis zu dem pannonischen Theile ihres Thalbettes vor, sondern stellte dieselben in dem Duab der Sawe und der Drau in einer Reihe von Positionen auf, welche sowohl das nördliche Pannonien, wie Dalmatien militärisch vollständig dominirten. Außer der alten Centralfestung Siscia sind Sirmium (Mitrowitza), Emona (Laybach), Poetovio (Pettau) jetzt die Stützpunkte der römischen Herrschaft. Die ausgedehnten Ebenen zwischen der Drau und Donau, namentlich am Plattensee, gehören noch immer erst zu den Vorlandschaften des Reiches, während dagegen Emona zur römischen Kolonie gemacht, und der Chausseebau von Aquileja nach dieser Stadt und weiter nach dem norischen Norden hinauf eifrig in Angriff genommen wird. So war nunmehr, wie wenigstens Augustus schon jetzt hoffen zu dürfen meinte, auch auf der Nordostseite die Rüstung Italiens fest geschlossen, und die Stelle, die man jetzt als die „Herzgrube" der Apenninenhalbinsel ansehen konnte, neu gedeckt und geschützt. Auch das mösische Donauthal hat in dieser Zeit, wo die Adler in Sirmium aufgepflanzt waren, seine bestimmte Organisation erhalten. Nur das mag zweifelhaft sein, ob das seit 29 v. Chr. unterworfene Gebiet im Osten und Norden Makedoniens, (von welchem ein thrakischer Theil, nämlich die Masse des Hebrosthales, dem odrysischen Klientelstaate überlassen war,) schon 16 oder 15 v. Chr. als die neue mösische Provinz völlig von Makedonien getrennt und einem kaiserlichen (consularischen) Legaten unterstellt worden, oder ob das erst im Zusammenhange mit den pannonischen Siegen des Prinzen Tiberius geschehen ist. Endlich aber wurden gegenüber dem „gallischen" die sämmtlichen neu gewonnenen Länder an der Donau zu einem „illyrischen" großen Steuerbezirke (S. 86) zusammengefaßt. An den Grenzen der beiden Sprengel und an ihren Scheidelinien gegen Italien und die innere Balkanhalbinsel befanden sich die Binnenzölle, wo die „Quadragesima Galliarum", (der Aufschlag von 2½ Procent) und die illyrischen Gefälle erhoben wurden, während der innere Verkehr frei blieb. So standen Zollbureaus an der rätisch-helvetischen Grenze (nach heutiger Topographie) bei Zürich und bei Mayenfeld im Rheinthal; bei Maia und Säben in Südtirol; bei Saisnitz an der Straße von Aquileja nach Virunum, und bei Atrans in Noricum; bei dem pannonischen Poetovio scheint ein Hauptzollamt bestanden zu haben.

Dasselbe Jahr 9 v. Chr., wo der vielbeschäftigte Tiberius für viele Jahre seine dalmatisch-pannonische Arbeit abschließen konnte, führte denselben Feldherrn in höchst tragischer Weise zu neuen Aufgaben nach dem inneren Deutschland, wo seit einer Reihe von Jahren sein Bruder Drusus mit sehr bedeutenden Erfolgen thätig gewesen war. Seit dem Jahre 16 v. Chr. hatte Augustus (S. 110) zunächst die römische Armee in Belgien auf die gewaltige Stärke von acht Legionen gebracht, so daß nunmehr mit Einschluß der zugehörigen Auxiliaren das römische Rheinufer durch etwa 100,000 Mann Kerntruppen gehütet werden sollte. Parallel mit der Eroberung von Rätien wurde nun weiter dieses Heer an den Rhein selbst verlegt und dessen linkes Ufer systematisch zu einer römischen Militärgrenze eingerichtet. Mit scharfem strategischem Blicke wurden damals jene Stellungen bezogen und zu Festungen ausgebaut, die sich vorzugsweise zugleich zur Abwehr der freien Deutschen und zu Ausfallsthoren bei Angriffen auf das innere Deutschland eigneten. So entstand die große, durch zwei Legionen besetzte Lagerfestung Castra Vetera, gewöhnlich Vetera genannt, auf dem Vorstenberge bei Xanten, welche, nicht fern vom Ostrande des Rheindelta, das Mündungsgebiet der Lippe weithin beherrschte. Weiter oberhalb wurde bei der Hauptstadt der Ubier (j. Köln) ein verschanztes Lager für zwei andere Legionen geschaffen. Die damals wie im 19. Jahrhundert militärisch hochbedeutsame Stellung am Mittelrhein, gegenüber der Mündung des Maines, Magontiacum (Mainz), erhielt ebenfalls eine Besatzung von zwei Legionen. Eine dritte Legion im oberen Elsaß stellte die Verbindung her mit den Römern in Raurica und Vindonissa. Die neuen Festungen wurden sofort sowohl unter einander, wie mit den Hauptpunkten des belgischen Hinterlandes durch Heerstraßen in Verbindung gesetzt. Die neue Militärgrenze am linken Rheinufer vom Elsaß bis zum Delta des Rheines und der Maas nannten die Römer nunmehr amtlich „Germania"; dieses Gebiet sollte die Basis werden für die Eroberung des großen unbekannten Landes bis zur Elbe, welches als die wahre neue „Provinz Germania" sie nun demnächst zum Reiche zu bringen hofften.

Mit dieser schwierigen Aufgabe betraute Augustus seinen Liebling Drusus. Als der Kaiser im Sommer d. J. 13 v. Chr. aus Lugdunum nach Rom zurückkehrte, erhielt Drusus die Statthalterschaft in dem gesammten, durch Cäsar eroberten Gallien und den Oberbefehl über die gewaltige Streitmacht am linken Rheinufer. Der junge Feldherr begann seine neue Thätigkeit durch eine Reihe sehr verschiedenartiger Arbeiten. In erster Reihe verstärkte er die rheinische Operationsbasis gegen Deutschland noch sehr erheblich durch neue Werke, die theils bei den beiden Hauptfestungen Mainz und Vetera, den Ausgangspunkten aller Feldzüge gegen das mittlere Germanien und gegen Niederdeutschland, theils auf der Uferlinie zwischen den römischen Winterlagern angelegt wurden. Gegen funfzig solcher Kastelle sind damals entstanden, immer auf Punkten, wo man das rechte Ufer, namentlich

die nach dem Rheine sich öffnenden Flußthäler des rechtsrheinischen Binnenlandes, genau überwachen konnte. So sind Plätze wie Argentoratum (Straßburg), Bingium (Bingen), Vosavia (Oberwesel), Baudobrica (Boppard), Confluentes (Coblenz), Antenacum (Andernach), Sentiacum (Sinzig), Rigomagus (Remagen), Bonna (Bonn), Novesium (Neuß), Gelduba (Gellep), und viele andere Punkte in dieser Zeit verschanzt worden. Bei Mainz, Cöln und Vetera endlich wurden auch auf dem rechten Ufer Brückenköpfe angelegt, um die hier über den Rhein zu werfenden Schiffbrücken zu schützen.

Auch die Flotte sollte in dem deutschen Kriege ihre Rolle spielen, nicht nur auf dem Rheinstrom, sondern auch auf der Nordsee. Drusus wollte für den Anfang das südliche Deutschland zwischen Donau und Thüringerwald nicht sogleich mit Krieg überziehen. Es schien vortheilhafter, den Hauptstoß zuerst gegen Niederdeutschland zu richten, welches von Vetera her bis zum Osning und bis zur Ems nur geringe Terrainschwierigkeiten zu bieten schien, durch die nach Norden fließenden Ströme in sehr bestimmte Abschnitte zerlegt, und von der See her durch eine Flotte sehr wohl angreifbar war. War erst Norddeutschland erobert, so schien die Gewinnung des südlichen Landes nicht mehr sehr schwer. Die Ankunft lateinischer Kriegsschiffe in der Nordsee sollte, so hoffte man, zugleich auf die niederdeutschen Völker geradezu verwirrend und betäubend wirken. So wurde also auf dem Rhein eine starke Flotte ausgerüstet, von welcher ein bedeutender Theil zur Hütung des Stromes, zur Erhaltung der Verbindung zwischen den Festungen, und zur Bildung der Schiffbrücken bestimmt war. Um dagegen dem für die Entdeckungsfahrt nach der Nordseeküste bestimmten Geschwader die gefährliche Fahrt durch den brittischen Kanal zu ersparen, ordnete Drusus in den heutigen „Niederlanden" ungeheure Wasserbauten an, und ließ durch enorme Arbeiten an der Yssel und Berkel eine Wasserverbindung herstellen zwischen dem damals noch sehr mächtigen nördlichen Arme des bereits getheilten Rheinstromes und dem See Flevo (dem heutige Zuydersee, der aber damals noch nicht seine jetzige Größe hatte). Von diesem Gewässer aus sollte dann die Flotte (zwischen den heutigen Inseln Vlieland und Ter Schelling) in das offene Meer auslaufen.

Die Ausführung dieser Arbeiten war nur durch die Mitwirkung der niederdeutschen Stämme dieser Gegend möglich. Wir erkennen bereits, daß Drusus auch über eine der schärfsten Waffen mit großem Geschick zu verfügen verstand, welche das römische Staatsleben seit Alters zu vollendeter Meisterschaft ausgebildet hatte, nämlich über die Kunst der auswärtigen Politik: jene auf den Hof von Byzanz und den Vatikan vererbte Waffe, die — wie wir später sehen werden — noch zur Zeit der Völkerwanderung den sinkenden Römern lange Zeit über wirksamere Dienste geleistet hat, als die Armatur ihrer Legionen und Auxiliaren. Die jahrhundertelange Uebung und die feste Tradition hatte die römischen Staatsmänner allmählich in der Kunst der Diplomatie zu Meistern gemacht, die nur sehr

selten Fehlgriffe thaten. In politischem Weitblick, in der Uebersicht aller Verhältnisse, in der klaren Erkenntniß ihrer und fremder Interessen, in der Sicherheit, mit welcher sie ihre militärischen Aktionen diplomatisch vorbereiteten, in Beurtheilung ihrer Gegner, in der Bestimmtheit, mit der sie ihre Maßregeln zu treffen wußten, kam ihnen damals Niemand gleich. Ganz besonders gefährlich aber wurde ihre diplomatische Kunst allen Völkern auf primitiver Kulturstufe, wie diese ihnen jetzt in großer Menge entgegentraten. Die römische Staatskunst verstand es in ausgezeichneter Weise, die guten und glänzenden, wie die schwachen, schlimmen und gefährlichen Seiten der Naturvölker und ihrer politischen Lage auszuspüren. Die zugänglichsten Seiten ihres Charakters und die angreifbarsten Seiten ihres öffentlichen Lebens waren der Gegenstand eines eifrigen Studiums. Alte Feindschaften oder auch neue Antipathien zwischen den verschiedenen Stämmen wurden aufgespürt, geschürt und neu belebt; die Verschiedenheit der großen wie der kleinen Interessen bei den fremden Stämmen und Völkergruppen wurde höchst sorgsam erforscht und je nach Umständen geschickt benutzt. Namentlich den Deutschen gegenüber haben die Römer mit wahrhaft dämonischer Kunst es verstanden, die einzelnen Stämme und Häuptlinge unter einander zu verhetzen, gegen einander in Waffen zu bringen, dieselben durch einander zu schwächen, lange genug größere politische Schöpfungen auf deutschem Boden zu erschüttern, und in einzelnen mächtigen Stämmen sich eine römische Partei zu schaffen. Das war für mehr denn zwei Jahrhunderte um so weniger schwer, als damals ein allgemeines deutsches Nationalgefühl noch gar nicht vorhanden war. Die über ganz Mitteleuropa zerstreuten Glieder der Germanen haben erst in den Kriegen gegen die Römer und in ihrer Einschnürung zwischen dem gewaltigen Uferbau des romanischen Reiches angefangen sich auf ihre innere Gemeinsamkeit zu besinnen. Mehr aber, bei aller natürlichen Begabung und Bildungsfähigkeit war das Element der staatenbildenden Kraft unter den Deutschen noch sehr wenig entwickelt. Es gab unter ihnen nur erst sehr wenige Männer, die politisch ihre Völker erheblich überragten; selbst der innere Zusammenhang in den größeren Stämmen war viel schwächer, als der im Gau oder in der Bauerngemeinde und in den großen Geschlechtsverbänden. Die natürliche Freiheitsliebe und persönliche Selbständigkeit der Einzelnen spielte noch sehr oft und sehr stark in das Colorit ungezähmter Willkür hinüber, und ertrug selbst im Kriege nur sehr schwer die nothwendigste Beschränkung im Interesse des Ganzen. Gar sehr bereit, die blendende Macht der Römer in ihre kleinen Fehden und Streitigkeiten hineinzuziehen und als „Verbündete" des Kaisers persönliche Gegner zu bekämpfen, wurde es ihnen jetzt schwer genug, der römischen Politik zu widerstehen, die einstweilen ihr verlockendstes Gesicht zeigte, und zunächst nur erst theils durch imposante kriegerische Vorstöße, theils durch Abschluß sogenannter freier Bündnisse die kräftigen Völker bis zur Elbe an das Reich zu fesseln und langsam an die römische Hoheit zu gewöhnen ge-

dachte. Und nur zu gut hatte der scharfe Blick der Römer erkannt, daß diese stolzen, starken, bei einer verständigen Behandlung leicht zu gewinnenden Männer persönlich am raschesten zu fesseln waren, wenn man sich an drei der stärksten Züge ihres Wesens wandte: an die durch die italische Pracht und die Ehre des kaiserlichen Waffendienstes zu entzündende Phantasie der jungen Krieger, an die naive Habsucht und die Freude roherer Naturen an Schätzen rothen Goldes, und an ihren idealsten Zug, die Mannentreue, das persönliche Verhältniß, in welches Dank ihrer deutschen Sinnesweise die für Rom gewonnenen Häuptlinge zu dem Kaiser traten. Namentlich das letzte Moment ist für viele wackere Naturen, bis herab zu dem edlen unglücklichen Vandalen Stilicho, ein Motiv der schwersten sittlichen Konflikte, nicht selten auch des tragischen Unterganges geworden.

Mit Hilfe seiner diplomatischen Mittel hatte Prinz Drusus bereits vor Eröffnung des Feldzuges jenseits des Rheines festen Fuß gefaßt. Die deutschen Völker zwischen Rhein und Elbe, Nordsee und Thüringer Wald, waren keineswegs durchaus gleichartig, und unter einander keineswegs näher verbunden. Der Hauptstoß der Römer sollte ihren alten Gegnern gelten, die damals die Vormacht in Westdeutschland hatten, den Sigambrern zwischen der Lippe und den Thälern der Lahn, mit ihren Klienten, den Usipetern und Tencterern. Auch von den mächtigen Nachbarn derselben, den Brukterern, zwischen der Lippe, dem Osning und der obern und mittlern Ems, war harter Widerstand zu erwarten. Dagegen stand das harte und überaus kriegerische Volk der Katten im Stromgebiet der Fulda und der obern Weser, im südlichen Lahngebiet und im Taunus, nicht sogleich fest zu den Sache seiner westlichen Landsleute. Noch ganz unbekannt war zur Zeit den Römern das starke Kernvolk des innern norddeutschen Landes, die Cherusker, die die Wald- und Gebirgslandschaften innehatten zwischen dem Oberharz und dem Osning, und das Land südlich an der Weser hinauf bis zur Diemel und nordwärts bis unterhalb Minden. Dasselbe galt in noch höherem Grade von den Hermunduren in den mitteldeutschen Landschaften von der Werra bis zur Lausitz.

Während nun, wie gesagt, die Römer mit den in Süddeutschland zwischen dem Main, dem Oberrhein und der obern Donau vorgeschobenen Markomannen zur Zeit noch in keinerlei unmittelbare Berührung traten, war es sofort gelungen, einen Theil der eigentlichen niederdeutschen Völker zu gewinnen, welche das Küstengebiet des Kanals und der Nordsee innehatten. Hier kamen namentlich drei Stämme in Betracht. Die Chauken in den Moorniederungen auf beiden Seiten der untern Weser, zwischen Haarburg und den Marschen im Westen der Jahde. Ferner die Friesen in den Marschen von Nordholland und von der Yssel bis zur Ems und Jahde. Endlich die Bataver, auf den Inseln im Delta der Maas, der Waal und des Rheins; diese, wie die Caninefaten in Nordholland, Abkömmlinge der Katten. Da war es nun der Politik des Drusus gelungen, zuerst die

Bataver in das römiſche Intereſſe zu ziehen, welchem ſie bis tief in die Mitte des vierten Jahrhunderts n. Chr. hinein mit ſteter Treue wirkſam als tapfere Krieger im Kampfe gegen die freien Deutſchen gedient haben. Nur eben die Heeresfolge wurde gefordert; ihr Bündniß ſollte ein möglichſt wenig drückendes ſein. Und ihrem Beiſpiele folgten ſofort die Frieſen, die unter ähnlichen Bedingungen, zu denen noch ein gewiſſer Tribut trat, ſich den Römern anſchloſſen.

Druſus durfte ſich in der That glänzenden Hoffnungen hingeben; denn das römiſche Heer unter ſeiner Führung war mit ſeinen auf allen Schlachtfeldern jenes Zeitalters und in Kämpfen mit Gegnern jeder Art erprobten Veteranen, mit ſeiner ausgezeichneten Taktik und Bewaffnung, im Kampfe ſo gut wie unwiderſtehlich. Für die Deutſchen zwiſchen Rhein und Elbe, die mehr als andere germaniſche Stämme bereits civiliſirt und zu Bauern geworden waren, kamen nur wenige Chancen in Betracht. Ihre Waffen waren gegenüber denen der Römer nur erſt mangelhaft. Schutzwaffen liebte der Deutſche damals nicht ſehr; er trug keinen Panzer, als Sturmhaube diente ihm die Kopfhaut eines der auf der Jagd erlegten Thiere ſeines Waldes, etwa eines Hirſches, eines Ebers, eines Bären. Ein langer, ſchmaler, aus Brettern oder Flechtwerk geformter, gewöhnlich je nach dem Geſchmack der verſchiedenen Stämme bemalter Schild deckte nothdürftig den Körper. Die Hauptſache war und blieb es für die Deutſchen in der Schlacht, bis in die ſpäten Zeiten der Völkerwanderung, ſo ſchnell als möglich an die Römer heran zu kommen. Gelang ihnen das, ſo war allerdings der ungeſtüme Anprall der nach Geſchlechtsverbänden zu Keilrotten geordneten Deutſchen, ihr brauſender Schlachtgeſang, das Feuer ihrer Blicke, ihre heldenmüthige Tapferkeit, und ihre gewaltige Körperkraft für die Romanen überaus gefährlich. Und doch entging ihnen der Sieg nur allzu häufig. Denn die mit unbeſchützter Bruſt fechtenden Deutſchen konnten ſich nur ſehr ſchwer gegen die furchtbare Wucht des römiſchen Pilum, gegen das Schwert, und gegen die Schußwaffen der Auxiliaren decken. Und ihre eigenen Waffen zum Angriff vermochten der römiſchen Schutzwaffen ſo leicht nicht Meiſter zu werden. Erſt in Folge der Kriege und der längeren Berührung mit den Römern kam auch bei den Deutſchen der Gebrauch der Eiſenwaffen, der Schwerter und Speere, allgemeiner auf. Zur Zeit des Druſus waren wohl der Sachs, das lange Kriegsmeſſer der Niederdeutſchen, und die kurzgriffige, aus ſcharfem Stein hergeſtellte, Doppelaxt der rheiniſchen Völker, wie auch die ſchlanke Framja, ein auch zum Stich brauchbarer Wurfſpieß mit ſchmaler, kurzer, zweiſchneidiger Eiſenklinge, gefürchtete Waffen der beſſer bewehrten; aber die Aufgebote der Maſſen mußten ſich noch lange mit Speeren begnügen, deren Spitzen im Feuer gehärtet waren. Der Umſtand endlich, daß die Deutſchen ſich nicht entſchließen mochten, bei ihren Kämpfen Reſerven aufzuſtellen, führte oft zu vollſtändigen Niederlagen; denn die Keilrotten waren faſt immer rettungslos verloren, wenn es den Römern gelang, ihren furchtbaren Anprall auszuhalten und ſie zu zerſprengen. Die beſten Chancen

für die deutschen Völker waren noch immer in der Natur ihres Landes zu suchen. Die ausgedehnten Urwälder mit ihren Verhauen, die gefährlichen Moore und Sümpfe, namentlich nördlich von der Lippe, der schauderhafte Zustand der Wege, die kurzen Sommer, machten ihnen die Vertheidigung nicht allzuschwer, machten es ihnen namentlich möglich, die Römer bei deren Rückmärschen an passenden Stellen mit Erfolg anzugreifen. Noch wichtiger wurde es, daß die Deutschen jener Zeit, — im schroffsten Gegensatze zu der modernen, heillosen Neigung, sich in ungeheuren Massen in die Städte zusammenzudrängen, — durchaus keine Neigung zu städtischem Leben hatten und keine Centralpunkte besaßen, an deren Verlust die Existenz des Stammes gehangen hätte. Es blieb den Römern wiederholt nur übrig, die leicht zu ersetzenden ländlichen Ansiedlungen zu zerstören, das Vieh wegzutreiben, und namentlich in den Gefechten möglichst mörderisch zu würgen, was die mordlustigen Krieger denn auch nur zu gern thaten. Nur daß die östlichen und innerdeutschen Völker durch frischen kriegslustigen Zuzug die Lücken zum Erschrecken schnell zu füllen vermochten, welche das römische Schwert in die Reihen der vorderen Stämme riß.

Alle diese Schwierigkeiten sind den Römern natürlich erst klar geworden, als ihr jugendlicher Held Drusus den Krieg im großen Styl begonnen hatte. Das kaiserliche Rom begleitete ihn mit höchster Spannung und mit ungetheilter Sympathie. Die Dinge in der Welthauptstadt lagen jetzt anders, als zu jener Zeit, wo der unverhüllte Haß und bitterböse Wünsche der Optimaten dem großen Julier nach Gallien folgten. Ehe der junge Prinz aber den Rhein überschreiten konnte, mußte er erst noch die Kelten beschwichtigen. Er hatte gegen Ende des Jahres 13 zu Lugdunum wieder den gallischen Census (S. 89) abgehalten. Die Wirkung dieser Maßregel war für die Kelten so widerwärtig, daß auf verschiedenen Punkten des großen Landes Unruhen ausbrachen, die nur mühsam gedämpft werden konnten, ja sogar zu Anfang des Jahres 12 die Sigambrer und deren Nachbarvölker zu einem neuen Einfall in Belgien reizten. Da gelang es aber dem klugen Feldherrn, durch Benutzung der nationalen keltischen Eitelkeit den bisher so widerspenstigen Ritteradel Galliens in sein Interesse zu ziehen. Augustus war doch durch seinen längeren Aufenthalt in diesem Lande allmählich populär geworden. Jetzt forderte Drusus den keltischen Adel auf, zum Beweise seiner Treue gegen den Kaiser demselben vor der Stadt Lugdunum, am Zusammenflusse der Saône und des Rhone, ein Heiligthum zu errichten. Sechzig Kantone der drei gallischen Provinzen folgten dem Rufe des Drusus. Die angesehensten Männer des Landes erschienen zu Lugdunum, wo sie nun faktisch, ohne daß das Wort ausgesprochen wurde, einstweilen Geiseln der Römer für die Ruhe der Provinz blieben. Man kam dahin überein, auf gemeinsame Kosten der keltischen Stämme dem Augustus und der Dea Roma einen gewaltigen Altar zu stiften. Derselbe trug dann die Namen aller betheiligten keltischen Völker. Die Kolossalstatue des Kaisers, vor welcher der Altar aufgerichtet wurde, war von 60 allegorischen kleineren Gestalten umgeben,

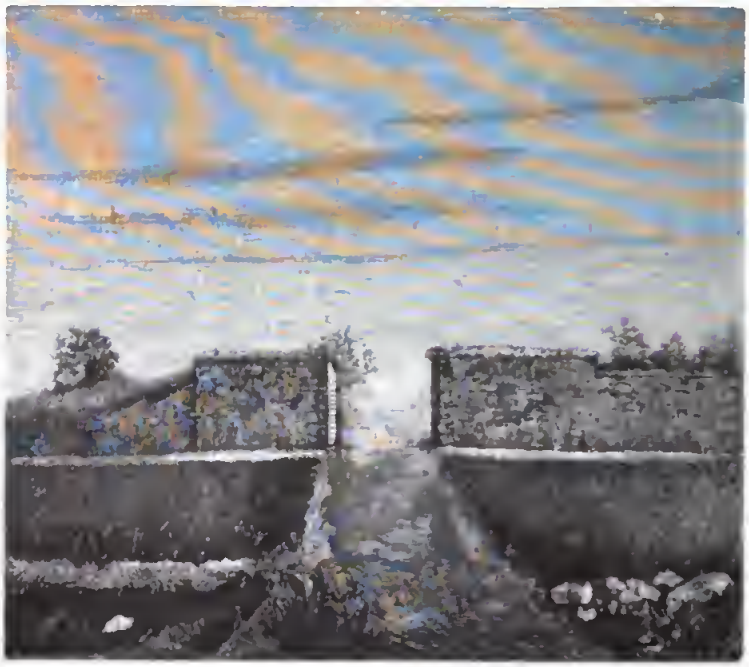
welche diese Völker plastisch repräsentirten. Der Altar ist nachher am 1. August 12 v. Chr. feierlich eingeweiht worden. Das Priesterthum bei diesem Heiligthum wurde jährlich neu durch die Wahl der zu Lugdunum sich sammelnden Vertreter der drei Provinzen besetzt; zum ersten Male fungirte hier ein vornehmer Häduer. Es wurde dann üblich, an dem Stiftungstage — in derselben Zeit, wo auch der große gallische Landtag zusammentrat, — ein Fest zu begehen, bei welchen im Amphitheater alle 60 Kantone bestimmte Plätze hatten, und später seit Kaiser Gajus auch Wettkämpfe griechischer und lateinischer Redner gehalten worden sind.

Als Drusus im Frühling des Jahres 12 von Lugdunum nach dem Niederrhein abging, wichen die Sigambrer schnell über den Strom zurück. Während die Flotte und die Massen der Rheinarmee im Gebiet der Bataver sich sammelten, unternahm Drusus einen kurzen Vorstoß nach dem unteren Stromgebiet der Lippe, hinein in das Land der Usipeter und Sigambrer; überall wurden die Höfe und Dorfschaften eingeäschert, das Vieh geraubt, massenhafte Gefangene, die zur Sklaverei bestimmt waren, fortgeschleppt. Dann ging es wieder nach den Inseln der Bataver. Die Armee schiffte sich ein, die Flotte wurde nach der Nordsee geführt, — die erste lateinische, die in dem deutschen Meere erschienen ist, — unter harten Kämpfen die Insel Borkum erobert. Dann ging die verwegene Entdeckungsfahrt hinein in das Strombett der Ems. Die Brukterer, die zu ihrer grenzenlosen Ueberraschung die Römer von Norden her kommen sahen, suchten auf der Mittel-Ems mit ihren Kähnen die Feinde aufzuhalten, erlagen jedoch in blutiger Wasserschlacht der nautischen Ueberlegenheit der Römer und der diese begleitenden Friesen. Dann führte Drusus seine Geschwader weiter zur Erkundung der norddeutschen, damals noch mit majestätischen Urwäldern besetzten, Gestade ostwärts bis zum Mündungsgebiet der Weser. Die Chauken, die ohnehin mit den innerdeutschen Völkern, namentlich den Cheruskern, auf gespanntem Fuße standen, eilten sich in ähnlicher Art wie die Bataver in die römische Klientel zu begeben. Erst das Hereinbrechen der schlimmen Jahreszeit bestimmte den römischen Feldherrn, die Rückfahrt nach dem Niederrhein anzutreten.

Im Frühling des Jahres 11 v. Chr. sollte nun der große Frontangriff gegen die Sigambrer unternommen werden. Man wußte, daß dieselben die Allianz mit den Cheruskern geschlossen hatten; aber die Katten hatte ihnen die römische Politik abwendig gemacht, indem man denselben das alte rechtsrheinische Gebiet der Ubier (im südlichen Nassau) überließ. Während nun der Heerbann der Sigambrer in das Kattenland einbrach, um diese zu strafen und vielleicht noch zum Kampfe gegen Rom zu zwingen, überschritt Drusus bei Vetera den Rhein mit gewaltiger Macht, warf die Usipeter siegreich nieder, überschritt die Lippe, und drang unter steter harter Arbeit seiner technischen Truppen und unter furchtbaren Verheerungen unaufhaltsam vor durch das Sigambrerland zwischen Lippe und

Ruhr, betrat sogar das Gebiet der Cherusker, und erreichte endlich (östlich von dem jetzigen Paderborn) die Weser. Als ihn nun aber die Jahreszeit bestimmte, den Rückmarsch nach Vetera anzutreten, sah er sich plötzlich auf allen Seiten von gewaltigen Massen deutscher Krieger, vor Allen der Sigambrer und Cherusker, angegriffen. Zahlreiche Gefechte an sehr schwierigen Stellen thaten den Römern erheblichen Abbruch. Nachdem die Deutschen das römische Heer bei Arbalo völlig umstellt hatten und in vorzeitiger Siegesgewißheit die Feinde ungestüm in regellosen Haufen angriffen, erlitten sie durch die römische Taktik eine gewaltige Niederlage, die Drusus gründlich auszunutzen verstand. Nicht nur daß der Weg nach Vetera ihm nun wieder geöffnet war, — er nahm sich jetzt noch die Zeit, um an der Lippe eine gewaltige Festung, tief im inneren Deutschland, zu erbauen; eine Anlage, die im Nothfalle wahrscheinlich selbst mehreren Legionen in ihren Mauern Aufnahme gewähren konnte. Die Lokalforscher sind über die Lage dieses hochwichtigen Platzes, den die Römer Aliso nannten, nicht einig. Manche suchen ihn in der Gegend des jetzigen Hamm, andere weiter oberhalb in dem Quellgebiete der Lippe. Uns erscheint noch immer die Annahme als die wahrscheinlichste, welche Aliso auf dem Punkte sucht, wo jetzt das Dorf Elsen liegt, am Zusammenfluß der Lippe mit der Alme, unweit des jetzigen Paderborn, etwa 18 oder 20 Meilen vom Rheinstrom entfernt. Die Auswahl dieses Punktes gibt von der Kühnheit und dem militärischen Scharfblick des Drusus ein glänzendes Zeugniß. Die gleich nachher von Vetera an der Lippe hinauf nach Aliso geführte römische Militärstraße trennte seitdem die Brukterer von den Sigambrern. Aliso selbst zerschnitt den Zusammenhang zwischen den stärksten binnendeutschen Völkern. Es bedrohte zugleich das Land der Sigambrer, wie das der Katten von Norden her sehr nachdrücklich und machte es möglich, die unmittelbar benachbarten Pässe des westlichen Wesergebirges (Osning, Lippischer Wald, Egge) und das Cheruskerland zu überwachen, einer deutschen Erhebung schon in weiter Entfernung vom Rheine zu begegnen, und alle Weserfeldzüge von einer starken und nahen Basis aus zu führen.

Der nächste große Feldzug des Drusus sollte jedoch nicht den Weserlandschaften, sondern der Entdeckung der Elbe gelten, die man nicht von der See her, sondern durch einen gewaltigen, mitten durch das innere Deutschland gerichteten Rekognoscirungszug gewinnen wollte. Derselbe wurde während des Jahres 11 v. Chr. diplomatisch und militärisch höchst solide vorbereitet. Neben den Arbeiten zur umfassenden Ausrüstung und numerischen Ergänzung der mobilen Kolonnen wurden die Straßen- und Festungsbauten erheblich ausgedehnt. War ein Theil der römischen Ingenieurs an der Lippe eifrig mit Herstellung jener großen Chaussee nach Aliso beschäftigt, so ließ Drusus nicht allein den Brückenkopf bei Mainz zu einer starken Festung, Castellum Mattiacum (jetzt Castel), ausbauen, er errichtete auch zur weiteren Verstärkung dieser seiner Hauptbasis für den großen Stoß nach dem Herzen Deutschlands



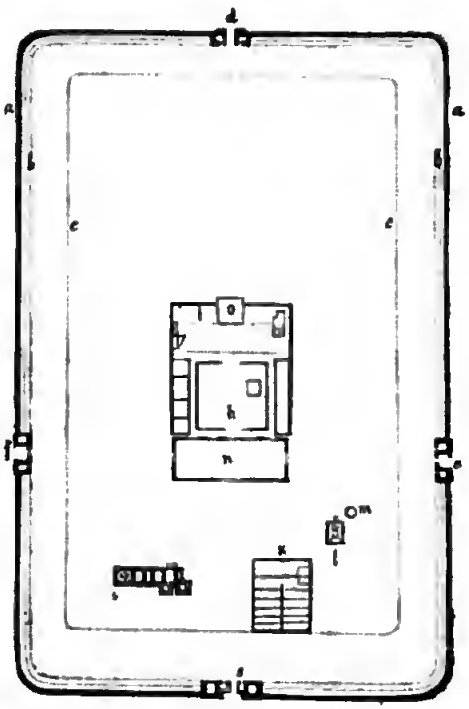
Die Saalburg bei Homburg v. d. H. (Porta prätoria.)

Die Saalburg bei Homburg v. d. H. (Porta decumana.)

auf einer beherrſchenden Höhe des Taunusgebirges, als Mittelpunkt mehrerer kleinerer Poſten, das ſtarke Kaſtell Aretaunum oder Artaunum (jetzt die

Saalburg über Homburg). Dieſes letztere gelang nicht ohne erbitterten Kampf mit den Katten, die jetzt, durch die Sigambrer gewonnen, den Römern entſchieden abgeſagt, das ubiſche Gebiet geräumt hatten; nur ihr ſüdweſtlichſter Theil, die Mattiaker in der Gegend von Mainz, mußten ſich zwangsweiſe der römiſchen Clientel anſchließen.

So früh als es im Jahre 9 v. Chr. dann nur irgend die Jahreszeit erlaubte, beeilte ſich Druſus, ſich mit voller Macht auf die Deutſchen zu ſtürzen, die auch ihrerſeits durch den Lärm ſeiner Rüſtungen in gewaltige kriegeriſche Aufregung gerathen waren. Auch diesmal war das Glück den römiſchen Waffen andauernd treu. Unter mörderiſchen Gefechten durchzog Druſus trotz des erbitterten Widerſtandes der tapferen Katten, deren langgeſtrecktes Gebiet bis zu ihrem Hauptort Mattium (Maden bei Gudensberg am nördlichen Ufer der Eder) und zerſchmetterte auch ein Heer der Markomannen, die — zur Zeit ihrer Hauptmaſſe nach zwiſchen dem Neckar und dem mittleren und unteren Main, im Maingebiet und im Thale der fränkiſchen Saale haltend, wahrſcheinlich den Katten Hilfe hatten bringen wollen. Dann warf ſich Druſus nordwärts mit Erfolg auf die Cherusker, überſchritt endlich — ſo ſcheint es — die Werra, marſchirte höchſt wahrſcheinlich auf der uralten Völkerſtraße durch die Ebene am Nordabfall des Thüringer Waldes, um zuletzt der Ilm und Saale folgend das linke Ufer der erſehnten Elbe zu erreichen. Auch dieſen mächtigen Strom, auf deſſen rechtem Ufer die ſtarken Semnonen und Langobarden bereits unruhig wurden, zu überſchreiten, gelang jedoch nicht, oder wurde nicht nachdrücklich verſucht. Ohnehin war das römiſche Heer durch den ſchwierigen und opfervollen Zug offenbar ermüdet, und ſehr froh, als Druſus den Rückzug aus dem unheimlichen nordiſchen Lande antrat. Als aber die Armee den halben Weg zwiſchen Saale und Rhein zurückgelegt hatte, traf ſie ein ſchwerer



Grundriß der Saalburg bei Homburg v. d. H.

a) = Aeußere Umfaſſungsmauer. — b) = Wallgang, welcher zur Aufnahme der Vertheidiger beſtimmt war. — c) = Breiter Weg für größere Truppentheile. Via angularis. — d) = Hauptpforte, Porta prätoria. — e) = Porta principalis dextra. — f) = Porta principalis ſiniſtra. — g) = Porta decumana. — h) = Wohnung des oberſten Befehlshabers, Prätorium. — i u. k) = Ueberreſte von Baulichkeiten. — l) = Kleines Heiligthum. — m) = Brunnen. — n) = Oblanger Raum, auf deſſen drei nach außen gekehrten Seiten drei Thüren angebracht ſind — o) = Quadratiſcher Thurm welcher die Stelle eines Thores einnimmt.

Unfall. Anſcheinend noch auf thüringiſchem Boden, noch vierzig Meilen von Mainz entfernt, ſtürzte Druſus mit ſeinem Pferde ſo unglücklich, daß ihm der Schenkel lebensgefährlich verletzt wurde. Die Armee mußte ein verſchanztes Lager aufſchlagen, und Eilboten flogen nach Italien, um dem Kaiſer Auguſtus, der ſich zur Zeit mit Livia zu Ticinum (Pavia) befand, die troſtloſe Kunde zu bringen. Der Kaiſer verlor keinen Augenblick, um auf der Stelle den Tiberius, der (S. 117) ſoeben ſiegreich aus Illyrien zurückgekehrt war, nach Thüringen zu ſchicken. Dieſer nun eilte freilich ſo ſchnell wie möglich nach Norden. Aber bald nach ſeiner Ankunft im römiſchen Lager ſtarb Druſus (14. September), und Tiberius hatte nun die traurige Aufgabe, die Armee und die Leiche des Bruders nach Mainz zurückzuführen. Von hier aus wurde die Leiche des jungen Helden unter impoſanten Trauerfeierlichkeiten nach Rom gebracht, wo ihm der tiefgebeugte Auguſtus, der ſelbſt der Geſchichtsſchreiber der Thaten ſeines Lieblings wurde, eine große Todtenfeier bereitete. Zu Ehren des Druſus wurde an der Via Appia (an der Porta Appia oder P. San Sebaſtiano) ein marmorner Triumphbogen errichtet; der Senat aber ſchmückte, was bis dahin ohne Beiſpiel war, den todten Feldherrn mit dem ſtolzen Siegesnamen „Germanicus", der auch von ſeinen Nachkommen geführt werden ſollte. Die Rheinarmee dagegen weihte ihm einen förmlichen Heroenkultus, namentlich zu Mainz, wo nicht nur Standbilder des Druſus aufgeſtellt, ſondern auch auf dem höchſten Punkte

Triumphbogen des Druſus.

der Feſtung ein gewaltiges Prachtdenkmal in Geſtalt eines Kenotaphiums (der Eigelſtein in der Citadelle des jetzigen Mainz) errichtet wurde, bei welchem alljährlich feſtliche Wettſpiele ſtattfanden.

Das Werk des Druſus in Deutſchland ſollte dagegen Prinz Tiberius vollenden, der zwar viel weniger der Mann war, die Truppen für ſich in der Art wie ſein Bruder zu begeiſtern, der aber als ſehr glücklicher Feldherr und vorſichtiger Methodiker das volle Zutrauen der Armee beſaß, und als Diplomat ſeinen Gegnern überaus gefährlich war, dabei ganz beſonders die Kunſt verſtand, römiſche Parteien unter den deutſchen Stämmen ins Leben zu rufen. Der neue Oberfeldherr fand, als er im Jahre 8 v. Chr. verheerend in das Land der Sigambrer einbrach, die deutſchen Völker weithin entmuthigt, und ſehr geneigt, unter guten Bedingungen den hoffnungsloſen Krieg gegen Rom einzuſtellen. Als Auguſtus, damals wieder in Lugdunum, den durch ſeinen Stiefſohn an ihn gewieſenen deutſchen Geſandten erklärte, daß er nur dann auf Unterhandlungen eingehen werde, wenn auch die Sigambrer ſich zum Ziele legen würden, gaben auch dieſe nach, — jetzt um auf das ſchnödeſte die Argliſt der römiſchen Staatskunſt zu erfahren. Denn Auguſtus, vor dem nunmehr die Häuptlinge des tapferen Volkes als Geſandte erſchienen, behandelte dieſelben — wir wiſſen nicht, auf welchen frivolen Scheingrund hin, als Kriegsgefangene und hielt ſie als Geiſeln feſt. Es half dem Volke nichts, daß die ſtolzen Männer in der römiſchen Haft ſich ſelbſt den Tod gaben, um ihre Landsleute nicht durch die Rückſicht auf die Gefangenen in ihrer freien Bewegung zu lähmen. Führerlos wie ſie waren, konnten die Maſſen der Sigambrer den Anprall der Legionen nicht aushalten. Tiberius aber zwang nun einen großen Theil dieſes Volkes, darunter über 40,000 wehrhafte Männer, nach dem linken Rheinufer überzuſiedeln, wo er ſie in der Landſchaft zwiſchen den Marken der Ubier, der Menapier und der Bataver ſtationirte. Ein Reſt des Volkes wich nach den ſüdlichen Gebirgen des Inneren zurück; ein anderer Theil aber der Sigambrer, deſſen Gauname „Marſer“ jetzt als Volksname hervortritt, zwiſchen der oberen Ruhr und Lippe, wird erſt 15 Jahre ſpäter bedeutend für die Geſchichte dieſer Völkerkriege.

Im Jahre 7 v. Chr. ſchien der Plan, den Auguſtus in Sachen der nordiſchen Völker entworfen hatte, der Hauptſache nach gelungen zu ſein. Das deutſche Land zwiſchen Rhein und Elbe, ſo lautete die pompöſe Phraſe, galt als die jüngſte der römiſchen Eroberungen. Nun aber trat auf dieſer Seite für längere Jahre eine Pauſe in der größeren Action ein. Sie wird nicht allein durch die materielle Nothwendigkeit erklärt, die furchtbar koſtſpieligen deutſchen Feldzüge eine Zeit lang zu ſuspendiren, und durch die Abſicht, zunächſt die Mittel der Diplomatie und der Civiliſation zähmend auf die freien Naturſöhne des deutſchen Nordens einwirken zu laſſen: auch nicht bloß durch die Nothwendigkeit, das koſtbare ſoldatiſche Material der Rheinarmee nicht zu ſtark zu verbrauchen. Sehr entſchieden wirkte offenbar der jähe und

unwillige Rücktritt des Prinzen Tiberius von den öffentlichen Geschäften mit. Wir berühren damit den Punkt und die Epoche, wo die bisher durch unausgesetzte Erfolge gekrönte Regierung des Kaisers Augustus anfängt, sich zu ihrem härteren, mühevolleren, vielfach verdüsterten und glanzloseren letzten Abschnitt zu wenden.

Es ist schon früher bemerkt worden, daß das ungetrübte Glück, welches den ersten Kaiser der Römer auf seinem politischen Wege so lange begleitet hat, ihm in seinen persönlichen Verhältnissen nicht zur Seite stand. Gerade die Jahre des deutschen Krieges waren für ihn nach dieser Richtung hin reich an schweren Schlägen. Agrippa war im Jahre 12 gestorben; das nächste Jahr hatte des Kaisers Lieblingsschwester Octavia ihm entrissen. Drusus — der in Rom nicht bloß für den Stiefsohn Augusts galt — war in der Blüthe seiner Jugend gefallen, nun auch (8 v. Chr.) der kluge Vertraute Mäcenas gestorben. So verödete das kaiserliche Schloß auf dem Palatin immer mehr, und die Schicksalsfrage wegen der Nachfolge im Principat nahm für den alternden Augustus bereits einen sehr unbehaglichen Charakter an. Denn gerade der einzige Mann seiner Familie, der als Staatsmann und Feldherr sich bisher den schwierigsten Aufgaben in ausgezeichneter Weise gewachsen gezeigt hatte, Prinz Tiberius, war dem Stiefvater im höchsten Grade antipathisch. Es war das wohl begreiflich, denn die Naturen beider waren von Grund aus verschieden. Augustus war allerdings ein kühler Verstandesmensch; in Geschäften ein scharfer Kritiker, der selten lobte, seinem Tadel nach Römerart gern eine starke spöttische Beimischung verlieh; in der Repräsentation ein Meister, der nach antiker Art nichts herber von sich wies, als das ungefällige und linkische, und vor Allem auf die Wahrung der „Dehors" bedacht. Sonst aber erscheint er als ein Mensch von sanguinischem Temperament, dessen heitere Gemüthsruhe, zum Theil auf einem starken Fonds von Gewissenlosigkeit basirt, nur selten durch ganz außerordentliche Erschütterungen ernstlich gestört wurde; sehr geneigt, sich heiterem Genuß des Lebens hinzugeben, wesentlich fröhlicher Natur, und mit den Römern seiner Zeit alle volksthümlichen Neigungen und Liebhabereien theilend. Ihm konnte ein junger Mann wie Tiberius nicht sympathisch sein, der ihm freilich als Offizier, als Verwalter, als Diplomat eine widerwillige Anerkennung abzwang, der aber auf allen Punkten nach Art seines Claudischen Blutes eine schroffe Eigenart ausgebildet hatte. Manche dieser charakteristischen Züge, die uns Modernen durchaus achtungswerth erscheinen, während sie ihn den Römern entfremdeten, traten freilich erst unter seinem eigenen Principat schärfer zu Tage. Aber zwei Momente waren es, die den Tiberius schon früh seinem Stiefvater unsympathisch machten. Ganz anders als der sonnige, frühlingsfrische Drusus war Tiberius eine herbe, schwer zugängliche, stets reflektirende, fast melancholisch düstere Natur; ein Mensch, bei dem alle Empfindungen ungemein tief gingen und furchtbar leidenschaftlicher Art wurden.

In seiner Weise nur wenig dazu gemacht, Liebe zu entzünden, wurde es auch ihm sehr schwer, sich anderen anzuschließen und wirkliche Liebe zu fühlen. Auch in seiner besten Zeit ist Tiberius mehr nur geachtet, von wenigen geliebt worden: wo er selbst wirklich liebte, geschah es mit einer Treue und Zähigkeit, die etwas Ergreifendes hat. Die Täuschungen aber, die ihn auf dieser Seite trafen, sind nicht nur für ihn persönlich von hochtragischen Folgen begleitet gewesen. Auf der andern Seite war Tiberius, dem bei aller Stattlichkeit und soldatisch-imposanten Wucht seiner massiven Erscheinung Anmuth und Grazie versagt geblieben sind, in seiner schweigsamen, stolz oder steif reservirten, eckigen Art sich zu geben, dem Kaiser um so weniger persönlich angenehm, weil der Prinz die zweischneidige Mitgabe einer seltenen Verstandesschärfe besaß, deren durchdringende Kraft alle Illusionen grausam zerstörte. Tiberius, dessen scharfer Verstand und ätzender Spott selbst die Schmeichelei nicht leicht ungestraft an sich herankommen, ihn persönlich in späteren Jahren zu dem schrecklichen melancholischen Choleriker des älteren Principats werden ließ, durchschaute auch mit seinem klaren Blicke die ganze Politik seines Stiefvaters, nicht gerade zur besonderen Genugthuung des klugen „Dyarchen". Er erkannte aber noch weit deutlicher die zäh festgehaltene Tendenz des Augustus, die julische Gruppe des Kaiserhauses für die Erbfolge heranzuziehen, und den Eroberer Vindeliciens und Pannoniens in den Hintergrund zu schieben. Machte ihn das anfangs nur noch finsterer und verschlossener, so mußte endlich doch einmal der offene Bruch eintreten, als die tiefsten Gefühle dieses in unglückseligste Stellung gedrängten Mannes zugleich mit seinem wohl berechtigten Selbstgefühle immer schwerer verletzt wurden.

Tiberius.

Die Kaiserin Livia, die natürlich die Interessen ihrer Söhne eifrig verfocht und deren Stolz Tiberius noch in höherem Grade war, als früher selbst Drusus, hatte nach dem Tode des großen Agrippa einen Schachzug auf dem Gebiete ihrer Familienpolitik geführt, der ihr selbst als ein großer Ge-

winn erſchien, aber für ihren Sohn ſehr trübe Folgen hatte. Um nämlich dem Tiberius, wie ſie hoffte, ſicher den Weg zur Herrſchaft zu bahnen, beſtimmte ſie den Kaiſer, ſeine Tochter Julia, des Agrippa Wittwe, i. J. 11 v. Chr. mit dem Stiefſohne zu verheirathen. Es war ein ſchlimmes Werk, was Frauenhände hier zurecht arbeiteten. Tiberius mußte ſich zum Zwecke der neuen Verbindung mit der Kaiſertochter erſt mit äußerſtem Widerſtreben von ſeiner jugendlichen Gattin Vipſania (S. 6) ſcheiden, die er mit heißer Leidenſchaft liebte; die an ihm jetzt durch Mutter und Stiefvater verübte Gewaltthat mußte die herbe Natur des Prinzen noch mehr verdüſtern. Und nun war ihm perſönlich der frivole, leichtſinnige Charakter der ſchönen, eleganten, geiſtig hoch begabten, aber zügellos ſinnlichen Wittwe Agrippas von Grund aus widerwärtig. Die neue Ehe wurde dem Tiberius allmählich zu einer glühenden Feſſel. Denn Julia, die auch dem Agrippa die Treue nicht bewahrt hatte, ſtellte ſich nach kurzem Rauſche in ihrem fürſtlichen Stolze um ſo feindſeliger zu dem ungeliebten Gatten, je mehr ihre Liebhaber, wie der wüſte Sempronius Gracchus, ſich beeiferten, die verachtungsvolle Abneigung gegen den „unebenbürtigen", finſtern und aller Anmuth des Verkehrs baaren Gatten zu ſchüren. Der Druck dieſer Ehe, dieſer Verbindung mit der mächtigen Frau, die ſeine Ehre ſo ſchlecht bewahrte, laſtete ſchwer auf dem tapfern Feldhern. Dazu aber trat der Umſtand, daß ſein perſönliches Selbſtgefühl immer empfindlicher verletzt wurde durch die ſyſtematiſche Bevorzugung, welche Auguſtus ſeinen Adoptivenkeln (S. 98), Juliens Söhnen von Agrippa, Gajus und Lucius, offenkundig bezeigte. Es lag zu Tage, daß der Kaiſer in den beiden jugendlichen Prinzen ſich die Nachfolger in der Reichsherrſchaft erzog, und der Senat wie das Volk kamen ſeiner Abſicht ſympathiſch entgegen. Unter dieſen Umſtänden bildete ſich bei Tiberius allmählich eine Stimmung heraus, wie (S. 95) einſt bei Agrippa zur Zeit des jungen Marcellus. Als Auguſtus dem Stiefvater ſeiner Enkel i. J. 6 v. Chr. nach der Rückkehr aus Deutſchland die ſekundäre tribuniciſche Gewalt auf fünf Jahre ertheilte und ihn, um ihn aus der Nähe der jugendlichen Kronprinzen zu entfernen, mit einem Kommando im Orient betrauen wollte, da trat Tiberius zu höchſtem Unwillen des alternden Kaiſers von den Geſchäften zurück, und ſetzte es durch, daß ihm erlaubt wurde, ſich mit einem kleinen Gefolge in die durch Studien belebte Muße auf der Inſel Rhodos zurückzuziehen.

Auguſtus empfand es überaus bitter, daß mit einem Male die bedeutendſte Kraft ſeines Hauſes ſich ihm verſagte. Das Rom dieſer Tage zeigte einen auffallenden Mangel an politiſchen und militäriſchen Talenten. Nicht umſonſt hatten die Henker des Triumvirats und die Schlachten der Bürgerkriege wahre Hekatomben der begabteſten Männer der alten Republik gefällt. So ſchnell war hier weder aus den alten Geſchlechtern, noch aus dem Ritterſtande und aus Freigelaſſenen ein brauchbarer Nachwuchs zu ſchaffen. Und die Verödung des öffentlichen Dienſtes nahm einſtweilen nur noch zu, weil

gerade in dem senatorischen Stande die bedenklichste Gleichgültigkeit gegen das Staatsleben immer mehr sich steigerte: theils weil eine Zeit der Erschlaffung eingetreten war, wo nicht wenige es vorzogen, sich dem raffinirtesten Lebensgenusse zu ergeben, theils weil ein großer Theil dieser Männer — immerhin wohl verständlich, darum jedoch nicht minder thöricht — sich überzeugt zu haben glaubte, daß in dem römischen Reiche nun doch Alles nach dem Willen des Princeps geschehe, und daher kein besonderes Interesse mehr hatte, den dem Senat gebliebenen Theil der Rechte wirksam wahrzunehmen. Sicher war jedenfalls das, daß Augustus zur Zeit nur über eine sehr kleine Zahl von Männern höherer Begabung zu verfügen hatte und daher den Rücktritt seines Stiefsohnes sehr bitter empfand. Wenn aber Tiberius etwa gehofft hatte, durch diesen Schritt seine Unentbehrlichkeit recht sehr fühlbar zu machen und seine Chancen für die Zukunft schnell gebessert zu sehen, so mußte er bald erkennen, daß er sich stark geirrt hatte.

Es dauerte sehr lange, bis Liviens ältester Sohn wieder zu großen Dingen berufen wurde. Und inzwischen spielte in dem julischen Zweige des Kaiserhauses eine überaus klägliche Tragödie ab. Augustus suchte gerade jetzt die von ihm zärtlich geliebten adoptirten Enkel systematisch in den Vordergrund zu ziehen und möglichst bald für den öffentlichen Dienst zu schulen, obwohl sie ihm durch anmaßendes Wesen, Uebermuth und Hang zu Genüssen nur zu bald anfingen viele Sorge zu machen. Schon im Frühjahr 2 v. Chr. wurde der damals 18jährige Gajus, der auch schon unter seinem Stiefvater die letzten Züge in Deutschland mitgemacht hatte, mit militärischen Aufträgen zu der illyrischen Armee gesandt. Von hier zurückgekehrt, sollte er ein großes Kommando im Orient übernehmen. Aber während seiner Abwesenheit von Rom erreichte seine schöne sündige Mutter Julia das rächende Geschick. Die üppige Tochter des Kaisers hatte die Entfernung ihres verhaßten Gatten benutzt, um ihrem sinnlichen Uebermuth in immer frecherer Weise Genüge zu thun; das unselige Weib war völlig auf das Niveau einer gemeinen Dirne herabgesunken. Und nun, so scheint es, war es die schlaue, in aller diplomatischen Kunst ihrem Gatten ebenbürtige Livia, welche im Sommer d. J. 2 v. Chr. (nach dem Juli und vor dem Oktober) den Kaiser, der von solcher Schmach seines Hauses keine Ahnung hatte, in der ungeschminktesten und schonungslosesten Weise von der geheimen Geschichte seiner Tochter in Kenntniß setzte oder setzen ließ. Der Zorn des in seinen besten Empfindungen so grausam verletzten Kaisers war furchtbar. Und da er nicht einmal mehr einen Weg sah, um auch nur leidlich den äußeren Schein zu wahren; da ferner in seiner Umgebung Niemand mehr lebte, der zu einiger Mäßigung hätte rathen dürfen, so verbarg er sich persönlich schamvoll in seinem Kabinet, verfügte aber mit schonungsloser Rücksichtslosigkeit die härtesten Maßregeln. Einer der Quästoren mußte den Anklagebericht gegen Julia vor versammeltem Senate mittheilen. Der Kaiser selbst aber verurtheilte die schuldige Frau zu harter Haft auf der öden Felsenklippe Panda-

taria (j. Vandotina zwischen Ponza und Ischia), einer der jetzt sogenannten Ponzasinseln zwischen Neapel und dem Circellovorgebirge. Nur Juliens Mutter Scribonia durfte die Verbannung freiwillig mit ihr theilen. Erst fünf Jahre später erlaubte der unversöhnlich zürnende Princeps die Uebersiedelung seiner Tochter in etwas mildere Haft nach Rhegion. Die Ehe Tibers mit Julia wurde geschieden; die namhafteren Genossen ihrer Ausschweifungen traf theils hartes Exil, theils die Todesstrafe. Letztere namentlich den Julus Antonius, den zweiten Sohn des alten Triumvirs von der Fulvia, der, so heißt es, die große Gunst, die ihm der Kaiser bisher erwiesen, und die Ehre der Verbindung mit einer Tochter der Octavia, dem Augustus durch Buhlschaft mit Julia und Einleitung eines Complottes gedankt hatte, wie deren seit Actium schon mehrere gegen das Leben und die Herrschaft des Augustus gerichtet worden.

Livia hatte nun freilich ihren Sohn an Julia schrecklich gerächt; sie hatte auch die stärkste Rivalin und deren bestimmenden Einfluß am Hofe für immer beseitigt. Aber für Tiberius erwuchs daraus zunächst kein Vortheil. Im Gegentheil, während die Abneigung des Kaisers es dahin brachte, daß der Aufenthalt in Rhodos sich nur noch formell von einer Verbannung unterschied, daß auch die tribunicische Gewalt ihm bei deren Ablauf nicht erneuert wurde, — sollte jetzt der junge Prinz Gajus, zur Zeit in besonders hoher Gunst des Kaisers stehend, und von seiner Mutter her durchaus kein Freund des Stiefvaters, im Orient sich die ersten militärischen und politischen Lorbeeren gewinnen. Mit dem Jahre 6 v. Chr. waren auf der Ostseite des Reiches nachtheilige Veränderungen eingetreten. Der armenische König Tigranes III. (S. 97) war gestorben, und sein Nachfolger Tigranes IV. lehnte sich wieder an den Hof von Ktesiphon an, um sich dem ihm lästigen römischen Einfluß entziehen zu können. Diese Politik fand hier eine sehr gute Aufnahme, weil der junge Partherkönig Phrahates V. (auch Phrahatakes genannt), der nicht lange nach dem Jahre 9 v. Chr. durch Ermordung seines Vaters Phrahates IV. auf den Thron gekommen war, im Gegensatz zu dessen Haltung eine römerfeindliche Politik eingeschlagen hatte. Da damals Tiberius das Kommando in Asien ablehnte, so hatte Augustus (5 v. Chr.) durch den syrischen Legaten P. Quinctilius Varus den Artavasdes auf den armenischen Thron führen lassen. Bald aber war es den Parthern und den Armeniern gelungen, nicht ohne empfindlichen Verlust der Römer den Artavasdes wieder aus den Alpenländern des Ararat zu vertreiben. Augustus konnte diesen Zustand nicht auf die Dauer ungestraft fortbestehen lassen. Es erhielt daher Gajus die Mittel und die umfassende Vollmacht (das außerordentliche, sekundäre, proconsularische Imperium), um die Interessen des Reiches in Asien zu wahren. Gajus verließ in Begleitung von Männern wie M. Lollius Paullinus, Gnäus Domitius Ahenobarbus (Vater des spätern Kaisers Nero), und Aelius Sejanus, im Jahre 1 v. Chr. die Residenz, wandte sich zunächst nach Aegypten, unternahm zuerst einen erfolgreichen Feldzug gegen

die unbotmäßigen Nabatäer von Petra im nordwestlichen Arabien, und ging dann nach Syrien, um hier die Angriffe auf die Parther und Armenier vorzubereiten. Es kam aber nicht zu einem großen Kriege. Auf die Kunde von Gajus' Ankunft hatten Phrahates V. und Tigranes IV. nachgiebige Depeschen an Augustus geschickt, die eine bequeme Ausgleichung ermöglichten. Dieselbe wurde (gegen Ende d. J. 1 nach Chr.) durch eine Zusammenkunft des Gajus mit dem Partherkönig auf einer Euphratinsel vollendet. Der Partherkönig gab Armenien auf; dafür versprachen die Römer, seine in Rom lebenden, in Wahrheit besser berechtigten Stiefbrüder nicht nach Ktesiphon zurückkehren lassen zu wollen.

Ebenso bequem schienen die Dinge in Armenien sich ordnen zu sollen. Jener Artavasdes war gestorben, und Tigranes IV. fiel eben damals im Kampfe mit einem feindlichen Nachbarvolke. Nun erzielte es Gajus, daß unter Zustimmung der meisten Armenier der Prinz Ariobarzanes (II.) von Atropatene (ein Sohn des alten medischen Artavasdes), zum König des schönen Alpenlandes bestimmt wurde, dem später sein Sohn Artavasdes folgte. Obwohl nun diese Ordnung der Dinge die Mehrheit zufrieden stellte, so brach nichts desto weniger einige Zeit nachher, — vielleicht von Ktesiphon aus angeregt, wo Phrahates V. durch eine Meuterei gestürzt und Orodes II. auf den Thron erhoben wurde, — in einer armenischen Landschaft ein Aufstand aus, den zu dämpfen Gajus nunmehr mit starker Macht versuchte. Dieses ist ihm auch (3 n. Chr.) gelungen; aber bei der Belagerung der Stadt Artagira wurde der junge Prinz bei einer Zusammenkunft mit dem tückischen armenischen Häuptling Adduus von diesem schwer verwundet. Und damit leitete sich eine ganz neue Wendung der Verhältnisse in Rom ein.

Die Parther freilich sind damals nicht wieder gefährlich geworden. Der heftige und grausame König Orodes II. fand bald genug nach der Sitte seines Landes den Tod durch die Dolche einer Anzahl vornehmer Verschworener, und nun (zwischen 4 und 6 n. Chr.) erbaten die Parther von Augustus die Zusendung des Vonones I., des ältesten der in Rom lebenden Söhne des vierten Phrahates, als ihres neuen Herrschers. Dagegen hatte Prinz Gajus, ohnehin durch Ausschweifungen erschöpft, die Folgen jener schweren Verwundung nicht zu überwinden vermocht. Er hatte, geistig und physisch ermüdet, nach Beendigung der asiatischen Geschäfte die Rückreise nach Rom angetreten, war aber am 21. Februar d. J. 4 nach Chr. zu Limyra in Lykien gestorben. Der Eindruck, den dieser neue Todesfall in seiner Familie auf den alternden Augustus machte, war um so tiefer und schmerzlicher, weil des Gajus jüngerer Bruder Lucius bereits 18 Monate früher, im August d. J. 2 nach Chr., auf der Reise zum Eintritt in die spanische Armee, zu Massilia von dem Tode ereilt war.

Damit ging endlich der Glücksstern des Tiberius wieder auf. Das war denn auch der letzte Grund, — verbunden mit der späteren furchtbaren Abneigung der römischen Aristokratie gegen Livia und Tiberius, — der

nachmals das unheimliche, auch von vielen Neueren aufgenommene Gerücht entſtehen ließ, daß bei dieſen Todesfällen die Hand der Kaiſerin in geheimnißvoller, aber wirkſamer Weiſe mit im Spiele geweſen ſei. Ein irgendwie haltbarer Indicien- oder Zeugenbeweis für die poſitive Schuld der beiden fürſtlichen Perſönlichkeiten, denen das Verſchwinden der jungen Prinzen vom Schauplatze nun allerdings thatſächlich zu Gute gekommen iſt, läßt ſich jedoch, die Wahrheit zu ſagen, hier eben ſo wenig führen, wie in manchen analogen ſpäteren Fällen der wahrhaft troſtloſen Familiengeſchichte des juliſch-claudiſchen Hauſes.

In dem Moment, wo die Botſchaft von Gajus' Tode in Rom eintraf, befand ſich Tiberius bereits wieder in der Reſidenz. Auf Livias flehentliche Bitten hatte ihm Auguſtus endlich im Juli d. J. 2 n. Chr. erlaubt, wieder nach der Tiber zurückzukehren. Aber nur unter empfindlichen Demüthigungen. Prinz Gajus hatte zuvor ſeine Zuſtimmung zu der Rückkehr ſeines Stiefvaters außer Dienſt geben, Tiberius ſelbſt ſich die Bedingung gefallen laſſen müſſen, ſich von den Staatsgeſchäften fern zu halten. Nun aber ſah ſich Auguſtus ſowohl durch dringende öffentliche Angelegenheiten, wie durch die Verödung ſeines Hauſes genöthigt, ſich in aller Form mit Tiberius auszuſöhnen. Am 27. Juni d. J. 4 nach Chr. wurde der letztere von dem Kaiſer adoptirt und damit in die juliſche Familie aufgenommen, ihm zugleich die tribuniciſche Gewalt wieder auf fünf Jahre verliehen. Aber noch immer mußte Livia erkennen, daß ihr Gatte nur aus politiſchen Motiven zu dieſem Schritte ſich entſchloß, und andere Glieder des Kaiſerhauſes ihm ungleich näher ſtanden. Denn einerſeits hatte Tiberius unmittelbar zuvor, obwohl er von der Vipſania einen Sohn hatte, den damals etwa 16jährigen Druſus, ſich dazu bequemen müſſen, den jüngſten Liebling des Kaiſers zu adoptiren. Es war dieſes die liebenswürdigſte und reinſte Perſönlichkeit des fürſtlichen Hauſes, des edlen Druſus jugendlicher Sohn Germanicus, welchen Auguſts Schweſtertochter, die „jüngere Antonia" (Octaviens und M. Antons i. J. 36 v. Chr. geborene Tochter), eine der trefflichſten Frauen dieſer Zeit, dem jungen Feldherrn am 24. Mai 15 v. Chr. geboren hatte. Auguſtus aber, der trotz des unverſöhnlichen Bruches mit ſeiner Tochter ihre Kinder auf das zärtlichſte liebte, verheirathete den hochbegabten Germanicus ſchon i. J. 5 n. Chr. mit Agrippas jüngerer Tochter, mit der (zwiſchen dem 12. und 27. October 14 oder 13 v. Chr. geborenen,) ſtolzen und ſchönen Vipſania Agrippina, und hatte andrerſeits Agrippas letzten Sohn, den nach des Vaters Tode i. J. 12 v. Chr. geborenen Agrippa Poſthumus, gleichzeitig mit Tiberius adoptirt.

Nichts deſto weniger war der Weg zu neuer Größe jetzt für Tiberius geöffnet. Der treffliche Germanicus iſt ihm perſönlich niemals hindernd in den Weg getreten. Agrippa aber, ein ganz roher Jüngling von rieſiger Körperkraft, ohne allen Sinn für höhere Bildung, von gemeinen Sitten und Neigungen- und zügelloſer, unbeſonnener Heftigkeit, die den Auguſtus ſelbſt

nicht verſchonte, wurde ſchon i. J. 7 n. Chr., ſchwerlich ohne erhebliches Zuthun der Livia, von Auguſtus nach eingeholter Gutheißung des Senates nach der öden Felſeninſel Planaſia (j. Pianoſa) in der Nähe von Elba verwieſen und dort als Staatsgefangener gehalten. Ein Jahr ſpäter erreichte ſeine und Agrippinas ältere Schweſter Julia ein ähnliches Schickſal. Dieſe junge Dame war mit L. Aemilius Paullus, einem Großneffen des Triumvirs Lepidus, verheirathet worden. Aber ihr Glück nahm ein Ende mit Schrecken. Ihr Gatte hatte eine Verſchwörung gegen den Kaiſer angeſtiftet, die entdeckt wurde und zu ſeiner Verbannung führte. Julia dagegen, die in Ueppigkeit, Verſchwendung und liederlicher Leichtfertigkeit ihrer Mutter nachahmte, wurde nicht lange nachher des Ehebruchs überwieſen und nach der Inſelklippe Trimerus (j. Tremiti) an der apuliſchen Küſte deportirt, wo ſie zwanzig Jahre lang bis zu ihrem Tode in Haft blieb. In ihr Verderben wurde auch ein Vertrauter des fürſtlichen Hauſes, der damalige Lieblingsdichter der Weltſtadt, hineingezogen. Die Prachtblüthe des goldenen Zeitalters der Auguſteiſchen Litteratur war ſeit Horazens Tode ſchnell verwelkt. Das frühere Intereſſe des Kaiſers und des Hofes an der litterariſchen Bewegung war auch ſeit Mäcenas' Tode erloſchen, und es gab nur noch einen Elegiker in Rom, der die Oede des in ſeine rauhere Phaſe eingetretenen Principates belebte, nämlich Publius Ovidius Naſo. Dieſer Sohn einer begüterten Familie von Sulmo im Pälignerlande, ritterlichen Standes, geb. den 20. März 43 v. Chr., — ſeiner äußern Lebensſtellung nach urſprünglich praktiſcher Juriſt, — ein hochgebildeter und reichbegabter Dichter und Freund des Propertius, hatte die Technik der römiſchen Poeſie auf eine nachher nicht wieder erreichte Höhe gebracht. Compoſition, Sprache, Versbau, harmoniſches Ebenmaß ſeiner Gedichte, der leichte Fluß, die Anmuth und die Grazie ſeiner Verſe, nicht minder der oft durchklingende ironiſche Ton, waren das Entzücken der Zeitgenoſſen. Freilich war es mehr nur ein prachtvolles Gewand. Der Inhalt ſeiner Gedichte ließ ſittlichen Ernſt, ja ſelbſt Tiefe der Empfindung gar ſehr vermiſſen. Mochte immerhin die Lebenshaltung des dreimal glücklich verheiratheten Dichters eine im Sinne des Zeitalters perſönlich ehrbare ſein, ſo dominirte doch in ſeinen Gedichten bei aller geiſtreichen Beweglichkeit und vielſeitigen raſchen Empfänglichkeit Ovids für jeden Eindruck überlange die Erotik der ſinnlichſten Art. Sieht man ab von der ihrer Zeit, wie es heißt, bewunderten Tragödie „Medea", ſo hatte Ovid bis zur Zeit ſeiner Kataſtrophe namentlich durch ſeine rhetoriſch gehaltenen „Heroiden" (Briefe der Heroinen der Vorwelt an ihre Gatten oder Geliebten), durch die „Amoren", Bilder erotiſchen Inhalts, namentlich aber durch ſeine, ſcherzhafter Weiſe in Geſtalt eines kunſtgerechten Lehrgedichtes gehaltene, mit dem ganzen Apparat der Rhetorik ausgeſtattete „Kunſt zu lieben" (nämlich Liebesverhältniſſe mit Libertinen einzuleiten und dauernd zu machen), i. J. 2 oder 1 vor Chr., und durch die „Heilmittel der Liebe" (Anleitung wie man von einer läſtigen Leidenſchaft ſich befreien könne), i. J.

1 oder 2 nach Chr., die römiſchen Leſer entzückt. Während er aber ſpäter mit dem unter dem Namen der „Verwandlungen" allbekannten mythologiſchen Gedicht und mit der Sammlung römiſcher Sagen in Geſtalt eines Feſtkalenders beſchäftigt war, traf ihn ein Schlag, der den weichlichen Bürger der üppigen Hauptſtadt innerlich vernichtete. Im Zuſammenhang mit der Kataſtrophe der Prinzeſſin Julia wurde er, ohne daß wir das Nähere wirklich erfahren, durch den Befehl des Auguſtus, der ſchon ſonſt auf ihn wegen der „Kunſt zu lieben" ſehr ſchlecht zu ſprechen war, im December d. J. 9 n. Chr., für immer aus Rom verwieſen und mußte ſeinen Aufenthalt unter den Geten am ſchwarzen Meere, in der Stadt Tomi (Anadolköi bei dem heutigen Köſtendſche) nehmen, wo er trotz aller Bitten und trotz ſeiner in den „Triſtien" und „pontiſchen Briefen" ausgeſtrömten Klagen, auch in der zweiten Hälfte d. J. 17 nach Chr. geſtorben iſt.

Während in ſolcher Weiſe der Hof ſeine wenig erfreuliche Geſchichte hatte, war Prinz Tiberius ſo glücklich geweſen, im Reiche höchſt verdienſtliche Kriegsthaten auszuführen. Während ſeines Aufenthaltes zu Rhodos hatten die deutſchen Dinge eine für die Römer höchſt bedrohliche Geſtalt angenommen. Zwiſchen Rhein und Elbe allerdings blieb einſtweilen Alles ruhig. Die römiſche Civiliſation, der Handelsverkehr, die Befreundung nicht weniger angeſehener Häuptlinge mit den Römern, der Dienſt vieler junger deutſcher Krieger theils in der germaniſchen Garde zu Rom, theils in Abtheilungen der Auxiliaren, knüpfte langſam, aber ſicher immer neue Beziehungen zwiſchen den Naturſöhnen des nordiſchen Wald- und Bauernlandes und der Weltmacht des Südens. Dagegen hatten ſich gerade gegenüber dem Alpenglacis Italiens und der pannoniſchen Donau ganz unerwartet ſchnell ſchwere und drohende Gewitterwolken zuſammengeballt. Der Sieg des Druſus (S. 127) über die Markomannen i. J. 9 v. Chr. hatte dieſen Stamm ſchwer erſchüttert. Da ſtellte das Volk den tüchtigſten jungen Mann in ſeiner Mitte zu ſeiner Sicherung als Herzog an ſeine Spitze. Es war Marobodnus, den wir gewöhnlich (obwohl ſprachlich keineswegs richtig) Marbod zu nennen pflegen. Er iſt es, der zuerſt den Römern in empfindlicher Weiſe zeigte, wie bildungsfähig die deutſchen „Barbaren" waren, und daß es für Rom auch ſeine ſehr gefährliche Seite hatte, wenn begabte deutſche Jünglinge unter dem Bann der Adler militäriſch geſchult wurden. Der Sohn eines edlen Geſchlechts, eine kraftvolle Erſcheinung, kühnen und hochſtrebenden Geiſtes, ein Menſch von herriſchem Charakter und ungewöhnlich ſcharfem Verſtande, hatte ſich Marbod in jüngeren Jahren nach Rom begeben, im Dienſte des Kaiſers, der ihn perſönlich mit Gunſt behandelte und mehrfach auszeichnete, die Kriegskunſt, die Taktik, die Gewalt und Bedeutung der römiſchen Disciplin für Erfolge im Kriege praktiſch kennen gelernt. Mehr noch, er hatte auch das Gewicht und die Wirkſamkeit der monarchiſchen Ordnung erkannt, welche die Kräfte eines Volkes Einem Willen dienſtbar macht. Als ihn jetzt die Wahl ſeines Stammes an die Spitze ſtellte, beſtimmte er zuerſt (8 v. Chr.)

die Markomannen und was sich ihnen von andern Stämmen sonst noch anschloß, das durch die Römer in Hessen, am Oberrhein und in Augsburg höchst gefahrvoll umklammerte südwestdeutsche Land zu räumen und aus dem Mainthal nach dem böhmischen Bergkessel überzusiedeln, den die Markomannen vielleicht schon vor mehr denn fünfzig Jahren den Bojern abgewonnen hatten, jetzt aber zum Centralsitze einer neuen Macht gestalteten.

Hier überzeugte Marbod seine Markomannen, daß man den Römern nur widerstehen könne, wenn man sie mit gleichen Waffen zu bekämpfen vermöge. So wurde der Platz Marobudum oder Marobudunum die Centralstellung des neuen Reiches, welches der kühne Herzog ins Leben rief. Seine persönliche Stellung wurde die eines Königs; zwar blieben die Versammlungen des Volkes und des Adels bestehen, die Gerichtsbarkeit in der Hand der gewählten Richter. Aber während für das Regiment nach Innen List und Gewalt für Marbod leicht ersetzten, was an rechtlicher Befugniß fehlte, schuf er sich seine wesentliche Macht durch Ausbildung eines gewaltigen Heeres, welches in strengerer Ordnung sich bewegte, als sonst der deutsche Heerbann, theilweise auch nach römischer Art bewaffnet und geschult wurde. An Marbods persönliche Gefolgschaft lehnte sich theils der Heerbann der Markomannen, theils der Zuzug anderer deutscher Söldnerschaaren. Dieses Heer aber schulte er theils der Beute halber, theils zur Umbildung in eine wirkliche Armee, theils zur Ausdehnung seiner Macht, durch umfassende Kriegszüge, die — von Böhmen und Mähren aus nach den Karpathen und der Weichsel, nach der Oder und nach der Elbe gerichtet — allmählich die deutschen Völker bis zur Ostsee unter seiner Oberhoheit vereinigten. Allmählich wurde Marbod der bewunderte Held aller deutschen Stämme; er galt als der natürliche Vorkämpfer der Deutschen gegen die Römer, die ihn endlich nur mit äußerster Besorgniß betrachteten.

Augustus sah nicht allein mit Unwillen, daß Marbod, so rücksichtsvoll er gegen die Römer noch immer auftrat, so freundschaftlich er mit dem palatinischen Hofe verkehrte, dennoch sich als dem Kaiser des Südens völlig ebenbürtig fühlte. Er fürchtete nicht allein, daß die Widerstandskraft der Deutschen zwischen Rhein und Elbe gegen die Legionen aus dem Hinblick auf das böhmische Reich erhebliche Stärkung ziehen müsse. Im Sinne der uralten Politik Roms, die bis zum Auftreten der Sasaniden und der deutschen Völkerbündnisse des dritten Jahrhunderts konsequent fortgesetzt worden ist, sollte überhaupt an Roms Grenzen keine starke Waffenmacht geduldet werden. Am wenigsten unmittelbar vor den Pforten der Alpen, Angesichts der dumpf grollenden Pannonier; am wenigsten ein Reich, welches durch Sammlung und Schulung der jugendfrischen deutschen Waffenkraft die Vortheile aufzuwiegen schien, welche Kriegskunst und geschlossene Einheit den Römern bisher noch über die isolirten deutschen Völker verliehen hatte.

Augustus hatte anfangs nur erst Rekognoscirungen im großen Stil

gegen Marbods Arbeiten versucht. Sein gallischer, seit 6 v. Chr. fungirender Legat L. Domitius Ahenobarbus, der mit der Octavia und des M. Antonius älterer Tochter vermählte Sohn des alten antonianischen Admirals, (er selbst Neros Großvater), erhielt den Auftrag, von Rätien aus Marbod zu überwachen. Als dieser Römer die Hermunduren abgeneigt sah, sich unter Marbods Hoheit zu stellen, und nun vor Marbods Angriffen der zwischen der meißnischen Elbe und der Saale wohnende Theil dieses Volkes seine Sitze verließ, nahm er sie unter Roms Schutz, überwies ihnen das von den Markomannen verlassene Mainthal, und dehnte somit Roms Einfluß mittelbar bis zum Thüringer Walde und bis zum Voigtlande aus. Auf diese Allianz gestützt, wagte er dann i. J. 2 v. Chr. den überaus verwegenen Zug von Augsburg quer durch Süddeutschland und das Voigtland, bis zur mittleren Elbe, die er dann überschritt, um bis zur Havel vorzudringen. Freilich scheint gerade dieser Vorstoß der Römer die Semnonen (in der Mark Brandenburg) und die Langobarden erst recht bestimmt zu haben, zu ihrer Sicherheit sich nun an Marbod anzuschließen. Freilich hat Domitius, als er i. J. 1 v. Chr. wieder am Rhein kommandirte, zwar von Vetera nach der mittleren Ems durch weite Moorstrecken eine praktikable Straße gelegt, dann aber durch einen nachdrucks- und erfolglosen Versuch, in inneren Parteiungen der Cherusker zu vermitteln, die im westlichen Deutschland jetzt an die Stelle der Sigambrer getreten waren, Roms Ansehen in Westdeutschland derart erschüttert, daß erst i. J. 3 nach Chr. ein neuer Legat hier das alte Verhältniß wieder herstellen konnte. Es war der ausgezeichnete Feldherr Gajus Sentius Saturninus; ein Mann von altrömischer Kraft, Würde und Tüchtigkeit, der wie nur wenige Römer es verstand, auf die Sinnesweise der freien Deutschen einzugehen und sie durch überaus geschickte, loyale und vorsichtige Behandlung für sich und Rom zu gewinnen.

Nun hatte endlich Augustus sich mit Tiberius wieder ausgesöhnt, und sofort wurde der Plan entworfen, mit Marbod gründlich aufzuräumen, der bereits über ein Heer von 70,000 Mann und 4000 Pferde gebot, an welches sich leicht viele Tausende andrer deutscher Krieger anschließen konnten. Mit einer diplomatischen Meisterschaft, der hernach der König der Markomannen, der die wahre Gesinnung der Römer gegen ihn trotz seiner Klugheit doch niemals erkannt hat, erliegen sollte, beschlossen die römischen Staatsmänner, zuerst noch einmal einen großen Aufmarsch der Legionen bis zur Unterelbe zu versuchen. Es galt, unter allen Umständen zuerst das westliche Deutschland sich zu sichern; blieb Marbod dem gegenüber ruhig und neutral, so verlor er bereits bei den Deutschen sein Ansehen als der allein berufene Vorkämpfer der germanischen Freiheit gegen Rom. Es ist auch wirklich so gekommen. Marbods politischer Weitblick deckte sich nicht mit seiner fürstlichen Herrschsucht. Tiberius, der noch im Sommer d. J. 4 n. Chr. (in Begleitung seines Bewunderers und Biographen, des Reiteroberſten M. Vellejus Paterculus), als Oberfeldherr am Rhein erschien, dirigirte den Sentius

gegen die Katten, schüchterte persönlich alle unruhigen Elemente zwischen Lippe und Osning durch den Aufmarsch der Legionen gründlich ein, überschritt die Weser, nöthigte die östlichen Theile der Cherusker, in die Clientel Roms einzutreten, und hielt bei Aliso die Winterquartiere. Und während nun im Laufe d. J. 5 nach Chr. Augustus den großen Markomannenkrieg theils durch die Formirung einiger neuer Legionen, theils durch (S. 100 fg.) Verlängerung der Dienstzeit der Veteranen um vier Jahre, wie auch durch ausgiebigere Gestaltung der Entlassungsgelder in verschiedener Weise vorbereitete, hat Tiberius einerseits in Begleitung cheruskischer Schaaren von Aliso her den Marsch durch Niederdeutschland bis zu der Gegend von Hamburg siegreich ausgeführt, die Langobarden über die Elbe gedrängt, das Land elbaufwärts rekognoscirt, andererseits die Rheinflotte nach der Mündung der Elbe und in dieser aufwärts bis zu seinem Lager segeln lassen. Mehr noch, ein römisches Geschwader hatte die Küste bis zur Nordspitze von Jütland befahren und die Flagge des Kaisers im Kattegatt entfaltet.

Nach so imposanten Erfolgen und Demonstrationen sollte nun der Todesstoß gegen das Reich des Königs Marbod geführt werden. Die Römer boten zu solchem Zwecke gewaltige Massen auf. Tiberius, dem der illyrische Legat Valerius Messalinus aus Dalmatien und Pannonien sechs Legionen zuführte, machte Carnuntum (S. 114) zu seiner Basis, von wo aus er im Frühling d. J. 6 n. Chr. ein Stück an der norischen Donau aufwärts marschirte. Dann überschritt er den gewaltigen Strom, legte ein festes Lager an, und wandte sich dann westnordwestlich gegen Böhmen und Marbods Hauptstadt. Gleichzeitig war aber auch Sentius Saturninus mit sechs rheinischen Legionen von Mainz ausgerückt, hatte sich mit Hilfe der Hermunduren mit Axt, Radehacke, Grabscheit und Feuerbränden Bahn gebrochen durch die Wälder des Maingebietes, und wollte nun in der Richtung auf den Regensburger Donau-Abschnitt ebenfalls Böhmen erreichen. Endlich waren die beiden Heersäulen der Römer einander so nahe gekommen, daß die Feldherren sicher erwarten konnten, die 15 bis 20 deutschen Meilen, die sie noch von einander trennten, gleichzeitig zu überwinden. Sie hofften binnen fünf Tagen mit einander zusammenzutreffen und zwar vor Marbods Lager. Es war sehr wahrscheinlich, daß die 150,000 Romanen, die jetzt auf böhmischer Erde standen, die prächtige Armee Marbods zerschmettern würden. Da erreichte den Tiberius die Schreckenskunde, daß jenseits der Donau ganz Pannonien und Dalmatien in Flammen stehe!

Seit dem Jahre 9 v. Chr. war in den zertretenen Landschaften Dalmatiens und Pannoniens eine neue und kraftvolle Jugend herangewachsen. Unter dem Drucke der römischen Verwaltung und der schweren römischen Steuern hatten mehrere Häuptlinge, namentlich die Dalmatiner Pinnes und Bato (Fürst der Dysidiaten) und der Pannonier Bato, Fürst der Breuker zwischen Save und Drau, auf die neue Generation die Hoffnung gesetzt, einst eine neue Erhebung gegen Rom wagen zu können. Als nun Tiberius weitaus den

größten Theil der römischen Truppen aus dem Lande nach Carnuntum zog, entzündete sich an dem Versuche der Einwohner, den Ausmarsch der als Nachschub für die Auxiliaren ausgehobenen jungen Leute zu hindern, zuerst in Dalmatien ein Aufstand, der mit furchtbarer Schnelle und Ungestüm sich über die Doppelprovinz ausbreitete. Allenthalben wurde die italische Civilbevölkerung ermordet, schwache römische Abtheilungen aus dem Felde geschlagen. Bald hatte sich eine Volksmasse von 800,000 wüthenden Menschen empört, von denen 200,000 Mann zu Fuß und 9000 zu Roß die Waffen trugen. Alles Land vom Neusiedler See bis zum Balkan und Skardos, von Montenegro bis zur dakischen Donau war für die Römer verloren, und nur wenige Festungen, wie Siscia und Sirmium, hielten sich wie Felseninseln gegenüber der blutigen Fluth der Empörung. Wohl hielt auf der Ostseite der tapfere mösische Legat A. Cäcina Severus mit thrakischer Hilfe tapfer Stand. Dafür aber warfen sich die Aufständischen mit Mord, Raub und Brand auf Makedonien, ihre Corsarenschiffe plünderten die adriatische Ostküste bis nach Apollonia, und schon sammelten sich die Sturmkolonnen, die sich gegen Tergeste und Italien wenden wollten.

Ganz Italien zitterte vor der ungeheuren Gefahr. Es war eine Krisis, wie zu Hannibals Zeit. Augustus mußte erkennen, daß die Armee, die er geschaffen hatte, für die ihr gestellte Aufgabe nicht ausreichte. Er mußte sich entschließen, von allen Theilen des Reiches in Sturmeseile die Besatzungen heranzuziehen, zugleich aber mit Anspannung aller finanziellen Mittel (s. S. 35) und Aufbietung aller Kräfte aus Freiwilligen, frischen Rekruten, ausgedienten Veteranen, Seesoldaten, selbst Freigelassenen, eine Reihe neuer Legionen zu bilden. Aber ehe das Alles möglich wurde, mochte Italien verloren sein, — falls nicht Tiberius helfen konnte.

Da rettete die ungeheure politische Kurzsichtigkeit des Königs Marbod das Reich. Tiberius entschloß sich zu der Demüthigung, dem „Barbaren" selbst den Frieden anzutragen. Marbod aber dachte weder an die Pannonier und Dalmatiner, noch an die Freiheit der Germanen, die er jetzt so leicht retten konnte. Er erwog und erkannte nicht, daß die Römer — zu allen Zeiten in ihrer eiskalten Realpolitik ohne jeden Hauch der Großmuth — ihn zu besserer Zeit um so sicherer niederwerfen würden, je mehr sie jetzt vor ihm zitterten. Er gab sich in der eitlen Freude, daß der gewaltige Sohn des Kaisers jetzt mit ihm als ebenbürtigem Machthaber verhandelte, ganz den Einwirkungen der auf seinen Charakter vortrefflich berechneten Diplomatie des Prinzen hin und schloß auf „gleiche Bedingungen" hin den Frieden ab.

Nun hatte Tiberius freie Hand gegen die Aufständischen. Er brach mit seiner gesammten Macht, zu der noch ein starker Theil der rheinischen Legionen kam, nach Süden auf, schreckte einfach durch die Richtung seines Marsches die Feinde von dem Einfalle in Italien ab, und machte es nun möglich, den dalmatisch-pannonischen Krieg systematisch und planmäßig

einzuleiten. Die Tapferkeit, die soldatische Schulung und die Masse der Empörer machten es aber den Römern sehr schwer, des Aufstandes Meister zu werden, zumal die Pannonier sich mit den Dakern und Sarmaten verbündeten, die durch ihre Einfälle den Cäcina und die thrakischen Hilfstruppen nöthigten, die untere Donau zu hüten. Nur mit starken Verlusten vermochte zuerst Valerius Messalinus in Pannonien den dalmatischen Bato zu schlagen. Aber gegen die an dem bewaldeten Almasgebirge zwischen Sirmium und Siscia (Vrndika gora bei Mitrovitza) und am Claudischen (Warasdiner) Gebirge gesammelten Schaaren der beiden Bato vermochte er einstweilen nichts auszurichten, während Makedonien endlich durch thrakische Hilfstruppen geschützt wurde.

Gegen Ende des Jahres 6 n. Chr. vereinigte sich Tiberius wieder mit Messalinus. Sie nahmen zu Siscia die Winterquartiere, und versuchten es nun i. J. 7 n. Chr., von dieser Centralfestung aus nach allen Seiten furchtbare Stöße zu führen. Sie hofften durch schreckliche Verheerung des Landes und Absperrung aller Zufuhr die Empörung allmählich überwältigen zu können. Allein auch die Verpflegung der großen römischen Truppenmassen machte große Noth, und die Schwierigkeit und die Kosten der Verpflegung wirkten auch auf die Hauptstadt Rom störend zurück. Erst im Sommer dieses Jahres war die taktische Ueberlegenheit der Römer hergestellt. Cäcina führte die mösischen, Germaniens aus Italien frische Legionen heran; aus den östlichen und südlichen Provinzen des Reiches kamen fünf Legionen an. Nun endlich verfügte Tiberius über 15 Legionen. Mit Einschluß von 10,000 neu eingezogenen Veteranen und massenhaften Auxiliaren, darunter viele deutsche Soldaten, waren jetzt etwa 180,000 Krieger aller Waffengattungen gegen den Aufstand verfügbar, wurde es möglich, den furchtbaren Brand überall zu isoliren und das Feuer nun bezirksweise auszutreten. Der Krieg konnte jetzt durch starke Colonnen in den verschiedenen Kantonen Illyriens gleichzeitig geführt werden. Noch aber blieb die Sache für Augustus so bedenklich, daß er sich mit Ablauf der ersten Winterwochen des Jahres 8 n. Chr. nach Ariminum begab, um den Kriegsschauplatz aus größerer Nähe zu überblicken. Nun aber begannen doch die Noth, die Lagerseuchen, und die diplomatische, die Einigkeit unter den feindlichen Führern spaltende und zersetzende List der Römer die Kraft des Aufstandes zu brechen. Zunächst unterlag jetzt Pannonien den Waffen des Tiberius; im Sommer d. J. 8 kapitulirten am Bathinus, (d. i. an der Bednya, die südöstlich von Warasdin vorüberfließend in die Drau fällt,) die Heerhaufen der Fürsten Bato und Pinnes.

So schien denn das Schwerste überwunden zu sein. Zunächst bis zur Save und Kulpa konnten in dem verödeten Lande die Arbeiten sofort wieder aufgenommen werden, auf Grund deren diese wie die übrigen Donauländer des Ostens später eine damals noch nicht entfernt geahnte, wahrhaft großartige Bedeutung für die Zukunft des Reiches gewinnen sollten. Freilich

war der Sieg sehr theuer bezahlt worden. Den Umfang der Verluste an Menschen und Eigenthum kennen wir gar nicht. Aber der Kaiser hatte sich entschließen müssen, den Stand der mobilen Armee von 18 auf 26 Legionen mit den entsprechenden Auxiliaren, und damit (S. 108) die Ausgaben für die Armee bleibend zu erhöhen. Auch die (S. 68) lästige, nur mit höchstem Widerstreben aufgenommene, im Jahre 6 in der höchsten Noth eingeführte Erbschaftssteuer blieb. Aber die Kriegsnoth und die große Gefahr war doch glücklich vorbei. Auch das römische Volk athmete wieder auf und freute sich des Sieges, welchen der finstere Tiberius und der junge Liebling des Kaisers wie der Nation, Prinz Germanicus, neu erkämpft hatten. Sonst freilich war es ein grauer, trüber Himmel, der jetzt über Rom sich ausbreitete. Die Generation, welche den jungen Weltfrieden und das Principat mit Jubel begrüßt hatte, war ins Grab gesunken. Das neue Geschlecht, welches bereits unter dem Kaiserthum herausgewachsen war, fühlte sich theils gelangweilt, theils stand es ziemlich kühl dem greisen Kaiser gegenüber, der ein verdrießlicher und strenger Herr geworden war; der wohl unter Umständen (wie im Jahre 4 n. Chr. auf Liviens klugen Rath den Gnäus Cornelius Cinna, einen Sohn des Faustus Sulla von einer Tochter des alten Pompejus,) einen gefährlichen Verschwörer, durch kluge Milde und wohlberechnete Großmuth entwaffnete und für sich gewann, aber in den späteren Jahren doch nun anfing, Pasquille und Schmähschriften gegen seine Person gerichtlich zu verfolgen, und namentlich im Jahre 8 n. Chr. den berühmten Redner Cassius Severus, einen Sachwalter und Schriftsteller, seiner Parteifarbe nach leidenschaftlicher Republikaner und Mann der systematischen und unversöhnlichen literarischen Opposition gegen das Principat, persönlich ein überaus herber und schroffer Charakter, wegen der unerhörten Bitterkeit und Leidenschaftlichkeit seiner gegen hochstehende Römer und Römerinnen gerichteten Flugschriften durch das Senatsgericht zur Verbannung nach Kreta verurtheilen, und das Verbot seiner Schriften aussprechen ließ. Dagegen war es der Senat selbst gewesen, der einige Zeit zuvor die Vernichtung der Zeitgeschichte des dem Severus nahe befreundeten Historikers Titus Labienus verfügt hatte, weil dieser Mann im Sinne der republikanisch-pompejanischen Richtung seines Hauses die maßloseste Schroffheit des Wortes gegen alle Gegner seiner Partei zum Grundton seiner historischen Darstellung der römischen Neuzeit machte.

Für mancherlei Unbehaglichkeiten dieser Art mußten sich die Römer wie der Kaiser selbst durch ihre kriegerische Gloire entschädigen. Und gerade damals schienen die Zustände der neuen deutschen Provinz sich für die Römer besonders erfreulich gestalten zu sollen. Die Verwaltung des Legaten Sentius schien ihre Früchte zu tragen. Man hatte es wagen können, allmählich fast alle alten Legionen vom Rhein nach Pannonien wegzuziehen. Seit dem Jahre 7 n. Chr. standen nur fünf Legionen auf der Rheinlinie, darunter drei (XVII., XVIII. und XIX.) der in der pannonischen Nothzeit

neu formirten. Dann war Sentius ſelbſt im Spätſommer dieſes Jahres mit vielen norddeutſchen, namentlich cheruskiſchen Auxiliaren, unter ihnen die ſtattlichen Söhne des Häuptlings Segimer, Flavus und Arminius (was man gewöhnlich, obwohl unrichtig, durch Hermann wiedergiebt,) nach Pannonien abmarſchirt. Unter den Cheruskern ſelbſt war Armins Oheim Ingomar anſcheinend ganz für die Römer gewonnen; als ihr eifrigſter Anhänger aber galt der alte Häuptling Segeſt, ein rieſiger Krieger, der von Roms unwiderſtehlicher Macht ſo ganz überzeugt war, daß ihm Widerſtand gegen die Legionen helle Thorheit, inniger Anſchluß an das römiſche Reich ebenſo weiſe als nothwendig erſchien. Ihm hatte Auguſtus das römiſche Bürgerrecht verliehen; ſein Sohn Segimund wurde dann Prieſter zu Cöln bei dem in der ubiſchen Hauptſtadt für die deutſche Provinz errichteten Altar und Kultus des Auguſtus. So wagte es denn der alte Kaiſer, nicht allein den Sentius durch einen Legaten zu erſetzen, der ſeit Jahren das Schwert gewöhnlich nur bei Paraden gezogen hatte, ſondern auch die Art der römiſchen Provinzialverwaltung jetzt unmittelbar in den Gauen der deutſchen Verbündeten einzuführen. Der Römer, dem dieſe heikle Aufgabe zufiel, war Publius Quinctilius Varus, der mit einer Tochter der Prinzeſſin Octavia aus ihrer erſten Ehe mit Marcellus vermählt, deſſen Sohn mit einer Tochter des Germanicus verſprochen war; wie früher Sentius, ſo hatte auch er zuletzt Syrien verwaltet. Sein Neffe L. Nonius Asprenas begleitete ihn als Unterfeldherr.

Das Werk des Varus ſchien gelingen zu ſollen. Alle Nachrichten, die er nach Rom ſchickte, lauteten über alle Erwartung günſtig. Und nun gelang es auch den Prinzen Germanicus und Tiberius während des Jahres 9 n. Chr. die letzte Kraft der Dalmatiner zu brechen. Die letzten Felſenneſter des tapferen Volkes wurden erobert, Fürſt Bato ergab ſich, es blieb nur noch übrig, die polizeiliche Sicherheit im Lande überall herzuſtellen. Die Zeit war da, Pannonien ſelbſtändig zu ſtellen, und dieſes Land, ſo wie den Süden von Liſſos bis nach Albona und Flamona und dem Fluſſe Arſia („Illyricum" oder Dalmatien), jenes mit Poetovio, dieſes mit Salonä als Hauptſtadt, als ſelbſtſtändige Provinzen zu organiſiren. Germanicus hatte in der Mitte des Septembers die letzte große Siegesbotſchaft nach der palatiniſchen Hofburg gebracht. Ganz Rom war entzückt; die Welthauptſtadt ſchickte ſich an, ſich in einer Reihe prunkvoller Siegesfeſte zu berauſchen. Da trugen — der junge Held war nur erſt ſeit fünf Tagen wieder in Rom — die Eilboten des Reiches eine Botſchaft nach der Reſidenz, die wie ein dämoniſcher Schrei aus dem Hades hineingellte in den Siegesjubel: eine Botſchaft, vor welcher dem alten Imperator die Knie ſchlotterten, und bleiches Entſetzen ſich über die römiſche Welt ausbreitete. Es war die Schreckensnachricht: „Varus iſt todt! Die ganze niederrheiniſche Armee liegt vernichtet in den Schluchten und Sümpfen des Teutoburger Waldes!"

Die furchtbare Nachricht war nicht übertrieben. Auguſtus hatte ſich ſowohl in dem Zeitpunkt, wo er die Deutſchen in das eiſerne Joch einer römiſchen Provinz zwingen wollte, wie noch mehr in der Wahl ſeines Legaten vergriffen. Es hätte noch lange der Kunſt mehr als eines Sentius bedurft, um die ſtolzen Germanen dem Römerthum ſchrittweiſe zu aſſimiliren. Varus aber, der eine Aufgabe übernahm, wo das Meiſte auf die Perſon ankam, hatte gar keine Eigenſchaften, die den kriegeriſchen Deutſchen imponiren konnten. Während er bei richtiger Erwägung der Lage eher zu langſam als zu ſchnell hätte vorgehen müſſen, hatte dieſer Menſch, — der perſönlich ſehr wahrſcheinlich nicht ſchlimmer war, als der Durchſchnittsſchlag römiſcher Statthalter, — nur den Gedanken, des Kaiſers Befehl ſchnell und unmittelbar auszuführen. Bei ſehr beſchränkter Einſicht, ſehr untergeordneter Menſchenkenntniß, dabei offenbar hartnäckig und von ſich eingenommen, fehlte ihm ohne Zweifel noch mehr, als den meiſten Romanen ſeiner und ſpäterer Zeiten, die Fähigkeit, die höchſt eigenthümliche Volksnatur der Germanen, und ſpeziell der Stämme, mit denen er es zu thun hatte, zu verſtehen und zu behandeln. Er trat in Germanien auf, wie in Syrien mit ſeinem ſchlaffen, ſeit Alters an Knechtſchaft gewöhnten Volke und ſeiner geſchulten und geſchmeidigen Beamtenſchaft. Ob er dabei auch perſönlich ungeſchickt aufgetreten iſt und auch da verletzt hat, wo er gar nicht daran dachte, erfahren wir nicht.

Genug, als Varus von der neuen Hauptſtadt Aliſo aus einfach anfing, die römiſche Beſteuerung und die römiſche Jurisdiction unter den deutſchen Völkern zur Durchführung zu bringen: da wurde den Germanen zu ihrem Entſetzen klar, was eine römiſche Provinz für ein bisher freies Volk zu bedeuten hatte. Aber, obwohl das neue Verfahren der Römer uralte Sitten, Brauch, und Rechtsgewohnheiten Aller, und die Intereſſen ſehr Vieler höchſt empfindlich verletzte, ſo blieb doch Alles ruhig, und Varus konnte die ſchönſten Depeſchen nach Rom ſchreiben. Es war dieſes nur natürlich. Einmal iſt die Volksnatur gerade dieſer deutſchen Stämme derart, daß ſie nicht allein lange Zeit gebrauchen, um ſich fühlbar, dann aber auch mit furchtbarer Gluth und Nachhaltigkeit zu erhitzen, ſondern auch auffallend lange die tiefſte innere Erregung unter äußerer Ruhe verbergen. Dann aber bedurfte es in einer Zeit, wo es hier noch gar keine Centralplätze, nicht einmal große Dörfer gab, einer ziemlich langen Friſt, bis die neue Politik der Römer, vor Allem die neue, fremdartige, mit ihren Todesurtheilen und Körperſtrafen vorzugsweiſe bitter empfundene Art der Juſtiz, auf allen Höfen und Dörfern, in allen Thälern und Waldſchluchten zwiſchen Harz und Taunus, zwiſchen Ems und Werra, die tiefſte Erbitterung dieſes Bauernvolkes entzündet hatte. Aber auch ſo mußte man ruhig bleiben, ſo lange kein Führer von allgemeinem Anſehen die Fürſten, die Gefolgſchaften, die Maſſen des Heerbanns dieſer Völker zuſammenfaſſen und einen Weg finden konnte, um den drei Legionen, mit denen Varus von Aliſo aus die Provinz überwachte, eines Tages unter Umſtänden den Kampf anzubieten, wo die deutſchen

Massen nicht wie bisher vor den Waffen und der Taktik der Römer sicher erliegen mußten.

Ein solcher Führer bot sich nun den Deutschen seit Ende des Jahres 8 n. Chr. Er kam aus den Reihen gerade jener jungen Fürstensöhne, die bisher ihre Kraft im Dienste der Römer geschult hatten. Rom sollte jetzt die mit Marbod gemachte Erfahrung zum zweiten Male und in viel schlimmerer Weise erleben. Denn der neue Gegner, der erste große Mann der deutschen Nation, war ein Feind, wie ihn das Reich seit Hannibals Zeit nicht mehr gesehen hatte. Ein junger Held, der seinen deutschen Zeitgenossen als Feldherr und als Politiker um mehr als Ein Jahrhundert voraus war, und seines Gleichen erst wieder in den Tagen der Völkerwanderung gefunden hat. Der junge Cherusker Arminius (geb. 17 oder 16 v. Chr.) war damals aus dem pannonisch-dalmatinischen Kriege zurückgekehrt, wegen seiner Verdienste um die römische Sache mit dem römischen Bürgerrecht und der Ritterwürde ausgezeichnet. Was jetzt neben seiner imposanten Persönlichkeit und seiner außerordentlichen Kriegstüchtigkeit den 26jährigen Fürstensohn sofort zum rechten Führer seines Volkes, zum ausdauerndsten Gegner der Römer gemacht hat, ist uns leider verborgen. Sei es daß eine böse persönliche Erfahrung, sei es daß das Auftreten der Römer in Pannonien ihn über die wahre Stellung der Romanen zu den übrigen Nationalitäten aufgeklärt hat, sei es daß erst der Einblick in das Walten des Varus für ihn das Entscheidende gewesen ist: als er zwischen der Mannentreue gegen Rom und der höheren Pflicht gegen sein Volk wählen mußte, entschied er sich in diesem herben sittlichen Conflikt mit ungeheurer Entschlossenheit für die nationale Freiheit, und wurde den Römern sofort ein viel gefährlicherer Gegner als König Marbod.

Eine echt norddeutsche Kernnatur, war Armin der erste Führer dieser Stämme, bei dem der trotzige Freiheitsinstinkt zu bewußter Vaterlandsliebe und klarem Nationalgefühl, die wilde Tapferkeit des deutschen Recken zu besonnenem Heldenmuth und wirklicher Feldherrngröße veredelt auftritt. In jungen Jahren schon an Kraft, Einsicht und Geschick ein ausgezeichneter Heerführer; unvergleichlich in seiner Kunst, die Massen in Fluß zu bringen und an sich zu fesseln; in seiner Kenntniß des römischen Wesens ebenso geschickt, die römische Schulung für die Deutschen nutzbar zu machen, als frei von Marbods rein persönlichen Interessen dienender, herrischer Sinnesweise, — wurde er endlich den Römern auch in dem Kampfe der List gefährlich; denn schon Armin verstand die Kunst, auch da noch die Methode der treuherzigen Biederkeit mit gefährlicher Naturwahrheit festzuhalten, wo er täuschen wollte. Es war sein Meisterstück als Politiker, die von langer Zeit her eingeleitete Volkserhebung gegen die Römer gerade aus dem Hauptquartier des Varus heraus vorzubereiten.

Armins persönliche Bedeutung und bisherige Stellung im römischen Heere machte es ihm nicht schwer, das volle Vertrauen des römischen Legaten

zu gewinnen, während sich ihm mit zwei oder drei Ausnahmen sämmtliche Häuptlinge unterordneten, sobald er ihnen nur seine wahre Gesinnung enthüllt hatte. Ging nun seine Absicht auf die vollständige Vernichtung der Varianischen Armee, so besteht doch über das Detail der Art, wie er sein Ziel erreicht hat, noch heute — trotz des zum Theil sehr leidenschaftlich geführten litterarischen Streites der verschiedenen Forscher — keine volle Sicherheit; nur das eine steht außer Zweifel, daß Armin das römische Heer in der Nähe des Quellgebietes der Ems und der Lippe wirklich vernichtet hat.

Armin hatte seine Anhänger bestimmt, im Laufe des neunten Jahres n. Ch. den Legaten systematisch in die vollständigste Sicherheit einzuwiegen, namentlich seinen richterlichen Liebhabereien möglichst schmiegsam entgegenzukommen. Es gelang ihm, den Varus zur Detachirung vieler kleiner Abtheilungen, namentlich der Auxiliaren, nach den einzelnen Gauen zu bereden, wo sie angeblich den Interessen der befreundeten Fürsten dienen sollten. Mehr noch, man verleitete den Varus zu dem gefährlichen Schritte, sein Sommerlager (S. 99) — diesmal selbst von vielen Frauen, Kindern und Dienern der höheren Offiziere und sonstigem Troß begleitet — tief im inneren Cheruskerlande aufzuschlagen, vielleicht sogar an der Weser; etwa in der Gegend von Minden oder etwas höher aufwärts an diesem Strome. Es scheint, daß die römische Chaussee, obwohl minder vollständig als bis Aliso ausgeführt, von dieser Festung durch den Dörenpaß, dann nordwärts bis zur Gegend des j. Herford, und weiter bis zur Weser-Scharte fortgeführt war. Während nun der kurze deutsche Sommer jener Zeit sich seinem Ende näherte, hatte Armin die Cherusker, die Katten, die Reste der Sigambrer, die Marsen, die Brukterer, und einige kleinere Stämme zu einer festen Kriegsallianz vereinigt; die Völker warteten bereits auf das Zeichen zum Aufstand, welches die Fürsten geben sollten. Endlich als bereits die herbstliche Regenzeit sich einzustellen begann, eröffnete ein südlicher Stamm — man nimmt gewöhnlich an, ein Theil der Katten — die Empörung. Sie muß sehr drohend ausgesehen haben.[1]) Varus beschloß sofort, sie zu unterdrücken. Die deutschen Fürsten sollten ihre Krieger aufbieten, um den Legaten bei dem Zuge zu unterstützen. Nun hatte ihn Armin so weit gebracht, wie er ihn haben wollte. Es war umsonst, daß Segest, theils aus Mannentreue gegen die Römer, theils aus Eifersucht gegen den jungen Fürsten, den Varus über die Lage aufklärte und ihm die Mittel angab, die Verschwörung unschädlich

1) Eine andere, höchst energisch verfochtene Ansicht ordnet die Ereignisse anders. Sie verlegt Aliso nach Hamm, das Sommerlager des Varus nach Herford, und läßt die Marsen sich zuerst empören, um den Römern die Heerstraße zwischen der Dörenschlucht und Hamm zu sperren. Varus verläßt daher die Heerstraße hinter der Döre, marschirt nun durch die Senne, und wird endlich auf dem Kaiboden und in den damaligen Urwäldern der Hügellandschaft zwischen Stromberg und Beckum, etwa zwei Meilen nördlich von Hamm vernichtet, und zwar vollständig schon am zweiten Schlachttage.

zu machen. Die ſtolze und beſchränkte Art des Legaten ſchlug jede Warnung in den Wind. Der Ausmarſch begann.

Es ſcheint nun, daß Varus, in der Abſicht zunächſt die Frauen und den Troß erſt ſo ſchnell als möglich nach Aliſo zu bringen, ſich hat bereden laſſen, die auf weitem Bogen ziehende Straße von der Weſer nach Aliſo, beziehentlich nach der Dörenſchlucht im Lippiſchen Walde, zu verlaſſen und einen kürzeren Weg quer durch die Wälder im heutigen Lippiſchen Lande zu nehmen. Er mochte dieſen Marſch durch „Freundesland" für unbedenklich halten, zumal er deutſche Führer hatte. Unter dieſen Umſtänden war auch von einer verſtändigen Marſchordnung gar nicht die Rede. Nun aber führen ihn die Deutſchen in ſchwierige Waldgegenden hinein; die Fürſten ziehen ab, um ihre Gefolgſchaften und die bereits aller Orten ſich ſammelnden Maſſen heranzuführen, — die zerſtreuten römiſchen Abtheilungen werden überall niedergehauen, dann geht es zu der wilden Adlerjagd, zum Sturm auf die Legionen. Die erſten deutſchen Haufen trafen auf den Zug des Varianiſchen Heeres, als dasſelbe bereits durch das Hereinbrechen furchtbarer Regengüſſe und wilder Stürme in die heilloſeſten Schwierigkeiten ſich verwickelt ſah. Und nun (9. September) beginnen die erſten Angriffe auf das weithin aus einander gezogene römiſche Heer, welches im Kampfe mit Weg, Urwald, Wind und Wetter, durch den Troß überall geſtört, nirgends recht ſchlagen kann, und die ſchrecklichſten Verluſte erleidet, bis es endlich einen Platz gewinnt, wo es ſich zu verſchanzen vermag.

Nun aber zeigte es ſich, wie verderblich für die Römer der Umſtand wirkte, daß Varus ſelbſt nur dem Namen nach ein Feldherr war, daß keiner ſeiner Stabsoffiziere ihn zu ergänzen vermochte, und daß die drei jungen Legionen unter ſeinem Kommando den Krieg in Deutſchland noch niemals erlebt hatten. Die unſichere Leitung erſchütterte darum auch ſehr ſchnell alle Zuverſicht der Truppen. Trotzdem geſchah einiges Verſtändige. Man zerſtörte alles überflüſſige Gepäck; man wandte ſich nach Weſten, um ſo ſchnell als möglich die gebahnte Straße nach Aliſo wieder zu gewinnen. Aber als man am 10. September nach anfangs beſſeren Erfolgen in das Dickicht des Lippiſchen Waldes gelangte, zogen die Römer vor den Deutſchen wieder überall den Kürzeren. Am 11. September endlich, wo man die Dörenſchlucht erreichte und nur noch wenige Stunden von Aliſo entfernt war, brach unter erhöhter Wuth der Elemente und vor den immer dichteren Maſſen der deutſchen Krieger das volle Verderben über die Römer herein. Der Kampf löſte ſich in eine Reihe von Einzelgefechten auf, die nun überall zu Ungunſten der in Maſſe zuſammengehauenen Römer ausliefen. Varus ſelbſt und andere höhere Offiziere gaben ſich ſelbſt den Tod, und das ſchreckliche Gemetzel hörte nicht auf, als der Kampf endlich erloſchen war. Die wilde Rachgier der furchtbaren Sieger bereitete namentlich den gefangenen Rechtsgelehrten, in denen man das feindliche römiſche Recht gleichſam perſönlich treffen konnte, grauſame Todesqualen. Und die blutige Siegesfeier erhielt

ihren schauerlichen Abschluß durch die Opferung einer großen Anzahl der gefangenen römischen Offiziere. Viele andere römische Gefangene fielen als Antheil der Beute den Siegern als Knechte zu. Dagegen war es doch vielen Nichtkombattanten, namentlich den Frauen, gelungen, mit andern Flüchtlingen nach Aliso zu entkommen. Ein Heer von 27,000 Mann war so gut wie vollständig zu Grunde gerichtet. Auch die römischen Castelle im inneren Deutschland waren nicht zu halten. Selbst das starke Aliso mußte nach längerer, mannhafter Vertheidigung wegen Mangel an Proviant endlich von dem tapfern Lagerpräfekten Lucius Cäditius geräumt werden. Die Besatzung jedoch und die meisten ihr folgenden Nichtkombattanten entkamen zum größten Theile glücklich durch nächtlichen Abzug den blokirenden Deutschen und wurden durch Asprenas gerettet, der mit den zwei oberrheinischen Legionen ihnen von Vetera her entgegenmarschirte.

Die Schreckensnachricht vom „Teutoburger Walde" machte auf Augustus einen geradezu niederschmetternden Eindruck. Der alte Imperator und die Römer glaubten einen neuen „kimbrischen" Völkersturm, den Abfall der Kelten, den Anmarsch der markomannischen Kolonnen fürchten zu müssen, und ermaßen voll bängster Sorge die gewaltige Schwierigkeit, das durch die Thorheit des Varus verlorene kostbare Material an Truppen wieder zu ersetzen. In der ersten Angst entwaffnete der Kaiser sogar seine deutsche Garde und verlegte sie nach den Inseln an der italischen Küste. Alle Kelten und Germanen wurden aus der Hauptstadt verwiesen, dafür nun in Rom, in Italien, im Reiche mit Anspannung aller Kräfte und rücksichtsloser Energie neu rekrutirt, um die verlorenen Legionen und Auxiliaren zu ersetzen. Dem Jupiter aber gelobte der Kaiser prachtvolle Festspiele, „wenn er dem Staate wieder zu Glück und Heil verhelfen würde".

Allerdings erkannte Augustus sehr schnell, daß seine ersten Besorgnisse unbegründet waren. Der General Asprenas vermochte die Rheinlinie zu behaupten. Die niederdeutschen Küstenvölker und die Hermunduren schlossen sich der cheruskischen Erhebung nicht an. König Marbod, dem Armin des Varus blutiges Haupt nach Böhmen schickte, wollte von solcher Mahnung nichts wissen, sondern sandte dasselbe zur Bestattung nach Rom. Unter allen Germanen des Nordens aber war Armin vielleicht der einzige, der den kühnen Gedanken zu fassen vermochte, jetzt mit stürmischem Freiheitsrufe den Rhein zu überschreiten. Die deutschen Stämme dagegen, über die er doch nur so weit gebot, als sie selbst und ihre Fürsten es wollten, zerstreuten sich nach dem Siege wieder nach ihren Dörfern und Höfen. Nichts desto weniger bedeutete die Schlacht im Lippischen Walde für alle Zeiten den Stillstand der römischen Eroberungen auf der deutschen Seite. Der stolze Bau der römischen Herrschaft in Deutschland, das Ergebniß ungeheurer Arbeit seit 22 Jahren, war für immer zusammengestürzt. Freilich blieb der Menschenverlust dieser Niederlage weit zurück hinter Cannä; aber das Reich war durch den pannonischen Krieg bereits stark erschöpft, und in

Italien lebte weder die ſoldatiſche Kraft mehr, noch auch der ſittliche und hochpatriotiſche Schwung, mit dem einſt die Zeitgenoſſen der Scipionen, ja ſelbſt noch die des Marius und Sulla, viel ſchlimmere Verluſte ſiegreich überſtanden hatten. Die Schlacht im Lippiſchen Walde kündigte es der alten Welt an, daß die alternden Romanen in den jugendfriſchen Germanen ihre künftigen Ueberwinder gefunden hatten. Auguſtus perſönlich mußte erkennen, daß ſein Plan, die galliſchen Großthaten Cäſars zu überbieten, geſcheitert war. Er hatte nicht mehr die Spannkraft, den Kampf wieder aufzunehmen, und ſuchte nun nur noch, die ſtarke Defenſive der Rheinlinie zu behaupten.

Es gelang ihm zunächſt nur, zwei neue Legionen aufzubringen; die römiſche Armee hat ſeit dieſer Zeit die Stärke von 25 Legionen (in ihrer Geſammtheit die Höhe von drei bis vierhunderttauſend Mann) für lange Jahre nicht überſchritten. Tiberius, dem i. J. 9 die tribuniciſche Gewalt auf Lebenszeit übertragen wurde, mußte wieder das Kommando am Rhein übernehmen, wohin er ſich im Frühling d. J. 10 n. Chr. begab. Alte rheiniſche, zur Zeit noch in Pannonien aufgeſtellte, und die neugebildeten Legionen begleiteten ihn, und das ganze Jahr verging mit der Arbeit, die nun wieder für die Dauer mit acht Legionen beſetzte Rheinlinie zu verſtärken, und mit Hilfe tüchtiger Unterfeldherren, wie des Reitergenerals L. Stertinius, des alten in Möſien erprobten A. Cäcina Severus und des jungen glänzenden Gajus Silius Cäcina, die Armee wieder kriegsfähig zu machen und ihr das alte Selbſtvertrauen wieder zu geben. Aber Tiberius war dabei die Vorſicht ſelbſt, und gewöhnte erſt i. J. 11, jetzt in Begleitung des Prinzen Germanicus, die Truppen wieder an Bewegungen auf dem rechten Rheinufer und an der untern Lippe. Damals begann man auch, auf der rechten Rheinſeite einen Limes zu ziehen; nämlich eine Kette von Schanzen, die — bei Thalmündungen und durchziehenden Wegen durch Caſtelle verſtärkt, — einige Stunden öſtlich vom Rhein, dem Strome parallel laufend, wenigſtens das nächſte Stück des rechten Ufers zu einem leichter zu hütenden römiſchen Vorterrain geſtalten ſollten. Das Detail dieſer, ſpäter noch mehrfach weiter fortgeſetzten Arbeiten, an welche ſich ſüdlich der Lahn ſeit Domitians Periode der große ſüddeutſche Limes anſchließen ſollte, iſt noch nicht überall bekannt. Aber man kennt in der Gegend des Thalkeſſels von Neuwied, weſtlich dieſer Stadt, gegenüber Andernach, das wohl von Druſus ſchon geſchaffene, als das größte dieſer Gegend bekannte Caſtell von Niederbiber, und nun im Oſten und Norden desſelben, gegen Rengsdorf und in ziemlicher Ausdehnung an den ſüdlichen Abhängen des Weſterwaldes, und wieder weiter öſtlich und ſüdöſtlich von Linz und bei Unkel, deutliche Reſte dieſer Grenzverſchanzung. Auch weiter nordwärts, bis noch über die Gegend von Duisburg hinaus, ſind deren Spuren nachgewieſen worden. Im Jahre 12 verweilten dann die beiden Prinzen wieder in Rom; aber zu Anfang d. J. 13 erhielt Germanicus das Kommando in Gallien

und am Rhein. Es sollte mindestens die römische Waffenehre hergestellt, noch einmal der Rachekrieg gegen die Besieger des Varus eingeleitet werden. Dazu sollte der junge Feldherr aber erst nach des Augustus Tode gelangen. Die Lebenskraft des alten Imperators war zu Ende. Er hatte sich allmählich in die Machtstellung des Tiberius hineingefunden, hatte ihm noch i. J. 13 die „secundäre" proconsularische Gewalt in allen Provinzen, — jetzt mit Augustus gemeinschaftlich, — durch Senats- und Volksbeschluß übertragen lassen. Im Sommer endlich d. J. 14 hatte er auch die historische Uebersicht über seine überaus reiche Regierungsthätigkeit vollendet, die uns — als eine der wichtigsten Quellen für seine Geschichte — durch das sogenannte Monumentum Ancyranum größtentheils erhalten ist. Nun sollte Tiberius wieder eine Inspektionsreise nach den illyrischen Provinzen antreten. Der Kaiser begleitete ihn auf dem Wege nach Brundisium bis nach Benevent. Auf der Rückfahrt verschlimmerte sich ein Leiden, das ihn schon zu Astura oder Neapel befallen hatte, dermaßen daß er zu Nola liegen bleiben mußte. Sofort eilte Livia an sein Krankenlager, rief auch durch ihre Boten den Tiberius zu dem sterbenden Kaiser zurück, der dann am 19. August d. J. 14 n. Chr. schmerzlos verschied. Derselbe Moment brachte den Völkern des Reiches die Botschaft, daß Augustus zu den Göttern entrückt sei, und Tiberius die Zügel der Regierung ergriffen habe.

Drittes Kapitel.

Die Julisch-Claudische Dynastie.

Der Tod des Augustus bezeichnete einen überaus schwierigen Moment in der Geschichte des Principats. Zum ersten Male seit der Gründung der Dyarchie war der Platz des Fürsten in Rom erledigt. Das Principat sollte nur eine hohe Beamtung sein, keine Monarchie, und doch hatte sich schon jetzt der jeder solcher politischen Stellung, wie Augustus sie geschaffen, unausbleiblich innewohnende dynastische, der auf Erblichkeit und Ausbildung einer Dynastie hindrängende Zug, mit unverkennbarer Deutlichkeit und Stärke ausgebildet. Für die weitere Geschichte des römischen Volkes ist es sehr verderblich geworden, daß erst nach drei Jahrhunderten das Scheinwesen der Republik vollständig abstarb. War auf der einen Seite die Stellung des Princeps staatsrechtlich keineswegs in der Art, wie die eines erblichen Monarchen, über den gewöhnlichen Ehrgeiz hinausgerückt, daß nicht jeden Augenblick ein kecker Verschwörer es hätte wagen mögen, nach dem zu greifen, was man „die römische Krone" nennen mag, so ließ es anderseits die Halbheit in der Stellung des Fürsten niemals zu einer gesicherten Regulirung der Erbfolge und zur Abwehr der stets wiederkehrenden Gefahr einer thatsächlichen Usurpation kommen. Die republikanischen Elemente hatten

kein Interesse daran, sich zu gestehen, daß es mit ihrer realen Macht vorbei war, und das Principat als eine bleibende und nothwendige Institution auch dadurch anzuerkennen, daß man die Erbfolge sicher feststellte. Die Kaiser dagegen, die rechtlich nur ihr privates Vermögen, und freilich auch (S. 34) das damit verbundene fiskalische, dem präsumtiven Erben testamentarisch zusprechen konnten, mußten es ganz der Kraft ihres Ansehens, ihrer Beliebtheit und der Gunst der Umstände überlassen, ob der von ihnen als Nachfolger gewünschte leibliche oder Adoptivsohn oder sonstige Verwandte die Zügel der Regierung wirklich zu ergreifen vermochte. Innerhalb der Familien aber der Kaiser entwickelte sich aus diesen unsichern Verhältnissen heraus nicht selten eine höchst bedauerliche Rivalität, ja feindselige Eifersucht zwischen den nächsten Angehörigen. Auf alle Fälle mußte dieses Schwanken zwischen widerstrebenden Prinzipien, diese Fortführung einer in sich unhaltbaren „Republik mit monarchischer Spitze", diese systematische, Gewalt und Unrecht geradezu heraufbeschwörende Unbestimmtheit der Erbfolge, ja überhaupt der Nachfolge, — die sich bis in die byzantinische Zeit hinein fortschleppte, — die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen und namentlich dem ältern Principat jenen heillosen Charakter der „Zufälligkeit" aufzwingen, den wir bald kennen lernen werden. Sehr wesentlich lag die Schuld, daß man dieses Alles nicht abstellte, an den ersten Imperatoren selbst. Von Augustus ab durchdringt das Wesen der innern Verwaltung und der Organisation des Principats ein höchst charakteristisches Mißtrauen, welches sich auch, und zwar mit besonderer Schärfe, gegen den eventuellen Nachfolger richtete. Dieses Mißtrauen nun erhielt seine typische Ausgestaltung durch den Kaiser, welcher zunächst berufen war, das System des Augustus zu vollenden, nämlich durch Tiberius.

Von vorn herein eine grübelnde und zum Mißtrauen angelegte Natur, hatten die Schicksale seines ganzen Lebens diesen Prinzen, der jetzt 56 Jahre alt war, nur immer entschiedener gerade in diese Richtung hinein treiben können. Als ihm jetzt durch Augustus' Tod die Anwartschaft auf die erste Stelle im Reiche zufiel, mußte er, dessen scharfer, seinen Hang zur Selbstquälerei nur allzusehr begünstigender, Verstand alle Täuschungen der Illusion und der Schmeichelei mitleidlos durchdrang und zersetzte, sich sagen, daß er zur Zeit noch keineswegs fest im Sattel sitze. Er wußte, daß er trotz aller seiner unbestrittenen glänzenden Verdienste um das Reich durchaus keine beliebte Persönlichkeit war. Ganz anders als August hatte er wohl einige vertraute Freunde, aber im Senat nur wenig wirkliche Sympathie. Die Hauptsache indessen blieb die Frage, wie sich die Armee zu dem Thronwechsel, zu der ersten Veränderung in der Reichsherrschaft seit Actium stellen würde. Unter diesen Umständen sah sich Tiberius, — so entschlossen er innerlich war, das nun endlich erreichte Ziel seines Ehrgeizes, die Herrschaft im Reiche, fest zu behaupten, — vorläufig noch zu einer zögernden und vorsichtigen Politik genöthigt. Der unglückliche Agrippa

Posthumus wurde sofort aus dem Wege geräumt. Die Behörden und die Truppen in Rom leisteten ohne Weiteres den Eid der Treue. Aber dem Senat gegenüber kam Tiberius, der unter den Einwirkungen seiner Geschichte als Prinz nicht nur die steifste Reserve und die undurchdringlichste Verschlossenheit, sondern auch ein sehr achtbares Talent und eine ungewöhnliche Uebung in der Kunst der Verstellung ausgebildet hatte, einstweilen auf den Weg, in seiner Weise die kluge Bescheidenheit nachzuahmen, durch welche Augustus zur Zeit der Gründung des Principates seine Stellung entscheidend gesichert hatte. In der ersten Sitzung des Reichsrathes, welche Tiberius kraft seiner tribunicischen Gewalt berief, ließ er nur Berathungen über das Begräbniß des Augustus zu, welches dann unter den feierlichsten Formen vor sich ging. Bedeutungsvoller aber wurde die zweite Sitzung. Einerseits nämlich beschloß der Senat, — der hier im Sinne dieses Zeitalters einem ethischen Moment, der „dankbaren Treue noch über das Grab hinaus, welche die Völker des Reiches dem ersten Princeps, als dem Wiederbringer des Friedens und Wohlstandes, dem langjährigen humanen Regenten nach und über Verdienst bewahrt haben", Rechnung trug, — die „Consekration" des Augustus. Wie Cäsar, so wurde jetzt auch Augustus unter die Götter des Reiches aufgenommen, die Erbauung von Tempeln und die reguläre göttliche Verehrung des ersten Kaisers dekretirt. Ein neues Priesterkollegium sollte geschaffen werden, an dessen Spitze Livia gestellt wurde, die Augustus durch seinen letzten Willen in das julische Geschlecht aufgenommen und durch den Namen „Julia Augusta" ausgezeichnet hatte.

Als es sich nun aber um die formelle Uebertragung der fürstlichen Rechte auf Tiberius handelte, zeigte sich dieser längere Zeit scheinbar unentschlossen, hielt sogar eine Theilung der schweren Last unter Mehrere für wünschenswerth, nicht freilich ohne unvorsichtige Redner, die das ernsthaft nahmen, scharf zurechtzuweisen, und gab erst nach längerem kunstvollem Spiele den Bitten des Senates nach, die Last der Staatsleitung wirklich zu übernehmen. Wenigstens das hatte er damit erzielt, daß seine kaiserliche Stellung nun doch nicht sowohl durch die vieljährige Diplomatie der Livia, als vielmehr durch das Andrängen des großen Rathes der Nation gewonnen zu sein schien.

Die Hauptsache blieb aber doch die Haltung der Armee. Als Augustus starb, standen acht Legionen am Rhein, drei in Spanien, sieben in Mösien, Dalmatien und Pannonien, vier im östlichen Orient, zwei in Aegypten und eine in Afrika. Nun zeigte es sich zwar sehr bald, daß in den meisten der Standlager die Soldaten dem neuen Kaiser ohne Weiteres den Eid der Treue leisteten. Aber gerade auf den beiden gefährlichsten Stellen, in Pannonien, also in unmittelbarer Nähe von Italien, und bei der großen Rheinarmee, brachen auf die Nachricht von Augusts Tode höchst bedenkliche Meutereien unter den Truppen aus. Trug der Aufstand in Pannonien nur einen spezifisch militärischen Charakter, so nahm dagegen die Bewegung

am Niederrhein sehr schnell eine für Tiberius höchst gefahrvolle politische Färbung an. Die mehrfach übergroße Strenge der Disciplin, die überlange Dienstzeit, die überlange Zurückhaltung vieler ausgedienter Veteranen, der im Vergleich mit den durch bequemen Dienst verwöhnten Prätorianern so karg bemessene Sold der Legionen, endlich die für sie ungünstige Art, wie nach der Meinung der Soldaten neuerdings wiederholt die alten Leute kolonisirt waren, wurden auf beiden Stellen die ursprünglichen Motive der Unzufriedenheit. Nun waren durch die letzte Aushebung unter den Proletariern in Rom nach der Varusschlacht in verschiedene Legionen höchst unruhige Elemente eingedrungen, welche den Soldaten bei dem Wechsel in der Regierung ihre Bedeutung für das Principat klar machten und die Ansicht zur Geltung brachten, daß es jetzt die rechte Zeit sei, von dem neuen Kaiser mehrere Concessionen zu erpressen, die man im gewöhnlichen Laufe des Dienstes nicht erlangen könne. Bei den drei pannonischen Legionen, die zur Zeit in einem Sommerlager bei Nauportus (jetzt Ober-Laybach) standen, betrieb der Römer Percennius, früher der Führer einer theatralischen Claqueurbande, die Agitation, und bestimmte die Soldaten, den Eid nicht früher zu leisten, ehe nicht der Sold auf die Höhe des den „städtischen Cohorten" gezahlten gebracht, die Dienstzeit auf 16 Jahre reducirt, die sofortige Entlassung und die Pensionirung der Veteranen in Geld eingeführt sei. Da sich der hier kommandirende General Q. Junius Bläsus zu dem nicht unbilligen Begehren nicht ablehnend verhielt, so schien die Aufregung sich legen zu sollen. Bald aber brachte es der offene Aufstand einiger entfernteren Abtheilungen dahin, daß die Hauptmasse nun doch alle Zügel der Disciplin abschüttelte, die Umgegend ausplünderte, die Offiziere vertrieb, insultirte, einen sogar

Agrippina die Aeltere.

ermordete. Unter diesen Umständen schickte Tiberius seinen Sohn Drusus in Begleitung mehrerer hochstehender Senatoren, des Gardepräfekten Aelius Sejanus (Neffe des Bläsus), unter dem Schutze der längst wieder nach Rom gezogenen deutschen Garde und eines Theiles der Prätorianer nach Pannonien. Der Umstand nun, daß in der Nacht nach Drusus' Ankunft im Lager (26. September) der Eintritt einer Mondfinsterniß die nach Art der Alten dem krassesten Aberglauben ergebenen Meuterer auf das höchste erschreckte, machte es dem Prinzen, der sich den Wünschen der Truppen nicht feindlich zeigte, möglich, mit Hilfe des sofort zu ihm übertretenden besonneneren Theiles der Soldaten den Aufstand zu beschwichtigen, den Percennius und andere Führer tödten, die Legionen endlich nach ihren verschiedenen Standlagern abführen zu lassen.

Germanicus.

Viel schlimmer dagegen verlief die Sache am Niederrhein. Der Prinz Germanicus, der sich ebenso wie seine schöne Gattin Agrippina, (die mit ihrem am 31. August 12 n. Chr. zu Antium geborenen Söhnchen Gajus — dem später als „Caligula" bekannten Kaiser — ihrem Gatten im Mai des Jahres 14 aus Rom nach dem Rhein gefolgt war,) bei der Armee großer Beliebtheit erfreute, war in der zweiten Hälfte des August 14 zu Lugdunum mit dem gallischen Census beschäftigt, und hatte gleich auf die Kunde von des alten Kaisers Tode begonnen, die keltischen Gemeinden zwischen der gallischen Hauptstadt und dem Rheinlande für Tiberius in Eid und Pflicht zu nehmen. In seiner Abwesenheit nun war unter den vier niederrheinischen, unter Cäcina in einem Sommerlager vereinigten Legionen ein höchst bedenklicher Aufruhr ausgebrochen. Namentlich die 21. Legion war mit Römern aus der Hauptstadt gefüllt, welche die Abneigung der Massen gegen Tiberius kannten und theilten, meuterische Stimmungen in der Armee nährten, und neben den militärischen Forderungen sich in dem Wunsche gefielen, einen für sie sehr bequemen und rentablen Bürgerkrieg zu entflammen, der ihnen Plünderungen in Gallien ermöglichen und namentlich ähnliche Belohnungen verschaffen sollte, wie sie einst Octavian den Siegern von Actium gewährt hatte. Nur zu schnell faßte der Gedanke festen Fuß, daß der als Sohn des

Drusus, wie durch seine persönliche Tapferkeit und humane Liebenswürdigkeit bei ihnen allbeliebte Germanicus sich empören und sich mit ihrer Hilfe die Krone erobern sollte und würde. Der Ausbruch des Aufstandes erfolgte mit Einem massiven Schlage; so jäh und energisch, zuerst von der 21. und 5. Legion begonnen, dann von der 1. und 20. fortgesetzt, daß Cäcina und der Stab sofort die Zügel aus der Hand verloren, daß die Centurionen theils insultirt und vertrieben, theils ermordet wurden. Als nun Germanicus eilends zu ihnen zurückkehrte, und ihm die Soldaten nicht nur ihre militärischen Forderungen, sondern auch die Aufforderung, selbst nach der Herrschaft zu greifen, stürmisch entgegentrugen, gerieth der treffliche Mann in die peinlichste Lage. Germanicus war nicht der Mann, wie ihn sich das Volk und der Adel der Hauptstadt, wie ihn auch sein mißtrauischer kaiserlicher Adoptivvater sich vorstellte. Er für seine Person trachtete durchaus nicht nach dem glänzenden Elend der Cäsarenstellung. Noch viel weniger fiel es ihm ein, gegen seinen Adoptivvater, seinen Kriegsherrn und vieljährigen soldatischen Lehrmeister die Hand zu erheben. Der Gedanke, unter Preisgebung der Rheinlinie einen frevelhaften Bürgerkrieg zu entzünden, und nun gar dazu mitzuwirken, daß die Soldaten das gefährliche Geheimniß entdeckten, „daß auch ein meuterischer Kriegerhaufe an den fernsten Grenzen des Reiches dem Erdkreise seinen Herrn geben könne," erfüllte ihn mit Entsetzen.

Nun aber scheiterte sein erster, mit verzweifelter Preisgebung seiner Person gewagter Versuch, die Meuterei zu stillen, vollständig. Der junge Feldherr mochte gegen Römer keine Gewalt brauchen, wie seine Umgebung ihm dringend rieth. Die oberrheinischen Legionen hielten sich zwar ruhig, doch war er ihrer noch nicht ganz sicher, und die zweifellos zuverlässigen Auxiliaren gegen Legionen zu führen, — dazu mochte er sich nicht entschließen. Er bewilligte daher mit Vorbehalt der späteren Zustimmung des Kaisers den Truppen die geforderte Kürzung der Dienstzeit und machte es möglich, den Soldaten sofort die Legate auszuzahlen, die ihnen durch Augusts Testament versprochen waren, weiter auch sogleich die zur sofortigen Entlassung berechtigten Veteranen auszusondern. Nun erst konnten die Legionen nach ihren Festungen abgeführt werden, die 1. und 20. nach Cöln, die 5. und 21. nach Vetera. Als dann die oberrheinischen Legionen ohne Schwierigkeit vereidigt und (ohne daß sie selbst es forderten, mit denselben Concessionen beschenkt waren,) hielt Germanicus das Schwerste für überwunden. Nun aber bestimmte die Ankunft einer durch Tiberius veranlaßten senatorischen Gesandtschaft in Cöln, die mit der Meuterei gar nichts zu thun hatte, die noch immer bis zum Unsinn mißtrauischen Soldaten dieser Garnison, in der nächsten Nacht einen wüsten und schmachvollen Tumult zu beginnen, der das Leben der Gesandten in die höchste Gefahr brachte. Nun gelang es zwar, diese Meuterei wieder zu stillen; aber erst die Entfernung der Prinzessin Agrippina unter dem Schutze keltischer Auxiliaren nach ihrer Villa im Lande der Treviter (oberhalb Coblenz auf den Höhen der unteren Mosel), beschämte

die Legionarier derart, daß Germanicus die Zügel wieder zu erfaſſen, die Gemüther der Soldaten zur Herſtellung der Ordnung, zur eigenen Beſtrafung der kompromittirteſten Meuterer umzuſtimmen vermochte, wogegen der Prinz ſelbſt mit dem Stabe ſolche Offiziere, die ſich durch Habſucht und Grauſamkeit ſchuldig gemacht hatten, aus dem Dienſte entfernte. Gegen die Fünfer und Einundzwanziger dagegen in Vetera, die noch immer die Huldigung verweigerten, brach Germanicus endlich mit der Flotte, mit den Auxiliaren und einem Theile der Legionen auf. Unter dem Drucke dieſer Demonſtration konnte Cäcina die Maſſe der beſſer geſinnten alten Soldaten dahin gewinnen, daß ſie eines Nachts zu den Waffen griffen und die Ordnung „gründlich" herſtellten, d. h. ſie hieben die aus dem Pöbel der Hauptſtadt Rom rekrutirten meuteriſchen Strolche insgeſammt in Stücke.

Das war zu Ende des Septembers 14 n. Chr. geſchehen; nun aber hielt es Germanicus für geboten, die Armee ſofort durch einen Kampf mit den Germanen ernſthaft zu beſchäftigen und die Soldaten auf dieſe Weiſe von der Erinnerung an die wüſten Scenen der letzten vier Wochen gründlich abzulenken. Mit 12,000 Römern, 26 Bataillonen der Auxiliaren und 8 Reiterabtheilungen überſchritt er daher zu Anfang Oktobers bei Vetera den Rhein, wandte ſich in Eilmärſchen gegen die ſeit Varus' Tode beſonders verhaßten, zwiſchen der mittleren und oberen Lippe und Ruhr wohnenden Marſen und überfiel dieſen keines Angriffes gewärtigen Stamm ſo vollſtändig, daß ein fürchterliches Mordfeſt angeſtellt werden konnte. Die rachgierigen Truppen überſchwemmten das marſiſche Land auf zehn Meilen Breite hin mit Blut und brannten alle Höfe und Dörfer nieder, die ſie nur fanden. Als die Römer aber nach dieſem nicht ſehr rühmlichen Erfolge den Rückmarſch antraten, hingen ſich die Reſte der Marſen, die Brukterer, die Uſipeter und Tenkterer ihnen an die Ferſen und an die Seiten. Ihre Angriffe auf den durch ſchwierige Waldgebirge ſich windenden Zug waren ſo wuchtig, daß nur die ungeſtüme Tapferkeit der Römer und die geſchickte Leitung des Germanicus es ihnen möglich machte, ſich ſiegreich freie Bahn nach dem Rheinſtrom zu brechen.

Nun erſt fühlte ſich Tiberius in Rom ſeiner Herrſchaft ſicher. Nichts deſto weniger wirkten die Ereigniſſe am Rhein auf ſeine weitere Politik in höchſt verhängnißvoller Weiſe ein. Man hätte denken ſollen, daß dieſer Mann, der in ſo bedeutungsvoller und erfolgreicher Art die Eroberung des Nordens eingeleitet hatte, als Kaiſer die durch Varus' Tod ſo jäh geſtörte Arbeit mit erneuter Kraft wieder aufnehmen würde. Er ſollte dazu nicht mehr kommen. Die Rückſicht auf die Herrenſtellung in Rom und das für Tiberius ganz vorzugsweiſe charakteriſtiſche Mißtrauen gegen alle, die ihm gefährlich werden konnten, brachte es in erſter Reihe dahin, daß der Kaiſer ſich entſchloß, ſein eigenes Werk fallen zu laſſen und eine neue Art der Politik gegen die Deutſchen feſtzuſtellen. Die Führung der großen Armee gegen die Deutſchen konnte Tiberius, — ſobald er Rom nicht verlaſſen wollte

oder durfte, — nur einem unbedingt zuverlässigen Feldherrn anvertrauen. Gerade Germanicus aber, der unter den wenigen namhaften Heerführern dieser Tage für den deutschen Krieg besonders berufen zu sein schien, flößte jetzt dem Kaiser die größten Bedenken ein. Mochte der junge Adoptivsohn immer in der eben beschworenen Krisis die edelste Treue bewährt haben: für Tiberius war es unmöglich zu vergessen, daß nicht nur die Opposition in der Residenz sich jetzt systematisch darauf warf, das Haus des Germanicus gegenüber dem regierenden Kaiser zu begünstigen und zu feiern, sondern daß auch die Rheinarmee so gefährliche Stimmungen verrathen hatte. Mehr aber, der Kaiser wußte sehr gut, daß die Prinzessin Agrippina zwar im schroffsten Gegensatze zu ihrer Mutter Julia, (die nun nicht lange nach Augusts Tode ebenfalls gestorben ist,) durch stolze Reinheit ihrer Sitten und frauenhafte, ehrbare Zucht hervorleuchtete, aber für ihre Person den Stolz auf ihre Abkunft von Augustus, energische Herrschsucht, und tiefe Abneigung gegen Livia und gegen den früheren Stiefvater nicht zu verleugnen vermochte. Der Kaiser mochte es nicht darauf ankommen lassen, daß seine persönliche Sicherheit lediglich von der ehrenhaften Gesinnung seines jugendlichen Neffen abhing. Wie er die Menschen seiner Zeit zu kennen glaubte, so wird es ihm als zweifelhaft erschienen sein, daß Germanicus unter allen Umständen den gefährlichen Mahnungen Widerstand werde leisten können, die nach seiner Auffassung der Dinge Agrippina und das Kommando der stärksten, ihm ganz ergebenen Armee des Reiches täglich boten. Es kam daher für den Kaiser zunächst Alles darauf an, seinen Neffen von der Rheinarmee zu entfernen. Vorläufig freilich mußte er ihn noch im Kommando belassen; denn es war jetzt nöthig, erst den Rachekrieg wegen der Niederlage des Varus zu führen. Die Ergebnisse dieser Kämpfe waren aber derart, daß Tiberius sich immer mehr in der Ueberzeugung gestärkt sah, daß es für die Römer besser sein würde, den Eroberungskrieg gegen die Deutschen ein für allemal aufzugeben.

Der Plan des Germanicus war es allerdings durchaus nicht, es nur bei der Rache für die Niederlage im Lippischen Walde bewenden zu lassen. Wie er nachher bei seinen militärischen Operationen mehrfach den Wegen seines Vaters gefolgt ist, so hoffte er auch in allem Ernste, im Sinne des Drusus die Länder bis zur Elbe wieder an das Reich bringen zu können. Als der römische Feldherr alle Kräfte zu dem großen Feldzuge des Jahres 15 n. Chr. aufbot, war die Lage im inneren Deutschland zu solchem Angriffskriege scheinbar überaus günstig. Wie es unsere Nation leider noch heute zu thun fortfährt, war sie nach dem großen Siege wieder aus einander gefahren und in sich tief zerrissen. Armin selbst mußte den schnöden Vorwurf hören, daß er den Römern die Mannentreue gebrochen, daß er seinen Sieg nur durch List und Tücke errungen habe. Sein Bruder Flavus, den Römern bis zum Fanatismus ergeben, blieb im Dienste Roms, hat nachher selbst den Krieg gegen seinen Bruder mitgemacht. Mehr aber, die alte Eifersucht des Segest

gegen Armin war bis zur äußerſten Feindſchaft geſteigert, ſeitdem Armin des alten Fürſten ſchöne und hochgeſinnte Tochter Thusnelda mit ihrer Zuſtimmung entführt und geheirathet hatte. Darüber war es zu einer erbitterten Fehde unter den Cheruskern ſelbſt, zwiſchen beiden Fürſten und ihren Gefolgſchaften gekommen. Unter ſolchen Ausſichten entwickelte Germanicus ſeinen ſein entworfenen Plan, zuerſt die deutſchen Stämme ſüdlich und weſtlich von den Cheruskern zu zertrümmern, und dann mit voller Wucht ſich auf die letzteren zu ſtürzen. Offenbar waren dabei ſchon heimliche Unterhandlungen zwiſchen den Römern und Segeſt im Gange.

Im Frühling des Jahres 15 mußte Cäcina von Vetera her in das Stromgebiet der Lippe einbrechen, die Marſen überall zerſtreuen und die Cherusker ſcheinbar bedrohen, dabei auch Aliſo wieder beſetzen und in Vertheidigungsſtand bringen. Germanicus ſeinerſeits brach mit den Legionen des Oberrheins und 10,000 Auxiliaren von Mainz aus in das Land der Katten ein, ſtellte die alten Taunusſchanzen wieder her, erzwang im heißen Kampf unter Anwendung der Artillerie und der Schützen den Uebergang über die Eder, und wandte ſich dann durch das Thalgebiet der Sieg weſtwärts in der Richtung auf Bonn. Auf dieſem Zuge erreichten ihn die Boten des Segeſt. Dieſer Häuptling war jetzt, wo Armin offenbar auf raſche Eröffnung des Römerkrieges drang, mit dieſem in neue erbitterte Fehde gerathen, hatte ſich durch Ueberfall Thusneldens wieder bemächtigt, und ſah ſich nun durch Armin in ſeinem Schloſſe in dem Berglande zwiſchen dem linken Ufer der Diemel und der Weſer belagert. Als nun Germanicus dem Verräther ſeines Volkes zu Hilfe eilte, mußte Armin weichen, und Segeſt folgte den Römern für immer mit ſeinem ganzen Hauſe nach dem linken Rheinufer.

Die Wegſchleppung der deutſchen Herzogin Thusnelda in die Gefangenſchaft, in welcher ihr Sohn Thumelikus geboren wurde, galt der gemeinen Rachgier der Römer, die ſie einſt als Schmuck des künftigen Triumphzuges ihres Lieblings zu ſehen hofften, als ein herrlicher Sieg, und Germanicus durfte mit des Kaiſers freudiger Zuſtimmung den Imperatortitel annehmen. In Deutſchland aber erregte, durch Armins Flammenworte geſchürt, der ſchmachvolle Verrath des Segeſt und die brutale Wegführung Thusneldens bei allen Völkern zwiſchen Lippe und Elbe nun wieder den ungeſtümen Schlachtenzorn, deſſen auch Germanicus nicht Meiſter zu werden vermocht hat. Selbſt Armins mürriſcher Oheim Ingomar trat jetzt ſeinem Neffen rückhaltlos zur Seite. Nun ſuchte jedoch Germanicus der deutſchen Fluth, die er ſo jäh entfeſſelt hatte, ſchon im innern Lande zu begegnen. Diesmal machte er die niederdeutſche Küſtenlandſchaft zur Baſis des Feldzuges. Die Rheinflotte führte das oberrheiniſche Heer auf dem Waſſerwege bis zur mittleren Ems, wo ſich die übrigen Truppentheile, die unter dem Reiteroberſten Gajus Pedo Albinovanus durch das ſüdöſtliche Friesland, und unter Cäcina von Vetera aus quer durch das Feſtland marſchirt waren, etwa bei Rheina mit demſelben vereinigten.

80,000 Mann stark, zu denen noch die Aufgebote der Chauken stießen, verheerten die Römer nun das ganze Gebiet der Brukterer bis ostwärts zu dem oberen Laufe der Ems und Lippe systematisch. Uns ist wahrscheinlich, daß die römische Armee dabei der Emslinie folgte, während Proviantkähne auf dem Flusse ihr nachgeführt wurden, und daß von der Ems aus stete Raubzüge in das Land der Brukterer hinein unternommen wurden. Endlich, so scheint es, benutzten die Römer den Paß bei Bielefeld, um den Osning zu überschreiten und die Gegend von Herford zu erreichen. Von hier aus wandte sich Germanicus südwärts nach der Schreckensstätte, wo noch immer die Gebeine der unter Varus vernichteten römischen Krieger unbegraben bleichten. Als in frommer Pietät die Todtenfeier für das damals vertilgte Heer begangen war, suchten die Römer voll ingrimmiger Wuth den Kampf mit Armin. Dieser ließ nicht mehr lange auf sich warten, und zeigte sich in der nächsten Hauptschlacht auf lippischem Boden als so gewandter Feldherr, daß der diesmal mit unbesonnenem Ungestüm vorgedrungene Germanicus von Glück zu sagen hatte, daß er wenigstens das Schlachtfeld behaupten konnte. Taktisch war die Schlacht unentschieden geblieben, der Rückzug aber für diesmal doch nöthig geworden. Und diese Wendung hob den Muth der Deutschen in solcher Art, daß ein großer Theil der Römer nur mit Mühe dem Schicksal der Varianischen Legionen zu entgehen vermochte.

Germanicus war wieder nach der mittleren Ems zurückgekehrt. Hier theilte er sein Heer. Die oberrheinische Armee folgte wieder dem Wasserwege, die Reiterei sollte immer am Ufer die Bewegungen der Flotte begleiten, Cäcina dagegen auf der Moorchaussee des Domitius (S. 140) nach Vetera zurückkehren. Die Heimkehr bereitete aber den Römern erhebliche Schwierigkeiten und Verluste. Das Corps des Prinzen litt allerdings nicht durch die Deutschen, sondern durch Unbilden der Witterung. Als nämlich Germanicus die Ems verlassen hatte, wollte er wegen der Aequinoctialstürme der Küste möglichst nahe bleiben und ließ für die Strecken, wo die Flotte seichte Gewässer zu befahren hatte, zu deren Erleichterung zwei Legionen am Strande marschiren. Diese wurden aber eines Abends, als ein schrecklicher Sturm aus Norden losbrach, durch die Sturmfluth gefaßt, welche das Gestade weithin überschwemmte, und verloren sehr zahlreiche Gepäckstücke, Saumthiere und Soldaten, bis nach Austoben des Sturmes dann der Prinz an der Mündung der Hunse die Truppen wieder auf die Schiffe nehmen konnte.

Viel schlimmer freilich erging es dem alten Cäcina. Die Deutschen hatten unter Armins geschickter Führung den Römern die linke Flanke abgewonnen. Als diese den gefahrvollsten Punkt ihres Marsches, die Moorbrücken (S. 140) des Domitius erreichten, standen Armins Krieger auf den Höhen zur Seite des durch die Moore führenden Dammes, den Cäcina verfallen fand. Auf der nächsten festen Geeststrecke mußten nun die Römer die Angriffe ihrer Gegner abwehren, während ein Theil des Heeres die schwere Arbeit übernahm, den Damm herzustellen, den über Nacht die Deutschen

durch Zuleitung neuer Waſſermaſſen wieder zu verderben ſuchten. Der überaus ſchwierige Marſch über den Damm wäre nahezu mißlungen. Cäcina ſelbſt gerieth in die höchſte Noth, und wurde hier hauptſächlich durch die unzeitige Raubgier gerettet, mit welcher die Deutſchen ſich auf die Gepäckwagen ſtürzten. Armin hoffte die Römer in Geſtalt ſolcher Angriffe auf anderen böſen Stellen ihres Weges nach Vetera ſicher aufzureiben; da führte die naturaliſtiſche Thorheit des alten Ingomar, deſſen Weisheit die Germanen Armins klugem Rathe vorzogen, zu einer ſchweren Niederlage der Angreifer. Nach ſeinem furchtbaren Marſche nämlich ſchlug der alte, kriegserfahrene Cäcina auf der Geeſt ſofort wieder ein ſtark verſchanztes Lager auf, und beruhigte vor Allem die tief entmuthigten Soldaten. Und nun that ihm der einfältige Ingomar den Gefallen, die Deutſchen am folgenden Morgen zu einem Gewaltangriff auf die römiſchen Schanzen fortzureißen, wo wie ſo oft die Taktik der Römer zu ihrer vollen überlegenen Wirkung kommen konnte. Die Germanen wurden ſo wuchtig geſchlagen, daß Cäcina nun in der zweiten Hälfte des Septembers unbeläſtigt den Rhein erreichen konnte.

Tiberius, den außerdem ſein ſchlauer, dem Hauſe des Germanicus entſchieden feindlich geſinnter Günſtling, der Gardepräfekt Sejanus aufreizte, war ſehr unzufrieden mit dem Ergebniß dieſes Feldzuges. Er erkannte die Lage der deutſchen Dinge beſſer als ſein feuriger Neffe; und wenn er mit Recht den Kopf ſchüttelte über dieſe Art der Kriegführung, wo ein überaus hoher Einſatz gewagt, wo das koſtbare römiſche Material verſchwenderiſch verbraucht und ſchweren Verluſten ausgeſetzt, poſitiv aber doch nur ſehr wenig gewonnen wurde, ſo ſah er anderſeits, daß — wie ſeit der Varusſchlacht ſich die Dinge geſtaltet, — die Chancen einer wirklichen Wiedererwerbung Nordweſtdeutſchlands ſich in kenntlichſter Weiſe verſchlechtert hatten. Er kam immer beſtimmter zu der Ueberzeugung, daß die Römer viel ſicherer gehen würden, wenn ſie ſich darauf beſchränkten, die Rhein- und Donaulinie durch impoſante Kraftentfaltung zu behaupten, dagegen nunmehr das Syſtem ausbildeten, die freien Deutſchen lediglich durch diplomatiſche Mittel, namentlich aber durch liſtige Schürung ihrer inneren Zwiſtigkeiten und ihres gegenſeitigen Stammeshaders, für das Reich unſchädlich zu machen.

Vorläufig durfte jedoch Germanicus noch einen Verſuch machen, des Varus Tod durch einen großen Schlag zu rächen. Während des Winters rüſtete er mit aller Kraft, hob deutſche und keltiſche Auxiliaren in Maſſe aus, zog aus Gallien, Spanien und Italien Pferde, Saumthiere und Waffen in Menge nach dem Rhein. Marbod allerdings, der auch um Mitwirkung gegen die Cherusker angegangen zu ſein ſcheint, hielt ſich doch neutral. Dagegen wurde die Flotte bis auf tauſend Segel gebracht, um diesmal die ganze Armee ſammt dem Train zu Waſſer nach der mittleren Ems führen zu können.

Während ſich die Flotte an dem Punkte ſammelte, wo die Waal ſich

vom Rheine trennt, hatte Armin die Festung Aliso angreifen lassen. Da dirigirte Germanicus den Legaten Silius von Mainz aus zu einer großen Demonstration gegen die Katten. Er selbst (im Frühling d. J. 16) trieb mit sechs Legionen von Vetera her die Belagerer vor Aliso auseinander, und ließ die Chaussee zwischen beiden Festungen in aller Eile wieder in Stand setzen. So konnte er seine Flotte erst im Juni d. J. 16 nach der unteren Ems führen, von wo aus er die Armee, — mit einiger Abweichung von dem ursprünglichen Plane, — ohne Aufenthalt durch das befreundete Niederdeutschland hinüber nach der Weser führte. Als er, so scheint es, diesen Strom bei Rehme erreicht hatte, fand er auf dem rechten Ufer unter Armin ein gewaltiges deutsches Heer versammelt, dabei anscheinend auch Langobarden und Semnonen. Als er dann, etwa in der Gegend von Minteln, die Weser überschritten hatte, kam es sofort in der Uferebene zu einer Hauptschlacht. Diese Ebene, Idisiaviso, (Feenwiese, Wiese der Idisi oder Elben) sucht man gewöhnlich bei Hessisch-Oldendorf, am Fuße des Süntelberges, des Hohenstein und anderer Höhen; (eine neuere Ansicht schlägt dafür die Niederung bei Petershagen, Dören, Wiedensahl und Bückeburg vor). Der Ende Juli oder zu Anfang des August ausgefochtene Kampf ging gleich Anfangs für die Deutschen rettungslos verloren, weil die als Reserve auf den Höhen hinter der Ebene aufgestellten Cherusker sich um Armins Befehle nicht kümmerten, sondern zur Unzeit losbrachen und Armins Schlachtordnung in unsinniger Weise zerstörten. Die Niederlage der Germanen war furchtbar. Armin selbst wurde verwundet und hatte Mühe, sich der Gefangenschaft zu entziehen. Es war ein großer taktischer Sieg der Römer, aber er blieb unfruchtbar. Armin und Ingomar boten die letzten Kräfte ihrer Völker auf. Und als die Römer, anscheinend um die Elbe zu gewinnen, dem Weserthal zunächst abwärts folgten, stießen sie bald wieder auf ihre Gegner. Es scheint, daß diese, eben so schlau als kühn, sich auf dem linken Ufer der Weser gesammelt hatten, so daß es nun nicht fern von Minden zwischen dem Wiehegebirge und der Bastau zu einer neuen Mordschlacht kam. Die Deutschen waren theils durch die Weser, theils durch Wald und Sumpf geschützt; nur die rechte Hälfte ihres Heeres, die hinter einem mächtigen Grenzwalle stand, war leichter zu erreichen. Germanicus ließ daher den linken Flügel der Gegner nur beschäftigen. Er selbst führte die Hauptmasse der Römer gegen den Wall; als seine Schleuderer und die Artillerie furchtbar vorgearbeitet hatten, wurde der Wall mit Sturm genommen und nun der Hauptstoß gegen die eng zusammengedrängten Deutschen geführt. Nun entbrannte ein entsetzliches Morden; die Deutschen wurden (gegen Ende August) zu Tausenden niedergehauen, — es war die blutige Stunde der Rache für die Varusschlacht.

Mehr aber vermochte Germanicus nicht zu erreichen. Auch jetzt wurde wieder, diesmal ohne Nachdrängen der Gegner, der Rückzug angetreten. Aber nur der kleinere Theil der Römer, der auf dem Landwege nach Vetera marschirte, erreichte den Rhein ohne Unfall. Die Flotte dagegen wurde in der

erſten Hälfte des Septembers 16 bei den frieſiſchen Inſeln von einem furchtbaren Südweſter gefaßt, viele Schiffe verſenkt, die meiſten nach allen Richtungen hin zerſtreut, — nach allen Küſten von Niederdeutſchland, nach Schleswig, Jütland, ſelbſt nach Britannien. Allmählich ſammelte ſich freilich die Hauptmaſſe wieder; viele andere kamen nach und nach, Dank der ungeheuren Autorität der Römer ſelbſt im hohen Norden, durch die Hilfe der verbündeten Deutſchen oder auch der brittiſchen Häuptlinge, wieder zu Germanicus zurück. Aber doch hatte der ſchauerliche Orkan nahezu 20,000 Menſchen vernichtet, und die Kunde von ſolchen Schreckniſſen den Muth der Germanen gewaltig wieder gehoben. Den zu brechen, iſt freilich dem Germanicus ſchnell genug gelungen. Denn noch im Spätherbſt desſelben Jahres ſuchte der Legat Silius mit 30,000 Mann und 3000 Reitern die Katten, der Oberfeldherr perſönlich mit noch ſtärkerer Macht die Marſer mit Mord und Brand furchtbar heim. Die Deutſchen waren in der That betäubt, und Germanicus meinte alles Ernſtes, daß es nur noch eines Feldzuges bedürfen werde, um Roms Macht in Deutſchland nach alter Art vollkommen wiederherzuſtellen.

Tiberius aber urtheilte anders. Nach ſeiner ſicher ſehr wohl begründeten Anſicht mußte man es jetzt mit dieſer Art des Kampfes genug ſein laſſen. Er that daher in wohlwollender Form, aber darum nicht minder entſchieden Einſpruch gegen die Fortſetzung des deutſchen Krieges. Für lange Jahre iſt nunmehr ein halber Friedenszuſtand zwiſchen Römern und Deutſchen eingetreten, der nur erſt ſpäter wieder durch Grenzfehden mit den Katten unterbrochen wurde. Dafür begann das Zeitalter der diplomatiſchen Befehdung, die, mit unheimlicher Meiſterſchaft von Rom aus geführt, nur allzuſchnell zu den erheblichſten Vortheilen für die Römer die Wege öffnete. Der junge Germanicus aber mußte zu ſeinem tiefſten Schmerze ſich von ſeinen Legionen trennen und im Frühjahr 17 n. Chr. nach Rom zurückkehren, wo er glänzend empfangen wurde und am 22. Mai ſeinen vielbewunderten Triumph feierte, bei dem außer der edlen, unglücklichen Herzogin Thusnelda mit ihrem Söhnchen noch viele andere vornehme deutſche Gefangene beiderlei Geſchlechts dem Wagen des jungen Feldherrn folgen mußten.

Der Aufenthalt in Rom geſtaltete ſich ſehr bald für Germanicus höchſt unerfreulich. War es für ihn an ſich unbequem, daß die Abneigung der Römer gegen den Kaiſer ſich demonſtrativ genug durch die leidenſchaftliche Verherrlichung ſeines Neffen kund gab, ſo nahmen auch die Zuſtände in der palatiniſchen Hofburg einen ſehr verdrießlichen Charakter an. Wohl ſtand Germanicus mit ſeinem Adoptivbruder Druſus andauernd auf durchaus freundſchaftlichem Fuße. Aber zwiſchen den großen Damen des Hofes, unter denen bis zum Untergang dieſer Dynaſtie kaum Eine ſympathiſche Geſtalt auftritt, herrſchte die bitterſte Feindſchaft. Agrippina ſtand auf dem ſchlechteſten Fuße nicht nur mit der alten Auguſta Livia, ſondern auch mit der bildſchönen Livilla, der leichtſinnigen Schweſter des Germanicus, der Gattin des Kronprinzen Druſus. Und weiter traten die Dienerſchaft und die Freunde

(S. 40fg.) des Hofes dieser Spaltung entsprechend in zwei Parteien getheilt einander gegenüber, die sich — sehr wider den Wunsch der beiden Prinzen — an die Namen des Drusus und des Germanicus hefteten. Auch am Hofe war in fühlbarer Weise die durchaus liebenswürdige und wackere Persönlichkeit des letzteren von den Sympathien der Mehrzahl getragen. Unter diesen Umständen kam der Kaiser auf den naheliegenden Gedanken, seinen Neffen möglichst bald wieder sammt Agrippina aus der Residenz zu entfernen. Nach der alten Praxis des Augustus sollte Germanicus zu diesem Ende mit ausgedehnten Vollmachten nach den orientalischen Provinzen abgehen, wo damals wieder eine reiche Fülle zu erledigender schwieriger Aufgaben sich gesammelt hatte. Diese Stellung an sich war auch dem Germanicus schwerlich unangenehm; noch konnte er nicht wissen, daß der argwöhnische Kaiser, der nicht wünschte, daß sein Neffe in analoger Weise wie am Rhein der angebetete Liebling auch der syrischen Armee werden sollte, das Kommando dieser Legionen einem dem Germanicus höchst abgeneigten Offizier zu verleihen entschlossen war.

Abgesehen von einigen untergeordneten Aufgaben, so waren die Throne mehrerer der Vasallenstaaten in Kleinasien durch den Tod erledigt, und es sollten nun die Verhältnisse derselben sicher geordnet werden. Dem i. J. 36 v. Chr. durch M. Antonius mit der Herrschaft über Kappadokien betrauten König Archelaos, der in alten Jahren leidend und schwachsinnig geworden war, hatte bereits Augustus einen römischen Procurator zur Seite gestellt. Als Tiberius zur Herrschaft kam, fürchtete der König, der ihn einst in Rhodos verletzt hatte und zu wissen glaubte, daß der neue Kaiser in solchen Dingen eben so schwer vergesse als verzeihe, die späte Rache des letzteren. Er ließ sich bestimmen, nach Rom zu kommen, um Gnade zu erflehen. Ueberaus ungnädig empfangen, und im Senat angeklagt, ist er im J. 17 entweder durch eigene Hand oder lediglich aus Angst gestorben. Nun sollte sein Land zur Provinz gemacht werden. Ebenso waren in derselben Zeit der Häuptling der Kilikier im Amanos, Philopator II. (aus dem Hause des Tarkondimotos), und endlich auch Antiochos III. von Commagene gestorben. Dazu kam nun aber, daß der Partherkönig Vonones (S. 135) seit 9 n. Chr. nicht mehr sicher auf seinem Throne saß. Der Arsakide Artaban III., damals Herr in dem medischen Atropatene, war durch die parthische Nationalpartei zum Kampfe gegen den Römerfreund Vonones aufgestachelt worden. Nach heißen Schlachten vertrieb er den letzteren aus seinem Reiche. Vonones aber fand Gelegenheit, sich der Herrschaft über Armenien zu bemächtigen, wo nach dem Tode des Königs Ariobarzanes II. (S. 135) der Thron mehrfach rasch erledigt, zur Zeit aber unbesetzt war. Als aber Artaban ihn auch hier vertrieb, die Römer aber, deren Hilfe Vonones anrief, für solchen Fall mit Krieg bedrohte, gedachte Tiberius, kaum erst zur Herrschaft gelangt, einen Bruch mit dem Hofe von Ktesiphon zur Zeit zu vermeiden. Es war doch im Sinne seiner Politik, daß sein 11—17 n. Chr. in Syrien regierender Legat Q. Cäcilius Metellus Creticus Silanus, dessen Tochter mit einem

Sohne des Germanicus verlobt war, den Vonones veranlaßte, nach Antiochien zu kommen, hier aber dauernd feſthielt. Artaban III. aber wies ſeinem Sohne Orodes die Herrſchaft in Armenien zu.

Alle dieſe Verhältniſſe ſollte nun Germanicus ausgleichen, in der armeniſchen Sache das römiſche Intereſſe wieder zur Geltung bringen. Er erhielt daher, wie einſt Agrippa, durch Senatsbeſchluß für den geſammten Orient ein höheres, außerordentliches Kommando, die ſekundäre proconſulariſche Gewalt, mußte aber zu ſeinem Unbehagen ſehen, daß der Poſten des für ſeine Thätigkeit wichtigſten, ihm untergeordneten höheren Beamten, des Legaten von Syrien, jetzt ſeinem Verwandten Silanus entzogen und dem Gnäus Calpurnius Piſo verliehen wurde. Es war dieſer ein ſchroffer, ſelbſtwilliger, ſtolzer Mann, der ſelbſt der Herrſchaft des Kaiſers nur mürriſch ſich unterordnete, und deſſen mit Livia nahe befreundete, nichtsnutzige und hochmüthige Gattin Munatia Planeina der Agrippina ſehr feindlich gegenüberſtand. So waren für Germanicus jedenfalls ſehr ſchwierige Verhältniſſe vorauszuſehen, und ſehr zur Unzeit der römiſche Damenkrieg auch nach dem Orient verpflanzt.

Nichtsdeſtoweniger war Germanicus, der gegen Ende des J. 17 Rom verließ, in ſeiner Hauptaufgabe ſehr erfolgreich. Er erſchien zu Anfang des J. 18 in Armenien, beſiegte und vertrieb den Orodes, und ſetzte dann unter der Zuſtimmung des armeniſchen Volkes den Zeno, einen Sohn des pontiſchen Königs Polemon, unter dem Namen Artaxias als Herrſcher zu Artaxata ein. Dann wurde Kappadokien durch des Prinzen Legaten Q. Veranius als kaiſerliche Provinz organiſirt. Man behielt die alte Eintheilung dieſes ſtädtearmen Staates in zehn oder elf „Strategien" für die Verwaltung bei, an deren Spitze ein Prokurator geſtellt wurde, der im Falle des Bedürfniſſes auf die militäriſche Hilfe des ſyriſchen Legaten angewieſen war. Eine Ermäßigung der Steuern ſollte die neue Herrſchaft als mild empfehlen. Dagegen gingen die ſehr ausgedehnten Domänen in den Beſitz des Fiskus über. Anders als Galatien iſt aber dieſes rauhe Land mit ſeinem rohen, zu Mord und Raub neigenden Volke nur ſehr langſam romaniſirt worden. Commagene dagegen und der Amanos wurden durch Q. Serväus neu organiſirt und zu Syrien geſchlagen. Kaiſer Gajus hat das nachher im J. 38 noch einmal verändert und einem Sohne des letzten Antiochos, dem Antiochos IV. Epiphanes Magnus, Commagene, den Amanos und einen erheblichen (theilweiſe der Familie des Archelaos noch nach 17 belaſſenen) Theil von Kilikien und Lykaonien als Vaſallenreich überlaſſen.

Inzwiſchen agitirten Piſo und Planeina bei der ſyriſchen Armee mit allen möglichen, zum Theil höchſt bedenklichen, an offene Inſubordination und ſelbſt an Schädigung der ſoldatiſchen Disciplin ſtreifenden Mitteln gegen Germanicus. Was auch immer die mündlichen oder ſchriftlichen Inſtruktionen des Kaiſers für den Legaten formell beſagt haben mögen: der Statthalter ſcheint beſtimmt geglaubt zu haben, es ſei ſeine, ihm übrigens ſehr zuſagende Auf-

gabe, dem Prinzen und dessen Popularität Hindernisse zu bereiten. Riß ihn selbst, sobald es bei der natürlichen Erbitterung seiner und des Prinzen Umgebung nach des Germanicus Ankunft im nördlichen Syrien zum persönlichen Bruch gekommen war, sein rohes und heftiges Temperament dazu hin, selbst die Schranken des gewöhnlichsten Anstandes zu verletzen, so glaubte die elende Plancina noch mehr im Sinne der Livia zu handeln, wenn sie nach Weiberart noch erheblich weiter ging. Unter diesen Umständen war es sehr erwünscht, daß der Konflikt mit Artaban III. noch vor Ablauf des J. 18 ohne Anwendung kriegerischer Mittel ehrenvoll geschlichtet werden konnte. Der parthische König, der doch auch für seine Person wenig Neigung zu einem Kriege mit den Römern hatte, die jetzt ein ausgezeichnetes Heer, einen tüchtigen Feldherrn, und in Vonones ein Werkzeug besaßen, um in seinem Reiche arge Unruhen zu erzeugen, erklärte sich durch eine Gesandtschaft bereit, Armenien aufzugeben und mit den Römern Frieden und Bündniß zu schließen, was Artaban sogar durch eine Zusammenkunft am Eufrat persönlich zu bekräftigen bereit war. Dafür forderte er nur, daß Vonones aus Syrien entfernt werden möge, um ihm neue Intriguen gegen den parthischen Hof unmöglich zu machen, — dies um so mehr, als Piso und Plancina bereits in sehr voreiliger Weise sich mit Vonones compromittirt hatten. Germanicus ging auf die Wünsche Artabans vollständig ein. Vonones wurde nach der Stadt Pompejopolis in Kilikien abgeführt; er ist im J. 19 dann bei einem Fluchtversuche ums Leben gekommen.

Als die asiatischen Hauptgeschäfte erledigt waren, führte den Germanicus theils die Absicht, einer im Nilthal ausgebrochenen schweren Hungersnoth zu begegnen, theils der Wunsch, das alte Wunderland der Pyramiden und die Riesenbauten der Thebais kennen zu lernen, nach Aegypten. Etwa zu Anfang des J. 19 reiste er nach Alexandria ab, machte durch Eröffnung der römischen Kornmagazine dem herrschenden Nothstande ein Ende, und fuhr dann von Kanopos aus in Agrippinens Begleitung den Nilstrom hinauf bis zu den Katarakten bei Syene. Dadurch aber zog er des Kaisers tiefsten Unwillen auf sich, der offen im Senat laute Beschwerde erhob über die Nichtbeachtung jener alten Verordnung des Augustus, die Senatoren und vornehmen Rittern verbot, ohne spezielle Erlaubniß des Kaisers Aegypten zu besuchen. Ein Verbot, welches der Prinz nicht auf sich beziehen zu müssen gemeint hatte. Durch solche Nachrichten aus Rom, die er bei seiner Rückkehr im Spätsommer 19 zu Alexandria erhielt, bereits stark verstimmt, gerieth er in furchtbarste Aufregung, als er bei seiner Ankunft in Syrien fand, daß Piso sich erlaubt hatte, eine Reihe seiner Verfügungen in Sachen der Legionen und der syrischen Städte willkürlich zu verändern oder ganz aufzuheben. Nun warf ihn zu Antiochia oder in dem benachbarten, anmuthigen, in Gärten eingehüllten Daphne eine schwere Krankheit nieder, die, so heißt es, dem Legaten wiederholt Anlaß zu Ausbrüchen ganz ungewöhnlicher Rohheit gab. Als endlich entdeckt wurde, daß Piso und Plancina,

von ihrem wilden Hasse getrieben, in der Art des dummen und fanatischen Aberglaubens dieser Zeit und dieser vornehmen römischen Gesellschaft vermeintliche Zaubermittel angewendet hatten, durch welche die Seele des Verhaßten den Mächten der Unterwelt geweiht werden sollte: so kündigte Germanicus, — der, wie seine ganze Umgebung, sich durch Piso vergiftet glaubte, — nach römischer Sitte dem Legaten schriftlich die Freundschaft in aller Form auf, und befahl ihm zugleich, Syrien zu verlassen. Ob das letztere staatsrechtlich zulässig war, mag allerdings dahingestellt bleiben. Zu retten aber war der junge Feldherr nicht; er ist in der Blüthe seiner Jahre am 10. Oktober des J. 19 gestorben.

Der frühe und unter unheimlichen Umständen erfolgte Tod des Germanicus ist für Niemanden verderblicher geworden, als für den Kaiser Tiberius. Was die Todesursache angeht, so ist sicherlich eine Vergiftung des Germanicus juristisch niemals erwiesen worden. Alles uns bekannte Detail unbefangen geprüft, so wird man überhaupt nicht dafür stimmen können daß Germanicus, — immerhin die schändlichen Wünsche des Piso und seiner Frau dabei nicht bestritten, — durch ein positives Verbrechen ums Leben gekommen ist. Kann nun aber auch die Geschichte den Tiberius und die alte Augusta Livia von der entsetzlichen Schuld, als hätte jener seinem Neffen und Adoptivsohn, diese ihrem eignen Enkel nach dem Leben getrachtet, freisprechen: die Römer thaten es nicht. Mit Germanicus war ihnen nicht bloß ihr Liebling, es war ihnen auch der letzte Mann des fürstlichen Hauses verloren, an den sich die glühendsten Wünsche und Hoffnungen aller derer knüpften, die aus irgend welchen Motiven in Opposition zu dem neuen Principat standen. Alles was seit dem Eintreffen der Unheilsbotschaft aus Syrien von Seiten des Kaisers in dieser Sache geschah oder unterlassen wurde, — darunter manche Aeußerungen, die dem Tiberius nicht zur Unehre in unsern Augen gereichen, — alles wurde ihm zum Bösen gerechnet und gedeutet. Die römische Opposition wollte ein schuldiges Haupt finden; sie suchte es in Tiberius, er galt andauernd als der Unhold, der die schönsten Hoffnungen Roms frevelnd geknickt habe. Und dieses warf einen finstern Schatten auf die ganze folgende Zeit seiner Herrschaft. Denn auch die Blutrache, welche die Freunde des Germanicus an Piso und Plancina zu nehmen gedachten, konnte nur zum kleineren Theile vollzogen werden.

Dieses verhaßte Ehepaar nämlich hatte seit des Prinzen Tod in seiner Thorheit Alles gethan, um sich selbst alle Rettungswege abzuschneiden. Beide hatten bereits die Insel Kos erreicht, als die Todesbotschaft sie erreichte. Mit antiker Rohheit hatten sie ihrer dämonischen Freude über den Tod des Prinzen den demonstrativsten Ausdruck gegeben. Mehr aber, Piso war auf den unerhörten Gedanken gekommen, die syrische Provinz, aus deren Verwaltung er sich widerrechtlich verdrängt ansah, jetzt mit Gewalt wieder zu übernehmen. Da gleich nach des Prinzen Ausgang die Römer höheren Ranges in Antiochia bis auf weitere Befehle aus der Hofburg provisorisch

den Gnäus Sentius zum ſyriſchen Legaten beſtellt hatten, und dieſer dem Piſo den Eintritt in das Land verſagte: ſo bildete der wahnwitzige Mann aus ſeinen Sklaven, aus Geſindel aller Art, und aus Erſatzmannſchaften für die ſyriſchen Legionen an der lykiſch-pamphyliſchen Küſte ein durch kilikiſche Hilfstruppen verſtärktes Heer und eröffnete von dem kilikiſchen Küſtenſchloſſe Kelenderis aus einen Krieg, der allein ſchon ihn vor Tiberius hoffnungslos kompromittiren mußte.

Gegen Ende des J. 19 zwang ihn der Legat Sentius, dieſe Stellung zu verlaſſen und nach Italien abzureiſen. Als der Verhaßte endlich in der durch Agrippinas Rückkehr mit der Aſche ihres Gatten zu ſtürmiſcher Trauer neu aufgeregten Hauptſtadt im April des J. 20 anlangte, wurde ſofort der Prozeß gegen ihn angeſtrengt, in welchem die vertrauten Legaten des verſtorbenen Germanicus als ſeine erbitterten Ankläger auftraten. Tiberius hatte nur die erſte vorläufige Anklage und die erſte Vertheidigung vernommen, dann wies er den düſtern Handel, der ſich zu einer „cause célèbre“ geſtaltete, ſogleich an das Senatsgericht (S. 23), und beobachtete für ſeine Perſon eine eiſige Objektivität, die ſehr bald den Piſo zur Verzweiflung brachte. Die Vergiftung des Germanicus konnte wie geſagt in keiner Weiſe erwieſen werden. Aber unter der zermalmenden Wucht der übrigen Anklagen brach Piſo rettungslos zuſammen. Als auch ſein ſchlechtes Weib ſich von ihm losſagte und durch die inſtändige Fürbitte der alten Kaiſerin-Mutter bei Tiberius für ſich Gnade erlangte: da wartete der unſelige Mann ſeine Verurtheilung nicht ab und gab ſich ſelbſt den Tod. Erſt 13 Jahre ſpäter zog der Kaiſer, als Livia und Agrippina todt waren, die Plancina anſcheinend wegen anderer Verbrechen zur Verantwortung; auch ſie hat ſich dann ſelbſt getödtet.

Der Riß, den die Kataſtrophe des Germanicus in das Verhältniß zwiſchen Tiberius und den Römern der Hauptſtadt gebracht hat, iſt niemals wieder überbrückt worden. Freilich war dasſelbe von Anfang an kein beſonders freundliches geweſen. Es kann uns das nicht Wunder nehmen, wenn wir mit hiſtoriſcher Objektivität den Charakter und die Stellung dieſes Kaiſers prüfen. Der Charakter des Tiberius iſt noch heute ein hiſtoriſches Problem. Wenige Beurtheiler ausgenommen, zu denen unter anderen der Kaiſer Napoleon I. gehört, ſo war bis auf unſer Zeitalter dieſer Tiberius unter den fürſtlichen Geſtalten des Alterthums in ähnlicher Weiſe verurtheilt, wie unter den Demagogen der alten Welt der Athener Kleon. Aber wie dieſer, ſo hat neuerdings auch Tiberius ſeine leidenſchaftlichen Vertheidiger, ja Bewunderer gefunden, und der über dieſe Frage entbrannte wiſſenſchaftliche Streit iſt noch nicht ausgefochten. Wir verſuchen es, sine ira et studio dieſe Perſönlichkeit zu charakteriſiren. Es iſt gewiß, daß keine Kunſt eines Vertheidigers es möglich machen wird, dieſen Kaiſer als eine liebenswürdige Geſtalt, oder gar als einen großen Mann erſcheinen zu laſſen. Wohl aber gilt er uns als der unglücklichſten einer, die jemals die römiſche Krone ge-

tragen haben. Wir kennen bereits seine Geschichte seit seiner frühesten Jugend. Sie war nicht sehr geeignet, den begabten, vielbewährten, seiner vielen tüchtigen Thaten und seiner Verdienste wohlbewußten Mann besonders mild und menschenfreundlich werden zu lassen. Als endlich der alte Stiefvater, der ihn niemals geliebt hat, nicht umhin konnte, gerade ihm, dem er das Principat am wenigsten gegönnt hatte, die Nachfolge zu überlassen, fand sich Tiberius, — durch seine Söhne mit Mühe endlich auch in den Besitz der Huldigungen der stärksten Heere des Reiches gesetzt, — dem Adel wie der Masse gegenüber in der wenig beneidenswerthen Lage eines allseitig mit tiefer Antipathie betrachteten Machthabers. Der Adel erblickte in ihm nicht den Erben des gewaltigen Julius. Tiberius hatte nicht wie Augustus das Verdienst, einer in ihren Fundamenten erschütterten Welt den Frieden und Wohlstand wiedergegeben zu haben, er war nur der Sohn eines alten Adelsgeschlechts, welches sich namentlich während der letzten Menschenalter der Republik keineswegs über die übrigen Geschlechter der Nobilität und des Patriciats erhoben hatte. Die Macht des Geistes und des politischen Verdienstes, später einer mehr denn 40jährigen Gewohnheit der Herrschaft, wodurch Augustus den adeligen Familien imponirt hatte, stand seinem Nachfolger nicht zu Gebote. Gegen ihn richtete die wieder erwachsene republikanische Opposition, die namentlich die Litteratur ebenso vollständig wie giftig beherrschte, sofort ihre schärfsten Spitzen, und die demonstrative Begeisterung für Germanicus und später für dessen Familie diente dazu, dem Princeps alle erdenklichen Kränkungen zu bereiten. Dies um so mehr, als Tiberius bei seiner ungeselligen, wenig sympathischen Art sich zu geben, unter allen Umständen nur wenig wirkliche Freunde jemals gewonnen hat, und das heitere Naturell, die gewinnende Anmuth, die fesselnde Liebenswürdigkeit nicht besaß, wie sie Augustus, Drusus, Germanicus allezeit entfaltet hatten. Endlich aber, der Kaiser stand bei seinem Regierungsantritt tief in den fünfziger Jahren. Die Kraft seiner Jugend war verbraucht auf schweren Feldzügen, und er war nicht mehr in der Lage, wenigstens durch neue Kränze blutigen Ruhmes sich nun noch einmal als Imperator die widerwillige Anerkennung der großen Familien zu erzwingen.

Tiberius (Rom, Vatican).

Aber auch bei der Masse, bei der Augustus hoch populär gewesen war, vermochte Tiberius sich keine Beliebtheit zu verschaffen. Nicht nur

daß er als echter Claudier die harten und stolzen Züge seines Hauses nicht verleugnen konnte: nicht nur daß bei seiner Art selbst der römische Humor fast immer einen merkwürdig herben Beigeschmack annahm; nicht nur daß der strenge und selbst freudlose Mann, dessen scharfer Verstand nicht einmal die Schmeichelei dulden mochte, und dem man nicht mit Unrecht Mangel an fürstlicher Großmuth und die schlimme Neigung zuschrieb, niemals zu vergessen und oft nach langen Jahren alte Beleidigungen und halb vergessene Schuld schwer zu strafen, selbst von den Provinzialen, die allen Grund hatten, sein Regiment zu rühmen, um so mehr verehrt wurde, je weniger er ihnen persönlich nahe kam: — so waren es gerade mehrere seiner achtungswerthesten Züge, die ihn den Römern entfremdeten. Mit Ausnahme vielleicht der entsetzlichen drei oder vier letzten Jahre seines Principats ist die Verwaltung des Tiberius mustergültig gewesen. Tiberius war einer der besten Finanzverwalter unter allen römischen Kaisern, und zugleich mit höchster Sorgfalt bemüht, für die auch in der Kaiserzeit nur allzuoft arg vernachlässigte polizeiliche Sicherheit des Landes möglichst durchgreifend zu wirken. Aber es sind nicht diese Züge, welche die Kaiser bei den Massen der Residenz beliebt machten. So sehr ihnen das billige Brot am Herzen lag, sie forderten von dem Hofe auch die Pflege ihrer Genüsse, die Förderung eines buntbewegten Freudenlebens, prunkvolle Spiele im Circus und im Amphitheater. Und gerade auf diesem Punkte war der Kaiser ganz anders geartet, als seine Zeitgenossen. Wie Tiberius konsequent Abstand nahm von der alten römischen Barbarei, die gefangenen Führer besiegter Feinde hinrichten zu lassen; wie er zwar die systematische Pflege des Augustuskultes in allen Theilen des Reiches begünstigte, aber mit konsequenter Energie den Versuchen widerstand, ihm selbst bei Lebzeiten Tempel, Opferdiener und Priester zu stiften oder auch nur seine Standbilder und Büsten unter den Kultbildern der Tempel aufzustellen: so empfand er gegen die blutige Lust der Römer aller Stände an dem Gladiatorengemetzel, wie gegen die üppigen Pantomimen eine tiefe Abneigung, entzog sich denselben, und zeigte, soweit es möglich war, im starken Gegensatze zu der Praxis seines Vorgängers, nach dieser Seite eine für die Reichsfinanzen sehr nützliche Sparsamkeit. Und in derselben Weise mußten jetzt die Prachtbauten sehr entschieden hinter den lediglich nützlichen zurücktreten.

Dazu traten aber noch andere Momente, die es zu keiner Zeit zu einem wirklich guten Verhältniß zwischen Tiberius und den eigentlichen Römern haben kommen lassen, und aus denen heraus allmählich jenes finstere Verhängniß erwachsen ist, welches — unter wesentlich gleicher Vertheilung der Schuld zwischen beiden Parteien — endlich dieses Principat in überaus bedauerlicher Weise beherrscht hat.

Tiberius war auf der einen Seite ein Mann von strengem Pflichtgefühl, und dieses hat ihn bestimmt, wie wir hernach sehen werden, der Leitung des großen Staates seine ganze Kraft und seine sehr achtbare Be-

gabung mit staunenswerther Energie und sehr erheblichen Erfolgen zu widmen. Aber wie er selbst bei seinem grübelnden Wesen und einem gewissen Mißtrauen auch gegen sich selbst, zu rechter innerer Befriedigung nicht zu gelangen vermochte, so scheiterten noch mehr seine Bemühungen, auf diesem Wege und durch wiederholtes Aussprechen von Grundsätzen, die seiner Regentenweisheit alle Ehre machen, die Sympathie der namentlich im Senat concentrirten Aristokratie zu gewinnen. Von dieser Seite her wurde ihm die zäheste Abneigung entgegengetragen, die sich auf alle Weise, theils also durch Begünstigung des Germanicus, später durch die der Familie dieses Prinzen, noch mehr aber durch Pamphlete, Libelle, Verbreitung bösartigen Klatsches, oder grimmiger Schmähungen anderer Art, Luft machte. Der darüber entbrennende, schleichende Kampf ist es nun gewesen, welcher diesen gemüthlich so unglücklich veranlagten Kaiser zum düstern Pessimisten, zum Verächter der Menschen seiner Zeit, und bei einem Charakter, der mit dem Alter nicht milder wurde, zu einem harten und despotischen Gewalthaber, — den Senat dagegen feige, kriechend, als Gerichtshof furchtbar blutig, unter Umständen endlich zum Entsetzen rachsüchtig gemacht hat.

Es trat zur Förderung dieser Entwickelung auf der andern Seite noch ein weiteres sehr bedeutsames Motiv. Mochte immerhin Tiberius in ähnlicher Weise, wie es Augustus gethan, in seiner äußeren Haltung sich ein schlichtes und einfaches Wesen zur Richtschnur nehmen, und namentlich jedes Uebermaß äußerer Ehren von sich ablehnen: so wich er doch auf einem sehr wichtigen Punkte sehr bestimmt von der Praxis des Augustus ab. Es lag nicht in seinem Sinne, die Grenzen seiner fürstlichen Kompetenz zu verschleiern. Tiberius hat das System der Dyarchie zu vollenden versucht. Und indem auf der einen Seite die Thätigkeit und die Rechte des Senats eher noch erhöht wurden, machte er unter scharfer Erkenntniß der Ausdehnung seiner fürstlichen Macht von derselben einen sehr nachdrücklichen Gebrauch und führte deren Umrisse noch schärfer und bestimmter aus. Dabei fehlte ihm nun nicht nur die Leutseligkeit, sondern auch die schlaue Kunst seines Vorgängers, solche Schritte allemal mit einer Fülle von festlichen Spielen und mit überreichen Geschenken jeder Art zu begleiten.

Es sind namentlich drei Schritte, durch welche Tiberius die fürstliche Machtstellung vollendet hat. Zunächst kam die hauptstädtische Verwaltung vollständig in die Hand des Kaisers. Die Sorge für die Erhaltung der öffentlichen Bauten in der Hauptstadt Rom war (S. 18) schon in Augusts späteren Jahren auf den Fürsten übergegangen. Aber schon i. J. 15 n. Chr. übernahm Tiberius die Sorge für die Regulirung des Tiberflusses; den mit dieser Aufgabe betrauten kaiserlichen Beamten wurde später unter Trajan auch die Aufsicht über das städtische Kloakenwesen übertragen. Weitaus bedeutsamer aber mußte es werden, daß Tiberius endlich auch den alten Plan des Augustus zur Durchführung brachte und (S. 20) die städtische Polizei gänzlich und bleibend in seine Hand nahm. Die Einrichtung einer

ſtehenden Polizeidirektion für die Hauptſtadt, die Ernennung eines bleibenden Stadtpräfekten, gehört dieſem Kaiſer an.

Der treffliche L. Piſo, — übrigens ein Mann, welcher perſönlich zu allen Zeiten ſich eine ehrenhafte Selbſtändigkeit bewahrt und ſein ſchwieriges und unpopuläres Amt bis zu ſeinem Tode (32 n. Chr.) bei aller Feſtigkeit milde zu handhaben wußte, — wurde gleich nach des Tiberius Regierungsantritt für dieſes Amt angeſtellt. Der Polizeipräſident der Reſidenz, deſſen Stellung regelmäßig an Conſulare vergeben wurde, hatte die (S. 107) ſtädtiſchen Cohorten zu ſeiner Verfügung und nahm wie dieſe auf dem Schweinemarkt ſein Hauptquartier. Der Zweck dieſes Amtes war die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in der Hauptſtadt, die nächſte Aufgabe die Präventivpolizei; daher ſtanden namentlich die Circus und die ſonſt für öffentliche Schauſpiele beſtimmten Gebäude, dann die Märkte, die Wechslerbuden, überhaupt der geſammte Verkehr auf den öffentlichen Straßen und in dem öffentlichen Leben unter der Aufſicht des Präfekten. Dazu trat nun aber eine Criminaljuſtiz, eine Verwaltungsgerichtsbarkeit, die ſchrittweiſe in ſtetig wachſender Willkür ſich entwickelt und die alten Gerichte des Staates weſentlich trocken gelegt hat. Zunächſt handelte es ſich nur um eine energiſche und abgekürzte Juſtiz gegen Sklaven und Geſindel; aber ſehr ſchnell dehnte ſich für dieſen ohne Zuziehung der Geſchwornen und ohne Oeffentlichkeit arbeitenden Hof der Kreis der Perſonen und der Verbrechen aller Art aus, die vor ſein Forum gehörten; derart daß ſchon zu Ende des zweiten Jahrhunderts die Stadtpräfektur als der oberſte Gerichtshof der Hauptſtadt erſcheint, von dem aber noch an den Kaiſer appellirt werden konnte. Die gerichtliche Entſcheidung über die Fähigkeit zum Decurionat in den einzelnen italiſchen Gemeinden wurde ebenfalls in dieſer Präfektur gefällt.

Viel ſchneller noch und in ganz anderer Weiſe für das Reich wie für das Principat verhängnißvoll wurde eine weſentliche Veränderung in Sachen der Kaiſergarde; ein Schritt, deſſen Folgen damals jedoch ſelbſt von dem ſcharfblickenden Tiberius nicht erkannt und vorausgeſehen worden ſind. In den letzten Jahren des Auguſtus waren die Cohorten der Prätorianer von dem aus Volſinii in Etrurien gebürtigen Ritter Sejus Strabo kommandirt, dieſem aber ſein Sohn L. Aelius Sejanus, der einſt (S. 134) des Gajus Cäſar Begleiter geweſen war, als College zugetheilt worden. Sejanus, der ſpäter für den Kaiſer in der ſchauerlichſten Art verhängnißvoll werden ſollte, gehörte zu den wenigen Römern, zu denen Tiberius ſchrankenloſes perſönliches Zutrauen und wirkliche Liebe gefaßt hat. Da der Kaiſer vollen Grund zu haben glaubte, ſich auf die treue und zuverläſſige Geſinnung dieſes Offiziers an der Spitze der Garde unbedingt verlaſſen zu können, auch die perſönlichen Fähigkeiten desſelben ſehr hoch ſchätzte, — hatte er ihn doch ſeiner Zeit zum Gouverneur ſeines Sohnes Druſus gemacht, — ſo übertrug er ihm nicht nur (S. 156) von Anfang an ſehr wichtige militäriſche Aufgaben, ſondern übergab ihm auch, als ſein Vater i. J. 19 die Verwaltung von Aegypten

übernahm, das alleinige Kommando bei der Garde. Nun haben allerdings die folgenden Kaiser ziemlich regelmäßig die Geschäfte dieser mächtigen Präfektur wieder unter zwei Offiziere vertheilt. Sejanus aber hat die ganze Stellung der Prätorianer dadurch von Grund aus verändert, daß er den Tiberius bestimmte, i. J. 23 n. Chr. das gesammte Corps nach der Hauptstadt zu ziehen und daselbst bleibend zu concentriren. Die bisher beliebte Praxis (S. 106) schien nicht geeignet, die Disciplin, das Selbstgefühl und den kriegerischen Geist dieser Truppen zu fördern; auch schien es besser, sie für Nothfälle zusammenzuhalten. So wurde denn für die Garde, die wahrscheinlich damals auch ihre Artillerie erhielt, ein verschanztes Lager, eine starke Citadelle angelegt, und zwar auf der Nordostseite der Hauptstadt, außerhalb der Ringmauer, zwischen dem Collinischen und dem Viminalischen Thore. Dadurch wurde die Garde ihrer Bedeutung für das Reich erst recht bewußt. Daß die Sache bei der Entfernung einer übermächtigen andern Truppenmacht unter Umständen auch für den Kaiser nicht unbedenklich war, sollte Tiberius noch selbst erfahren. Die Geschichte wird uns zeigen, wie sehr dieser Schritt die Bedeutung der Gardepräfekten und ihres Corps, von dem nun stets eine ganze Cohorte den Wachdienst im Palaste hatte, für die Bestimmung der Thronfolge gesteigert hat. Aber auch, daß nun auch von dieser Seite her eine Umwandlung der alten Justizverhältnisse sich einleitete. Zunächst allerdings hatten die Präfekten nach dieser Richtung, wie die Legaten der Legionen, nur die Jurisdiction über die gemeinen Soldaten. Aber es blieb nicht aus, daß allmählich für Italien die Kaiser ihnen wiederholt die Wahrnehmung der Strafrechtspflege auf dem Wege der Delegirung übertrugen, was dann später zu den weitgreifendsten Veränderungen geführt hat.

Während sich aber die Umgestaltung der Stellung der Garde unter Tiberius nicht sogleich vollzogen hat, führte dieser Kaiser gleich von Anfang an einen sehr fühlbaren Schlag gegen die noch bestehenden Reste der durch die Comitien repräsentirten Machtelemente. Tiberius verfügte nämlich, theils aus seinem nicht sowohl aristokratischen, als stramm auf Ordnung haltenden, Wahlunruhen abgeneigten Sinne heraus, theils in der Tendenz, den Senat an Stelle der Comitien immer weiter in den Vordergrund zu schieben, noch i. J. 14, zuerst bei der Wahl der Prätoren, daß dieselbe nicht mehr durch die Versammlung der Gemeinde, sondern durch den Senat vollzogen werden sollte. Und das wurde nun auch für alle übrigen, bisher durch Volkswahl besetzten Aemter Vorschrift und Gebrauch. Nur die alte Form ist noch bis zum dritten Jahrhundert beibehalten worden, daß die in den „Comitien des Senats" gewählten Beamten in den zu diesem Behuf berufenen Centuriat- oder Tributcomitien erschienen, wo ihre Namen der Gemeinde durch Heroldsruf verkündigt und die Acclamation derselben eingeholt wurde. Die Art aber, in welcher (S. 25fg.) die Kaiser ihren Einfluß auf einen Theil dieser Wahlen auszuüben pflegten, wurde durch diese Veränderung in der Wahlform nicht weiter berührt. Für die Aemter, wo ein nachdrückliches kaiserliches

Empfehlungsrecht bereits bestand, also namentlich für die Prätur und die Quästur, machte auch Tiberius einen sehr beschränkten Gebrauch von seinem Rechte; nur vier Prätoren und zwei Quästoren kamen immer auf diese Weise in ihr Amt.

Die gesetzgebende Gewalt der Comitien wurde nicht abgeschafft; aber Tiberius ließ sie thatsächlich verfallen, indem er immer ausschließlicher Senatsbeschlüsse veranlaßte, die dann nachher, je nach Umständen, durch die Comitien nur formell bestätigt wurden. Es war überhaupt sein Princip, dem Senat soweit als möglich entgegenzukommen. Er brachte alle öffentlichen und die wichtigsten Privatgeschäfte vor das hohe Haus. Namentlich aber förderte er die Jurisdiction des Senats (S. 23) in höchst ausgedehnter Weise. Nach dieser Richtung waren es zwei Momente, durch welche das Auftreten des neuen Princeps heilsamen Schrecken verbreitete: die konsequente und durchgreifende Strenge, mit welcher Tiberius solche Statthalter verfolgen hieß, die sich als Geißeln der Provinzen gezeigt hatten, und die gegen die unter der höheren römischen Gesellschaft wuchernde tiefe Unsittlichkeit gerichtete Energie.

Aber es gab einen Punkt, aus dem heraus für diese und mehrere der folgenden Regierungen ein überreiches Maß des Unheils sich über die Römer ausgedehnt hat, nämlich die Art der Verfolgung der sogenannten Majestätsverbrechen. Abgesehen von den älteren, aus dem letzten Jahrhundert der Republik stammenden Majestäts- oder Hochverrathsgesetzen der Römer war es ein alter Grundsatz der Republik gewesen, daß ein Angriff auf einen römischen Magistrat als ein Angriff auf die Gemeinde selbst anzusehen sei; der Mord und die Verletzung eines Beamten galt zugleich als Hochverrath und wurde in diesem Sinne behandelt. Daher wurden seit Einführung des Principats Vergehen solcher Art gegen den Princeps um so schwerer geahndet, je höher eben die Rangstellung des Princeps war; mehr aber, nach dem schlimmen Vorbilde nicht weniger Volkstribunen in verschiedenen Epochen der römischen Parteikämpfe konnte der Princeps sich bei den verschiedensten gegen seine Person auch durch Rede, Schrift und Ungebührlichkeiten aller Art begangenen Vergehen oder Ausschreitungen auf seine tribunicische Unverletzlichkeit stützen, um dieselben als Vergehen gegen die Majestät des Staates strafen zu lassen. Es kam ganz auf die Persönlichkeit und den Charakter der einzelnen Kaiser an, wie weit man die Konsequenzen jenes Grundsatzes ausdehnen wollte. Sehen wir aber ab von manchen Momenten, die wenigstens bis zum dritten Jahrhundert des Kaiserthums immer nur isolirt vorkamen und von Rechtswegen als Uebergriffe galten, so trat nun seit der Zeit des Tiberius die überaus gefährliche Wendung ein, welche nicht mehr bloß (S. 144) Pasquille und Schmähschriften, wie auch Erkundigungen bei Wahrsagern über das Leben des Kaisers und über das künftige Schicksal der kaiserlichen Familie in den Kreis der als Hochverrath zu strafenden Handlungen zog, sondern nun auch Verbalinjurien in

dieser Weise ahnden und (imminuta majestas) allmählich auch solche Schritte als Beleidigungen kriminell verfolgen hieß, die irgendwie als Verletzungen der Achtung vor der Person des Princeps gedeutet werden konnten. Man blieb nicht dabei stehen, die Verletzung des Eides oder den falschen Eid bei dem Genius des regierenden Kaisers, ja selbst die Beleidigung eines konsekrirten Vorgängers, als Majestätsverbrechen anzusehen. Das niederträchtige Raffinement der römischen Ankläger richtete sich, — um von ganz gemeinen Dingen zu schweigen, — selbst darauf, Angriffe gegen Leute zu erheben, die etwa den Kopf von einer kaiserlichen Bildsäule abgenommen und durch einen andern ersetzt, die ein kaiserliches Standbild mit den zugehörigen Grundstücken verkauft, eine andere Bildsäule höher gestellt hatten als die kaiserliche, und was sich sonst in dieser Richtung ersinnen ließ.

Es wurde nun sehr verderblich, daß der Kaiser Tiberius nach seiner Praxis alle diese politischen Prozesse vor dem Senatsgericht führen ließ, anstatt sie vor sein Forum zu ziehen; viele der schmählichsten Scenen dieser Art, wie sie namentlich zur Zeit der höchsten Macht des Sejanus in Menge vorkamen, würden wahrscheinlich unterblieben sein, hätte in solchen Fällen überall das Verfahren des Kaisergerichts Platz gegriffen, wo die moralische und politische Verantwortung ihn als Princeps allein und persönlich traf. Statt dessen konnte der in dem hohen Reichsrath einreißende Servilismus, der wiederholt selbst des Tiberius Widerwillen erregte, nur zu oft abstoßend wüste Orgien feiern. Wenigstens das schreckliche System, die Vollziehung der Todesurtheile unmittelbar nach dem Urtheile folgen zu lassen, durchbrach Tiberius selbst, indem er 22 n. Chr. bestimmte, daß kein Senatsbeschluß vor dem zehnten Tage nach seiner Abfassung vollzogen werden dürfe. Dadurch wurde, — wenn es ein Angeklagter auf die Verurtheilung hatte ankommen lassen, und nicht lieber zum Selbstmord griff, der in den düstern Zeiten dieses und der nächsten drei Principate in Rom epidemisch geworden ist, — wenigstens die Möglichkeit gerettet, in irgend einer Gestalt eine Begnadigung zu erzielen.

Ungleich verderblicher und für das erste Jahrhundert n. Chr. bis auf Domitians Tod in schrecklicher Weise für das öffentliche Leben der Welthauptstadt charakteristisch ist es aber geworden, daß namentlich von dieser Gattung der Prozesse das schreckliche Geschlecht der „Delatoren" oder die blutige Zunft der freiwilligen Ankläger sich nährte. Damals wie früher gab es in Rom keinen öffentlichen Ankläger. Die Erhebung von Anklagen wegen Staatsverbrechen war stets freiwilligen Angreifern überlassen geblieben. Wir wissen aber, wie nach des gewaltigen alten Cato Ausgang schon sonst theils die Frivolität junger Streber, theils die Parteiwuth mit diesem Rechte furchtbaren Mißbrauch getrieben hatte. Jetzt, — wo Tiberius selbst ganz unverkennbar solche Anklagen begünstigte, jedenfalls in dem Ringen mit der ihm abgeneigten Aristokratie die furchtbare Waffe des Majestätsgesetzes nicht rosten zu lassen wünschte, — fehlte es zu keiner Zeit an

Leuten aller Stände, darunter stets sehr namhafte Senatoren, die aus verschiedensten Motiven aus der freiwilligen Blutjagd ein regelmäßiges Geschäft machten. Der nicht allzu seltene schlimme Hang, andere kriminell zu verfolgen; der servile Trieb, durch solche Anklagen die Gunst des Tiberius zu gewinnen; der noch schmählichere Wunsch, sich durch die (nach schlimmer römischer Sitte hier, wie bei anderen Arten der Angeberei zulässige) Denunciationsprämie zu bereichern, waren Hauptmotive für die Angeber und Ankläger. Nicht selten aber wirkten auch Motive der Privatrache, der Privatmalice, der gemeinsten Eifersucht mit, um die giftige Wucherpflanze des Delatorenthums über die Hauptstadt zu verbreiten, und wiederholt auch die abscheulichsten Intriguen zum Sturz einer verhaßten oder unbequemen Persönlichkeit zu veranlassen. So verbreitete sich ein schlimmer Geist der Spionage über die Residenz; und bei der althergebrachten Neigung der Römer zu scharfem Spott und frecher Rede und That fanden die Delatoren reiche Arbeit, wurde es ihnen gar leicht möglich, Majestätsklagen aufzufinden, um Männer zu verderben, die man durch andere Angriffe nicht aus dem Wege zu drängen vermochte. Ungefährlich war freilich das schmutzige, durch die Prozeßsucht des römischen Publikums aber immer wieder genährte und belebte, Handwerk nicht. Nicht nur, daß falsche oder erfolglose Anklagen den Delatoren schwere Strafen, unter Umständen Verbannung und Hinrichtung zuziehen konnten: es war sehr begreiflich, daß bei den Familien, die unter ihren Angriffen gelitten hatten, die wildeste Rachsucht Platz griff. Geschah es nun, daß ein neuer Kaiser in seiner Praxis in Sachen der Majestätsklagen entschieden von der des Vorgängers abwich, so traf die verhaßten Delatoren, namentlich die gewerbsmäßigen derselben, gewöhnlich ein furchtbarer Ausbruch der Vergeltung, bei dem es dann ziemlich gleichgültig blieb, ob die früheren Opfer der Ankläger in mehr oder minder hohem Grade schuldig gewesen waren oder nicht. Auch die gefährliche Neigung, bei Prozessen dieser Art von dem alten Rechtsgange abzuweichen, womöglich den schändlichen Unsinn der Tortur selbst gegen Freie zu versuchen, und für den Zweck, Aussagen von Sklaven als Zeugen gegen ihre Herren zu gewinnen, die ersteren erst von Staatswegen anzukaufen, machte die Hochverrathsprozesse zu einer der düstersten Seiten der römischen politischen Justiz des ersten Jahrhunderts. Todesstrafe trat für den Fall der Verurtheilung immer häufiger an die Stelle der Verbannung; dazu kam, — wenn nicht rechtzeitiger Selbstmord das abwandte, — für den Verurtheilten Konfiskation des Vermögens und Ungültigkeit des Testaments.

Gerichtliche Verfolgung der edel freimüthigen wie selbst der schamlos frechen Meinungsäußerungen, politische Prozesse, vor Allem politische Hinrichtungen, überhaupt die Verwendung der Kriminaljustiz als politische Waffe, sind zu allen Zeiten von der tiefsten Ungunst des historischen Urtheils getroffen worden. Namentlich aber hat bis auf diesen Tag das Andenken des Tiberius über Gebühr schwer darunter zu leiden gehabt, daß die übliche Behandlung der

römischen Geschichte auch noch nach der Schlacht bei Actium das Schwergewicht lediglich auf die Dinge zu legen pflegte, die zu Rom sich vollzogen. Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß die seit 15 n. Chr. beginnenden Majestätsprozesse, die später auf dem schauderhaften Hintergrunde der durch Sejans Glück und Katastrophe, dann durch den Untergang der Agrippina bezeichneten Episode nicht nur an Zahl, sondern auch an Schreckhaftigkeit merklich zunehmen, einen höchst abstoßenden Eindruck machen; mag immerhin die Zahl der uns bekannten Prozeßfälle dieser Art sich auf 147 beschränken, und keineswegs alle mit Verurtheilung geendigt haben. Indessen erfordert es die historische Gerechtigkeit darauf hinzuweisen, daß neben diesem schauerlichen, der Hauptsache nach auf die vielseitigen aristokratischen Gegner des Tiberius beschränkten, Prozeßkriege die Reichsverwaltung dieses Kaisers als durchaus tüchtig anerkannt werden muß. Tiberius sorgte mit Nachdruck und Konsequenz für die innere wie für die äußere Ordnung und Sicherheit des Reiches. Sieht man von den politischen Prozessen ab, so wurde die Haltung der Rechtspflege unter seiner Aufsicht nur gerühmt. Tiberius, der bewährte und erprobte Männer gern möglichst lange in ihren Stellungen ließ, überwachte die Haltung der Statthalter mit äußerster Genauigkeit. Erpressungen und Gewaltthätigkeiten der Beamten in den Provinzen wurden von ihm viel konsequenter und strenger verfolgt, als noch von Augustus. Besonders aber wurde seine Finanzverwaltung gerühmt. Persönlich lehnte er es ab, von den Erbschaften Gebrauch zu machen, die nach der Sitte der Zeit reiche und vornehme Erblasser gern aus Schmeichelei, Furcht oder anderen Motiven, oft zum Nachtheile der übrigen Erben, den Kaisern zu vermachen pflegten. Heruntergekommene Männer von hoher Geburt, die durch Verlust ihres Vermögens zum Ausscheiden aus dem Senat genöthigt wurden, erhielten nur dann rettende kaiserliche Gnadengeschenke, wenn ihr Vermögensverfall nicht durch eigene Schuld veranlaßt war. Die Leitung der fiscalischen Verhältnisse betrieb dieser Kaiser mit solcher knappen Sparsamkeit und Intelligenz, daß er bei seinem Tode einen Schatz von 2700 Millionen Sesterzen (587,306,700 R.-Mark) hinterlassen konnte. Wie nun aber auch sonst nach vielen Seiten hin vortreffliche Verwaltungs- und Regierungsgrundsätze zur Geltung gebracht wurden, so war es diesem Kaiser keineswegs um das Aufspeichern von Geld zu thun. Vielmehr benutzte er die treffliche Ordnung der Finanzen und die reichen Ueberschüsse, um jeden Augenblick in der großartigsten Weise mit finanziellen Mitteln da beizuspringen, wo irgend ein Punkt des ungeheuren Reiches durch schwere Calamitäten betroffen war. Im Jahre 17 wurden zwölf volkreiche Städte in Asia durch ein furchtbares Erdbeben vernichtet; da war Tiberius im Stande, der besonders hart betroffenen Stadt Sardes 2,175,210 R.-Mark zu schenken, ihr die Steuern für fünf Jahre zu erlassen, und die übrigen Städte in ähnlicher Weise zu unterstützen. Ungeheure Summen wurden wiederholt, namentlich i. J. 19, verwendet, um die Leiden einer Getreidetheurung von dem Volke der Hauptstadt abzuwenden. Als

i. J. 27 eine schreckliche Feuersbrunst den ganzen Bezirk des Mons Caelius verheert hatte, entschädigte der Kaiser jeden einzelnen Abgebrannten nach Maßgabe seines Verlustes. Und als in demselben Jahre der Einsturz eines nachlässig gebauten Amphitheaters bei Fidenä eine ungeheure Anzahl von Menschen getödtet und verwundet hatte, half er auch hier, soweit Geld helfen konnte, in der umfassendsten Weise dem Jammer ab. Bei dem Eintritt einer schweren Geldklemme i. J. 33 wies der Kaiser zu deren Ueberwindung sofort aus dem Fiskus die Summe von 21,752,100 R.-Mark zu unverzinslichen Darlehen für das Publikum auf drei Jahre an. Und als i. J. 36 das Quartier des Aventinus und ein Theil des großen Circus niedergebrannt war, wandte er dieselbe Summe zur Entschädigung der Abgebrannten und zur Herstellung der zerstörten Gebäude auf.

Parallel mit dieser namentlich Seitens der Provinzen durchaus geschätzten, tüchtigen Art der Verwaltung lief ein entschiedenes Glück in der Leitung der auswärtigen Politik. Gegenüber den beiden gefährlichsten Feinden der Römer, dem heldenmüthigen Cherusker Armin und dem mächtigen König Marbod, bewährte sich das Princip, welches der Kaiser bei der Abberufung des Prinzen Germanicus in deutschen Dingen proklamirt hatte. Kaum hörten die Angriffe der Legionen auf das innere Deutschland auf, so entbrannte zwischen den beiden großen deutschen Feldherren ein mörderischer Krieg; einer von denen, wie ihn seit dieser Zeit die Römer so gern sich entzünden sahen, weil dadurch die Kraft der gefürchteten „Barbaren" selbstmörderisch in schauerlicher Vernichtungswuth sich verzehrte. Schon i. J. 17 also waren die Langobarden und Semnonen zu Armin, der alte Ingomar dagegen zu Marbod übergetreten, und in dem Lande zwischen Saale und Elbe erprobten die beiden deutschen Helden ihre durch die Beziehungen zu den Römern gewonnene militärische Schulung nun in heißen Kämpfen wider einander. Die Hauptschlacht blieb taktisch unentschieden. Sie gestaltete sich aber für Marbod sehr schnell zu einer schweren Niederlage, weil der von ihm aus taktischen Gründen beliebte Rückzug seinen Völkern als Flucht galt. Kaum war der Zauber des kriegerischen Erfolges von ihm gewichen, so begann der allgemeine Abfall von dem herrischen Machthaber. Er mußte rasch nach Böhmen zurückweichen und rief nun die Römer zu Hilfe. Und jetzt erhielt er echt römischen Dank für die Haltung, die er i. J. 6 n. Chr. eingenommen hatte. Das Hilfsgesuch wurde kühl abgelehnt. Dafür übernahm Prinz Drusus das Kommando der illyrischen Armee, um von der Donau her die Entwickelung in Marbods zerbröckelndem Reiche zu beobachten, die Auflösung durch listige diplomatische Einwirkung noch zu fördern. So ging es denn mit Marbod schnell zu Ende. Bereits auf Böhmen beschränkt, sah der König nun auch den jungen Catualda, den einst von ihm vertriebenen Häuptling der Gothonen am rechten Ufer der unteren Weichsel, rachgierig mit starker Gefolgschaft in den Thalkessel des Moldaugebiets einbrechen und auch die Markomannen zur Erhebung fortreißen. Hauptstadt und Schloß

des Königs wurden unhaltbar; i. J. 19 war die furchtbare Macht der Markomannen zertrümmert, und Marbod mußte zu den Römern in Noricum als Flüchtling übertreten. Er hat neben dem Dalmatiner Bato und dem kleinen Thumelicus seinen Sitz zu Ravenna erhalten, wo er noch 18 Jahre lang freudlos seinen Sturz überlebte.

Die Ostdeutschen hörten damit für viele Jahrzehnte auf, den Römern gefährlich zu sein. Auch Catualda, der in Böhmen Marbods Herrschaft an sich gerissen hatte, vermochte nicht sich zu behaupten. Schon i. J. 20 unterlag er den Angriffen einer durch die Hermunduren unterstützten Gegenpartei und mußte zu den Römern fliehen, die ihm dann in dem gallischen Forum Julii (Frejus) einen Ruhesitz anwiesen. Sein und Marbods großes Gefolge dagegen führten die Römer wieder über die Donau zurück, siedelten diese Massen an den Grenzen des quadischen Volkes, zwischen den Flüssen March und Waag (oder Gran) an und gaben ihnen in dem Quaden Vannius einen eignen Häuptling. Nicht minder erfreulich für die Römer war es, daß in derselben Zeit auch der große Cherusker Armin von seinen eignen Landsleuten aus dem Wege geräumt wurde. Es war ein Triumph für Tiberius, daß er i. J. 19 die schändliche Bitte des von roher Eifersucht auf Armin erfüllten kattischen Fürsten Adgandestrius um Gift, mit dem er den großen Cherusker beseitigen wolle, voll stolzer Verachtung abweisen konnte. Aber der Sondergeist und die Freude an anarchischer Libertät, die deutschen Erbsünden, bäumten sich auch bei den fürstlichen Geschlechtern der Cherusker so gewaltig auf gegen Armins Pläne, die anscheinend auf die Umbildung des Herzogthums zu einer mehr königlichen Macht unter besserer Zusammenfassung der kriegerischen Volkskraft abzielten, daß der tapfere Feldherr endlich i. J. 21 bei einem inneren Kriege durch Verrath oder Meuchelmord seiner Angehörigen den Untergang fand: vorbildlich für so viele ausgezeichnete Männer, die seitdem ihr Leben der Sicherheit und Größe der deutschen Nation gewidmet haben. Die Fehden aber unter den Cheruskern dauerten auch nach Armins Falle fort, und befreiten die Römer von jeder weiteren Besorgniß vor diesem Stamme, dessen Bedeutung in Deutschland nunmehr theils auf die Chauken, theils auf die Katten überzugehen begann. Nur i. J. 28 wurde es noch einmal nöthig, die Friesen zu beschwichtigen, die durch die übermüthige Art, in welcher ein römischer Offizier den altherkömmlichen Tribut an Ochsenhäuten zu steigern versuchte, zu einem blutigen Kampfe hingerissen waren.

Sonst aber gelang es dem Kaiser Tiberius, mit Hilfe der überall gut bezahlten und in strenger Disciplin gehaltenen Legionen während seiner langen Herrschaft aller Orten den Frieden und die äußere Sicherheit des Reiches zu bewahren. Ganz ohne Kämpfe konnte man bei der Ausdehnung des Reiches und bei der Vorgeschichte verschiedener Provinzen freilich nicht durchkommen. Seit 17 n. Chr. wurde der kriegerische Häuptling Tacfarinas, der Führer der numidischen Musulamier, der Ruhe von Afrika gefährlich,

bis es endlich i. J. 24 dem Prokonsul P. Dolabella gelang, ihn entscheidend zu schlagen und zu tödten. In den wilden thrakischen Hochlanden mußten in den Jahren 21 und 26 Aufstände der Bergbewohner niedergeschlagen werden; dasselbe geschah i. J. 36 bei der Erhebung eines kilikischen Stammes. Höhere Bedeutung hatten diese Kämpfe nicht. Dagegen war es nur der durchschlagenden Energie und großen Schnelligkeit des bereits unter Germanicus bewährten obergermanischen Legaten Gajus Silius zu verdanken, daß ein i. J. 21 in Gallien ausbrechender Aufstand gebändigt werden konnte, ehe er wirklich bedrohliche Dimensionen angenommen hatte.

Seit dem Aufhören der Eroberungskriege auf dem rechten Rheinufer behielt die Organisation der kaiserlichen Provinzen westlich von Narbonensis für lange die folgende Gestalt. Die drei Provinzen Aquitania, Lugdunensis und Belgien waren nicht allein, — (die Zeit ausgenommen, wo Tiberius nach der Rückkehr aus Rhodos zweimal, und hernach Germanicus für mehrere Jahre am Rhein kommandirte,) — seit der ersten Entfernung des Tiberius von seinem Kommando, getrennt verwaltet worden, und wurden lediglich durch die Rheinarmee überwacht, so daß nur in der Hauptstadt Lyon 1200 Römer (S. 107) in Garnison standen: das linke Rheinufer war auch administrativ in der Art von Gallien getrennt worden, daß das Land vom Oberrhein westwärts bis zum Kamme des Wasgaugebirges und seiner Fortsetzungen, nordwärts bis zur Wasserscheide zwischen Nahe und Mosel, als Obergermanien, das niederrheinische Land dagegen mit dem Gebiet der Ubier und der Sigambrer (S. 129), dem Hauptttheil des Maasgebiets, und dem Lande zwischen der unteren Maas, den Inseln der Bataver, und der menapischen Küste, als Untergermanien, nun als eigene Provinzen zählten. Um den Legionen Zollfreiheit zu verschaffen, war die Accisestation für Gallien nach Metz gelegt worden; sonst blieben die deutschen Provinzen mit Belgien finanziell verbunden. Der consularische Legat für den Niederrhein residirte zu Cöln, der für den Oberrhein, der auch über die Truppen in Helvetien den Befehl führte, zu Mainz, und zwar so, daß der letztere militärisch dem ersteren untergeordnet war. Nun war im J. 21 noch einmal, genährt durch die Unzufriedenheit der Kelten über die hohen Zinsen der römischen Wucherer, überhaupt durch die Ausbeutung des reichen Landes von Seiten des italischen Kapitals, unter dem keltischen Adel eine sehr gefährliche Stimmung vorherrschend geworden, welche zwei mächtige Männer, der Trevirer Julius Florus und der Häduer Julius Sacrovir, zur Anstiftung eines Aufstandes benutzten, der schnell über das große Land hin aufflackerte. Die schnelle Niederwerfung der vorzeitig losgebrochenen Völker an der Loire (der Ander und Turonen) und an der Mosel, wie der Tod des Florus, brach bereits die Kraft der Bewegung. Und die 40,000 Milizen, die Sacrovir in und bei Augustodunum (Bibrakte, Autun,) damals bereits einem Hauptsitze der Ausbildung keltischer Jugend in römischer Weise, zusammenraffte, erlagen schnell genug den tapfern Legionen des Silius.

Nicht das Schwert endlich, sondern eine sehr schlaue Diplomatie half ganz zu Ende seiner Regierung dem Kaiser eine neue parthische Verwicklung zum Vortheil der Römer lösen. Der (S. 167) Partherkönig Artabanos III., der die friedliche Politik des Tiberius thörichterweise für Mangel an kriegerischer Entschlossenheit ansah, benutzte im J. 34 den Tod des Königs Artaxias (S. 166), um vertragswidrig nunmehr seinen eigenen Sohn Arsakes auf den Thron von Armenien zu setzen, wagte auch noch andere Uebergriffe. Tiberius schlug nun nicht etwa ungestüm los, reichte aber mit gewohnter Schlauheit einer mächtigen parthischen Partei die Hand, die im J. 35 den Kaiser ersuchte, einen der Nachkommen des alten vierten Phrahates als Prätendenten gegen Artaban am Euphrat auftreten zu lassen. Als Tiridates III., anscheinend ein Enkel jenes Phrahates, in Syrien erschien, wo der Legat L. Vitellius seine Sache energisch förderte, und gleichzeitig auf Antrieb der Römer albanische und iberische Häuptlinge sich auf Armenien warfen, zog die Partei des Artabanos überall den Kürzeren. In Armenien riß der iberische Fürst Mithridates, wie es der Kaiser wünschte, die Krone an sich, und Tiridates III. gewann mit leichter Mühe die Herrschaft im parthischen Reiche. Nichtsdestoweniger kam es auf dieser Grenze für die Römer zu keinem rechten Abschluß. Die unaufhörlichen Parteiungen unter dem parthischen Adel ließen die Schale des Tiridates bald wieder emporschnellen. Artaban, der nach Hyrkanien ausgewichen war, konnte mit Hilfe turanischer Steppenvölker schon im Sommer 36 sich der Residenz Ktesiphon wieder bemächtigen und nahm nun natürlich eine sehr gereizte Stellung gegen die Römer ein, ohne ihnen jedoch bei der Gewandtheit des wachsamen L. Vitellius wirklich schaden zu können. Wenn er aber in einer überaus brutalen diplomatischen Note den Tiberius mit allen Schmähungen überhäufte, wie sie ohnmächtige Wuth auszustoßen pflegt, und schließlich dem alten Imperator den frechen Rath gab, „durch freiwilligen Tod dem tiefen und gerechten Hasse seiner Unterthanen Genugthuung zu verschaffen", so erkennt man leicht darin den Widerhall der furchtbar erbitterten Stimmung der Hauptstadt Rom, von welcher auch der selbst als blutiger Wütherich bekannte Artaban erfahren hatte.

In der That sind die Beziehungen zwischen Tiberius und den Römern der Hauptstadt trotz der vielseitigen Verdienste des Kaisers allmählich immer unheimlicher und trostloser geworden. Eine sehr wesentliche Schuld an dieser Entwickelung tragen zwei einander mit tödtlichem Hasse gegenüberstehende Persönlichkeiten am Palatinischen Hofe, der Gardepräfekt Sejanus und Prinzessin Agrippina, des Germanicus Wittwe. Sejanus stand zur Zeit, als der Prozeß Piso (S. 169) seinen schrecklichen Abschluß gefunden hatte, bei dem Kaiser in der höchsten Gunst. So wenig der römische Adel für den mächtigen Emporkömmling aus bloß ritterlichem Stande Sympathie empfand: die imposante Persönlichkeit dieses Soldaten von unverwüstlicher Frische und Kraft, von merkwürdiger geistiger Elasticität, Rührigkeit und nicht

gewöhnlicher Begabung hatte es dem alten Imperator angethan, der dieſem ſtets heiter gelaunten Manne, für den er wahre Herzensneigung empfand, unbedingt trauen zu dürfen glaubte. Je mißtrauiſcher der Kaiſer der ſenatoriſchen Ariſtokratie gegenüberſtand, die er auf keine Weiſe innerlich zu gewinnen vermochte, und die trotz aller Neigung zu oft ſehr ſerviler Huldigung und trotz ihrer Bereitwilligkeit — oft weit über das Rechtsgefühl des Kaiſers hinaus — auf die Hochverrathsklagen einzugehen, den mürriſchen, verdrießlichen, pedantiſchen Fürſten, dem die ſonnige Stirn ſeines Vorgängers allzeit mangelte, immer nur ertrug, während die Hoffnungen ihrer kühneren Glieder ſich jetzt an das Haus des Germanicus heſteten: um ſo mehr ſtützte er ſich auf dieſen Sejanus, deſſen Energie, Entſchloſſenheit und Wachſamkeit ihm ſeine Sicherheit zu verbürgen ſchien. Die Concentrirung der Kaiſergarde in Rom (S. 173) im J. 23, deren Offiziere Sejanus ſeinerſeits ernennen durfte, ſteigerte begreiflicherweiſe die Macht des Günſtlings; der Kaiſer aber hielt das für ſich auch deshalb offenbar für unbedenklich, weil Sejan nur ritterlicher Geburt war. Aber gerade auf dieſem Punkte täuſchte ſich der ſcharfe und argwöhniſche Menſchenkenner gründlich. Tiberius ſah nicht, daß in der Seele ſeines Freundes ein glühender Ehrgeiz loderte, der eines Tages leicht ſich ein ſehr bedenkliches Ziel ſtecken konnte. Und es dauerte in der That nicht lange, ſo erhielt die ſtärkſte Leidenſchaft Sejans die gefährliche Richtung, die ihn auf die Bahn der dunkelſten Verbrechen führte. Des Kaiſers Sohn Druſus, ſeit 22 n. Chr. durch Ertheilung der tribunicieiſchen Gewalt zum Nachfolger im Principat deſignirt, war von heftiger Eiferſucht erfüllt auf die hohe Gunſt, in welcher Sejan bei ſeinem Vater ſtand. Bei manchen achtbaren Eigenſchaften doch unter Umſtänden bis zur Derbheit offen und durch ſein heftiges Weſen zu Ausbrüchen der Rohheit hingeriſſen, hatte er eines Tages bei einem heftigen Wortwechſel dem Sejanus eine Ohrfeige gegeben. Das wurde ſein Verderben. Denn Sejanus, von wüthender Rachſucht erfüllt, und bei dem unverhohlenen Widerwillen des Prinzen um ſeine Zukunft beſorgt, beſchloß ihn aus dem Wege zu räumen, und ſich zugleich dadurch ſelbſt den Weg zur künftigen Herrſchaft als Imperator zu bahnen.

Seit dieſer Zeit beginnt eine Reihe der unheimlichſten Jahre in der Hof- und Reſidenzgeſchichte dieſes Principats. Der ſchöne und glänzende Sejanus, damals noch als angehender Vierziger in der ganzen Fülle ſeiner Kraft, verführt des Druſus ſchöne Gattin Livilla, verſpricht ihr für die Zukunft die Ehe, trennt ſich von ſeiner Gattin Apicata, und läßt endlich dem verrathenen Druſus durch den griechiſchen Leibarzt der Prinzeſſin, Eudemos mit Namen, ein langſam wirkendes Gift beibringen, welchem der Unglückliche noch im Jahre 23 erlag.

Tiberius, der nicht entfernt ahnte, daß dieſer Todesfall durch ein ſchändliches Verbrechen herbeigeführt war, ertrug den Verluſt ſeines einzigen Sohnes mit männlicher Faſſung. Sejanus aber, der mit äußerſter

Vorſicht weiter arbeitete, war nun eifrig bemüht, die ſeinen Plänen noch weiter im Wege ſtehenden fürſtlichen Perſönlichkeiten aus dem Wege zu räumen. Bei der zarten Jugend der Kinder des Druſus waren dieſes die beiden älteſten Söhne des Germanicus, nämlich Nero, der wahrſcheinlich bereits in der Mitte des J. 6 n. Chr., und Druſus, der anſcheinend in der zweiten Hälfte des J. 7 nach Chr. geboren war. Tiberius hatte nach ſeines Sohnes Tode dieſe jungen Männer mit warmen Worten dem Senat empfohlen, und es lag auf der Hand, in ihnen die künftigen Träger des Principats zu ſehen. Bei der keuſchen und unnahbaren Haltung ihrer ſtolzen Mutter Agrippina und der Treue ihrer Umgebungen konnte Sejanus nicht hoffen, nach dieſer Seite hin durch Verführung und Gift zu operiren. Um ſo beſſer gelang es ihm, die ſchwache Seite in Agrippinas Stellung für ſeine Pläne zu benutzen. Die ſtolze und energiſche Frau von ſchroff männlichem Geiſte vermochte ſich weder zu der alten Auguſta, noch zu dem Kaiſer, dem gegenüber ſie ſich als des Divus Auguſtus Enkelin an hoher Abkunft, wie in dem Recht zur Herrſchaft weit überlegen glaubte, auf einen erträglichen Fuß zu ſtellen. Mehr noch, ſie nährte gegen beide den ſchlimmſten Verdacht wegen des Todes ihres Gatten. Und in ihrer lodernden Leidenſchaftlichkeit jeder Verſtellung, ja mehr und mehr auch jeder Beſonnenheit unfähig; dazu auf die Liebe der Römer und die Verbindung mit zahlreichen vornehmen, einſt dem Germanicus nahe befreundeten, Männern, wie namentlich General Silius, pochend, — ließ ſie ſich durch die Argliſt des Sejanus und ſeiner Agenten allmählich zu maßloſen Ausbrüchen des Argwohns gegen Tiberius verlocken, die endlich den ihr perſönlich nicht grundſätzlich feindlichen Kaiſer veranlaßten, mit ihr gänzlich zu brechen und alle Schritte gut zu heißen, durch welche Sejanus zunächſt „ihre Partei", vornehme Männer und Frauen, auszurotten ſich bemühte. Das war aber nicht ſchwer; denn auch außer den Hochverrathsklagen von damals gewöhnlicher Sorte gab es bei der Liederlichkeit der großen römiſchen Damen und der ſehr zweifelhaften politiſchen Sittlichkeit der meiſten römiſchen Großen Handhaben genug, ſie kriminell zu verderben, ſobald man nur wollte. Zu Agrippinas bitterſtem Leid machte die Haltung ſelbſt des verdienten Generals Silius und ihrer Freundin, ſeiner Gattin Soſia, die den galliſchen Sieg des J. 21 zu unrechtmäßigem Gewinn gemißbraucht hatten, es möglich, im J. 24 dieſes Paar zu ſtürzen. Silius wählte den freiwilligen Tod, Soſia wurde verbannt. Nicht mit dem Kampfe um den Palaſt ſtand dagegen in Beziehung die Anklage des Sejanus gegen ſeinen perſönlichen Feind, den berühmten Hiſtoriker A. Cremutius Cordus, der mit altrepublikaniſchem Freimuth Annalen verfaßt hatte, welche die Zeit des Auguſtus behandelten. Der letztere hatte ſeiner Zeit das Werk auch geleſen und es ſich einfach gefallen laſſen. Jetzt (25 n. Chr.) erhoben zwei Klienten Sejans die Klage auf Hochverrath, weil Cremutius in jenen Annalen den M. Brutus gelobt, und den Gajus Caſſius „den letzten Römer" genannt hatte. Der Angeklagte entzog ſich einer Verurtheilung durch

freiwilligen Tod. Der Senat aber war ſklaviſch genug, das Werk ſeines berühmten Mitgliedes zur Vernichtung zu verurtheilen.

Es war nun für die weitere Entwickelung der Dinge in Rom ein ſehr übler Umſtand, daß Tiberius im J. 26 den wahrſcheinlich ſchon ſeit längerer Zeit genährten Entſchluß ausführte, ſich perſönlich für immer aus der Hauptſtadt zu entfernen. Das tiefe Unbehagen an ſeiner niemals gedeihlich zu geſtaltenden Stellung zu den Stadtrömern; ſein alter Hang zur Zurückgezogenheit von den Zeitgenoſſen, die er gründlich verachtete, und von Zuſtänden, die er immer verdroſſener und peſſimiſtiſcher auffaßte; gewiſſe verdrießliche perſönliche Erfahrungen bei Majeſtätsprozeſſen; endlich auch das Unbehagen an der drückend empfundenen Abhängigkeit von ſeiner herrſchſüchtigen Mutter, — jedenfalls auch Sejans liſtiger Einfluß, ſcheinen das Beſtimmende geweſen zu ſein. Genug, der alte Princeps zog ſich mit einem kleinen Gefolge zuerſt nach Campanien, im J. 27 endlich nach der ebenſo reizenden, als ſicher von der Welt abgeſchloſſenen Inſel Capreä (Capri) bei Neapel zurück, welche letztere Auguſtus im J. 29 v. Chr. durch Tauſch von der Stadt Neapel als Privateigenthum gewonnen hatte. Dieſer Schritt wirkte höchſt verderblich. Die furchtbaren Geſchichten von wahrhaft grauenhaften Ausſchweifungen, denen ſich nach Angabe des böswilligen römiſchen Klatſches der jetzt ſiebzigjährige Tiberius — nach einem bis dahin notoriſch ſchlicht und ehrbar hingebrachten Leben — auf Capri ergeben haben ſoll, hält die Kritik der Gegenwart allerdings für gehäſſige Erfindungen der Parteiwuth. Aber es war ſehr übel, daß der Fürſt nunmehr in allen Kriminalfragen nur noch durch die Berichte des Senats und des Sejanus beſtimmt wurde. Sein Rechtsgefühl und ſein ſcharfer Verſtand hatten bisher gar nicht ſelten in den heilloſen Blutprozeſſen ungeheuerliche Entſcheidungen noch immer abgewehrt: das Alles fiel nun fort. Vor Allem hatte jetzt Sejanus, — zumal es ihm möglich geweſen war, im J. 26 in Campanien bei dem Einſturz einer Grotte bei Tarracina durch ſeine Rieſenſtärke dem Kaiſer das Leben zu retten, — das Ohr des Tiberius ſo gut wie ausſchließlich. Die römiſche Welt fing mehr und mehr an, ihn als den Vicekaiſer zu behandeln. Ehrliche Anhänger; viele Andere, die mit dem Strome ſchwammen und in dem Freund des Kaiſers dieſen ſelbſt zu ehren glaubten; aber auch Alles, was ſich zähneknirſchend und Wuth im Herzen vor dem mächtigen Manne beugte, erſchöpfte ſich in Huldigungen. Und nach der Weiſe von Emporkömmlingen ſeiner Art ließ der „Ritter" Sejan die ſtolzen Ariſtokraten der Hauptſtadt durch rückſichtsloſen Hochmuth ſchwer für Alles büßen, was ſie ihm bisher irgend in den Weg gelegt hatten.

Die planmäßige Ausnutzung der Hochverrathsprozeſſe gewann jetzt einen immer höheren Aufſchwung. Und endlich gelang es auch, die Familie der Agrippina zu ſtürzen. Sejans Argliſt hatte zwiſchen den Prinzen Nero und Druſus Zwieſpalt zu entzünden gewußt; mehr noch, Nero, jetzt mit einer Tochter der Livilla vermählt, war nicht allein mehr und mehr zu unbeſonnenen

und thörichten Reden gegen Sejan und den Kaiser verlockt, sondern auch zugleich durch systematischen Verrath umgarnt worden. Und so konnte, — ohne daß wir über das relative Maß ernsthafter politischer Schuld auch auf Seite dieses Prinzen und seiner Mutter näher unterrichtet sind, — endlich der zürnende Jupiter von Capri bestimmt werden, den zerschmetternden Schlag gegen sie zu führen. Als erst im J. 29 die alte Kaiserin-Mutter Augusta gestorben war, die bei aller persönlicher Gegnerschaft gegen Agrippina doch nur deren Demüthigung, nicht deren Vernichtung gewollt hatte, folgte der Kaiser dem Drängen des Sejanus. Und nun wurde auf Befehl des Tiberius die stolze Agrippina verhaftet und nach der Insel Pandataria (S. 134) internirt. Es war eine empörende Scene; da die trotzige Frau sich widersetzte, so schlug ihr im Ringen der mit ihrer Abführung beauftragte Offizier ein Auge aus. Nero wurde nach der Insel Pontia geschafft (gegen Ende d. J. 29). Aber auch der jüngere Sohn der verbannten Agrippina, der ungestüme und leidenschaftliche Prinz Drusus, wurde im folgenden Jahre gestürzt. Er befand sich auf Capri, und hier erzielte Sejan mit Hilfe der von ihm verführten Gattin des Prinzen, Aemilia Lepida, daß der Kaiser ihn nach Rom zurückschickte, wo auf Sejans Anstoß der Consul Cassius Longinus ihn auf Hochverrath anklagen und in ein unterirdisches Zimmer in einem der Eckthürme des palatinischen Schlosses werfen ließ. Von dem ganzen Hause des Germanicus war nur noch Prinz Gajus (S. 156) übrig, der — geb. 12 n. Chr. — damals noch im Palast unter Aufsicht seiner Großmutter Antonia lebte. Nur daß er unter den heillosen Zuständen der letzten Jahre arg vernachlässigt und verwildert war, und — um es euphemistisch auszudrücken — mit seinen drei leiblichen Schwestern (Julia) Agrippina (geboren zu Köln, am 6. Novbr. 15, und mit des (S. 140) Domitius Ahenobarbus Sohn Gnäus i. J. 28 vermählt), Drusilla (Julia), geb. auf der Villa (S. 157) an der Mosel gegen Ende d. J. 16, und Julia (Livilla), geb. zu Lesbos gegen Ende d. J. 17, — in den verdächtigsten Beziehungen gestanden hatte.

Sejanus stand jetzt auf der Höhe seiner Macht; man überhäufte ihn in Rom bereits mit nahezu allen denselben Ehren, wie den Kaiser. Tiberius selbst, so scheint es, hatte ihm die im J. 25 anfangs abgeschlagene Verlobung mit der schönen Wittwe (S. 183) Livilla gewährt. Sejan sollte i. J. 31 mit dem Kaiser zusammen das Consulat führen. Aber wider alles Erwarten sollte jäh eine schreckliche Katastrophe über ihn hereinbrechen, die ganz Rom in Verwirrung zu stürzen bestimmt war. Völlig klar sind allerdings die letzten Motive derselben nicht. Tiberius, so scheint es, war allmählich doch auf Sejan eifersüchtig, vielleicht selbst mißtrauisch geworden, und traf während der ersten Hälfte d. J. 31 verschiedene Verfügungen, welche verbunden mit der jetzt bemerkbaren Begünstigung des Prinzen Gajus dem Sejan mindestens fühlbar machten, daß er seines Sieges noch keineswegs sicher sei. Und nun schritt der kühne Verbrecher zur Einleitung eines Complotts

vor, welches — indem es auf einflußreiche Leute in der Garde, im Senat und ſelbſt an dem kleinen Hofe zu Capri ausgedehnt wurde, — darauf hinauslief, dem Emporkömmling die Behauptung ſeiner Macht eventuell mit Gewalt, und ſei es auch durch Beſeitigung des Kaiſers, möglich zu machen. Nun aber verrieth einer ſeiner Klienten das ſchreckliche Geheimniß an Tibers alte Freundin, ſeines Bruders Druſus Wittwe Antonia, die ſich beeilte, ihren Schwager eindringlich zu warnen. Und nun wußte der ſchlaue alte Diplomat, der es nicht glaubte wagen zu dürfen, ſogleich mit offenen Gewaltſchlägen loszubrechen, ſeinen Gegner durch ein überaus kunſtvolles Spiel der Intrigue zu überwinden. Während er den Sejanus konſequent durch Zeichen von Gunſt täuſchte, die den Frevler beſtimmten, mit der wirklichen Vollendung ſeines koloſſalen Undanks noch zurückzuhalten, wurde endlich der dem Kaiſer treu ergebene, ſchlaue und entſchloſſene Gardeoberſt Näbius Sertorius Macro heimlich zu Sejans Nachfolger beſtimmt und mit allen Mitteln und Vollmachten verſehen, um den alten Günſtling zu ſtürzen. Tiberius und Sejan hatten das Conſulat am 1. Mai niedergelegt. Als Macro in der Nacht des 17. October 31 Rom erreichte, trat er ſofort mit einem der neuen Conſuln, dem Sejan perſönlich abgeneigten und durchaus kaiſertreuen Gajus Memmius Regulus in Verbindung, desgleichen mit dem ebenſo zuverläſſigen Gräeinus Lako, dem Commandeur der Feuerwehr-Gensdarmerie. Als nun Regulus am folgenden Morgen (18. October) den Senat zu einer Sitzung nach dem Apollotempel auf dem Palatin berief, theilte Macro dem eben dahin ſich begebenden Sejanus unterwegs mit, daß ein Schreiben des Kaiſers verleſen werden ſolle, welches ihm die tribunicieiſche Gewalt verleihe. Dann eilte er nach der Citadelle der Garde, ſtellte ſich derſelben als ihr neuer Chef vor, und beſchwichtigte jedes Bedenken der Soldaten durch reiche Geldgeſchenke. Inzwiſchen umſchloß Lako den Sitzungsſaal des Senats mit ſeinen Cohorten, und nun vollzog ſich inmitten des hohen Hauſes der Anfang einer Kataſtrophe, die demnächſt einen Charakter annahm, wie nur je bei dem Sturze eines verhaßten Günſtlings in den düſterſten Zeiten der Byzantiner und der osmaniſchen Sultane am Bosporus.

Als wider alles Erwarten die lange, durch Regulus verleſene Depeſche des Kaiſers mit dem Befehle ſchloß, den Sejanus als Verräther zu verhaften, ſah ſich der vollkommen betäubte, jäh geſtürzte Mann plötzlich von Allen verlaſſen. Und wie er nun durch die Liktoren und Gensdarmen zur Haft geſchleppt wurde, konnte er bereits das wüſte Hohngeſchrei des wankelmüthigen Volkes hören, ſah er es ſelbſt, wie die Maſſen ſeine Standbilder umſtürzten und zertrümmerten. Noch an demſelben Tage verurtheilte in neuer Sitzung im Concordientempel der Senat den allverhaßten Emporkömmling zum Tode, ließ ihn ſofort im Kerker erdroſſeln, und die nackte Leiche über die „Gemoniſche Treppe" nach der Tiber ſchleifen, wo ſie drei Tage lang allen möglichen Beſchimpfungen ausgeſetzt blieb. Die Familie, die Freunde, die bekannteſten Anhänger, die vermutheten Complottgenoſſen Sejans wurden

sofort in Haft genommen. Denn nun galt es, nicht bloß durch die wildesten Dekrete zur Beschimpfung des todten Günstlings, sondern noch mehr durch blutige Verfolgungen theils die Blutrache an Sejan zu nehmen, theils sich dem furchtbar erbitterten Kaiser gegenüber loyal zu zeigen. Die Volksmassen verüben Tage lang wilde Excesse gegen Sejans Anhänger; die Prätorianer aber, — wüthend, weil man der Treue der Gensdarmerie mehr Zutrauen geschenkt hatte, als ihrer eigenen, — rächen das durch Plünderung und Brandlegung.

Das schmachvollste war jedoch die Wuth, mit welcher die Senatoren, deren so viele Sejans Schmeichler gewesen, sich jetzt durch Hochverrathsanklagen gegenseitig zu vernichten bemühten. Kaum war Sejans Familie zum Theil unter geradezu infamen Nebenumständen gerichtlich ermordet worden, so begann die Zeit dieser wüsten Prozesse, bei denen jetzt von Seiten des Kaisers um so weniger Einhalt zu erwarten stand, weil durch einen schauerlichen Zwischenfall der Zorn, die Rachsucht, und die grimmige Menschenverachtung des alten Princeps, der durch seinen theuersten Freund sich verrathen sah, auf das Höchste gesteigert war. Apicata nämlich, Sejans frühere Gattin, hatte nach dem schrecklichen Ende ihrer Kinder sich selbst den Tod gegeben, zuvor aber dem Tiberius durch einen Brief die Schuld Sejans und der Prinzessin Livilla an des Drusus Tode enthüllt. Diese Kunde vor Allem vertilgte bei ihm für lange alle milderen Empfindungen. Livilla wurde ihrer Mutter Antonia übergeben, welche die Verbrecherin mit der Härte der alten Römer zum Hungertode verurtheilte. Der Kaiser seinerseits, der innerhalb gewisser Schranken ebenfalls mehrere Genossen Sejans zum Tode verurtheilte, folgte lange nur dem starren Rechte. Wirklicher Blutdurst scheint ihn auch damals nicht bestimmt zu haben, nicht alle Anklagen in dieser schlimmen Zeit führten zur Vernichtung der Angeschuldigten. Wohl aber war es ein furchtbarer Tag, als der Kaiser i. J. 33, um zu Ende zu kommen, den Rest der noch als Anhänger Sejans Verhafteten, etwa zwanzig an der Zahl, auf einmal hinzurichten befahl; und wenig Gewinn hatten die Familien der durch die Schrecknisse der letzten Jahre heimgesuchten Römer, als nun freilich auch die schlimmsten und compromittirtesten Bluthunde unter den Delatoren demselben Schicksal verfielen.

Mochte immerhin der alte Princeps der Welt jenseits der blutigen Zone von Rom und Capri nach wie vor in altgewohnter, nützlicher, für ihn selbst freudloser Weise die Reste seiner Arbeitskraft widmen; mochte es selbst in dieser letzten Zeit seiner Herrschaft für tüchtige Naturen möglich bleiben, den sichern Mittelweg zu finden zwischen schnödem Servilismus und trotziger Herausforderung des Verderbens: es war nur natürlich, wenn sich die römische Welt nach dem Ende der Regierung des alten Einsiedlers von Capri sehnte, der immer mehr mit sich selbst zerfallen, ohne Freude, ohne Hoffnung, ohne irgend ein Element, was ihn über seinen finstern Pessimismus hätte hinausheben mögen, die verhaßte Hauptstadt nicht wiedersehen mochte. Die Hoff-

nungen aber der Römer konnten sich nur auf einen künftigen Princeps richten. Aber außer einem noch sehr jugendlichen Sohne des ermordeten Prinzen Drusus gab es zur Zeit nur noch einen Prinzen des kaiserlichen Hauses, an den damals die Liebe und die Sehnsucht der Nation sich hing, vor Allem weil er ein Sohn des Germanicus war, nämlich Gajus. Der unglücklichen Agrippina und ihren älteren Söhnen hatte bei der jetzt unversöhnlichen Abneigung des Kaisers selbst der Sturz des Sejan nichts mehr geholfen. Die stolze Frau hatte es erleben müssen, daß ihr Sohn Nero schon i. J. 31, noch vor des schrecklichen Günstlings Untergang, auf seiner öden Insel hoffnungslos gestorben war; ungewiß ob natürlichen Todes. Auch der unglückliche wilde Drusus ist nach langen und schrecklichen physischen und psychischen Leiden i. J. 33 in seinem Kerker, wie es heißt durch Entziehung der Nahrung, getödtet worden und in Verzweiflung gestorben. Agrippina selbst, des Germanicus Wittwe, die Niobe des Cäsarenhauses, machte in ihrer elenden Lage, in ihrer düstern Hoffnungslosigkeit ihrem Leben durch freiwilliges Verhungern ein Ende; sie erlag am 18. October 33, noch über den Tod hinaus durch die Erbitterung des Tiberius verfolgt. So war nur noch Prinz Gajus übrig, den der Kaiser i. J. 31 oder 33 mit nach Capri genommen hatte. An diesen letzten Sohn des Germanicus klammerten sich jetzt alle Hoffnungen der Römer an, die ihn nicht näher kannten. Wer aber dem Hofe des Tiberius unmittelbar nahe stand, der durfte die schwersten Bedenken nähren über die vermuthliche Zukunft des Reiches unter der jetzt immer wahrscheinlicher werdenden Herrschaft des Gajus. Caligula, wie die rheinischen Soldaten ihn als Knaben wegen der kleinen Soldatenstiefel genannt hatten, die er trug, weil die Mutter ihn in das Costüm der Legionare zu kleiden liebte, — war weder in Rom noch nachher auf Capri für das Principat irgendwie vorgebildet worden. Mehr noch, auch seine wissenschaftliche Bildung war arg vernachlässigt worden; ernster Beschäftigung abhold, obwohl nicht ohne Geist und voll scharfen, cynischen Witzes, hatte er nur für die Beredtsamkeit einiges Interesse. Sonst waren theatralische Spiele, Tanz, Gesang, Gladiatorenkämpfe und die Wagenrennen des Circus die Dinge, die ihn leidenschaftlich interessirten, sobald ihn nicht die Befriedigung einer wilden und zügellosen Geschlechtslust beschäftigte. Schlimmer noch war die arge Verbildung seines Charakters. Als ihn Tiberius nach Capri berief, fand er den Jüngling hochaufgeschossen, aber starkbäuchig und dünnbeinig, dazu der Epilepsie und bei früh zerrütteten Nerven dem furchtbaren Leiden der Schlaflosigkeit unterworfen. Trotz seiner eigenen Verdüsterung war der Kaiser verständig genug, mit Energie für die rationelle Pflege der Gesundheit seines Großneffen und für Mittel zu sorgen, die der argen Verwahrlosung des Prinzen noch einigermaßen begegnen sollten. Nun aber konnte Gajus zu dem Alten, in dem er nur den Verderber seiner Familie zu erkennen vermochte, kein Zutrauen fassen, und entwickelte sich doch wieder aus Besorgniß für seine Person zu einem Virtuosen in der Kunst der Verstellung. Die grimmige Blutgier und Freude an fremder Qual,

die er schon als Knabe gezeigt haben soll, war freilich zurückgetreten. Aber auch seinen ungestümen Jähzorn mußte er zu bändigen verstehen, und sich unter der trügerischen Hülle einer ihm sonst nicht eigenen Bescheidenheit in willenlosen Gehorsam gegen den Kaiser, in bedingungslose Unterwürfigkeit gegenüber allen Launen und Sonderbarkeiten des Greises hineinfinden, den er doch innerlich aufs glühendste verabschente. Obwohl nun Tiberius, der sonst für die Nachfolge keinerlei Bestimmung traf, zwei Jahre vor seinem Tode den Gajus und des Drusus i. J. 19 geborenen jugendlichen Sohn Tiberius zu Erben seiner Güter einsetzte, glaubte doch Gajus, der sich von seinem Großoheim durchschaut fühlte, sich der zukünftigen Herrschaft keineswegs sicher, und suchte daher die Gunst des mächtigen Gardepräfekten Maero. Dieser schlaue Rechner, der unter Gajus' Regiment die Rolle des herrschenden Günstlings zu spielen wünschte, kam ihm auch sehr bereitwillig entgegen; nach der infamen Art der Zeit ließ er es auch ruhig zu, daß der Prinz mit seiner Gattin Ennia sich in ein sehr „vertrautes" Verhältniß einließ. Zunächst aber wurde Maero wirklich die Hauptstütze des künftigen Princeps, für den er auch das unmittelbare Verbrechen nicht scheute.

Tiberius hatte in den ersten Monaten des J. 37 noch einmal das italienische Festland betreten. Auf der Rückreise nach Capri erkrankte er und mußte zu Misenum liegen bleiben. Als hier sein Arzt Charikles erkannt und sogleich dem Maero wie dem Gajus mitgetheilt hatte, daß der alte 78jährige Fürst nur noch zwei Tage zu leben habe, schickten die beiden Männer sofort die nöthigen Botschaften an die Legaten und die Legionen, um Alles für die neue Herrschaft des Gajus vorzubereiten. Nicht lange darauf, am 16. März 37, so ist die geläufigste Angabe, (während andere von einem Verbrechen bei dieser Gelegenheit nichts wissen,) stockte dem Tiberius der Athem, er galt für todt, und der anwesende Hof beeilt sich, dem Prinzen Gajus die ersten Glückwünsche darzubringen. Da beginnt der alte Kaiser aus seiner tiefen Ohnmacht wieder zu erwachen. Alle Uebrigen werden von wahrem Todesschreck erfaßt. Maero allein wußte sich zu fassen, eilte in das Sterbezimmer, entfernte die Anwesenden, und erstickte mit fester Hand den halb Entseelten durch über ihn geworfene Decken und Kissen, um gleich nachher mit einem Schreiben des Gajus an den Senat nach Rom abzureisen.

Alle Welt in Rom athmete tief auf, als die große Kunde eintraf, daß das finstere und freudlose Principat des harten Greises von Capri zu Ende gegangen sei. Die gewandte Haltung des Maero und der Enthusiasmus der Römer für das Haus des Germanicus bestimmte den Senat sofort, alle kaiserlichen Rechte auf den jugendlichen Gajus zu übertragen. Damit begann denn eine der zugleich seltsamsten und furchtbarsten Episoden der römischen Geschichte. Die gefährlichen Lücken wie die unheilvollen Mächte, die in der Schöpfung der beiden ersten Kaiser verborgen lagen, sollten über-

Digitized by Google

raſchend ſchnell während der kurzen Herrſchaft dieſes jungen Mannes zu Tage treten, deren hiſtoriſche Beurtheilung allerdings deshalb ſehr ſchwierig iſt, weil der nur zu gerechte Zorn und Hohn, den ſein greuelvolles Regiment hervorrief, ſeiner Zeit offenbar Anlaß geworden iſt, daß uns von vielen ſeiner blutigen oder thörichten Thaten nur eine ſyſtematiſch karrikirte Ueberlieferung vorliegt.

Weder Gajus noch der Senat noch das Volk verſagten dem von ihnen allen mit Abſcheu betrachteten Tiberius ein feierliches, glanzvolles Begräbniß. Wohl aber ſcheiterte der von keiner Seite ernſtlich gemeinte Verſuch der Konſekration (S. 154) auch dieſes Princeps an dem unverhüllten Widerſtande des Volkes. Dagegen ſchien die glühende Begeiſterung, mit welcher alle Stände der Hauptſtadt die neue Aera begrüßten, welche durch den Sohn des unvergeſſenen Germanicus bezeichnet wurde, in der That durch die Art ſich rechtfertigen zu ſollen, wie zunächſt Gajus die ihm zugefallene Macht handhabte. Mochte immer dieſer Prinz dazu disponirt ſein, unter Umſtänden wahrhaft ungeheuerliche Frevel zu verüben, ſicherlich ergriff er die Zügel der Regierung nicht mit der Abſicht, eine blutige und greuelvolle Zeit zu eröffnen. Ganz im Gegentheil, die Freude an ſeiner neuen glänzenden Stellung und die Freude über den lauten Enthuſiasmus, mit welchem die Römer ihm entgegenkamen, hat offenbar ſelbſt in dieſem bedenklich organiſirten Manne die beſten Entſchlüſſe geweckt. Es galt, das Wohlwollen der Römer zu behaupten und ſie glücklich zu machen. Und in der That iſt ihm das für eine ziemlich lange Zeit wirklich gelungen. Eines iſt dem Gajus, ſoweit es ſich erkennen läßt, eigenthümlich geblieben: auch zur Zeit ſeiner entſetzlichſten Entartung iſt er nicht erſchlafft. Im guten wie im böſen von einer nervöſen Haſt und einem leidenſchaftlichen Ungeſtüm beherrſcht; auf keinen Miniſter oder Günſtling geſtützt; auch nicht von irgend welcher Furcht beherrſcht, entwickelte er allezeit eine raſtloſe Thätigkeit, — aber ſo, wie ſie ein Mann von nur mäßiger Begabung, der an adminiſtrative Schulung und Vorübung und an klares Denken nicht gewöhnt iſt, etwa betreibt. So tritt er denn zunächſt verſtändig und beſcheiden auf, namentlich gegenüber dem Senat. Während er unter allgemeiner Zuſtimmung des Volks weit über das Teſtament des Tiberius hinaus die Legate des Kaiſers an Volk und Soldaten auszahlt, die auf ſeine unter Tiberius untergegangenen Angehörigen gehäufte Schmach tilgt, gegen die todten wie gegen die lebenden Glieder ſeines Hauſes die höchſte Pietät entfaltet, überraſcht er alle Welt durch „liberale" Verfügungen. Er erließ die von Tiberius bereits auf die Hälfte reducirte Auctionsſteuer; er ſetzte die geringe Abgabe der öffentlichen Getreideempfänger auf einen noch kleineren Betrag herab. Die Anklagen wegen Majeſtätsverbrechen wurden aufgehoben, die verhaßten Delatoren aus der Hauptſtadt verbannt, für alle Verbannten und Gefangenen Amneſtie ausgeſprochen, die verbotenen Schriften des Titus Labienus, Caſſius Severus und Cremutius Cordus wieder freigegeben. Die Ariſtokratie entzückte er, indem er die Appellation von dem

Tribunal der höheren Magistraturen auf ihn abstellte; das Volk, indem er den Comitien das durch Tiberius ihnen entzogene Wahlrecht wieder zurückgab. Am meisten aber begeisterte er alle Stände dadurch, daß er es ihnen möglich machte, im Gegensatz zu der sparsamen Kargheit des Tiberius sich in immer umfassenderer Weise wieder an der Festlust der wüsten „Spiele" zu berauschen, die er selbst so leidenschaftlich liebte.

Acht Monate hatte er in solcher Weise das Principat geführt; da fiel er in eine schwere Krankheit, während deren Verlauf die Römer wie die Provinzialen flehentliche Bitten und Gelübde zu ihren Göttern um die Genesung des allbeliebten Fürsten richteten. Zum schwersten Unheil für das Reich und den historischen Ruf dieses Kaisers wurde diese Bitte erhört. Gajus genas. Aber schon war die Zeit sehr nahe, wo alle besseren Elemente mit Entsetzen erkennen sollten, wie furchtbar gefährlich die kolossale Macht eines römischen Imperators in der Hand eines Menschen werden konnte, der niemals gelernt hatte, sich selbst zu beherrschen, und für den öffentliche Meinung Rechtsgefühl und Sittlichkeit nur leere Schatten waren. Kaiser Gajus hatte bis dahin in einem beständigen geistigen Rausche gelebt, der wahrscheinlich durch den überschwänglichen Ausdruck der Sorge um sein Leben seinen Höhepunkt erreichte. Es ist nun sehr wenig wahrscheinlich, daß die eben überstandene Krankheit seinen Geist wirklich gestört hat, wie wohl zu seinen Gunsten plädirt worden ist. Es war eine andere Art geistiger Störung, die ihn beherrschte; es ist jene Erscheinung, die feine Beobachter der römischen Kaisergeschichte „Allmachtsschwindel" oder „Cäsarenwahnsinn" genannt haben, und die nicht bei diesem Caligula allein uns begegnet. Ein Mensch von nur mäßigen Gaben, von schlechter Erziehung und innerer Rohheit, sittlich und geistig ohne alle Zucht und wirkliche Selbstbeherrschung, tritt mit Einem Male in den Besitz einer Macht, die ihm geradezu schrankenlos erscheint. Es liegt nahe, daß ein Mensch in solcher Lage, der Verstand genug hat, um zu erkennen, daß seine verwegensten Einfälle in jeder Richtung auf keinen Widerstand stoßen werden, so lange nur die derb materiellen Unterlagen seiner Macht, — bei Gajus die Zuverlässigkeit der Truppen und der Enthusiasmus der Massen, — es aushalten, jeden Augenblick auf den Gedanken kommen kann, nach allen Richtungen hin den Werth und die Wirkung dieser seiner „Allmacht" zu probiren, und daß es nur an einem Faden hängt, ob diese Kraftentfaltung zu großartigen und selbst verständigen, oder ob sie zu

Gajus (Caligula). (Rom, Vatican.)

greuelvollen und entsetzlichen Dingen führt. Ganz besonders wenn ein solcher Machthaber noch dazu nervös zerrüttet, launenhaft unbeständig, jedem momentanen Eindruck zu folgen sich gewöhnt.

Hatte nun Gajus bereits vor seiner Erkrankung sich seiner alten Genußsucht energisch genug hingegeben, so zeigten sich nicht lange nach Beginn des J. 38 bereits die Vorboten der nahen schlimmen Zukunft. Während es noch längere Zeit nicht an Maßregeln fehlte, die die öffentliche Sympathie an ihn fesselten, hörte man doch schon von vereinzelten Blutthaten, unter denen die gewaltsame Beseitigung seines jungen Vetters Tiberius die gehässigste war. Und während die Circusspiele und die in umfassendster Weise betriebenen Gladiatorenkämpfe ihn unaufhörlich beschäftigten, wählte der Kaiser, der unter wüthender Parteilichkeit für die „grüne" Faction (S. 59) selber als Circuskutscher auftrat und römische Ritter zum öffentlichen Kampfe als Gladiatoren nöthigte, seinen Lieblingsverkehr unter Kutschern, Schauspielern und Pantomimen. Bereits fing dieser Princeps im schroffen Gegensatze zu der klugen Politik seiner Vorgänger an, aller Welt recht geflissentlich seine schrankenlose Macht zu zeigen, die zunächst kein Gebot des altrömischen Anstandes, die bald auch, — in seinen geschlechtlichen Beziehungen, — kein Gesetz und keine Rücksicht der Scham, ja auch nur des gewöhnlichsten Decorums anerkannte. Aber auch die ordinärste Dankbarkeit kannte Gajus nicht. Die lästigen Mahnungen des Generals Macro zu einiger Besonnenheit erwiderte er damit, daß dieser Offizier und seine Gattin zum Selbstmord genöthigt, ihre Kinder getödtet wurden.

Direkt verderblich und nach vielen Seiten hin mörderisch wurde aber dieses Principat, als sich ihm eine sehr fühlbare Schranke seiner „Allmacht" zeigte, nämlich Geldverlegenheit. Gajus hatte nämlich binnen neun oder zehn Monaten den enormen Reichsschatz, den Tiberius (S. 178) gesammelt, vollständig verschwendet. Nun war es nicht bloß die Liebhaberei an „Spielen", sondern auch die Neigung und der Wunsch des Kaisers, theils in Rom, theils auf anderen Punkten des Reiches nützliche und großartige, immer aber ungewöhnliche Bauwerke anzulegen, — wie denn noch im J. 38 mehrere der kolossalsten Wasserleitungen für die Hauptstadt begonnen wurden, — was den Gajus dazu trieb, immer neue Summen auszugeben, und die Reichsfinanzen in arge Klemme zu bringen. Und um hier nun sich zu helfen, wurden andauernd theils blutige, theils schmutzige und gemeine Mittel angewendet. Nun begann das System der in ausgedehnter Weise vor des Kaisers eigenem Gericht geführten Blutprozesse, die theils der erwachenden greulichen Lust des Gajus an Hinrichtungen, theils aber durch große begleitende Konfiskationen der Füllung seiner Kasse dienen sollten. Trafen solche Prozesse, die zunächst auf angebliche Complicen des Sejanus und Feinde der Familie des Germanicus zurückgriffen, natürlich in erster Reihe nur die reichen Familien Roms, so war es nicht minder natürlich, daß (39 n. Chr.) neben der Zurücknahme der früheren liberalen Maßregeln nun auch die Majestätsprozesse wieder hergestellt wurden. Da mußte es

denn um so tieferen Unwillen erwecken, daß dieser wüste Frevler immer verwegener damit fortfuhr, das so gewonnene Blutgeld bei Unternehmungen zu verschleudern, die nur als kolossale Grillen erscheinen konnten, und in wahrhaft grotesker Weise von der „Göttlichkeit" Zeugniß geben sollten, von welcher dieser Gajus in seiner tollen Phantasie ein leibhaftiges Stück zu sein vermeinte. Unter diesen tollen Großthaten gewann damals den größten Namen die zwischen dem Molo bei Puteoli und der bei Bajä und Bauli in das Meer vorspringenden Landspitze erbaute ephemere Schiffbrücke, auf welcher eine solide Chaussee nach Art der Via Appia mit Wasserleitungen und Posthäusern nur für den Zweck angelegt wurde, daß Gajus über dieselbe in Begleitung seiner Garde zu Roß wie zu Wagen als Triumphator einherziehen, und dann diese „Fesselung des Oceans" im Frühling 39 durch ein üppiges Fest feiern konnte. Fast harmlos mochte es dem gegenüber erscheinen, daß Gajus, der wie ein Sultan des Orients niemals ruhte, bis er neue Gelegenheit fand, seine Uebermacht aller Welt zu zeigen, sich in ebenso bösartigem als kindischem Neide gegen die verschiedensten Größen der Vergangenheit gefiel und seine schneidende und bissige, übrigens zu Zeiten immerhin treffende Kritik gegen litterarische Berühmtheiten wandte, unter Anderem sogar daran dachte, die Werke Homers, Vergils und Livius' aus allen Bibliotheken zu verbannen.

Die Rastlosigkeit des Gajus ließ ihn nun aber nicht in Rom verharren; vielmehr kam er i. J. 39 auf den Gedanken, in Gallien seine Macht in großartiger Weise zu entfalten. Seine Beziehungen zu den Reichsangelegenheiten waren bisher ebenfalls launenhaft genug gewesen. Es waren wesentlich persönliche Motive, die ihn bestimmten, schon i. J. 37 das Kommando über die in Afrika aufgestellte Legion (Leg. III. Augusta) dem senatorischen Proconsul (S. 75) dieser Provinz zu entziehen, und den zu Lambaese stationirten Legaten unmittelbar unter seinen Befehl zu stellen. Persönliche Beziehungen leiteteten ihn auch bei der Ordnung der Verhältnisse von Judäa. Der alte „große" Herodes war i. J. 4 vor Chr. gestorben. Da die früher (S. 97) genannten Söhne dieses blutigen Machthabers seiner Zeit die Opfer der argwöhnischen Grausamkeit ihres Vaters geworden, so fiel damals sein Gebiet an drei andere Söhne, deren jedoch keiner den königlichen Titel gewann. Der „Ethnarch" Archelaos sollte die Hauptmasse, das eigentliche Judäa mit Idumäa und Samaria, verwalten. Das reiche und blühende Galiläa mit Peräa fiel dem „Tetrarchen" Herodes Antipas zu. Dagegen erhielt der „Tetrarch" Philippos, der Gründer von Cäsarea Paneas, den nordöstlichen Theil, nämlich die Kantone Trachonitis, Auranitis, Batanäa, Gaulonitis und Ituräa. Conflikte zwischen den Brüdern, Unruhen in Judäa (welche Quinctilius Varus niederwerfen mußte), und die Unzufriedenheit des Volkes mit Archelaos bestimmten den Augustus, den Ethnarchen i. J. 6 n. Chr. nach Vienna in Gallien zu verweisen, sein Gebiet aber unter die Aufsicht des syrischen Legaten und unter die Verwaltung eines kaiserlichen Prokurators zu stellen. Die

lange ganz erträgliche Herrschaft der Römer vermochte jedoch hier nicht Wurzel zu schlagen, weil das durch die Aristokratie und die Priesterschaft stets neu aufgestachelte jüdische Nationalgefühl beständig gegen die italische Fremdherrschaft trotzig reagirte. Nichts desto weniger wurde bei dem Tode des Tetrarchen Philippos i. J. 34 n. Chr. auch dessen Gebiet der Provinz Syrien einverleibt.

Nun aber lebte unter kaiserlichem Schutze zu Rom nach des Herodessohnes Aristobulos Tode dessen Familie, die Wittwe Berenike, die Tochter Herodias, und der Sohn, also des „großen" Herodes Enkel, Namens M. Julius Agrippa (oder „Herodes Agrippa"), geb. 11 v. Chr., welcher letztere in der Absicht, das Erbe des Großvaters zurückzugewinnen, den Verkehr mit den Prinzen des Palatinischen Hofes suchte, und während der letzten Jahre des alten Kaisers Tiberius die Freundschaft und die Gunst des viel jüngeren Prinzen Gajus gesucht und gewonnen, — nach einer sehr verbreiteten Ansicht auch durch seine Mittheilungen und Anschauungen von der orientalischen Herrschermacht einen sehr ungünstigen Einfluß auf Gajus ausgeübt hat. Es war dieser Prätendent Agrippa, der nun durch den jungen Kaiser außerordentlich begünstigt, i. J. 37 mit der durch Abilene und Kölesyrien vergrößerten Tetrarchie des Philippos beschenkt, i. J. 38 nach Asien entlassen und i. J. 39 auch noch mit der Tetrarchie des Antipas ausgestattet worden ist, welchen letzteren Gajus auf des Agrippa Betrieb damals nach Lyon, später nach Spanien verbannte. Im Jahre 41 verlieh ihm der Kaiser Claudius auch noch Judäa und Samaria, (zugleich seinem Bruder das Fürstenthum Chalkis), so daß Agrippa schließlich als „König" nahezu den gesammten Besitz seines Großvaters wieder in seiner Hand vereinigt sah. Neben solchen Gnadenbezeugungen, denen sich andere gegen minder bedeutende Dynasten des Ostens anreihten, überraschte der Groll des Gajus gegen des mauritanischen Königs Juba II. seit 23 n. Chr. regierenden Nachfolger Ptolemäos, der unter Tiberius in großer Gunst gestanden hatte, von Gajus aber i. J. 40 nach Rom berufen und hier, es heißt nur seiner Reichthümer halber, aus dem Wege geräumt wurde.

Einen ganz grotesken Charakter dagegen tragen in der Ueberlieferung die Scenen, die sich an Gajus' Aufenthalt in Gallien knüpfen. War es wirklich die ursprüngliche Absicht des Kaisers, einerseits der übermächtigen Stellung ein Ende zu machen, welche seit mehreren Jahren der hochangesehene obergermanische Legat Cornelius Lentulus Gätulicus am Rhein einnahm, andererseits den Feldzug zur Unterwerfung Britanniens zu eröffnen, mit welchem seit Cäsars Zeiten dessen Haus sich stets getragen hat, so trat dieser Zweck doch in heilloser Weise zurück hinter der Fülle thörichter und blutiger Thaten, zu welchen sein springendes Wesen und seine launenhafte Art den Kaiser auch hier veranlaßte. Mochte immerhin der Rheinarmee, zu welcher Gajus im Sommer d. J. 39 sich begab, die enorme, oft übertriebene disciplinarische Strenge desselben, auch gegen die Offiziere, imponiren, so mußte

das Triumphgeschrei nach einem manöverartigen Vorstoße über den Rhein, bei welchem eine Anzahl seiner deutschen Leibwachesoldaten als angebliche Gefangene mitgebracht wurden, doch allenthalben komisch wirken. Sehr ernst gemeint dagegen war zu Anfang d. J. 40 n. Chr. im Hauptquartier zu Lyon das Blutgericht, welches eine Anzahl ihm verdächtiger hochstehender Leute als Verschwörer gegen sein Leben zu Falle brachte. M. Aemilius Lepidus, früher des Gajus Freund, jetzt Wittwer der Drusilla, der von Gajus wahrhaft abgöttisch geliebten, aber i. J. 38 verstorbenen unter seinen Schwestern, dann aber auch die beiden überlebenden Schwestern Julia und Agrippina, hatten, so heißt es, ein Complott zur Beseitigung des Kaisers geschmiedet. Jedenfalls wurde jetzt (40 n. Chr.) nicht nur der gefürchtete Legat Lentulus Gätulicus zugleich mit Lepidus hingerichtet, die beiden Prinzessinnen dagegen unter rücksichtsloser Beschimpfung jeder Art nach den Ponzas-Inseln verbannt. Solche Schreckensscenen waren bei dem fluchbeladenen Hause dieser Cäsaren freilich nichts Neues mehr. Aber wie mußte es nach der trefflichen Art der Provinzialregierung des Augustus und des Tiberius auf die Kelten wirken, wenn jetzt der wüste Geselle, der den kaiserlichen Lorbeerkranz so tief herabwürdigte, in Lyon einerseits das schändliche System fortsetzte, durch Bluturtheile und gefährliche Anklagen gegen vornehme Männer ihres Landes Geld zu machen, andererseits durch die öffentliche Versteigerung interessanter Alterthümer aus dem römischen Cäsarenschloß sich hier neue finanzielle Mittel zu verschaffen.

Die Ansammlung eines Heeres von angeblich 250,000 Mann zur Eroberung Britanniens blieb eine leere Demonstration. Gajus ist wenigstens nicht weiter gekommen, als bis zu den Häfen der Moriner am Kanal. Sei es nun, daß seine Demonstration die brittischen Häuptlinge veranlaßt hatte, den Angriff durch eine formelle Huldigung und reiche Geschenke von sich abzuwenden: genug, die Ueberlieferung läßt den Gajus diesen unblutigen Zug durch eine Posse beschließen, nämlich durch den Befehl an die reich beschenkten Soldaten, — Muscheln am Strande als „dem Ocean entrissene Beute" zu sammeln.

Als er im Spätsommer d. J. 40 nach Rom zurückgekehrt war, nahm sein Wesen einen immer wüsteren Charakter an. Nicht nur, daß die Entdeckung einer neuen Verschwörung ihn immer blutiger zu wüthen veranlaßte: Gajus, der sich selbst als eine lebendige Gottheit ansah, dabei aber jeden Augenblick im Costüm der verschiedenen Götter und Göttinnen der römisch-griechischen Welt aufzutreten liebte, schuf sich jetzt nicht nur in Rom ein eignes ihm selbst geweihtes Priesterkollegium, sondern gebot auch überall in den Provinzen, unter Mißbrauch der edelsten alten Götterbilder, ihn in eigenen Tempeln zu verehren. Bei solchem Beginnen fand er nur bei den gläubigen Juden ernsthaften Widerstand. Schon i. J. 38 hatte die Abneigung der alexandrinischen Juden gegen den Befehl des Präfekten Avillius Flaccus, Standbilder des Gajus, — die schon damals allenthalben zu göttlicher Verehrung aufgestellt wurden, — in ihren Synagogen zu errichten, in Alexandria zu

wüsten Unruhen geführt, welche damals den Sturz des Präfekten veranlaßten. Jetzt aber erhielt der syrische Legat P. Petronius den peremtorischen Befehl, des Kaisers vergoldetes kolossales Standbild in dem Allerheiligsten des Tempels zu Jerusalem aufstellen zu lassen. Die Erbitterung der Juden war grenzenlos. Die Vorstellungen des Legaten und das Eintreten des berühmten Historikers und Philosophen Philo, des gelehrtesten und fruchtbarsten jüdischen Schriftstellers dieser Zeit, der in derselben Sache die Juden von Alexandria vertrat, für das große Nationalheiligthum seines Volkes, und die Fürbitten des Königs Agrippa konnten nur kurzen Aufschub erwirken. Erhebliche Unruhen in der ganzen Ausdehnung des jüdischen Gebiets wurden wahrscheinlich nur durch den plötzlichen Tod des Gajus verhindert.

Die Popularität des Kaisers war in Rom selbst bei den bisher noch immer durch Spiele und Geschenke gehätschelten Massen tief gesunken, als Gajus begonnen hatte, neben Wiederherstellung der Auctionssteuer auch die Bürger der Hauptstadt mit einer Masse höchst lästiger, mit Strenge eingetriebener Auflagen zu belasten. Aber sein Sturz erfolgte erst, als er auch seine nächste Umgebung bedrohte und namentlich Offiziere seiner Garde schwer verletzte. Es war der Oberst Cassius Chärea, der an die Spitze einer Verschwörung trat, und ihn am 24. Januar 41 n. Chr. mit Hilfe des Obersten Cornelius Sabinus und einiger anderer Männer in einem Corridor des Palatinms niederhieb. Die deutsche Leibwache des Kaisers, die ihn nicht hatte retten können, machte Miene, ihn blutig zu rächen; aber die entschlossene Haltung des hoch angesehenen Consulars Valerius Asiaticus bestimmte sie und die schwankenden Volksmassen schnell zur Ruhe.

Das julisch-claudische Haus, so schien es, hatte abgewirthschaftet. Das Principat hatte unter Gajus so furchtbare Seiten entfaltet, daß aller Dank, den das römische Volk gegen das Andenken des Augustus noch immer im Herzen trug, mindestens — so schienen die Dinge zu liegen — seinem Geschlechte die Herrschaft nicht retten konnte. In der That sah es einen Augenblick so aus, als sei die Entscheidung über die Zukunft des Reiches nicht nur rechtlich, sondern auch thatsächlich wieder dem Senat zugefallen. Die Mörder des Gajus hatten durchaus keinen Plan entworfen, der über die blutige That hinausreichte. So konnten die zur Zeit regierenden Consuln Gnäus Sentius Saturninus und Pomponius Secundus den Senat zu schwerster Berathung nach dem kapitolinischen Tempel berufen und die zu ihnen haltenden Truppen der städtischen Besatzung über die Hauptpunkte der Stadt vertheilen. Nun aber zeigte es sich in trostloser Weise, daß der Reichsrath die alte Kunst und politische Einsicht seiner Ahnen gänzlich eingebüßt hatte. Wohl vermochte man das Andenken des Gajus zu brandmarken, seine verhaßten Steuern abzuschaffen, und ein Dekret zu Ehren des Cassius Chärea zu erlassen. Aber so wenig richtige Einsicht in die Lage des Reiches und der Zeit besaß das hohe Haus, daß nun die leidenschaftlichsten Debatten

begannen über die weitere Art der Regierung. Anſtatt ſchnell beſonnen den tüchtigſten Mann des Adels unter guten Bedingungen für die allgemeine Freiheit zum Imperator zu ernennen und dann vor Allem die Zügel der Regierung und die realen Machtmittel feſt in die Hand zu nehmen, verlor man viele Stunden mit Debatten, ob nicht doch die Herſtellung der Republik das beſſere ſei. Und als man ohne Entſcheidung tief in der Nacht auseinanderging, da hatte die Laune des Zufalls oder vielmehr der Kaiſergarde ſchon die Entſcheidung über das Reich getroffen. Das Haus der Cäſaren hatte noch nicht aufgehört zu regieren.

Während nämlich der Senat Stunde um Stunde mit zielloſen Debatten verlor, war ein Trupp der Prätorianer in die Hofburg gedrungen, um hier zu plündern. Da entdeckte der epirotiſche Gardiſt Gratos hinter einem Vorhang verſteckt und tödtlich erſchrocken den alten Prinzen Claudius, des Gajus wohlbekannten, gutmüthigen Oheim, den Volk, Soldaten und Senatoren bisher nur als einen guten, harmloſen Gelehrten im Palaſt und als die Zielſcheibe der oft ſehr groben Späße ſeines fürſtlichen Neffen gekannt hatten. Jetzt aber ſahen die Garden in ihm nur noch den Bruder des Germanicus, den letzten Mann des verödeten Kaiſerhauſes, und erkannten mit richtigem Inſtinkt in demſelben das Symbol der für ſie ſelbſt und für ihre Intereſſen ſo wichtigen Fortdauer des Principats. Claudius wurde der Mann, an welchem die Kaiſergarde zuerſt ihre Kraft als ein neues und ausſchlaggebendes Element in dem römiſchen Staatsorganismus erprobte. Man führte ihn nach der Citadelle, man beruhigte den vollkommen verſchüchterten alten Herrn; endlich proclamirte man ihn als neuen Imperator. Und als am folgenden Morgen die Unentſchloſſenheit des Senats fortdauerte, gewann Claudius den Muth, nach der Herrſchaft zu greifen, die ihm die Truppen antrugen. Er ließ ſich Treue ſchwören, verſprach jedem Soldaten ein Geſchenk von 15,000 Seſterzen (3263 R.-Mark), verhieß auch den übrigen Truppen Geſchenke, und konnte nun ſehen, wie auch die ſtädtiſchen Cohorten mit fliegenden Fahnen zu ihm abſchwenkten, und der hohe Reichsrath ſich entſchließen mußte, die Wahl zu beſtätigen und ihm alle fürſtlichen Rechte zu übertragen.

Der neue Herr des Reiches war eine höchſt wunderliche Erſcheinung. Des Siegers von Arbalo edle Gattin Antonia hatte den Tiberius Claudius Nero (Germanicus) am 1. Auguſt d. J. 10 v. Chr. zu Lyon geboren. Aber die Anmuth und die Begabung des älteren Bruders, des Lieblings der Zeitgenoſſen, war dem armen Claudius verſagt geblieben. In ſeiner Jugend kränklich und ſchwächlich, dazu aber — in dem Cäſarenhauſe eine ſchlimme Mitgabe — zaghaft und linkiſch, war er unter der nichts weniger als liebevollen Zucht des Auguſtus und der Livia, und ſelbſt von ſeiner Mutter gering geſchätzt, freudlos herangewachſen. Hart und rückſichtslos erzogen, ſtets als eine unbequeme Zugabe zu der fürſtlichen Familie hintangeſetzt, war er allezeit ſcheu und unfrei geblieben. Nur die unverwüſtlich gute Grundanlage

des Claudius hatte es verhindert, daß ſich bei ihm Rachſucht und tückiſche Bösartigkeit entwickelten. Im Gegentheil zeigte er ſich allezeit als grundgutmüthig, wohlwollend und redlich; mehr noch, er war arbeitsſam und gewiſſenhaft. Aber er iſt zeitlebens ein durchaus untergeordneter Geiſt geblieben. Er hatte ſein bisheriges Leben, ſo bald er ſich nicht in ziemlich maſſive Genüſſe ſtürzte, ganz vorzugsweiſe mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten zugebracht; namentlich hatte er ſich als ſehr fleißiger Hiſtoriker gezeigt, — nur daß Alles, was er ſchrieb, geiſtlos, mechaniſch, auf Anhäufung von Gelehrſamkeit berechnet war. In ſeinem Weſen oft bis zur Albernheit naiv, zuweilen bis zum Blödſinn gedankenlos, in ſeiner Haltung ohne Selbſtändigkeit, durch das Urtheil und die Energie ſtärkerer Naturen leicht zu beſtimmen, — ſo ſollte dieſes funfzig Jahre alte Kind nunmehr die Erbſchaft der Cäſaren antreten. Es lag auf der Hand, daß für das Wohl des Reiches Alles darauf ankam, wer die Leute waren, die ſein Urtheil und ſeinen Arm regierten.

Claudius. (Rom, Vatican.)

Und hier lag nun für neue 14 Jahre das Verhängniß der Römer und des neuen Kaiſers. Die Vorgeſchichte des Claudius brachte es mit ſich, daß er weſentlich von zwei Seiten aus beherrſcht wurde. Auf der *einen* Seite konnte er weiblichen Umgang und Frauenherrſchaft zu keiner Zeit entbehren; auf der *andern* Seite war er, während ſeiner früheren Zeit vorzugsweiſe auf den Verkehr mit den Freigelaſſenen des Palaſtes hingewieſen, durchaus geſtimmt, bei der Leitung der Geſchäfte ſich der Führung ſeiner großen Hofbedienten zu überlaſſen. Die Folge war, daß für den Hof und für die perſönlichen Beziehungen dieſes Kaiſers jedesmal ſeine Gattin das entſcheidende Gewicht in die Wagſchale warf, während für das Staatsleben unter ſeiner Regierung die großen Hofämter eine bisher *nicht* gekannte Bedeutung gewannen.

Die Regierung des *Claudius* zeigt nun nach verſchiedenen Seiten hin höchſt achtbare Leiſtungen. Aber die Rolle, welche die beiden Damen geſpielt haben, die dieſen Kaiſer beherrſchten, iſt unſagbar furchtbar, in allem Schlimmen geradezu grandios. Der neue Princeps war als Prinz bereits

zweimal verheirathet gewesen, aber beide Male bald wieder geschieden worden. Zur Zeit stand ihm als Gattin Valeria Messalina zur Seite, mit der er sich nur wenige Jahre vor seiner Thronbesteigung vermählt hatte. Messalina, eine Tochter des M. Valerius Messala Barbatus und der Domitia Lepida, einer Enkelin des alten Triumvirs M. Antonius (und Schwägerin der Prinzessin Agrippina), hatte als 16jähriges Mädchen dem viel älteren Prinzen die Hand gereicht, und sah sich nun plötzlich zur Theilnahme an der höchsten Macht erhoben. In dieser Stellung hat sie einen entsetzlichen Ruf erworben; ihr Name ist für alle Zeiten die schmachvolle Bezeichnung geworden für die vollendete sittliche Verworfenheit einer vornehmen Frau. Die echte Tochter einer ausschweifenden, gewaltthätigen und verbuhlten Mutter; schlecht erzogen und stets gewohnt, ihren wüthenden Leidenschaften rücksichtslos zu folgen: so hat sie nicht nur die Verbindung mit dem ihr völlig ergebenen, gutmüthigen und leicht zu täuschenden Claudius gerade als Kaiserin erst recht benutzt, um in einer selbst in dem damaligen Rom überraschenden Weise ihrem furchtbaren Hange zu Ausschweifungen nachzugehen und selbst ihr Vorbild, Augusts Tochter Julia, noch erheblich zu übertreffen. Wirklich unheilvoll aber wurde sie dadurch, daß ihre wilden sinnlichen Neigungen noch mit anderen grimmigen Leidenschaften sich paarten. Ihre Eifersucht war schnell zu entflammen, wenn sie andere Frauen sich gleichgeschätzt oder vorgezogen glaubte; und wie sie in der Zeit ihrer Macht schnell bereit war, sich in solchen Fällen blutig zu rächen, so war sie noch rascher bei der Hand, solche Männer zu vernichten, die ihre ehrlose Liebe abwiesen, oder von denen sie Verrath ihrer Untreue bei dem Kaiser zu fürchten hatte. Als echtes Kind einer sittlich so tief entarteten Zeit war ihr auch eine derbe Habsucht durchaus nicht fremd. Ihre Machtstellung aber, die manche schöne Römerin und manchen edlen Römer in den Untergang getrieben hat, blieb trotz ihrer chronischen ehelichen Untreue so lange unerschüttert, als die schöne Frau es verstand, sich auf gutem Fuße mit den mächtigen Freigelassenen, den Kabinetsministern ihres kaiserlichen Gatten zu erhalten. Unter den vielen griechischen Freigelassenen, die an dem Hofe des neuen Princeps damals ihre goldene Zeit erlebten, sind namentlich drei von besonderer Bedeutung geworden. Es waren dieses Polybios, der gelehrte Bibliothekar und Studienrath des Fürsten; ferner der mächtige Finanzminister Pallas, und weiter der nicht minder einflußreiche Geheimsekretär des Kaisers, Narcissus (S. 39 fg.).

Es liegt auf der Hand, daß diese Männer, namentlich Pallas und Narcissus, diese ihre imposante Stellung gar sehr auch zu ihrem persönlichen, namentlich zu ihrem finanziellen Vortheile ausbeuteten. Auch die damals stets servile, mindestens schlaue Mehrheit des Senats trug kein Bedenken, unter Umständen diese Männer mit Geschenken und Ehrenauszeichnungen aller Art zu überhäufen, um sie zu gewinnen und durch sie auf den Kaiser einzuwirken. Bis zu einem gewissen Grade haben nun diese Männer sehr schädlich gewirkt. Ihre Habgier machte es möglich, daß für Geld nicht nur

das römiſche Bürgerrecht und Immunitäten, Privilegien und Monopole käuflich, Befehlshaberſtellen und hohe Beamtungen in den kaiſerlichen Provinzen durch Geſchenke gewonnen, ſelbſt gerichtliche Verfügungen in beſtimmter Richtung durch dieſelben Mittel erzielt werden konnten. Und wie es dieſen Machthabern und der Kaiſerin, ſobald ihre Privatintereſſen es erforderten, nicht ſchwer wurde, in Fällen wichtiger Entſcheidungen das Wohlwollen des Kaiſers gründlich zu täuſchen, ihn zu argen Ungerechtigkeiten zu verleiten, ſo haben ſie auch wiederholt den ſchwachen Claudius zu frevelhaften Bluturtheilen beſtimmt, ſobald es ihnen nur gelang, unter demonſtrativer Beſorgniß für ſeine Sicherheit ihn, — der durch den Schrecken leicht außer Faſſung gerieth und dann jede Beſonnenheit verlor, — in Angſt um ſeine Perſon zu verſetzen. Namentlich als im zweiten Jahre ſeiner Regierung die Verſchwörung des M. Annius Vinicianus und des dalmatiniſchen Legaten M. Furius Camillus Arruntius Scribonianus an der Treue der dalmatiniſchen Legionen geſcheitert war, ergoß ſich auch unter dieſer Regierung, — auch diesmal unter Verwendung des ſenatoriſchen Gerichtshofes, — über die Großen der Reſidenz, diesmal ſelbſt unter Anwendung der Folter auch gegen Freie, eine Fluth von Bluturtheilen, von denen man ſich freilich auch wieder durch Geſchenke für Meſſalina und Narciſſus freikaufen konnte.

Nichts deſto weniger war die Regierung des Claudius reich an guten und verſtändigen, ja ſelbſt bedeutenden Thaten im Intereſſe der Römer und des Reiches. Es erklärt ſich dieſes daraus, daß die Berather des Claudius trotz ihrer dunklen Schattenſeiten doch immerhin kluge und einſichtige Leute waren. Sie wußten recht wohl, daß ihr perſönliches Schickſal eng mit dem des Princeps verknüpft war, und daß ihre eigene Stellung gar ſehr von der Popularität des Claudius abhing. Soweit alſo nicht ihre perſönlichen Intereſſen gekreuzt wurden, förderten ſie es, wenn er nach den Eingebungen ſeines Wohlwollens handelte, und wiederholt auf die Durchführung großartiger Unternehmungen bedacht war, die ihm, — der ſich doch immer als Erbe der Cäſaren fühlte, — für das Wohl und für die Ehre des Reiches nothwendig ſchienen.

Claudius hatte ſeine Regierung mit Beweiſen großer Mäßigung und Milde angetreten, nur den Chärea und einige ſeiner Genoſſen bei der Ermordung des Gajus tödten laſſen, ſonſt aber allgemeine Amneſtie in Sachen der politiſchen Kriſis nach Gajus' Tode, ſpäter auch umfaſſende Begnadigung der durch Gajus Verurtheilten und Verbannten proklamirt, die Majeſtätsanklagen aufgehoben, perſönlich ſich an Niemandem vergriffen unter den Vielen, die ihn früher verhöhnt, und nach allen Seiten ſich bemüht, die ſchwerſten Frevel des letzten Principats zu ſühnen. Auch die verbannten Prinzeſſinnen Agrippina und Julia wurden wieder rehabilitirt. Die neue Herrſchaft ſollte überall durch ausgeſprochenes Wohlwollen gegen Alle ſich empfehlen. Und nun trieb den Claudius ſein ſtarkes Pflichtgefühl, mit wirklich erſtaunlichem Eifer ſich der Regierung anzunehmen. Man hat mit Recht darauf aufmerkſam gemacht,

daß dieſer Kaiſer ganz offenbar die Politik des bewunderten Schöpfers des Principats, des Auguſtus, ſich zum Muſter genommen hatte, und den Plan verfolgte, ſich auf den durch dieſen gewaltigen Menſchen gezogenen Linien weiter zu bewegen. Nur daß Claudius ſehr wider ſeinen Wunſch bisher niemals an den praktiſchen Geſchäften des Staats- und Kriegsdienſtes hatte theilnehmen dürfen; nur daß die ſehr bedeutenden Kenntniſſe in der Rechtswiſſenſchaft, nur daß ſeine Einblicke in die Verwaltungs-, Finanz-, Handels- und auswärtigen Verhältniſſe des Reiches, die er als Prinz ſich angeeignet hatte, leider rein theoretiſche waren. Sein unpraktiſches Weſen und ſein Thätigkeitstrieb veranlaßten ihn daher, ſich mit ausgeſprochener Vorliebe in die ſubalternen Rechtsgeſchäfte zu ſtürzen; und zwar war neben der Theilnahme an den kriminellen Verhandlungen des Senats die Civiljurisdiction das Lieblingsgebiet ſeiner Thätigkeit. Nur daß er dabei und im Konflikt mit den Rechtsanwälten wiederholt bedauerliche Blößen zeigte und ſich nicht ſelten dem ſchnöden Hohne der Sachwalter ausſetzte, der den gutmüthigen Mann doch unter Umſtänden zu furchtbaren Ausbrüchen des Jähzorns treiben konnte.

Dagegen war es faſt noch über die Linie der auguſteiſchen Dyarchie hinaus, daß er dem Senat, dem gegenüber er in ſeiner Haltung wieder ganz auf die Praxis des Auguſtus zurückkam, eine höchſt ausgedehnte Thätigkeit überließ. Die Zahl der theils durch ihn angeregten, theils zugelaſſenen ſtaats- und privatrechtlichen Verfügungen, die während ſeiner Regierung auf dem Wege der Senatsbeſchlüſſe zu Stande kamen, iſt ungemein bedeutend. Sie bezogen ſich auf die mannichfaltigſten Verhältniſſe des politiſchen, religiöſen und häuslichen Lebens. Unter vielen anderen durch Claudius veranlaßten Neuerungen heben wir hervor die Abſtellung greulicher Mißſtände in Sachen des Sklavenweſens. Wer mit herkömmlicher ſchnöder Herzenshärte kranke oder gebrechliche Sklaven im Tempel des Asklepios auf der Tiberinſel ausſetzte und ſie „der Obhut des Gottes", d. h. ſimpel dem Zufall überließ, verlor alles Anrecht auf dieſe Leute, falls ſie doch wieder geſund wurden, und dieſe erhielten die Freiheit. Wer aber gar alte und kranke Sklaven einfach tödtete, der ſollte als des Mordes ſchuldig gelten. Ebenſo charakteriſtiſch für dieſen thätigen Princeps war die Aufhebung ſehr zahlreicher überflüſſiger und ſchädlicher Feiertage und Opferfeſtlichkeiten.

Ganz im Sinne des erſten Princeps waren die großartigen Unternehmungen des Claudius für die Pflege der materiellen Intereſſen, zunächſt des Volkes der Reſidenz. Sein Eifer, die durch Gajus theils indirekt geſtörte, theils verbummelte, regelmäßige Verpflegung der Welthauptſtadt, von welcher die Ruhe der Maſſen ſo weſentlich abhing, ſicher zu ſtellen, war außerordentlich, und trieb ihn, der ſeine Regierung gerade unter dem Drucke einer ſehr läſtigen Theurung antrat, zu vielen ſehr zweckmäßigen Maßregeln. Da der alte Hafen von Oſtia verſandet, der nächſte gute Hafen erſt in Puteoli zu finden, die latiniſche Küſte ohne ſichere Station, die Einfahrt aber in den größeren linken Arm der Tiber, an welchem Oſtia

lag, wegen vorliegender Sandbänke und Untiefen zu allen Zeiten bedenklich, im Winter unmöglich war: so führte Claudius in den Jahren 42 bis 46 mit gewaltigen Kosten ein großartiges Werk aus. Am rechten Ufer des rechten Armes der Tiber, am heutigen Fiumicino, wurde der große neue Hafen der Hauptstadt, — Portus Romanus oder Portus Augusti genannt, — hergestellt, indem man ein ungeheures, durch einen Kanal mit dem Flusse verbundenes, Bassin ausgrub, dessen Rand ausmauerte, und zum Schutze gegen Stürme und Versandung große Molos weit in das Meer hineinführte, deren einer einen Leuchtthurm trug. Nicht minder gemeinnützig war die wirkliche Vollendung der beiden neuen kolossalen Wasserleitungen für die Residenz, welche (S. 193) Kaiser Gajus nur erst begonnen hatte. Bis zum J. 52 dauerte es, bis dieselben, welche nunmehr auch die höchsten Punkte der Stadt mit frischem Wasser versahen, zum Staunen und zur gerechten Bewunderung der Zeitgenossen zu Ende geführt werden konnten. Man nannte diese Aquädukte die Aqua Claudia, — diese durchlief bis zur Stadt die Strecke von 46,000 Schritten, davon mehr als 10,000 in Gestalt von Hoch- und Bogenbauten, — und Anio novus (oder „der neue Anien"), welcher letztere bei einer Lauflänge von 58,700 Schritten auf 9400 Schritte Hochbauten nöthig machte; seine Bogen erreichten theilweise die Höhe von 109 Fuß. Daneben wurden im J. 45 auch die verfallenen Bogen der Aqua Virgo wiederhergestellt.

Kamen diese mächtigen Nutzbauten den Bewohnern der Residenz zu Gute, so galt ein drittes Riesenwerk der Landeskultur von Italien. Der Lacus Fucinus (Lago di Celano) im Lande der Marser pflegte durch seine periodischen Ueberschwemmungen die reichen Wiesen und Aecker, die ihn umgaben, zu versumpfen. Gleich nach Antritt seiner Regierung beschloß daher Claudius, — er wußte, daß schon Cäsar das gewollt hatte, — den See vollständig trocken zu legen. So mußten denn elf Jahre lang 30,000 Arbeiter an dem Bau eines gewaltigen „Emissars" arbeiten, welcher in einer Länge von $^3/_4$ geographischen Meilen, bei einer Höhe von 10 bis 15, und einer Breite von 9 Fuß, größtentheils durch Felsen gehauen wurde und die Wasser des Sees nach dem Liris ableiten sollte. Da der mittlere Theil des Sees tiefer liegt, als das Bett der Liris, so konnte allerdings weder damals, noch durch die Fortführung der Arbeiten unter Nerva und Hadrian, der See gänzlich trocken gelegt werden. Aber es wurden doch die Ueberschwemmungen sehr erheblich beschränkt, als Claudius, — unter Anwesenheit zahlloser Schaulustiger, in Form großartiger Feierlichkeiten, nach Vollendung festlicher Spiele, zu denen ein Schaugefecht von zwölf oder gar funfzig Schiffen auf dem Fucinus gehörte, — im J. 52 den Kanal wirklich eröffnen ließ.

Ganz im Sinne des Augustus und des Tiberius sorgte Claudius durch verschiedene Maßregeln für die Erhaltung der Ordnung und polizeilichen Sicherheit in der Hauptstadt. Noch mehr glaubte er dem Augustus nachzuahmen, als er in den Jahren 47 und 48 n. Chr. in umfassender

Weiſe in der Art wie der erſte Kaiſer es gethan, die Geſchäfte des Cenſus beſorgte. Freilich boten die ſubalterne Befähigung des Claudius, die er hier wieder recht deutlich zeigte, die Neigung auch zu kleinlichen Dingen, und vielerlei Verſehen und Wunderlichkeiten des Kaiſers, der Spottluſt der Hauptſtadt nur allzu reichlichen Stoff. Trotzdem geſchah auch damals manches Bedeutſame. Die große Zählung aller römiſcher Bürger, mit welcher der Cenſus ſchloß, ergab, daß die „römiſche Bürgerſchaft" von 4,937,000 im J. 14 n. Chr. jetzt bis auf 5,984,072 angewachſen war, was auf den Beſtand einer geſammten Bürgerbevölkerung von damals rund 25 Millionen ſchließen läßt. Dieſes Anwachſen iſt jedoch nicht lediglich aus der günſtigen materiellen Lage des Reiches zu erklären, ſondern großentheils auch aus der theils bei der Armee, theils auch ſonſt, namentlich unter Claudius ſelbſt eifrig betriebenen, konſequenten Ausdehnung des römiſchen Bürgerrechtes ſowohl über einzelne Leute, wie auch über ganze Gemeinden von Provinzialen. Gerade das Jahr, in welchem der Kaiſer die cenſoriſchen Geſchäfte ſo energiſch wahrnahm, war auch nach dieſer Richtung hin von Intereſſe. Claudius hatte die Liſten des Senats und des Ritterſtandes neu revidirt und „geläutert", zahlreiche Lücken ergänzt, — er griff nun aber in Sachen der Ergänzung des Senats über die Grenzen Italiens hinaus. Der Senat hatte bereits aus den romaniſchen Kreiſen Spaniens, Afrikas, der Narbonenſis und anderer Provinzen Zuwachs erhalten. Die Vorliebe, mit welcher Claudius, der wie wir uns erinnern zu Lyon geboren war, Gallien, das Land ſeiner Geburt betrachtete, beſtimmte ihn im J. 48 einen Antrag angeſehener romaniſirter Kelten im Senat lebhaft zu unterſtützen und demſelben zur Annahme zu verhelfen. Es wurde nämlich damals den angeſehenſten Männern, den Dekurionen in den Städten der Häduer, die bereits das unvollſtändige römiſche Bürgerrecht beſaßen, die Zulaſſung zum Senat eröffnet, und das jus honorum ertheilt, alſo das Anrecht, Staatsämter in Rom zu bekleiden, die ihnen zugleich den Anſpruch auf Sitz und Stimme im Senat verliehen. Auf dieſe Weiſe machte die Nivellirung zwiſchen Rom und den Provinzen ſchon jetzt ſehr bemerkbare Fortſchritte. Die Ausgleichung zwiſchen dem alten Herrenvolk an der Tiber und den Unterthanen und die Verſchmelzung ihrer Intereſſen hielt gleichen Schritt mit der zunehmenden Ausbreitung der Civität; und der Eintritt tüchtiger Provinzial-Romanen in den Senat führte dem hohen Hauſe in durchaus ſchätzenswerther Weiſe nicht nur Vertreter der Provinzen, ſondern mehr noch friſche und geſunde Elemente zu.

Weitaus am impoſanteſten aber erſcheint das, was man die Reichspolitik des Claudius nennen mag. Dieſer Princeps gehörte zu den Kaiſern, die wie Tiberius mit ganz beſonderer Energie die Provinzialen vor der Beſtechlichkeit und den Erpreſſungen der Statthalter zu ſchützen, und die von römiſchen Beamten in den Provinzen verübten Verbrechen und Uebergriffe nachdrücklich zu ahnden ſtrebten. Auf der anderen Seite ſuchte

Claudius den den Römern durchaus verhaßten blutigen Cultus der ihnen mit Recht auch politisch höchst verdächtigen keltischen Druiden selbst in Gallien mit Energie zu unterdrücken, was freilich nur unvollkommen gelungen ist. Am meisten aber erinnerte Claudius die Zeitgenossen seines Principats an seine Abkunft von Drusus dadurch, daß unter ihm zum ersten Male wieder seit der Rückkehr seines Bruders Germanicus von Cöln die Welthauptstadt belebt wurde durch die Botschaft von großen nordischen Kämpfen, Siegen und Entdeckungszügen der Römer.

Seit der Plan einer Eroberung von Deutschland hatte aufgegeben werden müssen, war man in der Palatinischen Hofburg wiederholt auf den Gedanken Cäsars zurückgekommen, durch Unterwerfung Britanniens, die seiner Zeit dem großen Julier nicht gelungen war, nicht nur die hier noch immer engagirte militärische Ehre der römischen Waffen einzulösen, sondern namentlich auch die letzten unruhigen Regungen des Keltenthums gründlich zu ersticken. Politische Beziehungen zwischen brittischen Häuptlingen und dem römischen Hofe hatten seit Cäsars Zeit andauernd bestanden. Da war es nun Claudius, dem — in frischer Erinnerung an den bösen Schatten, den offenbar der rein theatralische Zug des Gajus nach dem Kanal auf die römischen Waffen geworfen hatte, — der Hilferuf eines aus Britannien vertriebenen, nach Rom geflüchteten Häuptlings, des Bericus, den Gedanken nahe legte, jetzt endlich den Krieg gegen die brittischen Kelten in großem Style zu versuchen. Er gedachte dabei persönlich mit ins Feld zu ziehen.

Wahrscheinlich wurde der Feldzug durch diplomatische Verhandlungen vorbereitet. Die militärischen Dispositionen sind natürlich den tüchtigen Offizieren zuzuschreiben, mit welchen Claudius sich umgab, als er i. J. 43 n. Chr. die Unternehmung antreten ließ. Der eigentliche militärische Führer war der damals am Rhein kommandirende Legat Aulus Plautius, ein älterer Verwandter des Kaisers. Im Stabe des Kaisers befanden sich nachher außer anderen namentlich Galba, der spätere ephemere Herr des Reiches, und Plautius Silvanus, wahrscheinlich ein Neffe des Claudius. Das für die britannische Expedition gebildete Heer bestand aus etwa 70,000 Mann mit dem nöthigen Train. Den Kern bildeten vier Legionen (die Leg. II. Augusta, damals geführt von dem tüchtigen Vespasian, die Leg. IX. Hispana, die XIV. Gemina, und die XX. Valeria Victrix), drei der Rheinarmee, eine der pannonischen entnommen, und eine Abtheilung der damals zu Mainz aufgestellten Leg. VIII. Augusta. Dazu kamen etwa 60 Auxiliarkohorten, thrakisches, pannonisches, deutsches, keltisches und spanisches Fußvolk, und endlich in 24 Reiterabtheilungen etwa 12,000 Reiter. Die Nothwendigkeit den brittischen Kanal sicher und bleibend zu beherrschen, hatte Anlaß gegeben zur Erbauung einer „britannischen" Flottenabtheilung, die seit dieser Zeit dauernd in den südenglischen Häfen, wie z. B. zu Lymne in Kent, ihre Station nahm, zunächst aber bei der Ueberfahrt der Römer deren gewaltige Transportflotte deckte.

Wahrſcheinlich benutzte Plautius nun die in dem Kanal herrſchenden Südoſtwinde, um an deſſen ſchmalſter Stelle von einer oder mehreren der nordgalliſchen Rheden aus ſo ſchnell als möglich die ganze Armee nach der brittiſchen Südküſte zu führen. Von wo aus nun die Unternehmungen der vereinigten römiſchen Armee in Britannien begannen, iſt ungewiß. Man hält es jedoch jetzt für wahrſcheinlich, daß ein Punkt von faſt centraler Lage auf der ſüdöſtlichen Küſte, der Hauptplatz des den Römern befreundeten Häuptlings Tiberius Claudius Cogidumnus, Führers des Volkes der Regni (jetzt Chicheſter in Suſſex,) dazu benutzt worden iſt. Die Römer, die ſogleich nach ihrer Feſtſetzung den Plan für das Straßennetz entwarfen, welches die neue Provinz durchziehen ſollte, führten ihre Eroberung mit 60,000 mobilen Kriegern langſam und ſyſtematiſch, aber ſicher und ſiegreich durch, und legten ſofort auf allen ſtrategiſch dominirenden Punkten feſte Standlager für die Legionen an. Man gewann, ſo ſcheint es, zunächſt nordweſtlich von Chicheſter den Hauptort des Stammes der Belgen, Venta (jetzt Wincheſter). Hier — in der Mitte zwiſchen den Mündungen der Themſe und des Severn — ſcheint der erſte Sitz des Armee- und des neuen Provinzial-Oberkommandos angelegt zu ſein. Von hier aus erfolgten weitere Vorſtöße nach verſchiedenen Seiten hin. Veſpaſian ſcheint damals namentlich gegen Süden hin operirt zu haben, wo er dann vorzugsweiſe den Haſenplatz Clauſentum (Southampton) und die Inſel Vectis (Wight) eroberte. Die Hauptarmee, die bereits zwei größere Kämpfe ſiegreich beſtanden hatte, erfocht endlich einen dritten bedeutenden Sieg auf dem nördlichen Ufer der Themſe, in der Nähe ihrer Mündung. Die Führer der brittiſchen Kelten, des Königs Cunobellinus Söhne Caratacus oder Cataratus und Togodumnus, waren überall geſchlagen worden, der letztere ſchon in der zweiten Schlacht gefallen.

Nun traf Kaiſer Claudius ſelbſt auf dem Kriegsſchauplatze ein. Unter ſeinen Augen gewann das römiſche Heer noch einen neuen Sieg. Cataratus flüchtete nach den Gebirgen von Wales, die Römer aber eroberten die nach dem brittiſchen Kriegsgott Camulus benannte Königsburg des Cunobellinus, Camulodunum (j. Colcheſter). Der Kaiſer kehrte nach ſechszehntägigem Aufenthalte aus Britannien nach Gallien zurück. In Camulodunum aber, welches ſieben Jahre ſpäter den Namen Colonia Victrix erhielt, wurde nachher ein Tempel des Claudius zugleich mit der Roma und der Venus erbaut, der Platz ſofort zum Mittelpunkt gemacht für den Provinzialkultus. Plautius, unter deſſen Legaten auch weiter Veſpaſian als ſiegreicher Führer ſich beſonders auszeichnete, behielt das Kommando in Britannien noch bis zum J. 47 n. Chr. Auf der Weſtſeite der Inſel drang er anſcheinend vor bis zum Zinn- und Bleiminendiſtrikt der Mendiphügel, am öſtlichen Ufer der Severnmündung und ſüdlich vom Avon, im nördlichſten Theile von Somerſet. Die Linie „Bath (Aquae Sulis), Silcheſter (Calleva), Londinium (London) und Colcheſter" gilt jetzt als die älteſte Nordgrenze der neuen römiſchen Provinz.

Claudius persönlich war nach halbjähriger (oder einjähriger) Abwesenheit i. J. 44 wieder in Rom eingetroffen, um hier einen glänzenden Triumph feiern zu können. Zwei Triumphbogen sollten der Nachwelt die Erinnerung an die glänzende Expedition erhalten. Der eine an der gallischen Nordküste ist spurlos verschwunden. Der andere, sechs Jahre nach der Rückkehr des Kaisers auf dem Marsfelde zu Rom errichtet, sperrte mit seinen prachtvollen Ueberresten noch im 15. Jahrhundert den Corso bei dem Palast Sciarra. Die großen Reliefs desselben, die Parade der Armee vor Claudius und seinen Feldherren darstellend, sind theilweise noch erhalten und in der offenen Eingangshalle der Villa Borghese zu sehen. Den Siegesnamen „Britannicus" lehnte Claudius für seine Person ab; dafür hat ihn sein Sohn von der Messalina seit dieser Zeit geführt, der (geboren wahrscheinlich im Februar 41 n. Chr.) bis dahin Germanicus genannt worden war.

Statue des Kaisers Claudius. (Rom, Vatican.)

Die neue Provinz wurde einige Jahre später der Ausgangspunkt neuer interessanter Kämpfe. Plautius hatte die Herrschaft der Römer im südlichen England möglichst solide begründet. Als er i. J. 47 nach Rom zurückkehrte, erhielt er zum Nachfolger den Publius Ostorius Scapula, einen ausgezeichneten Feldherrn, welcher während der nächsten fünf Jahre in Britannien den Befehl führte und sofort den Kelten zu begegnen hatte, die durch die Abreise des Plautius lebhaft erregt waren. Die Anlage fester Plätze an den Flüssen Avon und Severn, die Niederwerfung einiger Aufstände in seiner Provinz, und die Abwehr der mächtigen Briganten, welche in der nördlichen Hälfte Englands dominirten, beschäftigte ihn bis zum Jahre 50. Dann aber galt es, jenen tapfern Häuptling Caratacus, den Caradoc der Sagen von Wales, zu bewältigen, der die kriegerischen Völker dieses schwer zugänglichen Gebirgslandes, die Siluren im Süden und die Ordoviker im Norden, zu den Waffen gerufen hatte. Von Gloucester aus unternahmen die Römer ihren Vorstoß gegen Wales. Die Silurenstädte Venta (j. Caerwent) und Isca (im dritten Jahrhundert das Standquartier der zweiten Legion, daher Caerleon = Castra Legionis) in Südwales bezeichnen wohl ungefähr die erste Marschrichtung. Nach einer Reihe schwieriger Kämpfe siegte Ostorius endlich in einer Haupt-

ſchlacht vollſtändig. Die Familie des tapfern Caratacus fiel in ſeine Hände, und der kriegeriſche Häuptling ſelbſt wurde durch die Fürſtin der Briganten, Cartismandua, den Römern ausgeliefert, die ihn dann nach der Welthauptſtadt an der Tiber ſchickten, wo Claudius den ſtolzen Krieger ehrenvoll empfing und in anſtändiger Haft bis zu Ende ſeines Lebens ſich bewegen ließ. So war ſeit d. J. 51 hier der Widerſtand gebrochen; aber Wales iſt damals noch nicht annectirt worden. Vielmehr ſetzte ſich auf der Weſt- und Nordweſtgrenze der britiſchen Provinz der grauſame Grenz- und Poſtenkrieg der Ureinwohner gegen die Römer noch längere Zeit fort. Als Oſtorius i. J. 52 ſtarb, gelang den Siluren ſogar ein Sieg über den Legionslegaten Manlius Valens, den dann der neue Statthalter A. Didius Gallus (52—57) zu rächen hatte. Aber erſt unter Kaiſer Nero gewannen die Eroberungen und Kämpfe der Römer in Britannien unter dem ſeit 59 regierenden Legaten Gajus Suetonius Paullinus einen neuen Aufſchwung.

Die britanniſche Provinz, deren Nordgrenze ſich jetzt von der neuen Feſtung Glevum im Gebiet der Dobuner (Gloucester), jetzt dem Standquartier der Legio II. Auguſta, bis nach Colcheſter, wo die XIV. Legion ſtand, ausdehnte, wurde unter dem Schutze der vier in dieſem Lande ſtationirten Legionen ſehr energiſch romaniſirt. Colcheſter war i. J. 50 zu einer römiſchen Veteranenkolonie gemacht worden, und blieb vorläufig die Hauptſtadt der Provinz. In den ſüdlichen Strichen, die ſeit Cäſars Zeit ſich bereits kenntlich civiliſirt hatten, war Londinium der namhafteſte Handelsplatz; es wurde Sitz des römiſchen Zollamts für die aus dem Continent zugeführten Waaren, und erhielt eine Flottenſtation. Leider machte ſich aber auch hier, wie in Gallien, das drückende Uebergewicht der italiſchen Kaufleute und Kapitaliſten nur allzuſchnell fühlbar, die zu Tauſenden nach der neuen Erwerbung des Reiches ſtrömten. Das römiſche Straßennetz wurde ſehr energiſch ausgebaut. In Gallien iſt allmählich die Linie von Rheims über Soiſſons und Amiens nach Boulogne (Portus Geſſoriacus) geführt worden, von wo die Ueberfahrt nach Rutupiä (Richborough) — 450 Stadien — acht bis neun Stunden erforderte. Rutupiä und die britiſche Südküſte waren mit London, Chicheſter mit Clauſentum, dem belgiſchen Venta, mit Calleva und Aquä Sulis verbunden. Auf der Nordſeite der Provinz lief die große Hauptſtraße, die von Colcheſter über London und Calleva, damals den inneren Hauptknotenpunkt, nach Glevum führte.

Die Verlegung eines namhaften Theiles der römiſchen Streitkräfte nach Britannien und der erfolgreiche brittiſche Krieg wirkten aber offenbar beſtimmend ein auf die politiſche Haltung der Römer dieſer Zeit gegenüber den deutſchen Völkern auf dem rechten Rheinufer. Im Allgemeinen hatte ſich am Rhein wie an der Donau die Politik des Tiberius bewährt, die deutſchen Völker theils durch die Einwirkungen der Civiliſation zu gewinnen, theils durch diplomatiſche Kunſt für Rom minder gefährlich zu machen. Dieſe Erfahrung und die nothwendige Rückſicht auf das ſtarke Engagement

der römiſchen Waffen in der neuen, zwar viel verſprechenden, aber doch noch ſehr ſchwierigen britanniſchen Eroberung, war wohl die Haupturſache, welche den Kaiſer und ſeine Rathgeber in Rom beſtimmte, den Thatendurſt eines neuen ausgezeichneten Feldherrn, den man damals beſaß, gegenüber den Germanen nicht zu voller Befriedigung gelangen zu laſſen. In Deutſchland waren ſeit Armins Untergange die Cherusker durch innere Kämpfe um ihre alte Machtſtellung gekommen; ihre ſüdlichen und nördlichen Nachbarn, die Katten und die Chauken, traten jetzt viel impoſanter in den Vordergrund, als die alten Landsleute des Siegers vom Lippiſchen Walde. In den Jahren 41 und 42 n. Chr. hatten die rheiniſchen Grenztruppen einige glückliche Kämpfe mit kattiſchen und chauciſchen Schaaren beſtanden. Nun aber erhielt i. J. 46/47 n. Chr. das untergermaniſche Kommando Gnäus Domitius Corbulo, ein Offizier von bedeutendem Feldherrntalent, zugleich einer jener eiſernen Männer, wie ſie noch wiederholt aus den Reihen der ſonſt vielfach tief entſittlichten großen Familien der Hauptſtadt und Italiens hervorgehen, bis endlich im dritten Jahrhundert n. Chr. die italiſchen Schlachtenmeiſter ſo gut wie ganz durch die illyriſchen Romanen erſetzt werden. Die Kriegszucht, die unter Kaiſern, welche nicht ſelbſt als große Feldherren auftraten, leicht erſchlaffte, ſtellte dieſer Legat mit einer damals ſelten gewordenen Rückſichtsloſigkeit wieder her, um dann (48) nicht nur die (S. 180) ſeit 28 n. Chr. dem Reiche mehr oder minder entfremdeten Frieſen wieder feſt an die römiſche Oberhoheit zu feſſeln, ſondern auch die Chauken einzuſchüchtern, die kurz vorher unter der Führung des Corſaren Gannascus, eines in römiſchen Dienſten früher geſchulten Caninefaten, einen Raubzug gegen römiſches Gebiet verſucht hatten. Es waren dann beſtimmte Befehle aus der Hauptſtadt, die den tapfern Legaten verhinderten, den chauciſchen Krieg in großem Styl zu betreiben. Mußte ſich Domitius, — der nachher ſein Andenken am Niederrhein durch die Anlage eines großen Kanals zwiſchen Maas und Rhein (zwiſchen Sluys und Leyden) verewigte, — grollend fügen, ſo hatte Claudius trotz ſolcher Reſerve, und trotz der Räumung der entfernteren Punkte auf dem rechten Rheinufer, doch das Glück, daß in derſelben Zeit die innerlich vollkommen zerfahrenen Cherusker von ihm ſich die Zuſendung des Italicus, — Flavus' (S. 145 u. 159) Sohn von einer kattiſchen Fürſtentochter und Armins Neffe, — als ihres Königs erbaten; nur daß auch dieſer Schritt keine anderen Folgen hatte, als die weitere Schärfung des inneren deutſchen Haders. Nicht minder erfreulich ſchien es, daß der obergermaniſche Legat P. Pomponius Secundus, unter welchem der berühmte Schriftſteller Plinius der Aeltere als Präfekt eines Reiterregiments diente, i. J. 50 bei einer glücklichen Fehde mit den Katten einige bejahrte Römer zu befreien vermochte, die ſeit der Niederlage des Varus bei den Katten in der Gefangenſchaft gelebt hatten.

Daneben wurde es recht bemerkbar, wie ſich die wichtigen Grenzprovinzen am Rhein und an der mittleren Donau zu romaniſiren begannen. Hatte des Pomponius Vorgänger Curtius Ruſus bereits um d. J. 48 es

verſucht, in der Gegend des jetzigen Wiesbaden eine Silbermine zu eröffnen, ſo war der Kaiſer perſönlich beeifert, ebenfalls nach dem Muſter des Auguſtus, die römiſche Koloniſation in den Provinzen eifrig zu fördern. Beſonders bedeutſam wurde die Anlage einer Veteranenkolonie in der ubiſchen Hauptſtadt am Rhein (51 n. Chr.), die zu Ehren von Claudius' letzter Gemahlin, der (S. 186) im J. 15 hier geborenen jüngeren Agrippina, den Namen „Colonia Claudia Agrippinenſis" erhielt; der Name lebt bekanntlich noch heute in „Köln" fort. Auch Trier (Auguſta Treverorum) ſcheint damals durch Claudius koloniſirt zu ſein. Ob jedoch das rieſige Caſtell, welches die reizende Moſelſtadt noch heute als die „Porta Nigra" beſitzt, ſchon im erſten Jahrhundert der Kaiſerzeit entſtanden iſt, mag hier unentſchieden bleiben; ganz neuerdings iſt wieder lebhaft zu Gunſten ſeiner Erbauung im vierten Jahrhundert plädirt worden. In der pannoniſchen Provinz, wie in den mittleren Alpenlandſchaften wurden die großen Straßenbauten höchſt energiſch gefördert. Wir ſahen bereits früher (S. 114), daß die jetzt durch die Donauflotte gehütete Provinz Norieum gerade in dieſer Zeit erhebliche Fortſchritte in der Romaniſirung gemacht hat. Außer anderen Municipien, deren früher gedacht wurde, rief Claudius auch Aguontum und Teurnia an der oberen Drau ins Leben. In Pannonien aber wurde unter Claudius ein Theil des Landes nördlich von der Drau und das alte bojiſche Gebiet beſetzt, die Reſte der Bojer und die benachbarten Azalier unter römiſche Verwaltung geſtellt, und in dieſer Gegend die Kolonie Claudia Savaria (Stein am Anger) angelegt und Scarbantia (Oedenburg) gegründet.

Während in ſolcher Weiſe die Romaniſirung der italiſchen Glacislandſchaften auf der Nordſeite des Reiches damals erhebliche Fortſchritte machte, gewann Claudius dem Reiche in ſeinem fernſten Südweſten noch eine neue anſehnliche Provinz, nämlich Mauretanien. Der Ermordung des Königs Ptolemäos (S. 195) durch Kaiſer Gajus im Jahre 40 hatte die Annexion ſeines Landes folgen ſollen. Nun aber ſtellten die Einwohner unter Anführung des Aedemon, eines Freigelaſſenen des Ermordeten, den Römern zähen Widerſtand entgegen, den erſt die Feldherren des Claudius, Gajus Suetonius Paullinus, der bis an den Atlas gelangte, und Gnäus Hoſidius Geta, der das Gebirge überſchritt und bis zur Sahara ſiegreich vordrang, während der Jahre 41 und 42 überwältigten. Dann aber ward das große Land in zwei Provinzen zerlegt, die durch den Fluß Mulucha getrennt und Mauretania Tingitana (mit der Hauptſtadt Tingis) und M. Caeſarienſis (mit der Hauptſtadt Jol oder Cäſarea, jetzt Cherchell) genannt wurden. Jede derſelben ſtand unter einem Procurator (ritterlichen Standes) „pro legato", deren jeder über zahlreiche Auxiliaren, namentlich Reiterei, zu verfügen hatte. Nur in Ausnahmefällen wurde die Verwaltung in Eine Hand gelegt. Bei Aufſtänden der wilden Stämme mußte der Legionslegat in Numidien (S. 194) helfend einſchreiten. Wie es ſchon Auguſtus gethan, ſo ſchuf auch Claudius in Mauretanien verſchiedene Kolonien.

Minder erfolgreich dagegen arbeitete die römiſche Politik auf dem fernſten Punkte der aſiatiſchen Nordoſtgrenze, wo die niemals ruhende Rivalität zwiſchen Parthern und Römern um den beherrſchenden Einfluß in dem armeniſchen Alpenlande in Wahrheit nicht eher dauernd zu Gunſten der römiſchen Intereſſen entſchieden werden konnte, ehe nicht endlich ein großer ſiegreicher Stoß gegen die Großkönige zu Kteſiphon geführt wurde. Trotz der Erbitterung des parthiſchen Königs Artabanos III. gegen Kaiſer Tiberius (S. 182) war auf dieſer Seite unter der Herrſchaft des Gajus der Friede nicht geſtört worden. Aber freilich hatte dieſer Imperator, ſo ſcheint es, Armenien dafür ſtillſchweigend dem parthiſchen Einfluß preisgegeben. Nun aber ſtarb Artaban im Juni 42. Sein Sohn Gotarzes machte ſich als König ſchnell genug dermaßen verhaßt, daß ihn nicht lange nach ſeiner Thronbeſteigung ſein Bruder Vardanes I. von der Herrſchaft verdrängen und auf den Beſitz des öſtlichen Iran beſchränken konnte. Dieſen innern Hader aber in dem parthiſchen Reiche benutzte unter erheblicher Förderung von Seiten des römiſchen Hofes der aus Armenien vertriebene und zur Zeit in Rom lebende iberiſche König Mithridates, um ſich mit Hilfe römiſcher und iberiſcher Truppen wieder in den Beſitz der Krone von Artaxata zu ſetzen (42/43 n. Chr.). Die innere Zerrüttung des parthiſchen Reiches ſicherte für mehrere Jahre die Römer wie die Armenier vor einem Angriff der iraniſchen Reitergeſchwader. Ja, als im Jahre 48 der energiſche Vardanes durch die Dolche einer Anzahl vornehmer Verſchwörer gefallen war, und nun Gotarzes wieder die parthiſche Krone trug, veranlaßte ſogar eine Anzahl unzufriedener parthiſcher Ritter im Jahre 49 den Kaiſer Claudius, den in Rom lebenden Prinzen Meherdates, des erſten Vonones Sohn, als parthiſchen Thronprätendenten auftreten zu laſſen. Dieſer ſcheiterte jedoch mit ſolchen Plänen durch ſeine eigene Ungeſchicklichkeit vollſtändig. Als aber bald nachher, nicht lange nach dem Juni 51, König Gotarzes ſtarb, und ſein Nachfolger Vonones II., ein Sohn des fünften Phrahates, nach kurzer Regierung noch in demſelben Jahre durch den energiſchen Vologäſes I., ſeinen Sohn, erſetzt war, nahmen die Dinge eine für Rom unerfreuliche Wendung. Der iberiſche König Pharasmanes hatte im Jahre 51 ſeinen eigenen Bruder Mithridates geſtürzt und ermordet, und ſtatt deſſen ſeinen Sohn Rhadamiſtos auf den armeniſchen Thron geſetzt. Und nun griffen hier auch die Parther zu. Es gelang ihnen unter wechſelnden Kämpfen, bis gegen Ende des Jahres 54 die Iberer aus Armenien zu vertreiben, und Tiridates, des Vologäſes Sohn, ergriff die Zügel der Regierung. Soweit hatte es die unzeitige Connivenz der Römer ſchließlich kommen laſſen. Die Herſtellung der römiſchen Intereſſen auf dieſer Seite blieb die Aufgabe des neuen Imperators, der inzwiſchen in Rom die Palatiniſche Hofburg bezogen hatte. Denn der alte Claudius war unterdeſſen durch den blutigen Frevel ſeiner Gemahlin gefallen, — nicht jedoch der Meſſalina.

Die Kaiſerin Meſſalina war bereits vor ſechs Jahren dem Schickſal

erlegen, welches ſie durch ihren frevelhaften Leichtſinn ſich ſelbſt bereitet hatte. Auf dem Höhepunkt ihres Uebermuthes hatte ſie im Oktober des Jahres 48, von leidenſchaftlicher Liebe für den ſchönen und hochangeſehenen Gajus Silius ergriffen, es gewagt, in Abweſenheit des zu Oſtia beſchäftigten Claudius ſich in aller Form mit ihrem Geliebten zu verheirathen. Ob wirklich, wie ihre modernen Apologeten glauben, bei dieſem tollen Schritt noch andere Motive als die maßloſe Keckheit eines frechen Weibes denkbar ſind; ob Meſſalina ſchließlich nicht an einer unerhörten Schuld, ſondern an einer dunklen Intrigue untergegangen iſt, läßt ſich bei dem höchſt ungenügenden Material, auf welchem ihre Vertheidiger fußen, nicht entſcheiden. Genug, die Kabinetsminiſter des Kaiſers waren mit ihr zerfallen, weil ſie neuerdings den Sturz des Polybios veranlaßt hatte. Narciſſus zumal, der deutlich erkannte, daß der freche Schritt Meſſalinas nothwendig die Beſeitigung des alten Princeps zur Konſequenz haben müſſe, griff ſofort mit Energie und Schlauheit ein, und ſetzte die Hinrichtung der Meſſalina durch.

Bei der Natur des Claudius konnte er nicht lange ohne weiblichen Anhalt leben, und die einflußreichen Männer ſeines Hofes dachten daran, ihm eine neue Gemahlin zuzuführen. Der Finanzminiſter Pallas förderte mit beſonderem Geſchick den Plan, den alten Herrn mit ſeiner ſchönen Nichte zu verheirathen. Von den Schweſtern des Gajus war Julia durch die auf ihre Schönheit, ihre Intriguen, und ihren Einfluß auf den kaiſerlichen Oheim erbitterte Meſſalina ſchon ſeit Jahren beſeitigt. Julia war nicht lange nach ihrer Rückberufung aus dem Exil, auf Grund liederlichen Lebenswandels und politiſcher Intriguen wieder in die Verbannung geſchickt, dann aus dem Wege geräumt worden. So blieb damals nur Agrippina übrig, die ſeit alter Zeit mit Meſſalina tief verfeindet, nun ihre Nachfolgerin werden ſollte, und wahrſcheinlich ſehr entſchieden dahin gearbeitet hat, das Bild der verbuhlten Kaiſerin der Nachwelt in noch ſchwärzeren Farben erſcheinen zu laſſen, als vielleicht der hiſtoriſchen Wahrheit entſprach. Wir erinnern uns, daß Kaiſer Tiberius (S. 186) dieſe Prinzeſſin im Jahre 28 n. Chr. mit einem dem Cäſarenhauſe verwandten Manne von hohem Adel, mit Gnäus Domitius Ahenobarbus vermählt hatte. Dieſem hat ſie am 15. December 37 n. Chr. zu Antium einen Sohn geboren, der nach einer alten Sitte des domitiſchen Hauſes den Namen Lucius erhielt; es iſt derſelbe, der nachher als Nero eine ſo ſchreckliche Rolle in der römiſchen Geſchichte geſpielt hat. Agrippina wurde nicht lange nachher im Jahre 40 wegen ihrer Intriguen gegen ihren kaiſerlichen Bruder Gajus (S. 196) exilirt, und auch Domitius ſcheint um dieſelbe Zeit geſtorben zu ſein. So fiel die Erziehung des Knaben in die Hand ſeiner Tante Domitia Lepida, Meſſalinas Mutter, die allerdings bei ihrem Mangel an allem ſittlichen Halt ſchlecht genug für den Knaben ſorgte; ein Tänzer und ein Barbier leiteten Neros Kinderjahre. Nach ihrer Heimberufung aus der Verbannung heirathete Agrippina in zweiter Ehe einen der reichſten, liebenswürdigſten und geiſt-

vollſten Männer dieſer Zeit, den berühmten Redner Criſpus Paſſienus. Da ſich dieſer zum Zwecke der neuen Verbindung mit der ſchönen und geiſtig ungemein bedeutenden Wittwe erſt von ſeiner geizigen und habſüchtigen Gattin Domitia, einer zweiten Schwägerin Agrippinas, ſcheiden mußte, ſo entbrannte zwiſchen dieſer und dem domitiſchen Hauſe, mit Einſchluß Meſſalinas, der bitterſte Haß. Nach einigen Jahren durch Paſſienus' Tod in den Beſitz eines enormen Vermögens gekommen, hatte Agrippina mit aller Gewandtheit ſich den Gefahren zu entziehen gewußt, die Meſſalinas Feindſchaft ihr bereiten konnte. Jetzt wo der Tod die Kaiſerin ereilt hatte, galt es durch die Hand

Die Kaiſerin Agrippina (Neapel).

des alten Oheims für ſich und ihren Sohn die Herrſchaft zu erobern. Beſonders delikat in der Wahl ihrer Mittel iſt Agrippina nicht geweſen. Ganz im Gegentheil, dieſes furchtbare Weib hat ſich niemals bedacht, der ungeſtümen Herrſchſucht, die ſie erfüllte, jedes Opfer zu bringen. Nicht nur daß die noch immer ſchöne Frau bei innerer Herzenskälte die Kunſt zu gefallen mit berückender Meiſterſchaft handhabte; nicht nur daß ſie, wo es nöthig war, ſelbſt ihre wilde Leidenſchaftlichkeit und heiße Rachſucht zu zähmen, ſich zäh in Geduld zu faſſen wußte: mit harter Ausdauer, kühler Berechnung und männlicher Entſchloſſenheit verband ſie auch, wo es ihr nöthig ſchien, vollkommene Gleichgültigkeit gegen ihre weibliche Ehre. Die ſchöne Tigerin, die nur durch ihre Mutterliebe noch die Erinnerung an die

zartere Art ihres Geſchlechtes bewahrte, hat ſich niemals bedacht, um der Herrſchaft willen ihre Perſon preiszugeben. Und ſolche Mittel machten es ihr denn auch jetzt möglich, die ſtarke Unterſtützung des Pallas und die volle Gunſt des Claudius zu gewinnen. Noch mußte erſt der Senat das alte Geſetz beſeitigen, welches in Rom die Verheirathung des Oheims mit der Nichte unterſagte: dann wurde zu Anfang des Jahres 49 die neue Ehe vollzogen.

Die neue Kaiſerin machte von ihrer Macht einen ſehr ausgedehnten Gebrauch. Nicht nur daß ſie mit rückſichtsloſer Energie ihre Anhänger zu unterſtützen, ihre Gegner und Gegnerinnen aus dem Wege zu räumen verſtand: ſie führte, ausdrücklich auf ihren Wunſch durch den Senat mit dem Titel „Auguſta" geſchmückt, mit Feſtigkeit, Konſequenz und Geſchick die Zügel der Regierung neben und für Claudius, und auf Koſten der Kabinetsminiſter, und machte mit Erfolg alle möglichen Anſtrengungen, um auch bei großen öffentlichen Staatsaktionen, wie bei dem Empfang fremder Geſandten und der Deputationen des Senats in aller Form als Mitregentin auftreten zu können. Die Haltung der neuen Kaiſerin war ſtreng, herriſch, voll ungezähmten Stolzes, daher nun auch, ſeit ſie die Herrſchaft führte, der äußere Ton im Palaſt decent, ehrbar, und ernſt, im ſchroffen Gegenſatze zu dem luſtigen Treiben in Meſſalinens Zeit.

Als ihre Hauptaufgabe ſah es Agrippina nun aber an, Meſſalinens Sohn Britannicus in den Hintergrund zu drängen, was ihr nicht ſehr ſchwer wurde, um dafür ihrem eigenen Sohn Domitius die Ausſicht auf die Nachfolge zu ſichern, was nur ſchrittweiſe ſich durchführen ließ und zuletzt noch ein furchtbares Verbrechen für die gewiſſenloſe Dame nöthig machte. In erſter Reihe kam es für ſie darauf an, außer dem Miniſter Pallas noch andere hochſtehende und populäre Männer in ihr und ihres Sohnes Intereſſe zu ziehen. Unter den litterariſchen Perſönlichkeiten lateiniſcher Zunge dieſes Zeitalters war damals der gefeiertſte Mann ein Sohn des alten derben, nüchternen, ob ſeiner altrömiſchen Strenge hochgeachteten, Rhetors M. Annäus Seneca aus Corduba (54 v. Chr. bis 39 n. Chr.), der zur Zeit des Auguſtus auch in Rom in Anſehen geſtanden, dann in reifem Mannesalter in ſeiner ſpaniſchen Heimath die Helvia geheirathet hatte, die ihm drei Söhne gab. Der zweite derſelben, L. Annäus Seneca, der um das Jahr 4 v. Chr. geboren iſt und ſpäter zu Rom ſeine rhetoriſche und philoſophiſche Ausbildung erwarb, gilt als die glänzendſte Erſcheinung unter den Trägern der proſaiſchen Litteratur des nach Auguſtus folgenden Zeitalters. Dieſer hochbegabte Mann, der wegen ſeines Geiſtes, ſeiner formalen Gewandtheit und ſeines feinen Geſchmackes ſchon jetzt in Rom hochgeſchätzt wurde, war unter Kaiſer Gajus Quäſtor und Senatsmitglied geworden; dann aber hatte ihm als Freund der Prinzeſſinnen Julia und Agrippina die Feindſchaft der Meſſalina bei Juliens Sturz ein mehrjähriges Exil auf der Inſel Corſika zugezogen. Kaum aber hatte Agrippina, ſo zu ſagen, den Thron beſtiegen, ſo veranlaßte ſie

ſeine Zurückberufung nach der Welthauptſtadt und ſchuf ſich zunächſt in dieſem, an ihr Intereſſe geknüpften, dem alten Claudius nicht ſehr wohlgeſinnten, berühmten Manne eine ſtarke Stütze. Den beſten Eindruck aber machte es auf die Römer, als ſie nun den Seneca, den geiſtvollen und gelehrten Schriftſteller, den Vertreter der edelſten ethiſchen Gedanken, zum Erzieher ihres Sohnes Domitius erhob. Was den letzteren anbetrifft, ſo war es nun allerdings ſehr werthvoll, daß an Stelle ſeiner letzten Erzieher, zweier Freigelaſſenen, des Burrus, der unter Nero ſpäter die griechiſche Kanzlei erhielt, und des Technikers Anicetus, eines Mannes von der bedenklichſten Moralität, jetzt ein hochgebildeter, und als neu ernannter Prätor auch hochſtehender Römer von eminenter geiſtiger Begabung trat. Aber es war ſehr fraglich, ob es ſelbſt dem Seneca noch gelingen konnte, dem immerhin gut begabten Knaben, deſſen Neigungen aber ganz auf Künſte verſchiedenſter Art hinausgingen, noch eine ernſtere Richtung beizubringen, nachdem bereits zerfahrenes, zerſtreutes und dilettantiſches Weſen bei demſelben tiefe Wurzeln geſchlagen hatte. Und alle Freimüthigkeit, an welcher Seneca bis zu ſeinem Tode es gegenüber Nero nicht hat fehlen laſſen, und alle trefflichen pädagogiſchen Gedanken des berühmten Philoſophen vermochten ſchließlich auf die Charakterbildung des jungen Prinzen nicht erheblich zu wirken, in deſſen Naturell, Dank der Vorgeſchichte ſeines Hauſes und ſeiner Eltern, die gefährlichſten Elemente einſtweilen noch verhüllt lagen.

Agrippina ſäumte indeſſen nicht, ihrem Sohne den Weg zur künftigen Herrſchaft zu ebnen. Noch im Jahre 49 erzielte ſie es, daß ihr Domitius mit des Kaiſers älterer (anſcheinend vor dem Jahre 41 geborener) Tochter Octavia verlobt wurde. Weit wichtiger aber war es, daß Claudius ſich beſtimmen ließ, ſeinen Stiefſohn unter dem 25. Februar 50 als „Nero Claudius Cäſar Druſus Germanicus" zu adoptiren. Von nun an verſäumte die ſchlaue Dame nichts, was den jungen Nero im Sinne der Politik dieſer Zeit bei Senat und Volk und Garde nur irgend populär machen konnte. Hatte der Senat dem jungen Prinzen im Jahre 51 bereits die ſekundäre prokonſulariſche Gewalt im ganzen Reiche verliehen, und war zu Anfang des Jahres 53 die Ehe zwiſchen Nero und Octavia bereits vollzogen worden: ſo galt es der Kaiſerin für mindeſtens ebenſo werthvoll, daß es ihr gegen Ende des Jahres 51 gelang, nach Erſetzung vieler höherer Offiziere der Garde durch ihre Anhänger, den Kaiſer zu beſtimmen, zu dem ſeit Tiberius' Tode wieder verlaſſenen Syſtem zurückzukehren, und an die Spitze der Prätorianer wieder nur Einen Präfekten zu ſtellen. Und dieſer neue Commandeur war Afranius Burrus. Er galt als ein ausgezeichneter Offizier und hatte auch als Menſch einen trefflichen Ruf. Nur daß er bei redlichem Willen und perſönlicher Ehrenhaftigkeit, wie Seneca, damals in erſter Linie der treue Anhänger der Kaiſerin war und, wie es richtig bezeichnet worden iſt, wie Seneca, bei allen guten Abſichten doch „das geſchehen ließ, was er glaubte nicht hindern zu können oder zu dürfen".

Nur einen Gegner vermochte Agrippina nicht zu überwinden. Es war der mächtige Kabinetsminiſter Narciſſus, mit dem die Kaiſerin bei ihrer Herrſchſucht in ſehr geſpannte Verhältniſſe gerathen war. Trotz ihrer Allianz mit Pallas vermochte ſie den ſchlauen Politiker, der die volle Gunſt des Claudius beſaß und ſelbſt den Senat gegen ſie mit Erfolg zu Hilfe heranzuziehen verſtand, nicht zu ſtürzen. Als ſie ihn aber endlich zu fürchten anfing, ſeit Narciſſus Neigung zeigte, — trotz ſeiner entſcheidenden Mitwirkung bei Meſſalinas Untergang — dem Britannicus ſein Erbrecht zu retten, den er dann künftig noch immer weniger zu fürchten hatte, als den Nero unter Agrippinas Leitung: da beſchloß die vor Nichts zurückſchreckende Kaiſerin, die ihrerſeits auch des Claudius nicht mehr recht ſicher war, den alten Kaiſer kurz und gut ebenſo aus dem Wege zu räumen, wie ſie ſchon denſelben ſelbſt liſtig beſtimmt hatte, ihre alte Gegnerin Domitia Lepida durch Kabinetsjuſtiz zu verderben. Narciſſus war durch die Gicht genöthigt worden, im Sommer des Jahres 54 die Bäder von Sinueſſa zu beſuchen. Seine Abweſenheit benutzte Agrippina, um mit der verrufenen Locuſta, einer galliſchen Giftmiſcherin, die wegen ſolcher ſchlimmen Künſte in Haft ſaß, in Verbindung zu treten. Als auch des Kaiſers Leibarzt Xenophon aus Kos und der „Vorkoſter" Halotus für das Verbrechen gewonnen waren, konnte Claudius am 12. Oktober 54 bei Tiſche durch ſein Lieblingsgericht, eine Schüſſel Pilze, vergiftet werden. Der alte Fürſt iſt wahrſcheinlich in der Frühe des 13. Oktobers geſtorben. Noch hielt Agrippina die Bekanntmachung der Todesnachricht bis zur Mittagsſtunde zurück, wußte auch unter geheuchelten Schmerzensausbrüchen die Kinder ihres gemordeten Gatten bei ſich feſtzuhalten. Mittags endlich erſchien Nero an der Hand des Präfekten Burrus vor der Gardecohorte, die im Schloſſe Wache hielt, und dieſer ſtellte den jungen Prinzen den Soldaten als neuen Kaiſer vor. Da ſich Britannicus, nach welchem doch gefragt wird, nirgends zeigt, ſo wird Nero jubelnd als Imperator begrüßt. Dann geht es nach der Citadelle, wo nun das Verſprechen, den Truppen dasſelbe Geſchenk zu zahlen, wie es einſt Claudius ihnen gewährt, alle Bedenken beſchwichtigt. Von der Garde als Imperator proklamirt, wurde Nero vor den bereits verſammelten Senat geführt, der nun ohne Weiteres auf den jugendlichen neuen Princeps alle fürſtlichen Rechte und Titel übertrug. Auch in den Provinzen fand die Anerkennung des neuen Kaiſers nirgends Schwierigkeiten. Die Conſekration des Claudius mit allem Zubehör wurde beſchloſſen; für den Kult des Divus Claudius wurden die Auguſtalen beſtimmt, die nun noch das Prädikat der Claudiales annahmen. Und bei der prunkvollen Beſtattung hielt Nero die Leichenrede, die ihm Seneca verfaßt hatte; derſelbe, der gleich nachher die lange genährte Abneigung gegen den Verſtorbenen in einer eben ſo geiſtreichen, als gehäſſigen und boshaft witzigen Satire (die „Apokolokyntoſis Divi Claudii") auf die neue „Gottheit" ergoß.

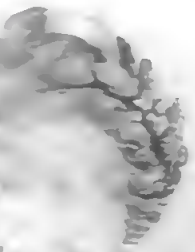
Viertes Kapitel.

Nero und der Untergang des julisch-claudischen Hauses.

Der Ehrgeiz der herrschsüchtigen Agrippina war für den Augenblick befriedigt. Sie glaubte vollständig ihres Sohnes sicher zu sein, der im Bewußtsein, daß er nur ihren Anstrengungen das Principat zu verdanken hatte, am Abend des Tages seines Regierungsantrittes dem Obersten der wachhabenden Cohorte auf dem Palatin das bedeutungsvolle Wort „die beste Mutter" als Parole gegeben hatte. Sie erhob nun aber auch den Anspruch, thatsächlich vollständig als Mitregentin aufzutreten. Nicht zufrieden mit einem Uebermaß äußerer fürstlicher Ehren, griff sie allenthalben ein in die Leitung der Geschäfte, suchte sie ihren Sohn, — der allerdings bei seinen künstlerischen und litterarischen Liebhabereien und bei seiner schnell heraustretenden Genußsucht nur wenig Sinn für die Last der Reichsgeschäfte hatte, — in der vollständigsten Abhängigkeit von sich zu erhalten. Aber da ihr auf der Höhe ihrer Macht Mäßigung und Klugheit gänzlich abhanden kamen, sollte ihre Rolle als Kaiserin-Regentin schnell zu Ende gehen, und endlich in schauerlichster Weise durch den eigenen Sohn die Rache für ihre Frevel an ihr sich vollziehen.

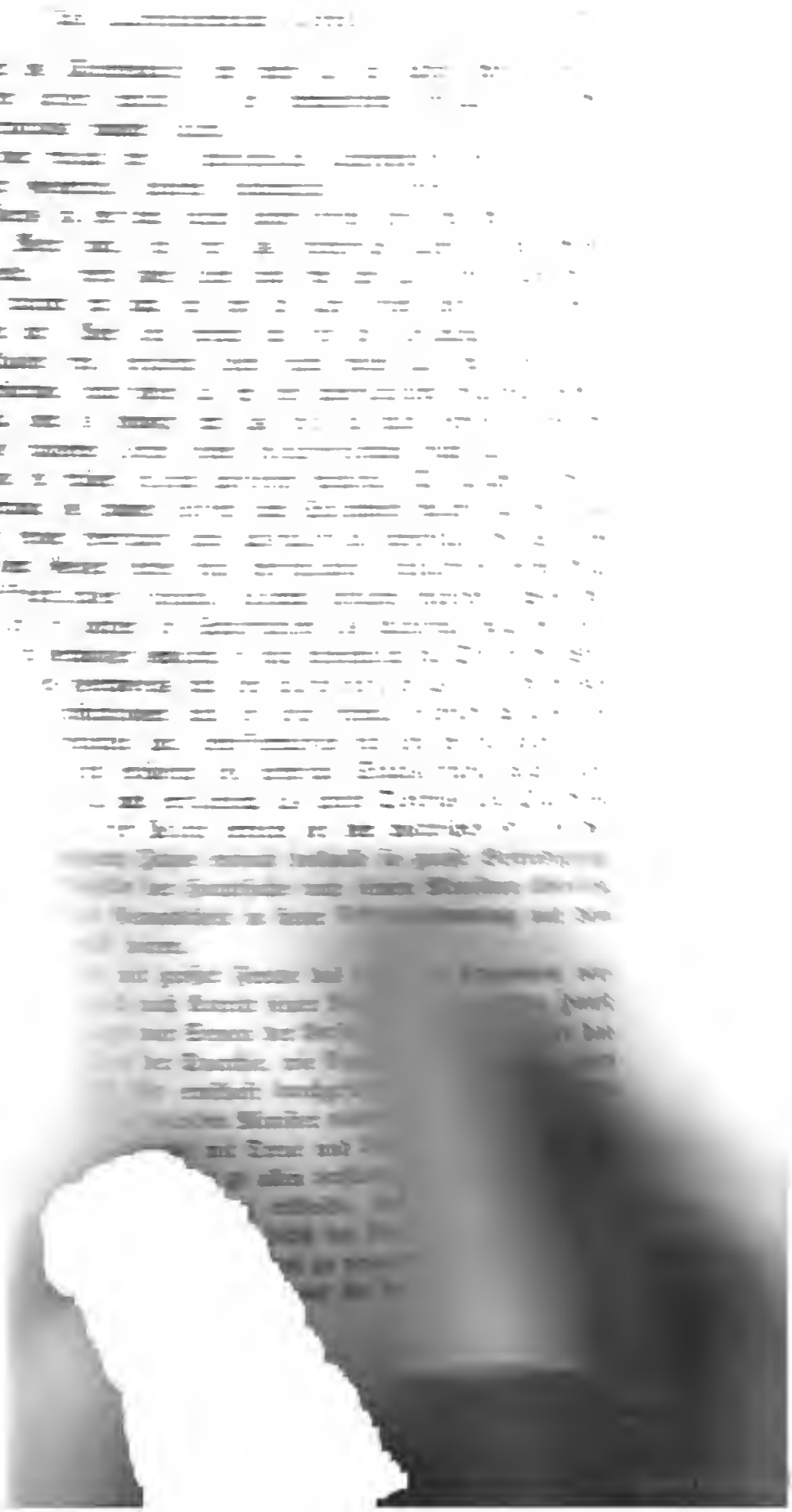
Weder die Eitelkeit und das rasch erwachende Selbstgefühl des jungen Kaisers, noch die politische Einsicht des Burrus und des Seneca, die jetzt als leitende Minister Neros auftraten, mochte sich in das Verhältniß fügen, wie es Agrippina herzustellen gedachte. Die alte Kaiserin hatte gleich nach des Claudius Tode ihren wilden Leidenschaften die Zügel schießen lassen und die Hinrichtung oder vielmehr Ermordung zweier ihr verhaßter Männer von Bedeutung verfügt; der eine war natürlich ihr gefährlicher Gegner Narcissus. Weiter aber durfte sie auf so blutigen Bahnen nicht schreiten. Denn gleich in den ersten Tagen nach dem Regierungsantritt ihres Sohnes mußte sie entdecken, daß Seneca und Burrus, die ihr bisher nur als bequeme Werkzeuge gegolten halten, auf der einen Seite durchaus nicht gewillt waren, einem solchen Blutregiment Vorschub zu leisten, und auf der andern keine Lust hatten, ihren persönlichen Ehrgeiz einem Uebergewicht der alten Regentin und ihres Günstlings Pallas unterzuordnen. So entbrannte sofort ein lebhafter Kampf im Palast um die Führung der Zügel der Regierung. Er wurde sehr schnell zu Gunsten der beiden Staatsmänner entschieden. Nicht nur, daß Seneca und Burrus einsichtig genug waren, um unter einander stets in guter Eintracht zu verharren; nicht nur, daß sie mit vieler Feinheit sich auf den Senat zu stützen verstanden: es gelang ihnen auch, den jungen Kaiser vollständig für sich zu gewinnen. Nero, so scheint es, fürchtete im Grunde seine stolze und herrschsüchtige Mutter viel mehr, als daß er sie wirklich geliebt hätte. Es war sehr begreiflich, daß er sich gern an die beiden Staatsmänner lehnte, denen er sicher vertrauen konnte, und die mit

...rung waren, eine Weiberherrschaft im Reiche nicht zu dulden. So ...nen schnell die Hand, um der Regentin, — die soweit gegangen ... nach dem Palatin verlegten Verhandlungen des Senats hinter ...ange beizuwohnen, — eine öffentliche Demüthigung zu bereiten. des ... Parther schwer bedrängte (S. 211) römische Partei in Armeheran ... nur lange nach Claudius' Tode eine Gesandtschaft nach Rom, anfina ...vention des Kaisers zu erbitten. Bei der Audienz wollte wirkuna ... Nero auf dem kaiserlichen Throne Platz nehmen. Da ging retten, or ... Wink Senecas Nero von dem Thron herab entgegen und Nero unte... andern Platz, um dann das Gesuch der Gesandten stehend entgegenzunehmen. Agrippina mußte es sich dann gefallen lassen, daß nicht wenige der mit dem Senat vereinbarten Beschlüsse ihren Ansichten entschieden widersprachen. Aber der Konflikt zwischen ihr und den beiden leitenden Ministern entwickelte sich allmählich auf eine wahrhaft unheimliche Weise. Seneca und Burrus kamen nämlich dahin, zwischen den durch sie vertretenen politischen Interessen und den Liebhabereien des jungen Kaisers einen Kompromiß zuzulassen, aus welchem unerwartet schreckliche Folgen hervorgehen sollten. Der junge Kaiser, eine oberflächliche und genußsüchtige Natur, ...ar zunächst nur wenig geneigt, sich der schwer ...tenden Last der Arbeiten und Pflichten ...fürstlichen Amtes zu unterziehen und ...daher für längere Zeit sowohl nahezu ...der formellen Autorität des Prin... wie überhaupt die wirkliche ...Geschäfte lediglich seinen ...nerlei Hinderniſſe in den ...Leider aber w... ...ihren Schwärmer... ...künstle... ...tant...



...erheiratet

...alten K... ...denselben ... Kabinetsjustiz... ...den, im Som... Abwesenheit ... gallischen Gift... in Verbindung ... und der „Vorl... Claudius am ... Schüssel Pilze v... Frühe des 13. ... machung der T... geheuchelten Sch... sich festzuhalten ... Burrus vor d... stellte den junge... Britannicus, na... Nero jubelnd al... wo nun das Versp... einst Claudius ihnen ... als Imperator proklo... geführt, der nun ohne ... lichen Rechte und Titel ... erkennung des neuen Kai... des Claudius mit allen ... Divus Claudius wurden die ... der Claudiales annahmen. Un... Leichenrede, die ihm Seneca ... lange genährte Abneigung gege... reichen, als gehässigen und bo... Divi Claudii") auf die neue „G...



ihm darin einig waren, eine Weiberherrſchaft im Reiche nicht zu dulden. So bot er ihnen ſchnell die Hand, um der Regentin, — die ſoweit gegangen war, den nach dem Palatin verlegten Verhandlungen des Senats hinter einem Vorhange beizuwohnen, — eine öffentliche Demüthigung zu bereiten. Die durch die Parther ſchwer bedrängte (S. 211) römiſche Partei in Armenien ſchickte nicht lange nach Claudius' Tode eine Geſandtſchaft nach Rom, um die Intervention des Kaiſers zu erbitten. Bei der Audienz wollte Agrippina neben Nero auf dem kaiſerlichen Throne Platz nehmen. Da ging ihr auf einen Wink Seneeas Nero von dem Thron herab entgegen und führte ſie auf einen andern Platz, um dann das Geſuch der Geſandten ſtehend entgegenzunehmen. Agrippina mußte es ſich dann gefallen laſſen, daß nicht wenige der mit dem Senat vereinbarten Beſchlüſſe ihren Anſichten entſchieden widerſprachen. Aber der Konflikt zwiſchen ihr und den beiden leitenden Miniſtern entwickelte ſich allmählich auf eine wahrhaft unheimliche Weiſe. Seneea und Burrus kamen nämlich dahin, zwiſchen den durch ſie vertretenen politiſchen Intereſſen und den Liebhabereien des jungen Kaiſers einen Kompromiß zuzulaſſen, aus welchem unerwartet ſchreckliche Folgen hervorgehen ſollten. Der junge Kaiſer, eine oberflächliche und genußſüchtige Natur, war zunächſt nur wenig geneigt, ſich der ſchwer wuchtenden Laſt der Arbeiten und Pflichten ſeines fürſtlichen Amtes zu unterziehen und überließ daher für längere Zeit ſowohl nahezu Alles, was der formellen Autorität des Princeps bedurfte, wie überhaupt die wirkliche Führung der Geſchäfte lediglich ſeinen Miniſtern. Dieſe ihrerſeits legten ihm dafür keinerlei Hinderniſſe in den Weg, wenn er ſeinen perſönlichen Liebhabereien folgte. Leider aber waren dieſelben nicht lediglich harmloſer Natur. Neben einer wahren Schwärmerei für alles griechiſche Weſen; neben ſehr ſtark ausgeprägten künſtleriſchen Neigungen, neben der Liebhaberei, mit höchſt umfaſſendem Dilettantismus namentlich als Roſſelenker, als Sänger, in theatraliſchen Vorſtellungen, und vor Allem bei erheblichem Talent als Dichter ſich zu verſuchen, — erſcheint der junge Princeps nur allzufrüh als ein Menſch von unbändiger Sinnlichkeit und wilder Genußſucht. Und während ſeine früheren Erzieher ihm nun nach dieſer Richtung freie Bahn ließen, konnten darüber Konflikte mit ſeiner Mutter nicht ausbleiben, die einerſeits auch auf die Haltung der beiden Miniſter ein höchſt bedenkliches Licht warfen, andrerſeits aber die ſchauerliche

Nero (Rom, Vatican).

Familiengeschichte des Cäsarenhauses um mehr als ein blutig dunkles Blatt bereichern, diesen Kaiser endlich zu der verrufensten Gestalt unter den Trägern des Principats machen sollten.

Vorläufig war freilich von so unheilvollen Katastrophen noch gar keine Rede. Ganz im Gegentheil gehören bekanntlich die ersten fünf Jahre der Regierung Neros zu den noch später gepriesensten Episoden der römischen Kaisergeschichte. Mehr noch, wie jetzt das historische Urtheil über dieses Principat sich stellt, so wird zwar Nero nach wie vor als Mensch unbedingt verurtheilt und thürmt sich nach wie vor die Last seiner persönlichen Verbrechen bergehoch auf. Aber doch spricht ihn jetzt die Forschung von einigen schrecklichen Anklagen frei, erscheint Nero nicht mehr als der verkörperte Dämon der Zerstörung, nicht mehr als ein von unersättlicher Blutgier getriebenes Ungeheuer, dem es bewußt um das Böse zu thun gewesen, und erscheinen selbst die späteren Zeiten seiner Reichsregierung nicht als so unbedingt schlecht, wie sie früher vielfach aufgefaßt wurden. Die Sache ist diese. Die rasche Entartung des jungen Kaisers zum Schlimmen machte sich während der ersten Jahre seiner Herrschaft ganz ausschließlich innerhalb des Palastes oder doch auf dem Gebiet seiner rein persönlichen Verhältnisse bemerkbar, ohne daß die öffentlichen Zustände dadurch berührt wurden. Was dagegen diese angeht, so hatten die Schöpfungen des Augustus nach verschiedenen Seiten hin sich dermaßen bewährt, so war namentlich das System der Provinzialverwaltung, des Heerwesens und der auswärtigen Politik dermaßen gesichert, daß diese Institutionen und die hier einmal geltende Praxis, an der auch Nero nicht gerüttelt hat, gewissermaßen für ihn weiter arbeiteten. Nach dieser Richtung hin erscheint die römische Staatsleitung auch unter Nero nicht minder kraftvoll und erfolgreich, als unter Tiberius und Claudius. Der Gang aber der inneren Politik erregte bei den politischen Kreisen der römischen Welt für mehrere Jahre einfach deshalb so große Befriedigung, weil eben der Kaiser dieselbe der Hauptsache nach seinen Ministern überließ, welche letztere mit großer Gewandtheit in steter Uebereinstimmung mit dem Senat vorzugehen bemüht waren.

Der Reichsrath hatte mit großer Freude das politische Programm vernommen, welches Nero gleich nach Antritt seiner Regierung dem hohen Hause vorgetragen hatte; allerdings war Seneca der Verfasser dieser Rede, aber das scharf wieder betonte System der Dyarchie, wie Augustus dasselbe ins Leben gerufen hatte, wurde jetzt sehr ernsthaft durchgeführt. Der Senat fühlte sich vollkommen zufrieden; die leitenden Minister nahmen sich der Regierungsgeschäfte in ihrem ganzen Umfange mit Treue und Wohlwollen, mit Einsicht und Erfolg an. Nero persönlich, der zu allen verständigen Maßregeln seiner Berather bereitwillig seine Zustimmung ertheilte, ließ es keineswegs an Zügen der Milde, der Bescheidenheit und selbst des Wohlwollens fehlen. In letzterer Beziehung ist es besonders interessant zu vernehmen, daß Nero persönlich im J. 58 seine Minister und den Senat für die Durchführung eines

finanziellen Reformplanes zu gewinnen ſuchte. Die immer wiederkehrenden Klagen über die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der Zöllner und Steuerpächter, und wie man wohl annehmen darf, auch die Einſicht in die tiefen Schattenſeiten des damals üblichen Syſtems der Steuerverpachtung, endlich auch die Hoffnung, durch Beſeitigung namentlich der Binnenzölle den Handel und Verkehr zu ſteigern, brachten den Kaiſer auf den Gedanken, ſämmtliche indirekten Abgaben, namentlich die Zölle, mit Einem Schlage abzuſchaffen. Ob dafür eine entſprechende Erhöhung der direkten Steuern in Ausſicht genommen war, wiſſen wir nicht. Der Plan ſcheiterte jedoch an dem Einſpruch des Senats und der Rathgeber des Kaiſers, und ſicherlich auch an der Gegenwehr der großen Kapitaliſten, deren Mittel ſeit Alters großentheils in der Steuerpachtung angelegt waren. Dagegen gelang es doch, im Reiche erhebliche Verbeſſerungen in dieſer Richtung einzuführen. Eine kaiſerliche Verordnung gebot die Veröffentlichung der Beträge und Bedingungen für alle Leiſtungen an den Staat, und ſteuerte damit nachdrücklich der Willkür der Steuerpächter. Rückſtände ſollten ſchon nach einem Jahre verfallen, dagegen Klagen gegen Steuerpächter von den Staatsgerichtshöfen außer der Reihe angenommen und ſofort erledigt werden. Die Gerichtsbarkeit der ärariſchen Verwalter wurde ſo gut wie aufgehoben, die aus ſolchen Streitfragen entſtehenden Prozeſſe an die ordentlichen Gerichte verwieſen. Die Soldaten wurden von allen Abgaben außer der Verkaufsacciſe befreit, und auch ſonſt der römiſchen Welt manche erwünſchte Erleichterung gewährt. Um den Seehandel zu heben, wurde die Beſtimmung getroffen, in das „Steuervermögen" der Handelsleute die Schiffe nicht einzurechnen. Und wie Nero auch ſonſt mit bleibender Energie ſich um die ſichere Verproviantirung der Hauptſtadt gekümmert hat, ſo wurden auch die auf der Getreidezufuhr aus den Provinzen ruhenden Laſten erleichtert.

Noch in der Zeit, wo bereits furchtbare Familienverbrechen auf ſeinem Gewiſſen laſteten, fand Nero Gelegenheit, dem Senat gegenüber als der mildere aufzutreten. Wir wiſſen, welchen dunklen Hintergrund das Syſtem der Sklavenwirthſchaft ſeit den letzten Menſchenaltern der Republik für die glänzende Civiliſation des Römerthums abgiebt. Je zahlreicher gerade in Italien die Unfreien damals neben der ſehr verdünnten freien Bevölkerung waren, um ſo unſicherer fühlte ſich ein Theil der großen Sklavenhalter, um ſo mehr ſtieg die Neigung, die zur Bändigung der Sklavenmaſſen ſeit Alters beſtehenden Blutgeſetze noch zu verſchärfen. Als nun im J. 61 der Polizeipräſident Pedanius Secundus aus Motiven der Privatrache durch einen ſeiner Sklaven ermordet wurde, ſetzte es trotz aller Proteſte einer humaneren Minorität der berühmte Juriſt Gajus Caſſius, ein Hauptführer der ariſtokratiſchen, altconſervativen Oppoſition, durch eine fanatiſche Rede wirklich durch, daß der Senat beſchloß, das alte entſetzliche Geſetz zur Anwendung zu bringen, welches die Hinrichtung ſämmtlicher Sklaven gebot, die zur Zeit des Mordes im Hauſe geweſen. Volle 400 Häupter mußten

jetzt fallen, darunter Frauen, Mädchen und Kinder. Die Erbitterung der jetzt großentheils aus Freigelassenen bestehenden Menge in Rom war so groß, daß das schändliche Bluturtheil nur unter Aufbietung der Besatzung vollzogen werden konnte. Nero seinerseits hatte die Abscheulichkeit geschehen lassen. Der Senat hatte allerdings nach dem immerhin greulichen, aber nun einmal bestehenden alten „Rechte" gehandelt, und es lag damals nicht im Interesse der kaiserlichen Politik, um einer Anzahl armer Sklaven willen mit dem Reichsrath zu brechen. Dagegen kassirte Nero den von der in ihrer Angst und Rachsucht wüthenden Mehrheit des Rathes verfügten, durch Cingonius Varro veranlaßten Senatsbeschluß, der auch noch die Freigelassenen im Hause des Pedanius zur Deportation aus Italien verurtheilte. „Der alte Brauch, der durch Humanität keine Milderung erfahren, sollte wenigstens keine, durch nichts bedingte, Verschärfung erhalten."

Durften die Römer bis dahin mit dem Principat des Nero immerhin zufrieden sein, so fehlte der Regierung des jungen Kaisers auch der Glanz kriegerischen Ruhmes keineswegs, der auch in dieser Zeit, wo die durch Tiberius ausgebildete Reichspolitik weitaussehende Kriege nach Möglichkeit zu vermeiden vorschrieb, noch immer seiner berauschenden Kraft für die Epigonen der alten Heldengeschlechter Italiens nicht entbehrte. Die Verhältnisse auf der allezeit schwierigen Ostgrenze des Reiches und die noch sehr unfertigen Zustände in der neuen britannischen Provinz nöthigten die Reichsregierung wiederholt zu großartigen Kraftanstrengungen, auf Grund deren die römischen Waffen von Neuem ihre Ueberlegenheit über alle Gegner des Reiches in jenen Tagen glänzend bewährten. Gleich von Anfang an machte die armenische Frage (S. 211 u. 218) größere Anstrengungen nöthig. Rom konnte Armenien um so weniger im Besitz eines parthischen Fürsten lassen, als die in dieselbe Zeit fallende Gewinnung von Medien durch des Partherkönigs Vologäses Bruder Pakoros die parthische Macht durch die ganze Ländermasse östlich des Eufrat und südlich vom Kaspi-Meere bis zu den Gebirgen Mittelasiens verstärkt hatte. Nero und seine Minister ordneten daher zu Ende d. J. 54 durchgreifende militärische Maßregeln an. Die Legionen im Orient erhielten erhebliche Verstärkungen, die Vasallenfürsten in Syrien und Commagene mußten ihre Kontingente aufbieten, und während die Streitkräfte der Römer gegen Armenien und gegen die parthische Grenze sich in Bewegung setzten, erhielt zu Anfang d. J. 55 zugleich der ausgezeichnete Feldherr Domitius Corbulo (S. 209) den Befehl, nach Asien zu gehen. Er sollte für den Fall des Kampfes zwei syrische Legionen mit den nöthigen Auxiliaren übernehmen und aus der ihm zugetheilten Doppelprovinz Kappadokien mit Galatien die Angriffe gegen Armenien eröffnen. Der Ausbruch einer der chronischen Bürgerkriege im parthischen Reiche, die Empörung des Prinzen Vardanes gegen seinen Vater, nöthigte den König Vologäses, Armenien schnell zu räumen. Mehr noch, er stellte den Römern auf ihre Forderung sogar Geiseln als Friedensbürgschaft (im

Sommer 55). Während Armenien einstweilen sich selbst überlassen blieb, in Rom aber die Erfolge des Corbulo mit lautem Jubel begrüßt wurden, war der treffliche Feldherr, der die wahre Lage der asiatischen Dinge besser erkannte, fortdauernd mit eifrigen Rüstungen beschäftigt. Die syrischen Legionen, die er jetzt kommandirte, waren — wie das bei den römischen Truppen im Orient gar nicht selten der Fall — neuerdings unter dem Legaten Gajus Ummidius Durmius Quadratus erheblich verweichlicht, und ihre Kriegszucht ließ in den Augen des eisernen Mannes, der jetzt Roms Ehre in Asien vertrat, so gut wie Alles zu wünschen übrig. Da hat nun Corbulo, um für den über kurz oder lang sicher zu erwartenden Kampf mit den Parthern recht gerüstet zu sein, nur erst mit allen Mitteln und mit zäher Ausdauer die ihm zugetheilten Truppen wieder recht kriegstüchtig gemacht. Es gelang ihm dieses aber um so eher, weil er seine Person nicht schonte und den Soldaten überall mit gutem Beispiele voranging, und dabei sich zum Besten der Krieger in jeder Hinsicht thätig und fürsorglich erwies.

Corbulos Arbeit trug ihre guten Früchte. Im J. 58 forderte Vologäses, durch die Stimmung des armenischen Volkes begünstigt, von den Römern nachdrücklich die Anerkennung seines Bruders Tiridates (S. 211) als König des schönen Alpenlandes, und so mußten die Waffen nun doch entscheiden. Da kam es den Römern nun sehr zu Statten, daß in derselben Zeit, anscheinend noch dazu durch einen Einfall der Daher und Saken secundirt, die Hyrkanier am Kaspi-Meere sich gegen den Großkönig empörten. Der Abfall dieses kriegerischen Stammes, der schon im J. 59 eine Allianz mit den Römern schloß, und den Aufstand mehrerer anderer ostiranischer Satrapien nach sich zog, beschäftigte den Partherkönig in sehr ausgiebiger Weise bis zum J. 62 oder 63, wo ein Friede zu Stande kam, der den Hyrkaniern erhebliche Vortheile sicherte. Die Folge war, daß Corbulo es bei dem im J. 58 in Armenien entbrannten Kriege nur mit den Streitkräften des Tiridates zu thun hatte. Corbulo, der inzwischen noch durch eine Legion aus Germanien verstärkt, und durch die Kontingente aus Iberien und Commagene unterstützt wurde, hatte, — nachdem der Krieg im Frühjahr 58 auf dem Plateau von Erzerum eröffnet war, — anfangs sehr erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden, zumal Tiridates sich auf keine größere Schlacht einließ, sondern einen sehr geschickten Guerillakrieg einleitete. Allmählich gewann jedoch die überlegene Strategie des Römers ein sehr fühlbares Uebergewicht, und im J. 59 wurden von ihm entscheidende Vortheile erkämpft. Die römischen Kolonnen eroberten eine Reihe fester Plätze in Armenien; am 30. April fiel sogar die alte Hauptstadt Artaxata, des Tiridates Hauptwaffenplatz, in die Hände des Corbulo, der die Stadt, die er nicht halten konnte, den Flammen übergab. Dann ging es unter großen Verheerungen südwärts, wo nun auch Tigranokerta ohne Kampf sich ergab und für den Winter als Hauptquartier bezogen werden konnte. Nur das benachbarte Kastell Legerda mußte mit stürmender Hand genommen werden.

Erfolge, die an die Thaten des großen Pompejus erinnerten und in Rom mit stürmischer Freude begrüßt wurden. Da endlich im J. 60 ein neuer Angriff des Tiridates von Medien her vollkommen scheiterte, so konnte nach gründlicher Züchtigung der parthischen Partei in Armenien, Seitens des Kaisers in diesem Lande ein römischer Vasallenkönig eingesetzt werden. Es war der in Rom geschulte Prinz Tigranes, ein Urenkel des kappadokischen Archelaos und Nachkomme Herodes des Großen, der allerdings bei der erbitterten Stimmung des armenischen Adels nur in einer starken römischen Besatzung seine Stütze fand. Corbulo seinerseits konnte im Spätjahr nach Syrien abziehen, wo er nunmehr nach des Ummidius Quadratus Ableben als Legat regierte.

Damit erreichten aber die asiatischen Konflikte noch keineswegs ihr Ende. Die römerfeindliche Ritterschaft der Parther grollte über die Austreibung des Tiridates aus Armenien so bitter, daß König Vologäses, im Jahre 61 nun auch noch durch einen Raubzug des Tigranes gegen Adiabene gereizt, sich entschließen mußte, Friedensverhandlungen mit den Hyrkaniern einzuleiten, und den Krieg gegen die Römer ins Auge zu fassen. Corbulo war indessen rascher als er. Während er persönlich mit gewohnter Meisterschaft alle Anstalten traf, um Syrien gegen einen parthischen Einfall zu schützen, warf er zwei Legionen nach Armenien, mit deren Hilfe Tigranes im Sommer 61 den Angriff eines parthischen Heeres auf Tigranokerta ruhig zurückweisen konnte. Nun kam es zu Unterhandlungen mit Vologäses, in Folge deren die römischen Truppen aus Armenien zurückgezogen wurden. Als jetzt aber Tigranes aus diesem Lande verjagt ward, blieb ein neuer großer Kampf unvermeidlich.

Der römische Feldherr L. Cäsennius Pätus, der auf des Corbulo Wunsch bei der ungeheuren Ausdehnung des eventuellen Kriegsschauplatzes im Sommer 61 das kappadokisch-galatische Kommando erhielt, wo er über die IV., V. und XII. Legion verfügte, während Corbulo in Syrien die III., VI. und X. behielt, unternahm noch im Herbst 61 einen Vorstoß nach Armenien, dessen guter Erfolg ihn zur Unzeit eine viel zu günstige Auffassung von den Chancen des Krieges in diesen Ländern gewinnen ließ. Als nun Corbulo auch im Jahre 62 so geschickt operirte, daß die Parther die Hoffnung aufgeben mußten, den Krieg nach Syrien spielen zu können, warf Vologäses seine Hauptmacht von Nisibis in Mesopotamien her im Frühling nach Armenien und stürzte sich mit großer Schnelligkeit auf den Legaten Pätus, der zur Zeit mit der IV. Legion bei Randeia am Arsanias lagerte, während die V. in Pontus stand. Nur die XII. konnte schnell herangezogen werden; aber unzeitige Beurlaubungen hatten den Präsenzstand der Römer so geschwächt, daß Pätus zur Zeit mit Reiterei und Auxiliaren kaum mehr Soldaten zur Hand hatte, als sonst eine vollzählige Legion ausmachten. Statt nun aber bis zu Corbulos und seiner eigenen übrigen Truppen Ankunft eine verständige Defensive zu behaupten, war Pätus thöricht genug, mit seiner

schwachen Macht den Parthern entgegenzugehen, um ihnen womöglich die oberen Tigrispässe zu verlegen. Der Versuch mißlang, und die völlig demoralisirten Römer wurden nun in der Festung Arsamosata und einem vor derselben verschanzten Lager blokirt. Corbulo, der zur Hilfe herbeizog, kam zu spät, um eine schimpfliche Kapitulation abwehren zu können, auf Grund deren Pätus die noch reich versehene Festung und sein Lager, sowie alle übrigen festen Plätze Armeniens den Parthern übergeben, dann aber unter dem Hohne der Sieger mit seinen Truppen das Land in fluchtähnlicher Auflösung räumen mußte. Nur die drohende Haltung des Corbulo machte es möglich, daß die Parther dann doch auch ihrerseits das Alpenland wieder verließen. Corbulo sollte nun aber die arge Schmach sühnen, welche Pätus auf die römischen Waffen gebracht hatte. Dieser wurde abberufen und Corbulo, jetzt wieder Legat von Galatien und Kappadokien, erhielt das Kommando über die sämmtlichen, nun auch noch wegen der Unbrauchbarkeit der Legionen des Pätus durch die XV. Legion aus Pannonien verstärkten römischen Streitkräfte im Orient, und für die Dauer des Krieges in Asien ein höheres und umfassendes (obwohl nicht das „sekundäre prokonsularische") Imperium, während — so scheint es, — die Civilverwaltung in Syrien nunmehr (63) dem Legaten Gajus Cestius Gallus überwiesen wurde. Nun bildete der alte Oberfeldherr ein tüchtiges Heer aus der XV., VI., V. und III. Legion. (Commandeur der letztgenannten Legion ist dann 64—70 des spätern Kaisers Antoninus Pius Großvater, Titus Fulvus (Fulvius) Aurelius gewesen.) An diese Massen schlossen sich Eliteabtheilungen aus den illyrischen und ägyptischen Legionen, eine starke Reiterei, die nöthigen Auxiliaren und die Kontingente syrischer Vasallen. Im Sommer 63 überschritt Corbulo den Eufrat bei Melitene und operirte nun, unter gleichzeitiger harter Heimsuchung des armenischen Adels, so geschickt und so glücklich, daß der wieder gegen ihn fechtende Tiridates ohne eigentliche Schlacht schnell genug militärisch vollkommen matt gesetzt wurde. So mußte der parthische Prätendent sich zum Abschluß eines sichern Friedens entschließen. Bei Randeia fanden die Verhandlungen statt, die endlich den feindlichen Mächten für lange den Frieden wieder brachten. Corbulo konnte und wollte keine Politik verfolgen, welche auf Annektirung Armeniens und wirkliche Zertrümmerung der parthischen Macht hinausgelaufen wäre. Er begnügte sich mit einem Vertrage, der die Ehre Roms und die Interessen des Reiches leidlich wahrte. Tiridates mußte in den Augen des Orients so bestimmt als möglich die römische Oberhoheit anerkennen; er mußte im römischen Hauptquartier vor den Legionen sein Diadem bei dem Standbilde Neros niederlegen. Dafür wurde er, aber als römischer Vasall, als König von Armenien anerkannt, und sollte nun noch nach Rom reisen, um dort in aller Form belehnt zu werden. Corbulo räumte im Jahre 64 Armenien wieder. Tiridates aber hat im Spätjahr 65 wirklich die Reise nach der Welthauptstadt angetreten, wo wir ihm später wieder begegnen werden.

Digitized by Google

Ganz anderer Art waren die Kämpfe, welche bis dahin die jüngste römische Provinz jenseits des Canal la Manche erschüttert hatten. Die römische Civilisation hatte auf britannischem Boden überraschend schnell sich einzubürgern begonnen. Die italische Einwanderung hatte auch hier in Masse sich ausgebreitet. Namentlich in der blühenden Kolonie Camulodunum und in den Handelsplätzen Londinium und Verulamium lebten viele Tausende römischer Kaufleute mit ihren Familien, und vermittelten den brittischen Kelten die Erzeugnisse des italischen und gallischen Handels, oder brachten die reichen Blei- und Zinnschätze der neuen Provinz in den Handel. Brittische Häuptlinge waren vollständig für die römische Herrschaft gewonnen, und während der blutige Kult der Druiden mehr und mehr verschwand, begannen die alten Einwohner immer mehr, römischen Brauch und römische Lebensweise anzunehmen. Aber es gab auch hier einen dunklen Punkt. Die Härte der militärischen Aushebungen, der Druck der römischen Steuerpächter und in noch höherem Grade die Uebermacht und der Druck des römischen Kapitals machten sich in dem damals noch armen Lande in sehr empfindlichem Grade fühlbar. Die Fürsten, der Adel und die Gemeinden des brittischen Volkes waren einer schweren Verschuldung verfallen. Leider gehörte selbst Seneca, damals einer der reichsten Männer in Rom, zu den Geldleuten, deren Kapitalien in Britannien schwere Wucherzinsen einbrachten. Aus der tiefen Erbitterung über solche Zustände, die durch die Druiden hier wie früher in Gallien lebhaft geschürt wurde, erzeugte sich denn auch jene rachgierige Stimmung der Nation, die nur eines Anstoßes bedurfte, um in schrecklichen Thaten sich Luft zu machen.

Im Jahre 59 hatte Suetonius Paullinus das britannische Kommando übernommen; ein sehr tapferer und begabter, überaus unternehmungslustiger Feldherr, der es aber zuweilen an der nöthigen Vorsicht fehlen ließ. Eifrig darauf bedacht, die starken Reste nationalen und religiösen Widerstandes zu überwältigen, die namentlich auf der Westgrenze der Provinz sich noch behaupteten, öffnete er sich im Jahre 60 die Wege nach dem Gebirgslande Wales, um dann den Hauptstoß gegen die Insel Mona (Anglesey) zu richten, wohin sich die Druiden in Menge und große Massen ihrer Anhänger zurückgezogen hatten. Im Nordwesten, an der Flußmündung des Deva, wurde ein neues Standquartier für die dritte der britannischen Legionen geschaffen (Castra, j. Chester), dann auch Segontium (Caer Seiont) verschanzt. Mit der XIV. Legion und einer Reiterabtheilung erzwang nun Suetonius im Frühjahr 61 den Uebergang über den Menay, brach den durch die Druiden und Schaaren wüthender Weiber verstärkten Widerstand der fanatisirten Gegner vollständig, und rottete das Druidenthum auf der Insel gänzlich aus.

Inzwischen aber war auf der Ostküste der Provinz ein furchtbarer Aufstand ausgebrochen, der täglich größere Dimensionen annahm. Hier hatte nämlich die schändliche Rohheit und räuberische Willkür, mit welcher der römische Procurator und seine Soldaten die Familie eines verstorbenen,

den Römern befreundeten Häuptlings der Icener, des Praſutagus, behandelten, die höchſte Erbitterung hervorgerufen, nachdem bereits durch die Rückforderung ungeheurer Kapitalien (darunter ſolcher des Seneca) eine völlig desperate Stimmung entſtanden war. Die Prieſter ſchürten das Feuer, und die Wittwe des Praſutagus, die Königin Boudicca, ein Weib von rieſenhafter Geſtalt und kühnem Geiſte, welche perſönliche Mißhandlungen und die Entehrung ihrer Töchter an den Römern zu rächen hatte, ſtellte ſich an die Spitze des Aufſtandes, den ſie in einem Momente, wo der Legat und die römiſche Hauptmacht im fernen Weſten beſchäftigt war, mit grimmiger Leidenſchaft entfeſſelte. Der Erhebung der Icener folgte ſchnell die der Trinobanten, und nun warf ſich die Maſſe der Kelten auf Camulodunum. Die blühende Stadt, die zu befeſtigen die Römer in falſcher Sicherheit bisher verſäumt hatten, wurde nun zwar durch 200 Soldaten und eine Anzahl der daſelbſt koloniſirten Veteranen mit Löwenmuth vertheidigt, aber ſie war doch nicht lange zu halten. Und nun begannen die wüthenden Kelten gegen Alles, was römiſch hieß, ohne Unterſchied des Alters und des Geſchlechtes mit einer erfinderiſchen Grauſamkeit und Mordgier Greuel zu verüben, die an die indiſchen Schreckensſcenen des Jahres 1857 erinnern. Der tapfere Commandeur der IX. Legion, Q. Petillius Cerialis Cäſius Ruſus, hatte die Stadt vergeblich zu retten geſucht. Als er mit nur 2000 Mann Linientruppen und einer Reiterſchwadron in der Gegend von Wormingford, nicht weit nördlich von Colcheſter, erſchien, war ſchon Alles verloren, und er ſelbſt wurde durch die feindliche Uebermacht ſo wuchtig angegriffen, daß ſein geſammtes Fußvolk zu Grunde ging und er ſelbſt nur mit der Reiterei zu entkommen vermochte. Nun ſchwoll die Maſſe der Aufſtändiſchen bis auf 120,000 Mann an. Da eilte freilich Suetonius in Eilmärſchen nach dem Südoſten. Da er aber nur 10,000 Mann (die XIII. Legion und Abtheilungen der XX.) zur Hand hatte, ſo konnte er nicht daran denken, die offenen Plätze Verulamium und Londinium zu vertheidigen. Was hier fliehen konnte, entwich. Trotzdem konnten die blutigen keltiſchen Schaaren in dieſen Städten nicht weniger als 70,000 Menſchen romaniſcher Zunge grauſam ermorden. Es waren Tage des Entſetzens, wie ſie einſt der pontiſche Mithradates den Römern in Aſia bereitet hatte. Aber die römiſchen Ketten zu zerbrechen, vermochten die Kelten doch nicht. Mit ungeheurer Energie und Verwegenheit drang Suetonius mit ſeinem kleinen Heere nordwärts vor und lieferte in der Nähe von Camulodunum den Aufſtändiſchen eine mörderiſche Schlacht, welche deren Kraft vollſtändig zerbrach. Boudicca verzweifelte und tödtete ſich durch Gift, die Kelten ſtoben nach allen Seiten auseinander, und Suetonius, — der nicht einmal ſeine neuen Eroberungen im Weſten aufgegeben hatte, — wartete nur die Ankunft namhafter Verſtärkungen von den Rheinlanden ab, um die noch bei dem Abfall verharrenden erbarmungslos mit Feuer und Schwert heimſuchen zu laſſen. Die Härte, mit welcher er die Empörung ſtrafte, ſo ſcheint es, brachte ihn aber in Konflikt mit dem neuen Procurator

Julius Classicianus. Das Ergebniß dieser Differenzen war, daß Nero unter ehrenvoller Anerkennung der kriegerischen Verdienste seines Legaten denselben im Sommer 62 durch den C. Petronius Turpilianus ersetzte, der gegenüber den Kelten eine mehr versöhnliche Politik einschlug. Eine weitere Ausdehnung der römischen Grenzen dagegen sollte erst unter der neuen Dynastie erfolgen, deren Stifter auf brittischem Boden die ersten und frischesten Kränze seines kriegerischen Ruhmes errungen hatte.

Das Zeitalter des Nero war indessen nicht bloß durch kriegerische Thaten belebt. Nach einer längeren Pause nahm in dieser Zeit auch die römische Litteratur einen neuen Aufschwung. Soweit wir bei unserer Betrachtung der römischen Geschichte und Kulturentwicklung auf die Litteratur eingehen können, treten uns für das Zeitalter seit Augustus' Ableben namentlich zwei Beobachtungen entgegen. Auf der einen Seite wird die räumliche Erweiterung und Erneuerung des Romanenthums durch Romanisirung zunächst des Westens auch in der Litteratur bereits recht fühlbar. Schon jetzt beginnen die Provinzen die versiegende Kraft der alten Hauptstadt und der Apenninenhalbinsel durch Zuführung bedeutender Talente in sehr nachhaltiger Weise zu ergänzen. Während Gallien eine Reihe namhafter Redner und Rhetoren für die Welthauptstadt stellt, kommen während des ersten Jahrhunderts n. Chr. aus Spanien vor anderen die beiden Seneca, der Dichter Annäus Lucanus, ferner Männer wie Columella und Pomponius Mela, denen sich nachmals so bedeutende Erscheinungen wie Quintilian und Martial anreihen. Auf der andern Seite hat die Litteratur nach dem Abblühen ihrer klassischen „goldenen" Zeit den Charakter angenommen, den man gewöhnlich dadurch bezeichnet, daß man das Zeitalter bis zum Antritt des Kaisers Hadrian als das der „silbernen" Latinität bestimmt. Es deutlicher auszudrücken, es ist die Periode, während welcher die Rhetorik der Schule weitaus den meisten Erzeugnissen der romanischen litterarischen Thätigkeit ihr eigenthümliches Gepräge verleiht. Das Durchdringen gerade dieser Richtung wurde durch das Zusammenwirken verschiedener Motive veranlaßt. Um von den griechisch redenden Provinzen des Reiches hier nicht zu sprechen: in der Hauptstadt wie in allen bereits römisch civilisirten oder mehr und mehr von der romanischen Civilisation erfaßten Landschaften des Westens herrschte in dieser wie in den folgenden Zeiten bis herab zu den Schreckensjahren des Einbruches der nordischen Völker ein immer mächtiger auftretender Drang nach höherer Bildung vor, dem aller Orten sehr zahlreiche Lehrer entgegenkamen. Die Krone dieses Unterrichtes bildete nun überall, soweit man nicht noch nachher eine der großen Universitäten des Reiches, wie Alexandria, Athen, Massilia, oder andere Studiensitze, namentlich in den hellenisirten Theilen Kleinasiens besuchte, die Unterweisung in den Rhetorenschulen, an deren Spitze nun schon längst nicht mehr bloß Griechen, sondern auch sehr zahlreiche Romanen standen. Hier gewann man einerseits eine Masse positiver Kenntnisse, eine gewisse encyklopädische Bildung, andrerseits aber jene Art formeller Aus-

bildung, welche die antike Welt bis in die Zeiten der Oſtgothen und Byzantiner von jedem forderte, der für einen gebildeten Mann gelten und im Staatsdienſt avanciren wollte. Freilich war die alte Zeit der großen Redner des Forums für immer dahin, und wenn immerhin noch in den Verhandlungen des Senates einzelne Redner von höherer Begabung ſich hervorthaten, ſo war es doch nicht mehr die gewaltige Macht der Rede im Sinne der großen Alten, nach der das neue Geſchlecht ſtrebte. Es war jetzt die Kunſt der Wohlredenheit, die Kunſt gewandt zu reden und zu ſchreiben, die man ſuchte; zumal ſie eben andauernd als nothwendige Vorbedingung für jeden galt, der im Civil- und im Heeresdienſt des Reiches, im Senat, oder im Dienſte irgend einer Gemeinde vorwärts kommen wollte. Nun aber war die Schule der Rhetoren immer mehr auf bedenkliche Abwege gerathen. Nicht das war vielleicht das übelſte, daß die Schule der auf vorzeitige eigene Production gerichteten Neigung der jüngeren Welt nur zu bereitwillig entgegenkam. Weit ſchlimmer wirkte es, daß die Rhetoren, die großentheils dem praktiſchen Leben ganz fern ſtanden, bei der Einſchulung der Jugend für die Thätigkeit vor den Gerichtshöfen überaus unpraktiſch zu Werke gingen. Der Unterricht dieſer Männer, deren manche ſich kaum in irgend einem wirklichen unbedeutenden Prozeß vor dem Prätor als Redner zu behaupten vermochten, legte das Hauptgewicht auf die Declamation. Die Vorträge und Uebungen aber drehten ſich in der Regel um fern liegende hiſtoriſche oder ſelbſt mythologiſche Fragen, oder um fingirte, möglichſt verwickelte und unwahrſcheinliche Prozeßfälle, bei denen ſich die Schule in eine höchſt bedenkliche ſcholaſtiſche Caſuiſtik verlor. Namentlich ſpielte bei ſolchen rhetoriſchen Uebungen der Tyrannenmord mit allen möglichen und unmöglichen Situationen, in welche ein Tyrann kommen konnte, eine Hauptrolle; bei der tief oppoſitionellen Stimmung der römiſchen Ariſtokratie ein gar nicht unbedenkliches Spielen mit dem Feuer, dem indeſſen das römiſche Principat bis zum Ausgang des juliſchen Hauſes mit einer heute ſchwer verſtändlichen Nonchalance zugeſehen hat.

Die rhetoriſche Schulung der romaniſchen Jugend übte nun aber ihre unvermeidliche Einwirkung aus auf den litterariſchen Geſchmack. Unter Verhältniſſen, wo ſich die Schule und die Handhabung der edlen lateiniſchen Sprache immer mehr von den großen Intereſſen des Staatslebens trennte oder doch von denſelben nicht mehr angeregt und beſtimmt wurde, lag es nur zu nahe, die Sprache ſelbſt zum Gegenſtand kunſtmäßiger Behandlung zu machen. Die alten klaſſiſchen Muſter mit ihrer Strenge, Würde und grandioſen Einfachheit traten in den Hintergrund, und unter weiterer Wirkung der einerſeits auf Ausbildung der Phantaſie, andrerſeits auf ſpitzfindige Deduktion gerichteten rhetoriſchen Schulung erhielt die Sprache und Litteratur der Römer nach Auguſtus ihren eigenthümlichen Charakter. Die Freude an der Pflege der alten Einfachheit, an dem ſchlichten, wahren und lebendigen Ausdruck für Gedanken und Empfindungen ging immer mehr verloren. Dafür dominirte das Streben, unter allen Umſtänden intereſſant und geiſtreich zu

schreiben, was denn bei sehr Vielen zur Wortkünstelei und zur Effekthascherei ausartete. Gesuchte Ausdrucksweise, ungewöhnliche, pikante und überraschende, oder poetische Wendungen, fernliegende Bilder und Gedanken, scheinbare Widersprüche, Wortspiele, Uebertreibungen und starkes Auftragen der Farben charakterisiren diesen Styl, während zugleich Provincialismen und Vulgärsprache ihre Bedeutung für die Schriftsprache bereits fühlbar machen. Die Art der Sprache, gewissermaßen stets auf dem Kothurn sich zu halten, entsprach dann wieder gar sehr den socialen und politischen Verhältnissen, wie sich dieselben unter den Nachfolgern des Augustus ausbildeten. Einerseits die rasende Sucht nach üppigem und rauschendem Lebensgenuß, die schließlich in Neros Zeit ihren Höhepunkt erreichte, andrerseits wieder die höchst gespannte Situation, das in den finstern Jahren des Tiberius, zur Zeit der Ausartung des Gajus, unter Claudius, und wieder in Neros späteren Zeiten vorherrschende Gefühl der Unsicherheit der Existenz für die „herrschenden" Klassen der Hauptstadt, kam auch der Unnatur des geistigen Lebens entgegen. Das macht sich denn je nach dem verschiedenen Charakter der Schriftsteller in verschiedener Weise bemerkbar. Gesuchte Kürze des Ausdruckes; kurze, „zerhackte" Sätze; alterthümliche Rauhheit der Sprache; künstliche Dunkelheit und Tiefe; epigrammatische Schärfe; grelles Kolorit, werden in solcher Weise unterschieden, überall aber die Pflege der Manier und an Stelle ruhiger Kraft die des Pathos beobachtet.

Im Allgemeinen haben sich nur die Juristen, unter denen in der Zeit des Tiberius der Schüler des Capito (S. 48), Masurius Sabinus, und ein Nachfolger des Labeo, Proculus, bedeutend hervortraten, und ferner verschiedene technische Schriftsteller von der neuen Künstelei frei erhalten. Unter den letzteren gewann einen guten Namen der Polyhistor A. Cornelius Celsus, der ein encyklopädisches Werk schrieb über Landwirthschaft, Medicin und Kriegswesen, von welchem sich acht Bücher über die Heilkunde erhalten haben. Noch in Neros Zeit hat derselbe eine taktische Schrift verfaßt. Sein und des Seneca Zeitgenosse, L. Junius Moderatus Columella aus Gades dagegen schuf in zwölf Büchern ein sehr bedeutendes Werk über die Landwirthschaft.

Sehen wir nun ab von einer Anzahl von Staatsrednern und Grammatikern, von denen uns gewöhnlich nur die Namen überliefert sind, so tritt der rhetorische Zug des Zeitalters besonders deutlich auf in den Schriften der wenigen uns erhaltenen Historiker dieser Periode, die zum Theil selbst Rhetoren waren. Von den vielen geschichtlichen Schriften derselben sind auf uns nur wenige gekommen. Ein geistreicher Dilettant war jener Vellejus Paterculus, ein Mann senatorischer Abkunft, der in den Jahren 4 bis 12 n. Chr. zuerst als Reiteroffizier, später als Commandeur einer Legion, unter Tiberius' Kommando in Deutschland und in den Donauländern gefochten hatte, nachmals in Rom rhetorische Studien trieb, und endlich im Jahre 30 n. Chr. in nur zwei Büchern seinen berühmten Abriß der römischen Geschichte verfaßt hat, welcher schließlich

in einer enthuſiaſtiſchen Schilderung der Thaten des Tiberius in ſeinen beſten Jahren gipfelt. Bei vielen ſchriftſtelleriſchen Mängeln iſt ſeine Stärke namentlich die Charakterzeichnung der hiſtoriſchen Perſonen. Wie Kaiſer Tiberius, ſo hat auch dieſer ſein Bewunderer je nach der kritiſchen Stellung der modernen Beurtheiler zu jenem Princeps eben ſo bitteren Tadel wie umgekehrt eine wohlwollendere Auffaſſung zu erfahren gehabt. Jedenfalls ſteht ſeine loyale und preiſende Darſtellung des Cäſarenthums im ſchroffen Gegenſatze zu den herben Nachklängen republikaniſcher Freimüthigkeit bei ſeinem Zeitgenoſſen (S. 184) Cremutius Cordus. Dagegen tritt ein ausgeprägter Servilismus zu Tage in der zu rhetoriſchen Zwecken während der Jahre 29 bis 32 n. Chr. von dem Rhetor Valerius Maximus angelegten, in neun Büchern uns erhaltenen, Sammlung hiſtoriſcher „Anekdoten". An Talent, Geſchmack, Kritik, Sinn für geſchichtliche Wahrheit und Genauigkeit, und an Kenntniß des praktiſchen Lebens bleibt dieſer Zeitgenoſſe des Tiberius weit hinter dem Veteranen Vellejus zurück. Von den verſchiedenen Hiſtorikern, die unter den nächſtfolgenden Regierungen des juliſch-claudiſchen Hauſes neben und außer Kaiſer Claudius ſelbſt blühten, ſind uns mit Einer Ausnahme nur die Namen erhalten. Indem wir mit Rückſicht auf den Einfluß, den nach der Meinung einiger neuerer Gelehrten dieſe Schrift auf die Beurtheilung namentlich des Tiberius und der Meſſalina ausgeübt haben ſoll, an die „Denkwürdigkeiten" erinnern, welche Neros Mutter Agrippina ihrer Zeit verfaßt hat; und indem wir ferner bemerken, daß auch der ruhmgekrönte Heerführer Corbulo ſeine Thaten und Erlebniſſe in Aſien, deren wir früher gedachten, in ſeinen Denkwürdigkeiten beſchrieben hat, erinnern wir nur im Vorbeigehen, daß ſich aus der Claudianiſchen Zeit acht Bücher von einer vielgeleſenen Geſchichte Alexanders des Großen erhalten haben, die der Rhetor Quintus Curtius Rufus verfaßte. Erheblich nüchterner, aber doch immer durch die rhetoriſche Art ſeiner Zeit beſtimmt, arbeitete unter Gajus oder Claudius der ſpaniſche Geograph Pomponius Mela von Tingentera.

War die litterariſche Produktivität überhaupt in der Zeit ſeit Auguſtus auch darum um ſo mehr im Steigen begriffen, weil ja wiederholt die Entwicklung des Principats zur Despotie von der gefährlichen politiſchen Thätigkeit abſchreckte, ſo hat in der Neroniſchen Zeit die Litteratur auf den neuen Bahnen unverkennbar einen ſehr erheblichen Aufſchwung genommen. Einmal auf dem Gebiet der Dichtung. Auch dieſe iſt jetzt ganz durch Rhetorik und Deklamation beherrſcht; nur daß trotz der Formgewandtheit und der Pflege des in der Auguſteiſchen Zeit feſtgeſtellten Syſtems des Versbaues, doch das „Formgefühl" im Schwinden begriffen erſcheint. Die Zeit des Tiberius und ſeiner nächſten Nachfolger war gerade auf dieſem Gebiete relativ arm geweſen. Hier haben ſich eigentlich nur die fünf Bücher äſopiſcher Fabeln erhalten, welche der Freigelaſſene Phädrus, ein geborner Grieche, in wohlgebauten jambiſchen Senaren und in korrekter, von der Ausartung der Zeit minder berührter, Sprache verfaßt hat. Dagegen gab unter Nero die Vorliebe

dieses Kaisers für die Poesie und sein eigenes Beispiel den Anstoß zu dem Betrieb einer überaus lebhaften dichterischen Produktion, die sich auf allen Seiten dieses Gebietes der Litteratur bemerkbar gemacht hat. Namentlich die Pflege der sogenannten „Recitationen" (S. 50) gewann unter eifriger Theilnahme des jungen dichtenden Kaisers eine gewaltige Ausdehnung; nicht minder natürlich das Dilettantenthum und der „Ungeschmack". Die Lyrik allerdings spielte jetzt nur eine untergeordnete Rolle. Sieht man ab von den lyrischen Versuchen des Kaisers, die sich theilweise noch nach seinem Tode behaupteten, und von zerstreuten kleinen Gedichten des feinsten Stylisten dieser Zeit, des Petronius, so wird hier eigentlich nur Cäsius Bassus genannt, Nachbildner griechischer Muster in mehr oder minder eleganter Sprache und Versification, während auf dem Gebiete der Idyllendichtung Titus Calpurnius Siculus die Motive und die Art des Theokrit und der Bucolica Vergils mit leidlichem Geschmack und höfischer Gesinnung nachahmte.

Während dann das didaktische Element seine Vertretung fand in dem großen Lehrgedicht „Aetna", welches einem jüngeren Freunde des Seneca, dem Lucilius Junior, zugeschrieben wird, die „Schulbücherpoesie" dagegen durch eine korrekte und sorgfältige metrische Bearbeitung des Inhalts der Iliade für den Schulgebrauch: so sind die uns näher bekannten, eigentlich charakteristischen Vertreter der schönen Litteratur für Neros Zeitalter — Lucan für das historische Epos, Persius für die Satire, Seneca für die Tragödie, und endlich für den muthwilligen und ironisirenden Sittenroman, der den Mangel der Komödie ersetzen muß, Petronius.

Gerade das Epos wurde in dieser Epoche mit Vorliebe von Dilettanten wie von wirklichen Dichtern kultivirt. Hier war Vergil das mustergültige Vorbild; aber seine Epigonen erreichten ihn nirgends. Hohles Pathos, Künstelei in Worten, berechnete Effekte, Ueberwuchern des rhetorischen Elementes, Vernachlässigung der einheitlichen Handlung über der Ausmalung einzelner Scenen, gelten als die fatalen Züge der Epiker dieser Zeit. Dagegen folgten sie gern der Richtung des Sängers von Mantua auf nationale Stoffe. Hatte Nero, der sich als Epiker thatsächlich mit dem troischen Sagenkreise beschäftigte, wenigstens die Absicht, die römische Geschichte in einem großen Epos darzustellen, so schilderte M. Annäus Lucanus, der gefeiertste und uns allein erhaltene Epiker dieser Zeit, der Neffe des Seneca, in der einzigen seiner vielen Schriften, die auf uns gekommen, den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus. Lucan war ein junger Mann von entschiedener dichterischer Begabung, wie verschiedene Theile seines Epos beweisen, die von bedeutender Kraft der Phantasie und von der Fähigkeit zu trefflichen realistischen Schilderungen zeugen. Aber der frühe Untergang des Dichters (sein Leben fällt zwischen 39 und 65 n. Chr.) ließ sein Talent nicht zur Reife gelangen. Und so sind es doch die Schattenseiten der rhetorischen Poesie dieser Zeit, so ist es mindestens das entschiedene Ueberwiegen der Declamation, welches der „Pharsalia" (die, unvollendet wie sie ist, bis zum Beginn der Kämpfe um Alexandria

reicht), ihr Gepräge verleiht. Dazu tritt aber noch, daß in dieſem Gedichte die poetiſche Oppoſition gegen das Cäſarenthum gipfelt. Der Kultus des Cato erreicht hier ſeinen Höhepunkt. Cäſars That und Perſon erſcheint in dunkelſter Beleuchtung, während an Pompejus alles Licht iſt. Lucans ethiſcher Standpunkt iſt jener der Stoa, zu der die Männer der idealen Oppoſition gegen das Principat ſich damals in der Regel bekannten. Noch beſtimmter iſt das der Fall bei dem zweiten Dichter der Oppoſition dieſer Tage, bei dem jugendlichen Satiriker A. Perſius Flaccus von Volaterrä (34—62 n. Chr.). Perſius war weit entfernt von der beſchaulichen Weisheit und der heiteren Ironie des alten Weltmannes Horatius. Von dem konnte der jugendlich unreiſe, den öffentlichen Dingen fern ſtehende Dichter, ſonſt ein Mann von wackerer Sinnesweiſe und ſittlicher Reinheit, nur formale Anleihen entnehmen. Die Härte der Jugend gegenüber den ſchweren und vielſeitigen Ausartungen dieſes Zeitalters, wie gegenüber den allgemeinen Fehlern und Verirrungen der Menſchen; die mit tiefer Ueberzeugung, aber mit nur geringer dichteriſcher Begabung poetiſch entwickelte Tugendlehre der Stoa, der Perſius, wie ſein Freund Pätus Thraſea, mit Begeiſterung ergeben war; endlich die Härte, Geſchraubtheit und Dunkelheit, in welcher die Manier des Zeitalters bei ihm zur Erſcheinung kommt, ſind für ſeine ſechs Satiren oder moraliſchen Declamationen charakteriſtiſch.

Der berühmte Schriftſteller dagegen, der in der Proſa des Zeitalters den Ton angab, der Philoſoph und Staatsmann Seneca, trat ſeiner Zeit auch als tragiſcher Dichter auf. Die acht Tragödien freilich, die ſich von ihm erhalten haben, erfreuen ſich des Beifalls der modernen Kritik nicht. Die Stoffe ſind der griechiſchen Mythologie und Heldenſage entnommen, die Form ſchließt ſich griechiſchen Vorbildern an. Rühmt die heutige Kritik dieſen Tragödien des römiſchen Dichters ein großes Formtalent, muſterhafte Verſe, Fruchtbarkeit und Lebhaftigkeit der Phantaſie, und Schärfe der pſychologiſchen Beobachtung nach: ſo tadelt ſie dagegen das Ueberwuchern des rhetoriſchen Elementes. Nicht nur daß philoſophiſche Erörterungen und Sentenzen ſtark in den Vordergrund treten, ſo erſcheinen Handlung, Motivirung und Entwickelung vernachläſſigt, wirkſame Charakterzeichnung ſo gut wie nicht vorhanden, die Erfindung als durch Geſchmack und äſthetiſchen Takt nicht beſtimmt. Ob dieſe Tragödien auch für die Bühne berechnet waren, iſt zweifelhaft; deſto ſicherer waren ſie für Recitation und Lektüre beſtimmt. Die Tragödie „Octavia" dagegen, welche die ſchauerlichen Schickſale von Neros unglücklicher Gattin behandelt, rührt jedenfalls nicht von Seneca her; nur daß ihr Verfaſſer mit Sicherheit nicht ermittelt werden kann.

Als die geiſtvollſte und bedeutendſte dichteriſche Arbeit, die aus Neros Zeitalter auf uns gekommen, gilt jetzt allgemein der ſatiriſche Sittenroman des ſogenannten Petronius Arbiter. Als Verfaſſer wird jetzt mit großer Wahrſcheinlichkeit ein reich begabter Mann an Neros Hofe an-

genommen, der bei großer Geſchäftstüchtigkeit längere Zeit dem Kaiſer durch ſeinen überaus feinen Geſchmack bei Ausgeſtaltung von Vergnügungen und Luſtbarkeiten imponirte, endlich aber durch Neros ſchändlichen Günſtling Tigellinus, der uns demnächſt begegnen wird, bei dem Kaiſer politiſch verdächtigt und dadurch veranlaßt wurde, im Jahre 66 ſich ſelbſt den Tod zu geben. Der unter ſeinem Namen uns überlieferte Sittenroman, der ſich in Geſtalt der „Menippeiſchen" Satire in freieſter Form bewegt und Poeſie mit Proſa verbindet, iſt uns allerdings nur noch in Trümmern erhalten. Aber dieſe berühmten Fragmente (die Reſte von urſprünglich 20 Büchern), deren Verfaſſer freilich bei aller Genialität als ein Mann von tiefer Sittenloſigkeit und zugleich als Kenner und Liebhaber des feinſten und pikanteſten Genußlebens ſich giebt, ermöglichen uns die tiefſten Einblicke in das damalige italiſche Volksleben, namentlich in den griechiſch angeregten Städten des Südens, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten bis hinab zu der äußerſten geſchlechtlichen Korruption, und bieten zugleich geiſtvolle Parodien auf gewiſſe Geſchmacksrichtungen, welche der Dichter perſifliren will. Ein Mann von feiner Menſchenkenntniß, überlegenem Witz, heiterem Humor, ſelbſt Muthwillen, hält ſich Petronius auch mit vollem Bewußtſein von der rhetoriſchen Manier ſeiner Zeit frei und bedient ſich einer einfachen und natürlichen Sprache.

Während nun auch in dieſer Zeit die Jurisprudenz andauernd tüchtige Vertreter in ihren verſchiedenen Schulen fand, unter denen namentlich der Proculianer Coceejus Nerva, des mit Tiberius ſeiner Zeit nahe befreundeten gleichnamigen Juriſten Sohn, als Vater des ſpäteren Kaiſers Nerva für uns von Intereſſe iſt; während ferner der gelehrte Q. Aſconius Pedianus (von etwa 3 bis 88 n. Chr.) durch ſeinen ſachlich höchſt werthvollen und trefflich geſchriebenen, hiſtoriſchen Kommentar zu Cicero's Reden Ruhm erwarb, und der berühmte Grammatiker M. Valerius Probus von Berytos klaſſiſche Schriftſteller Roms in der Weiſe der Alexandriner kritiſch behandelte: ſo galt in dieſer Zeit immer entſchiedener Seneca als die glänzendſte Erſcheinung in der zeitgenöſſiſchen Litteratur. Die Urtheile freilich der neueren Beobachter über ſeinen Charakter als Menſch und Staatsmann gehen erheblich aus einander. Auch wir können und wollen durchaus nicht leugnen, daß zunächſt der Kapitaliſt Seneca (S. 225) für dieſes Zeitalter eine ebenſo unerfreuliche Erſcheinung iſt, wie früher in dieſer Richtung der „Befreier" Brutus. Und wenn Seneca eine Reihe von Jahren wirklich trefflicher Regierung durch eine verhängnißvolle Nachgiebigkeit gegen Neros perſönliche Liebhabereien erkauft hat, ſo ſind doch auch, wie wir ſehr bald ſehen werden, für ihn die Tage nicht ausgeblieben, wo ihn die Logik der Ereigniſſe gegenüber dem ſchauerlichſten Frevel des Kaiſers zu ſchlimmer ſittlicher Schwäche geführt hat. Doch mag dem gegenüber wenigſtens geltend gemacht werden, daß er von ſeiner eminenten Begabung nur ſelten, und von ſeiner mehrere Jahre lang faſt ſchrankenloſen politiſchen Macht für perſönliche Zwecke noch viel ſeltener einen wirklich verwerflichen Gebrauch gemacht hat. Freilich bleibt

immer eine beſchämende Differenz beſtehen zwiſchen der Praxis dieſes glänzenden Geiſtes und der ſittlichen Hoheit, die nicht wenige ſeiner Schriften athmen. Ausgehend von dem Boden der ſtoiſchen Philoſophie, erhebt ſich doch dieſer Schriftſteller in ſeinen ſittlichen Forderungen und in ſeinen tief humanen Anſchauungen hoch über die gewöhnliche Moral der Stoa, ja überhaupt über Alles, was ſonſt die geläuterte Ethik der antiken Welt hervorgebracht hat. So berührt er ſich vor allen anderen Moraliſten der alten Welt bereits in auffallender Weiſe mit einer Reihe von Forderungen, die nachmals erſt durch das Chriſtenthum zu wirkſamer Anerkennung gelangt ſind.

Gegen die Form ſeiner zahlreichen Schriften, — die, wie auch ſonſt die beſten oder doch die beliebteſten Produkte der Zeitgenoſſen, der lebhaft entwickelte Buchhandel ſchnell genug zum Gemeingut der Hauptſtadt, Italiens und der romaniſch civiliſirten Landſchaften des Weſtens machte, — erhebt allerdings die neuere Kritik viele Einwendungen. Sie geſteht dem gefeierten Schriftſteller, der mit gleicher elaſtiſcher Leichtigkeit, gewandter Beweglichkeit und Eleganz populär-philoſophiſche Schriften über die verſchiedenſten ethiſchen Fragen, über naturwiſſenſchaftliche Probleme mit moraliſch-philoſophiſchem Hintergrund, und als Briefſteller verfaßte, bereitwillig, ein glänzendes Talent zu. Seine Ausdrucksweiſe iſt klar, lebendig, geiſtreich; ſeine Schriften ſind überall reich an intereſſanten Gedanken und pikanten Wendungen. Fülle und Feinheit der Beobachtung, Reichthum des Wiſſens ohne den Staub der Gelehrſamkeit, edler Ausdruck der Gedanken wird ihm nicht minder zugeſtanden. Aber ſeine Sprache iſt bereits ſehr weit von jener des Cicero entfernt, mit dem ſich ſein Weſen als fruchtbarer Schriftſteller und Philoſoph ſonſt vielfach berührt. Sie gebietet über alle Mittel der Rhetorik dieſer Zeit; aber die dem Seneca eigenthümliche Art kurzer, „zerhackter" Sätze, ſeine ausgeſprochene Manier, die er in bewußtem Gegenſatze gegen Cicero feſthielt und ſyſtematiſch ausbildete, fand ſchon in der nächſten Generation erhebliche Gegner. Im Allgemeinen mehr glänzend, als gründlich und original, hat Seneca „weniger den Styl als die Phraſe" kultivirt, die bei ihm oft die Wärme des Gefühls erſetzt, und weiter vielmehr das Sentiment als das Herz, viel mehr das Streben zu gefallen gepflegt, als innerlich zu ergreifen und zu überzeugen geſtrebt. Auf der anderen Seite hat ſeine praktiſche Gewandtheit und ſein ſcharfer Blick für das wirkliche Leben, verbunden mit der Richtung auf die praktiſche Durchführbarkeit ſeiner Lehren, ihn einerſeits zu einer ſtarken Ausbildung der Caſuiſtik geführt, andererſeits ſeine Schriften durch eine Reihe ſehr wirkſamer Sittengemälde bereichert. Zu ſeinem eigenen und der Römer Unheil aber war es gerade der ethiſche Einfluß Senecas, der bei ſeinem früheren Schüler Nero mit jedem Jahre mehr an Kraft verlor.

Parallel nämlich mit dem vielfach erfreulichen und rühmlichen Stande der politiſchen Verhältniſſe des römiſchen Reiches während der erſten

Hälfte von Neros Regierung vollzog sich im Palaste die unheilvolle Entwicklung des jungen Kaisers zu einem blutbefleckten Verwandtenmörder. Den Ausgangspunkt dieser grauenhaften Entartung haben wir in seinem Verhältniß zu seiner Mutter und seiner Gemahlin zu suchen. Die Ehe Neros und Octaviens war niemals glücklich, ein inniges Verhältniß hatte zwischen den jugendlichen Gatten niemals bestanden. Nun verliebte sich Nero, für den eheliche Treue so wenig bedeutete, wie für nur zu viele seiner vornehmen Zeitgenossen, im J. 55 zum ersten Male ernstlich und zwar in ein griechisches Mädchen von großer Schönheit, die Freigelassene Akte. Er war durch ihre Reize und Liebenswürdigkeit bis zu dem Grade bezaubert, daß er selbst daran dachte, sie zu heirathen. Während nun Seneca und Burrus, wie sie ihn nicht hinderten, mit den jungen vornehmen Wüstlingen der Residenz in seiner Weise zu schwelgen, so auch diese „Liaison" ruhig hingehen ließen, die ihnen politisch völlig harmlos erschien und den jungen Kaiser von schnöden Beziehungen zu Roms edlen Damen zurückhielt, gerieth Agrippina in glühenden Zorn. Wie dunkel immer die Schatten waren, die ihr Privatleben früher befleckt hatten, als Mutter sah sie doch mit gerechtem Mißvergnügen ihren Sohn in Ausschweifungen sich verlieren, und ihr fürstlicher Stolz empörte sich gegen den Gedanken, den jungen Kaiser in wirklicher Liebe „für eine Magd" entbrannt zu sehen. Aber zu ihrem Schaden war sie unbesonnen genug, gegen Neros Liaison mit Akte sich mit einer tobenden Leidenschaft aufzulehnen, die ihr den Sohn ernstlich entfremdete und immer mehr auf die Seite seiner Minister hinübertrieb, die nun eine bequeme Handhabe gefunden hatten, die Beziehungen Neros zu der Regentin ernstlich zu stören. Bald erreichte die Spannung zwischen Nero und Agrippina eine solche Höhe, daß der junge Kaiser, ohnehin dem Uebergewicht der Freigelassenen am Hofe nicht hold, sich entschloß, den mächtigen Vertrauten seiner Mutter, den groben und hochmüthigen fiskalischen Finanzminister Pallas, kurz und gut seines Amtes zu entheben. An seine Stelle trat ein tüchtiger Fachmann, der im J. 20 zu Smyrna geborene, noch von Tiberius mit der Freiheit beschenkte Freigelassene Claudius Etruskus, der einsichtig genug war, sich in die Politik und die Intriguen des Hofes nicht zu mischen, und sich daher in seiner wichtigen Stellung bis zur Zeit des Kaisers Domitian, bis nach dem J. 84 behauptet hat. Diesen empfindlichen Schlag vermochte die alte Regentin ihrem unbotmäßigen Sohn nicht zu verzeihen. Sie erging sich in heftigen Drohungen und gab denselben dadurch einen gefährlichen Nachdruck, daß sie ganz offen für die schmählich mißachteten Rechte des Britannicus mit aller Macht eintreten zu wollen erklärte. Agrippina hatte das schwer zu bereuen. Denn nach der bestimmten Ueberlieferung der Alten antwortete Nero auf diese Drohung mit seiner ersten Blutthat: er ließ seinem Stiefbruder bei Tische ein durch Locusta (S. 216) bereitetes Gift (vermuthlich Conin) beibringen, welches den unglücklichen Prinzen sofort tödtete; (anscheinend kurz vor dem 13. Februar 55). Die überlieferten Details dieser Greuelgeschichte

haben manches Dunkle und Unwahrscheinliche; die Thatsache selbst, die neuerdings mehrfach angefochten worden, ist schwerlich zu bezweifeln. Nur das mag zweifelhaft bleiben, ob Nero bei diesem ersten Debut als Mörder in der Besorgniß, seine Herrschaft ernstlich bedroht zu sehen, nur aus eigener Bewegung gehandelt und zum ersten Male zum Schrecken des palatinischen Hofes seine schlummernde Tigernatur jäh und furchtbar momentan enthüllt hat, oder ob in dem Ringen um die Herrschaft mit Agrippina seine Minister noch mehr als passive Assistenz bei dieser unheimlichen That verschuldet haben. Jedenfalls fanden sie sich mit derselben leicht genug ab. Und wenn Nero zuerst mit Erstaunen sah, wie leicht die Römer, — die der alten Prätendentenkriege nur mit Grauen gedachten, — ihm selbst den Mord des Halbbruders aus Motiven der Staatsraison verziehen, und wie selbst Seneca nicht Anstand nahm, die blutige That zu bemänteln, oder doch deren Folgen von Nero abzuwenden: so ist es nicht sehr wunderbar, wenn bei dem jungen Fürsten mit ohnehin schwach entwickelten sittlichen Begriffen mehr und mehr das Bewußtsein reifte, daß ihm als dem Herrn der Welt eigentlich Alles zu thun erlaubt, daß für den römischen Imperator selbst der Brudermord kein Verbrechen sei.

Der Tod des Britannicus riß natürlich eine tiefe Kluft zwischen Nero und seine Mutter. Die Erbitterung der letzteren, die nicht aufhörte, sich eine Partei zu machen, erwiderte Nero durch verletzende Demonstrationen. Die Ehrenwache und die deutsche Garde wurden ihr entzogen, die alte Regentin endlich genöthigt, den Palast zu räumen und das Haus der Antonia, der Mutter des Claudius, zu beziehen. Erst als gleich nachher Agrippina die Gelegenheit fand, die frivole Beschuldigung, welche zwei ihr feindlich gesinnte schlechte alte Weiber aus den höchsten Gesellschaftskreisen Roms auf sie zu bringen versuchten, — die Beschuldigung, daß sie alles Ernstes ein Complott zum Sturze des Nero betreibe, — siegreich und überzeugend abzuwehren, erst da stellte sich für mehrere Jahre wieder ein erträgliches Verhältniß zwischen Nero und seiner Mutter her.

In der folgenden Zeit machte Nero persönlich nur durch eine Reihe übermüthiger Jugendstreiche und wilder nächtlicher Excesse in den Straßen der Residenz von sich reden, die er in Gemeinschaft mit seinen liederlichen jungen Freunden verübte, unter denen namentlich einer, sein „Lehrmeister" in allen Thorheiten und Tollheiten, der etwas über fünf Jahre ältere, geistig gut begabte, aber damals nur erst als tonangebender Dandy unter Roms „goldner Jugend" bekannte M. Salvius Otho, für die Geschichte des Reiches eine erhebliche Bedeutung gewinnen sollte. Wer aber hoffte, daß der junge Fürst endlich austoben und zu einem tüchtigen Manne reifen, daß aus dem gährenden Moste ein edler Wein sich abklären sollte, der täuschte sich. Es war wesentlich die Schuld eines weiblichen Teufels, durch den Nero schließlich rettungslos auf den Weg des Frevels geführt worden ist. Die harmlose Leidenschaft nämlich für die bescheidene Atte trat im J. 58 zurück vor der dämonischen Gluth, mit welcher Nero erfüllt wurde, als er seines Vertrauten

Otho blendend schöne, selbst erst ihrem früheren Gatten, dem Ritter Rufius Crispinus, entführte Gattin kennen gelernt hatte. Poppäa Sabina, von ihrer Mutter her vornehmer Abkunft, besaß bei erheblichem Vermögen eine ausgezeichnete Schönheit; auch ihre geistige Ausstattung war glänzend zu nennen. Aber dabei brandmarkt sie die Ueberlieferung als ein Weib von vollendeter Nichtswürdigkeit. Ihre meisterhaft ausgebildete Koketterie, ihre tiefe, unter der Maske der Sittsamkeit versteckte Unsittlichkeit, ja selbst die eisige Kälte, mit welcher sie mit ihren Reizen wucherte, war bei den großen römischen Damen dieser Zeit leider nichts Ungewöhnliches. Aber wie die üppige und verschwenderische Poppäa als unerreichte Meisterin galt in der Kunst, durch die verschiedensten Mittel ihre Schönheit zu erhalten, so war sie der Agrippina ebenbürtig an Ehrgeiz, an Gewaltsamkeit und Grausamkeit, und übertraf die Regentin noch an kalter Herzenshärte. Sie ist das rechte Weib gewesen, um das an Nero zu verderben, was an ihm noch zu verderben war.

Für Poppäa war die schnell entzündete, von ihr durch alle Künste der Koketterie gesteigerte, Leidenschaft des jungen Kaisers nur das Mittel, welches sie zur höchsten Macht führen sollte. Nur als Kaiserin wollte sie dem Nero angehören. Aus solcher Temperatur heraus entwickelte sich nun eine Reihe schauerlicher Ereignisse. Es war nur natürlich, daß Nero, der einen unbequemen Nebenbuhler aus dem Wege schaffen wollte, seinen Freund Otho (58) als Statthalter nach Lusitanien entfernte, wo dieser wider alles Erwarten sich als ein thätiger und tüchtiger Beamter des Reiches gezeigt hat. Nun aber entbrannte ein neuer und wahrhaft wüthender Kampf zwischen den beiden schändlichen Weibern, Agrippina und Poppäa, um die Herrschaft über Nero. Poppäa mußte die noch immer bedeutende Machtstellung der alten Kaiserin gründlich erschüttern, wenn es ihr gelingen sollte, endlich auch des Kaisers unglückliche, schuldlose Gattin Octavia zu stürzen, die ihren ehrgeizigen Plänen hauptsächlich im Wege stand. So säumte sie denn nicht, ihren Liebhaber durch alle Mittel listiger Koketterie, vor Allem aber durch Vorwürfe und witzigen Spott, unaufhörlich gegen den Einfluß seiner Mutter aufzustacheln. Dabei mußte Agrippina allmählich den Kürzeren ziehen. Ob es wahr ist, was die Ueberlieferung von dieser Zeit behauptet, daß die Regentin schließlich zu wahrhaft desperaten, unsagbar abscheulichen Mitteln gegriffen hat, um ihren Sohn durch eine furchtbare Schuld an sich zu fesseln, mag dahingestellt bleiben. Aber es wurde ihr Verderben, daß bei ihrer tiefen Unpopularität der gesammte Hof die Intriguen der Poppäa gegen sie begünstigte. Niemand konnte ahnen, auf welches blutige Ziel die neue Geliebte des Kaisers diesen hindrängte; man meinte, es sei nur darauf abgesehen, die alte Kaiserin durch Chikanen aller Art zur Entfernung aus Rom zu veranlassen.

Nur wenige in die letzten Geheimnisse des jungen Frevlers wirklich eingeweihte Vertraute konnten damals wissen, daß Nero unter den Ein-

wirkungen von Poppäas Reden, — die ihm ſtets vorhielt, Agrippina ſinne auf ſein Verderben, — ſich jetzt alles Ernſtes damit trug, ſeine Mutter ermorden zu laſſen. Nur die Schwierigkeit, einen Weg zu finden, auf welcher die Schandthat in einer Weiſe verübt wurde, die ſicheres Gelingen in Ausſicht ſtellte und zugleich die Chance bot, das römiſche Publikum über die wahre Sachlage zu täuſchen, verzögerte noch den Untergang der alten Kaiſerin. Endlich fand der ſchuſtige Anicetus, der frühere Erzieher des Kaiſers (S. 215), jetzt Admiral der bei Miſenum ſtationirten Flotte, das geeignete Mittel. Nun entwickelte Nero ſeine ganze Kunſt ſchnöder Heuchelei, begab ſich nach Bajä, und feierte zuerſt mit ſeiner Mutter, als ſie auf ſeine Einladung von Antium aus auf der Villa Bauli zwiſchen dem Cap Miſenum und Bajä erſchienen war, an letzterem Orte ein trügeriſches Verſöhnungsfeſt. Aber das Schiff, welches zu nächtlicher Stunde die furchtbar Betrogene wieder nach Bauli führen ſollte, barſt unterwegs auseinander. Anicetus hatte es zu dieſem Zwecke künſtlich einrichten laſſen. Da jedoch durch unvorhergeſehene Umſtände der tückiſch entworfene Mordplan nicht völlig gelang, ſo fiel Agrippina nur in das Waſſer und wurde nach einer ihrer Villen an dem nahen Lucriner See gerettet. Freilich nur für wenige Stunden. Nero hatte mit Entſetzen die Botſchaft von der Rettung ſeiner Mutter vernommen und fürchtete nun von ihrer Rache das Aeußerſte. Er entdeckt ſich ſeinen Miniſtern, die jetzt in der entſetzlichen Lage ſich befinden, zwiſchen der Vernichtung des Kaiſers oder ſeiner Mutter wählen zu ſollen. Endlich entſcheiden ſie ſich dahin, dem Anicetus die Vollendung ſeiner Greuelthat zu überlaſſen. Als ein Freigelaſſener der alten Kaiſerin, Agerinus, vor Nero erſcheint, ihm die Botſchaft Agrippinens, ſie ſei glücklich gerettet, zu bringen, läßt Anicetus gewandt einen Dolch zwiſchen die Füße des Boten gleiten, um ihn dann als einen Buben verhaften zu laſſen, der im Auftrage der Kaiſerin ihren Sohn habe ermorden wollen. Dann eilt er mit einer Schaar ſeiner rohen Seeſoldaten nach Agrippinens Villa, um ohne weiteren Verzug ſein infames Henkerwerk zu vollenden. Die ungeheure That war um den 19. März des Jahres 59 vollzogen worden, und mit ihr begann die Zeit der Gewiſſensbiſſe für den fürſtlichen Verbrecher.

Nero war nicht ſo ſehr entmenſcht, um ſich nicht wenigſtens jetzt durch die Furien der Gewiſſensangſt grauſam gepeinigt zu fühlen. Und ein ſtarker Theil des rauſchenden und üppigen Treibens der Folgezeit kommt offenbar auf den raſtloſen Drang, ſich ſelbſt immer von Neuem zu betäuben und im Rauſche der Luſt die Schreckensnacht von Bajä zu vergeſſen. Zunächſt floh er vom Schauplatz ſeiner Schauderthat und eilte nach Neapel. Und nun begann wieder eine Reihe jener Scenen, die dem feigen Mörder den Muth gaben, wieder in die Oeffentlichkeit zu treten und dann von einem Verbrechen zum andern zu ſchreiten, nachdem er das ſchlimmſte ungeſtraft verübt hatte, was die Phantaſie erſinnen konnte.

Der wahre Sachverhalt jener Schreckensnacht, die wirkliche Geneſis und

der innere Zusammenhang der Katastrophe Agrippinens konnte damals und noch längere Zeit nachher nur wenigen bekannt sein. Nur so und nur bei tiefer Unbeliebtheit der gefürchteten alten Kaiserin, der man jede Gewaltthat und jeden Frevel zuzutrauen in Rom gar sehr geneigt war, ist es zu erklären, daß die Hauptstadt zunächst den Bericht über die Katastrophe gläubig aufnahm, den Seneca an den Senat richtete. Agrippina, so wurde jetzt die offizielle Lesart, hatte einen Mordversuch gegen Nero unternommen; der war mißlungen, nun hatte sie sich in ihrem Schuldbewußtsein selbst den Tod gegeben. Darauf hin feiert der Senat die sogenannte „Rettung" des Kaisers mit ausschweifenden Beschlüssen, dekretirt Dankfeste, und bereitet dem Nero bei seiner Rückkehr nach der Residenz mit allen Klassen des Volkes einen höchst glänzenden Empfang.

Die Zeit war unter solchen Umständen gekommen, wo Nero nichts mehr scheute und nichts mehr schonte, was seinem Willen oder auch nur seiner Laune widerstand. Zunächst ist es jenes rasende Genußleben, in welchem der Kaiser sich zu betäuben suchte. Besondere Freude an den Spielen der Gladiatoren hat er nicht gehabt. Desto leidenschaftlicher liebte er in seinem enthusiastischen Hellenismus Spiele nach griechischer Art. Was Agrippina bisher aus Rücksichten auf römischen Anstand und fürstliche Decenz verhindert hatte, das öffentliche Auftreten bald als Cirkuskutscher bei den Wagenrennen, bald im tragischen Kostüm als Schauspieler, als Citherspieler und Sänger, das wollte Nero sich jetzt nicht länger mehr wehren lassen. Daß gerade dieses Auftreten ihn in den spezifisch römischen Kreisen in hohem Grade unpopulär machen mußte, bedachte er um so weniger, je mehr er nur griechische Sitte im Auge hatte. Seneca und Burrus machten ihm zunächst die Konzession, daß sie zustimmten, als er sich im Vatikanischen Thale einen Privatcirkus einrichten ließ, wo er seine Künste zunächst vor auserlesenen Zuschauern zeigte. Nur daß der Wunsch des Kaisers, sich bewundern zu lassen, und die Neugier des Volkes sehr bald auch Schaaren anderer Zuschauer dahin führte. Wahrscheinlich erbaute der Kaiser in der Nähe auch ein Privattheater zur Vorbereitung auf sein öffentliches Auftreten. Demnächst stiftete er für scenische Spiele das Fest der „Juvenalia", welches er im Palast oder in seinen Gärten, soweit gymnische Spiele in Betracht kamen, auch in der Septa (S. 66), halten ließ. Das Beispiel des Kaisers wirkte bei Roms „goldener Jugend" überaus ansteckend. Nicht nur Wunsch und Befehl des Fürsten, sondern offenbar auch sein Beispiel führten ihm zahlreiche Theilnehmer zu, und mit Staunen, oft gewiß mit tiefem Unwillen, sah das gewählte Publikum, welches Nero zu diesen Festen lud, den Kaiser und seine Genossen um die hier ausgesetzten Preise nach allen Regeln der Kunst ringen. Bald bildeten sich nach alexandrinischem Muster förmliche Zünfte von Claqueurs, Augustaner genannt, welche kunstmäßig geschult, Neros Stimme, Gestalt und Kunst feierten. Die Pflege solcher künstlerischer Geschäfte, die wie gesagt den Respekt vor dem bisher durchaus populären Kaiser in allen Kreisen zuerst tief erschütterte, wo

noch ernſthaft auf römiſche Sitte gehalten wurde, geſtaltete ſich bei Nero immer mehr zu einer Lebensaufgabe, und wird für den geſammten Reſt ſeiner Regierung vorzugsweiſe charakteriſtiſch. Der nächſte Schritt in dieſer Richtung war die Stiftung der „Neronien“ (im Jahre 60), die nach Art der Olympien von fünf zu fünf Jahren gefeiert werden ſollten. Dieſe erhielten allerdings einen feineren Charakter, als ſonſt der römiſchen Feſtluſt eigenthümlich war. Gymnaſtik und Wagenrennen traten mehr zurück; die Hauptrollen ſollten Wettkämpfe in Muſik und Geſang, Beredtſamkeit und Poeſie einnehmen.

Zum Unheil des römiſchen Volkes aber waren es nicht dieſe Liebhabereien allein, in denen der Kaiſer ſeine Kraft erſchöpfte. Die Tage waren gekommen, wo der Frevelmuth des Nero ſeinen vollen ſchrecklichen Aufſchwung nehmen ſollte. Die erſten Majeſtätsprozeſſe dieſer Regierung, welche man im Jahre 62 erlebte, beunruhigten nicht allzuſehr, weil man ſah, daß die angeklagten und überwieſenen Pasquillanten nicht zum Tod verurtheilt, ſondern durch Verbannung und Güterkonfiskation beſtraft wurden. Aber die Römer hatten allen Grund zu erſchrecken, als zu Anfang dieſes Jahres der Präfekt Burrus ſtarb. Mit dieſem Manne ſank — trotz aller Konceſſionen, die er ſeither dem Kaiſer gemacht, — die ſtärkſte Schutzwehr hin, die noch immer Neros Wildheit aufgehalten hatte. Zunächſt wurde die Stellung ſeines Freundes Seneca dadurch ſo gut wie unhaltbar. Das Kommando über die Garde nämlich verlieh der Kaiſer zwei Offizieren, die ſich ihm bereits in anderen Stellungen werth gemacht hatten. Fänius Ruſus, ein Mann von gutem Ruſe, aber ſchwachem Charakter, war bisher mit Auszeichnung Chef des hauptſtädtiſchen Proviantamts, Soſonius Tigellinus dagegen ein tüchtiger Commandeur der Feuerwehr-Gensdarmerie geweſen. Es war der letztere, der jetzt den beſtimmenden politiſchen Einfluß auf Nero gewann. Zu allem Unheil war er nicht nur von früher her durch die maſſivſten und ſchnödeſten Ausſchweifungen mit Nero verbunden, ſondern auch ſonſt ein Mann von dem ſchlechteſten Charakter, ein echter Bluthund, in ſeiner Weiſe von nicht minder ſchlimmem Einfluß auf den Kaiſer, wie von der andern Seite Poppäa. Hatte die letztere ſchon längſt ihren Liebhaber gegen Seneca aufgehetzt und nicht ohne Erfolg des Kaiſers Eitelkeit als Dichter gegen den alten Lehrer mobil zu machen gewußt: jetzt wurde Tigellinus ihr treuer Gehilfe. Als die beiden neuen Berather des Nero es durchgeſetzt hatten, daß dieſer auf dem Wege der nackten Kabinetsjuſtiz die Beſeitigung von zwei namhaften Römern verfügte, welche zu ihrem Unheil als mögliche Prätendenten der römiſchen Krone betrachtet werden konnten, ſo gab Seneca ſeine jetzt völlig erſchütterte Stellung zum Hofe auf und trat zugleich in die Stille und Einſamkeit eines akademiſchen Privatlebens zurück. Und nun führte die ſchöne Megäre Poppäa den letzten Schlag gegen die unglückliche Octavia. Tigellinus verſuchte zuerſt, die junge Kaiſerin des Ehebruchs zu verdächtigen. Als der infame Anſchlag an der Treue ihrer Umgebung ſcheiterte, verfügte Nero kurzweg die Scheidung auf Grund ihrer Unfruchtbarkeit, und verwies ſie

dann, weil ihr Loos die ungetheilte Theilnahme der Residenz erweckte, nach Campanien, um gleich nachher die Poppäa als seine Gemahlin in die Palatinische Hofburg einzuführen. Als aber nicht lange darauf das Gerücht, Nero habe die Octavia zurückberufen, das Volk der Hauptstadt zu lärmenden Demonstrationen verlockte, die bis zur Vernichtung aller Büsten der Poppäa sich steigerten, endlich aber durch die Kaisergarde gedämpft wurden: da ward Octavias Tod beschlossen. Der Schurke Anicetus gab sich dazu her, sich selbst des Ehebruches mit ihr zu bezichtigen. Während er reich belohnt, zum Scheine nach Sardinien verwiesen wird, trifft das arme Opfer, — als des Ehebruches, und wegen der Verbindung mit dem Admiral auch des „Hochverrathes" schuldig, — die Strafe der Verbannung nach der Insel Pandataria. Und hier wird die schuldlose Tochter des Claudius am 9. Juni 62 endlich hingerichtet, oder vielmehr ermordet. Das feige Verbrechen war vollendet, „der Teufel hatte wieder einmal Recht behalten".

Wer in Rom nicht ganz servil geschult, oder nicht gänzlich betäubt war durch die üppige Festlust, in welcher Nero unter Aufgebot enormer Mittel das Volk unablässig berauschte, wandte sich schaudernd von dem furchtbaren Menschen ab, der von Frevel zu Frevel mit entsetzlicher Kaltblütigkeit weiter schritt. Nur ist es nicht nöthig anzunehmen, daß Nero das Böse gerade systematisch und aus satanischer Freude an seinen Freveltaten verübt habe. Die Regierung als solche bot nach wie vor ganz achtbare Seiten dar. Nach Außen hin stand das Reich andauernd imponirend da. Der Organismus der Verwaltung und selbst der Justiz wurde in der Regel nicht gestört. Die Maschinerie des Cäsarenthums arbeitete nun schon lange mit ruhiger Sicherheit, sobald nur nicht muthwillige Eingriffe in ihr Gefüge und Räderwerk erfolgten. Was aber ein Gajus an bedauerlichen Thorheiten in dieser Richtung wohl that, das fiel Nero doch nicht ein. Persönlich hatte Nero für das Proviantwesen und die gesicherte Verpflegung der Residenz zu allen Zeiten ein ganz spezielles Interesse und eine glückliche Hand. Auch die Pflege des Verkehrs, die Erhaltung und die Sorge für die großen Heerstraßen des Reiches beschäftigte ihn bis zu Ende seiner Regierung. Die enorme Baulust gerade dieses Kaisers richtete sich doch sehr vielseitig auch auf großartige Nutzbauten, von denen hier namentlich die ausgedehnten Hafenbauten bei der von Nero speziell begünstigten Stadt Antium erwähnt sein mögen. Die Verschwendung dieses Kaisers war nicht so sinnlos, und er selbst nicht so herzlos, um nicht auch bei großen Kalamitäten im Reiche erhebliche Summen zu spenden. So erhielt die Stadt Lyon, die im J. 57/8, oder nach anderer Berechnung erst im J. 64/5, fast gänzlich niederbrannte, noch im J. 65 zu ihrer Herstellung die Unterstützung von 870,084 Mark. Wirklich verderblich dagegen ist dieser Princeps dem Reiche namentlich auf einem Punkte geworden, von dem wir noch nachher genauer reden, nämlich auf dem Gebiet des Finanz- und Münzwesens. Was nun aber seine persönliche Stellung angeht, so werden wir die Sache etwa so aufzufassen haben. Nero

war kein finſtrer, blutgieriger Tyrann, der nur Grauen und Schrecken um ſich zu verbreiten ſuchte, und als deſſen ſtete Begleiter etwa mordgewohnte Henker fungirten. Im Gegentheil ſcheint er bis zuletzt eine perſönliche Liebenswürdigkeit entwickelt zu haben, die nicht nur ſeine unmittelbare Umgebung an ihn feſſelte. Natürlich war und blieb er dabei doch ein grundſchlechter Menſch; aber ſo daß die Frivolität ſeiner Reden die ſeiner Thaten wahrſcheinlich erheblich übertraf, und daß ſeine meiſten Frevel mehr aus einer gewiſſen furchtbaren ſittlichen Indifferenz und Läſſigkeit ſich erzeugten, als etwa, wie bei Gajus, aus dem bewußten Streben und brennenden Kitzel, alle Schranken des Rechts und des Anſtands zu zertrümmern. Es ſtimmt zu ſolcher indifferenten Art die kühle Gleichgültigkeit Neros gegen perſönlich gegen ihn gerichtete Schmähungen und Angriffe, ſobald nur ſeine Eitelkeit als Künſtler nicht verletzt wurde, — während dagegen ſeine blutige Hand unbedenklich Alles aus dem Wege räumt, was ihm und jetzt auch ſeinen nichts-

Circusſpiele; Sarkophagrelief. (Rom, Vatican.)

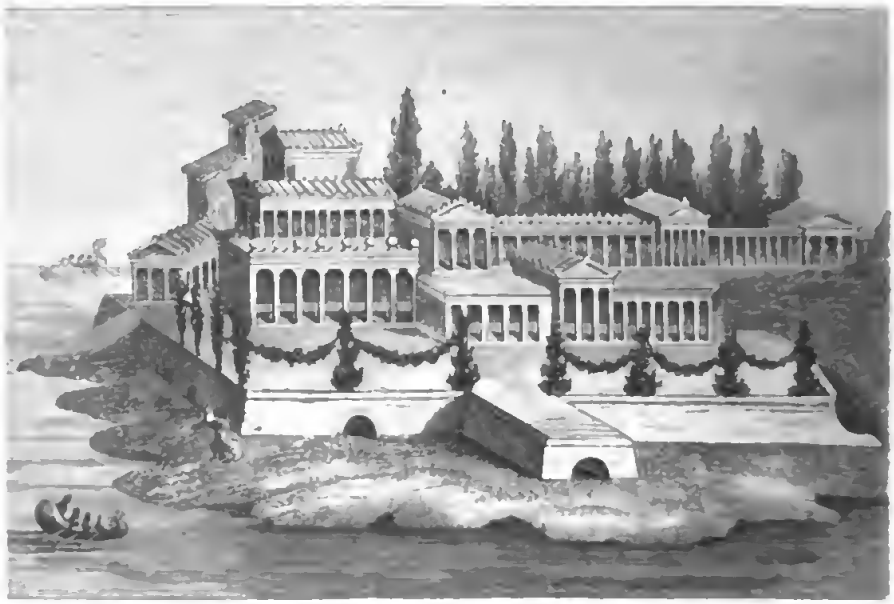
nutzigen Rathgebern politiſch gefährlich, unter Umſtänden auch nur unbequem erſcheint. Und damit geht zuſammen die immer höher ſich ſteigernde Neigung zu üppigen Feſten und wüſten Ausſchweifungen jeder Art, bei denen dieſer Princeps immer tiefer in den Schlamm ſchnöder Luſt und Unzucht verſinkt.

Am auffälligſten trat zunächſt die wachſende Gleichgültigkeit Neros gegen die römiſche und die fürſtliche Art der Decenz und der Etikette hervor in der Art, wie er nun ſich nicht weiter bedachte, zuerſt in dem griechiſchen Neapel, dann aber auch in der Reichshauptſtadt ſelbſt auf der öffentlichen Schaubühne als Schauſpieler (ja ſelbſt in weiblichen Rollen) und als Sänger, im Circus Maximus aber als Wagenlenker aufzutreten. Dieſer abenteuerliche Einfall des Kaiſers, perſönlich für die Unterhaltung ſeines Volkes ſich zu bemühen, machte ihn im Gegenſatze zu den entrüſteten Elementen der oberen Stände bei den Maſſen durchaus populär. Dieſe konnten wohl ab und zu, wie bei Octavias Kataſtrophe, in zornige Aufwallung gerathen. Aber im Ganzen hielten ſie bis über ſeinen Untergang hinaus feſt an Nero, der ihnen an öffentlichen Gaſtmahlen und feſtlichen Spielen auch ſonſt

Alles bot, was ihre kühnste Phantasie nur immer begehren konnte. Nero überbot alle seine Vorgänger durch die Pracht und die Ausstattung seiner „Spiele". Namentlich gab die neue Manier, diese Festlichkeiten auch bei Nacht fortzusetzen, den erwünschten Anlaß, durch eine wahrhaft feenhafte Beleuchtung den Reiz dieser Schauspiele zu erhöhen. Die verwöhnten Zuschauer fingen nun bereits an, auch noch Bewirthung und Geschenke aller Art zu erwarten. Bei seiner Begeisterung für das Treiben des Cirkus war Nero, wie einst Gajus, mit besonderer Vorliebe der „grünen" Faktion zugethan. Auch die Spiele des Amphitheaters, die sonst nicht zu seinen persönlichen Liebhabereien gehörten, erhielten durch ihn neue und glänzende Ausstattungen; namentlich trieb er bei den Thierhetzen ungemeinen Luxus mit Thieren der seltensten Art, und bei der Gladiatur in Sachen kostbarer Bewaffnung der Fechter, deren Rüstungen unter Anderem mit Bernstein ausgelegt wurden. Dagegen war es dieser Kaiser, welcher die Kampfspiele der griechischen Athleten wenigstens für seine Epoche zu gleichem Ansehen mit den römischen nationalen Liebhabereien erhob.

Kam auf diesem Gebiet das Volk dem Fürsten nur allzu bereitwillig entgegen, so war auch sonst der unerhörte Luxus dieses Kaisers nur ein Erzeugniß der Sinnesweise seines Zeitalters. Doch soll ihm die Schuld nicht verkürzt werden, daß sein und seines Hofes Vorgang nach dieser Richtung wieder in allen Stücken antreibend und steigernd gewirkt hat. Luxus und raffinirte Verschwendung, wie wir sie in dem Leben der Römer bereits wiederholt kennen gelernt haben, erreichten wahrscheinlich in dieser Zeit ihren Höhepunkt. In erster Reihe der Tafelluxus. Freilich dürfen wir nicht nach einzelnen Erscheinungen die gesammte Zeit färben, dürfen auch nicht außer Acht lassen, daß die steigende Kultur und der überaus lebhafte Handelsverkehr alle möglichen fremden Speisen und Getränke nach Rom führte. Es würde nicht schwer fallen, für unsere eigene Zeit das Bild eines Menschen zu entwerfen, der sich mit Weizen aus Odessa, mit Schinken aus Westfalen, Austern aus Colchester oder Holstein, Rum aus Curaçao, Kaffee aus Brasilien gütlich thut, und dabei doch nur ein einfacher Matrose oder Hafenarbeiter in Hamburg oder Liverpool ist. Aber für Rom gilt in Sachen der Tafel die zum höchsten Raffinement entwickelte Kochkunst, und weiter die über alles Maß hinaus kostbare Ausstattung des Tafelgeräthes, nicht minder die Verwerthung der verschiedensten Künste zur Steigerung des Genusses bei Tische, als charakteristisch. Weiter aber hatte damals das Villenleben, die Kunst in der Anlage solcher prachtvoll eingerichteter Landhäuser auf den reizendsten Punkten Italiens, inmitten herrlicher Gärten, nicht minder der Aufwand bei den Reisen der Großen in Italien, und das Badeleben bald auf den beliebtesten Seeplätzen, wie Bajä oder Aedepsos, bald zu Sinuessa und Cutiliä, eine Ausdehnung gewonnen, wie es selbst in den letzten Zeiten der Republik noch unbekannt war. Nur nach Seiten der Anlage großartiger Thermen sollten hier noch weitere Fortschritte gemacht werden. In der

Privatarchitektur gewann der Gebrauch aller möglichen edlen Marmorarten ungeheure Ausdehnung; nicht minder die Koſtbarkeit des Mobiliars. In entſprechender Weiſe war der Kleiderluxus gewaltig geſtiegen, und mit demſelben der maſſenhafte Gebrauch des Bernſteins, der Perlen und koſtbarer Steine. In allen ſolchen Stücken ſtanden nun Nero und Poppäa oben an, und wie wir ſchon bemerkten, Nero für ſeine Perſon auch auf dem Gebiete aller Gattungen natürlicher und unnatürlicher Wolluſt, wie ſie damals in ausgedehnten Kreiſen gerade der vornehmen römiſchen Geſellſchaft, im engen Zuſammenhange mit ſchlechter oder läſſiger ſittlicher Erziehung der Jugend, mit leichtfertigen und liebeleeren Ehen und frivolen Scheidungen, mit der Epidemie des Ehebruches und anderen Krebsſchäden des Zeitalters, nur allzu ſchlimme Verbreitung gefunden hatten.



Eine römiſche Villa am Meeresufer. Pompejaniſche Wandmalerei.

Dieſes wilde Genußleben des Kaiſers und der Hauptſtadt aber wurde im Jahre 64 jäh und ſchrecklich durch eine entſetzliche Kataſtrophe unterbrochen. Die regelloſe Art, in welcher die große Welthauptſtadt nach der furchtbaren keltiſchen Zerſtörung des 4. vorchriſtlichen Jahrhunderts wieder aufgebaut war, noch mehr aber die Höhe der Häuſer, die Enge der Straßen, und die feuergefährliche Anlage ihrer Miethskaſernen, deren obere Stockwerke gewöhnlich aus Holz oder ſchlechtem Fachwerk beſtanden, machten trotz der trefflichen kaiſerlichen Feuerwehr gefährliche Brände in Rom zu überaus häufigen Ereigniſſen. Jetzt aber brach über die üppige Reſidenz eine Zerſtörung herein, wie keine ſeit den Schreckenstagen nach der Schlacht an der Alia. Am traditionellen Jahrestage des galliſchen Brandes, in der Nacht vom 18. zum 19. Juli 64 entſtand in der Nähe des Cirkus Maximus,

— da wo derselbe an den palatinischen und den cälischen Berg stieß — in den hier in Menge vorhandenen, großentheils mit Oel gefüllten, aus Holz erbauten Kaufmannsbuden eine schreckliche Feuersbrunst. Die Trockniß der heißen Sommerzeit und ein heftiger Wind steigerten die Wuth des Brandes, der schnell genug alle Gebäude am Cirkus und diesen selbst verzehrte, und nun in der XI. und XII. Region der ungeheuren Stadt (S. 64), in der Niederung, wo sich große Miethsquartiere befanden, unaufhaltsam um sich griff. Mit wachsender Schnelligkeit und Energie, die aller Lösch- und Rettungsversuche spottete, verbreiteten sich dann die Flammen über den Palatin, die Velia und den Esquilin; auf der Nordostseite konnte man erst in den Gärten des Mäcenas in der V. Region an der alten Servianischen Mauer das Feuer

Innere Ansicht des Tepidarium in den Thermen zu Pompeji.

bewältigen. Im Westen und Südwesten hatte der Brand, der hier das Velabrum, den Rindermarkt und den Aventin überfluthete, an dem Kapitolinischen Berge, an der Tiber und der Stadtmauer seine Grenze gefunden. Nach einem Kampfe von sieben Nächten und sechs Tagen glaubte man endlich des Unheils Meister zu sein. Da loderten die Flammen noch einmal im Nordwesten, in der Nähe des Marsfeldes auf. Die Bauten in den ämilischen Gärten (Eigenthum des Tigellinus), und nun namentlich die VII. und IX. Region, am nordwestlichen Abhange des Kapitols und des Quirinals wurden in drei neuen Schreckenstagen, mit Ausnahme der mächtigen Steinbauten der öffentlichen Gebäude, fast gänzlich vernichtet.

Es war ein ungeheures Unglück. Mochte immerhin der kolossale Brand auf den Höhen mit ihren solideren Bauwerken und größeren offenen Räumen

minder verheerend gewirkt haben: in den Thälern zwischen den Hügeln und in den Niederungen war die Vernichtung möglichst vollständig. Der gesammte Kern des alten Rom, das unversehrte Kapitol ausgenommen, war so gut wie vernichtet. Von den 14 Regionen der Weltstadt waren nur vier auf den Außentheilen gänzlich verschont geblieben, die I. im Südosten, die V. und VI. im Osten und Nordosten, und die XIV. jenseits des Flusses. Von den übrigen lagen drei (XI., X. und III.), vom Cirkus bis zum Südabhange des Esquilin, gänzlich in Asche, und die andern hatten ebenfalls mehr oder minder erheblich gelitten.

Die Verluste an Menschenleben, an Eigenthum, an Alterthümern waren jedenfalls ganz außerordentlich. Wir vernehmen, daß namentlich auf und an dem Palatin zugleich mit der Burg der Cäsaren und dem Prachttempel des Apollon auch die ältesten Denkmäler der Königszeit untergingen; dasselbe Schicksal hatten auch die übrigen Monumente aus jener altersgrauen Vergangenheit der Nation in andern Theilen der Altstadt getroffen. Mit ihnen waren viele der edelsten Werke der griechischen Kunst, wie der griechischen Poesie und Wissenschaft, die im Laufe der Jahrhunderte ihren Weg nach der Tiber gefunden hatten, für immer zu Grunde gegangen. Unmittelbar aber wurde die schreckliche Noth des Volkes am tiefsten und schmerzlichsten empfunden. Und nun machte Nero die für ihn höchst bedenkliche Erfahrung, daß die Stimmen immer lauter wurden, die das ungeheure Unglück unmittelbar auf ihn zurückführten, ihn persönlich als frevelhaften Brandstifter anklagten.

Die Forschung der Gegenwart hat die Frage wiederholt geprüft, ob wir wirklich ein Recht haben, auch mit diesem ungeheuren Frevel die ohnehin schon entsetzliche Schuldrechnung Neros zu belasten. Der Streit ist noch nicht endgültig ausgefochten; indessen schließen auch wir uns den Forschern an, die es für höchst wahrscheinlich erklären, daß der Kaiser von dieser Schuld freizusprechen sein wird. Es ist sehr möglich, daß irgend eine frühere frivole Aeußerung, wie Nero sie liebte, der verzweifelnden Menge, die rachgierig nach Schuldigen suchte, den Anstoß gab, den Kaiser des schauderhaften Planes zu bezichtigen, die alte häßliche Stadt niederzubrennen, um sie nach seinem Geschmack neu zu erbauen. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß die Führer der ausgebreiteten Verschwörung, die sich damals gegen des Kaisers Leben vorbereitete, die entsetzliche Anklage unter das Volk warfen, um dasselbe gegen Nero zu erbittern. Sicher ist nur, daß aus den überlieferten Nachrichten ein Beweis für Neros Schuld durchaus nicht geführt werden kann; dieselbe ist vielmehr in hohem Grade unwahrscheinlich.

Es ist indessen in dieser Sache dem Nero damals und namentlich bei der Nachwelt nicht anders gegangen, als seiner Zeit dem Tiberius nach dem Tode des Germanicus. Die unheimlichen Gerüchte waren nicht auszurotten, obwohl der Kaiser, der zur Zeit des Ausbruches der Feuersbrunst sich in Antium befunden hatte, nach seiner Rückkehr Alles aufgeboten hat, das Feuer

zu bewältigen, und nach Erlöschen des Brandes mit ungeheurem Eifer und vieler Einsicht alle möglichen Maßregeln traf, um die schreckliche Noth der abgebrannten Bevölkerung einigermaßen zu lindern. Es gelang auch nicht, das Volk zu überzeugen, daß die Brandstifter unter der orientalischen Bevölkerung der Residenz zu suchen seien. Daß die römische Polizei ihren Verdacht namentlich auf die Juden warf, war in einem Moment begreiflich, wo — wie wir demnächst sehen werden — der Ausbruch eines blutigen Krieges in Jerusalem sich ersichtlich vorbereitete. Welche Motive es aber im Einzelnen ermöglicht haben, bei der polizeilichen Untersuchung und Aburtheilung die Schuld den Mitgliedern der stillen christlichen Gemeinde in Rom zuzuwälzen, bleibt streitig und unaufgeklärt. Sicher ist nur, — und noch heute ist es ein grandioses Motiv moderner Malerei —, daß Nero nach der entsetzlichen römischen Praxis dieses Zeitalters die Hinrichtung dieser angeblichen Verbrecher zu einem Schauspiel für die grausame Lust der Massen machte. Die entsetzliche Scene der „lebendigen Fackeln", welche ein circensisches Spiel beleuchteten, gehört für uns zu den schauerlichsten Momenten dieser Zeit des Grauens. Diesmal erregte ihr Schicksal bei der Stimmung der Menge ausnahmsweise selbst das Mitleid der abgehärteten Römer.

Dagegen konnten selbst die erbittertsten Gegner des Kaisers nicht bestreiten, daß seine Maßregeln zum Wiederaufbau der Stadt ausgezeichnet tüchtig waren. Nero besaß zwei wirklich geniale Architekten, Severus und Celer, welche schon sonst ihre Kunst und technische Tüchtigkeit in seinen Diensten vielfach bewährt, und ihm außer vielen anderen Anlagen namentlich auch in imposanten Bogenbauten die hochgelegene Aqua Claudia nach dem Cälius und Aventin geführt hatten. Diese Baumeister mußten zunächst einen festen und umfassenden Plan entwerfen, in Folge dessen die Hauptstadt nunmehr eine der schönsten und feuersichersten Städte der alten Welt werden sollte. Das Areal der Stadt wurde bedeutend erweitert, die neuen regelmäßigen Straßen sehr verbreitert, die Störungen des Verkehrs beseitigt. Der Brandschutt wurde auf kaiserliche Kosten rasch in der Art entfernt, daß alle Getreideschiffe, die in Rom ihre Ladung gelöscht hatten, denselben aufnahmen und nach den Sümpfen bei Ostia brachten. Der Neubau wurde mit großer Energie und Raschheit betrieben, Baulustige von Staatswegen unterstützt. Die neuen Häuser durften die Höhe von 60 Fuß nicht überschreiten, und mußten in den unteren Stockwerken aus Peperin, ohne Holzverbindung, aufgeführt werden. Diente die Errichtung starker Brandmauern zwischen den einzelnen Wohnungen und eine neue Regulirung der Wasservertheilung zu wesentlicher Minderung künftiger Feuergefahr, so sollte auch die Schönheit der Häuser durch Anlage von Säulenhallen auf der Straßenseite, deren Kosten der Kaiser trug, erheblich gefördert werden.

Dabei pflegte Nero jedoch auch seine persönlichen Interessen in erstaunlicher Weise. Wie bei seinen Plänen in dieser Richtung alles auf das Neue und Ungewöhnliche gerichtet war, so nahm er bei dem Neubau einen erheb-

lichen Theil des alten Stadtbodens zur Anlage eines neuen Palastes mit einem prachtvollen Park in Anspruch. Dieser Raum dehnte sich vom Palatin bis weit hinauf nach den Höhen des Cälius und des Esquilinus und der Gärten des Mäcenas aus. Das berühmte Hauptgebäude, Neros „Goldenes Haus", auf der nach Südwest gewandten Höhe des Esquilin errichtet und mit einer Säulenhalle von 1478,70 Meter Länge umgeben, übertraf durch die Kostbarkeit des dabei verwandten Materials alles bis dahin Bekannte. Dazu soll die malerische Dekoration der inneren Räume überaus reich gewesen sein. Vor der Fronte des goldenen Hauses stand der von Zenodoros gearbeitete, 110 Fuß hohe Koloß des Kaisers.

Die Kosten des Neubaues der Stadt Rom und der Herstellung dieses Palastes müssen außerordentlich groß gewesen sein; sie irgend annähernd zu berechnen, ist nicht mehr möglich. Wohl aber erkennen wir, daß dieselben in Verbindung mit der furchtbar verschwenderischen Art, in welcher Nero sich vorher wie nachher gefallen hat, zwei sehr schlimme Folgen nach sich gezogen haben. Während der ersten, besseren Zeit seiner Regierung waren auch die Finanzen in guter Ordnung gewesen; auch davon abgesehen, daß Kaiser Claudius im Stande gewesen war, einen ansehnlichen Schatz seinem Nachfolger zu hinterlassen. Wiederholt hatte Nero dem senatorischen Aerar aus dem Fiscus sehr erhebliche Zuschüsse zufließen lassen können. Und bei der geschäftlichen, durch konstitutionelle Schwierigkeiten wiederholt gesteigerten, Unbeholfenheit der meisten jungen senatorischen Quästoren, — (wie sie Kaiser Claudius im Jahre 44 mit dreijähriger Amtsdauer anstatt der durch Augustus vorgeschriebenen zwei Prätoren über das Aerar gesetzt hatte,) — galt es als eine entschiedene Verbesserung, daß die kaiserliche Regierung im Jahre 56 sich entschloß, die Oberaufsicht über die Verwaltung des Aerars nunmehr an zwei Präfekten zu verleihen, welche mit wahrscheinlich dreijähriger Amtsdauer nicht mehr vom Senat, sondern durch den Princeps aus der Zahl der Prätorier ernannt wurden. Mittelbar und thatsächlich aber hatte damit zugleich das Principat in Sachen der Finanzwirthschaft eine neue Eroberung gemacht. Die gute Lage der römischen Finanzen erfuhr aber sehr fühlbare Erschütterungen, seit Nero nicht mehr durch Burrus und Seneca bestimmt wurde, und seinen über alles Maß hinaus verschwenderischen Neigungen ungestört sich hingeben konnte. Mochte immerhin das Reich sich damals wieder eines großen Wohlstandes erfreuen, der für die zu wahrhaft staunenswerther neuer Blüthe mit 500 Städten gediehene Provinz Asia damals ausdrücklich bezeugt wird; mochten immerhin die kurzen Kriege in Britannien und Armenien leicht ertragen werden können: die Art, wie Nero im Bauwesen, in öffentlichen Lustbarkeiten, in der Ueppigkeit seines Privatlebens, im Würfelspiel, als Kunstenthusiast, und in freigebiger Laune das Geld geradezu wegwarf, mußte im Verein mit der Habgier mächtiger Hofbeamten und Minister die unter Claudius gesammelten Baarbestände rasch verzehren und es dem ungewöhnlich tüchtigen Finanzminister Claudius Etrus-

cus schwer genug machen, Ausgaben und Einnahmen im Gleichgewicht zu erhalten. Wird doch allein die Summe der unter dieser Regierung für Freunde und Anhänger verausgabten Gelder auf 2200 Millionen Sesterzen oder 478,696,200 Mark angegeben. Und auch nach dem Brande der Hauptstadt und während der kostspieligen Bauten, die sich daran knüpften, setzte sich dieses System fort. Für diese spätere Zeit war namentlich der Aufwand ungemein bedeutend, der durch die Huldigungsreise und den Aufenthalt des armenischen Königs Tiridates (S. 224) in dem römischen Reiche veranlaßt worden ist. Tiridates nämlich erschien endlich im Spätjahre 65 mit einem Gefolge von nahezu 3000 Personen am Eufrat bei Corbulo, der ihn nun durch ein starkes bewaffnetes Ehrengeleite durch Asien führen ließ. Ueberall gastlich, ja festlich aufgenommen, und mit offenbar sehr imponirenden Eindrücken von der Macht der Römer erfüllt, wurde der asiatische Fürst in Neapel, in Puteoli, dann in Rom von Nero in der liebenswürdigsten und freundschaftlichsten Weise aufgenommen. Die Belehnung mit der armenischen Krone fand (66) auf dem Forum statt in Gegenwart des Senats, der Garde und einer ungeheuren Volksmenge, und daran knüpften sich überaus prachtvolle Feste; schließlich gewährte der Kaiser dem neuen Vasallen die Erlaubniß, die Residenz Artaxata (S. 222) wieder aufzubauen, die nun „Neronia" genannt wurde, und machte ihm auch persönlich ungeheure Geschenke. Der neunmonatliche Aufenthalt des parthischen Prinzen kostete den römischen Staat vielleicht mehr als 400 Millionen Sesterzen oder über 87 Millionen Mark. Doch mag man zugeben, daß diese Ausgabe wenigstens gut angelegt war, da sie wahrscheinlich dazu mitgewirkt hat, daß seit dieser Zeit auf der Ostgrenze des Reiches der Friede nahezu 50 Jahre lang erhalten blieb.

Gute Finanzverwaltung, gesteigerter Gewinn durch die Einfuhrzölle bei dem blühenden Verkehr, starke Ausbeutung der fiscalischen Domänen mit Einschluß von Aegypten und der Goldbergwerke, Heimfall großer Testamente, und weiter das schändliche Mittel ausgedehnter Konfiskationen bei den namentlich in Neros letzten Jahren sich häufenden Hinrichtungen, mochten immerhin nothdürftig das Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Einnahme erhalten. Aber die riesigen Kosten der römischen Neubauten konnten durch die gewöhnlichen Mittel nicht bestritten werden. Nero schritt vielmehr zu dem Ausweg, für die Herstellung der Residenz und seines Palastes außerordentliche Leistungen von Italien und dem Reiche zu fordern. Wurde jetzt auch in Rom selbst das Tempelgut nicht geschont, so sahen sich die Gemeinden des Reiches und die verbündeten Völker zu erheblichen Zahlungen genöthigt, die formell als freie Geschenke gelten sollten. Nur Gallien wurde geschont; die (so scheint es) hier aufgebrachten (S. 241) vier Millionen Sesterzen nahm der Kaiser nicht an, sondern bestimmte sie als Beitrag zu den Kosten für die Wiederherstellung von Lyon. Dagegen wurden außer anderen namentlich Achaja und Asia stark herangezogen; diese speziell, um aus ihrer ungeheuren Masse edler Kunstwerke neuen Schmuck für die Residenz zu holen. Doch

nahm man dabei keinen Anſtand, koſtbare Weihegeſchenke und Götterbilder aus edlem Metall in Münzen zu verwandeln.

Dazu aber trat unter dieſer Regierung eine neue überaus bedenkliche Praxis, die allmählich die ſchlimmſten Folgen nach ſich gezogen hat, nämlich die beginnende Verſchlechterung der Silbermünze. Bis auf die ſchlimmeren Jahre des Kaiſers Nero hatten die kaiſerlichen Münzſtätten die Gold- und Silbermünzen ebenſo ehrlich als verſtändig ſtets vollwichtig ausgeprägt. Bis auf Nero war daher das Silber ſo gut Werthmünze geblieben, wie das Gold. Jetzt änderte ſich das. Den erſten Anſtoß gab jedoch anſcheinend nicht ſogleich eine finanzielle Verlegenheit, ſondern ein anderes Motiv, nämlich der immer bemerkbarer hervortretende, ungeheure Abfluß des Silbers nach Oſtaſien. Unter den Einwirkungen des gewaltigen Handelsverkehrs mit dem innern Orient und dem immer höher ſich ſteigernden Luxus der Römer nämlich gewann der Verbrauch der Schätze und Luxuswaaren des fernſten aſiatiſchen Oſtens ganz erſtaunliche Dimenſionen. Wie römiſche Kaufleute und römiſches Silbergeld, der allbeliebte Denar, unter dem imponirenden Schutze der römiſchen Reichsmacht weit nach dem deutſchen Norden vordrangen, wie überhaupt in dieſem Zeitalter der römiſche Land- und Seehandel nach allen Seiten hin die großartigſte Ausdehnung gewonnen hatte, ſo waren auch nach dem fernſten Orient hin zwei Hauptlinien eröffnet worden. Einerſeits nach dem „Sererland", um chineſiſche Waaren zu gewinnen. Karawanen, die den Seidenhandel betrieben, gingen über Balkh nach Badachſchan, erreichten den ſogenannten „ſteinernen Thurm" (den Hauptplatz der Landſchaft Sarikol, Taſchkurgan), kamen dann nach „Iſſedon" (Yarkand oder Kaſchgar) und gewannen endlich die „ſeriſche Hauptſtadt", vielleicht das heutige Tſchhangngonhan in Schenſi oder das damalige Hianjang. Andererſeits nach Indien. Die Vereinigung Aegyptens mit dem römiſchen Reiche hatte den alten Verkehr mit dem ſüdöſtlichen Aſien, wie ihn ſeiner Zeit die Ptolemäer eröffnet, neu belebt. Die Fahrt der römiſchen und griechiſchen Kaufleute ging von Alexandria aus den Nil aufwärts bis Koptos. Hier wurden die Waarenballen auf Kameele geladen, und die Karawanen gingen theils nordöſtlich nach Myoshormos, theils nach der ſehr belebten Seeſtadt Berenike ſüdöſtlich. Von dieſen Häfen aus gingen dann ganze Flotten von Kaufahrern durch das Rothe Meer nach den indiſchen Gewäſſern. Nicht nur die indiſche Weſtküſte, ſondern auch die Inſel Ceylon, von der aus unter Claudius eine Geſandtſchaft nach Rom gelangte, gehörte zum Bereich einer Indienfahrt, die vom Delta aus in der Regel binnen 6 oder 7 Monaten vollendet wurde, während ein anderer Zug der Handelsreiſenden noch weiter am Nil und am Rothen Meere hinauf Aethiopien und Südarabien beſuchte. Die Inſel Sokotora (Dioskorides) war von einem Gemiſch arabiſcher, indiſcher und griechiſcher Handelsleute bewohnt. Gediehen als Hauptemporien für den orientaliſchen Verkehr Alexandria und Puteoli in ganz erſtaunlicher Weiſe, ſo wurden aber nun

durch den indiſch-chineſiſchen Handel enorme Summen von Silber mit bedenklicher Regelmäßigkeit aus dem Reiche herausgezogen. Plinius berechnete den Ankaufspreis der orientaliſchen Luxuswaaren, der chineſiſchen Seidenſtoffe, der indiſchen Edelſteine, Farbewaaren und anderer Gegenſtände des Luxus, wie der arabiſchen Spezereien und Wohlgerüche, auf jährlich etwa 100 Millionen Seſterzen oder 21,752,100 Mark. Während dagegen nur die italiſchen Weine bis nach Indien verführt wurden, gingen die nach Oſtaſien abſtrömenden Silbermaſſen dem Reiche in der Regel ſo gut wie ganz und für immer verloren. Dieſelben wurden im Orient, namentlich in China und Indien, theils aufgeſpeichert, theils zu ganz unproduktiven Anlagen verwendet. Die indiſchen Fürſten nämlich ließen dieſes ſeine römiſche Silber mit wachſender Vorliebe einſchmelzen und bald zur Bedachung ihrer Pavillons, Baldachine und Verandas, bald zur Herſtellung ſilberner Löwen, Tiger, Eleſanten, eines ſeltſamen Schmuckes ihrer Herrenſitze, verwenden.

Unter Nero kam man nun in Rom, ſeit 60 n. Chr., zuerſt auf den verfehlten und erfolgloſen Verſuch, durch eine ſtärkere Legirung, alſo durch minderwerthige Ausprägung der Denare dieſer Abſtrömung des Silbers Schranken zu ziehen. Der urſprüngliche Zweck wurde damit nicht erreicht; wohl aber wurde durch dieſes Verfahren bei Beibehaltung des Nominalwerthes ein höchſt gefährlicher Weg betreten, es wurde die Silbermünze zur Creditmünze herabgedrückt, und wider das alte Syſtem des Auguſtus die Betheiligung der Kaiſer an der Ausgabe von Creditmünze ermöglicht. Seit dieſer Zeit hatte das Principat für Momente der Geldnoth ein ebenſo verführeriſches wie gefahrvolles Auskunftsmittel zur Hand.

Wir werden ſpäter ſehen, zu welchen ſchauerlichen Folgen das neue Syſtem nachmals geführt hat. Die Geldnoth aber unter Nero ſeit dem Brande hat zunächſt es dahin gebracht, daß nunmehr in der römiſchen Welt faktiſch das Silbergeld in analoger Weiſe dem Golde gegenüber zur Scheidemünze wurde, wie ſich dieſer Prozeß früher dem Silber gegenüber aus andern Motiven mit dem Kupfergelde vollzogen hatte. Nero verringerte nun weiter ſeinerſeits, ohne den Nominalwerth zu verändern, das Gewicht des Denars von $^1/_{84}$ auf $^1/_{96}$ Pfund (von 3,90 auf 3,41 Gramm), und ſuchte am Silber bereits durch eine ſo ſtarke Legirung mit Billon (5 Procent und mehr) zu ſparen, daß der Silberwerth desſelben von 68 bis auf 51 R.-Pfennige ſank. Wenn früher 25 Silberdenare vollauf denſelben wirklichen Werth wie ein Aureus dargeſtellt hatten, ſo erreichten ſie jetzt denſelben noch bei Weitem nicht. Alle größeren Zahlungen mußten, ſtreng genommen, wenn der Empfänger nicht benachtheiligt werden ſollte, von nun an in Gold geleiſtet werden. Im Kleinverkehr, und ſo lange überhaupt der Credit des Reiches noch unerſchüttert war, wurde einſtweilen das Zurückſtehen des Metallwerthes der Denare hinter deren Münzwerth noch nicht empfunden.

Damit dominirte denn im römiſchen Reiche die reine Goldwährung. Aber ſeit 60 n. Chr. hat Nero, wohl gleichzeitig mit der veränderten Aus-

münzung des Denars, auch den Aureus erheblich niedriger als bisher üblich ausgebracht. Bis dahin wog auch noch unter ihm das Goldſtück 7,80 Gramm, aber ſeit dieſer Zeit geht das Gewicht bis auf 7,28, ja bis auf 7,4 Gr. herab, ohne daß jedoch der Münzfuß bereits verändert wurde. Der in dieſer Weiſe verringerte Aureus hatte nur noch den Werth von 20 Mark und 70 Pf. Es gelang den folgenden Kaiſern nicht mehr, zu der alten Höhe zurückzukehren. Denn die Zeit war nahe, wo die finanzielle Ordnung des Reiches, welche Nero durch ſeine unerhörte Verſchwendung ſo ſchwer gefährdet, auch durch gewaltige dynaſtiſche Kämpfe und auswärtige Kriege auf das tiefſte erſchüttert werden ſollte.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dem Syſtem des Nero namentlich ſeit dem Ableben des Burrus eine ſehr beſtimmte Oppoſition gegenüberſtand, welcher dieſer Princeps ſchließlich erlegen iſt. Zu ſuchen haben wir dieſelbe aber weder bei den Maſſen des römiſchen Volkes, und noch weniger bei denen der Provinzialen; bei dieſen iſt Nero der Hauptſache nach doch immer populär geblieben. Wir finden ſie vielmehr, und zwar aus ſehr verſchiedenartigen Elementen zuſammengeſetzt, im Weſentlichen beſchränkt auf die großen ariſtokratiſchen Kreiſe der römiſchen und romaniſchen Welt und deren Anhang. Die ſyſtematiſche Oppoſition, die nach wie vor nur wenig praktiſchen Gebrauch von den ihr noch immer zu Gebote ſtehenden Mitteln machte, iſt dem Kaiſer unmittelbar nur wenig gefährlich geworden. Während ſie ſehr weſentlich die Litteratur beherrſchte, und damit bis auf unſere Tage ſehr entſchieden das Urtheil über die ſpätere Geſchichte der Republik, wie über den politiſchen Werth oder Unwerth der verſchiedenen Kaiſer nach ihrem Ableben beſtimmt hat, war ſie inſofern mit Unfruchtbarkeit geſchlagen, als ihre Ideale lediglich in der Vergangenheit lagen. Wer noch immer das Principat nur zwangsweiſe und nur als ein zufälliges, womöglich bei erſter Gelegenheit wieder abzuſchüttelndes Inſtitut anerkannte; wer voller Sehnſucht nur nach der Zeit der im goldenen Schimmer leuchtenden Republik zurückblickte, und über den Kultus wie des Cato von Utica, ſo aller Einrichtungen der Alten, nicht hinauszukommen vermochte, der kam leicht von ſelbſt dahin, auf eine kräftige Mitwirkung am Staatsleben der Gegenwart zu verzichten und ſich einer ſehr bitteren Reſignation oder unfruchtbarer Kritik zu ergeben. Weit praktiſcher waren dagegen jene, welche das Syſtem der Dyarchie zur Wahrheit zu machen, aber das Schwergewicht in den Senat zu legen ſuchten. Und für die geſpannte Lage und die politiſche Unſicherheit des Principats charakteriſtiſch war es endlich, daß es zu keiner Zeit an ariſtokratiſchen Verſchwörern gefehlt hat, welche den gerade regierenden Princeps nicht mochten, und ſich ſelbſt an die Stelle desſelben zu ſetzen gedachten.

Die Zeit des Nero zeigt uns alle dieſe Erſcheinungen in vollſter Schärfe. Es war bis zum Tode des Burrus und zum Rücktritt des Seneca in ganz anderer Weiſe, als zeitweiſe unter Claudius, für eine Reihe von Jahren

gelungen, dem Senat einen sehr bedeutenden Einfluß zu verschaffen. Als das nachher wieder aufhörte; als das Principat des Nero seine wilden und unheimlichen Züge zu entfalten anfing; als der persönlich mit schwerer Blutschuld belastete und schlimm berathene Kaiser nach den verschiedensten Richtungen hin ein schlimmes Regiment führte: da machten sich auch die anderen Formen der Opposition sehr bestimmt geltend. Am wenigsten wirksam war ihrer Natur nach die Opposition einer Reihe von Männern senatorischen Ranges dieser Zeit, die wegen ihrer sittlichen Reinheit und hohen persönlichen Ehrenhaftigkeit den Zeitgenossen und der Nachwelt besonders werth gewesen sind. Persönlichkeiten wie der edle P. Fannius Thrasea Pätus von Patavium, wie sein altrepublikanisch gesinnter Schwiegersohn Helvidius Priscus, und viele andere ihrer Freunde und Freundinnen, gewöhnlich Schüler und Vertreter der Stoa, haben indeß in dieser wüsten Zeit wenigstens Eines erreicht: was auch die Schwäche ihrer politischen Stellung sein mochte, sie repräsentirten doch eine sittliche Opposition, die allmählich dem Kaiser und seinem wüsten Hofe schon durch ihr Dasein überaus unbequem geworden ist.

Daneben aber sammelte sich in der Residenz eine andere Gruppe, die sehr ernsthaft auf den Sturz des letzten Juliers ausging und dem Reiche ein anderes Haupt zu geben wünschte. Hochstehende Männer von altem Adel, unzufriedene Offiziere und Beamte, Damen der Demi-Monde, und verschiedene Leute, die aus persönlichen Motiven mit Nero zerfallen waren. Die Verschwörung gegen Neros Leben, die für das Jahr 65 epochemachend geworden ist, war darauf berechnet, den sonst mit Nero befreundeten Gajus Calpurnius Piso, einen Mann aus altem Adel, zum Princeps zu erheben. Ob die Römer durch den Sieg dieses schönen und glänzenden Mannes, der bei großer Liebenswürdigkeit und manchen schätzbaren Eigenschaften, bei fürstlicher Freigebigkeit und bedeutender Redegabe, sich doch nicht sehr weit von der eleganten Corruption seiner Standesgenossen entfernte, viel gewonnen haben würden, steht dahin. Historisch bedeutsam ist aber dieses Complott vor anderen dieser Zeit nach mehreren Richtungen. Einerseits hatte dasselbe neben vielen andern Männern bürgerlichen Standes, unter denen Senecas Neffe, der Dichter Lucanus (S. 231), — früher mit Nero befreundet, später aus Motiven dichterischer Eifersucht sein eifriger Gegner geworden, — der namhafteste war, sich auch auf die Garde ausgedehnt. Eifersucht auf die Uebermacht des Tigellinus führte den Fänius Rufus und verschiedene seiner Offiziere, in die Reihen der Verschworenen. Andererseits zeigt aber der Verlauf dieser Verschwörung die moralische Nichtigkeit der meisten dieser Männer in einem sehr traurigen Lichte. Als sie durch den Freigelassenen eines der Verschworenen verrathen waren, zeigten nicht wenige der Verhafteten eine klägliche Neigung, durch Verrath ihrer Genossen sich selbst zu retten. Fänius Rufus zumal entwickelte, so lange er noch nicht entlarvt war, als Untersuchungsrichter einen verächtlichen Eifer gegen seine bisherigen Mitverschworenen, bis auch ihn sein Schicksal erreichte.

Nero, der ſich auf das Schwerſte bedroht ſah, ſäumte nicht, die Lebensgefahr, in der er geſchwebt hatte, durch zahlreiche, meiſt ſummariſch verfügte Bluturtheile zu rächen. Der Untergang aber der Verſchworenen (im April 65) zog nun auch den des alten Seneca nach ſich. Es iſt eine vielbeſtrittene und mit Sicherheit gar nicht zu entſcheidende Frage, ob der alte Staatsmann in ſeinem Groll über das wüſte Regime der Poppäa und des Tigellinus und die Entartung ſeines kaiſerlichen Schülers in der That in irgend welche beſtimmte Beziehungen zu mehreren der Verſchworenen getreten iſt. Für Nero und wahrſcheinlich noch mehr für die blutigen Dämonen an ſeiner Seite war kein Zweifel, daß die Gelegenheit zu benutzen ſei, um den noch immer mit Scheu betrachteten alten Politiker mit ſeinem enormen Vermögen jetzt ein für allemal unſchädlich zu machen. Eine juriſtiſch jedenfalls überaus ſchwache Spur einer Verbindung zwiſchen Piſo und Seneca wurde daher zur Handhabe genommen, um den alten Staatsmann zum Selbſtmord zu zwingen, den der Greis nach einer damals üblichen Praxis durch Oeffnung der Adern vollzog. Seine Gattin Paulina, die mit ihm zu ſterben ſich entſchloſſen hatte, wurde auf des Kaiſers Befehl am Leben erhalten. Auch ſcheint ihr Nero wenigſtens einen Theil des großen Vermögens ihres Gatten gelaſſen zu haben, welches die Höhe von 300 Millionen Seſterzen (65,256,300 Mk.) erreicht haben ſoll und nun der Konfiskation verfiel.

Während nun auf der einen Seite Kaiſer Nero die Garde, die in ihrer großen Maſſe doch treu zu ihm gehalten hatte, überreich belohnte, und namentlich jedem Mann 2000 Seſterzen (435 Mark) ſchenkte, und dieſem Corps für die Zukunft auch (S. 107) freie Naturalverpflegung gewährte, gewann bei der neu erwachten Beſorgniß des Kaiſers um ſeine Sicherheit, und unter Mitwirkung der Blutgier des Tigellinus, ſein Regiment einen immer blutigeren Charakter. Wie der Entdeckung der piſoniſchen Verſchwörung noch manche Verbannungen folgten, ſo wurden Hinrichtungen Verhafteter oder Verdächtiger immer häufiger, oft genug mit Konfiskationen verbunden. Dabei tritt uns immer charakteriſtiſcher für dieſe Zeit die Entſchloſſenheit entgegen, mit welcher dieſe Opfer der Blutgier des Nero, unter deſſen Herrſchaft die Erſcheinung ihren Höhepunkt erreichte, ſich ſelbſt den Tod gaben. Die edelſten Naturen, wie Männer gemeineren Charakters, zeigen nach dieſer Seite hin noch immer die alte, ohnehin durch die blutige Gladiatur ſtets an Mordſcenen geſchulte, und gegen Blut abgehärtete Kraft römiſchen Weſens. Dazu trat aber, daß die Philoſophie des Zeitalters, namentlich die der Stoa mit ihrem Fatalismus und ihrer Todesverachtung, mit höchſter Beſtimmtheit den Tod als die Befreiung von allem Uebel feierte, und mit allen Blumen der Rhetorik die Möglichkeit ſchmückte, durch freiwillige That nach eigener Wahl aus der Welt ſcheiden zu können. Die gebildete Geſellſchaft der römiſchen Welt fand in dem Selbſtmord durchaus nichts Tadelnswerthes, und dem Beiſpiel Catos folgte man um ſo lieber, weil man im Falle ſolcher Kataſtrophe ſich die Ausſicht gewann, perſönlich einer Hinrichtung zu entgehen und unter Um-

ſtänden der Familie das Vermögen oder doch einen Theil desſelben zu erhalten. Einen Namen aber wie Cato gewannen in dieſer Zeit zwei Männer vom edelſten Ruſe, die Nero im J. 66 zur Zeit der Anweſenheit des Tiridates aus dem Wege räumte, weil ſelbſt ihre ſittliche Oppoſition ihm allmählich unerträglich wurde. Es waren jener treffliche Thraſea Pätus und der geweſene Proconſul in Aſia, Barea Soranus, der ſeiner Zeit den Uebergriffen der kaiſerlichen Kommiſſarien nach dem Brande der Hauptſtadt vielfach Einhalt gethan hatte. Den letzten pragmatiſchen Zuſammenhang des gegen dieſe Männer veranlaßten Verfahrens kennen wir nicht näher. Wir wiſſen nur, daß im Senat auf Betrieb mehrerer in Neros Sinne auftretender Ankläger ein Todesurtheil erzielt wurde, deſſen Vollziehung ſie (ſpeziell iſt es allerdings nur von Thraſea überliefert) mit heiterem Heldenmuth durch freiwilligen Tod zuvorkamen. Zu den Motiven, welche den Kaiſer immer mehr namentlich gegen den Thraſea erbittert hatten, gehörte auch ſein ſtiller Proteſt, ſeine Abneigung, ſich an den Beſchlüſſen des Senats zu betheiligen, als das hohe Haus auf Neros Betrieb die Konſekration der Poppäa beſchloß. Auch dieſe Perſönlichkeit war im J. 65, nicht gerade zum Bedauern der Zeitgenoſſen, aus der Reihe der Lebenden geſchieden; ob in Folge einer Brutalität des Kaiſers, ſteht dahin. Nero hatte ihr eine überaus prachtvolle Leichenfeier veranſtaltet und ihre Vergötterung erzielt: beides Momente, an denen Thraſea in ſeiner ſtolz ablehnenden, würdevollen Haltung ſich nicht betheiligen mochte. Dagegen iſt des Kaiſers geiſtreich liederlicher Freund Petronius (S. 232) kurz vor des Thraſea Ausgang durch Tigellinus' tückiſche Intriguen zum Selbſtmord gedrängt worden.

Die wirklich wirkſame Erhebung gegen das wüſte Regiment des Nero ging nun nicht aus ſtadtrömiſchen Kreiſen hervor, ſondern bereitete ſich in den weſtlichſten Theilen des Reiches zu einer Zeit vor, wo einerſeits im fernſten Oſten ein höchſt bedenklicher religiös-politiſcher Aufſtand ausgebrochen war, andrerſeits aber der Kaiſer im Dienſte ſeiner immer maßloſer entwickelten künſtleriſchen Liebhabereien ſich auf altgriechiſchem Boden befand. Enthuſiaſtiſcher Hellenismus, ſowie großartige Schmeicheleien und direkte Einladungen der Griechen hatten ihn nämlich beſtimmt, endlich einen alten Plan auszuführen und eine großartige Kunſtreiſe nach der Provinz Achaja anzutreten. In der zweiten Hälfte des J. 66 war Nero mit einem ſtarken Gefolge von Hofleuten, Gardetruppen unter Tigellinus, und Claqueurs über die Adria gezogen, um ſich durch ſein Auftreten als Kämpfer bei ſämmtlichen, wider alle uralte Ordnung diesmal in Ein Jahr zuſammengedrängten, griechiſchen Nationalſpielen und bei den zahlreichen lokalen Feſtſpielen der einzelnen griechiſchen Städte als Wettfahrer, Sänger und Schauſpieler eine Maſſe ſolcher Trophäen zu holen, wie er ſie liebte. Sein Zweck wurde nach dieſer Richtung hin vollſtändig erreicht. Während ihm in Rom des Fänius Rufus Nachfolger Numpidius (oder Nymphidius) Sabinus als Gardepräfekt, und für die öffentlichen Angelegenheiten ſein vertrauter Freigelaſſener Helios die

Ordnung in seinem Sinne sicherten, wurde Achaja der Schauplatz eines rauschenden Freudenlebens, wie dasselbe auf diesem Boden lange nicht gesehen worden war. Nur daß es nach Art Neros durchaus nicht an Scenen schmutziger und empörender Wollust, und eben so wenig an blutigen Thaten und an Kunsträubereien fehlte, welche wiederholt auf den trügerischen, heitern Glanz dieser Zeit festlichen Rausches finstere Schatten warfen. Wie viel an solchen Nachrichten später übertrieben oder auch erfunden sein mag, läßt sich schwer sicher bestimmen. Die unheilvollste That aber für das Wohl des Reiches, welche der Kaiser auf griechischem Boden gefrevelt hat, war es, daß er den ruhmgekrönten Feldherrn Domitius Corbulo, — der bei ihm, wir wissen nicht aus welchen Gründen, verdächtigt, aus Asien abberufen, und nach dem kaiserlichen Hoflager citirt worden war, — bei seiner Ankunft in Griechenland nöthigte, sich selbst den Tod zu geben; (zu Ende des J. 66 oder zu Anfang 67). Was dagegen die Hellenen angeht, so waren sie — Alles ins Auge gefaßt — mit Nero ebenso zufrieden, wie dieser mit ihnen. Geschmeidig und seit Alters in elegantem Servilismus geschult, wie sie damals erscheinen, versagten sie dem fürstlichen Künstler weder den erwarteten enthusiastischen Beifall, noch die von ihm erwarteten Ehrenauszeichnungen als Sieger. Und Nero war ihnen dafür überaus dankbar. Abgesehen von den Geschenken, die an die Kampfrichter, an einzelne Personen, und an verschiedene Heiligthümer ausgetheilt wurden, so nahm Nero während seines langen Aufenthaltes unter den Hellenen die Gelegenheit wahr, einen vielleicht schon früher gefaßten Plan zur Ausführung zu bringen. Er erklärte nämlich die Provinz Achaja für „frei". Thatsächlich bestand der größte Gewinn der Griechen darin, daß sie nunmehr keine römischen Reichssteuern mehr zu entrichten hatten; zur Entschädigung für die hieraus dem Aerar erwachsende Einbuße überwies der Kaiser die Provinz Sardinien (S. 83) wieder dem Senat. Staatsrechtlich wurde dagegen die Stellung der Griechen von Achaja anscheinend so geordnet, daß der von Mummius bis auf Augustus bestehende Zustand wieder eintrat und das aus der Verwaltungsform einer eigenen Provinz gelöste Gebiet nur unter die Oberaufsicht des makedonischen Statthalters kam. Griechen und Philhellenen dieses Zeitalters waren noch immer enthusiastisch genug, um über dieser neuen Freiheit Griechenlands die furchtbaren Züge des Princeps zu vergessen, der die Wege der alten Diadochen in Hellas betreten hatte. Sehr werthvoll hätte für Griechenland noch immer die Durchführung einer zweiten Wohlthat werden können, die Nero dem Lande zugedacht hatte, nämlich die Durchstechung des korinthischen Isthmos. Die Arbeiten an diesem wichtigen Werke, welche Nero im J. 67 persönlich eröffnet hatte, und durch die Prätorianer, wie durch zahlreiche Strafgefangene mit Eifer betreiben ließ, stießen indessen allmählich auf starke Terrainschwierigkeiten. Ihre Ueberwindung wurde dann nicht weiter versucht, weil inzwischen im Westen des Reiches die lange drohende Revolution ausbrach.

Wenn wir nun hören, daß gegen Ende des J. 67 aus Palästina eine

Schaar von 6000 jüdischen Kriegsgefangenen nach Griechenland geschickt wurde, um die Kanalarbeiten zu fördern, so bemerken wir hier eine der merkwürdigen Rückwirkungen des blutigen Krieges, der damals mit unerhörter Wuth im südlichen Syrien tobte. Die Zustände im Orient hatten sich, wie wir sahen, Dank der tüchtigen Leistungen Corbulos für die Römer sehr befriedigend gestaltet. Noch vor dem Abschluß der armenisch-parthischen Streitigkeiten sind auch die unmittelbaren Besitzungen des Reiches in Kleinasien noch einmal erweitert worden. Im Jahre 63 n. Chr. nämlich ist nach dem Ableben des Königs Polemo II. (letzter Nachfolger des Polemo I., der 8/7 v. Chr., und seiner Gattin Pythodoris, die als Regentin etwa 19 n. Chr. gestorben war,) dessen pontisches Gebiet als „Pontus Polemoniacus" dem Reiche einverleibt, und als prokuratorische Provinz zunächst mit Galatien verbunden worden. Seiner Zeit hatte im J. 41 Kaiser Claudius diesem Polemo die Herrschaft über das bosporanische Reich entzogen, welches einem Nachkommen des alten Mithradates zufiel, und ihn dafür durch das kilikische Fürstenthum Olbe entschädigt.

Dagegen hatten sich in Palästina, wo schon Kaiser Gajus die tiefste Erbitterung der Juden entzündete, sehr schlimme Zustände ausgebildet. Der mächtige Günstling der Römer, König Agrippa (S. 195), war im J. 44 gestorben, und nun hielt die Reichsregierung bei der Jugend seines Sohnes es nicht für angemessen, demselben die ganze Macht seines Vaters zu überlassen. Dieser Fürst, Herodes Agrippa II., auch Marcus Agrippa genannt, erhielt zunächst (48/9) nur seines Oheims alten Besitz, das Fürstenthum Chalkis, und mußte dasselbe im J. 53 wieder mit der Tetrarchie des Philippos (S. 194 fg.) vertauschen, jetzt mit dem königlichen Titel geschmückt. Nero hat ihm im J. 55 dann noch die Städte Tiberias und Taricheä in Galiläa und Julias in Peräa verliehen.

Während dieser Agrippa andauernd den Römern treu und gewärtig blieb, war die Stimmung der Juden in Palästina, die seit 44 n. Chr. nunmehr unmittelbar durch römische Prokuratoren verwaltet wurden, gegen die Fremdherrschaft überaus gereizt geworden. Auf diesem Punkte des Orients lebte ganz vorzugsweise eine tiefe nationale Abneigung gegen das römisch-griechische Wesen fort, die ihre rechte und nachhaltige Kraft und Leidenschaft aus der Religion zog, welcher namentlich die Massen des Volkes mit alter Treue und leidenschaftlicher Gluth ergeben waren. Und zwar hatten die feurigen und fanatischen Pharisäer gegenüber den aristokratischen Sadducäern unter den Massen immer mehr an Terrain gewonnen, und beherrschten auch das einflußreiche „Schriftgelehrtenthum" sehr bestimmt. Jeden Augenblick gab es Momente, wo aus religiösen Motiven heftige Konflikte zwischen Römern und Juden ausbrachen. Dazu trat nun, daß die römischen Prokuratoren, durch den Trotz und die Hartnäckigkeit des Volkes erbittert, immer mehr dahin kamen, ihr Amt mit Härte und ohne Schonung zu verwalten, und die schweren, den Juden aufgelegten Steuern rücksichtslos einzutreiben.

Aus diesen unaufhörlichen, für den Wohlstand des Volkes höchst schädlichen, Reibungen zwischen den Juden und den römischen Beamten erwuchs nun ein immer stärkerer Zuwachs für die revolutionären Elemente in Palästina. Neben den mehr theoretischen Gegnern der Römerherrschaft bildete sich allmählich die auf Abfall und rücksichtsloses Losschlagen zielende Partei der „Zeloten", die namentlich bei der fanatisirten, durch messianische Hoffnungen schwärmerisch aufgeregten, Landbevölkerung großen Anhang hatte, und für den Fall eines Aufstandes auf die vielen Banditen und Räuber namentlich der rauhen östlichen Striche des Landes zählen konnte. Die Sicherheit des Verkehrs war schon längere Zeit vor Ausbruch des Krieges auf dem Lande so gut wie aufgehoben. Und in den Städten arbeiteten die Sicarier, die wildeste Revolutionspartei, mit Hilfe ihrer Dolche erfolgreich gegen ihre Gegner. Politisch unfähige, mindestens der Lage nicht gewachsene, und raubgierige Prokuratoren, wie des Finanzministers Pallas Bruder Antonius Felix, der 52—60 zu Cäsarea residirte, vermochten der hoffnungslosen Verhältnisse nicht Meister zu werden. Endlich unter dem Prokurator Gessius Florus (seit 64/5 n. Chr.) kam es zum entscheidenden Bruche. Wie weit die Anklagen gegen dessen maßlose Härte, Grausamkeit und bodenlose Schlechtigkeit wirklich begründet sind, steht dahin. Genug, im J. 66 nahm die jüdische Frage einen akuten Charakter an. Die wüthende Rivalität zwischen den Juden und den Heiden um den herrschenden Einfluß bei der Verwaltung der Stadt Cäsarea, der schon zu blutigen Kämpfen geführt hatte, wurde von Rom aus zu Ungunsten der Juden entschieden. Erbitterte Klagen der Juden über Gessius Florus bei dem syrischen Legaten (S. 224) Cestius Gallus führten zu nichts. Der Legat kam zwar zum Passahfest des J. 66 nach Jerusalem, wo er eine Volkszählung vornahm, die eine runde Zahl von etwa drei Millionen jüdischer Bewohner des Landes ergab, sonst aber keine verständige oder genügende Entscheidung zu treffen vermochte. Als nun nicht lange nachher der Prokurator als Abschlagszahlung auf die schuldige Tributsumme von 40 Talenten sofort 17 Talente zu entrichten, und nöthigenfalls diese Summe dem Tempelschatze zu Jerusalem zu entnehmen befahl: da loderte die Wuth der Juden hoch auf. Noch einmal konnte Gessius Florus unter furchtbaren Gewaltthaten (16. Mai) seine Autorität in der jüdischen Hauptstadt zur Geltung bringen. Aber am folgenden Tage entbrannte bei dem Einmarsch von zwei neuen römischen Cohorten zuerst ein Kampf, dann ein furchtbarer Aufstand. Der Versuch des Florus, sich des strategisch so sehr wichtigen Tempels zu bemächtigen, scheiterte, und nun kam er in die klägliche Lage, mit der jüdischen Aristokratie unterhandeln und die Stadt räumen zu müssen, wo nur eine Cohorte in der Citadelle „Antonia" zurückblieb.

Florus also hatte die Zügel aus der Hand verloren. Cestius Gallus hoffte, durch friedliche Mittel die Ruhe herstellen zu können. Aber das zeigte sich bald als unmöglich. In Jerusalem hatten jetzt die Zeloten das Uebergewicht. Der Versuch des Königs Agrippa, durch seinen Einfluß die

Bewegung zu beschwichtigen, scheiterte vollkommen, und nun eilte die Revolutionspartei, nicht nur das Schloß Masada am todten Meere, 8 Meilen südlich von Jerusalem, zu überrumpeln, sondern auch — als Signal unversöhnlichen Bruches — die römische Besatzung desselben zu ermorden, und in Jerusalem das Opfer für den Kaiser und Rom zu verweigern. Die Kriegspartei, welche sofort Tempel und Unterstadt beherrschte, schlug dann am 14. August ein Reitercorps von 3000 Pferden aus Jerusalem heraus, mit welchem König Agrippa jetzt die Oberstadt zu besetzen versuchte. Dann erstürmten die Juden die Citadelle Antonia (im nordwestlichen Winkel des Tempelberges), vertrieben am 6. September die sonst noch in Jerusalem stehenden Truppen des Agrippa, und nöthigten die römische Besatzung, sich in drei Castelle auf dem Berge Zion zurückzuziehen. Als die Römer sich endlich ergeben mußten, brachen die wilden Fanatiker unter Eleazar die Kapitulation und ermordeten die entwaffneten Soldaten. Am 17. September 66 war hier die Macht der Römer vorläufig beseitigt.

Während nun aber an diesen Vorfällen in dem ganzen südlichen Syrien ein fürchterlicher Volkskrieg sich entzündete, der in allen Städten zwischen Damaskos, Tyros und Askalon zu entsetzlichen Metzeleien führte, bei denen je nach dem Uebergewicht oder der Minderzahl der Juden bald die hellenistischen, bald die jüdischen Einwohner zu Tausenden ermordet wurden, während selbst in Alexandria Aegypter, Griechen und römische Soldaten die Juden in Masse todtschlugen, — rückte Cestius Gallus mit starker Macht gegen Jerusalem vor. Mit einem Heere von 25 bis 30,000 Mann, — darunter gegen 16,000 römische Soldaten, die übrigen Kontingente syrischer Vasallen, namentlich des Agrippa, — drang er von Ptolemais aus unter furchtbaren Verheerungen nach Eroberung von Galiläa und Zerstörung von Joppe und Lydda bis in den Rayon von Jerusalem vor. Ein Angriff Eleazars auf das römische Lager bei Gibea (23. Oktober) wurde nur mühsam abgeschlagen. Dann aber gelang es, am 30. Oktober unter gewaltigem Kampfe von der Nordseite her mit stürmender Hand in Jerusalem einzudringen und die Juden auf den Tempel und die Unterstadt zurückzudrängen, obwohl man kein Belagerungsgeschütz zur Hand hatte. Als dem Legaten aber sechs Tage später ein Sturm auf die von den Juden jetzt besetzten starken Stellungen mißlang, wollte er sich nach einer Stellung im Norden von Jerusalem zurückziehen. Aber auf diesem Marsche seit dem 5. November hingen sich die Juden wüthend an seine Fersen und brachten ihm demnächst, namentlich bei Bethhoron, furchtbare Verluste bei. Erst bei Antipatris (zwischen Joppe und Cäsarea) fanden die Römer Ruhe. Aber damit war auch der Muth der Juden aufs Höchste gestiegen. Palästina war für das Reich einstweilen verloren, und ein Krieg im großen Styl nöthig geworden.

Als Kaiser Nero im November 66 in Griechenland diese unheilvollen Nachrichten erhielt, ergriff er sofort die zweckmäßigsten Maßregeln. Der unfähige Legat Cestius Gallus wurde sogleich aus Syrien abberufen. Statt

ſeiner ſollte ein ſehr tüchtiger Verwaltungsbeamter, der Conſular Gajus Licinius Mucianus die ſyriſche Statthalterſchaft übernehmen. Den Krieg aber gegen die Juden ſollte nunmehr einer der erprobteſten Offiziere dieſer Zeit führen, nämlich der ſchon früher (S. 206) in Britannien bewährte Titus Flavius Veſpaſianus. Dieſer Feldherr, der mit dieſer Ernennung in den Vordergrund der großen Politik des Reiches trat und wenige Jahre ſpäter — der erſte Plebejer — das uralte Adelsgeſchlecht der Juliſch-Claudiſchen Familie im Principat ablöſen ſollte, war am 18. November des Jahres 9 n. Chr. auf einem Landgute zu Phalacrine in der Nähe der alten Sabinerſtadt Reate geboren. Die Geſchichte ſeines Hauſes konnte nur bis zu dem Großvater zurück verfolgt werden, welcher, des Namens Titus Flavius Petro, Abkömmling eines Transpadaners von ſehr niedriger Lebensſtellung, in dem großen Pompejaniſchen Bürgerkriege als Centurio unter Pompejus gefochten, nach der Schlacht bei Pharſalos von Cäſar Amneſtie erlangt, und in ſeiner Heimat Reate die Stellung eines Auctionskommiſſars gewonnen hatte. Sein Sohn Titus Flavius Sabinus hatte in Aſia als Zollpächter ſich ein Vermögen erworben, und ſpäter bis zu ſeinem Tode in der Schweiz einträgliche Bankiergeſchäfte getrieben. Von ſeiner Gattin Veſpaſia Polla (aus Nurſia), der Tochter eines Oberſten und Lagerpräfekten, und Schweſter eines Prätoriers, ſtammten zwei Söhne. Der ältere, Flavius Sabinus, eine ehrgeizige Natur und ein tüchtiger Mann, diente lange mit Auszeichnung als Offizier, war ſpäter ſieben Jahre lang (vor dem Jahre 57) kaiſerlicher Legat in Möſien, und bekleidete bereits unter Nero (S. 220) ſeit dem Jahre 61, nach des Pedanius Secundus Tode, in milder und ehrenhafter Haltung die wichtige Stellung des Polizeipräſidenten der Hauptſtadt.

Veſpaſianus (Rom, Vatican).

Titus, der jüngere Sohn, der anfangs von seiner väterlichen Großmutter Tertulla auf einem Landgute bei Cosa in Etrurien erzogen wurde, war nur durch die ehrgeizige Mutter bestimmt worden, ebenfalls den Staatsdienst zu suchen. Geistig entschieden bedeutender als sein trefflicher Bruder, und als Beamter nicht minder tüchtig denn als Offizier, machte er seine Laufbahn mit gutem Erfolge, und wußte unter den sehr schwierigen Zeiten des Gajus, der Frauenherrschaft unter Claudius, und nachher unter Nero mit vieler Vorsicht den Klippen auszuweichen, an denen so viele hochstehende Römer damals zu Falle kamen. Unter Claudius förderte ihn namentlich die Gunst des mächtigen Kabinetsministers Narcissus, der er auch das Kommando der zweiten Legion verdankte. An der Spitze dieser Truppe hatte er (S. 206) sich bei der Eroberung des südlichen Britannien einen großen Namen gemacht. Im Jahre 51 Consul, und am Hofe so sehr in Gunst, daß sein jugendlicher Sohn Titus mit dem Prinzen Britannicus erzogen wurde, trat er aus Besorgniß vor der ihm abgeneigten Regentin Agrippina vorsichtig für längere Zeit ins Privatleben zurück, als durch deren Blutbefehl sein Gönner Narcissus gefallen war. Wahrscheinlich erst nach 61 n. Chr. hatte er als Proconsul die Provinz Afrika zu verwalten. Kaiser Nero schätzte seine bedeutende Begabung, obwohl Vespasian nicht gerade als geschmeidiger Hofmann sich zeigte. Nur einmal, anscheinend im Jahre 65, loderte der Zorn des Kaisers gegen ihn heftig auf. Nero, sonst gegen persönliche, namentlich mit Witz belebte, Angriffe auf seine Person indifferent, vertrug keinerlei Verletzungen seiner Eitelkeit als Künstler. Als daher Vespasian damals es gewagt hatte, als gelangweilter Zuschauer und Zuhörer bei des Kaisers theatralischen und poetischen Produktionen einzuschlafen, schien es räthlich, vor der gefährlichen Ungnade des despotischen Künstlers sich in Verborgenheit zurückzuziehen. Doch zog diesmal das Gewitter vorbei; ja Vespasian mußte den Kaiser auf der Reise nach Griechenland begleiten. Und als nun die Unfähigkeit des Cestius Gallus klar zu Tage trat, übertrug Nero dem bewährten Offizier, der als Plebejer und als finanziell nichts weniger denn glänzend situirter Mann auch politisch ihm keinerlei Bedenken an der Spitze eines großen Heeres einflößen konnte, den Oberbefehl in Judäa.

Es zeigte sich bald, daß Nero für den schweren jüdischen Krieg den rechten Mann gefunden hatte. Die Juden, soviel ihrer nicht als Anhänger der Römer nach des Cestius Rückzug die Hauptstadt Jerusalem und das Land verließen, beschäftigten sich eifrig mit Rüstungen. Wirklich von todesmuthiger Entschlossenheit erfüllt war doch nur die Partei der Zeloten, die unter dem Landvolke und den Banditen der Gebirge weit mehr Anhang hatten, als in Jerusalem selbst. Doch wußten sie sich einstweilen mit dem energischeren Theile der gemäßigteren Pharisäer und mit den Sadducäern noch zu gemeinsamer Thätigkeit zu verbinden. Nur daß sie selbst dabei vorläufig den Kürzeren zogen. Denn die neue revolutionäre Regierung in Jerusalem, der Sanhedrin, welcher zur Organisation des Krieges das ganze Land in fünf

Militärbezirke theilte, ſchickte den thatkräftigen Eleazar, Ananias' Sohn, nach dem zur Zeit gar nicht bedrohten Idumäa, und verlieh die übrigen Führerſtellen an junge vornehme Männer von noch unerprobten ſoldatiſchen Fähigkeiten. Für das wichtige, fruchtbare und volkreiche, mit ſeinen kräftigen Einwohnern und ſeinen vielen feſten Städten als Vormauer für Jeruſalem überaus werthvolle Galiläa beſtimmte man im argen Mißgriff als Statthalter den jungen Joſephus, einen feurigen, glänzenden Phariſäer, einen Verwandten des alten hasmonäiſchen Fürſtenhauſes, der zwar bisher als Schriftgelehrter und eifriger Orthodoxer einen großen Namen erworben, aber als Soldat nur über dilettantiſche Fähigkeiten zu verfügen hatte. Schlimmer noch, Joſephus bei ſeiner Einſicht in die Lage der Dinge, bei ſeiner Weltbildung und Kenntniß der römiſchen Uebermacht, hatte gar kein rechtes Herz und keine Zuverſicht zu dieſem Kriege, und zu der Aufgabe, die er dann doch übernahm. So konnte denn auf dieſem bedeutungsvollen Punkte nichts Rechtes geſchehen. Wohl bot Joſephus ſeit dem Spätjahr 66 eine Miliz von mehr als 60,000 Mann auf, die er dann aber nur ſehr unvollkommen zu organiſiren verſtand; nur 4500 Söldner waren wirklich kriegstüchtig. Dabei legte er viel zu zahlreiche Verſchanzungen an, ohne ſie überall vollenden zu können, und wußte ſich dabei weder mit den wilden und rohen, aber militäriſch ſehr brauchbaren, einheimiſchen Bandenführern zelotiſcher Richtung zu verſtändigen, noch auch die römiſch Geſinnten und die dem Agrippa befreundeten Elemente in ſeiner Provinz ernſthaft niederzuhalten. Es war wahrlich nicht ſein Verdienſt, wenn nachher der Todeskampf der jüdiſchen Nation einen wahrhaft heroiſch-grauenhaften Charakter angenommen hat.

Mucianus und Veſpaſian waren im Frühling 67 in Antiochien eingetroffen, wo ſie den Ceſtius Gallus nicht mehr am Leben fanden, und der neue Oberfeldherr eilte, den ſchweren Waffengang mit den Juden ſofort zu verſuchen, — ſehr zufrieden mit der Kunde, daß noch vor ſeiner Ankunft der Römer Antonius mit nur einer Cohorte und einer Schwadron einen Angriff jüdiſcher und idumäiſcher Maſſen auf Askalon brillant abgeſchlagen hatte. Veſpaſian, der zunächſt über das Kontingent des Königs Agrippa und die XV. Legion (Apollinaris), die ſeit 63 unter ihrem Legaten Marius Celſus aus Pannonien nach Syrien detachirt war, verfügte, zog über Tyros nach Ptolemais, wo er ſein Hauptquartier aufſchlug, und warf ſofort 6000 Mann und tauſend Reiter unter Placidus nach der wichtigen römiſch-geſinnten Stadt Sepphoris in Galiläa, deren Beſitz ſich Joſephus durch ſeine unſichere Haltung hatte entgehen laſſen. Während nun der energiſche römiſche Offizier durch kecke Streifzüge die Juden zur Einſchließung in ihre feſten Plätze nöthigte, vollzog ſich zu Ptolemais die Sammlung des großen römiſchen Heeres. Veſpaſian nämlich, der durch Kleinaſien nach Syrien abgereiſt war, hatte ſeinen älteſten Sohn Titus (geb. zu Rom am 30. December 40 oder 41 n. Chr.,) als ſeinen Legaten nach Aegypten geſchickt, um aus dieſer Provinz die ihm zugetheilten zwei Legionen abzuholen, die daſelbſt vorüber-

gehend gestanden hatten, nämlich die V. Macedonica und die X. Fretensis, unter den Legaten Cerealis und Trajanus. Diese Linientruppen, dazu 23 Auxiliarbataillone und sechs Reiterschwadronen, und aus Syrien die Kontingente der Vasallen von Commagene und Emesa, dazu arabische Schaaren, sammelten sich bei Ptolemais. An der Spitze von nahezu 60,000 Mann, von denen etwa ein Drittel römische Kerntruppen waren, konnte Vespasian nun bald genug kräftig vorgehen. Ohne übertriebene Härte brachte er die Kriegszucht wieder auf einen tüchtigen Fuß, zumal er den Offizieren durch seine überlegene Einsicht und sichere Führung, den Soldaten durch sein schlichtes, anspruchsloses, einfaches Wesen und seine persönliche Tapferkeit erheblich imponirte. Als er von Ptolemais aus im Mai ostwärts vorrückte, stoben die Milizen von Galiläa überall auseinander. Bald konnte der römische Feldherr eine Masse jüdischer Krieger, darunter viele trotzige und waghalsige Gesellen, in der Festung Jotapata einschließen, zwei Stunden nördlich von Sepphoris (j. Dschifat bei Sefurieh), wo Josephus selbst kommandirte. Die außerordentlich feste Lage dieser Stadt, der todesmuthige Enthusiasmus der Juden, und die erstaunliche Zähigkeit, mit welcher semitische Völker zu allen Zeiten feste Plätze zu vertheidigen verstanden, stellte Vespasians Ausdauer und Gewandtheit auf eine schwere Probe. Am 24. Mai 67 begann die Belagerung. Erst nach 47 Tagen gelang es, die Stadt im nächtlichen Angriff mit Sturm zu nehmen. 40,000 Juden waren gefallen, nur zwei Gefangene kamen in die Hände der Römer. Einer derselben war Josephus selbst, welcher nun zuerst als Gefangener, später als Freigelassener und Klient des flavischen Hauses, das römische Lager begleitete und den Römern durch seine Kenntnisse gegen seine eigenen Glaubensgenossen diente. Als daneben Trajan und Titus mit der X. Legion das benachbarte Japhia (25. Juni), Cerealis mit der V. am 27. Juni die Gebirgsstellung des Garizim in Samaria erobert, und eine Streifschaar die Reste von Joppe, jetzt ein Nest jüdischer Korsaren, zerstört hatte, sistirte Vespasian für drei Wochen die Kämpfe, um der Gluth des syrischen Sommers einigermaßen auszuweichen. Mit Ende August schickte er sich wieder an, Galiläa stück- und städteweise zu unterwerfen. Wiederholt kam es dabei zu entsetzlichen Metzeleien. So namentlich nach der Einnahme von Tiberias bei der Erstürmung von Tarichea am See Genezareth (8. September), der ein Seegefecht auf diesem Gewässer folgte, und am 23. Oktober bei der von Gamala, östlich vom See. In Tarichea wurden 1200 Aelteste hingerichtet, mehr als 30,000 Juden als Sklaven verkauft, und 6000 als Kanalarbeiter (S. 257) nach Korinth geschickt. Die Einnahme von Gischala vollendete die Eroberung von Galiläa.

Daneben arbeitete in Jerusalem die schauerlichste gegenseitige Vernichtungswuth der Parteien an der Selbstzerstörung der jüdischen Nation mit unerhörter Heftigkeit, ehe noch die römischen Adler sich wieder vor Zion zeigten. Je mehr die Partei der Gemäßigteren und der Besitzenden die Neigung verrieth, den Kampf gegen die Römer nicht bis zu einem Kampfe

um die Exiſtenz der jüdiſchen Nation zu treiben, ſondern womöglich auf erträgliche Bedingungen hin ſich wieder zu unterwerfen: um ſo ſchroffer traten die Zeloten auf, die durch das Zuſtrömen maſſenhafter Flüchtlinge immer ſtärkeren Anhang fanatiſirter und ſelbſt kommuniſtiſch gefärbter Blutgeſellen erhielten. Ein zweiter Eleazar, Simons Sohn, organiſirte den grimmigſten Terrorismus, ſtürzte die phariſäiſche Regierung, verfügte Haft und Mord der Gegner, verſchanzte ſich im Tempel, und verſuchte es endlich in weitergreifendem Radikalismus auch die Ernennung der oberſten Prieſter zu demokratiſiren. Da griff der Hoheprieſter Ananos noch einmal mit Hilfe der Bürger kräftig zu, und war ſo glücklich, die Zeloten endlich im Tempel blokiren und ſchwer bedrängen zu können. Da gab der wilde galiläiſche Bandenführer Johannes von Giſchala, der Ende Oktober 67 nach dem Fall ſeiner Stadt ſich nach Jeruſalem gewendet und anfangs zu den Phariſäern gehalten hatte, — wüthend über die Abſicht der Gemäßigten, ſich mit Veſpaſian zu vergleichen, — den Belagerten den Rath, die Idumäer zu Hilfe zu rufen: das tapfere Gebirgsvolk im Süden von Paläſtina, welches ſeit 150 Jahren ſich mit großem Enthuſiasmus zum Judenthum bekannte. Zu Anfang des Jahres 68, ſo ſcheint es, erſchienen 20,000 Idumäer vor Jeruſalem, drangen Nachts in die Stadt ein, entſetzten die Zeloten, und begannen nun mit denſelben die Stadt zu plündern und unter den Anhängern der Friedenspartei ein fürchterliches Blutbad anzurichten. 12,000 Gegner der Zeloten wurden todtgeſchlagen, darunter Ananos, noch andere nachher auf dem Wege des gerichtlichen Mordes beſeitigt. Die Herrſchaft der Radikalen in Jeruſalem war jetzt nicht mehr zu erſchüttern; nur daß jetzt Eleazar mit dem Tempel, und Johannes von Giſchala, der wenigſtens an dem Gemetzel ſich nicht betheiligt hatte, in der Stadt einander als Rivalen gegenüberſtanden.

Veſpaſian ſah dieſer Selbſtvernichtung der jüdiſchen Parteien mit großer Reſerve zu. Anſtatt vorſchnell gegen Jeruſalem loszuſchlagen, gedachte er zunächſt das wiedergewonnene Land neu zu organiſiren, und zugleich Jeruſalem erſt vollſtändig zu iſoliren, ehe er die jüdiſche Hauptſtadt zum Verzweiflungskampf herausforderte. Die Idumäer hatten zu Ende Januar 68 ſich wieder in ihre Berge zurückgezogen, als im Februar die Römer den Krieg wieder aufnahmen und in dem Lande öſtlich des Jordan zuerſt die Hauptfeſtung Gadara (j. Umkeis) eroberten. Placidus und Trajan hatten dann mit ihren Kolonnen das öſtliche Land, die Peräa, bis zum todten Meere zu verheeren. Veſpaſian ſelbſt kehrte noch einmal nach Cäſarea zurück, bis der flehentliche Ruf der überall durch die Zeloten und Banditen mit Mord und Brand heimgeſuchten beſitzenden Bevölkerung des inneren Landes ihn beſtimmte, mit Eintritt der beſſeren Jahreszeit direkt auf Jeruſalem zu marſchiren. Während zahlloſe Flüchtlinge aus Peräa nach ihrer bereits mit Menſchen überfüllten Hauptſtadt retirirten, drangen die Römer unter ihrem Oberfeldherrn von Samaria aus unaufhaltſam bis nach Idumäa vor, und überall richtete nun Veſpaſian die tiefer im Lande an den Aus-

gängen des Gebirges liegenden Punkte von Philiſtäa, — wie Antipatris, Jamnia, Azotos, Lydda, Emaus, — und ebenſo die Städte des unteren Idumäa, wie Betaris, zu römiſchen Militärſtationen ein. Dadurch wurde einerſeits für die Zukunft auch auf dieſen Stellen die zähe ſemitiſche Nationalität zerſetzt, andererſeits unmittelbar Judäa völlig gebändigt. Mit der Eroberung von Jericho zu Ende Mai 68 war, einige Felſenſchlöſſer ausgenommen, das jüdiſche Land wieder unterworfen, — nur die Hauptſtadt blieb noch zu erobern. Da veranlaßte der Ausbruch der Revolution in Gallien, Spanien und Rom noch einmal für längere Zeit einen Aufſchub des grauſigen Todeskampfes der Juden von Jeruſalem.

Während Kaiſer Nero nämlich in Achaja vergnügte Tage verlebte, zog an dem weſtlichen Horizonte ein ſchweres Unwetter langſam herauf. Sein bevollmächtigter Vertrauter in Rom, Helios, der mit Treue und Einſicht in des Kaiſers Abweſenheit deſſen Intereſſen wahrnahm, täuſchte ſich darüber nicht, — ſo ſcheint es, — daß in Gallien eine gewaltige Bewegung in vollem Anzuge war. Voller Sorgen eilte er endlich ſelbſt nach dem fürſtlichen Hoflager und beſtimmte den Nero, vielleicht erſt zu Anfang d. J. 68, zur Rückreiſe nach Italien. Noch ſchien dieſem jedoch die Gefahr nicht ſo gar dringend zu ſein. Nero konnte noch eine Zeit lang ſeinem phantaſtiſchen Hellenismus huldigen und ſeine Rolle als heimkehrender Olympionike und Periodonike bis zu Ende ſpielen. In Neapel hielt er durch eine Breſche in den Ringmauern ſeinen Einzug mit weißen Roſſen. In Rom aber gab es einen vollſtändigen Triumphzug, der durch den großen Cirkus und das Forum nach dem Palatin ging. Die 1808 in Griechenland errungenen Siegeskränze ließ der Kaiſer an dem Obelisken im Cirkus Maximus aufhängen, und ſeine Siege durch Münzen und Standbilder verherrlichen. Aber in dieſes wüſte Taumelleben ſollte plötzlich Gottes Blitz rächend und zerſchmetternd hineinſchlagen.

Nero befand ſich bereits wieder in Neapel, um theils neue Triumphe zu gewinnen, theils ſich an griechiſchen Spielen zu ergötzen. Da erreichte ihn am 19. März 68, — gerade zehn Jahre nach Ermordung ſeiner Mutter, — die Botſchaft von einem großen Aufſtande in Gallien. Gajus Julius Vindex, der Abkömmling einer alten aquitaniſchen Häuptlingsfamilie, die frühzeitig romaniſirt und mit römiſchem Bürgerrechte begabt, bereits auch durch des Vindex Vater in den Senat eingetreten war, hatte vollſtändig die römiſche Beamtenlaufbahn durchgemacht und ſtand im J. 68 als kaiſerlicher Legat an der Spitze von Gallia Lugdunenſis. Ein rechter Vertreter der im ſüdlichen Gallien immer beſtimmter ſich entwickelnden Miſchung römiſcher und keltiſcher Bildungen, Sinnesweiſe und Intereſſen, reich begabt, an Geiſt und Körper kraftvoll, ehrgeizig und ein kühner Soldat, ſo war er, wie gar mancher der Männer jüngerer romaniſcher Schichtung, ein Anhänger der alten republikaniſchen Ordnung. Er glaubte die Zeit gekommen, um die Herrſchaft der Cäſaren, die nun, ſo ſchien es gründlich abgewirthſchaftet hatten, zu ſtürzen, und hielt ſich für den rechten

Mann zu solcher That. Er theilte seinen Entschluß mehreren der Statthalter der westlichen Provinzen schriftlich mit, und rief im März 68 seine Untergebenen, wie überhaupt seine Landsleute auf, dem Kaiser Nero den Gehorsam aufzusagen und dem römischen Senat und Volk den Eid der Treue zu schwören. Dieser Aufruf hatte bedeutenden Erfolg. Weithin folgten die Kelten diesem Anstoß, viele freilich weit weniger auf Grund des republikanischen Zuges, den das Auftreten des Vindex unleugbar trug, als aus Motiven derberer Art. Der Einfluß der erbitterten Druiden auf das Volk; der noch immer vielfach fühlbare finanzielle Druck der römischen Besteuerung und des italischen Kapitals; und bei der Ritterschaft noch ganz besonders der alte keltische Zug zum verwegenen Abenteuer und zur Veränderung, spielten auch hier eine erhebliche Rolle. Lugdunum freilich, die römische Hauptstadt, hielt sich schroff ablehnend; auch das Rheinland unter der Herrschaft der Legionen, dann die Trevirer und Lingonen blieben ruhig. Dafür aber wurde Vienna ein Hauptwaffenplatz des Aufstandes. Einige Theile der Narbonensis, dann die Arverner, die Häduer, die Sequaner fielen dem Vindex voller Enthusiasmus zu, und bald stand das ganze weite Land von den Pyrenäen bis nach Belgien in Flammen. So wurde es dem Vindex nicht schwer, mehr als 100,000 gallische Milizen auf die Beine zu bringen.

Galba (Neapel).

Damit war freilich nur wenig erreicht; die Hauptsache für ihn blieb die Frage, wie sich die großen Legaten des Reiches mit ihren Legionen

zu der Revolution stellen würden. Zunächst fand sich nur einer dieser Männer bereit, dem Vindex die Hand zu bieten. Es war der Statthalter der spanischen Nordprovinz, der alte Servius Sulpicius Galba. Dieser Staatsmann, der sowohl von väterlicher Seite, wie durch seine Mutter Mummia Achaica den namhaftesten Geschlechtern des Patriciats wie der Nobilität angehörte, war am 24. Decbr. d. J. 5 v. Chr. geboren. Durch Adoption von seiner Stiefmutter Livia Ocella in verwandtschaftliche Beziehungen zu der alten Augusta Livia gestellt, die ihm sehr wohlgesinnt war, stand er andauernd in nahen Verhältnissen zu der Palatinischen Hofburg. Zuerst Statthalter in Aquitanien, dann im J. 33 n. Chr. Consul, ist er auch nachmals wiederholt als Statthalter in verschiedenen Provinzen beschäftigt gewesen, namentlich (39—41) am Ober-Rhein, dann als namhafter Offizier im Stabe des Claudius (S. 205) bei der Eroberung Britanniens, und wieder in Afrika, 45 und 46, als Proconsul. Ueberall hatte er sich durch seine Tüchtigkeit als Feldherr bewährt; die strenge Mannszucht, die stramme Verwaltung, die knappe und sparsame Art seiner Wirthschaft hatte ihm einen geachteten Namen verschafft. Seit 60 n. Chr. nun regierte Galba das tarrakonensische Spanien, jetzt im Besitze großer Reichthümer und eines außerordentlichen persönlichen Ansehens. Bei seinen hohen Jahren war es nur natürlich, daß er nicht sogleich auf die ersten Aufforderungen des Vindex hin zu einem bestimmten Beschlusse kam. Aber sein Schwanken schon mußte ihn in Rom verdächtig machen, und zu Anfang April glaubte er mit Bestimmtheit zu wissen, daß Nero seinen Prokuratoren in Spanien den Befehl zugeschickt, den Legaten zu ermorden. Genug, in den ersten Tagen des April 68 „pronuncirte" sich Galba gegen Nero, kündigte dem Kaiser den Gehorsam auf, und forderte nach dem Vorgange des Vindex seine Truppen auf, dem Senat und dem Volke zu schwören. Da wurde es nun aber gleich charakteristisch für die Stimmung der römischen Truppen und bestimmend für die Richtung, welche die Ereignisse nehmen sollten, daß die Soldaten zwar dem Anstoße gegen Nero folgten, aber nicht gegen das Principat, sondern einfach den Galba zum Augustus ausriefen. Galba selbst gab indeß dieser Aufforderung zunächst noch kein Gehör, sondern hielt fest an dem Programm des Vindex. Dann aber eröffnete er erhebliche Rüstungen. In seiner Provinz, wo damals nur Eine Legion, (die VI. Victrix), drei Auxiliarcohorten und zwei Reitergeschwader standen, formirte er zwei neue Legionen (zum Theil aus Seesoldaten), und aus nicht romanisirten Provinzialen die nöthigen leichten Truppen, berief ferner aus Leuten von senatorischem Census eine Versammlung von Notabeln, und schuf sich aus Männern vom Ritterstand eine Garde. Zugleich forderte er die übrigen Provinzen auf, sich ihm anzuschließen; ein Ruf, welchem Otho in Lusitanien (S. 237) und der Quästor Cäcina in Bätika sofort folgten. Auch der Legat von Afrika, L. Clodius Macer, schlug diese Richtung ein, nannte sich „Proprätor" und gab seiner Legion den Namen der „Befreierin".

Die erſte Botſchaft von der Erhebung des Vindex hatte die Zuverſicht des Kaiſers Nero noch keineswegs erſchüttert. Eine lediglich durch keltiſche Milizen getragene Revolution war in der That nicht allzu bedrohlich. Man begnügte ſich zunächſt, den Vindex zu ächten und verſchiedene Truppentheile zurückzurufen, die vom Rhein, von Britannien und von der Donau her auf dem Marſche nach Oſten zu einem Feldzuge gegen Sarmaten oder gegen Albaner am Kaukaſus ſich befanden. Als dann Mitte April durch die Erhebung auch des Galba die Sache ein bedenklicheres Ausſehen annahm, gerieth Nero in große Unruhe, und verlor offenbar Sicherheit, Klarheit des Entſchluſſes, und Haltung. Wohl wurde auch Galba geächtet, wohl übernahm der Kaiſer das Conſulat, wohl ordnete er Rüſtungen verſchiedener Art an, organiſirte eine Flottenlegion, zog Seeſoldaten nach der Hauptſtadt, — ſchwankte aber dabei unabläſſig zwiſchen den verſchiedenſten Entſchließungen, und trug ſich dabei mit den wunderlichſten und armſeligſten Einfällen. Es mag ſein, daß nachmals der tiefe Haß gegen Nero ihm viel mehr Tollheiten und Thorheiten in dieſer Zeit ſeines Lebens aufgebürdet hat, als in Wahrheit vorgekommen. Sicher aber iſt es, daß jetzt die Nemeſis ihn faßte. Der unwürdige und blutbefleckte Träger des Lorbeerkranzes der Cäſaren fühlte das Herannahen ſeines verdienten Schickſals. Er war nicht der Mann, ſein Schickſal zu wenden oder demſelben mit männlicher Kraft zu begegnen. So erlag er dem Drucke der Angſt, und namentlich der düſtern Gerüchte, welche in ſo aufgeregter Zeit in Maſſe aufſchoſſen, und ſicherlich von ſeinen Gegnern eifrig kolportirt wurden. Und ſo konnte es geſchehen, daß er ſich ſelbſt vorſchnell aufgab, — in einem Moment, wo wider alles Erwarten der galliſche Aufſtand jäh zuſammenbrach, und Galba ſeinerſeits in tödtlicher Angſt ſchwebte.

Für Vindex und Galba kam natürlich Alles darauf an, wie ſich die große Rheinarmee zu der Revolution ſtellen würde. Nun führte damals in Cöln der Legat Fontejus Capito (ſeit 59), am Oberrhein dagegen ſeit 63 n. Chr. der edle, grundbrave, hochgeſinnte L. Verginius Rufus den Oberbefehl. Der letztere war durch die Lage ſeiner Provinz in erſter Reihe berufen, einem galliſchen Aufſtand die Spitze zu bieten, und er eilte, das zu thun. Mit der oberrheiniſchen Armee, die durch ſtarken Zuzug aus Niedergermanien verſtärkt wurde, marſchirte er ungeſäumt mit 30,000 Mann nach dem Lande der Sequaner, und ſchickte ſich an, deren Hauptſtadt Veſontio (Beſançon) zu belagern. Auf dieſe Nachricht hin brach nun Vindex, der inzwiſchen Lyon belagert hatte, mit ſtarker Macht auf, um die wichtige Stadt am Doubs zu entſetzen. Unter den Mauern von Veſontio kam es zu Unterhandlungen zwiſchen beiden Heerführern. Als aber die Centurionen und Soldaten der Rheinarmee, — die einerſeits dem Nero perſönlich ſo wenig wie dem Principat überhaupt abgeneigt, andrerſeits von tiefem und verachtungsvollem Widerwillen gegen die keltiſche Bewegung erfüllt waren, — die Ueberzeugung gewannen, daß zwiſchen Rufus und Vindex ſich ein Ein-

verständniß ausbilde, und gewahr wurden, daß die keltischen Milizen sich anschickten, in Vesontio einzurücken; da stellten sie sich auf eigene Hand den Kelten bewaffnet entgegen, und nun entbrannte (im Mai 68) eine furchtbar erbitterte, „reine Soldatenschlacht", welcher weder Rufus noch der Führer der Revolution Einhalt zu thun vermochte. Das Heer des Vindex wurde vollständig vernichtet. 20,000 keltische Leichen bedeckten das Blutfeld, und dem unglücklichen Vindex blieb nichts übrig, als sich selbst den Tod zu geben.

Damit schien die Sache der Revolution völlig hoffnungslos geworden zu sein. Galba selbst gab sich verloren; in seiner eigenen Provinz und Armee zeigte sich die Geneigtheit, die Gnade Neros zu suchen, und der Legat persönlich zog sich nach Clunia zurück, wo er in halber Verzweiflung seinen Untergang erwartete. Nur sein Heer ließ er unter seinem Vertrauten T. Vinius an den Pyrenäen halten, und beschickte den Verginius Rufus noch einmal mit der Aufforderung, mit ihm gemeinsame Sache zu machen.

Aus dieser verzweifelten Lage rettete ihn einerseits die Unschlüssigkeit und Haltlosigkeit des Nero, andrerseits die Haltung des Verginius Rufus. Die Schlacht bei Vesontio konnte der Sache des julisch-claudischen Hauses nicht mehr zu Gute kommen, weil die Truppen des Verginius nach ihrem Siege, als es galt, zwischen Nero und ihrem durch seinen Verkehr mit Vindex kompromittirten Feldherrn sich zu entscheiden, den letzteren zum Augustus ausgerufen hatten. Verginius aber, ein Mann niederer ritterlicher Abkunft, persönlich bescheiden, vielleicht auch republikanisch gesinnt, lehnte das Imperium ab, erklärte sich aber auf Galbas Ruf dafür, daß die Herrschaft des Senates hergestellt, und es dann dem Senat überlassen werden solle, wenn es ihm nothwendig erscheine, nach Ermessen einen neuen höchsten Militärchef zu bestellen.

Damit war Nero verloren. Der ganze Westen des Reiches von Afrika bis zum Delta des Rheines war thatsächlich von ihm abgefallen. Die Legionen an der Donau standen bereits durch ihre Boten mit Verginius in Verbindung, und der Orient war durch den jüdischen Krieg beschäftigt. Die Truppen, welche der Kaiser in Italien zur Hand hatte (darunter die XIV. Legion aus Britannien), die er noch durch Abtheilungen von der Donau verstärkte, waren an Zahl für den Fall des Krieges den westlichen Legionen nicht entfernt gewachsen. Noch schlimmer war es, daß von den nach der Alpengrenze vorgeschickten Abtheilungen ein batavisches Corps sich trennte, um auf eigene Hand seine britannischen Quartiere wieder zu erreichen. In Rom selbst wuchs die Hoffnung des Senats, den Kaiser zu stürzen. Selbst die Massen zürnten ihm, — es war eine Theurung eingetreten, und der Umstand, daß ein aus Aegypten eintreffendes Schiff nicht, wie man hoffte, Getreide, sondern Nilsand für die Athleten des Kaisers führte, machte das Volk momentan wüthend. Es schien jetzt wirklich so, als sollte die Zeit der alten Senatsherrschaft zurückkehren. Und dennoch kam Alles anders, ein kecker Offizier schlug dem Kaiser, wie dem Reichsrath die Entscheidung einfach aus der Hand.

In der Hauptstadt kam Alles auf die Haltung der Garde an. Obwohl

die Prätorianer über die Gunst, welche Nero der deutschen Garde erwies, etwas verstimmt, vielleicht auch in der letzten Zeit der Geldknappheit nicht immer regelmäßig bezahlt waren, hielten sie doch treuer zu dem Kaiser, als ihre Chefs. Der elende Tigellinus versagte jetzt vollständig und ließ mindestens allen Intriguen gegen Nero freien Lauf. Sein Kollege dagegen, der wilde Numpidius Sabinus, der für einen Abkömmling des Kaisers Gajus galt, intriguirte jetzt direkt gegen Nero. Er sah es voraus, daß unter den jetzigen Umständen der Senat, wenn Nero durch die Generale der Provinzen gestürzt wurde, die Republik proklamiren würde. Das wollte er aber verhindern, sei es um bei einem neuen Kaiser sofort die dominirende Stellung zu gewinnen, sei es selbst, um nachher persönlich die Herrschaft an sich zu reißen. In Verbindung mit mehreren vornehmen senatorischen Gegnern des Kaisers, namentlich mit Cingonius Varro, benutzte er die Idee des verzweifelnden Nero, nach Alexandrien zu entweichen, zu dessen Verderben. Er bestimmte den Kaiser, sich in die Servilianischen Gärten zu begeben (an der Straße nach Ostia, nahe der Tiber), eilte dann mit einer senatorischen Deputation in die Citadelle und erbitterte die Soldaten auf das äußerste durch die Botschaft, daß Nero sie und Rom verlassen habe. Dann riß er sie dazu fort, sich für Galba zu erklären und versprach in dessen Namen jedem Manne ein Donativ von je 30,000 Sesterzen (6525 Mark). Er hoffte wohl, bei dem alten Prätendenten am leichtesten Einfluß zu gewinnen, den er zugleich durch so unsinnige Geldversprechungen in die heikelste Lage brachte.

Der Senat hatte sich mit dem Moment, wo die Garde den Galba als neuen Kaiser proklamirte, seiner republikanischen Träume stillschweigend begeben, und erkannte ohne Widerrede den spanischen Legaten als Imperator an. Inzwischen wurde Nero von Allen verlassen, und als in der kommenden Nacht auch die letzten Schildwachen der Garde abgezogen waren, fand er sich zu seiner tödtlichsten Angst allein in seinem Asyl mit wenigen treuen Sklaven und Freigelassenen. Nun dachte er nur noch auf schnelle Flucht. Noch wußte er nicht, daß der rachedurstige Senat ihn sofort als Feind des Vaterlandes geächtet und zu der schimpflichen und grausamen Todesstrafe „nach Art der Alten" (furchtbare Geißelung am Pfahl und Enthauptung) verurtheilt hatte. Aber er entwich in finsterer Nacht, während welcher sein Todesritt nur durch fahle Blitze beleuchtet wurde, nach der Villa eines treuen Freigelassenen, des Phaon, welche vier römische Meilen nordöstlich von der Hauptstadt an der Patinarischen Straße (einer Querstraße zwischen der Salarischen und Nomentanischen Chaussee) belegen war. Vermummt erreichte Nero mit Phaon und drei andern Freigelassenen die Villa, um nur zu schnell zu vernehmen, welches Schicksal die Rache des Senates ihm zugedacht hatte. Schon waren die Gardereiter hörbar, welche im Auftrage des hohen Hauses ihn aufjagen sollten: da entschloß er sich (am Morgen des 9. Juni 68, dem Todestage der Octavia), mit Hilfe des Freigelassenen Epaphroditus sich einen Dolch in die Kehle zu stoßen. Das julisch-claudische Haus hatte aufgehört zu regieren.

Zweiter Abſchnitt.

Das Römiſche Reich von Galba bis Marc Aurel.

Erſtes Kapitel.

Die Epiſode der dynaſtiſchen Kriege.

Nero alſo war gefallen. Die Welthauptſtadt nahm ohne Widerſpruch die Proklamirung eines neuen Imperators hin, und zu den Ausbrüchen der leidenſchaftlichen Freude Aller, die unter der blutigen Despotie des todten Kaiſers gelitten, traten die racheathmenden Verfügungen des Senats, die auf Beſeitigung aller Erinnerungen an ſein Regiment gerichtet waren. Wenn dann doch die Aſche des Nero in allen Ehren beſtattet und in der Grabſtätte der Domitier (auf dem Mons Pincius, über der Kirche S. Maria del Popolo) beigeſetzt werden durfte, ſo geſchah das bereits unter Genehmigung eines neuen Machthabers, des Freigelaſſenen Icelus, eines mächtigen Günſtlings des neuen Imperators.

Gleich nachher eilte derſelbe Icelus, um mit erſtaunlicher Schnelligkeit, binnen nur ſieben Tagen nach Clunia zu reiſen und dem neuen Kaiſer Galba die große Kunde aus der Hauptſtadt des Reiches zu bringen, deren Wahrheit zwei Tage ſpäter auch der Legat Vinius beſtätigen konnte. Nun griff der neue Imperator mit feſter Hand nach den Zügeln der Regierung und rüſtete ſich, ſo ſchnell als möglich nach Italien aufzubrechen, wo man ſeiner Ankunft mit höchſter Spannung entgegenſah. Es war ein gewaltiges Wagniß, jetzt der neue Imperator der römiſchen Welt zu werden. Noch immer war es unentſchieden, wie ſich die übrigen Theile der römiſchen Welt, wie ſich Aſien und Illyrikum, wie ſich Afrika und vor Allem die Rheinarmee zu den Beſchlüſſen der Garde und des Senats ſtellen würden. Hier zuerſt mußte Galba zeigen, ob er ein Mann von großer Seele und ſtaatsmänniſchem ſicherem Takte war. Zu ſeinem Unheil ließ er ſchnell genug erkennen, daß ſeine politiſche Begabung nur untergeordneter Art, daß ſein Charakter recht kleinlich war.

Es mußte von vornherein als ein Unheil für Galba wie für das Reich angeſehen werden, daß der neue Kaiſer ſeine Erhebung keiner kühnen und imponirenden That, ſondern nur der Achtung vor ſeinem Namen und vor ſeinen

früher erworbenen Verdienſten, ſchließlich eigentlich nur der Gunſt des Zufalls verdankte. Durchaus keine Perſönlichkeit von cäſariſchem Zauber; durchaus nicht der Mann, um Gegner zu gewinnen und Freunde zu begeiſtern, ſondern ein bis zum Erſchrecken nüchterner und trockener Geſchäftsmann und ſtrenger alter Soldat, — ſo kannte er zunächſt, wo es nun galt, ſich im Sattel feſtzuſetzen, kein anderes Princip, als das eine: die Leute belohnen, welche ſeine Erhebung gefördert hatten, und jene beſtrafen oder unſchädlich machen, welche bis zuletzt zu Nero gehalten hatten oder auch nur mit Anerkennung der neuen Ordnung der Dinge zauderten. So begann ſeine neue Herrſchaft mit Hinrichtung neroniſcher Prokuratoren in Spanien und mit ſtrengen Maßregeln gegen ſolche ſpaniſche Städte, die mit dem Abfall von dem Hauſe der Cäſaren gezögert hatten. Höchſt bedenkliche Folgen zog ſchon jetzt die Praxis nach ſich, welche Galba, der im Juli 68 den Marſch nach Rom antrat, gegenüber den Zuſtänden in Gallien verfolgte. Nicht nur, daß er das Andenken des Vindex, der für ihn gefallen war, durch eine öffentliche Leichenfeier ehrte, ſo verfügte er zu Gunſten aller jener galliſchen Kantone, die ſich an dem Aufſtande des Vindex betheiligt hatten, die werthvollſten Belohnungen. Er erließ ihnen den vierten Theil der Staatsſteuern und verlieh den Gemeinden, wo bisher nur der Adel (S. 204) das römiſche Bürgerrecht beſaß, dasſelbe vollſtändig. Ganz beſondere Gunſt erfuhr die Stadt Vienna. Dagegen wurden die Gegner des Vindex, namentlich Lyon, und die Stämme der Lingonen und Trevirer, durch ſtrenge Edikte und zum Theil durch Konfiskation eines Theiles ihrer Beſitzungen beſtraft. Rief dieſes Verfahren den unverhohlenen Uebermuth der Kelten hervor, ſo entzündete es, — was für Gallien verhängnißvoll werden ſollte, — den tiefſten Unmuth der rheiniſchen Legionen. Umſonſt hatten ſie gehofft, Verginius Rufus werde ſich dem Galba nicht fügen, ſondern das Principat an ſich reißen. Er ſetzte nicht ohne Gefahr für ſein Leben die Vereidigung ſeines Heeres für Galba durch; damit war die Sache auch für die niederrheiniſchen Truppen entſchieden, bei denen übrigens Fabius Valens, Commandeur der I. Legion (Germanica), ihm mit dieſer ſchon etwas zuvorgekommen war. Als Verginius ſich dann zu Galba begab, hielt der neue Kaiſer aus ſehr unzeitigem Mißtrauen gegen den tüchtigen Mann dieſen Legaten unter ehrenvollen Formen bei ſich zurück, und erſetzte ihn im Kommando am Oberrhein durch den alten und ſchwachen Hordeonius Flaccus. Damit ſäete er ſofort bei der Rheinarmee eine Saat des Grolles aus, die ſchnell genug blutig aufgehen ſollte. Denn die Soldaten, — ohnehin ſchon wüthend darüber, daß Galba, als Freund des Vindex wie als Mann ſtrengſter Diſciplin, ihren ohne Befehl erkämpften Sieg bei Veſontio, durch den ſie, nach ihrer Anſicht, das Reich gerettet hatten, gewiſſermaßen als verwerflich hinſtellte, — verziehen ihm die Abberufung des Verginius nicht und ſchenkten unbedenklich den aufregendſten Gerüchten Glauben, die über ſeine feindſeligen Abſichten gegen ihr Corps ausgeſtreut wurden.

Digitized by Google

Einstweilen lächelte indeß das Glück dem neuen Imperator. Auch die Legionen der Donauprovinzen, auch die in Syrien huldigten ihm ohne Widerstand. Vespasian persönlich schickte sogar seinen Sohn Titus auf die Reise nach Rom, um ihn zu beglückwünschen und seine Absicht wegen des jüdischen Krieges zu vernehmen. Lediglich der republikanische Statthalter in Afrika, Clodius Macer, hielt noch nach der Entscheidung des Senats an der Gegnerschaft gegen Galba fest, bildete neue Truppen und machte Miene, die Reichshauptstadt durch Sperrung der afrikanischen Kornzufuhr zu bedrängen. Aber sein Regiment erwies sich als so nichtsnutzig, daß sich keine Hand regte, als (noch vor Ablauf des Jahres 68) Galba die Möglichkeit fand, ihn durch den zweiten Beamten der Provinz, den Procurator Trebonius Garutianus, und dessen Offiziere ermorden zu lassen. Die von Clodius neu formirten Truppen wurden sogleich wieder aufgelöst.

Während Galba sich von Gallien her in langsamen Märschen der Reichshauptstadt näherte, war die Lage in Rom keineswegs zufriedenstellender Art. Hier gingen die Stimmungen wirr durch einander. Während die Massen bald genug wieder zu der alten Vorliebe für den freigebigen und Alles durch seine üppige Festlust bezaubernden Nero zurückkehrten und sich leidenschaftlich nach seiner Wiederkehr sehnten, dazu aber die durch des Clodius Macer Sperrungsmaßregeln veranlaßte Theurung schwer empfanden, fühlte sich der Senat sammt der sonstigen vornehmen Welt völlig als Herr der Lage, und nährte finstere Rachepläne gegen Alle, die man als Urheber der vielen Blut- und Verbannungsurtheile der Neronischen Zeit ansah, während die Exilirten sich bereits anschickten, wieder nach ihrer Heimath zurückzukehren. Eine neue Katastrophe aber führte der Ehrgeiz des Numpidius herbei. Dieser hatte den Tigellinus vollständig aus der Macht verdrängt und suchte nun durch große dienstliche Nachsicht die Garde vollständig an seine Person zu fesseln. Gleichzeitig schickte er seinen Freund Gellianus dem Galba entgegen, um die Absichten des neuen Cäsars auszuforschen. Als dieser Mann ihm die sehr unerwünschte Mittheilung brachte, daß Galba keinen andern Rath annehme, als von Icelus, von Vinius und von Cornelius Laco, welcher letztere auch bereits zum Commandeur der Garde designirt sei, da beschloß Numpidius, durch einen kühnen Handstreich noch in letzter Stunde das Imperium an sich zu reißen. Aber seine Agitation fiel bei der Garde jetzt auf unfruchtbaren Boden, — die Soldaten hieben den kecken Prätendenten einfach in Stücke. Galba aber, der noch unterwegs erfuhr, daß auch diese Schwierigkeit sich ohne sein Zuthun geebnet hatte, verfügte sofort, daß auch des Numpidius Freund, jener Cingonius Varro, und der dem Nero bis zuletzt treu gebliebene General Petronius Turpilianus (S. 227), der zum Führer der neronischen Armee gegen Galba bestimmt gewesen, kurzweg hingerichtet werden sollten.

Endlich erschien der neue Kaiser vor seiner Hauptstadt (Ende September oder Anfang Oktober 68). Gleich sein Einmarsch erweckte unangenehme

Stimmungen. Denn als Galba, etwa fünf Viertelſtunden nördlich von Rom, die Tiber auf der Milviſchen Brücke überſchritten hatte, ſtellten ſich ihm die von Nero zu einer Legion formirten Seeſoldaten entgegen und baten um ordnungsmäßige Aufnahme in den Verband der kaiſerlichen Linientruppen. Als Galba nicht ſofort auf ihr Geſuch einging und die Zuſage vertagte, entſtand ein Tumult: da ließ der Kaiſer ſeine Reiterei einhauen, die nun ein böſes Blutbad anrichtete. So zog Galba über Haufen von Leichen in die Reichshauptſtadt ein. Ein Theil ſeiner eigenen Truppen, die in Spanien aus Seeſoldaten durch ihn formirte Legion (Adjutrix), die in den jetzt vor Roms Thoren Erſchlagenen ihre alten Kameraden beklagte, grollte tief über dieſe Scene. Und zu ſeinem wie des Reiches Unheil verſtand es der Kaiſer *nicht*, nunmehr ſicher Fuß zu faſſen.

Sollte die Revolution wirklich geſchloſſen werden und das Reich wieder zur Ruhe kommen, ſo bedurfte es auf dem Palatin eines Kaiſers, der bei tiefem Einblick in die furchtbaren Schäden des neroniſchen Regiments einen beſtimmten Plan zum Neubau verfolgte; der mit ſicherer Hand das Steuer ergriff, und überall zu rechter Stunde und am rechten Orte überlegene Einſicht, fürſtliches Wohlwollen und imperatoriſche Kraft und Strenge zu entfalten verſtand. Nun aber war Galba den furchtbaren Schwierigkeiten der *inneren* Lage in *keiner* Weiſe gewachſen. Er war nichts, als ein ſtrenger Offizier, der immerhin das Beſte des Reichs ſuchte, der auch nach Gerechtigkeit und nach Sühnung der ſchwerſten Unthaten ſeines Vorgängers ſtrebte. Aber ihm fehlte die Geſchicklichkeit, die Lage zu beherrſchen, die Gemüther zu gewinnen, und vor Allem die nöthige Menſchenkenntniß. Es fehlte keineswegs an Maßregeln, die von dem guten Willen des neuen Kaiſers Zeugniß gaben, in erſter Reihe die Sorge für die Verpflegung der Hauptſtadt, und unter manchem anderen auch die ſpäter bedeutſam gewordene Berufung des gelehrten Spaniers M. Fabius Quintilianus nach Rom. Dazu war es ſeine entſchiedene Sorge, die furchtbar zerrütteten *Finanzen* wiederherzuſtellen. Wie ſo manche Mitglieder ſeines Hauſes war auch er ein ſparſamer, knapp wirthſchaftender Herr; aber die Art, wie er jetzt nach dieſer Seite hin auftrat, iſt ihm ſchließlich verderblich geworden. Wenn er es durch ſein ſparſames Auftreten mit den verwöhnten Maſſen verdarb und ſich nicht um den biſſigen Klatſch kümmerte, der nach römiſcher Weiſe ſofort an ſeine ſoldatiſch nüchterne Hofhaltung ſich hing, ſo macht das ihm wohl Ehre. Auch die Härte, mit welcher in Griechenland und Italien ein Theil der ungeheuren, durch Nero verſchleuderten Geldgeſchenke zurückgefordert wurde, erklärte ſich aus der Lage der Finanzen. Nun aber gedieh es dem Kaiſer zum *Unheil*, daß er einerſeits ſich ganz in die Hände von unwürdigen und zum Theil unfähigen *Günſtlingen* gab, die auch nach der finanziellen Seite ihn diskreditirten. Der ſchon erwähnte Freigelaſſene Icelus Marcianus, der zur Ritterwürde gelangte, galt als ein ſchlimmerer Räuber, denn Neros Freigelaſſene. T. Vinius aber, zwar als Offizier tüchtig, aber mit argen Flecken auf ſeinem

persönlichen Rufe, und ein schlechter Menschenkenner, verkaufte so schlimmen Blutgesellen des Nero, wie Tigellinus, für schweres Geld vollkommene Straflosigkeit.

Das verletzte aber um so mehr, weil Galba in seiner Gegnerschaft gegen das neronische Regiment veranlaßte oder zuließ, daß verschiedene andere besonders verhaßte Werkzeuge des Nero, wie namentlich die Locusta und die einst mächtigen Freigelassenen Helios und Polyklit hingerichtet wurden, ja selbst einen anerkannten Ehrenmann, des Generals Vespasian Bruder Sabinus seines Amtes als Polizeipräsident entsetzte. Daneben machte es auf die Römer einen nichts weniger als günstigen Eindruck, daß Galba den jungen M. Antonius Primus, einen romanisirten Gallier aus Tolosa, der im Jahre 61 vor dem Senatsgericht als Gehilfe bei einer Testamentsfälschung zur Deportation und Konfiskation verurtheilt worden, zum Commandeur der in Spanien neu errichteten VII. Legion (Galbiana, später Gemina genannt) ernannt hatte, — blos militärisch angesehen freilich ein glücklicher Griff.

Auf der andern Seite verdarb es Galba durch seine Sparsamkeit mit den Truppen. Daß er des Kaisers Nero treue germanische Garde ohne Weiteres auflöste und ohne jede Entschädigung nach Hause schickte, wurde ihm nicht verübelt; waren es doch nur deutsche Barbaren! Es war auch unmöglich, die unerhörten Summen, die Numpidius der Garde (und weiter auch den Legionen) in Aussicht gestellt hatte, zu bezahlen. Aber Galba, der unumwunden äußerte, daß er seine Soldaten nicht kaufe, sondern aushebe, that daneben gar nichts, um die Garde zu gewinnen, und legte dadurch, immerhin aus achtungswerthen Motiven, bei diesen Truppen den Grund zu einer bösen Verstimmung, die sich unheilvoll genug in dem Augenblicke geltend machte, wo am Rhein ein drohendes Unwetter gegen ihn sich zusammenballte.

Gerade die Rheinische Armee war von der neuen Regierung mit besonderem Ungeschick behandelt worden. Offenbar lediglich in der Absicht, dieses starke Armeekorps für Galba ungefährlich zu machen, war — ohne Rücksicht auf die Interessen der auswärtigen Politik — für den Oberrhein der unfähige Hordeonius zum Legaten ernannt worden. Nun aber hatte im September 68 auch der Legat in Cöln, Fontejus Capito, plötzlich den Untergang gefunden. Seine Unterfeldherren Cornelius Aquinus und Fabius Valens, so war die offizielle Lesart, hatten sich seinem Plane, gegen Galba sich zu erheben, widersetzt, ein Centurio ihn getödtet. Der Kaiser hielt es für weise, den etwas dunkeln Fall nicht näher zu prüfen. Um aber die niedergermanischen Legionen zu captiviren, beschloß er, ihnen nunmehr einen consularischen Legaten zu schicken. Sein thörichter Rathgeber Vinius vergriff sich aber in der Wahl des für diesen so sehr bedeutungsvollen Posten bestimmten Corpsführers vollständig. Er veranlaßte nämlich seinen Kaiser, den Aulus Vitellius als Commandeur nach Cöln zu schicken, den er als einen ausgemachten Schlemmer der massivsten Art für politisch unbedenklich hielt.

Dieſer Offizier entſtammte einer Familie durchaus plebejiſcher Art zu Luceria in Apulien, die zuerſt mit dem Ritter Publius Vitellius, der unter Auguſtus kaiſerlicher Prokurator war, in die Geſchichte eintritt. Einer ſeiner Söhne, Publius, war ein vertrauter Legat des Germanicus, ein anderer dagegen, Lucius, ein angeſehener Großbeamter unter Tiberius und Claudius, zugleich einer der geſchmeidigſten und geſinnungsloſeſten Höflinge des letzten Kaiſers, und maſſiver Schmeichler ſeiner Frauen und Kabinetsminiſter. Dieſem Lucius gab ſeine treffliche Gattin Sextilia in ſeinem Palaſt auf dem Aventinus zwei Söhne. Der älteſte war nun Aulus. Geboren am 24. September 15 n. Chr., war dieſer am Hofe des Tiberius aufgewachſen, und hatte es nach dem Vorbilde ſeines Vaters wohl verſtanden, ſich den Neigungen der verſchiedenen Kaiſer anzuſchmiegen; ſpeziell die Gunſt des Nero war ihm zu Theil geworden, weil er gern auf deſſen muſikaliſche Liebhabereien einging. Nur daß ſeine Neigung zu den derbſten und maſſenhafteſten Tafelgenüſſen trotz der zahlreichen Ehrenſtellen, die er durch die Gunſt des Hofes erreichte, — unter anderem war er im Jahre 48 Conſul, und 59 Proconſul von Afrika — ihn ſo ſtark in Schulden hatte gerathen laſſen, daß er, kaum durch die Gläubiger aus Rom fortgelaſſen, Mühe hatte, das Reiſegeld nach Cöln aufzutreiben, wo er gegen Ende November d. J. 68 eintraf.

Vitellius.

Vinius und Galba hatten ſich ſtark vergriffen. Die Stimmung am Rhein war ſehr bedenklich. Die Truppen, ſeit Monaten ohne eine feſte und von ihnen mit Liebe und Achtung anerkannte, obere Leitung hatten ſich immer tiefer in ihre Abneigung gegen Galba verbiſſen. Dazu hörte die Aufhetzung von Seiten der ihren Feſtungen benachbarten keltiſchen Völker nicht auf, die Galba wegen ihrer Gegnerſchaft gegen Vindex geſtraft hatte. Die Legionen ſehnten ſich nach Abfall, und namentlich nach einem für ſie möglichſt rentabeln und bequemen Bürgerkriege, wo ſie ſtatt mit harten Germanen und deutſchen Wildniſſen mit den ſchlaffen keltiſchen Milizen und den reichen galliſchen Quartieren zu thun hätten. Rache an der Partei des Vindex, Rache an Galba zu nehmen; ergiebige Plünderungen; und endlich die Vortheile, wie ſie die Sieger in Roms früheren Bürgerkriegen den Veteranen zu ſpenden pflegten, — das waren die Lieblingsgedanken dieſer rheiniſchen Kriegsgeſellen. Niemand aber konnte ſich beſſer für die Rolle eines Prätendenten ſchicken, als dieſer Vitellius, der Freund des Nero, der ſofort die Chancen erkannte, die ſich ihm hier boten. Der Mann einer ſchlaffen und bequemen Gutmüthigkeit; ſtets zu einem derben oder rohen Spaße geneigt; voller plebejiſcher Manieren, und ſehr geſchickt, auf den Comment der Kaſernen einzugehen, ſo zeigte er ſich als ein rechter „Freund der Soldaten“. Das heißt, er milderte oder beſeitigte auf Koſten der Disciplin die Härte der Militärſtrafen und bewilligte ohne Bedenken alle Bitten. Und überraſchend ſchnell reifte ſeine Saat.

Am Abend des 1. Januar 69 erhielt Vitellius, als er gerade in Cöln zechte, die Botſchaft, daß die beiden damals in Mainz ſtehenden oberrheiniſchen Legionen, die IV. Macedonica und die XXII. Primigenia, an dieſem Tage, — wo nach altem Herkommen ſämmtliche Truppen dem regierenden Imperator den Eid der Treue zu erneuern hatten, — die Bildſäulen Galbas zertrümmert, den Schwur aber nicht mehr dieſem Manne, ſondern dem Senat und Volk geleiſtet hatten. Er theilte das ſeinen eigenen Truppen mit, und ſchon am folgenden Tage erſchien Fabius Valens, der hier vorzugsweiſe eifrig für den Thronkrieg agitirte, mit der Reiterei der erſten Legion (Germanica) in Cöln und begrüßte den Vitellius als neuen Imperator. Das übrige unterrheiniſche Heer folgte, und am 3. Januar ſtellte ſich auch die IV. und die XXII. Legion unter ſein Imperium. Bald war die geſammte Rheinarmee, zur Zeit ſieben Legionen, für Vitellius, der nun als Kaiſer den Namen „Germanicus" annahm, in Bewegung, und dieſer ſelbſt rüſtete, durch Ubier, Trevirer und Lingonen eifrig unterſtützt, mit aller Energie zum Kriege.

Otho (Rom, Vatican).

Nicht aber dem alten Galba war es beſtimmt, dieſen entſetzlichen Thronkrieg auszufechten. Als die erſte Botſchaft von dem Abfall der Legionen in Mainz nach Rom kam, entſchloß ſich Galba, ſeine Stellung durch die Adoption eines tüchtigen Mannes zu verſtärken, der mit jugendlicher Kraft als Mitregent auftreten konnte. Unter den Anhängern des Kaiſers rechnete auf dieſe Auszeichnung mit großer Sicherheit jener alte Genoſſe des jungen Nero, M. Salvius Otho, der als luſitaniſcher Statthalter die Erhebung Galbas bisher aus allen Kräften unterſtützt hatte. Aber obwohl namentlich

Vinius in einem Conſeil ſeiner Vertrauten und mehrerer anderer angeſehener Männer lebhaft für Otho plädirte, entſchied ſich Galba endlich doch für einen unleugbar viel beſſeren Mann, nämlich für den dreißigjährigen Piſo Licinianus, einen Abkömmling des großen Pompejus und des Triumvirs Craſſus, der einſt von Nero verbannt, von ihm aber zurückgerufen war, und allgemein in dem Rufe großer Charaktertüchtigkeit und Sittenſtrenge ſtand. Am 10. Januar 69 ſtellte er ſeinen Adoptivſohn den Prätorianern vor, um zunächſt dieſe für die neue Ordnung zu gewinnen. Aber auch hier hielt er an ſeiner jetzt unzeitigen Sparſamkeit und disciplinaren Strenge feſt, und verweigerte trotz der Zureden der Offiziere den Soldaten ſelbſt ein kleines Geſchenk. So antwortete ihm denn ſeitens der letzteren ein finſteres und verdrießliches Schweigen. Deſto wohlwollender nahm der Senat die Reden des alten Kaiſers und des Piſo auf.

Um ſo zorniger war Otho, der theils aus glühender Herrſchſucht, theils auch, weil er bei tiefer Verſchuldung und verſchwenderiſchen Neigungen nur als Kaiſer weiter beſtehen zu können meinte, ſich jetzt dahin entſchied, das hohe Spiel um die Krone zu wagen. Populär bei den Maſſen, die in ihm Neros alten Genoſſen kannten; nicht minder bei den Soldaten beliebt, die er durch ſeine perſönliche Leutſeligkeit und große Freigebigkeit ſchon früher gewonnen hatte, wurde es ihm nicht ſchwer, — in einer Zeit, wo die Nachrichten vom Rhein auch in Rom auflöſend auf die Disciplin wirkten, unter den Truppen ein Complott zu Galbas Sturze herzuſtellen. Wie es ſcheint, ſo hatte Galba ſeine zuverläſſigen ſpaniſchen Legionen nicht mehr in Rom zur Hand. Die eine, ſo ſcheint es, war auf dem Wege nach Spanien; die andere unter Antonius Primus war nach Pannonien detachirt. Was ſonſt außer der Garde und der Garniſon ſich noch von Neros letzten Wochen her an der Tiber befand, illyriſche und rheiniſche Abtheilungen, und Seeſoldaten, — dann aber Galbas eigene Flottenlegion, war durchaus unzuverläſſig, endlich die Garde, über welche der Präfekt Cornelius Laco gar nichts vermochte, für Otho geradezu begeiſtert. Am Morgen des 15. Januar wurde Otho durch einen für das blutige Werk gewonnenen Soldatenhaufen nach der Citadelle geführt, dort von der Maſſe der Prätorianer und der Flottenlegion als Kaiſer begrüßt, und nun ging es gegen Galba. Der alte Kaiſer und Piſo, von einer dichten Schaar des Volkes, der Ritter und der Senatoren umgeben, und von der im Schloſſe wachhabenden Gardecohorte begleitet, waren von dem Apollotempel auf dem Palatin, wo Galba ein Opfer verrichtete, nach dem Forum hinabgeſtiegen, um die Bewegung womöglich noch zu dämpfen. Aber hier erſchienen die bewaffneten Feinde. Die Gardereiter trieben das Volk auseinander, die Cohorte des Galba ſchwenkte ab zu Othos Partei, Galba wurde aus ſeiner Sänfte geworfen und niedergehauen, und Piſo fliehend an dem Portale des Veſtatempels ermordet. Auch Vinius fand in der Verwirrung den Tod. Damit hörten indeſſen die nächſten Greuel auf, und der ſiegreiche Führer der Mordgeſellen, Otho, wurde von dem Senat

ohne Widerſtand als Imperator anerkannt. Nur daß es für ihn ſich ſofort um weit ſchwierigere Dinge handelte, als um die Ueberliſtung und ſchändliche Ermordung eines fürſtlichen Greiſes.

Otho war der Abkömmling einer vornehmen etruskiſchen Familie zu Ferentinum. Sein gleichnamiger Großvater, ritterlichen Standes, war durch die Gunſt der Auguſta Livia Senator geworden; ſein Vater Lucius hatte unter Tiberius und Claudius eine glänzende Laufbahn durchgemacht, und war durch den letzteren Kaiſer ſelbſt in das Patriciat aufgenommen worden. Sein Sohn von Albia Terentia, der ephemere Imperator des 15. Januar 69, war im Jahre 32 n. Chr. geboren. Es war nur natürlich, wenn die beſſeren Elemente der römiſchen Welt von einem Manne, der auf ſo ſchnöde Weiſe das Principat an ſich geriſſen hatte, nichts Gutes erwarteten. Doch nahmen die Dinge einen beſſeren Verlauf, als man zunächſt fürchtete. Begreiflicherweiſe konnten die ſenatoriſchen Kreiſe, die Ritter, und die beſitzenden Klaſſen in Rom und Italien einem Machthaber nur wenig Vertrauen entgegenbringen, der in jüngeren Jahren nur als liederlicher Elegant, als luſtiger Verſchwender und Mentor des jugendlichen Nero bei allen Thorheiten bekannt geweſen war, und jetzt — nach einer Zeit ungleich achtbarerer Haltung in Luſitanien — die Krone durch Mord erobert hatte, von den nach Neros luſtigen Tagen ſich ſehnenden Maſſen aber als ein neuer Nero begrüßt wurde. Nichts deſto weniger überraſchte Otho die Reſidenz durch ſeine Haltung als Princeps. Man ſah mit Erſtaunen, daß dieſer den meiſten nur als üppiger Weichling bekannte Machthaber jetzt mit Eifer und Geſchicklichkeit ſeiner neuen Pflichten ſich annahm. Mehr aber, er zeigte ſich als ein Mann von Milde, Beſonnenheit und Enthaltſamkeit. Von Gewaltthaten, von Verfolgungen früherer Gegner war keine Rede. Gegen den Senat bewies er ſich rückſichtsvoll und war bemüht, tüchtige und bedeutende Männer in ſein Intereſſe zu ziehen. Es war ſehr geſchickt, daß er des einflußreichen Generals Veſpaſian Bruder Flavius Sabinus (S. 275) wieder zum Polizeipräſidenten der Hauptſtadt ernannte; nicht minder fand es Beifall, daß Otho einen der tüchtigſten Freunde Galbas, den Marius Celſus, in den Kreis ſeiner Vertrauten zog. Dagegen wurde jetzt der Untergang des allverhaßten Tigellinus beſchloſſen; der alte Böſewicht gab ſich dann in den Bädern von Sinueſſa ſelbſt den Tod.

Dagegen konnte Otho nur ſehr ſchwer und ſehr unvollkommen dem Verfall der militäriſchen Disciplin begegnen. Die Prätorianer waren ihm perſönlich mit wahrer Schwärmerei ergeben; aber ſie waren jetzt auch durch ſeine Schuld ihrer Bedeutung nur zu ſehr bewußt geworden, und beuteten das dahin aus, daß ſie nicht bloß die Ernennung ihrer Präfekten durch ihre eigene Wahl durchſetzten, ſondern auch jeden Augenblick in ihrem Uebermuth ſich die ſchnödeſten Exceſſe erlaubten. Namentlich die ſenatoriſche Ariſtokratie, die ſie mit mehr oder minder Grund ihrem Otho tief abgeneigt glaubten, ſah ſich durch dieſe bewaffneten Schaaren bedroht. Aber auch für die kriege-

riſchen Operationen, zu denen Otho demnächſt ſchreiten mußte, wurde die Lockerung der Disciplin, an welcher in den Rheinlanden und in Gallien Vitellius inzwiſchen in ſeiner Weiſe arbeitete, höchſt gefährlich, und wirkte allmählich weithin anſteckend.

Otho mußte ſchnell genug ſich überzeugen, daß er nicht ohne ſchweren Krieg ſich als Kaiſer würde behaupten können. Wohl erkannten ihn die Legionen der Donauprovinzen als Imperator an, und auch die großen Statthalter des Orients, Mucianus und Veſpaſian, verſagten ihm ihre Huldigung nicht, wie auch das geſammte römiſche Afrika vom Nil bis zum atlantiſchen Ocean dieſem Beiſpiel ruhig folgte. Dagegen war es umſonſt, daß Otho den Verſuch machte, mit Vitellius zu einem friedlichen Abkommen zu gelangen, oder ſonſt auf irgend eine Weiſe die vom Rheine her heraufziehende Gefahr zu beſchwören. Die Rheinarmee, die das Geheimniß entdeckt und in die Welt hinausgetragen hatte, daß die Erhebung eines neuen Kaiſers kein Vorrecht der Reichshauptſtadt und der Garde war, ſondern auch an den fernſten Grenzen des Reiches und von den Linientruppen vollzogen werden konnte, wollte auf ihren Bürgerkrieg und deſſen für ſie hoffentlich rentable Ergebniſſe nicht verzichten. Ebenſowenig freilich war die Garde zu Rom gewillt, den Aufreizungen Vitellianiſcher Agenten zu folgen und ihren Kaiſer fallen zu laſſen. So trieb denn die römiſche Welt rettungslos einer neuen Aera der Bürgerkriege entgegen, die an Furchtbarkeit nicht weit hinter denen zurückbleiben ſollten, unter deren Toben die alte Republik zuſammengeſtürzt war.

Kaiſer Otho hatte manche verſtändige Maßregel verſucht, um die Wucht des drohenden Stoßes zu ſchwächen. Er hatte die Rheinarmee zu kaptiviren geſucht, indem er bei der Gruppirung der Conſulate für das laufende Jahr — deren Dauer bei der ſeit Auguſtus üblich gewordenen Praxis, möglichſt viele vornehme Männer im Jahre das in ſeiner Bedeutung ſtark geſchwächte Amt führen zu laſſen, jetzt oft nur je zwei Monate für jedes Conſulnpaar betrug —, dem Verginius Rufus für Mai und Juni dieſe Würde verſchaffte. Unter den zum Abfall zu Vitellius geſtimmten Kelten ſuchte er die Lingonen (S. 272) durch Ertheilung des römiſchen Bürgerrechts zu gewinnen. Aber er fand bald, daß ihn nur kraftvolle Rüſtungen würden retten können.

Jede aus Gallien nach Rom kommende Depeſche brachte nur neue Schreckensbotſchaften und für den Frieden des Reiches unheilvolle Kunde. Auch Britannien erklärte ſich für Vitellius und ſtellte einige Abtheilungen, namentlich 8000 Legionäre, für den Kriegszug der Rheinarmee nach der Tiber. Als alle Rüſtungen fertig waren, ließ Vitellius auf der Rheinlinie unter Hordeonius Flaccus einige Abtheilungen zurück: ſchwache Cadres, die als die Rahmen für die ſchnelle Bildung neuer Grenzlegionen dienen ſollten. Die zum Bürgerkriege beſtimmte Armee theilte er in drei ſtarke Heerſäulen. Auf der einen Linie über Lugdunum ſollte der Legat Fabius Valens, den ſkrupelloſer Ehrgeiz und Unzufriedenheit über zu geringe Belohnung durch Galba zum revolutionären Agitator gemacht hatte, mit

40,000 Mann vorrücken, deren Kern unter Maſſen von Auxiliaren eine Elite des unterrheiniſchen Heeres, namentlich der V. Legion bildete. Ein ähnlich formirtes, um die XXI. Legion gruppirtes Heer führte der Legat Allienus Cäcina, der ſeiner Zeit als eifriger Anhänger des alten Galba von der Quäſtur in Bätica zum Kommando über eine oberrheiniſche Legion befördert, ſpäter aber wegen Unterſchleifes bei dieſem ſtrengen Herrſcher in Mißkredit gekommen und mit Strafe bedroht geweſen war. Dieſes Heer ſollte durch Helvetien vorgehen. Das durch ſtarke Anwerbungen namentlich deutſcher Auxiliaren erheblich verſtärkte Hauptheer wollte Vitellius perſönlich auf dem Wege des Valens nach Italien führen. Der Druck dieſer Bewegungen wirkte im Weſten weithin. Das geſammte Gallien und dann auch die ſpaniſche Armee folgten natürlich dem von Cöln und Mainz aus gegebenen Anſtoße. Die Römer ſollten aber in den verſchiedenſten Provinzen und endlich in der Welthauptſtadt es ausreichend erfahren, was es zu bedeuten hatte, daß jetzt die wilden Grenztruppen, die ſeit Jahrzehnten den erbarmungsloſen, mörderiſchen Krieg hier mit deutſchen, dort mit pannoniſchen oder dakiſchen „Barbaren" zu führen gewohnt waren, nunmehr über das Reich ſich ergoſſen und ihre Waffen theils gegen die wehrloſen Einwohner, theils in grimmigem, landſchaftlich gefärbtem, Corpshaß gegen einander kehrten.

Valens und Cäcina waren zwar tüchtige Offiziere, dabei aber ausgemachte Schurken, die außerdem in Raub- und Blutgier ihren Soldaten mit ſchlimmem Beiſpiel vorangingen. Daher litten denn auch Helvetien und das ſüdöſtliche Gallien gar ſchwer unter dem Durchmarſch ihrer Heere, die jeden Anlaß gern ergriffen, um „Feinde" zu finden. Cäcina, der ſeinen Marſch nach dem Großen Bernhard richtete, gerieth ſehr bald mit den tapferen helvetiſchen Bergvölkern, die wie ihre Gegner noch von Galbas Tode keine Kenntniß hatten, daher treu zu dieſem Princeps hielten, in blutigen Kampf. Endlich ſammelte ſich der Widerſtand des Volkes zu Aventicum (j. Avenches), öſtlich vom Neuenburger See, auf der Straße von Auguſta Raurieorum nach Auguſta Prätoria. Erſt vor den furchtbarſten Vernichtungsdrohungen des Römers ergab ſich die Stadt. Cäcina ließ dann den Führer der Helvetier, den Julius Alpinulus, hinrichten und ſchickte zahlreiche Gefangene an Vitellius, der ſchließlich die Helvetier unter erheblichen Rechtsſchmälerungen „begnadigte".

Auf der galliſchen Seite dagegen begannen die bequemen Metzeleien zu Metz. Valens, der an der obern Moſel die Botſchaft von Galbas Tode erhielt, drang ohne Aufenthalt, von den ſeiner Zeit für Vindex engagirten Häduern durch äußerſte Geſchmeidigkeit und große Opfer beſchwichtigt, zuerſt nach Lyon vor, wo die noch von den Bewegungen her, die ſich an Neros Ausgang knüpften, hier befindliche erſte Legion (Italica) ſich dem Zuge anſchloß. Die Romanen von Lyon ſtachelten jetzt die Armee auf jede Weiſe zur Verwüſtung ihrer verhaßten Nachbarſtadt Vienna an, und nur

die tiefſte Demüthigung derſelben, noch mehr aber enorme Geſchenke an Valens, der ſeinerſeits wieder den Soldaten große Summen zufließen ließ, rettete die Stadt damals vor dem Untergange. Dann ging es unter kräftigen Erpreſſungen und ergiebigen Plünderungen weiter durch das Gebiet der Allobroger und Vocontier. Durch die Thäler der Drome und der Durance erreichte Valens endlich die Alpen, die er auf dem Mont Genèvre oder auf dem Mont Cénis überſchritt. Im März d. J. 69 ſtanden die rheiniſchen Heerſäulen des Valens und des Cäcina, (letzterer war der erſte geweſen,) auf dem Boden des nordweſtlichen Oberitalien.

Bald aber mußten ſie erkennen, daß ihnen ein heißer Kampf bevorſtand. Otho zeigte in der Einleitung der Gegenwehr Einſicht und Thatkraft. Es galt, den Vitellianern, denen er die Alpenpäſſe nicht ſperren konnte, auf zwei Punkten zu begegnen. Einerſeits nämlich ſollte die Flotte die galliſche Südküſte beunruhigen und durch ihre Landungstruppen den Feind womöglich im Rücken bedrohen. Das iſt denn auch geſchehen, aber ohne rechten Erfolg. Auch die Flotte und ihre Beſatzung folgte dem Zuge dieſer Tage, und plünderte zunächſt auf den befreundeten Küſten von Italien und Ligurien; dann wurden wirklich mehrere erfolgreiche Landungen an der Küſte von Narbonenſis gemacht, die dortigen Milizen und ſelbſt ein Trupp Soldaten aus dem Felde geſchlagen, den Valens auf Bitten der Stadt Forum Julii dahin detachirte. Erhebliches aber wurde hier doch nicht erreicht.

Die Hauptentſcheidung mußte in Oberitalien fallen. Es iſt dieſes Land, welches von jetzt an bis zu den Zeiten des Romulus Auguſtulus mit Ausnahme einiger weniger Epiſoden die große Arena wird, auf welcher, — ſobald der Krieg ſich in Italien koncentrirt, — die großen Kämpfe um die Herrſchaft im römiſchen Reiche ausgefochten werden. Machte das außer der ſtrategiſchen Lage des Padusgebietes die überreiche Fruchtbarkeit dieſes Landes und (S. 70 ff.) die Menge der auf dieſem Boden neu erblühten reichen und haltbaren Städte an ſich nur natürlich, ſo konnte Otho bei dem ſchnellen Vordringen der Vitellianer und bei der Unfertigkeit ſeiner Rüſtungen gar nichts Beſſeres thun, als zunächſt mit ſeinen noch ſchwachen Kräften den Verſuch machen, die Linie des Padus zu halten, deren eminente militäriſche Bedeutung ſeit jener Zeit bis auf unſere Tage bei allen Kriegsverſtändigen anerkannt geweſen iſt. Hier galt es auszuhalten, bis es möglich wurde, die Legionen der untern Donauländer heranzuziehen, welche den Rheintruppen militäriſch wirklich gewachſen waren.

Otho verfügte in Rom, als der Bürgerkrieg unvermeidlich ſich zeigte, einerſeits über die Garde und über die gewöhnliche Beſatzung der Stadt, andererſeits über die Linientruppen, welche zur Zeit von Galbas Tode ſich noch an der Tiber befanden, und über den Reſt der ihm perſönlich ganz ergebenen Seeſoldaten des Nero (S. 274), die er zu einem für den Landdienſt beſtimmten Corps umgeformt hatte. Außerdem aber organiſirte er auch 2000 Gladiatoren für den Dienſt im Felde. So ſehr aber alle dieſe

Streitkräfte für ihn persönlich begeistert waren, das Beste hatte er doch von der wuchtigen Masse der damals sieben Donaulegionen zu hoffen, von denen damals die XI. und XIV. in Dalmatien, die XIII. und die VII. Galbiana in Pannonien, die III. Gallica, die VIII. Augusta, und die VII. Claudia, in Mösien standen. Während nun der Marschbefehl nach Italien an diese Soldatenmasse ergangen war, setzte Otho auch die römische Armee rasch in Bewegung, um unter allen Umständen die Paduslinie zu retten.

Der nun entbrennende Kampf ist nach verschiedenen Seiten hin charakteristisch. Einmal entfaltete Otho, — wie er in der Residenz, wo man noch immer seine Mäßigung für Verstellung halten wollte, die schonendste Rücksicht für die persönliche Sicherheit der Familie seines Gegners Vitellius an den Tag legte, — als Heerführer eine Raschheit, Kraft und Thätigkeit, persönlich auch eine Fähigkeit, sich den Anstrengungen des Dienstes zu unterwerfen, die niemand von ihm erwartet hatte. Andrerseits aber trat die tiefe Unsicherheit der römischen Dinge und das allgemeine gegenseitige Mißtrauen doch darin recht deutlich ans Licht, daß der Kaiser die Magistrate und die Consularen aufforderte, ihm ins Lager zu folgen, um sich vor ihren Intriguen in der Hauptstadt hinter seinem Rücken zu schützen. Die Truppen ihrerseits zeigten sich allerdings sowohl dem Vitellius, wie dem Otho und ihrer Sache in beiden Heerlagern mit großer Treue und Zähigkeit ergeben. Aber in diesem Bürgerkriege, wo nicht, wie einst zur Zeit des Cäsar und Pompejus, oder selbst der blutigen Triumvirn, auf beiden Seiten imposante Feldherrngestalten wenigstens im Felde die Soldaten zu bändigen verstanden, gewann die Masse der Soldaten einen höchst unheilvollen Einfluß auf die Führung des Krieges. Der Geist der Meuterei, der Insubordination, und namentlich des Mißtrauens gegen die Generale lag wie ein Alp auf diesem fluchwürdigen Kriege. Im Glück voller Uebermuth, nachlässig und zuchtlos, waren die Truppen jeden Augenblick zur Meuterei bereit, wenn sie ein Mißgeschick betraf. Jedes Unheil aber sollten natürlich die Führer verschuldet haben, und das Geschrei über Verrath wurde schon jetzt in einer Intensivität in den Lagern vernommen, wie nur je wieder in dem letzten Jahrhundert des untergehenden römischen Reiches. Freilich trug auch das sehr viel zu solcher inneren Auflösung bei, daß einerseits der beste der othonianischen Feldherren, der in Britannien bewährte alte Suetonius Paullinus, zu den italischen Soldaten nur wenig Zutrauen hatte und zu vorsichtiger Kriegführung rieth, während die übrigen Führer, Marius Celsus, Annius Gallus, und ein Günstling Othos, der Gardepräfekt Licinius Proculus, die sich um des Kaisers Gunst bewarben, sowohl auf ihn, wie unter einander höchst eifersüchtig waren. Otho, der selbst als Oberfeldherr wenig bedeutete, konnte sich im Felde endlich nur dadurch helfen, daß er seinen Bruder Titianus aus Rom berief, und ihn über die andern setzte.

Von Seiten des Otho wurde der Kampf durch rasche Vorausendung des Annius Gallus und des Vestricius Spurinna mit einem Theile der

stadtrömischen Truppen nach dem mittleren Padus eröffnet. Gallus, so scheint es, ging über den untern Padus, um mit den aus Pannonien und Dalmatien bereits anrückenden vier Legionen Fühlung zu gewinnen. Spurinna dagegen warf sich in die alte Festung Placentia, um diese zu vertheidigen, weil Cäcinas vitellianische Truppen sich nördlich des Padus bereits bis zur Adda ausgebreitet hatten. Cäcina, dessen Veteranen die städtischen Soldaten ihres Gegners mit stolzer Verachtung betrachteten, drängte zum Angriff. Seine Bataver öffneten ihm den Uebergang über den Padus; aber der rasch und übermüthig versuchte Sturm auf die Verschanzungen von Placentia endigte mit einem so entschiedenen Mißerfolge, daß er über den Strom zurückweichen mußte und sich zu Cremona setzte, um erst die Ankunft der Colonne des Valens zu erwarten, der auf seinem Marsche dahin durch eine furchtbare Meuterei zu Ticinum und durch die Detachirungen nach Narbonensis (S. 282) aufgehalten wurde. Während nun die Gladiatoren des Spurinna unter Marcius Macer es wagten, den Padus zu überschreiten und in kühnem und siegreichem Ueberfall die Auxiliaren des Cäcina anzugreifen, wandte Annius Gallus sich hilfsbereit westwärts. Als er hörte, daß die Gefahr für Placentia abgewandt war, setzte er sich fest zu Bedriacum, einem Platze zwischen Cremona und Verona. Hier sammelten sich dann auch die übrigen aus Rom nachgerückten italischen Truppen des Otho, unter Suetonius und Celsus; dann Kaiser Otho selbst, der am 24. März die Residenz verlassen hatte, und — so scheint es — die dalmatinischen und pannonischen Legionen. Als nun Cäcina es noch einmal wagte, die Othonianer von Bedriacum in einen Hinterhalt bei Cremona zu verlocken, gelang es der Gewandtheit des Paullinus und Celsus, denen der Plan verrathen war, ihm einen tüchtigen Schlag beizubringen, der in seinem Lager nachher eine wilde Meuterei hervorrief. Auch als nun Valens endlich mit ihm zusammentraf, entbrannte bei der wüthenden Eifersucht zwischen beiden Feldherren die heftigste persönliche Gegnerschaft. So standen Othos Chancen durchaus nicht schlecht, und Paullinus hatte allen Grund, von einer Verzögerung der Hauptschlacht, — bis erst die mösischen Legionen in Italien angelangt und bei den Vitellianern Proviantmangel eingetreten, — das Beste zu hoffen. Nun aber drängte Otho persönlich so lebhaft zur Entscheidungsschlacht, wie die Soldaten. Wider Paullinus' und Celsus' Rath setzten Proculus und Titianus den Beschluß durch, diesen Kampf unverzüglich zu wagen, dem Otho selbst, fehlerhaft genug, auf Rath der Generale sich persönlich entzog, indem er sich nach dem benachbarten Brixellum (j. Brescello) am rechten Ufer des Padus mit einer starken Bedeckung zurückzog. Der Versuch der Vitellianer, durch Ueberbrückung des Padus unterhalb Cremona die Armee des Otho zu überflügeln, führte schnell genug zu dem gewünschten Kampfe. Weil aber Othos Heer auf dem Marsche nach diesem Punkte, ohne schnell zur Schlachtordnung übergehen zu können, auf den gerüsteten Feind stieß, auch mehrere der Heerführer sich schlecht hielten,

— nur Celsus und Titianus hielten bis zu Ende aus, — so konnte trotz der wüthenden Tapferkeit, mit welcher Othos Krieger stritten, der Ausgang der Schlacht nicht zweifelhaft sein. Am andern Morgen kapitulirten die Truppen von Bedriacum.

Nun war zwar Othos Sache noch nicht verloren. Noch hatte er außer den der Schlacht und der Ergebung entronnenen Kriegern die Truppen zu Placentia und zu Brixellum, die lebhaft die Fortsetzung des Kampfes wünschten; dazu waren die mösischen Truppen bereits in Aquileja angekommen. Da entschied sich aber der Kaiser anders. Otho war das gewesen, was man heute „blasirt" nennt; der Kampf um die Weltherrschaft hatte ihn über seine persönliche Unzulänglichkeit bei dem Ringen um die ungeheure Entscheidung belehrt. Nun nach der Mordschlacht erwachten die besten Gefühle, die in seiner Seele lebten: er wollte wenigstens, so weit er es noch konnte, seinem Vaterlande den Frieden wiedergeben, — so machte er denn am Morgen des 16. April 69 durch einen Dolchstoß seinem Leben ein schnelles Ende.

Zunächst freilich verfiel das Reich unter diesen Umständen der nichts weniger als Glück verheißenden Herrschaft des Vitellius. Auf die Kunde von der Schlacht bei Bedriacum und Othos Tode huldigte der Senat auf der Stelle dem Vitellius und überhäufte die rheinischen Truppen und ihre Führer mit Ehrenauszeichnungen. Der Polizeipräsident Sabinus ließ die städtische Besatzung für Vitellius vereidigen. In Afrika erklärte sich Mauretanien für ihn. Inzwischen war der neue rheinische Imperator mit einer für römische Verhältnisse gewaltigen Armee vom Rhein südwärts marschirt; sein Aufbruch war etwa mit den Kämpfen bei Bedriacum gleichzeitig. In Lyon traf er mit seinen Legaten Valens und Cäcina, deren Schaaren inzwischen Oberitalien ausraubten, wie auch mit den Häuptern der besiegten Partei zusammen. Hier zeigte er sich im Allgemeinen gutmüthig. Paullinus und Proculus, Titianus und Celsus erhielten volle Amnestie; dagegen wurde eine Anzahl tüchtiger Offiziere des othonischen Heeres zum Tode bestimmt. Dann aber galt es, die geschlagene Armee zu zerstreuen. Die mösischen Legionen, wie die dalmatinischen und die pannonischen erhielten nach einander den Befehl, in ihre alten Standquartiere zurückzugehen; nur die besonders trotzige XIV. sollte nach Britannien zurückkehren, wo sie in früheren Zeiten gestanden hatte. Die alte Kaisergarde wurde beschenkt, dann aber entlassen. Die aus Seesoldaten durch Galba in Spanien gebildete Legion erhielt den Befehl, nach diesem Lande abzuziehen.

Vitellius persönlich zeigte weder Grausamkeit, noch finanzielle Raubgier, ja selbst in seinem Benehmen eine gewisse Mäßigung, die von seiner Familie in noch weit höherem Grade geübt wurde. Aber grundverderblich für das Reich wurde einerseits seine verrufene Schlemmerei, die alles bis dahin Bekannte überbot, wie noch mehr seine stumpfe Lässigkeit und Gleichgültigkeit gegen die höheren Interessen des Reiches und gegen das Treiben

ſeiner Umgebung, gegen die Raubgier ſeiner Offiziere, die Gewaltthaten ſeiner Soldaten, die gefährlichen Ausbrüche des Haſſes zwiſchen verſchiedenen Corps ſeiner Armee, und die fühlbare Erſchlaffung der Disciplin.

Die ſiegreiche Armee, 60,000 Mann, der noch eine Maſſe von Unbewaffneten folgte, wälzte ſich indeſſen zu ſchwerer Belaſtung des Landes durch Mittelitalien der Tiber zu. Der Krieg ſchien zu Ende, auch aus Syrien war endlich die Zuſtimmung der Legaten zu dem fait accompli von Bedriacum angelangt. So erreichte der neue Kaiſer, nicht lange vor dem 18. Juli 69, die Reichshauptſtadt, die mit ihm zugleich vier vollſtändige Legionen, eine gleiche Anzahl Legionäre aus verſchiedenen anderen Legionen, zwölf Reitergeſchwader und 34 Auxiliarbataillone in vollem Waffenſchmucke betraten. Hier endlich nahm Vitellius auch den Namen Auguſtus an.

Auch Vitellius verſuchte es, ſich als Kaiſer in Rom populär zu machen. Er zeigte ſich gern öffentlich, namentlich im Cirkus, wo er, wie früher Vinius, im Gegenſatz zu mehreren der früheren Herrſcher, die „blaue" Partei der Rennbahn patroniſirte. Sein Benehmen gegen den Senat war nicht ohne Rückſicht und Mäßigung. Dem Volke zumal wurde er durch ſeine Pflege der Neroniſchen Erinnerungen nicht unwerth. Nichts deſto weniger ging es mit ihm entſetzlich ſchnell abwärts. Seine Trägheit und ſein Hang zur Völlerei trugen es bei ihm in kläglichſter Weiſe davon. Während er die Geſchäfte im Weſentlichen dem Valens und dem Cäcina überließ, die nur auf Füllung ihrer Kaſſen und auf Bereicherung ihrer Anhänger bedacht waren und dabei ſtets wider einander intriguirten, ſchwelgte der naive Princeps mit ſo ſtaunenswerther Receptivität, daß es ihm, ſo lautet die Angabe, gelungen iſt, während der wenigen Monate ſeiner Herrſchaft volle 900 Millionen Seſterzen (195,768,900 R. Mark) zu verzehren und zu vertrinken. Bei dieſer Art völlig gedankenloſer Wirthſchaft wurden nun aber auch gefährliche militäriſche Fehler begangen. Es war nur natürlich, daß bei der ohnehin ſo ſchlaffen Zucht des Bürgerkrieges und ſpeziell des Vitellianiſchen Heeres, die Truppen, die jetzt in Rom lagerten, militäriſch in ſehr kurzer Zeit erheblich ſchlechter wurden. Die Legionen der Rheinfeſtungen, wie die keltiſchen und die rauhen deutſchen Auxiliaren huldigten mit vollen Zügen dem Genuß des üppigen Wohllebens der Reſidenz. Aber die ewigen Gelage und der ewige ſchlaffe Müßiggang entnervten die Soldaten; das für den Nordländer namentlich im Hochſommer ſo gefährliche Klima der Reichshauptſtadt decimirte ihre Reihen. Noch mehr, der Kaiſer ſelbſt hatte den Organismus der nach Rom geführten Truppen zerriſſen. Nach Entlaſſung nämlich der alten Kaiſergarde hatte Vitellius auch die der bisher fungirenden ſtädtiſchen Cohorten verfügt. Bei deren Neubildung wollte er ſich nun einerſeits eine ſichere Stütze in Italien ſchaffen, andererſeits die Rheinlegionen belohnen, und zugleich als echter Soldatenkaiſer die Garde aus den Legionen formiren. Er gab alſo das Syſtem des Auguſtus (S. 105 ff.)

nach dieser Richtung auf, und formirte die neue Garde, wie die neue Garnison der Stadt aus seinen Legionssoldaten. Die neuen Prätorianer, (die Garde war vielleicht schon unter Gajus oder Claudius bis auf zwölf Cohorten vermehrt worden,) bildeten ein viel stärkeres Corps als früher; sie zählten jetzt sechszehn Cohorten. Auch die neue Garnison der Stadt wurde aus den Rheintruppen entnommen. Auf diese Weise entzog der Kaiser zunächst etwa 20,000 der besten Leute seinen Linientruppen, war nun aber viel zu indolent, um sich der Herstellung des alten festen Gefüges bei seinen Legionen ernsthaft anzunehmen. Er sollte sehr bald erfahren, wie gefährlich das war. Denn während er in der Residenz zechte und schmauste, entbrannte am fernen, jetzt fast schutzlosen Niederrhein ein schwerer Krieg, und brach ziemlich gleichzeitig in Illyricum und in Syrien eine neue militärische Revolution aus, die ganz unmittelbar gegen seine Person gerichtet war.

Die im Orient kommandirenden Statthalter des Reiches hatten bis zur Schlacht bei Bedriacum den immer wilder sich gestaltenden Bewegungen im Westen und im Centrum des Reiches zwar mit Ruhe, aber mit wachsender Spannung und Unbehagen zugesehen. Anders aber verhielt sich das mit ihren Legionen. Mucianus freilich und namentlich der bei seiner Armee überaus beliebte Vespasian waren Mannes genug, um hier die epidemisch über das Reich sich ausbreitende Zuchtlosigkeit der Soldaten zu bannen. Aber hindern konnten auch sie nicht, daß die Soldaten bitter darüber grollten, daß die starke, zur Zeit aus Kerntruppen bestehende, syrische Armee bei den wiederholten Erhebungen neuer Imperatoren absolut gar nicht berücksichtigt wurde. Sie erwogen auch, wie tief Otho und nun gar Vitellius an Mannes- und Feldherrnwerth unter ihrem Vespasian standen, und prüften bereits die Chancen eines Krieges, bei dem ihnen die Hilfsmittel des ganzen Orients zu Gebote stehen würden.

Vespasian war mit dieser Stimmung der Armee sehr wohl bekannt. Allein, gemäßigt, bescheiden und vorsichtig, wie der bereits bejahrte General war, lockte ihn der Gedanke an einen dynastischen Krieg und an das glänzende Elend des Principats nicht sehr, während man bereits in Rom selbst, und noch weit mehr im Orient von diesem Plebejer die Rettung des Reiches aus seiner zerrütteten Lage und von der wüsten Herrschaft des Vitellius hoffte. Es war dann auch Mucianus, der Statthalter Syriens, der an amtlicher Autorität und höherem Kommando ihm voranstand, — der zuerst sich ernsthaft bemühte, den Vespasian zur Erhebung gegen Vitellius zu bestimmen. Allerdings hatten früher zwischen beiden Männern ziemlich kühle Verhältnisse bestanden. Jetzt aber hielt Mucianus, dessen Popularität nicht derart war, um selbst nach der Herrschaft greifen zu können, — der dagegen sich gegen die höhere Tüchtigkeit Vespasians nicht verschloß, und seinen Ehrgeiz als erster Rathgeber des künftigen neuen Imperators befriedigt fand, — die Zeit für gekommen, seinen Kollegen zum Abfall von dem Trunkenbold in Italien zu veranlassen. Dabei kam ihm seine Sympathie sehr zu

ſtatten für den liebenswürdigen Titus, des Veſpaſian Sohn, der auf der Reiſe zu Galba (S. 273) ſchon in Korinth die Nachricht von der Ermordung des alten Kaiſers erhalten und ſofort die Rückreiſe nach Paläſtina angetreten hatte.

Es gelang dem Mucianus wirklich, bei einer Zuſammenkunft an den Grenzen ihrer Provinzen ſeinen Kollegen fortzureißen. Er verſprach ihm, ſeine ganze Macht für ihn einzuſetzen, und konnte ihn auch von der Sympathie ſeiner Legionen für den Plan überzeugen. Der entſcheidende Beſchluß wurde gefaßt, und nun eilten Mucian nach Antiochien, Veſpaſian nach Cäſarea, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Da geſchah es, daß der in Alexandria regierende, noch von Neros Zeit her im Amte befindliche Präfekt Tiberius Alexander noch weiter ging, und am 1. Juli 69 ſeine beiden Legionen aufforderte, den Veſpaſian zum Imperator zu proklamiren. Dieſer Tag galt nachher als der Geburtstag des neuen Principats. Die Nachricht wirkte wie ein elektriſcher Schlag. Schon am 3. Juli riefen die Truppen in Paläſtina ihren Veſpaſian zum Imperator Cäſar Auguſtus aus. Und nun eilte auch Mucian, ſein Heer für den neuen Prätendenten in Eid und Pflicht zu nehmen. Mit arger Liſt warf er die Rede unter das Volk und die Truppen, daß Vitellius beſchloſſen habe, die gefürchtete wilde Rheinarmee nach dem üppigen Syrien, die ſyriſchen Legionen aber nach den rauhen Ufern des Rheines zu verlegen. Bis zum 15. Juli war Veſpaſian überall, vom Nil bis zum Tauros, anerkannt, — alſo in derſelben Zeit, wo Vitellius endlich die Tiber erreicht hatte; der geſammte Orient folgte dieſer Bewegung, die Vaſallenfürſten, ja ſelbſt der Partherkönig Vologäſes, boten ihre Dienſte an. Nun ſchienen die Omina und Prophezeiungen jeder Art zu ihrem Rechte gekommen zu ſein, die ſich, — wie das durch die geſammte Kaiſergeſchichte bis zu der chriſtlichen Zeit hindurchgeht, — in Maſſe als glänzender Nimbus um den neuen Prätendenten und deſſen Vorgeſchichte ſammelten.

Nun hielten die Feldherrn zu Berytos einen großen Kriegsrath. Den Krieg gegen die Juden ſollte Titus übernehmen. Veſpaſian hatte ſeit Sommer 68 durch Vollendung der Eroberung des aufſtändiſchen Landes, wenige Schlöſſer ausgenommen, Jeruſalem langſam iſolirt, und ſich im Hinblick auf die römiſchen Zuſtände wohl gehütet, ſich zur Zeit zu tief in dieſen Kampf zu verſtricken. Nun wollte er ſelbſt nach Aegypten gehen, um für alle Fälle der ägyptiſchen und womöglich auch der karthagiſchen Kornausfuhr ſich zu bemächtigen und dadurch auf Rom einen Druck ausüben zu können. Mucianus ſollte mit einer genügenden Macht den Marſch zu Lande durch Aſien und Illyrieum nach Italien antreten, und brachte zunächſt in Aſien, theils aus eigenen Mitteln, theils aus Tempeln und durch neue Auflagen, erhebliche Geldmittel zuſammen.

Während der neue Prätendent und ſeine Freunde, ohne die großen Reichsintereſſen im Oſten leichtſinnig aus den Augen zu laſſen, langſam und ſyſtematiſch vorgingen, nahm die neue dynaſtiſche Kriſis, die ihr Auf-

treten herbeiführte, wider ihr Erwarten einen ungemein akuten und jähen Charakter an. Die Kunde von Vespasians Erhebung nämlich wirkte auf einem Hauptpunkte des Reiches geradezu zündend. Die drei mösischen Legionen, die (S. 284) dem Otho zu Hilfe gezogen waren, hatten in Aquileja die Kunde von der Niederlage und dem Tode dieses Kaisers erhalten, und darauf hin voller Schmerz und Wuth die schwersten militärischen Excesse verübt. Allmählich aber war Furcht vor der künftigen Strafe durch Vitellius an die Stelle jener wilden Aufregung getreten. Als sie nun wieder in ihrer Provinz lagen, und die große Kunde aus Syrien zu ihnen drang, war es zuerst die III. Legion (Gallica), die — noch nicht lange aus Syrien (68, zum Schutz Mösiens gegen die Sarmaten[1])) nach der Donau zurückverlegt, jetzt sich für Vespasian erklärte. Jetzt konnte man sich durch Aufnahme des Kampfes gegen Vitellius ein Verdienst um den neuen Prätendenten erwerben, und jeder Strafe entgehen. Bald waren alle mösischen Truppen für die neue Revolution entflammt. Es dauerte nicht lange, so schlossen sich auch die pannonischen und dalmatinischen Legionen ihnen an, die — durch Vitellius nach ihren Quartieren zurückgeschickt, durch die Hinrichtung mehrerer ihrer Offiziere noch besonders erbittert, darauf brannten, die Niederlage bei Bedriacum zu rächen. Sofort wurden Briefe nach Gallien, Britannien und Spanien geschickt, um auch dort zur Erhebung gegen Vitellius aufzufordern.

Dabei blieben die Insurgenten von Illyrieum aber nicht stehen. Die illyrischen Generale, die von Vespasian brieflich in Eid und Pflicht genommen waren, hielten zu Poetovio einen Kriegsrath. Hier waren die meisten derselben der Ansicht, man solle die östlichen Alpenpässe den Vitellianern sperren und zunächst die Ankunft des Mucianus erwarten. Das war aber nicht die Meinung des kühnen und hochbegabten Antonius Primus, des (S. 275) Commandeurs der VII. Legion Galbiana. Dieser feurige Tolosaner war, was auch die Fehler seiner jüngeren Jahre und seines Privatlebens sein mochten, ein Soldat von rechter Energie, und als Führer wie gemacht, um als Bahnbrecher in einem solchen Revolutionskriege siegreich die Spitze zu nehmen. In feuriger Rede überzeugte er seine Kollegen, daß bei dem Zustande der Vitellianischen Armee ein rascher Angriff die besten Chancen verspreche, und übernahm es, für seine Person mit einem Theile des Fußvolkes und der Reiterei den ersten Vorstoß gegen Italien zu versuchen. Neben diesem verwegenen und hochstrebenden Manne waren zur Zeit in der illyrischen Armee nur noch zwei Offiziere, die sich ein ähnliches Ansehen zu erwerben vermochten. Der eine, Arrius Varus, hatte von unten auf gedient, und war unter Corbulo in Asien Präfekt einer Auxiliarcohorte gewesen. Durch Verdächtigung dieses Feldherrn bei Nero hatte er sich die Stelle eines Cen-

1) Gegen diese hatte unter Nero (nach d. J. 58, etwa 62 und nachher) der Legat Ti. Plautius Silvanus Aelianus glücklich gefochten, auch 100,000 derselben unter römischer Hoheit in Mösien angesiedelt.

turio Primipilaris erworben, und erſcheint jetzt als einer der Hauptführer der flaviſchen Partei, wie neben ihm der bisherige Prokurator Cornelius Fuscus.

Unbekümmert darum, daß Veſpaſian und Mucian als vorſichtige Feldherren mit ſo ungeſtümem Vorgehen durchaus nicht ſehr zufrieden waren, und daß Mucian, der auch die ihm zu Gebote ſtehenden Kriegsſchiffe nach dem Bosporus beordert hatte, mit der von ihm geführten VI. Legion und 13,000 auserleſenen Soldaten aus drei anderen Legionen, nicht ſo ſchnell zu ſeiner Unterſtützung herankommen konnte, überſchritt Antonius Primus an der Spitze ſeiner Legion, vieler leichter Truppen und einer zahlreichen Reiterei wirklich im Herbſt 69 die juliſchen Alpen und breitete ſich unter täglich wachſenden kleineren Erfolgen ſiegreich bis zur Etſch aus, um dann ſein Hauptquartier in Verona zu nehmen. Die Führer der übrigen flaviſchen Abtheilungen in Illyricum, die ſich inzwiſchen durch neue Auxiliaren verſtärkt hatten, folgten ihm allmählich nach. Und nun ſollte die blutige Entſcheidung nicht mehr lange auf ſich warten laſſen.

Vitellius war gegenüber der neuen Gefahr von Oſten her bedenklich lange unthätig geblieben. Während ein viele Wochen hindurch wehender Nordweſtwind die Ankunft aller durch die Poſtſchiffe vermittelten Nachrichten aus dem Oſten aufhielt oder doch verzögerte, war in Rom zuerſt nur der Abfall der III. Legion in Möſien ſicher bekannt geworden. Als dann die Botſchaft von der Erhebung ſämmtlicher illyriſcher Legionen die Gefahr ebenſo gewaltig als drohend nahe erſcheinen ließ, ſollten nun in aller Eile aus der Weſthälfte des Reiches Verſtärkungen herangezogen werden. Damit aber ſah es übel aus. Nur in Afrika war man zur Hilfe bereit. In Spanien hielt man ſich in kühler Reſerve, und noch ſchlimmer ſah es im Norden aus. Was ſeit dem dritten Jahrhundert n. Chr. bei den ſpäteren inneren Reichskriegen ſich immer wieder in ſtets gefahrvolleren Dimenſionen wiederholen ſollte, lernten die Römer jetzt zuerſt kennen. Der ungeheure Zerfleiſchungskampf im Centrum des Reiches und die Entblößung verſchiedener Grenzen von zuverläſſigen römiſchen Streitkräften lockte auf mehreren Stellen, namentlich auf der brittiſchen und der unteren Donaugrenze die benachbarten Barbaren, Angriffe auf das Reich zu verſuchen. So konnten aus Britannien keine Hilfstruppen kommen. Weitaus die größte Gefahr aber drohte am Rhein. Nach dem Abmarſch des Vitellius hatten die auf der Rheinlinie zurückgelaſſenen römiſchen Offiziere ſich bemüht, die gefährlichen Lücken in der Grenzhut wieder zu ſchließen und die Cadres der Legionen wieder zu neuen vollſtändigen Legionen auszugeſtalten. Das war aber nach zwei Seiten hin nur ſehr unvollkommen gelungen. Einerſeits nämlich blieben die neuen taktiſchen Formationen weit hinter der üblichen Sollſtärke zurück, ſo daß beiſpielsweiſe die V. und XV. Legion zuſammen höchſtens 5000 Mann zählten. Andrerſeits aber hatte man in der Eile unter den den Rheinfeſtungen benachbarten keltiſchen und deutſchen Völkern rekrutirt. Sollte es nöthig werden, gegen Deutſche oder gegen einen keltiſchen Aufſtand Gewalt zu brauchen, ſo waren dieſe neu eingeſtellten

Leute jedenfalls eine sehr zweifelhafte Hilfe, zumal der alte General Hordeonius Flaccus durchaus nicht der Mann war, seinen Soldaten wirklich persönlich zu imponiren. Unter diesen Umständen gab die Erhebung des Vespasian gegen Vitellius einem kühnen Abenteurer den Anlaß, mit den verwegensten Plänen gegen die römische Herrschaft im nordwestlichen Europa hervorzutreten. Zwei Brüder aus einem fürstlichen Geschlecht der seit Alters mit den Römern verbündeten Bataver, Julius Paulus und Claudius Civilis, waren nach vieljährigem Dienste unter den Auxiliaren des Reiches mit den Machthabern in Konflikt gerathen. Paulus war noch unter Nero auf Befehl des Fontejus Capito getödtet, Civilis aber nach Rom geschickt, dort später von Galba entlassen worden, um nachher am Rhein von den Soldaten, als der Mitschuld an des Capito Tode verdächtig, am Leben bedroht zu werden. Nur aus Rücksicht auf die Bataver hatte ihn dann Vitellius durchschlüpfen lassen. Präfekt einer Auxiliarcohorte, durch 25jährigen Dienst mit römischen Verhältnissen vollkommen vertraut, dabei ein Deutscher von damals noch seltener Geistesschärfe, an kluger Voraussicht, List, Berechnung und Führungstalent seinen Landsleuten erheblich überlegen, glühte er jetzt vor Begier sich zu rächen, und da der ganze germanische Freiheitsdrang in ihm wieder erwacht war, so trug er sich mit der kühnen Idee, die römische Macht am Rhein gänzlich zu vernichten. Als nun sein alter Waffengefährte Vespasian als Prätendent auftrat; als nun von Seiten der flavischen Partei, namentlich von Antonius Primus, ja heimlich selbst von Hordeonius Flaccus, ihm Aufforderungen zukamen, die Römer am Rhein durch einen Aufstand zu beschäftigen, bot sich ihm von selbst die Chance, seine Pläne zunächst mit dem Namen des Vespasian zu decken. Es wurde ihm nicht schwer, in Folge der mit vielen Mißbräuchen verbundenen römischen Aushebung unter den Batavern die einflußreichsten Männer seines Volkes für seine Pläne zu gewinnen. Er läßt den Aufstand durch die benachbarten Caninefaten unter dem Häuptling Brinno beginnen, die sofort die Friesen gewinnen, und mit diesen die römischen Stellungen in ihrem Gebiet überrennen. Und als sich die römischen Truppen nach dem oberen Theile der „Insel der Bataver", nach dem Winkel zurückziehen, der durch Waal und Rhein bei ihrer Trennung gebildet wird, vereinigt Civilis seine Schaaren mit denen der Insurgenten, und bringt jenen, — unterstützt durch den Verrath einer belgischen Cohorte und der batavischen Matrosen auf den römischen Rheinschiffen, — zu Wasser und zu Lande eine schwere Niederlage bei, die ihm als Siegespreis 24 römische Schiffe in die Hände wirft. Dieser Sieg entschied zunächst über die Zukunft des Aufstandes. Der Ruf dieses Erfolges führte die beutelustigen Germanen nunmehr in Massen zu Civilis' Fahnen. Die gefangenen keltischen Soldaten entließ dieser, der sie sehr geschickt zu behandeln wußte, nach ihren Kantonen, um daselbst überall für die Empörung zu agitiren. Als jetzt Hordeonius Flaccus, um vor Vitellius wenigstens den Schein zu retten, den Legaten Munius Lupercus mit der V. und XV. Legion und den Auxiliaren von

Vetera aus gegen Civilis ſchickte, wurde dieſes Heer nach Ueberſchreitung der Waal ebenfalls geworfen. Ein bataviſches Reiterregiment fiel ſofort ab, die ubiſchen und treviriſchen Auxiliaren ſtoben auseinander, und Lupercus mußte nach Vetera retiriren. Gleich darauf durch den Uebertritt von acht bataviſchen Cohorten zu ſeiner Sache, die vorher in Italien mit Auszeichnung für Vitellius gefochten hatten, nachher wieder nach Deutſchland geſchickt, und jetzt abermals nach Italien gerufen waren, erheblich verſtärkt, und weiter durch ſtarke Maſſen der Brukterer und Teneterer unterſtützt, — ließ Civilis ſein ganzes Heer für Veſpaſian ſchwören. Unter dieſer Flagge wandte er ſich nun gegen die römiſche Rheinarmee und griff in erſter Reihe die ſtolze Feſtung Vetera an, wo ihn jedoch die ausdauernde Tapferkeit der Beſatzung zur Eröffnung einer langwierigen Belagerung nöthigte.

So ſtand denn auch der Nordweſten des Reiches im Herbſt 69 in vollen Flammen, und Vitellius war lediglich auf die Truppenmacht in Italien angewieſen, mit der allein er, mochte ihr Zuſtand jetzt ſein wie er wollte, den Kampf gegen die illyriſche Armee aufzunehmen hatte. Noch immer konnte er, wie wir wiſſen, über das Material von acht, obwohl in ihrer numeriſchen Stärke nicht mehr dem Sollſtand entſprechenden Legionen und über viele Auxiliaren verfügen, die ihm noch immer treu ergeben waren, ſoweit es auf den gemeinen Mann ankam. Noch zu rechter Zeit wurden dieſe Streitkräfte nach dem Norden Italiens geworfen; aber zum Unheil des Vitellius war auf die Führung kein Verlaß mehr. Da Valens durch Krankheit gefeſſelt wurde, ſo führte Cäcina die Armee; dieſer aber, unzufrieden über die größere Gunſt ſeines Kollegen bei dem Kaiſer, ſann auf Verrath und begann gleich nach ſeiner Ankunft am Padus, wo er ſich zwiſchen Cremona und Ravenna aufſtellte, im Verein mit dem Präfekten der Flottenſtation zu Ravenna, dem Lucilius Baſſus, einerſeits die ihm unterſtellte Armee zum Abfall zu verführen, andrerſeits mit Antonius Primus in Verona, der damals noch über nur wenige Truppen verfügte und leicht hätte überrannt werden können, von Hoſtilia aus Briefe zu wechſeln. Als endlich Baſſus mit ſeiner Flotte wirklich zu der flaviſchen Partei übergegangen war, wollte Cäcina die bei Hoſtilia ſtehenden ſechs Legionen beſtimmen, dieſem Beiſpiele zu folgen. Da erhob ſich jedoch die Maſſe der Soldaten ungeſtüm gegen ſolchen Verrath an Vitellius, warf den Cäcina in Ketten, wählte ſich neue Führer, und brach auf, um ſich mit den zwei zu Cremona ſtehenden Legionen zu vereinigen.

Als Antonius Primus, der die Führung des flaviſchen Krieges jetzt vollſtändig an ſich geriſſen hatte, von dieſen Zuſtänden im feindlichen Lager Kenntniß erhielt, brach er ungeſtüm aus Verona heraus, um die beiden Hälften des feindlichen Heeres getrennt nach einander anzufallen. In zwei Gewaltmärſchen erreichte er das unheilvolle Bedriacum. Und (gegen Ende des Oktobers 69) in der Nähe dieſes Ortes kam es demnächſt mit der Beſatzung von Cremona zu einem mörderiſchen Kampfe, in welchem die Vitellianer endlich geſchlagen und nach der Stadt zurückgeworfen wurden.

Nun erreichten aber die andern sechs Legionen doch ebenfalls Cremona, und begannen sofort, mit den eben zurückgeworfenen Kameraden vereinigt, noch mit Anbruch der nächsten Nacht den unüberlegten Angriff auf das illyrische Heer. So entbrannte eine entsetzliche nächtliche Schlacht, die endlich durch die überlegene Taktik des Antonius zu Gunsten der flavischen Partei sich entschied. Dann wurde noch das Lager der Vitellianer genommen, und auch die Stadt Cremona mußte kapituliren. Und nun begann, — mindestens unter Zulassung des Antonius, — eine schauderhafte viertägige Plünderung, die endlich mit völliger Zerstörung der blühenden Stadt Cremona und Niedermetzelung ihrer Bewohner schloß. Auch Cäcina fiel in die Hände des Antonius und wurde von ihm an Vespasian ausgeliefert.

Die kriegsgefangenen vitellianischen Truppen wurden sofort nach verschiedenen Theilen der illyrischen Provinzen verlegt. Auf die Kunde aber von der entsetzlichen Schlacht bei Cremona fielen die westlichen Provinzen des Reiches ohne Widerstand zu Vespasian ab. Der Legat Valens, der mit frischen Truppen aus Rom nach Oberitalien gekommen war und auf die Nachricht von dem Untergang von Cremona sich nach Pisä gewendet hatte, um in Gallien neue Truppen zu organisiren, fiel auf den Stöchaden in die Hände der Flavianer. Antonius Primus hat ihn dann zu Urbinum hinrichten lassen.

Nun schützte nur noch der Wall der Apenninen den unseligen Vitellius vor den blutigen illyrischen Schaaren. Noch hoffte er, mit den zu Rom ihm zu Gebote stehenden Kerntruppen in Garde und Besatzung, und mit einer Flottenlegion dem Antonius widerstehen zu können, zumal die Annäherung eines schneereichen Winters die Vertheidigung der Apenninenpässe zu erleichtern schien. Er stellte sich selbst an die Spitze der Truppen und führte — während sein Bruder Lucius den Befehl in der Residenz übernahm — 14 Bataillone der neuen Garde, die Flottenlegion und mehrere Reiterhaufen, nach Mevania am Clitumnus, nördlich von Spoleto, einer strategisch sehr wichtigen Stellung in Umbrien. Nun aber hörte er, daß in seinem Rücken die Flotte zu Misenum sammt der Stadt Puteoli von ihm abfiel. Die Seesoldaten besetzten bereits für Vespasian auch Tarracina, und von Campanien zuckte der Aufruhr hinüber bis zu den Marsern und Pälignern. In solcher Noth verlor Vitellius völlig den Kopf. Er verließ Mevania, führte die Truppen nach Narnia, ließ einen Theil hier stehen, eilte mit den übrigen nach Rom, und suchte hier noch einmal durch Aufbietung der Volksmassen sein Heer zu verstärken.

Inzwischen handelte Antonius Primus, der sich bereits vollständig als Repräsentant des neuen Kaisers fühlte, rasch und entschieden. Er hatte den Troß und das Gepäck seines Heeres und einen großen Theil der Linientruppen in Verona zurückgelassen, und sich dann mit etwa zwei Legionen und den Auxiliaren gegen Süden wieder in Bewegung gesetzt. Trotz der erheblichen Schwierigkeiten, welche Nässe, Kälte und hoher Schnee seinem

Marsche bereiteten, konnte er im December 69 die Apenninen, die Vitellius aufgegeben hatte, ohne Widerstand überschreiten, und nun gingen die vitellianischen Truppen bei Narnia, völlig entmuthigt und führerlos wie sie waren, mit fliegenden Fahnen zu ihm über. Dann aber ließ Antonius Primus, der doch kein gedankenloser und blutdürstiger Bataillenr, sondern ein feiner Politiker war, dem Vitellius Vergleichsvorschläge machen, die auch die Zustimmung des damals bereits durch Illyrieum nachrückenden Mucianus fanden. Er forderte die freiwillige Abdankung des Kaisers, der dafür mit hoher Pension sich nach irgend einer campanischen Villa in das Privatleben zurückziehen möge.

Vitellius so gut wie die besitzenden Bürger der Hauptstadt, die von gewaltsamer Einnahme Roms durch die Mordgesellen von Cremona das Schlimmste fürchteten, waren sehr erfreut über die Aussicht, den Bürgerkrieg in solcher Art schnell beendigt zu sehen. Der Kaiser säumte nun auch nicht, sofort mit Flavius Sabinus, den (wie auch Vespasians in Rom befindlichen jüngeren Sohn Domitian) er bisher freundlich behandelt hatte, sich in Verbindung zu setzen, und schloß mit demselben am 18. December 69 in aller Form den Abdankungsvertrag. Man hoffte in Rom nun den Frieden gesichert; aber wider alles Erwarten brach eine entsetzliche Katastrophe herein.

Als Vitellius die Hofburg verließ und auf das Forum hinabstieg, um den Akt der Abdankung vor Volk und Senat förmlich zu vollziehen, machte die klägliche Erscheinung des von seiner hohen Stellung freiwillig zurücktretenden Kaisers auf das leicht bewegliche Volk einen so ergreifenden, auf die Truppen in der Stadt, zu denen noch Massen aus dem Norden und von Narnia geflüchteter, wüthender Soldaten kamen, einen so erbitternden Eindruck, daß man ihn nöthigte, wieder nach dem Schloß zurückzukehren. Nur daß Vitellius seine Rücktrittserklärung nicht zurücknahm. Bei so schwüler Temperatur führte der nächste Anlaß zu wilden Greuelscenen. Senat und Ritter, Behörden und Polizei sammt ihren Leuten, namentlich die Feuerwehr-Gensdarmerie, machten nach Abdankung des Vitellius dem Repräsentanten des neuen Kaisers eifrig den Hof und veranlaßten ihn, als man die Kunde von der unruhigen Haltung der alten Truppen des Vitellius erhielt, bewaffnet nach dem Palatin zu ziehen. Unterwegs aber stieß man mit den wilden Kriegsgesellen zusammen. Die Begleitung des alten Sabinus wurde zersprengt, er selbst genöthigt, mit seinen Anhängern sich auf das Kapitol zu flüchten. Hier wurde er nun von den wüthenden Vitellianern blokirt. Während der Nacht fand er unter dem Schutze eines gewaltigen Schneefalls die Möglichkeit, Eilboten zu Antonius Primus zu schicken, die möglichst schnelle Hilfe forderten. Diese Reiter fanden den illyrischen Feldherrn im Lager zu Ocriculum am linken Ufer der Tiber, noch 44 Miglien von der Hauptstadt entfernt, wo seine Soldaten seit dem 17. December behaglich das Fest der Saturnalien feierten. Nun brach er in wilder Hast auf, den Bruder seines Kaisers zu retten; aber als er am Abend des 19. Decembers die

Station Saxa Rubra, noch acht Miglien von Rom, erreichte, hörte er mit Entsetzen, daß er zu spät kam. Vitellius hatte den Sabinus nicht retten können. Im Laufe des Tages hatten die wüthenden Soldaten des abgedankten Kaisers unter wildem Kampfe das Kapitol mit Sturm genommen, und während dabei der herrliche Tempel in Flammen aufging, hatten sie die Vertheidiger in Menge getödtet, den Sabinus aber nach dem Palatin geschleppt und vor den Augen des verzweifelnden Vitellius ermordet. Nur Domitian war als Isispriester verkleidet dem Gemetzel entronnen. Die Vitellianer aber rüsteten sich mit Hilfe des Pöbels und der Sklaven zum Verzweiflungskampfe gegen die illyrische Armee.

Am Morgen des 20. December erschien eine Gesandtschaft der Vestalinnen mit einer Botschaft des Vitellius bei Antonius Primus. Jener begehrte nur einen Tag der Waffenruhe zum Zwecke der Unterhandlungen. Von einem Vertrage konnte aber nicht mehr die Rede sein. Aber auch einen Tag des Aufschubes konnte Antonius, der selber durch die furchtbare Wuth seiner Truppen in schwere Besorgniß gerieth, diesen nicht mehr abhandeln. Sie erzwangen den sofortigen Vormarsch gegen die Hauptstadt. In drei Kolonnen gingen sie zum Sturme vor; das Centrum auf der Via Flaminia direkt gegen das Kapitol, der rechte Flügel an der Tiber hinab, der linke Flügel gegen die Porta Collina. Nur am Mons Pincius kam der Kampf zeitweise zum Stehen. Ueberall sonst erlagen die Vitellianer dem furchtbaren Stoße der illyrischen Soldaten, und nun setzte sich das Gemetzel bis zum Nachmittag in allen Gassen fort. Der durch die Gladiatur völlig entmenschte Pöbel der Welthauptstadt aber sah voll trunkener Lust mit scheußlicher Freude diesen Schlächtereien zu, die ihm als großartige Kampfspiele zur Feier seiner Saturnalien erschienen. Als endlich auch die Citadelle mit Sturm genommen und die Garde des Vitellius in Stücke gehauen war, wurde der im Palatin entdeckte Vitellius unter dem bestialischen Hohne des Pöbels und der Soldaten mit einer viehischen Grausamkeit ermordet, die nachmals nur in dem schauderhaften Ausgang des Byzantiners Andronikos Komnenos ihres Gleichen gefunden hat. Dann aber eilten die siegreichen Flavianer noch an demselben Abend den jungen Domitian als Cäsar zu proklamiren und nach dem Palatin zu führen.

Erst am folgenden Tage (21. December) konnte der Senat zusammentreten und dem noch abwesenden Vespasian die Reichsherrschaft in aller Form übertragen. Ruhe aber kehrte nach Rom noch nicht zurück. Wohl waren am 20. December gegen 50,000 Menschen gefallen, aber die Flavianer hörten nicht auf, mit Raub und Plünderung die Stadt heimzusuchen, während Antonius, der sich sofort eng an Domitian anschloß, mit argem Cynismus aus der Beute der Hofburg sich bereicherte, und Arrius Varus die Präfektur der Garde an sich riß. Diesem wüsten Chaos machte erst die Ankunft des strengen Mucianus ein Ende. Dieser kraftvolle Stellvertreter Vespasians war auf dem Zuge durch Illyrieum genöthigt gewesen, in der Zeit gleich nach

der Schlacht bei Cremona momentan in den unteren Donauländern Halt zu machen und einen räuberiſchen Einbruch dakiſcher Schwärme blutig von Möſien abzuwehren. Als er nun endlich in Rom ankam, wurde ſein Erſcheinen als eine Wohlthat empfunden, obwohl er ſich keineswegs einzelner Grauſamkeiten enthielt und gegen den Senat herriſch genug auftrat. Aber er bändigte mit ſtarker Hand den Uebermuth der illyriſchen Soldaten, ſtellte die Disciplin der Armee allmählich wieder her, und machte der Uebermacht des Antonius Primus ein Ende, indem er die beſten Legionen theils nach Syrien, theils nach dem Rhein detachirte, zugleich auch aus den ſiegreichen Truppen eine neue prätorianiſche Garde herzuſtellen anfing.

Während Veſpaſianus perſönlich noch längere Zeit im Oſten des Reiches verweilte, und nun mit großer Anſtrengung für die Zufuhr aus Aegypten nach der faſt ausgehungerten Hauptſtadt ſorgte, loderte, als in Italien endlich die Ruhe wieder zurückkehrte, am Rhein wie in Judäa die Flamme der auswärtigen Kriege mit neuer Heftigkeit auf.

Die Nachricht von der Schlacht bei Cremona erſchütterte die Stellung der Vitellianer am Rhein außerordentlich und warf nun auch in die Reihen der Römer, die gegen Civilis im Kampfe ſtanden, arge Verwirrung und Unſicherheit. Schon vorher hatte die römiſche Sache dadurch ſchwer gelitten, daß die Soldaten der Geſinnung des Hordeonius ernſtlich zu mißtrauen begannen. Noch aber gab es einen Halt für dieſelbe. Die Rheinarmee beſaß in Dillius Vocula, dem Commandeur der XXII. Legion, einen ausgezeichnet tüchtigen Führer. Dieſer hatte aus Mainz den Kern der IV. und XXII. Legion gezogen, mit dem ſich dann zu Bonn die I. und zu Noveſium (Neuß) die XVI. Legion, ſammt keltiſchen Auxiliaren, verbanden, und dieſes Heer rheinabwärts geführt, um (S. 292) Vetera zu entſchütten. Das war endlich auch unter großen Schwierigkeiten gelungen. Nun aber wirkte die Kunde von Cremona verderblich. Die Führer hatten ſich jetzt für Veſpaſian erklärt, aber die Soldaten grollten bitter, und der meuteriſche Geiſt wirkte, obwohl aus verſchiedenen Motiven, bei den römiſchen wie bei den nichtrömiſchen Soldaten immer unheilvoller, und lähmte die Kraft der Armee, während Civilis, der jetzt ſeine Maske fallen laſſen mußte, den Kampf mit erhöhter Energie fortſetzte, und die Kelten immer erfolgreicher zum Abfall von Rom bearbeitete.

Unter dieſen Umſtänden drehte ſich der Kampf am Rhein jetzt längere Zeit weſentlich um die Behauptung von Vetera, welches Civilis ſeit Anfang des Jahres 70 wieder blokirte, während Vocula, als die meuteriſchen Soldaten den alten Hordeonius zu Noveſium ermordet hatten, nach Mainz hatte zurückgehen müſſen. Inzwiſchen erſchütterte die Kunde von der Zerſtörung des Kapitols in Rom im nördlichen Gallien weithin die Treue der keltiſchen Völker. Die Druiden predigten überall, daß damit das Palladium der römiſchen Macht verloren, dieſelbe nunmehr auf die keltiſche Nation übergegangen ſei! Dazu kamen falſche Nachrichten über römiſche

Niederlagen in Britannien und Mösien. Da waren es denn drei Männer, die als römische Offiziere bisher Auxiliaren ihrer Kantone geführt hatten, nun aber nach des Hordeonius Tode unter Mitwirkung noch anderer Freunde zu Cöln mit Civilis konferirten und den Plan der Gründung eines großen und freien keltischen Reiches entwarfen. Es waren die Trevirer Julius Classicus und Julius Tutor, und der Lingone Julius Sabinus, der sich rühmte, von einem Bastard des großen Cäsar abzustammen. Als nun der tapfere Vocula im Frühling des Jahres 70 noch einmal den Versuch wagte, von Mainz aus Vetera zu retten, fielen Tutor und Classicus endlich offen ab. Auf Novesium gedrängt, konnte der tapfere römische Legat seine Soldaten, die, durch die Kunde von Vitellius' gräßlicher Ermordung neu erbittert, nun Seitens der Kelten durch Geld und alle Mittel der Verführung bearbeitet wurden, nicht mehr zusammenhalten. Der wackere Mann wurde schändlich ermordet; dann huldigte sein Heer dem neuen gallischen Reiche. Cöln und alle übrigen Plätze der Rheinlinie schlossen sich der neuen Bewegung an. Auch Vetera ergab sich endlich; die Besatzung wurde bei dem Abzug unter Bruch der Kapitulation von den Germanen niedergehauen, die Festung zerstört.

So war ganz Belgien und Germanien momentan für Rom verloren. Aber bald zeigte es sich, daß nur eine seltene Ungunst der Umstände solches Mißgeschick möglich gemacht hatte, und daß die deutschen und keltischen Sieger zu positiven Schöpfungen unfähig waren. Die abgefallenen Legionen begannen sehr bald ihrer miserabeln Rolle und Lage sich zu schämen. Die überrheinischen Deutschen, aber auch die Bataver, die Nervier und andere belgische Völker mochten sich nicht den Trevirern, diese wieder sich nicht den Batavern unterordnen. Mehr noch, die keltischen Völker im centralen Gallien hatten weder das Gemetzel von Besançon, noch die schrecklichen Heerfahrten des Cäcina, Valens und Vitellius vergessen, und verhielten sich jetzt gegenüber den Trevirern ebenso ablehnend, wie einst diese gegen Vindex. Während die Ubier von Cöln Mühe hatten, sich der zudringlichen Aufforderung der Tencterer zu erwehren, die am liebsten die stolze Stadt zerstört hätten, mußte sich Civilis in Belgien mit einem Todfeinde aus seinem Volke, dem Bataver Claudius Labeo, herumschlagen, und Niemand dachte daran, die Alpenpässe den römischen Truppen zu sperren, die auf Mucianus' Befehl bereits im Anmarsche waren, um die römischen Adler in Belgien und am Rhein wieder aufzurichten. Eine unnütze und unglückliche Fehde des Julius Sabinus gegen die Sequaner hatte diesen Führer bereits außer Gefecht gesetzt.

Mucianus hatte zum Führer des nordischen Krieges den Petillius Cerialis bestimmt, einen ausgezeichneten Stabsoffizier, der zwar einen bedenklichen Hang zu galanten Abenteuern besaß, aber bei großer, unter Umständen bis zum Leichtsinn sich steigernder Kühnheit und Gewandtheit, zugleich ein kluger Diplomat, und dabei wohl geschickt war, auf diesem Kriegsschauplatze Versöhnlichkeit und Milde da zu zeigen, wo diese zum Ziele

führen konnte. Während aus Britannien die XIV. Legion gegen Belgien aufbrechen ſollte, wurden zwei Legionen aus Spanien und die Auxiliaren aus Rätien gegen den Heerd des Aufſtandes in Bewegung geſetzt. Cerialis ſelbſt führte vier Legionen aus Italien (die VI., VIII., XXI. und II.) über die Alpen nach dem Oberrhein. Unter dem Eindrucke dieſer Nachrichten entſchied ſich eine große, durch die Remer berufene, keltiſche Tagſatzung für Unterwerfung und Frieden mit Rom, nur die Lingonen und Trevirer beharrten bei dem Aufſtande.

Nun aber führte Petillius ſeine Schläge ſchnell und mit Nachdruck, und brachte einfach ſchon durch ſein Erſcheinen an der Spitze eines römiſchen Heeres am Rhein einen ſtarken Rückſchlag hervor in der Stimmung der vom Reiche abgefallenen römiſchen Truppen. Schon in dem erſten Gefecht am Oberrhein, welches der Trevirer Tutor einem Theile des römiſchen Heeres, der XXI. Legion und den Auxiliaren aus Rätien lieferte, gingen die römiſchen Soldaten ſeiner Armee ſofort zu ihren alten Kameraden über. Und während er nun in Eile nordwärts hinter die Nahe retirirt, erklären ſich zwei abgefallene, nach Trier geführte Legionen für Veſpaſian und ziehen ab zu den römiſch geſinnten Mediomatrikern (bei Metz). Gleich nachher wird Tutor bei Bingen durch den Legaten Sextilius Felix aufs Haupt geſchlagen. Und nun dringt Petillius mit immer noch ſchwacher Macht von Mainz aus nach der Moſel vor, zieht die Legionen von Metz heran, und bringt bei Trier den unter Tullius Valentinus verſchanzten Trevirern und Lingonen die entſcheidende Niederlage bei, welche der galliſchen Empörung ein ſchnelles Ende bereitete. Die kluge Schonung der Beſiegten, namentlich der Stadt Trier, die er vor Plünderung ſchützt, und die gewandte und freundliche Behandlung der Kelten wie der wiedergewonnenen Legionen vollendet dieſen glänzenden Gewinn.

Noch aber blieb Civilis zu bekämpfen. Dieſer Feldherr, unermüdlich wie er war, ſammelte mit Tutor und Claſſicus ein ſtarkes Heer aus bataviſchen, ubiſchen, tencteriſchen und brukteriſchen Schaaren, zu denen noch die Lingonen kamen, und überfiel nun eines Nachts das Lager der Römer bei Trier, auf dem linken Ufer der Moſel, mit ſolchem Ungeſtüm, daß Cerialis nur nach langem, höchſt ſchwierigem Kampfe den Sieg zu erfechten vermochte. Nun mußte der bataviſche Häuptling um ſo mehr nach dem Rheindelta retiriren, als einerſeits die XIV. Legion aus England auf der belgiſchen Küſte gelandet war, und nun auch die tief verwälſchten Ubier in Cöln wieder von ihm abfielen und ihre bataviſche Beſatzung und andere deutſche Truppen grauſam ermordeten.

Noch einmal war in einer Reihe kleinerer Kämpfe dem Civilis, der mit deutſcher Hilfe von Vetera aus ſeines Volkes Vertheidigung leitete, das Glück günſtig. Aber eine dreitägige Hauptſchlacht in der Nähe von Vetera entſchied nach langem Ringen den Kampf zu Gunſten des Cerialis. Und als es der Ausdauer, der Gewandtheit und der unermüdlichen Thätigkeit

des Römers endlich gelungen war, trotz aller natürlichen, durch die Arbeiten des Civilis und der Bataver noch verstärkten, Hindernisse die Waal zu überschreiten, im Inselande der Bataver selbst festen Fuß zu fassen, und unter mörderischen Gefechten diese Stellungen zu behaupten: da erlahmte der Kriegseifer der Bataver, zumal Cerialis nun auch die Kunst der Unterhandlungen zu entfalten anfing. Während Cerialis sich der batavischen Insel bemächtigte, war Civilis nach dem rechten Ufer des Rheines ausgewichen. Da alle Theile des Kampfes satt, die Römer des gefährlichen Aufenthaltes in dem Sumpflande müde waren; da ferner die Diplomatie des Cerialis es verstanden hatte, die einflußreiche germanische Prophetin Veleda, die von ihrer Burg an der Lippe im Bructererlande bisher für den Krieg der Deutschen gegen die Römer gewirkt hatte, jetzt für den Frieden zu gewinnen: so kam es in der That im Herbste des Jahres 70 zwischen dem römischen Legaten und dem batavischen Häuptling zu einem Vergleich, welcher letzterem Amnestie brachte, und nun auch dem Norden des Reiches die Ruhe wiedergab, und dabei einfach das alte Verhältniß zwischen Römern und Batavern wiederherstellte.

Der jüdische Krieg dagegen war schon mehrere Monate früher unter schrecklichen Zerstörungen und ungeheurer Menschenverwüstung zu Ende geführt worden. Auf die Steigerung des siegessicheren Enthusiasmus und des schwärmerischen Fanatismus der jüdischen Kriegspartei hatte der Abzug des Vespasian im Jahre 69 und die neue Suspendirung des großen römischen Stoßes gegen das unbezwungene Jerusalem sehr fühlbar gewirkt. Diese Leute hatten eben keinen Begriff von den großen bewegenden Faktoren der römischen Weltpolitik. Dabei war aber der innere Hader unter dieser Partei in der Zunahme. Unter dem Druck der vespasianischen Einschnürung hatte sich auch der wilde Bandenführer Simon Bar-Giora aus der Burg Masada am todten Meere nach der Hauptstadt gezogen. Und jetzt, wo Eleazar (S. 264) die Stellung im Tempel, der etwas gemäßigtere Johann von Gischala mit seinen Galiläern die Außenlinien, und jener Simon den Berg Zion inne hatten, terrorisirten diese drei Führer einerseits mit zusammen nur 24,000 Mann Soldaten die gewaltige Stadt, andererseits aber standen sie gegen einander beständig in Fehde, so lange die Römer ihnen dazu Zeit ließen. Darüber gingen namentlich viele der Vorräthe zu Grunde, die für den Fall der Belagerung der Hauptstadt hier aufgehäuft waren.

Als nun im Frühjahr 70 n. Chr. aus Rom die Nachricht kam, daß allenthalben die neue flavische Herrschaft gesichert sei, und Cerialis mit Erfolg im Rheinlande operire, eilte auch Prinz Titus, in Judäa den Stier bei den Hörnern zu fassen. Zu Cäsarea hatte er das Heer gesammelt, welches mit Einschluß einer schon bei Jericho stehenden Legion, mit Zuziehung von einigen Abtheilungen der beiden ägyptischen Legionen, sowie von 20 Auxiliarbataillonen, acht Reiterschwadronen, und mit den Kontingenten syrischer Vasallen endlich die Stärke von nahezu 80,000 Kriegern erreichte. Den Kern

bildeten die V., X., XII. und XV. Legion. Im April also des Jahres 70 rückte der römische Heerführer mit seiner Gesammtmacht von Cäsarea her vor die jüdische Hauptstadt, die nur von der Nordseite her einem Angriffe zugänglich, auf den drei übrigen Seiten schon durch ihre Lage auf Höhen, die jäh und steil abfielen, sehr geschützt war. Von dem Berge Skopos aus (21 Minuten von der nördlichen Mauer entfernt) konnte er die kolossale militärische Aufgabe übersehen, die er jetzt lösen sollte. Das damalige Jerusalem bildete ein Festungssystem von zwei Wegesstunden Umfang, welches im Innern wieder in eine Anzahl selbständiger, ausgezeichnet vertheidigungsfähiger Theile zerfiel. Unmittelbar vor Augen hatte Titus im Norden die sogenannte Neustadt, die Bezetha, die seit König Herodes Agrippa durch eine mit 90 Thürmen besetzte Mauer von 25 Ellen Höhe und 10 Ellen Dicke gehütet wurde. Hinter der Neustadt aber stiegen imposant zwei Berge auf, die durch einen großartigen Viadukt mit einander verbunden, und beide auf ihren Höhenrändern überall durch mächtige, thurmreiche Mauern gedeckt waren: im Südwesten Zion, der die Oberstadt und die mächtigen Paläste des alten Herodes (dieser selbst wieder eine Art Citadelle) und des Agrippa trug, und mehr im Nordosten Moriah, in seinem südlichen Theile bedeckt durch den seit Herodes des Großen Zeit in unvergleichlichem Marmorglanze strahlenden Tempel, der auf der Nordseite noch durch die auch von Herodes erbaute Citadelle „Antonia" geschützt war. Der minder hohe Hügel Akra endlich, welcher nördlich von Zion, westlich von Moriah, südlich von der Neustadt, die „Unterstadt" trug, und jetzt den topographischen Mittelpunkt der Stadt ausmachte, war ebenfalls durch eine mächtige Mauer umschlossen, so daß die Römer einen dreifachen Schanzengürtel zu durchbrechen hatten, ehe sie bis zum Tempel gelangten. Hinter diesen Wällen aber lag eine Bevölkerung von noch immer 600,000, zum großen Theil waffenfähigen Einwohnern, die — freilich unheilvoll genug für sie selbst — gerade bei dem letzten Passahfest noch neuen, gewaltigen Zuzug durch fromme jüdische Wallfahrer erhielten.

Die Ankunft der Römer führte die drei jüdischen Chefs, unter denen aber bald nachher Johannes von Gischala den Eleazar durch Meuchelmord aus dem Wege räumte, zu gemeinsamer Vertheidigung zusammen, und Titus hatte heiße Gefechte zu bestehen, bis er die ausfallenden Juden überall in die Stadt zurückwerfen, und dann die wirkliche Belagerung eröffnen konnte. Nur unter den größten Schwierigkeiten und im Kampfe mit der wüthendsten und zähesten Gegenwehr der Juden gelang es der Ausdauer der Römer, nach fünfzehn Tagen im Mai 70 die große Nordmauer zu erobern und sich in der Neustadt dauernd festzusetzen. Mit wachsender Erbitterung vertheidigten die Juden die zweite Riesenmauer, die das Quartier Akra, die Unterstadt, deckte; erst nach fünf Tagen wurde dieselbe erobert. Als nun aber die Römer in die schmalen Gassen eindrangen, wurden sie durch den ungestümen Anprall der jüdischen Colonnen noch einmal aus diesem Stadttheil geworfen,

und es bedurfte noch drei neuer blutiger Tage, bis Titus auch die zweite Mauer wirklich zu behaupten vermochte.

Noch aber war weder der Fanatismus der Kriegspartei erlahmt, noch ihre grimmige Entschlossenheit, mit der sie einerseits alle Ergebungsvorschläge der Römer abwiesen, andererseits mit den Mitteln eines immer verstärkten Terrorismus die bereits durch Noth und Mangel schwer heimgesuchte Bevölkerung unter ihrer blutigen Faust zusammenhielten. Dabei war ihre Tapferkeit und Kriegsgewandtheit höchst achtbar. Die Werke, welche Titus während einer Zeit von 17 Tagen gegen Zion und Moriah aufführen ließ, wurden durch ihre Minen und wuchtigen Ausfälle wieder zu Grunde gerichtet. Nun entschlossen sich die Römer, die trotzige Stadt auszuhungern, und zogen rings um den belagerten Platz in einer Ausdehnung von zwei Stunden eine dreifache Sperrungslinie. Nun allerdings nahm die Hungersnoth in Jerusalem einen unbeschreiblich furchtbaren Charakter an, und die Kraft der unglücklichen Juden begann allmählich zu erlahmen, während Titus mit entsetzlicher Härte einige Zeit lang auch alle jüdischen Ausreißer kreuzigen ließ. Inzwischen schritten die Römer wieder zu nachdrücklichen Angriffen. Binnen 21 Tagen wurde ein gegen die Citadelle Antonia gerichteter Wall mit Angriffsthürmen vollendet, und nun gelang es zu Anfang Juli, durch eine Ueberrumpelung diesen überaus wichtigen Platz mit Sturm zu nehmen. Sieben Tage verwandten die Römer dazu, diese Burg mit Ausnahme eines Thurmes zu zerstören. Dann schufen sie sich, während auch Akra geschleift wurde, durch umfassende weitere Zerstörungen den Raum zu den Hauptangriffen gegen den Tempel. Als die fanatische Entschlossenheit der zelotischen Vertheidiger des Tempels und der Oberstadt nach wie vor alle Aufforderungen des Titus zur Ergebung abwies, begann endlich unter des Prinzen persönlicher Leitung der große Angriff auf das stark verschanzte Heiligthum der jüdischen Nation. Nur unter furchtbar hartnäckigem Kampfe, gewaltiger Mitwirkung der Artillerie, endlich auch der Feuerbrände konnten die Römer die Gegenwehr der Juden brechen und nach mehrtägigem schrecklichem Ringen den Tempel erstürmen. Das ganze Quartier Moriah, und — wie es doch scheint, auf ausdrücklichen Beschluß des Titus, auch der eigentliche Prachttempel des Jehovah, — wurde durch die Flammen vollständig zerstört.

Noch aber hielten Johannes von Gischala und Simon die feste Oberstadt. Selbst der Untergang des nationalen Heiligthums und der entsetzliche Jammer, den dieses schreckliche Unheil unter den Juden veranlaßte, vermochte den zähen Fanatismus noch nicht zu erschüttern. Noch einmal versuchte es Titus vergeblich, wie bisher schon so oft, die Gegner durch Vorstellungen zur Unterwerfung zu bestimmen; nur den völlig freien Abzug der Zeloten mit ihren Familien nach der Wüste wollte er nicht zugestehen. So mußten denn neue lange Tage der schwersten Belagerungsarbeit wieder eintreten. Noch lange währte der grimmige und mörderische Terrorismus der

Zeloten auf Zion fort, während doch nun auch Maſſen der Belagerten, unter denen der Hunger immer grimmiger wüthete, austraten und ſich den Römern ergaben. Erſt nach achtzehn Tagen gelang es den Belagerern, die Mauern zu brechen und (2. oder 8. Septbr. 70) den letzten Sturm mit Erfolg zu verſuchen. Auch noch nach dem Untergange vieler Hunderttauſende von Juden durch die Greuel des Krieges war die Zahl der Gefangenen enorm. Sie verfielen einem elenden Schickſal. Ein Theil, alte und ſchwache Leute, wurden noch nachträglich kaltblütig todtgeſchlagen, viele andere elend vernachläſſigt. Die ſtattlichſten Leute ſollten den Triumphzug des Titus in Rom ſchmücken, mit ihnen Johannes und Simon, die es ertragen hatten, den Untergang ihrer Nation zu überleben. Die jungen Leute unter 17 Jahren wurden zu Hauſen als Sklaven verkauft, wer älter war, zur Arbeit in den Bergwerken Aegyptens oder zum Tode im Amphitheater, bei der Gladiatur und den Thierhetzen, beſtimmt. Die Stadt Jeruſalem blieb in Ruinen liegen; nur in drei erhaltenen Kaſtellen ſollte die X. Legion garniſoniren. Der Sieger Titus ſeinerſeits wandte ſich nach Cäſarea, um von hier aus während des Winters die ſyriſche Provinz zu bereiſen und im Frühling 71 über Aegypten nach Rom zurückzukehren, wo er dann mit ſeinem Vater ſeinen prachtvollen Triumph feierte. Nach dieſem Feſte wurde der wilde Simon hingerichtet, Johannes zu ewiger Haft verurtheilt, in Judäa aber Veteranenkolonien angeſiedelt, (wie es ſchon Claudius zu Ptolemais gethan,) nämlich zu Emmaus (Nikopolis) im Jahre 71 und zu Cäſarea. Judäa aber blieb ſeit dieſer Zeit eine von Syrien getrennte eigene Provinz, deren Statthalter jetzt gewöhnlich ein prätoriſcher Legat des Kaiſers war, welcher über die X. Legion und verſchiedene Auxiliaren verfügte, und neben ſich einen Prokurator hatte.

Zweites Kapitel.

Die Flaviſche Dynaſtie und die „Goldene" Zeit des Reiches.

Veſpaſian, der neue Herr des römiſchen Reiches, hatte die Reiſe nach Italien von Alexandria aus (S. 288) zu Ende Mai des Jahres 70 angetreten und war über Rhodos, Jonien, Achaja und Kerkyra langſam nach Brundiſium gekommen, ohne noch der Grundlegung des neuen kapitoliniſchen Tempels (21. Juni 70) beiwohnen zu können. In Brundiſium durch Mucianus und die angeſehenſten Männer des Staates, in Benevent durch ſeinen Sohn Domitian, in Rom von dem geſammten Volke mit Jubel begrüßt, ergriff er bei ſeiner Ankunft in der Reſidenz im Spätſommer 70 mit kraftvoller Hand die Zügel der Regierung, und begann ſofort mit aller Kraft die Wiederherſtellung des furchtbar zerrütteten Reiches.

Seine Aufgabe war in manchen Stücken allerdings leichter als die des Galba. Die über alle Beſchreibung entſetzlichen Leiden, welche der grimmige

Bürgerkrieg und die brutalste Soldatenherrschaft über Rom, Italien und Gallien gebracht hatten, waren derart gewesen, daß jetzt alle revolutionären und republikanischen Ideen weithin verabscheut wurden. Wie nach Actium, so ersehnte die todtmüde romanische Welt nur den Frieden und kam einem Manne mit voller Hingebung entgegen, der zwar nur aus plebejischem Blute stammte, der aber in dem wohlbegründeten Rufe stand, so gewillt wie befähigt zu sein, als Imperator mit klarem Blicke und fester Hand dem Reiche den inneren Frieden zurückzugeben, die Armee wieder zur Ordnung zu bringen, und auf allen Grenzen die alte Autorität des römischen Namens kraftvoll wiederherzustellen.

Auf der andern Seite war die Lage Vespasians weit schwieriger, als sie Neros erster Nachfolger gefunden hatte. In erster Reihe erschien als ganz besonders unheilvoll die schlimme Auflösung der Armee. Nicht nur daß der grimmigste Haß der verschiedenen Armeekorps gegen einander zum Vorschein gekommen; nicht nur daß es zum Entsetzen klar ans Licht getreten war, wie schnell bereit die Großoffiziere auch des kaiserlichen Heeres waren, alle Frevel abermals zu verüben, wie sie die Annalen Roms den schaudernden Lesern von den rohen Landsknechten der marianischen und sullanischen Zeit und den blutigen Tagen der letzten Triumvirn berichteten: bei vollen zwei Dritteln der Reichsarmee, bei den Rheinischen und Illyrischen Legionen, bei den Besiegten wie bei den Siegern mußte die alte Zucht und Disciplin als vollständig erschüttert gelten. Zu der schwierigen Aufgabe nun für den selbst durch das Pronunciamento seines Corps auf den Thron erhobenen Kaiser, die Armee aus der Herrin des Reiches wieder zu einem Werkzeuge der Staatsgewalt, wieder zu einem dienenden Gliede des Reichsorganismus zu gestalten, kam die furchtbare Lage der Finanzen. Die Verwüstung und Ausraubung des Rheinlandes, der Hälfte von Gallien und zweier Drittel Italiens durch den Krieg; die unmittelbaren Kosten der inneren und der auswärtigen Kämpfe; endlich die Schleuderwirthschaft des Vitellius, hatten auf der schlimmen Grundlage der Neronischen Art zu verschwenden, ein kolossales Deficit erzeugt, zu dessen Ueberwindung selbst des Titus reiche jüdische Kriegsbeute nur zum kleinen Theil ausreichen konnte. Vespasian selbst hat die Summe (so wird man es anzusehen haben), die nöthig sei, um einerseits das unmittelbare finanzielle Deficit zu überwinden und ein regelrechtes Budget herzustellen, andrerseits die ungeheuren Lücken in dem Staatsvermögen wieder zu ergänzen, die durch Neros wüste Verschwendung und die seinem Sturze folgenden Kalamitäten veranlaßt waren, auf die Höhe von sechs Milliarden R.-Mark berechnet.

Zum Glück für das Reich war aber der neue Kaiser der rechte Mann, um die ungeheure Arbeit durchzuführen, die das Schicksal in seine Hand gelegt hatte. Abermals trug jetzt ein Greis, wie vor zwei Jahren der unglückliche Galba, den Lorbeerkranz der Cäsaren. Aber Vespasian hatte durch das Alter und ein reiches Leben nur Weisheit und Besonnenheit gelernt

und ſtand in allen Stücken hoch über dem Sulpicier. Der neue Princeps erſcheint überall als ein Mann von klarem und nüchternem Verſtande, der dabei der perſönlichen Liebenswürdigkeit und der Kunſt zu gewinnen keineswegs entbehrte. Mit einem ſcharfen und ſicheren Blicke für die Bedürfniſſe der Zeit und des Reiches verband er bei großem Wohlwollen und ſeltenem Pflichtgefühl eine eminente praktiſche Tüchtigkeit und ungemeine Befähigung für die Verwaltung. Sein Charakter hatte nicht die kleinliche Anlage des alten Galba, und alle nothwendige Strenge ging doch Hand in Hand mit einer großen Auffaſſung ſeiner Stellung und ſeiner Aufgaben. Die Perſönlichkeit des Flaviers trat bei ihm vollkommen zurück hinter der Arbeit und den Aufgaben des Imperators.

Die neubauende Thätigkeit Veſpaſians mußte gleich nach ſeiner Ankunft in Rom ſich nach allen Seiten geltend machen. Lag es in ſeinem wackeren Charakter, daß er gegen frühere perſönliche Gegner Milde zeigte und es namentlich vermied, die beſiegte Vitellianiſche Partei irgendwie durch unnöthige Strenge zu reizen, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſofort wieder für geordnete Rechtspflege und kräftige Handhabung der Polizei geſorgt wurde. Die Hauptaufgabe aber blieb es, Armee und Finanzen herzuſtellen. Zuerſt mußten daher alle überflüſſigen Truppen beſeitigt werden. Außer einigen unter Claudius nothwendig gewordenen militäriſchen neuen Formationen war nun aber, wie wir ſahen, ſeit Neros Zeit die Armee durch eine Maſſe neuer Legionen ziemlich regellos vermehrt worden, von der Garde gar nicht zu reden. Der Kaiſer ließ daher einen Theil derſelben wieder eingehen, entließ namentlich die früheren Vitellianiſchen Soldaten und ſiedelte viele derſelben in den durch den Bürgerkrieg entvölkerten Kolonien an. Es gelang ihm allmählich, den Beſtand der Linientruppen auf dreißig Legionen zu fixiren. Von den oft erwähnten Legionen iſt unter ihm die I. Germanica mit der VII. (bisher Galbiana) zu einer Gemina combinirt worden. Statt dieſer und der aufgelöſten IV. Macedonica und der XVI. Gallica erſcheinen ſeit ſeiner Zeit als neu die II. Adjutrix, die IV. Flavia und die XVI. Flavia Firma: Neugeſtaltungen, die namentlich durch die völlige Zerrüttung des Rheinheeres nöthig geworden waren. Politiſche Einſicht wie finanzielle Sparſamkeit gaben ferner den Anlaß, in der Einrichtung der Garde wieder zu dem Syſtem des Auguſtus zurückzukehren. Unter Veſpaſian beſtanden die Prätorianer wieder aus neun Cohorten, zählten die „Garniſontruppen" der Hauptſtadt vier Cohorten. Erſt ſpäter, (zwiſchen den Jahren 76 und 112, wahrſcheinlich unter Kaiſer Domitian), wurde der Garde eine neue, zehnte Cohorte zugetheilt, dieſe Zahl aber ſeitdem nicht mehr überſchritten. Gleichzeitig hat damals auch die Beſatzung eine neue, fünfte, Cohorte (Nr. XIV) erhalten, und fanden hier nun auch nicht-italiſche Soldaten Zutritt. Die alten wie die neuen Truppen aber wußte Veſpaſian, der populäre Heerführer, der vielbewährte und bewunderte Feldherr, ſyſtematiſch und mit gutem Erfolge allmählich wieder in die Schranken der alten ſicheren Disciplin zu bannen.

Sehr große Schwierigkeiten dagegen machte die Herstellung der finanziellen Ordnung des Reiches, und es konnte nicht ausbleiben, daß unter den nach dieser Seite hin nöthigen Maßregeln der historische Ruf Vespasians bis auf diesen Tag gelitten hat. Die jüdische Beute und die sparsamste und gewandteste Verwaltung allein konnte hier begreiflicherweise nicht ausreichen. So mußten denn noch andere Mittel flüssig gemacht werden. Vespasian wollte sich weder auf künstliche oder gewagte Finanzunternehmungen einlassen, noch von Erpressungen und Bedrückungen hören. Aber er konnte nicht umhin, seiner Finanzpolitik den Charakter einer fiskalischen Strenge zu geben, die ihm den Vorwurf der nichts weniger als delikaten Habgier und des Geizes zugezogen hat: ein Vorwurf, der ihn jedoch nicht mit Recht treffen kann, da er für seine Person so gut wie Nichts in Anspruch nahm, und die Einkünfte nur für die Interessen des Reiches verwendete. Aber den unmittelbar dadurch Betroffenen erschien es besonders sehr hart, daß unter Zurücknahme Sardiniens für den Kaiser die Provinz Achaja (73 oder 74) wiederhergestellt wurde. Und in entsprechender Weise steigerte der Kaiser die unmittelbaren Einnahmen des Reiches, indem er, (ohne daß wir überall die politischen Vorwände oder Veranlassungen für diese Verfügungen kennen,) nicht nur die Inseln Rhodos und Samos und die Stadt Byzantion, diese mit ihrem einträglichen Sundzoll, zu fiskalischen Zwecken ihrer Autonomie beraubte und den benachbarten Statthalterschaften zutheilte, sondern auch im J. 74 Lykien (welches schon 43 n. Chr. durch Claudius mit Galatien kombinirt, unter Nero oder Galba aber noch einmal „frei" geworden war) definitiv zur Provinz machte. Schon i. J. 72 dagegen war es zu einem Konflikt mit dem letzten König von Commagene, Antiochos IV. (S. 166), gekommen, der mit der Absetzung dieses Fürsten und Annexion seiner Besitzungen, des letzten Restes der alten Seleukidenmacht, abschloß. Von allen diesen Ländern hat nur Rhodos, vielleicht schon unter den folgenden Flaviern, seine alte freie Stellung, und Byzantion seinen Antheil an dem Sundzoll wieder erlangt.

Neben solchen Erwerbungen wurden die großen Domänen des Reiches mit Einschluß namentlich Aegyptens möglichst stark ausgebeutet. Dazu aber trat noch vieles Andere. Vielleicht das Bedenklichste war es, daß der Kaiser selbst den Verkauf von manchen Aemtern für Geld durch Personen seiner Umgebung duldete. Vespasian trug weder Bedenken, die während der Revolution rückständig gebliebenen Abgaben mit Strenge einzutreiben, noch auch scheute er sich, um den „üblen Geruch" mancher Maßregel unbekümmert, vor Erhebung neuer oder Herstellung abgeschaffter Auflagen, wenn sie praktisch und rentabel waren. Allein, die Römer haben ihm das Alles gern nachgesehen. Weil er ihnen den ersehnten Frieden zurückbrachte; weil sein System der Regierung ihnen eine seit langen Jahren nicht mehr gekannte Sicherheit und Ordnung schuf, und namentlich weil der sonst milde und nachsichtige Mann in seinem Hofleben die schlichte Einfachheit eines gut situirten Privat-

mannes entfaltete, die, vereint mit dem ſittlichen Ernſt des Kaiſers, jetzt höchſt wohlthätig dahin wirkte, auch die höhere Geſellſchaft der Reſidenz von den ſchlimmen Wegen abzulenken, auf denen alle Welt in Neros Tagen ſich bewegt hatte, ſo verſagten ſie ihm niemals den Zoll der Dankbarkeit, ja der lauten Bewunderung.

In der Finanzverwaltung aber hat Veſpaſian ſeinen Zweck wirklich erreicht. Eines freilich iſt auch ihm nicht gelungen: es war nicht möglich, die Goldmünzen wieder erheblich über den durch Nero (S. 251 f.) eingeführten Fuß auszubringen, und dasſelbe war mit dem Denar der Fall.

Das Koloſſeum.

Dagegen wurde es nicht allein möglich, ein regelrechtes Budget herzuſtellen, ſondern es konnte auch wieder ein namhafter Schatz geſpart werden. Mehr aber, Veſpaſian ſah ſich in der Lage, nicht bloß bei großen Kalamitäten im Reiche, wie ſie durch Feuersbrünſte und Erdbeben herbeigeführt wurden, reiche Geſchenke gewähren, ſondern ſelbſt durch großartige Neubauten zur Freude des Volkes der Welthauptſtadt einen neuen Schmuck verleihen, dadurch zugleich Tauſende brodloſer Menſchen beſchäftigen zu können. Nicht nur mußte der Kapitoliniſche Tempel mit dem Glanze, wie ihn die Zeit verlangte, wieder aufgerichtet werden. Veſpaſian beſchränkte die Hofburg wieder auf den Palatin, ließ den größten Theil von Neros „Goldenem

Hause" niederreißen, und schuf sich und seinen Nachfolgern dadurch den Raum, um neue Bauten errichten zu können. Auf den Fundamenten des zerstörten Theiles, am westlichen Abhange der Velia, wurde als edles Symbol seiner Politik der Tempel des Friedens (der Pax) erbaut, der mit goldnen Gefäßen aus dem Tempel zu Jerusalem geschmückt und (S. 64) mit einem eigenen Forum umgeben wurde. Eine neue Basilika auf diesem Platze wurde mit einer Bibliothek ausgestattet. Als diese Bauten im Jahre 75 vollendet waren, begann der Kaiser, obwohl kein Freund der Gladiatur, — da er nicht umhin konnte, auch den alten Liebhabereien des Volkes seinen Tribut zu zollen, — in dem Thale zwischen dem Palatin, der Velia, dem Esquilin und dem Cälius, die Anlage des ungeheuren „flavischen Amphitheaters", von dem noch heute gewaltige Reste, die bedeutendsten der uns erhaltenen Denkmäler in Rom, vorhanden sind. Dieser auf 87,000 Zuschauer berechnete Riesenbau, den allerdings erst Kaiser Domitian vollendet hat, heute „Das Kolosseum" genannt, gehörte an Größe, Festigkeit und architektonischer Schönheit zu den vollendetsten Schöpfungen der römischen Kunst dieser Zeit. Aus Travertin aufgeführt, — nur die Sitze und die innere Ausschmückung waren von Marmor, — zeigte er die Gestalt einer Ellipse mit 185 M. im größeren und 156 im kleineren Durchmesser, und hatte auf der Außenseite bei vier Geschossen eine Höhe von 48½ Metern.

Es gab endlich noch eine andere Richtung, in welcher der knappe Haushalter des Reiches eine bis dahin unbekannte Freigebigkeit an den Tag legte, nämlich nach Seiten der höheren Jugendbildung. Nicht nur daß er Dichter und Künstler durch Geschenke oder Ehrengehalte auszeichnete, so war er auch der erste römische Princeps, der seine Aufmerksamkeit auf die Ausbildung der Jugend richtete und die auch politisch bedenkliche Gleichgiltigkeit aufgab, mit welcher die früheren Kaiser die Praxis der griechischen und lateinischen Rhetoren betrachtet hatten. Die Geschichte des zweiten Jahrhunderts wird uns zeigen, welche interessanten und theilweise sehr werthvollen Folgen die Anregungen des Palatinischen Hofes nach dieser Richtung für die Blüthe verschiedener großer Bildungsanstalten des Reiches nach sich gezogen haben. Bei Vespasian war zunächst das politische Moment das bestimmende. Es galt, die einflußreiche Klasse der hochgebildeten Jugendlehrer in das Interesse des Principats zu ziehen, und von dieser Seite her die zähe Opposition zu durchbrechen, welche andauernd in den litterarischen Kreisen der römischen Welt gegen das Kaiserthum genährt wurde. Die Einführung öffentlicher, natürlich je nach den Verhältnissen verschieden bemessener, immer aber reichlicher Gehalte für die Grammatiker und Rhetoren, zunächst in Rom, that in der That ihre Wirkung. Die Schule begann seit dieser Zeit allmählich den Kaisern zu gehören, und die hartnäckige Opposition sah sich mehr und mehr auf die Stoa und einige kynische Philosophen beschränkt.

Die umfassende Thätigkeit Vespasians durfte jedoch die Lage des gesammten Reiches keinen Augenblick aus dem Auge verlieren. Im Ganzen

blieb es ihm hier jedoch möglich, nach Herstellung des Friedens in Judäa und am Rhein es bei einer Reihe neuer Organisationen bewenden zu lassen. Der Orient machte verschiedene neue Formationen in dem Bestand der Provinzen nöthig. Nach der Auflösung des Königreiches Commagene wurde dessen syrischer Theil mit der Hauptstadt Samosata „Flavia", wo nun die neue XVI. Legion (Flavia firma) ihr Lager erhielt, zu Syrien geschlagen. Die kilikischen Besitzungen des letzten Königs von Commagene dagegen wurden im J. 74 mit dem kilikischen Niederlande verbunden, und das gesammte Kilikien, jetzt von Syrien getrennt, als eigene Provinz unter einem kaiserlichen Legaten konstituirt. Wahrscheinlich in derselben Zeit ist Lykien mit Pamphylien zu einer kaiserlichen neuen Provinz kombinirt worden, während seit 70 n. Chr. die Osthälfte von Kleinasien neu organisirt wurde. Vespasian legte nämlich die XII. Legion (fulminata) nach Melitene und machte Kappadokien, mit welchem auch Galatien bis zum Jahre 99 n. Chr. bleibend verbunden wurde, zu einer großen Militärprovinz, die nun an Bedeutung für die asiatische Politik der Römer neben Syrien rangirte. Der hier regierende konsularische Legat hatte auch wie Pontus Galaticus, Polemoniacus und Cappadocicus, so Kleinarmenien, Isaurien und Lykaonien zu verwalten.

Dagegen scheint Thrakien schon i. J. 46 durch Kaiser Claudius, und nicht erst durch Vespasian zu einer prokuratorischen Provinz gemacht worden zu sein. Wohl aber machte unter dem neuen flavischen Kaiser die Romanisirung im Reiche neue fühlbare Fortschritte. Für Spanien galt dieselbe formell als vollendet, als Vespasian i. J. 75 der gesammten pyrenäischen Halbinsel das latinische Recht ertheilt hatte; zum Dank für die rasche Anerkennung des neuen Principats nach der Schlacht bei Cremona. Nicht minder lebhaft wurde auch außerhalb Judäas für die Romanisirung durch neue Kolonien oder Verstärkung alter gearbeitet, für welche (vgl. S. 101 und 304) vielfach die Veteranen der verschiedenen Heere verwendet wurden. Sehen wir ab von der Vertheilung vieler solcher Kolonisten nach einigen Theilen Italiens, so gründete außer andern der Kaiser in Thrakien neben Apri, der Schöpfung des Claudius, namentlich die Kolonien Develtus und Flaviopolis, und erhob in Pannonien das wichtige Siscia ebenfalls zur Kolonie. Blühte unter seiner Dynastie überhaupt das romanische Leben in den Provinzen zwischen Alpen und Donau immer stärker auf, derart daß auch Orte wie Sirmium (Mitrowie), Scarbantia (S. 210), Noviodunum (Dernovo bei Gurkfeld an der Sawe) und die Stadt der Latoviker (Treffen bei Laibach) und weiter im östlichen Norieum nördlich der Drau Flavia Solva (bei Leibnitz), Stadtrecht erhielten, so entschädigte Vespasian persönlich auch die Helvetier für die Leiden, die ihnen (S. 281) Cäcina zugefügt hatte, und erhob unter andern Aventicum zu der römischen Kolonie „Pia Flavia Constans Emerita Helvetiorum".

Alle solche Arbeiten konnten im Ganzen unter friedlichen Verhältnissen

ausgeführt werden. Indeſſen war das Reich viel zu groß und die Zahl barbariſcher Grenznachbarn zu bedeutend, als daß die Waffen überall hätten vollſtändig ruhen können. Aber neben der energiſchen Abwehr und Bändigung der wilden Sarmaten und Daker, welche das untere Möſien verheerten, durch Fontejus Agrippa (Ende 69) und nach deſſen Tode durch Rubrius Gallus (70), waren von höherer Bedeutung nur die Kämpfe in Britannien. Dieſe Provinz war durch die Bürgerkriege nur wenig berührt worden; nur daß des Turpilianus (S. 227) ſchlaffer und habgieriger Nachfolger Trebellius Maximus (64—69) zuletzt durch die Truppen genöthigt worden war, das Land zu verlaſſen. Sein Nachfolger Vettius Bolanus, dem als Chef der XX. Legion der ausgezeichnete Forojulienſer Gnäus Julius Agricola zur Seite ſtand, ſah ruhig zu, wie die Legionen ſich bei erſter paſſender Gelegenheit für Veſpaſian erklärten. Als ſich aber Chancen boten, die gefährlichen Nachbarn auf der Nordgrenze der Provinz, die Briganten, den mächtigſten und kriegeriſchſten Stamm Britanniens, erfolgreich anzugreifen, eilte der neue Kaiſer, den der Lage nicht recht gewachſenen Bolanus abzurufen, und ſchickte noch im Jahre 70 nach Abſchluß des Friedens mit Civilis den bereits in England geſchulten (S. 262) Q. Petillius Cerialis nach Colcheſter, der nun an Stelle der für den Rhein beſtimmten XIV. Legion die II. Adjutrix zur Verſtärkung erhielt. Petillius vermochte in der That die Macht der Briganten zu zertrümmern, und machte auf der Oſtküſte dann, mit Cheſter parallel, Lindum (j. Lincoln) zur neuen Grenzfeſtung des Reiches. Als er im Jahre 74 durch einen der beſten Offiziere ſeines Kaiſers, Sextus Julius Frontinus, den gelehrten Verfaſſer kriegswiſſenſchaftlicher und techniſcher Schriften, erſetzt wurde, gelang es dieſem, nun auch das Gebirgsland Wales definitiv zu unterwerfen.

Und nun erhielt Agricola, (der inzwiſchen drei Jahre lang Aquitanien verwaltet, dann im Jahre 77 das Conſulat bekleidet hatte,) im Jahre 78 die britanniſche Statthalterſchaft, der als ausgezeichneter Verwalter und wackerer Mann mit Erfolg ſich bemühte, durch gerechte und verſtändige Regierung und leutſeliges Auftreten die Gemüther der Britten zu gewinnen und mit dem inneren Frieden die Romaniſirung energiſch zu fördern, der andererſeits aber ſehr entſchieden dahin ſtrebte, womöglich die geſammte Inſel zu erobern.

Noch im Spätſommer 78 wurde der gefährliche Aufſtand der Ordoviker im nördlichen Wales kraftvoll niedergeſchlagen und nun ſogleich auch die Inſel Angleſey wieder erobert, die ſeit Suetons Zeit wieder verloren gegangen war. Im zweiten Jahre ſeiner Regierung ſetzte Agricola das Werk der Sicherung der römiſchen Provinz mit gutem Erfolge fort. Es ſcheint, daß er ſchon damals (79) bis zu dem Frith of Solway vorgedrungen iſt. Und nun begannen ſeine Operationen gegen Schottland, die er jedoch erſt unter der Regierung der Söhne Veſpaſians auszuführen vermochte.

Der alternde Kaiſer hatte inzwiſchen nach wie vor ſein Regiment in ehrenfeſter Weiſe weiter geführt. Seine leutſelige Haltung, die Würde ſeines Auftretens, mit welcher er nach altrömiſcher Weiſe einen ſtets ſchlagfertigen, kauſtiſchen Witz und eine faſt bürgerliche Einfachheit in der Art ſeines Verkehrs und ſeiner Umgangsformen zu verbinden wußte; ſeine unermüdliche Thätigkeit und die große Achtung und Rückſicht, die er dem Senate erwies, erhielten ihn andauernd in großer Beliebtheit bei allen Klaſſen der römiſchen Welt. Dabei fehlte es indeſſen doch unter Umſtänden nicht an Zügen einer herben Strenge. Einerſeits nämlich waren die beiden Männer, denen der Kaiſer ſein ſpezielles Vertrauen ſchenkte, nicht der Meinung, daß Milde unter allen Umſtänden die beſte Politik ſei. Der eine war der alte Mucianus, der andere ſein Sohn Titus. Dieſer Sohn des Kaiſers und der Flavia Domitilla war nach ſeiner Rückkehr aus dem jüdiſchen Kriege von dem Vater zum Cäſar und Mitregenten, ſpäter auch zum Commandeur der Garde ernannt worden, und hatte ihm ſeit dieſer Zeit in den Geſchäften energiſch beigeſtanden, ohne jedoch den Vater an klarer Einſicht und ruhiger Feſtigkeit zu erreichen. Populär aber war der ſchöne und reich begabte, hochgebildete junge Prinz damals ſo wenig, daß man in manchen, namentlich ariſtokratiſchen Kreiſen Roms „einen neuen Nero" in ihm erwachſen zu ſehen fürchtete. Sein Talent, ſeine militäriſchen Fähigkeiten, ſeine perſönliche Tapferkeit beſtritt freilich Niemand; aber ſein Hang zu Schwelgereien und bedenklichen Liebſchaften machte Viele ſtutzig, und es war kein Geheimniß, daß Titus überall, namentlich auch als Gardepräfekt, zur Härte neigte.

Titus (Rom, Vatican).

Die Beſeitigung des vitellianiſchen Generals Cäcina (S. 293), dem er hochverrätheriſche Pläne beimaß, war nicht ohne Tücke erfolgt. Und alle harten Maßregeln unter Veſpaſians Regierung, — ſo bei Gelegenheit des Cenſus, den Veſpaſian und ſein Sohn im Jahre 74 oder 75 abhielten und mit einer neuen Läuterung und Ergänzung des Senats ſchloſſen, — wurden auf ihn zurückgeführt. Indeſſen auch der Kaiſer ſelbſt war wenigſtens nicht geneigt, die trotzige prinzipielle Oppoſition gegen das Principat unter allen Umſtänden zu dulden, die noch immer durch die Stoa und einige Kyniker genährt wurde. Hier hat Veſpaſian ſelbſt ſeine Hand mit Blut befleckt durch die in einem Moment der ſchwer gereizten Leidenſchaft veranlaßte Hinrichtung des Senators Helvidius Priscus, (Schwiegerſohn des Pätus Thraſea,) der freilich ſein vielbeklagtes Schickſal durch überlange und ſchroffe Feindſeligkeit herausgefordert hatte. Die Maſſe dagegen jener Philoſophen

wurde auf des Mucianus Rath aus der Hauptſtadt verwieſen, nur den maßvollen Muſonius Ruſus ausgenommen.

Nichts deſto weniger begleitete die öffentliche Sympathie den Veſpaſian bis zu ſeinem Tode am 23. Juni 79 (in den Bädern zu Cutiliä bei Reate), und als nun Prinz Titus die Zügel der Regierung ergriff, ſahen die erſtaunten Römer, daß ein Mann an ihre Spitze getreten war, der Alles aufbot, um den Ruhm der höchſten fürſtlichen Milde zu gewinnen. Der Charakter des neuen Kaiſers iſt einigermaßen problematiſch, und von den modernen Beurtheilern ſehr verſchieden aufgefaßt worden. Wir verſuchen es in der Kürze

Reſte der Thermen des Titus zu Rom.

unſere Anſicht zu entwickeln. Gegenüber der hiſtoriſchen Erfahrung, daß mehrfach hochpopuläre Thronerben als Fürſten nachher den auf ſie geſetzten Erwartungen keineswegs entſprochen haben, ſteht wieder eine Reihe anderer Erſcheinungen entgegengeſetzter Art, wo Prinzen von ſehr zweifelhaftem Rufe nach Annahme des Diadems wie mit Einem Schlage zum Beſſeren umgewandelt auftreten. Dieſes, ſo ſcheint es, war der Fall des Titus. Die Uebernahme des Principats erweckte offenbar in ſeiner edlen Seele mit dem vollen Gefühl der Verantwortlichkeit ſeiner impoſanten Stellung alle tüchtigen Züge ſeines Weſens zu neuer Kraft, ließ die guten und hochherzigen Elemente in voller Stärke in den Vordergrund treten. Der junge Kaiſer war von Natur aus ſtark ſinnlich veranlagt; ſeine Leidenſchaften waren ſtark, ſein

Weſen von großer, faſt weiblicher, nervöſer Erregbarkeit. Aber unter der Zucht und Leitung ſeines ausgezeichneten Vaters, und in der Schule der ſchwerſten Kriegsarbeit und der nüchternſten Verwaltungsgeſchäfte hatte Titus es gelernt, ſich zu beherrſchen. Nun endlich zum Principat nach des Vaters Tod berufen, ſtreift er in der That mit Einem Ruck Alles von ſich ab, was ihn bei den Tüchtigſten der Römer bisher in ein bedenkliches Licht hatte ſtellen können. Sein Entſchluß iſt es, nicht nur die Römer durch Güte zu bezaubern, ſondern auch wirklich tüchtig zu regieren. Wenn nun die Alten einmüthig ſeine Regierung preiſen, ſo muß allerdings theils ſcharf unterſchieden, theils Verſchiedenes nicht außer Acht gelaſſen werden. Volle

Relief vom Triumphbogen des Titus.

und rechte Freude an Titus konnten allerdings nur Römer dieſes Zeitalters haben: denn nur für dieſe gehörte ein reiches Maß von Spielen im Amphitheater und daneben die rückſichtsloſe Strenge gegen die verhaßten Delatoren, zu den Vorzügen einer fürſtlichen Regierung. Auch das dürfen wir nicht außer Acht laſſen, daß einerſeits der Gegenſatz der tief unpopulären Herrſchaft ſeines Nachfolgers zu ſeiner kurzen und glücklichen Regierung den Glanz derſelben in den Augen der ſehnſüchtig zurückblickenden Zeitgenoſſen noch mehr hervortreten ließ, daß andererſeits aber die ſparſame Wirthſchaft des Vaters den Titus in den Stand geſetzt hatte, ſeiner Neigung zur Freigebigkeit, mit der jedoch Sparſamkeit für ſeine Perſon ſich verband, vollkommen freien Raum zu geben.

Ob nun Titus bei längerem Leben und gegenüber persönlichen und politischen bitteren Erfahrungen, wie sie keinem Fürsten erspart bleiben, dauernd das System gnadenreicher Milde hätte durchführen können, zu dem er seit Antritt seiner Herrschaft sich bekannte: ob ferner ein Versiegen seiner reichen Geldmittel, oder auch nur die Versuchungen seiner Machtstellung, nicht über kurz oder lang doch zu einer bedenklichen Aenderung in seiner Haltung als Kaiser hätten führen mögen, — das steht allerdings dahin. Es bleibt eben mindestens fraglich, ob die Ausdauer und namentlich die Charakterkraft des jungen Princeps solchen Proben sich gewachsen gezeigt haben würde. Sicher ist dagegen, daß seine ganze Regierung reich war an Beweisen echt fürstlichen Wohlwollens, rein menschlicher Güte, großer Regententüchtigkeit und wirklicher Selbstüberwindung; mag immerhin zuweilen seine Liebenswürdigkeit und Milde das Kolorit der Schwäche, sein leidenschaftlicher Wunsch, Wohlthaten zu spenden, das der Uebertreibung angenommen haben. Aber die Art, wie der edle Princeps frivole adelige Mordverschwörer gegen sein Leben auch moralisch besiegte, und noch mehr die Selbstüberwindung, mit welcher er — dem Vorurtheil der Römer gegen ägyptische, syrische und jüdische Frauen als Herrscher der Römer einfach sich fügend, — sein romantisches Verhältniß zu der schönen Prinzessin Berenike, des Königs Agrippa II. Schwester, einfach, obwohl mit schwerem Herzen, abbrach, spricht doch auch sehr entschieden für die sittliche Kraft seines Charakters. Sicher ist es, daß es ihm gelang, der angebetete Liebling nicht nur des Volkes, sondern auch des Senates zu werden.

Triumphbogen des Titus zu Rom.

Die Geſchichte ſeiner Regierung läßt ſich dagegen ziemlich kurz zuſammenfaſſen, da die ſchottiſchen Kriege des Agricola beſſer unter Domitian im Zuſammenhange erzählt werden. Titus, der die Praxis ſeines Vaters in Rechtspflege, Geſetzgebung und Verwaltung, nur in etwas milderer Form fortſetzte, führte die Bauten Veſpaſians weiter und errichtete ſelbſt neue, die noch heute in Ruinen erhalten ſind. Die Einweihung des großen Amphitheaters gab (80) den Anlaß zu einer Reihe von „Spielen" im Geſchmack der Römer, die mit wahrhaft verſchwenderiſcher Pracht und Freigebigkeit

Aus dem ausgegrabenen Pompeji (Casa di Cornelio Rufo).

ausgeſtattet wurden. Zu bleibender Freude dagegen für den gemeinen Mann ſchuf dieſer Fürſt neue große Thermen oder öffentliche Bäder, die an Pracht, Umfang und Bequemlichkeit alles Frühere weit übertrafen, und mit allen möglichen Mitteln zu behaglicher Erholung verbunden, dem Volke ohne jegliches Eintrittsgeld geöffnet waren. Titus erbaute ſie öſtlich vom Koloſſeum auf dem Fundamente und aus dem Material eines Theils des Neroniſchen Palaſtes am Esquilin. Der prachtvolle, mit herrlichen Hochreliefs geſchmückte Triumphbogen aus penteliſchem Marmor dagegen, der noch heute auf der Höhe der alten Velia ſich erhebt, und dem Andenken an Titus' jüdiſche Siegesthaten galt, iſt erſt nach des Kaiſers frühem Tode vollendet und (81 n. Chr.) ein neuer Schmuck der Reſidenz geworden.

Daneben aber waren es ſchwere Kalamitäten, welche dieſem Kaiſer den Anlaß gaben, in umfaſſender und großartiger, wahrhaft väterlicher Weiſe

die Noth seines Volkes zu lindern. Neben einer schrecklichen Epidemie, welche im Jahre 80 die Hauptstadt decimirte, und neben einem großen Brande, der in demselben Jahre vom nördlichen Theile des Marsfeldes her drei Tage und drei Nächte lang Rom verheerte und auch das neu erstehende Capitol wieder verwüstete, hat den furchtbarsten Ruf gewonnen die Katastrophe in Campanien, nicht lange nach Antritt von Titus' Regierung. Wir meinen den berühmten vulkanischen Ausbruch des bis dahin seit unvordenklicher Zeit für harmlos geltenden Vesuvs seit dem 24. August 79, der nicht allein einen der fruchtbarsten Schriftsteller und thätigsten Forscher dieser Zeit, den damals als Admiral der Flotte bei Misenum fungirenden Plinius den Aelteren das Leben kostete, sondern namentlich über drei blühende campanische Städte und deren Bewohner grenzenloses Elend brachte. Bekanntlich ist damals Pompeji mit Stabiä durch einen Bimsstein- und Aschenregen völlig verschüttet worden. Unter einer solchen Decke von 18 bis 20 Fuß Dichtigkeit blieb die einst so lebhafte Stadt Jahrhunderte lang verborgen

Menschlicher Körper, wie er im verschütteten Pompeji gefunden.

und vergessen, bis sie nach mehr als anderthalb Jahrtausenden wieder entdeckt wurde, um nunmehr für die moderne Alterthumswissenschaft eine unerschöpfliche Fundgrube zu werden. Noch dichter war die Aschendecke, die Herculaneum bedeckte; und über diese fluthete dann noch ein glühender Lavastrom hinweg.

Die römische Welt sollte sich nicht lange der milden Herrschaft des Titus zu erfreuen haben. Seine Gesundheit war nicht sehr fest, und so wankte er schon im Jahre 81 dem Tode entgegen, der den fieberkranken Kaiser endlich am 13. September dieses Jahres auf den Gütern seiner Familie, in den Bädern zu Cutiliä erreichte. Die Trauer um den edlen Princeps war bei allen Klassen des italischen Volkes tief und aufrichtig. Nur Ein Mann theilte diesen Schmerz nicht. Es war sein eigener Bruder Titus Flavius Domitianus, der in seiner wüthenden Eifersucht auf den älteren

Bruder und in seiner glühenden Gier nach dem Principat nicht aufgehört hatte, dem Titus während seiner Regierung durch bösartige Intriguen das Leben schwer zu machen, seine Geduld und Sanftmuth auf schwere Proben zu stellen. Nun stand Domitian endlich auf der ersehnten Höhe der Macht. Aber die römische Welt begrüßte von Anfang an mit finsterem Groll und tiefem Mißtrauen und Gerüchten der schlimmsten Art den jungen Mann, der nicht einmal die letzten Augenblicke des Titus abgewartet hatte, um nach Rom zu eilen und sich mit Hilfe der Garde die Nachfolge in der Herrschaft zu sichern, die ihm sein edler Bruder in unveränderlicher Güte trotz Allem zugetheilt hatte.

Der neue Princeps war, wie Titus, zu Rom geboren, und zwar am 24. October 51 in dem Quartier „ad malum Punicum" in der VI. Region (am Quirinal). Keineswegs ohne Begabung, war Domitian doch unter minder günstigen Umständen als sein Bruder Titus zum Manne gereift. Der frühe Tod der Mutter, die häufige Entfernung des Vaters und des Bruders von Rom, hatten ihn der Wohlthaten einer strengen und planmäßigen Erziehung beraubt, und sein sinnliches und leidenschaftliches Naturell war nicht der strengen Zucht des Lagers unterworfen worden. Erst als Vespasian seit dem Spätsommer 70 bleibend in Rom verweilte, kam der junge Prinz, der seit dem Einmarsch des Antonius Primus seine schwelgerische und herrschsüchtige Sinnesweise nur zu deutlich verrathen hatte, unter die strenge Leitung des kaiserlichen Vaters. Jetzt für lange Zeit zu einem ihm sehr unerwünschten Stillleben verurtheilt, wandte Domitian seine sehr achtungswerthe Begabung den Studien zu. Aber er betrieb sie ohne innere Freude, und nährte in seinem Herzen bitteren Groll und heiße Eifersucht auf die beiden erlauchten Träger des Ruhmes seiner Familie: eine Eifersucht, die bei seiner lebhaft entwickelten Eitelkeit auch später wiederholt gegen ausgezeichnete Zeitgenossen sich richtete, deren Thaten ihn in Schatten stellten.

Von der Leutseligkeit und dem heiteren Humor des Vaters und Bruders war nichts auf ihn gekommen. Vielmehr erscheint Domitian als ein Mann von einsiedlerischer und grübelnder Natur, der stets übler Laune war und dessen Späße eine starke Neigung hatten, für die davon Betroffenen sehr unangenehm zu werden. Nichts desto weniger hatten die gefährlichen Züge seines Charakters damals noch keineswegs das Uebergewicht bei ihm gewonnen, und bei großer natürlicher Klugheit war er sehr entschieden gewillt, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, die unter dem Eindruck der Erinnerung an die schönen Zeiten seiner beiden Vorgänger sich ihm gegenüber sehr mißtrauisch verhielt, und eine tüchtige Regierung zu führen. Sein Benehmen als Princeps war würdig; eine Reihe von Verordnungen sehr verständiger und nützlicher Art machte einen guten Eindruck; auch an Zügen der Freigebigkeit und selbst des Wohlwollens fehlte es nicht. Die durch die letzte große Feuersbrunst (S. 315) in Rom zerstörten Gebäude, namentlich das Kapitol, wurden auf Kosten des Fiskus hergestellt, und der noch nicht

erſchöpfte Schatz ſeines Vaters ließ bei Domitian noch keine habſüchtigen Regungen aufkommen. Daneben hielt der Kaiſer andauernd mit heilſamer Strenge auf feſte Kontrolle des Benehmens der Provinzialſtatthalter. In Rom aber ſuchte er, — freilich in ſeltſamem Kontraſte zu ſeiner perſönlichen Lebensweiſe, die nichts weniger als ſittlich zu nennen war, — öffentlichen Anſtand und Sitte mit Kraft aufrecht zu erhalten, die öffentliche Moral zu verbeſſern, die Epidemie des Ehebruches zu bekämpfen. Als Pontifex Maximus aber ſchritt er, wie er überhaupt die alten Kulte und die alten ſakralen Einrichtungen mit Eifer pflegte, ſeit dem dritten Jahre ſeiner Herrſchaft gegen unkeuſche Veſtalinnen und deren Verführer mit Nachdruck ein. Nur daß zunächſt die letzteren nur exilirt wurden, die jungen Prieſterinnen aber anſtatt des entſetzlichen Schickſals, lebendig begraben zu werden, die Todesart ſich ſelbſt wählen konnten. Bei der ſtarken Beimiſchung von Aberglauben in ſeinem Naturell mochte bei der Wiederaufnahme gerade ſolcher Unterſuchungen der Gedanke lebhaft mitwirken, daß den nationalen Gottheiten gegenüber auf Grund des zweimaligen Brandes des Kapitols eine außerordentliche Sühne unumgänglich ſei.

Statue des Kaiſers Domitian (Rom, Vatican).

Die ſchlimme Ausartung des Domitian zu dem furchtbaren habſüchtigen, finſteren und grauſamen Despoten, als welchen die Nachwelt dieſen Flavier vorzugsweiſe anzuſehen ſich gewöhnt hat, vollzog ſich nur allmählich. Zuerſt hat ſich bei ihm aus eintretender Finanznoth die Habgier und fiskaliſche Raubſucht entwickelt. Im Gegenſatz zu ſeinem Vater wirthſchaftete Domitian nach mehreren Seiten hin ſehr verſchwenderiſch. In erſter Reihe war er überaus bauluſtig. Die noch nicht völlig verwiſchten Spuren des Neroniſchen Brandes, noch mehr die Feuersbrunſt des Jahres 80, gaben den erſten Anſtoß zu einer raſtloſen Bauthätigkeit, die dieſer Kaiſer, der nicht ohne Kunſtſinn und Intereſſe für Architektur war, während ſeiner ganzen Regierung in großartiger Weiſe entfaltet hat. Neben dem mit außerordentlicher Pracht bis zum Jahre 86 hergeſtellten Kapitoliniſchen Tempel und vielen anderen im-

poſanten Prachtbauten verſäumte er aber auch wichtige Nutzbauten nicht. Außer der Erneuerung der alten Via Latina wurde noch gegen Ende ſeiner Regierung in Italien die neue Via Domitiana von Sinueſſa nach Puteoli, und in Luſitanien die Chauſſee von Emerita nach Capara angelegt. Daneben ging nun aber auch unter dieſer Regierung her eine große Freigebigkeit gegenüber den Maſſen, die zu gewinnen Domitian um ſo mehr bemüht war, je weniger es gelang, ein anderes als ein ſehr kühles Verhältniß zu dem Senat und der Ariſtokratie herzuſtellen. Die beliebten Vergnügungen des Volkes, namentlich die „Spiele", die Wettkämpfe im Cirkus und die Gladiatur, wurden mit außerordentlichem Eifer gefördert. Wirkliche Geldverlegenheit erwuchs aber dem Kaiſer erſt ſeit dem Jahre 84 v. Chr. auf Grund neuer militäriſcher Ausgaben.

Domitian beſaß einen brennenden militäriſchen Ehrgeiz, der theils durch die Erinnerung an die großen Kriegsthaten ſeiner beiden Vorgänger, theils durch die friſchen Siegesbotſchaften geſchärft wurde, die gerade damals täglich neu aus den ſchottiſchen Quartieren ſeines Legaten Agricola nach Rom gelangten. So ſchien es ihm geboten, endlich ſelbſt zum Schwert zu greifen, zumal er perſönlich die Gefahr nicht ſcheute, wenn ſie ihm offen und bewaffnet gegenüberſtand, — obwohl er ſonſt in ſeiner argwöhniſchen und mißtrauiſchen Art der Furcht ſehr zugänglich war. Er beſchloß daher, ſich gegen die Germanen zu verſuchen, die ſich zur Zeit des Civilis als gefährliche Nachbaren gezeigt hatten. Namentlich den Katten, die anſcheinend neuerdings wieder einen Raubzug ausgeführt hatten, oder vielleicht erſt planten, ſollte ein Angriff heimgezahlt werden, der zur Zeit des bataviſchen Krieges von ihnen gegen Mainz verſucht worden war. Die Erfolge nun, die Domitian mit der Rheinarmee im Jahre 84 gegen dieſes Volk erkämpfte, waren, wie man jetzt meint, keineswegs unbedeutend. Große Kriegsthaten allerdings wurden nicht ausgeführt; aber der Feind hielt doch den Römern nirgends Stand, und die Thatſache, daß die Legionen wieder auf dem rechten Ufer des Rheines erſchienen waren und das Land weithin gründlich verheert hatten, ſchüchterte die Katten fühlbar ein. Domitian ſelbſt freilich ſcheint des harten Lagerlebens bald überdrüſſig geworden zu ſein, zumal er auf ſchnelle und glänzende Siege nicht rechnen konnte. Dagegen knüpfte ſich, ſo ſcheint es, an dieſen Feldzug der Anfang einer neuen und ſehr wichtigen Ausdehnung des römiſchen Reichsgebietes.

Domitian nämlich, ſo wird man annehmen dürfen, machte in dieſer Zeit den Anfang zu einer Veränderung des Syſtems der Vertheidigung an der oberen Rhein- und Donaugrenze. Es galt, die ungeheure Linie zwiſchen dem Mittelrhein und der mittleren Donau zu verkürzen, und ſo wurde jetzt ein Verfahren eingeleitet, welches den tiefen deutſchen Keil zwiſchen dieſen Theilen der deutſchen Stromlinien abſchneiden ſollte. Die jetzt eingeleiteten Arbeiten ſind allerdings erſt unter Trajan und Hadrian zu ganzer Vollendung gelangt. Aber der Gedanke, das deutſche Gebiet bis zu einer

Linie von Aſchaffenburg bis Regensburg zu annektiren und durch eine Kette von Verſchanzungen gegen Angriffe der deutſchen Völker zu ſichern, gehört offenbar ſchon der domitianiſchen Zeit an. Schon unter Claudius, ſo ſcheint es, war der alte Limes des Tiberius (S. 151) weiter fortgeführt worden. Unter Domitian wurde wahrſcheinlich im Anſchluß an den kattiſchen Krieg der nördliche Theil der Verſchanzungen, von der unteren Lahn bis zum Main und weiter ſüdlich ausgeführt, ein namhafter Theil der Gebirge im ſüdweſtlichen Deutſchland ſchon jetzt in den Bereich dieſer Schanzen gezogen, und die Linie beſtimmt, welche ſpäter die ſeit der Claudianiſchen Zeit ſtärker beſetzte obere Donau mit ihren Feſtungen erreichen ſollte. Das auf dieſe Weiſe neu zum Reiche gezogene Stück deutſchen Landes, welches die Römer dann gegen zweihundert Jahre lang mit Erfolg behauptet haben; dieſe neue Vorlandſchaft der obergermaniſchen Provinz (nur der ſpätere öſtliche Theil gehörte zu Rätien), führte den Namen der „agri decumates“, des Zehntlandes, der wahrſcheinlich auf den, von den hier ſich ausbreitenden neuen Anſiedlern, namentlich in Menge einwandernden romaniſirten Kelten, wie von deutſchen Einwohnern, zu entrichtenden Zehnten zu beziehen ſein wird. Der Name der Stadt Arä Flaviä (ſ. Rotweil) weiſt bereits auf das flaviſche Kaiſerhaus hin.

Wir kommen bei der Geſchichte des zweiten nachchriſtlichen Jahrhunderts noch einmal auf dieſe Vertheidigungslinien und ihre Bedeutung, auf die endliche ſyſtematiſche Verbindung und den vollſtändigen Ausbau der Main-, Neckar- und Donaulinie zurück, und geben hier nur erſt eine Skizze von dem Laufe dieſer, für die ſpätere Geſchichte der Kaiſerzeit ſo bedeutungsvollen Schanzenkette. Am Einfluß der Altmühl in die Donau bei Kelheim beginnt dieſes Syſtem der Befeſtigungen. Es erſtreckt ſich zunächſt weſtlich über Kipfenberg (nördlich von Eichſtädt), Weißenburg, Gunzenhauſen, nördlich von Oettingen, Bopfingen und Aalen, ungefähr bis nach Lorch (Lauriacum) in Würtemberg, in einer Bogenlinie von 23 deutſchen Meilen. Vor dem hier noch weithin erhaltenen Walle, mit einem gemauerten Kerne von Gußwerk, lag ein Graben, durchſchnittlich 10 Fuß breit, und vor demſelben zog ſich die Palliſſadenreihe hin, welche dem Werke den (zuerſt im 4. Jahrhundert vorkommenden) deutſchen Namen „die Pfähle“, heute meiſt des Pfahlgrabens, verliehen hat. Hinter dieſer dreifachen Vertheidigungslinie lagen Wachtthürme, kleine Kaſtelle und größere feſte Lager, deren auf dieſer Strecke ſechs gezählt werden.

Bei Welzheim im Remsthale, oberhalb Lorch, nicht weit vom Hohenſtaufen, bildet die Linie des Walles beinahe einen rechten Winkel und wendet ſich, ungefähr von der alten Grenze der rätiſchen und der obergermaniſchen Provinzen an, auf einer Strecke von 14 deutſchen Meilen in faſt ſchnurgerader Richtung von Süden nach Norden (mit geringer Abweichung nach Nordweſt), quer durch Würtemberg über Murhardt, Mainhardt, Oehringen (Vicus Aurelius), nach Jagſthauſen, tritt von da auf badiſches

Gebiet und schneidet den Odenwald in der Richtung von Osterburken und Walldürn, um dann wieder im bayrischen Speßhardt bis zum Mainstrom zu gehen, den sie bei Freudenberg, unweit Wertheim und Miltenberg erreicht. Wie auf bayrischem Gebiet zwischen Kelheim und Weißenburg, und wie weiter westlich zwischen dem bayrischen Freudenberg und Jagsthausen, ist westlich von der Strecke Osterburken-Walldürn, nämlich im Odenwald, durch die Grafschaft Erbach, auf den Höhen von Mümlingsbach, eine innere Reihe von römischen Kastellen beobachtet worden.

Die große Linie zieht sich weiter von Freudenberg am Main, östlich von dem Kastell bei Miltenberg, auf der Wasserscheide des Speßhardt, östlich vom Laufe des Mainstroms, ungefähr bis Wirtheim an der Kinzig, östlich von Gelnhausen. Auch hier zeigen die modernen Specialuntersuchungen mehrfache, hinter und neben einander angelegte Wälle, zum Abschluß von Schluchten und Thälern. Am südlichen Abhange des Vogelsberges, zwischen diesem und dem nördlichen Abhange des großen Feldbergs, beginnt ein neuer Abschnitt der Wallanlage. Sie verläßt die südnördliche Richtung und wendet sich nach Westen, zum Theil selbst nach Süden einbiegend. Von der Kinzig bis zur Wetterau, dann auf dem nördlichen Abhang des Taunus hinlaufend, erreicht sie, von Langenschwalbach aus wieder mehr nach Norden gerichtet, die Lahn oberhalb Ems (damit anscheinend die nördliche Grenze von Ober-Germanien). Hier wie bei den römischen Standlagern am Rhein und Donau ist die Form der römischen Kastelle überall dieselbe. Ueberall die gleiche quadratische oder oblonge Form mit abgerundeten Ecken, die zwei sich rechtwinklig schneidenden Hauptstraßen, und die vier Thore an ihren Endpunkten. In ihrem Schneidepunkt das Quartier des Kommandanten und die Fahnenkapelle; in dem übrigen Raume die verschiedenen Truppengattungen, je nach Größe des Lagers und Stärke der Garnison dislocirt, ursprünglich und bei vorübergehendem Aufenthalte in Zelten und Baracken, bei dauerndem in festen Holz-, Ziegel- und Steinbauten. Als solche sind auf dieser Strecke außer der Saalburg (S. 126) namentlich die „Alteburg", dann die „Schanze auf der Libbacher Haide" (auf der Heerstraße von Wiesbaden nach Limburg), und die „alte Schanze" bei Adolfseck im Aarethal zu erkennen.

Die Länge des Walles von Donau bis Main betrug rund 36, vom Main bis zur Lahn rund 24 deutsche Meilen. Jenseits der Lahn aber traf der Wall auf (S. 151) die südlichsten Theile des schon seit Tiberius' Zeit bestehenden niederrheinischen Limes.

Zum Schaden jedoch des römischen Reiches waren nicht alle weiteren militärischen Schritte und Verfügungen des Domitian so verständig, wie der Plan dieser neuen Arrondirung der Rhein- und Donaugrenze. Es war nicht das schlimmste, daß der eitle Mann sich vom Senat für seine Kriegsthaten in Deutschland einen Triumph dekretiren ließ, der dann in Rom mit großer Pracht gefeiert wurde. Freilich sagten ihm die Spötter der Residenz nach,

Digitized by Google

daß man dabei die geringe Zahl echter kattiſcher Gefangenen durch zuſammengekaufte Sklaven in kattiſchen Koſtümen ergänzt habe. Aber es war ſehr übel, daß Domitian, der außer anderen Ehren auch den Siegestitel „Germanicus“ annahm, und das Volk der Reſidenz durch großartige Feſte entzückte, (bei denen unter anderem neben den vier alten Farben der Rennbahn noch die neuen, die goldene und die purpurne, auftraten,) ſeit dieſem Feldzuge ſich der Armee auf eine ſehr bedenkliche Weiſe näherte. Je ſchroffer ſich allmählich ſeine Stellung zu dem Senat geſtaltete, um ſo mehr ſuchte er ſeine Stütze bei den Soldaten, die er nun nicht nur, wieder auf Koſten der durch ſeinen klugen Vater hergeſtellten ſtrammen Disciplin, durch übergroße Milde und Leutſeligkeit an ſich kettete, ſondern auch durch erhebliche Erhöhung des Soldes für ſich gewann. Er zahlte nämlich den Legionariern ſtatt des alten Jahresſoldes von 225 Denaren fortan deren 300, alſo 261 R.-Mark. Und in entſprechender Weiſe wird der Sold der Truppen in Rom, namentlich doch der Garde, geſteigert worden ſein. Mochte man immerhin den nur karg bezahlten Linientruppen die Erhöhung des Soldes gönnen, ſo war es doch politiſch ein hochbedenklicher Schritt, der bei der Unmöglichkeit, die Stärke der Armee zu beſchränken, auch das Budget ſchwer belaſtete. Und alle Zeugniſſe geben an, daß Domitian ſeit dieſer Zeit, nach Aufzehrung des Veſpaſianiſchen Schatzes, unter dem Drucke der finanziellen Bedürfniſſe, und nicht gewillt, ſeine verſchwenderiſche Wirthſchaft aufzugeben, zu dem elenden Syſtem gegriffen hat, unter Entfeſſelung des Delatorenthums in die Bahn der politiſchen Prozeſſe mit ihren Konfiskationen einzulenken. Die Zeit der ſchmählichen Mißhandlung der großen und reichen Familien der römiſchen Welt war wieder angebrochen.

Für die ſpätere Zeit ſeiner Regierung war es nun aber noch in anderer Weiſe nachtheilig, daß Domitian, von Eiferſucht erfüllt auf den trefflichen Agricola, jetzt wo er der Truppen ſicher zu ſein glaubte, dieſen ausgezeichneten Feldherrn von den militäriſchen Geſchäften entfernte. Der britanniſche Legat hatte ungewöhnlich lange an der Spitze ſeiner tapferen Schaaren geſtanden, mit denen er (S. 309) den römiſchen Waffen unter Titus und Domitian neuen und glänzenden Ruhm erwarb. Agricola hatte nämlich im J. 80 die Grenzen von Schottland überſchritten, und weiter im J. 81 mit etwa 30,000 Mann, und an der Oſtküſte durch ein Geſchwader der Flotte begleitet, das ganze ſüdliche Schottland bis zu der ſchmalen Linie zwiſchen Glasgow und Edinburgh, oder zwiſchen den Meerbuſen Clota und Bodotria (the Friths of Clyde und of Forth) erobert. Dieſes und das folgende Jahr wurde nun einerſeits zur wirklichen Unterwerfung des neu gewonnenen Landes, andrerſeits zur Anlage neuer anſehnlicher Feſtungen verwendet. Nicht nur, daß Agricola die ſchmale Linie von ſechszehn Stunden zwiſchen beiden Meerbuſen durch eine Kette von Kaſtellen vollſtändig ſperrte, ſo ſcheint er damals auch zu rechter Sicherung der Verbindungen mit dem Süden, im nördlichen England die neue ſtarke Feſtung Eburacum

(jetzt York), die früher ein Hauptort der Briganten geweſen war, angelegt zu haben. Hier hatte ſpäter die IX. Legion ihr Standquartier, und hier hatte nachmals der Legat von Britannien ſein Hauptquartier. Die Schöpfung dieſer neuen ſtarken Stellung wurde um ſo wichtiger, weil nicht lange nachher Domitian auf Grund ſeines deutſchen Feldzuges die II. Adjutrix wieder nach dem Kontinent zurückzog. Wahrſcheinlich hat Agricola, der in Anlage und Wahl ſeiner ſtrategiſchen Poſitionen überaus geſchickt war, auch noch andere Kaſtelle im ſüdlichen Schottland angelegt.

Als im Jahre 82 ein Zug zu Schiffe über den Frith of Clyde nach Argyleſhire oder Arran unternommen wurde und auch Ireland den Römern in Sicht kam, glaubte der Legat, der bereits mit iriſchen Häuptlingen Verbindungen anknüpfte, den Kaiſer beſtimmen zu können, ihn zur Eroberung auch dieſer Inſel durch neue Truppen zu unterſtützen. Da jedoch der Imperator darauf nicht einging, ſo überſchritt Agricola im Jahre 83 zu einer großen Rekognoscirung im öſtlichen Schottland den Frith of Forth, auch diesmal durch die Flotte begleitet. Er drang auch jetzt ſiegreich vor, jedoch nur unter ſchweren Kämpfen mit den erbitterten Caledoniern, bei denen einmal die IX. Legion durch einen nächtlichen Ueberfall erhebliche Verluſte erlitt. Im Jahre 84 ſollte nun die Erhebung der in Maſſe aufgeſtandenen ſchottiſchen Völker gründlich gebrochen werden. Im Frühſommer dieſes Jahres ging es wieder mit ſtarker Macht nach den Landſchaften nördlich von Edinburgh und Perth. Die Caledonier aber eilten, mehr als 30,000 Krieger ſtark, unter ihrem Häuptling Calgacus ſich den minder zahlreichen Römern entgegenzuſtellen. In einer mörderiſchen Schlacht im Spätſommer 84 am Fuße des Berges Graupius — (ob das Schlachtfeld im heutigen Angus, in der Gegend von Brechine oder Forfar zu ſuchen, iſt höchſt zweifelhaft,) — erkämpften die Römer einen blutigen Sieg. Aber politiſch auszubeuten war er nicht. Während noch die Flotte bis zu den fernſten nördlichen Spitzen Schottlands, bis über Kap Wrath hinaus fuhr und dabei auch die Orkney-Inſeln kennen lernte, trat Agricola den Rückmarſch an bis nach York. Ob es ihm der drohende Ausbruch eines Aufſtandes der Briganten auch bei längerem Bleiben erlaubt haben würde, ſeine ſchottiſchen Eroberungszüge fortzuſetzen, iſt ſchwer zu ſagen. Politiſch allerdings handelte Domitian nicht unzweckmäßig, als er im Jahre 85 durch die Zurückberufung ſeines von ihm gefürchteten Legaten der Fortſetzung eines Eroberungskrieges ein Ende machte, der bei ungeheuren Koſten nur wenig fruchtbare Ergebniſſe verſprach. In der That haben die Römer wahrſcheinlich noch lange Zeit alle Mühe gehabt, die Briganten im nördlichen England vollſtändig zu überwältigen. Noch die Legaten des Trajan, Salvius Liberalis und Neratius Marcellus, konnten nur nach Anlage ſtarker Kaſtelle ein mäßiges Gebiet im Norden von York dauernd okkupiren: Kämpfe, in denen die IX. Legion endlich ſo vollſtändig verbraucht wurde, daß ſie nachher unter Hadrian, deſſen Geſchichte uns wieder über den Canal la Manche

führen wird, durch die spanische VI. Victrix, die damals in Vetera stand, ersetzt worden ist.

Agricola persönlich wurde in Rom von dem Kaiser sehr kühl empfangen, und trat seitdem vollständig aus dem Staatsdienste. Obwohl er erst im Jahre 93 gestorben ist, so hat Domitian doch von seiner großen militärischen Begabung aus tückischer Eifersucht niemals wieder Gebrauch gemacht, obgleich nicht lange nachher die Verhältnisse an der unteren Donau einen Charakter annahmen, der gerade die Kraft jenes ausgezeichneten Feldherrn wieder auf den Kampfplatz rufen zu sollen schien. Während nämlich in Niederdeutschland die Katten ihre cheruskischen Nachbarn, deren Häuptling Chariomer mit Rom in Freundschaft stand, mit Krieg überzogen und unter Vertreibung jenes Fürsten 88 n. Chr. in Abhängigkeit von sich und ihrer römerfeindlichen Politik brachten, ohne daß die anderweitig stark beschäftigten Römer hier eingriffen, hatte sich zwischen Theiß, Dnjestr und Donau dieselbe Gefahr für das Reich neu zusammengeballt, wie schon einmal (S. 109) zur Zeit des Burvista. Der alte dakische König Duras und wahrscheinlich die übrigen Häuptlinge der dakisch-getischen Stämme im Norden der unteren Donau hatten neuerdings die Herrschaft über das gesammte Volk einem ausgezeichneten Manne überlassen oder überlassen müssen, der mit ungewöhnlicher Intelligenz und mit sehr bedeutenden Talenten als Regent große Verwegenheit und eine ungemeine Begabung als Heerführer verband. Die Römer, die seit Alters mit Eifersucht darüber wachten, daß auf ihren Reichsgrenzen sich nirgends eine nur einigermaßen ebenbürtige fremde Macht ausbildete, fanden nur allzuschnell Anlaß, den neuen dakischen Oberkönig zu fürchten. Decebalus, wie er gewöhnlich genannt wird — (dieser Name war jedoch wahrscheinlich oder vielleicht nicht Eigenname, sondern königlicher Titel, der wirkliche Eigenname möglicherweise Diurpaneus), — bildete nicht bloß aus der Masse der dakisch-getischen Völker eine koncentrirte Macht. Er schuf sich auch aus seinem kriegerischen, bereits stark von griechischer und römischer Civilisation berührten Volke mit Hilfe von römischen Ueberläufern ein starkes Heer, und übte eine starke Anziehungskraft aus auf die stammverwandten Völker südlich der Donau unter römischer Herrschaft. Wahrscheinlich mit den Schwächen Domitians und mit der Abneigung eines namhaften Theils der römischen Welt gegen diesen Kaiser wohl bekannt, ging er zuerst zum Angriff über, überschritt die Donau, brach im Jahre 86 in Mösien ein, vernichtete das Heer des consularischen Legaten Oppius Sabinus, und verheerte das ganze Land bis zum Balkan.

Jetzt mußte Domitian mit Kraft einschreiten. Er sammelte denn auch mit großer Anstrengung ein bedeutendes Heer, stellte nun aber thörichter Weise nicht den Agricola an die Spitze, sondern einen seiner Freunde, den Gardepräfekten Cornelius Fuscus, einen Feldherrn von nur mittelmäßiger Begabung, der der gewandten und schlauen Strategie des Decebalus nicht gewachsen war. Während der Kaiser in einer mösischen Grenzstadt zurückblieb und später nach

Rom zurückkehrte, ließ sich Fuscus verleiten, die Donau zu überschreiten und unbesonnen in das schwierige dakische Land vorzudringen. Hier aber (im Jahre 87) griffen ihn die Daker auf einem ihnen günstigen Punkte mit solcher Wucht an, daß das römische Heer vollständig geschlagen wurde. Fuscus selbst fand den Tod, und mindestens eine Legion mit ihrem Adler war verloren gegangen.

Nun stellte der Kaiser neue bedeutende Rüstungen an, und gab für den neuen Feldzug der Armee wenigstens einen besseren Heerführer in dem tapfern und geschickten Tertius Julianus, der sich bereits unter Otho und Vespasian als Legionslegat in Mösien ausgezeichnet hatte. Diesem gelang es endlich, nach Herstellung guter Ordnung in der Armee das dakische Heer wieder aus Mösien zu vertreiben, und den Dakern dann in ihrem Lande bei Tapä eine schwere Niederlage beizubringen, bei welcher auch Vezinas, der angesehenste Feldherr des Decebalus seinen Tod fand. Julianus benutzte seinen Sieg vortrefflich und drang weiter vor bis zu der dakischen Hauptstadt Sarmizegethusa, die (jetzt das ausgedehnte Ruinenfeld, welches die Rumänen Gradischtje, die Magyaren Varhely nennen) in einem südwestlichen Thalwinkel des siebenbürgischen Hochlandes, am Eingang des Hauptpasses durch die westlichen Bergketten, des jetzt sogenannten „Eisernen Thores" lag. Der tüchtige Legat stand auf dem Punkte, den Decebalus zu einem für die Römer durchaus günstigen Frieden zu zwingen. Da paralysirte eine Niederlage des Domitian an der mittleren Donau seine Erfolge.

Während nämlich in den Jahren 88 und 89 Julianus in Dakien die Ehre der römischen Waffen wieder herstellte, hatte Domitian im Jahre 89 Händel mit den deutschen Stämmen angefangen, die seit Marbods und Catualdas Sturze (S. 179 f.) an der pannonischen Donau zwischen March und Gran durch Tiberius angesiedelt waren. Neuerdings durch den Kaiser sehr ungeschickt behandelt, hatte diese markomannisch-quadische Masse, wie auch die benachbarten sarmatischen Jazygen, bei dem ersten Zuge der Römer gegen Decebalus keine Hilfe geleistet, vielmehr die Daker entschieden begünstigt. Nun war der Kaiser selbst im Jahre 89 gegen sie zu Felde gezogen, hatte ihre Entschuldigungen schroff abgewiesen, eine zweite Gesandtschaft sogar niederhauen lassen, und war dann doch ungeschickt genug gewesen, sich sehr empfindlich durch die Deutschen schlagen zu lassen, während auch die Jazygen ihm erheblichen Abbruch thaten. Unter diesen Umständen eilte er Frieden zu machen. Julianus mußte seine siegreichen Operationen einstellen, und Decebalus, der jetzt bereitwillig auf die ihm angetragenen Unterhandlungen einging, schickte einen seiner Vasallen, den Diegis, nach dem kaiserlichen Hoflager.

Domitian suchte nun allerdings den Schein zu retten. Er geberdete sich vollkommen als Sieger, nahm formell den Decebalus in die Reihe der befreundeten Fürsten auf, und hatte die kecke Stirn, in Rom im Januar des Jahres 90 n. Chr. einen prunkvollen Triumph zu feiern, und seine sogenannten Erfolge durch Annahme des Namens Dacicus, prächtige Sieges-

Digitized by Google

denkmäler und feſtliche Spiele zu verherrlichen, und durch ſeine Hofdichter auch poetiſch verherrlichen zu laſſen. Und doch war der mit Decebalus abgeſchloſſene Vertrag für die Römer ebenſo unrühmlich, als materiell nachtheilig. Allerdings blieben die Grenzen unverändert; aber der Kaiſer mußte ſich verpflichten, außer einer ſofort gezahlten Summe dem dakiſchen Könige jährlich eine beſtimmte Rate von Geſchenken oder Subſidien zu zahlen, was die tief verletzten Römer nicht mit Unrecht als einen Tribut bezeichneten. Beſonders nachtheilig aber im Sinne der römiſchen Politik, die keine kräftigen Nachbarvölker duldete, war es, daß Domitian auf Grund dieſes Vertrages dem intelligenten Decebalus eine Menge von Künſtlern und Handwerkern zu friedlichen wie zu militäriſchen Arbeiten ſchickte, welche dem letzteren nur dazu dienen konnten, ſich für neue Kämpfe mit den Römern möglichſt gut vorzubereiten. Denn daß dieſe unausbleiblich waren, erkannte keiner beſſer, als Decebalus ſelbſt. Er durfte ſich ſagen, daß dieſer Friede eben nur ſo lange Beſtand haben könne, bis der jetzige Träger des cäſariſchen Lorbeerkranzes wieder durch einen Kaiſer von echter Römergröße erſetzt ſein würde.

Dieſe Wendung der Dinge iſt nun auch ſchon nach ziemlich kurzer Zeit eingetreten. Die wenigen Jahre jedoch, während welcher Domitian nach der Heimkehr von der Donau noch das Principat führte, galten in der Erinnerung der höheren Kreiſe der römiſchen Welt als ganz beſonders ſchwer und ſchrecklich. Der Kaiſer, ohnehin ſchon mehr und mehr der Anſicht, daß nur die Soldaten und die Maſſen des Volkes, die er darum unaufhörlich hätſchelte, und andauernd durch Geſchenke und Luſtbarkeiten erfreute, für ihn zuverläſſige Stützen abgäben, fuhr immer beſtimmter fort, ſeine gewaltſame Stellung zu den höheren Kreiſen der Geſellſchaft auszubilden. Schon längſt war neben der Raubgier, die jetzt auch vor offenbaren Erpreſſungen ſich nicht mehr ſcheute, bei ihm die Blutgier entfeſſelt worden. Der Kaiſer hatte noch als junger Prinz, vor der Rückkehr ſeines Vaters aus Aegypten, ſich in die kluge und ſchöne Domitia Longina, des alten Helden Corbulo leichtfertige Tochter, verliebt, ſie damals ihrem Gatten L. Aelius Lamia Aemilianus entführt, ſpäter aber zu ſeiner Gemahlin gemacht. Nun aber blieb dieſe Dame, — vielleicht das einzige Weſen, welches der finſtere Princeps wirklich liebte, — auch ihm nicht treu. Seine Gefühle und ſeine Eitelkeit wurden gleich ſchwer verletzt, als die Kaiſerin ſich nicht ſchämte, einen vertrauten Liebling des Domitian, den einflußreichen Schauſpieler und Pantomimen Paris, zu verführen. Als der Kaiſer das erfuhr, gerieth er in ſolche Wuth, daß er (gegen 84) den Künſtler ohne Weiteres auf offener Straße niederſtechen ließ, und im Zuſammenhange damit noch andere Gewaltthaten verübte. Nur auf den dringenden Rath ſeines edelgeſinnten Freigelaſſenen Flavius Urſus ſchonte er das Leben der Kaiſerin, die damals nur aus Rom verbannt und ſpäter wieder zu Gnaden angenommen wurde. Aber der Tiger, der jetzt Blut gekoſtet hatte, war in Domitian erwacht, und ſeit dieſer Zeit zieht ſich ein

immer breiterer Blutſtrom durch ſeine Geſchichte. Wirklich grauſam und vernichtungswüthig wurde der Kaiſer freilich erſt, als er auch angefangen hatte, ernſtlich für ſeine Sicherheit beſorgt zu ſein, — obwohl es auch ſchon vor dem Jahre 93, wo dieſe Phaſe eintrat, an ſchmählichen Gewaltthaten und gehäſſiger Ausnutzung der neu hergeſtellten Majeſtätsprozeſſe auch nach Seiten der Bluturtheile nicht fehlte. Dazu nahm namentlich 89 und 90 das Verfahren gegen angeblich gefallene Veſtalinnen und deren angebliche Verführer eine immer gewaltſamere und entſetzlichere Geſtalt an. Vorläufig hatte er nur den Senat durch ſeinen maßloſen Hochmuth erbittert. Der Bruch mit dem Reichsrath war ſchon ſeit dem zweiten Jahre ſeiner Regierung erklärt, wo der Senat den Domitian durch die Anmuthung ſchwer erbittert hatte, er möge ſich verpflichten, den eigenen Gerichtsſtand der Senatoren in allen Kapitalſachen zu reſpektiren. Gegenüber dieſem ſogenannten Uebergriff in ſeine Machtfülle bildete der finſtere Abſolutiſt die Schroffheit ſeiner Stellung zu immer unnahbarerer Schärfe aus. Obwohl er, wie einſt Tiberius, deſſen litterariſchen Nachlaß er mit Eifer ſtudirte, einen durchdringenden Verſtand beſaß, der ihn über die Ausdehnung ſeiner perſönlichen Fähigkeiten nicht im Dunkel, der ihn auch bei aller Eitelkeit gegen Schmeichelei innerlich kalt ließ, wich er doch mehrfach von dem Programm des melancholiſchen Claudiers ab, und ſuchte jede Gleichſtellung mit dem Senat zu beſeitigen. Der ſelbſt damals noch verhaßte Titel „Dominus" genügte ihm bald nicht mehr. Es dauerte nicht gar lange, ſo trat er, „der Sohn und Bruder von Göttern", perſönlich als „Gott" auf. Seine Erlaſſe begannen mit dem Eingang: „Euer Herr und Gott" befiehlt, und bald wurde er mündlich und ſchriftlich nicht mehr anders genannt. Das durch Titus ſeinem Vater geweihte Kollegium der Flaviſchen Prieſter wurde unter ſolchen Umſtänden eines der angeſehenſten, der „flaviſche Kult" detaillirt ausgebildet. Tempel und Heiligthümer zu Ehren der Gottheit Domitians entſtanden, und vor allen ſeinen Bildſäulen, namentlich vor den goldenen und ſilbernen auf dem Kapitol, floß das Blut der Opferthiere in Strömen. In Verbindung mit dieſer Richtung ſeiner Politik ſtand der leidenſchaftliche Dienſt ſeiner Lieblingsgottheit, der Minerva, als deren „Sohn" er ſich gern anſehen ließ. Wie er ſchon von Anfang an das alljährlich wiederkehrende fünftägige Feſt (19—23. März), welches ſich von jeher dem „Geburtstage der Minerva" anſchloß, auf ſeiner Lieblingsvilla am Albanerberge durch ſceniſche Vorſtellungen und durch Wettſpiele von Dichtern und Rhetoren erheblich erweiterte, ſo bedachte er die Göttin auch durch Anlage neuer und prächtiger Heiligthümer.

Dieſes Verfahren, wie auch die Einführung der neuen, im J. 86 mit der Einweihung des Kapitols verbundenen, Kapitoliniſchen Spiele, die ſich von fünf zu fünf Jahren wiederholten und ſehr weſentlich einen muſiſchen Charakter trugen, war zugleich darauf berechnet, einen erheblichen Theil der damaligen Vertreter der Litteratur für ſein Princip zu gewinnen. Unſere ſpätere Ueberſicht über die Litteratur dieſer Zeit wird uns auch zeigen, daß

ihm das gelungen iſt. Hier mag nur an Statius, an Martialis, und an den Spanier Quintilian erinnert werden, welcher letztere der Erzieher mehrerer jüngeren Verwandten des Kaiſers war.

Sah ſich nun der Senat wieder, wie ſo oft vor Neros Untergang, in die elende Lage gedrückt, ſeinen glühenden Haß gegen Domitian nur mühſam unter der Maske der Servilität zu verhüllen; und wurden die Mitglieder des hohen Hauſes überall gedemüthigt, theils indirekt durch die Strenge, mit welcher dieſer Kaiſer allen ihren Vergehungen erbarmungslos folgte, theils durch die ſyſtematiſche Zurückdrängung der Senatoren zu Gunſten der Ritter und der Freigelaſſenen, ſo machte damals auch Domitian einen ſehr erheblichen konſtitutionellen Fortſchritt in ſeiner Macht. Was bisher nicht geſchehen war: Domitian nahm im J. 84 die Cenſur auf Lebenszeit an. Damit gewann er nun einerſeits das Recht, den Senat zu jeder Zeit und in jeder beliebigen Weiſe zu ergänzen. Den Namen dieſer dauernden Cenſur hat allerdings ſchon ſein Nachfolger wieder fallen laſſen. Aber die daraus entwickelten Rechte hielten doch auch die ſpäteren Kaiſer feſt, und wir finden von da an die Plätze im Senat von dem Kaiſer in Form der eigentlich cenſoriſchen „Adlection" willkürlich vergeben. Domitian bediente ſich des neuen Rechtes namentlich dazu, um jeden ihm mißliebigen Senator mit demſelben freien Ermeſſen, wie es früher die Cenſoren durften, beſeitigen zu können. Es gab fortan für den Senator einen wirklichen Rechtsſchutz vor willkürlicher Abſetzung nicht mehr. Andererſeits benutzte Domitian auch die ſittenrichterlichen Rechte der Cenſur mit Vorliebe zur Demüthigung der ſenatoriſchen Familien, wozu ihm freilich die Gelegenheit nur zu häufig geboten wurde.

Den Höhepunkt erreichte das harte, mißtrauiſche und blutige Regiment des Domitian ſeit dem J. 93. Der in Obergermanien kommandirende Legat L. Antonius Saturninus, der ſich der Abkunft ſowohl von dem alten Triumvir M. Antonius, wie von dem Tribunen des J. 100 v. Chr. rühmte, hatte ſich, durch den Kaiſer tief verletzt, zur Empörung entſchloſſen und ſein Armeecorps für den Abfall gewonnen. Da er in Folge der Kriege an der unteren Donau nur über zwei Legionen verfügte, ſo hatte er auch mit den Katten ein Bündniß geſchloſſen. Auf die Kunde von dieſen höchſt bedenklichen Vorgängen rüſtete Domitian in Rom und bot auch die ſpaniſchen und pannoniſchen Legionen gegen Antonius auf. Ehe er jedoch noch den Rhein erreichen konnte, war der pannoniſche Legat L. Appius Maximus Norbanus auf dem Kampfplatze erſchienen. Ein plötzlich eintretender Eisgang auf dem Rheine hinderte die Katten, ihrem Freunde zu Hilfe zu kommen, und ſo konnte Norbanus den Antonius, der ſelbſt im Gefecht fiel, vollſtändig überwinden.

Dieſe Ereigniſſe entfeſſelten die ganze Tigernatur Domitians. Der Kopf des Antonius wurde in Rom öffentlich ausgeſtellt, und nun begannen grauſame Unterſuchungen und Hinrichtungen angeblich Verdächtiger in un-

heimlicher Menge. Mehr aber, jetzt erhielten die Delatoren vollen und freien Spielraum. Wer nur irgend dem furchtbaren Imperator verdächtig oder durch unabhängige Geſinnung widerwärtig war, gerieth in große Gefahr, darunter nicht wenige der edelſten und angeſehenſten Männer. Dabei entfaltete der Despot eine dämoniſche Freude an den Qualen und an beſonders grauſamen Hinrichtungen der Verurtheilten, nicht minder in ſeiner ganzen Haltung einen eiskalten Hohn gegen den Senat wie gegen ſeine Opfer. Perſönlich wurde er immer unzugänglicher. Von einer Günſtlingsherrſchaft war keine Rede. Die achtungswerthen Männer, die außer jenem Flavius Urſus noch zu ſeinem geheimen Rathe gezogen wurden, hatten weder im Guten noch im Böſen ernſthaften Einfluß auf ihn; ſelbſt die Werkzeuge ſeiner Gewaltthaten mußten ſehr vorſichtig mit ihm umgehen. Er hat es wirklich in allem Ernſt verſucht, aus dem perſönlichen Regiment für das ungeheure Reich eine Thatſache zu machen.

Auch unter Domitian war das Schickſal der Provinzen, deren Statthalter von dieſem Kaiſer auf das ſtrengſte überwacht wurden, immerhin erträglicher, als das der eigentlichen Römer beſſerer Situation. Und ſo geſchah es, daß auch dieſer Kaiſer, wie einſt Gajus, durch ſeine nächſten Umgebungen gefallen iſt. Er hatte die unerhörte Nichtswürdigkeit verübt, den alten Freigelaſſenen Epaphroditus (S. 270) hinrichten zu laſſen, weil dieſer einſt den verzweifelnden Nero auf deſſen Bitte hatte erdolchen helfen. „Es ſollte Niemand unter irgend welchen Umſtänden ſich an der geheiligten Perſon des Princeps vergreifen!“ Seitdem und unter dem Drucke noch anderer erſchreckender Gewaltthaten fühlte ſich ſelbſt die Umgebung Domitians unſicher. Und ſo bildete ſich endlich im Palaſte eine Verſchwörung der Haus- und Hofbeamten, die auch durch die Mitwiſſenſchaft der Kaiſerin Domitia, ſowie der beiden Gardepräfekten und anderer hochſtehender Männer ſanktionirt wurde. Wahrſcheinlich kam dem Kaiſer doch eine dunkle Warnung zu vor einer ihm drohenden Gefahr; aber ſeine Vorſicht und bange Sorge um ſein Leben ſollten ihn nicht mehr retten. Am 18. September 96 ſtieß ihm einer der Verſchwornen, der Haushofmeiſter Stephanus, bei einer Audienz den Dolch in die Seite. Und in dem nun entbrennenden Ringen wurde der blutige Imperator durch die übrigen Verſchwornen mit Hilfe eines kaiſerlichen Gladiators endlich völlig erwürgt. Die zu ſpät eindringenden Soldaten der Palaſtwache konnten ihn nicht mehr retten, ſondern nur noch den Stephanus niederhauen.

Die höher ſtehenden Mitwiſſer des Komplotts, welchem Domitian endlich erlag, hatten diesmal nicht, wie einſt die Mörder des Gajus, die Zukunft außer Acht gelaſſen, ſondern bei Zeiten an die Ernennung eines Nachfolgers gedacht. Es war ſchwer geweſen, einen Mann zu finden, der die gefährliche Ehre übernehmen wollte. Endlich hatte ſich ein älterer Senator bereit finden laſſen, der ſelbſt allen Grund hatte, von Domitian das Schlimmſte für ſeine

Person zu befürchten. Es war M. Cocceius Nerva, ein Abkömmling (S. 233) der berühmten Juristenfamilie dieses Jahrhunderts. Bereits 64 Jahre alt, und schon zweimal (71 und 90) Träger des Consulates, und ein in den Geschäften erfahrener, milder, wohlwollender Mann, so schien er wohl geeignet, bessere Zeiten für Rom zu bringen. Aber er hat diese nur vorzubereiten vermocht. Es war für ihn nicht leicht, festen Fuß zu fassen. Das Volk allerdings in der Residenz nahm die Nachricht von Domitians Tode gleichgültig auf. Der Senat, der ihn gern anerkannte, ergoß seine furchtbare Erbitterung gegen den todten Princeps in den leidenschaftlichsten Beschlüssen gegen dessen Andenken. Dagegen kostete es wahrscheinlich Mühe, die bei der Wahl übergangenen Soldaten zu beruhigen, und das Verhältniß des neuen Kaisers zu der Garde sollte nachmals die Quelle der größten Schwierigkeiten werden.

Nerva Goldmünze mit der Umschrift: IMP. NERVA CAES. AVG. P. M. TR. P. COS. III P. P.

Da Domitian anders als der von ihm bewunderte Tiberius höchst verschwenderisch regiert und durch seine Solderhöhung wie durch den Vertrag mit Decebalus das Budget mit neuen Lasten beschwert hatte, so machte namentlich die Herstellung eines einigermaßen erträglichen Finanzzustandes viele Mühe. Indessen gelang es doch, durch die Veräußerung des Domitianischen Nachlasses erhebliche Summen zu gewinnen und selbst den Massen die Beschränkung der allzu ausgedehnten Ausgaben für „Spiele" aller Art plausibel zu machen. Den meisten und unmittelbarsten Dank aber erwarb sich der treffliche Nerva, indem er sich bemühte, — soweit das überhaupt noch möglich war, — die Wunden zu heilen, welche das furchtbare Wüthen Domitians der römischen Gesellschaft geschlagen hatte. Sistirung der politischen Prozesse, umfassende Zurückberufung der Verbannten und Ausgewiesenen, Zurückgabe der konfiscirten Güter, und analoge versöhnliche Maßregeln bezeichneten den Gang der neuen Regierung.

Wirkliche Schwierigkeiten bereitete aber sehr bald die furchtbare Rachgier der senatorischen Kreise gegen die verhaßten Delatoren. Die Wuth der höheren Klassen Roms gegen die freiwilligen kriminellen Ankläger und blutigen Werkzeuge Domitians, die sich in allen Ständen fanden, überstieg alle Grenzen. Indessen war der neue Kaiser viel zu verständig, um der tobenden Leidenschaft mehr als unvermeidlich war die Wege zu öffnen. Positiv beschränkte er sich darauf, die Zulassung von Zeugnissen der Sklaven gegen ihre Herren, der Freigelassenen gegen ihre Patrone zu verbieten, und weiter das Edikt des Titus gegen falsche Anklagen zu erneuern und durch vermehrte Strafe zu schärfen. Dann aber gab er in seiner großen Rücksicht gegenüber dem Senat den Mitgliedern des Reichsrathes die bestimmte Zusage, daß unter seiner Regierung kein Senator anders als durch das hohe Haus selbst verurtheilt werden sollte. Freilich hatte die große Nachgiebigkeit gegen die Aristokratie die üble Folge, daß die Statthalter, die jetzt von Domitians harter und rücksichtsloser Kontrolle befreit

waren, nur zu schnell die Neigung zeigten, wieder in ihre alten Sünden zu verfallen.

Nerva, der verständig und maßvoll genug war, trotz des wilden Geschreies gegen Domitian doch die nützlichen und wohlberechneten Verfügungen des ermordeten Princeps einfach beizubehalten, und für seine Person sich bereits mit neuen und wohlthätigen Unternehmungen trug, deren Durchführung dann seinem großen Nachfolger vorbehalten blieb, konnte gerade wegen seiner verständigen und milden Art zu regieren sich nicht lange seiner Herrschaft freuen. Es verstand sich von selbst, daß auch gegen ihn eine Verschwörung angestiftet wurde. Der Kaiser begnügte sich damit, den thörichten Prätendenten Calpurnius Crassus nach Tarent zu verweisen. Aber viel schlimmer war die Gefahr, mit welcher die meuterischen Garden ihn bedrohten. Die tückische Aufhetzung des Präfekten Casperius Aelianus brachte im Oktober des Jahres 97 die Prätorianer dazu, daß sie, unzufrieden über die nothwendige Sparsamkeit des neuen Kaisers, in offenem Tumult den Palast blokirten und die Hinrichtung der Mörder Domitians forderten. Nerva widerstand trotz seiner physischen Schwäche mannhaft. Aber er konnte nicht hindern, daß der bewaffnete Pöbel alle Mörder seines Vorgängers, die er fassen konnte, vor seinen Augen niedermetzelte, und mußte unter dem Drucke des brutalen Präfekten noch nachher vor dem Senat der blutigen That eine Entschuldigung abgewinnen.

Trajanus (Rom, Kapitol).

Der tief empörte Kaiser war jedoch nicht gewillt, ohne Widerstand das Schicksal des alten Galba über sich kommen zu lassen. Rasch entschlossen, sich aus seiner unwürdigen Lage zu befreien, gedachte er, durch die Adoption eines ausgezeichneten Feldherrn zugleich sich selbst einen Rächer und eine mächtige Stütze, und dem Reiche die Aussicht auf einen neuen großen Imperator zu gewinnen. Er war so glücklich, — vielleicht nicht ohne Einfluß des L. Licinius Sura, eines Mannes aus den vornehmsten Kreisen, — die

damals denkbar beſte Wahl zu treffen, und erhob in feierlicher Erklärung auf dem Kapitol vor dem Volke gegen Ende des Oktobers 97 den am Rhein kommandirenden Legaten Trajanus zu ſeinem Adoptivſohn und Mitregenten.

Die Erhebung des Marcus Ulpius Trajanus bezeichnet eine neue Phaſe in der Entwickelung des römiſchen Principats. Mit dem flaviſchen Kaiſerhauſe war in Rom eine plebejiſche Familie zur höchſten Macht im Reiche gelangt. Jetzt aber begann die Zeit, wo der „Thron" auch durch Provinzialromanen beſetzt wurde. Der Adoptivſohn des Nerva entſtammte einer ſpaniſchen Familie, allerdings von unzweifelhaft italiſcher Herkunft, und war am 18. September 53 n. Chr. zu Italica in der Provinz Bätica geboren. Sein gleichnamiger Vater war unter Nero nach Rom gekommen und hatte hohe bürgerliche und militäriſche Aemter bekleidet; als Legionslegaten lernten wir ihn (S. 263 ff.) während des jüdiſchen Krieges kennen, wo er mit Auszeichnung gefochten hat. Im Jahre 79 iſt er dann Proconſul von Aſia geweſen, und nachher vor dem Jahre 100 n. Chr. geſtorben. Sein ausgezeichneter Sohn, den alſo Nerva auf die höchſte Stufe im Reiche erhob, war unter ſeiner Leitung militäriſch geſchult worden, wie denn überhaupt die vorwiegende Neigung und Begabung desſelben nach der militäriſchen Seite ſich richtete. Zehn Jahre lang war dieſer Trajan als Legionsoberſt in verſchiedenen Provinzen, namentlich im Orient und am Rhein beſchäftigt. Gründlich militäriſch durchgebildet, aber auch für die Verwaltungsgeſchäfte durchaus tüchtig, beſaß er eine unverwüſtliche Geſundheit und hatte ſich in den Lagern unter verſchiedenen Himmelsſtrichen gegen Entbehrungen und klimatiſche Beſchwerden bis zur Unempfindlichkeit abgehärtet. Nachmals im Jahre 85 Prätor, dann im Jahre 91 Conſul, verwaltete er zuerſt das tarraconenſiſche Spanien (S. 327), nachher (nach dem Jahre 93) Obergermanien als Legat.

Als der ausgezeichnete Mann zuerſt durch eigenhändiges Schreiben des greiſen Nerva die Nachricht von ſeiner Adoption erhalten hatte, die der Senat zu beſtätigen nicht zögerte, kehrte er keineswegs ſogleich nach der Hauptſtadt zurück. Das große Anſehen, welches er bei der Armee beſaß, bändigte auf der Stelle den Uebermuth der Garde. Und Trajan konnte ſich noch geraume Zeit anderen Aufgaben an den Grenzen hingeben, ehe er die Reſidenz als Kaiſer betrat, — konnte ſogar den Caſperius Aelianus und die Genoſſen ſeiner Meuterei nöthigen, nach dem Rhein zu kommen, wo ſie niedergehauen wurden. Es galt überall die deutſchen Grenzen zu ſichern, und den ſeit 84 und 93 n. Chr. mehrfach aufgeregten deutſchen Stämmen nachdrücklichen Ernſt zu zeigen und zu imponiren, ehe die Reiſe nach Italien angetreten wurde. Trajan befand ſich gerade in Cöln, als er die Botſchaft erhielt, daß Nerva am 27. Januar 98 das Zeitliche geſegnet hatte. Des neuen Imperators Vetter Hadrian, damals Oberſt der XXII. Legion in Obergermanien (wo nun des letzteren Schwager L. Julius Urſus Servianus mit dem Oberkommando betraut war), hatte die große Kunde nach dem Rheinland gebracht.

Trotzdem unterbrach der neue Kaiſer ſeine höchſt wichtige, von ihm bereits als Legat begonnene, defenſive Thätigkeit durchaus nicht. Seine Arbeit war hauptſächlich darauf gerichtet, ſich ſicher und ſolide in den Beſitz des „Zehntlandes" zu ſetzen, und die von Domitian eingeleitete Befeſtigung der neuen Grenzlinie (S. 319 ff.) öſtlich vom Oberrhein möglichſt weit ſüdöſtlich durchzuführen. Dazu traten noch andere Schöpfungen, wie die Erweiterung des keltiſchen Platzes Lupodunum (j. Ladenburg) am Neckar, welcher Ort nachmals als römiſche Stadt den Namen Civitas Ulpia erhalten, und die Anlage einer romaniſchen, durch Abtheilungen der I. Legion Adjutrix und der XI. Claudia gedeckten, Anſiedlung bei den Schwarzwaldthermen, die als Aquä Aureliä (j. Baden-Baden) ſehr bald bei der römiſchen Geſellſchaft einen großen Ruf gewinnen ſollte. Endlich die Gründung einer neuen ſtarken Feſtung am Niederrhein an Stelle des durch Civilis (S. 297) zerſtörten Vetera. Die neue Anlage hieß ſpäter Colonia Trajana und lag eine römiſche Meile unterhalb der Ruinen von Vetera, das eigentliche Kaſtell nördlich von dem jetzigen Xanten, auf beiden Seiten der Straße nach Kleve. Sie wurde das Standlager der durch dieſen Kaiſer neu formirten XXX. Legion Victrix. Während des Winters 98 auf 99 wurde auch eine Rekognoscirungsreiſe nach den Donauländern unternommen, um die Verbindung zwiſchen Germanien und dieſen Provinzen ſicher zu ſtellen.

Statue des Kaiſers Trajan (Neapel).

Endlich im Spätſommer oder Herbſt 99 konnte Trajan, anſcheinend von Pannonien her, ſeinen Einzug in Rom halten, wo man ihn mit Sehnſucht erwartete. Er wurde mit lautem Jubel begrüßt. Entzückte die Römer der würdige Ernſt und das einfache und ſchlichte Auftreten des neuen Kaiſers, der ſeinen Einzug in die Hauptſtadt ohne blendenden Pomp und zu Fuß gehalten hatte, ſo gefiel ihnen nicht minder die hohe, kraftvolle, imponirende Erſcheinung Trajans, der ſeine Anſtand ſeiner Haltung und der Ausdruck ruhiger Entſchloſſenheit und ſicheren Kraftbewußtſeins in ſeinen männlichen Zügen. Es waren in der That ausgezeichnete Vertreter der Provinzialromanen, die jetzt in die Hofburg ein-

zogen. Denn auch die Damen des neuen kaiſerlichen Hauſes, Trajans treffliche Schweſter Marciana und ſeine edle Gattin Pompeja Plotina, waren Zierden ihres Geſchlechtes: ganz anders als die meiſten jener fürſtlichen Römerinnen, die ſeit drei Generationen das palatiniſche Schloß mit Akten der Grauſamkeit oder mit pikanten Liebesabenteuern erfüllt hatten.

Plotina. Gemahlin Trajans. Goldmünze mit der Umſchrift: PLOTINA AVG(usta) IMP(eratoris) TRAIANI (uxor).

Senat und Volk erkannten ſehr ſchnell, daß ihr alter Nerva eine glückliche Hand gehabt hatte, als er den Legaten von Obergermanien zum Principat berief. Bisher kannten die meiſten Römer den Trajan nur erſt als einen tüchtigen Soldaten und ausgezeichneten Offizier. War das ſeit Galbas Sturze in erſter Reihe von großer Wichtigkeit wegen der Stimmung der Legionen, ſo ſollten ſie bald genug zu ihrer Freude erkennen, welches eminente Feldherrntalent der neue Imperator beſaß. Aber der neue Herr des Reiches war weit mehr als nur ein großer Kriegsmann. Obwohl ſeine perſönlichen Neigungen vorzugsweiſe dem Heerweſen galten, ſo hatte er doch, ohne gerade ſelbſt tiefere Bildung zu beſitzen, Sinn und Verſtändniß für die Wiſſenſchaft und die höchſte Achtung vor ſeiner, namentlich litterariſcher Bildung, und bewegte ſich bei großer Neigung zur Geſelligkeit mit Vorliebe in gebildeter, ſelbſt in litterariſcher Geſellſchaft. Was aber die Hauptſache war, das Reich hatte jetzt wieder einen Princeps gefunden, der mit echt fürſtlicher Milde, redlichem Wohlwollen und ſtrenger Rechtsliebe eine klare Einſicht in die Bedürfniſſe Italiens wie der Provinzen, und eben ſo großes Intereſſe an der Verwaltung, wie andererſeits klaren und ſcharfen Verſtand, Gewandtheit und praktiſchen Takt verband. Namentlich Trajans Finanzwirthſchaft wurde ſehr beſtimmt gerühmt. Freilich iſt es auch ihm nicht mehr gelungen, bei der Ausmünzung des Goldes dauernd über (S. 251.) das neroniſche Gewicht von 7,4 Gr. hinauszukommen, und das ſetzten auch ſeine beiden nächſten Nachfolger ſo fort. Der Denar aber erhielt eine Legirung mit Billon ſogar bis zu 15 Procent, ſo daß ſein Silberwerth bis auf 46 R.-Pfennige ſank. Dagegen war Trajan im Stande, — in einer Zeit, wo das römiſche Reich noch immer an produktiven Kräften unermeßlich reich erſcheint —, durch eine knappe und ſparſame Wirthſchaft zunächſt die ſchlimmen Schäden der Domitianiſchen Art der Verwaltung zu überwinden. Perſönlich ſchlicht, ohne fiskaliſche Habſucht, ohne koſtſpielige Bedürfniſſe, konnte er ſofort unter Veräußerung der Reichthümer ſeines Vorgängers verſchiedene drückende Steuern erlaſſen und die Erbſchaftsſteuer mildern. Und während ſeiner ganzen Regierung konnten ſowohl die ſchweren dakiſchen, wie der parthiſche Krieg geführt und überaus zahlreiche Bauwerke aller Art errichtet, dazu noch andere gemeinnützige Schöpfungen ins Leben gerufen werden, ohne daß von finanziellem Drucke oder gar von niedrigen und gemeinen Finanzmaßregeln irgendwie die Rede geweſen wäre. Allerdings werden wir finden, daß die dakiſchen Siege

ihm nachmals ganz neue finanzielle Mittel in reicher Fülle in die Hand gaben.

Man darf wohl annehmen, daß Trajan von Anfang an mit dem Plane ſich getragen hat, die ſchlimme Erbſchaft zu reguliren, die ihm Domitian an der dakiſchen Donau hinterlaſſen hatte. Aber ehe er dazu ſchreiten konnte, mußte er erſt ſich ganz feſt im Sattel ſetzen, und namentlich ſein Verhältniß zu Senat und Volk in Rom ſicherſtellen. Sehr ſchwer konnte das einem Manne von Trajans liebenswürdigem Charakter nicht werden. Allerdings hatte das Blutregiment Domitians noch einmal zwiſchen Senat und Principat eine tiefe Kluft geriſſen. Dagegen war doch der alte principielle Gegenſatz der Ariſtokratie gegen das Kaiſerthum allmählich abgeſtumpft, das Uebergewicht des Princeps allſeitig ausgearbeitet, die Lage jetzt ſo geartet, daß einfach das loyale Auftreten eines tüchtigen Mannes und ein ehrlicher Friedensſchluß zwiſchen den beiden Trägern der römiſchen Staatsgewalt ſofort wirklich verſöhnend wirken konnte. Wer es jetzt ernſtlich verſuchte, „Freiheit und Herrſchaft mit einander auszugleichen“, und die klare Herrſchaft der Geſetze an die Stelle perſönlicher Willkür zu ſetzen, der konnte ſicher ſein, die volle Gunſt des Senats zu gewinnen. Trajan aber war durchaus der Mann, nach dieſer Seite das Rechte zu treffen. Iſt es unter allen Umſtänden ſeinem Andenken zu Gute gekommen, daß die finſtern, blutigen Schatten der jüngſten Vergangenheit zu ſeiner glänzenden Regierung die Folie abgaben, ſo war ſeine gerade, friſche und leutſelige Natur vorzugsweiſe geeignet, die Gemüther des Senates ſchnell zu gewinnen. In der That konnte kaum ein größerer Gegenſatz gedacht werden, als jener zwiſchen dem finſtern, in die Welt des Olymps hineingreifenden, fürſtlichen Stolze des letzten Flaviers, der ſich ſcheu mit einer Zone von Eis umpanzerte, und dem einfachen, offenen und umgänglichen Weſen dieſes Soldaten, dieſes Zöglings der Feldlager, der nur dann, wenn und wo es das Herkommen forderte, die Formen der Majeſtät zur Geltung brachte, und in dem ungezwungenſten Verkehr namentlich auch mit den Senatoren ſich gefiel. Mehr aber, Trajan hielt es auch für die angemeſſenſte Politik, nicht als ſchlauer Rechner, ſondern im Sinne verſtändiger Politik, in ſeinen Beziehungen zu dem hohen Hauſe das Beiſpiel des Auguſtus wieder zur Geltung zu bringen. Er war als erſter provinzialromaniſcher Kaiſer gegenüber den alten und den neuen, den altitaliſchen wie den jüngeren provinziellen Geſchlechtern des Reichsrathes noch in ganz anderem Sinne, als vor dreißig Jahren der alte Veſpaſian, als homo novus anzuſehen. So galt es, die ſchwere ihm zugefallene Stellung durch aufrichtige Befreundung mit dem Senat zu ſichern und zu ſtärken. Die überaus rückſichtsvolle Art nun, mit welcher der neue Princeps den Reichsrath als politiſchen Faktor behandelt hat, erinnert vielfach an die erſten Jahrzehnte der neu geſchaffenen Dyarchie. Trajan hat gleich damit begonnen, den Senatoren dieſelben Zuſagen für ihre Sicherheit zu geben, wie einſt (S. 329) Nerva; nur jener armſelige Calpurnius Craſſus, der ſchon gegen den alten Nerva (S. 329) ſeine

Intriguen gesponnen hatte, verfiel auf Grund einer neuen, gegen Trajans Leben gerichteten Verschwörung nach Urtheil der übrigen Senatoren dem Untergange. Die Herstellung der vollen Freiheit in den senatorischen Verhandlungen, die strenge Beobachtung aller alterthümlichen politischen Etikette und republikanischer Formen, die starke Betonung der Herrschaft des Gesetzes allein, endlich auch die harte Strenge gegen die kompromittirtesten Delatoren der domitianischen Zeit, die nach öden Inselklippen des ägäischen Meeres deportirt wurden, sicherten die Popularität des Kaisers in den senatorischen Kreisen.

Während nun Trajan theils im Verein mit dem Reichsrath, theils auf dem Wege kaiserlicher Konstitutionen und Reskripte andauernd eine große Anzahl durch tüchtige Juristen empfohlener, zweckmäßiger und humaner Rechtsbestimmungen aller Art ins Leben rief, überhaupt nachdrücklich die Herstellung eines festen und gesicherten Rechtszustandes förderte, die unheilvollen Anklagen auf die sogenannten Majestätsverbrechen verbot, endlich auch einen eigenen Gerichtshof schuf für fiskalische Prozesse, der ohne Rücksicht auf den Kaiser nach Recht und Billigkeit zu entscheiden hatte, gewann er auch die Gunst des Volkes. War seine leutselige, jedermann zugängliche, Art und seine ebenso milde wie edle Erscheinung, die in den Augen der Römer sehr bald auch noch durch frischen Kriegsruhm verklärt werden sollte, an sich schon den Bürgern der Hauptstadt sehr sympathisch, so gewann er bei der Menge auch dadurch, daß er, auch abgesehen von seinem Eifer für die regelmäßige Verproviantirung der Residenz, ihren derben Neigungen sich nicht verschloß. Wir haben ja schon wiederholt gefunden, daß die Popularität auch wirklich ausgezeichneter Kaiser damals leider nicht nur von ihrer Regententüchtigkeit abhing, und daß auch solche Imperatoren, die nicht auf den schrecklichen Pfaden eines Nero oder Domitian wandelten, es nicht vermeiden konnten, der Reichshauptstadt, in welcher noch immer das Bewußtsein ihrer früheren dominirenden Weltbedeutung fortlebte, ihren Tribut zu zahlen. Die Congiarien und andere Geschenke, namentlich aber die blutige Lust des Amphitheaters, die Gladiatur und die Thierhetzen, gewannen auch unter Trajan eine gewaltige Ausdehnung.

Da ist es aber auch für unser modernes Empfinden erfreulich zu sehen, daß dieser Kaiser eine Einrichtung ins Leben gerufen hat, die sehr bestimmt von dem Durchdringen neuer und humanerer Sinnesweise bei den gebildeten Kreisen der Römer Zeugniß giebt. Was Nerva bereits in Aussicht genommen hatte, führte Trajan wirklich aus, nämlich ein großartiges System zur „Alimentation" unbemittelter Kinder von freier Geburt in Italien. Die Freude an dem Durchbrechen eines in Rom sonst nicht gerade übermäßig häufigen humanen Sinnes und menschenfreundlicher Wohlthätigkeit wird unseres Bedünkens dadurch nicht geschmälert, daß Trajan und seine Nachfolger bis auf Pertinax, die dieses System verfolgten, damit zugleich sehr bestimmte praktische Zwecke zu erreichen suchten. Trotz der wieder-

holten Koloniſationen auf der Halbinſel wurde in jener Zeit doch die Abnahme der freien italiſchen Bevölkerung recht fühlbar. Die furchtbaren Wunden, welche die Bürgerkriege der Halbinſel geſchlagen, waren niemals wieder ganz zu heilen, und auf der einen Seite das Abſtrömen überaus zahlreicher Leute italiſchen Blutes nach den verſchiedenen Provinzen des Reiches, auf der anderen der leidige Hang zur Eheloſigkeit wirkten andauernd zur Verdünnung der freien Bürgerbevölkerung auf italiſchem Boden. So galt es für Trajan, durch eine großartige finanzielle Maßregel einerſeits dürftigen Familien die Erziehung ihrer Kinder nach Kräften zu erleichtern, andererſeits aber durch die Eröffnung ſolcher Ausſichten namentlich bei den minder begüterten Klaſſen der Schließung von neuen Ehen erheblichen Vorſchub zu leiſten.

Ob Trajan zu dieſem Zwecke in Rom eine ſpezielle neue Behörde für die Oberleitung des neuen Inſtituts geſchaffen hat, iſt zweifelhaft; ſicher aber, daß dafür in den verſchiedenen Städten und Landſchaften Italiens beſtimmte Beamte beſtellt wurden. Während der Kaiſer in der Reſidenz 5000 Kinder einfach durch Aufnahme in die Reihen der Getreideempfänger verſorgte, ſtiftete er aus dem Fiskus in den italiſchen größeren und kleineren Städten, — ſelbſt in ſo kleinen, wie Veleja in den Vorhöhen der nördlichen Apenninen, nicht fern von Placentia, aus deren Ruinen bei Montepolo i. J. 1747 die große, in die Zeit zwiſchen 103 und 114 n. Chr. gehörende, Inſchrift ausgegraben wurde, die uns ſehr weſentlich über die neue Einrichtung belehrt, — Kapitalien, die auf Kommunalgütern oder auf Grundſtücken von Privatleuten hypothekariſch verſichert waren. Die Zinſen derſelben wurden für monatliche Unterſtützungen einer ſehr erheblichen Anzahl von (größtentheils ehelich geborenen) Knaben und einer allerdings viel kleineren Zahl von Mädchen verwendet, derart daß die jungen Leute, beziehentlich deren Eltern oder Vormünder, entweder freies Getreide oder eine beſtimmte Geldſumme erhielten. Um den Beſtand der Einrichtung zu ſichern, wurde einerſeits der Zinsfuß verhältnißmäßig niedrig angeſetzt, andererſeits darauf gehalten, daß der Werth der verpfändeten Grundſtücke das darauf empfangene Kapital weit überſtieg. Die Knaben erhielten dieſe Unterſtützung bis zum 18., die Mädchen bis zum 14. Lebensjahre. Die in die Alimentationsliſten aufgenommenen Kinder wurden zugleich einer beſtimmten römiſchen Tribus zugetheilt. Wie weit der Kaiſer dieſe Einrichtung ausgedehnt, welches Grundkapital er für ſeine Perſon darauf verwendet hat, iſt uns allerdings nicht näher bekannt. Aber ſeine Anregung hat lange nachgewirkt. Nicht nur daß ſeine nächſten Nachfolger das Inſtitut befördert und erweitert haben, ſo folgten ſchon unter Trajan verſchiedene reiche Privatleute dem edlen Beiſpiele ihres Princeps. So namentlich ſein berühmter Freund Plinius, des alten Admirals (S. 315) Neffe, der zu Comum eine Alimentarſtiftung für freigeborene Kinder ins Leben rief, — dieſer vielleicht ſchon durch Nerva dazu angeregt. So ſpendete eine reiche Dame, Cälia Macrina, zu Tarraeina eine Million Seſterzen (217,521 Mark), aus deren Zinſen hundert Kinder unterſtützt werden ſollten.

Um noch etwas näher ins Detail zu gehen, so ist zu bemerken, daß die Regierung diese Gaben nicht den Städten als solchen, sondern den daselbst angesessenen Grundbesitzern lieh. Die fälligen Zinsen gehörten dem Kaiser, und strömten zunächst in jeder Ortschaft in eine neu errichtete (von der Gemeindekasse getrennte) kaiserliche Alimentarkasse, die aber von den municipalen Beamten verwaltet wurde. Zur Ueberwachung nun dieser Beamten theilte der Kaiser Italien in eine Anzahl von „Alimentarbezirken", wobei man, soweit das möglich war, die durch die großen Chausseen von selbst sich ergebende Eintheilung zu Grunde gelegt zu haben scheint. Es wurde daher die Aufsicht über die verschiedenen großen Heerstraßen mit der über die Alimentarbezirke kombinirt, und die von dem Kaiser als dem obersten Aufseher des Staßenwesens eingesetzten Kuratoren gleichzeitig mit der Aufsicht über das Alimentarwesen in ihren Bezirken betraut. So gab es Präfekten dieser Art für die Bezirke Clodia, Flaminia, Aemilia, Salaria, Tiburtina, Valeria, Appia. Ergänzend sind daneben, namentlich in den nicht durch kaiserliche Chausseen durchschnittenen Landschaften (wie in der Transpadana, in Histria, in Liburnia, in Apulien, Calabrien, Lucanien, Bruttium), als Präfekten dieser Art Prokuratoren vom Ritterrange verwendet worden.

Daß dieser treffliche Kaiser daneben über der Sorge für Italiens Wohlfahrt das Wohl und die Interessen der Provinzen durchaus nicht zurückstellte, wird sich noch später vielfach zeigen. So kann es uns auch nicht Wunder nehmen, wenn die Zeitgenossen leicht über gewisse Schattenseiten Trajans hinwegsahen, die sein Privatleben entstellten, ohne jedoch bei dem Regenten und für dessen fürstliche Arbeit nachtheilig zu wirken. Es war ja nicht zu leugnen, daß der heitere Gesellschafter unter Umständen dem Weine nur zu sehr ergeben war, und leider auch mit anderen namhaften Männern der alten Welt die derbsinnliche Neigung für schöne Knaben theilte. Wenn aber Trajan, wie schon bemerkt wurde, durch diese Schwächen immerhin manchen persönlichen Anstoß geben mochte: in den Augen der Römer sühnte er auch das durch die großen Ruhmesthaten, welche nach zwei Seiten hin endlich die letzten militärischen Aufgaben lösten, die einst der große Cäsar unmittelbar vor seinem Ende sich gestellt hatte. Jener Glanz neuen kriegerischen Ruhmes, den Augustus einst durch Eroberung von Deutschland bis zur Elbe für die Waffen des Kaiserthums zu gewinnen vergeblich gehofft hatte, sollte jetzt das Haupt des spanischen Imperators beleuchten. Diesem ist es vergönnt gewesen, die seit Cäsars Tagen auf den Römern lastende, seit Domitians schmählichem Friedensschluß neu gesteigerte, Besorgniß vor den dakischen Völkern für immer zu zerstreuen, und nachher auch die alte Schuld der Blutrache an den Parthern gründlich zu zahlen.

Im Geiste der römischen Politik mußte Trajan es als eine ganz unumgängliche Aufgabe betrachten, so bald als möglich dem dakischen Reiche einen zerschmetternden Schlag beizubringen. Die römische Politik in ihrer furchtbaren, kalten, selbstsüchtigen Härte duldete keine nur irgend

ebenbürtige Macht an ihren Grenzen, — am wenigſten eine ſo gefährliche, wie die des Decebalus, an einer ſo ſchwachen Stelle des Reiches, wie damals die mittlere Donau noch war. Und bei geringer Stärke der mobilen Armee des Reiches durfte der Nimbus der Unbeſiegbarkeit der römiſchen Waffen nicht ohne die höchſte Gefahr geſchädigt werden. Wie aber die Dinge ſeit zehn Jahren an der mittleren und unteren Donau ſich entwickelt hatten, ſo mußte Trajan zu den Waffen greifen, um möglichſt bald Roms Waffenehre wiederherzuſtellen und den Intereſſen des Reiches auch auf dieſer Seite zu ihrem Rechte zu verhelfen. Niemand wußte das auch beſſer, als der kluge und ſcharfblickende Decebalus ſelbſt, der ſeit dem letzten Kriege mit Domitian mit aller Kraft weiter gerüſtet und die höchſte Sorge um die Verſtärkung der Defenſivkraft ſeines Reiches getragen hatte.

Die letzten Vorbereitungen zu dem dakiſchen Kriege wurden während des Jahres 100 n. Chr. getroffen. Wahrſcheinlich ſchon vor Trajans Einzug in Rom war endlich (98 auf 99 n. Chr.) das geſammte Pannonien in Beſitz genommen, die römiſchen Legionen von der Linie der Drau nach der pannoniſchen Donau vorgeſchoben worden, nachdem die Römer bereits unter Veſpaſian die Stellungen von Carnuntum und Vindobona militäriſch beſetzt hatten. Seit dieſer Zeit war die Donau ſelbſt auf der Linie von Wien bis zur Savemündung der eigentliche Grenzgraben für die pannoniſche Provinz geworden, und nun entſtanden auch neue Grenz- und Lagerfeſtungen auf ſtrategiſch dominirenden Punkten, wie namentlich Brigetio (bei Komorn) und Aquincum (Alt-Ofen). Den großen Angriff dagegen auf das dakiſche Reich wollte Trajan von der möſiſchen Provinz aus eröffnen. Möſien war ſeit Domitian in zwei Provinzen zerlegt worden: in das obere (das jetzige Serbien), weſtlich von dem Fluſſe Ciabrus, und das untere, öſtlich von dieſem Gewäſſer, — die jede unter einem beſondern Legaten ſtanden. Zur Erleichterung der Bewegungen auf den inneren Linien hatte der Kaiſer die ſchon unter Tiberius begonnene Heerſtraße auf dem rechten Ufer der unteren Donau weiter führen laſſen. Der Bruch mit Decebalus wurde durch die Einſtellung der Tributzahlungen ſignaliſirt. Trajan perſönlich verließ die Reichshauptſtadt am 25. März 101 n. Chr. und eilte nach den illyriſchen Provinzen, wo ihn die Soldaten, die der Führung des trefflichen Feldherrn, des treuen Kameraden, — der mit ihnen alle Beſchwerden des Dienſtes zu theilen und für ihr Wohl auf dem Marſche, im Lager, im Lazareth väterlich zu ſorgen gewohnt war, — mit vollem Vertrauen folgten, bereits erwarteten. Es ſtand damals auf der Linie von Carnuntum bis nach Troesmis (in der Dobrudſcha) die gewaltige Macht von acht Legionen vertheilt; die X. Gemina und die XIV. Gemina zu Vindobona und Carnuntum, die XIII. Gemina in Poetovio, die II. Adjutrix in Aquincum, die VII. Claudia zu Viminacium, die IV. Flavia zu Singidunum, die I. Italica und die V. Macedonica zu Durofturum und Troesmis. Der Kaiſer war jedoch nicht geſonnen, dieſes ganze Heer über die Donau zu führen. Wie es ſcheint ſo bildeten fünf

Legionen den römischen Kern der Feldarmee, an welchen sich dann starke Massen deutscher, sarmatischer, pannonischer, dalmatinischer, mauretanischer Auxiliaren aller Waffengattungen anschlossen. Den Kaiser umgab ein glänzender Stab. Als Generaladjutant ohne bestimmtes Kommando fungirte L. Licinius Sura (S. 330), als Chef der Gardetruppen Claudius Livianus. Der pannonische Legat Q. Glitius Atilius Agricola und der mösische M.' Laberius Maximus führten zwei große Corps; unter den Reitergeneralen war der mauretanische Scheich Lusius Quietus besonders namhaft.

Von der pannonischen Centralfestung Siscia aus wandte sich der Kaiser zunächst nach Singidunum, wo die Feldarmee, etwa 60,000 Mann stark, gemustert wurde. Von hier aus ging es nach dem Standlager der VII. Legion, Viminacium, einige Stunden unterhalb der Mündung des Margus (j. Morawa) in die Donau, da wo jetzt Kostolatz liegt. Hier überschritt Trajan persönlich mit einem Theile des Heeres auf einer Schiffbrücke den gewaltigen Strom, während die andere Kolonne mehrere Meilen tiefer unten (bei Columbina) nach dem linken Ufer übersetzte. Auf den beiden Wegen, von Lederata (j. Uj-Palanka, Rama gegenüber), und von Alt-Orsowa an der Tscherna hinauf, drangen die römischen Heersäulen energisch nordwärts vor und trafen bei Tibiscum zusammen, das (in der Nähe des j. Karanschebesch) am Zusammenfluß der Temes und der Bisztra lag, — nur noch wenige Stunden westlich von dem „Eisernen Thore" entfernt, also in bedrohlicher Nähe der dakischen Residenz (S. 324). Vorsichtig wie er war, drang der Kaiser nicht sofort tiefer in das sehr schwierige Terrain ein, sondern schuf sich durch Herstellung möglichst sicherer Verbindungen mit der Donau eine überaus starke neue Operationsbasis für das nächste Jahr. Als der harte Winter überstanden war, wurde der Angriff mit erhöhter Energie wieder aufgenommen, und nun gelang es, im Frühling d. J. 102 die Daker in einer mörderischen Schlacht bei Tapä nach schwerem und verlustvollem Kampfe aufs Haupt zu schlagen. Die Unterhandlungen, welche Decebalus hierauf eröffnete, führten zu keinem Ergebniß, weil der dakische König dadurch nur Zeit zu gewinnen suchte. Als aber die dakischen Truppen trotz der wüthenden, allmählich in wirkliche Barbarei ausartenden Erbitterung, mit der sie fochten, in einer Reihe neuer Gefechte überall den kürzeren zogen; als auch das „Eiserne Thor" verloren, dicht vor Sarmizegethusa die Armee des Königs abermals geschlagen, endlich auch die Hauptstadt und seine Schwester in die Hände der Römer gefallen war: da mußte Decebalus sich persönlich vor Trajan demüthigen und einen höchst nachtheiligen Frieden schließen. Materiell verlor er alles Land, was die Römer bereits erobert hatten; dazu sollte er alles Kriegsmaterial ausliefern, seine Festungen schleifen, alle Gefangenen, und alle in seinen Diensten befindlichen Römer zurücksenden, und keine römischen Krieger jemals wieder in sein Heer aufnehmen. Staatsrechtlich aber wurde das dakische Reich zu einem römischen Klientelstaate degradirt.

Als Trajan nach so glänzenden Erfolgen, für welche der begeisterte

Senat ihm den wohlverdienten Ehrennamen „Dacicus“ ertheilte, noch vor Ablauf d. J. 102 in der Reichshauptſtadt ſeinen prächtigen Triumph feierte, glaubte er ſelbſt wohl ſchwerlich, daß die ſtolzen Daker ſchon jetzt für immer ſich in ihre neue Lage fügen würden. Er vernahm denn auch ſehr bald, daß der erbitterte Decebalus gar nicht daran dachte, die harten Bedingungen des Friedens auszuführen. Der König ſtellte zerſtörte Schanzen wieder her, nahm nach wie vor römiſche Ueberläufer bei ſich auf, beläſtigte die jetzt unter römiſchem Schutze ſtehenden Jazygen an der Theiß, und ſuchte namentlich Verbindungen mit anderen Gegnern der Römer, vor Allen mit dem parthiſchen Hofe zu Kteſiphon anzuknüpfen. Unter dieſen Umſtänden beſchloß Trajan, die dakiſche Frage gründlich zu erledigen und unter vollſtändiger Vernichtung des dakiſchen Reiches Dakien in eine römiſche Provinz zu verwandeln. Wer die Art der Römer kannte, wußte ſofort, was es zu bedeuten hatte, als der Kaiſer (anſcheinend i. J. 104) den Befehl gab, Möſien mit dem linken Ufer der Donau durch eine große ſtehende Brücke zu verbinden: die erſte, welche der gewaltige Strom jemals getragen hat. Die neu zu gewinnende Provinz ſollte nach altbewährter römiſcher Praxis auf dieſe Weiſe ſo feſt als möglich an das Reich gekettet, die Verbindung mit dem walachiſchen Tiefland und den ſiebenbürgiſchen Gebirgsthälern von dem Eisgang und den Ueberſchwemmungen der Donau unabhängig gemacht werden. Trajans berühmter Architekt, der hochbegabte Apollodor von Damaskos, hat binnen 18 Monaten die mächtige, durch zwei Brückenköpfe gedeckte Brücke erbaut, welche — um es nach der heutigen Geographie zu bezeichnen — unterhalb der Stromſchnellen von Orſowa, zwiſchen dem heutigen rumäniſchen Platze Turnu-Severinu (bei der Stadt Tſchernetzi) auf dem linken, und der ſerbiſchen Stadt Kladova (oder Fetislan) auf dem rechten Ufer, über die Donau gezogen wurde. Sie ruhte auf 20 koloſſalen Steinpfeilern (jeder 150 Fuß hoch und 60 Fuß breit), von denen noch jetzt Reſte übrig ſind, und hatte eine Länge von 3570 römiſchen Fuß. Die Bogen mit einer Spannweite von 110 Fuß waren von Holzkonſtruktion. Strategiſch war die Stelle der Ueberbrückung trefflich gewählt, weil ſie den Römern den Weg ſowohl nach dem Thale der Tſcherna öffnete, wie nach den weiten Ebenen der heutigen Walachei und den Päſſen, die aus dieſem Lande von Süden her durch die ſiebenbürgiſchen Karpathen führen.

Trajan für ſeine Perſon begab ſich im Spätjahr 104 n. Chr. nach der Donau und blieb während des Winters in Möſien. Decebalus, der auf einen irgend leidlichen Frieden nicht mehr rechnen konnte, und vergeblich zu unredlichen Mitteln ſchritt, — ein gegen Trajan verſuchter Mordanſchlag ſcheiterte, und Longinus, ein Freund des Kaiſers, den der dakiſche König durch Verrath zum Gefangenen machte, um für deſſen Auslöſung erhebliche Vortheile zu erlangen, tödtete ſich ſelbſt und befreite Trajan dadurch von allen weiteren Rückſichten, — rüſtete noch einmal mit aller Macht, ſo daß die Römer nachher in Dakien überall auf den hartnäckigſten Wider-

ſtand ſtießen und die größten künſtlichen Hinderniſſe mit ungeheurer Anſtrengung überwältigen mußten. Trajan dagegen ſtellte wieder etwa dieſelbe mobile Streitmacht ins Feld, wie bei dem erſten Feldzuge. Nur befand ſich unter den fünf Legionen diesmal eine neue, die aus Unter-Germanien herbeigezogene I. Legion „Minervia", welche letztere wahrſcheinlich an Stelle der unter Domitian zu Grunde gegangenen V. Legion „Alaudä" errichtet war, und jetzt von des Kaiſers Vetter Hadrian kommandirt wurde. Von den übrigen Führern dieſes Krieges iſt uns namentlich L. Minicius Natalis bekannt.

Die Römer eröffneten den neuen Angriff auf das dakiſche Reich noch i. J. 105 n. Chr. (vielleicht im Auguſt) und drangen diesmal mit ihrer Hauptmacht von der walachiſchen Seite her nordwärts vor. Zwei ſtarke Heerſäulen operirten, die eine aufwärts an dem Fluſſe Shiul, um den Vulkanpaß, die andere an der Aluta, um den Rothethurmpaß zu gewinnen. Vielleicht drang auch von Weſten her eine dritte Kolonne wieder durch den Eiſenthorpaß gegen Decebalus vor. Der blutige, überaus hartnäckig geführte Kampf zog ſich ſehr lange hin. Endlich aber trug es doch die Feldherrngröße und perſönliche Tapferkeit des Kaiſers und die hingebende Tapferkeit und vorzügliche Schulung der römiſchen Armee überall davon. Die edelſten Führer des dakiſchen Volkes endigten ihr Leben verzweifelnd durch Gift. Decebalus ſelbſt ſtürzte ſich in einem der letzten Gefechte in ſein Schwert, um der Gefangenſchaft zu entgehen. Maſſen der alten Einwohner verließen das Land mit ihrer fahrenden Habe, um der römiſchen Herrſchaft ſich zu entziehen. Anſcheinend gegen Ende d. J. 106 war die große Entſcheidung gefallen. Die Herrſchaft der Legionen reichte jetzt im Norden bis zur oberen Theiß, im Nordoſten bis zu der Kammhöhe der Karpathen, und im Oſten bis zum Tyras (Dnjeſtr).

Bei der gefürchteten Rauhheit des dakiſchen Landes und der altbekannten Tapferkeit des Decebalus und ſeiner maſſenhaften, mit ihren ſchrecklichen Sichelmeſſern bewehrten, Schaaren imponirte der großartige Sieg des Trajanus und der durch ihn dem Reiche zugewandte ungeheure Gewinn den Römern im höchſten Grade. Der neue Ruhmesglanz, der ſeit dieſer Zeit die Adler der Legionen beſtrahlte, machte jetzt das Kaiſerthum wirklich populär, und ein friſcher Luftzug ging durch das Reich und die romaniſche Welt. Trajan ſelbſt, der Senat und das Volk wetteiferten, den großen Sieg großartig zu feiern und ſein Andenken zu verewigen. Der neue Triumphzug war einer der glänzendſten, welchen die Welthauptſtadt jemals geſehen hat; leider nur wurde auch der Kopf des Decebalus als blutiges Siegeszeichen dabei mit aufgeführt. Die Hauptſtadt durfte ſich in einem Siegesfeſte von unerhörter Ausdehnung berauſchen. Der Kaiſer gab dem Volke 123 Tage hinter einander Schauſpiele wie die Römer ſie begehrten. Zehntauſend Gladiatoren traten auf, darunter ohne Zweifel zahlreiche dakiſche Kriegsgefangene, und gegen 11,000 Thiere aller Art fanden in der Arena ihren Unter-

gang. Dauernder verewigte der Kaiſer die Erinnerung an die dakiſchen Siege theils durch Prägung von Münzen mit bildlichen Darſtellungen, theils durch die Gründung der neuen Stadt Nikopolis im unteren Möſien an den Vorhöhen des Balkans (jetzt das Ruinenfeld Stari-Nikup). Mehr aber, der

Triumphbogen des Trajan (Rom).

glorreiche dakiſche Krieg rief damals eine ganze Litteratur ins Leben. Trajan ſelbſt ſchrieb wie einſt Cäſar ſeine Commentarien. Dichter feierten die großen Thaten des Kaiſers, und während Apollodor ſelbſt die von ihm erbaute Rieſenbrücke beſchrieb, hörten Griechen und Römer bis zur Zeit des Caſſius Dio nicht auf, Trajans Kriegsthaten beredt zu ſchildern. Aber der Unſtern, der über der Tradition von dieſem großen Manne gewaltet hat, ließ von

allen dieſen Schriften ſo gut wie nichts auf uns kommen. Von allen zeitgenöſſiſchen Denkmälern, die ſich an den dakiſchen Krieg knüpften, hat eigentlich nur die große ſteinerne Bilderchronik des Kaiſers den Untergang des römiſchen Reiches überlebt.

Trajan hat nämlich die Reihe friedlicher Jahre, die dem dakiſchen Kriege folgten, außer anderen Geſchäften auch einer überaus umfaſſenden Bauthätigkeit gewidmet. In der Hauptſtadt Rom erbaute ihm ſein Freund Apollodor, der in der That ihm kongenial war und zu den bedeutendſten Baumeiſtern des Alterthums zählte, einen Prachtbau (107—113), der ſehr weſentlich zur Verherrlichung der dakiſchen Siege dienen ſollte. Der Kaiſer nämlich

Relief vom Triumphbogen Trajans.

ſchuf ein neues Forum, welches an Ausdehnung und Pracht alle von den früheren Kaiſern errichteten Anlagen dieſer Art in jeder Beziehung übertraf. Während die älteren Fora der Kaiſerzeit in Wahrheit mehr als Denkmäler kaiſerlicher Macht und Herrlichkeit erſchienen, wollte Trajan bei ſeiner Anlage fürſtliche Pracht mit dem öffentlichen Nutzen und der Brauchbarkeit zu geſchäftlichen Zwecken aller Art in rechten Einklang bringen. Um für die neue Anlage, bei welcher römiſche Kunſt und Architektur ihren Höhepunkt erreichten, neuen freien Raum zu gewinnen, ließ der Kaiſer den Höhenrücken abgraben, der ſich von dem quirinaliſchen nach dem kapitoliniſchen Hügel hinzog; ſo brachte er zugleich die ſüdöſtlich angrenzenden alten Fora Cäſars und Auguſts mit dem Marsfelde in bequeme Verbindung. Von jenen her gelangte man durch einen Triumphbogen nach einem großen freien Platze, der von Säulenhallen umgeben war, links und rechts halbkreisförmige Seiten-

bauten zeigte, und in seiner Mitte des Kaisers Reiterstandbild trug. Von diesem Platze erreichte man auf drei Treppen von Giallo antico die mächtige, querlaufende, fünfschiffige, prachtvoll geschmückte Basilica Ulpia, die zwei Stockwerke hoch aufstieg und mit Bronze bedacht war. Hinter diesem etwa 112 n. Chr. vollendeten Bauwerke erhoben sich links und rechts zwei Bibliotheksgebäude für griechische und lateinische Werke. Den Abschluß auf der Nordwestseite gewann dieses imposante System durch den Tempel, den nachher Kaiser Hadrian dem „Divus Trajanus" errichtet hat. Auf dem kleineren Platze nun hinter der Basilica und zwischen diesen Gebäuden, 20 Meter lang und 17 Meter breit, erhob sich die noch heute erhaltene gewaltige Trajanssäule. Diese riesige dorische Säule stieg von einem Marmorsockel empor, der 5,04 Meter in der Höhe, 5,50 Meter in der Breite mißt und auf drei Seiten mit Trophäen in Basrelief bedeckt ist. Auf der vierten Seite führt eine Thüre zum Innern der Säule. Die letztere selbst mit Basis und Kapitäl mißt 29,9092 Meter. Der herrliche Schaft der Säule, — im Innern hohl, so daß man auf einer im Material selbst ausgesparten Wendeltreppe zur Spitze steigen kann, — besteht aus 23 Blöcken von weißem Marmor, unten 3,70, oben 3,30 Meter im Durchmesser. Dieser Schaft ist in 22 spiralförmigen Windungen, mehr als 200 Meter lang, von einem fortlaufenden Relief umzogen, welches in langer Kette eine große Anzahl von Scenen aller Art aus den dakischen Feldzügen darstellt. Die Reliefbilder zeigen etwa 2500 menschliche Figuren und geben als höchst schätzenswerthe Ergänzungen zu den uns erhaltenen Resten der historischen Ueberlieferung sehr anschauliche Bilder von der Art der dakischen Kämpfe, namentlich auch von den Kostümen und der Bewaffnung der Krieger verschiedener Stämme auf beiden Seiten. Die Säule ist laut einer Inschrift auf der vierten Seite des Sockels im J. 113 vom Senat und Volke dem Kaiser dedicirt worden. Seine Asche sollte künftig in einer Kammer unter dem Sockel beigesetzt werden. Auf dem Gipfel der Säule dagegen wurde später die Kolossalstatue Trajans (4 Meter hoch) in vergoldeter Bronze aufgestellt. Nach Verlauf langer Jahrhunderte in unbekannter Zeit zerstört, ist sie dann im J. 1587 unter dem Papst Sixtus V. durch das Standbild des Apostels Petrus ersetzt worden. Trajans Nachfolger aber wählte gern sein prachtvolles Forum zu Akten öffentlicher Gerechtigkeit und Gnadenerweisungen, und zur Sitte ist es geworden, daß die je neuen Consuln am ersten Tage des Jahres hier die Freilassung von Sklaven verkündigten. Die gewaltigen Kosten dieser Bauten bestritt Trajan aus der unermeßlichen dakischen Beute. Auch die Schätze des Decebalus, welche der König bei seinem Untergange den Römern zu entziehen versucht hatte, waren in des Kaisers Hand gefallen.

Kaiser Trajan konnte während einer ganzen Reihe von Jahren seit seiner Rückkehr aus dem dakischen Kriege sich den Geschäften und Künsten des Friedens hingeben. Seine erste und größte Sorge galt der Organisation

der neuen Erwerbungen des Reiches. Gleichzeitig mit der Eroberung von Dakien waren die römischen Waffen auch im Orient mit Erfolg thätig gewesen. Seit dem Jahre 105 n. Chr. nämlich unterwarf der syrische Legat Aulus Cornelius Palma auf des Kaisers Befehl das idumäische oder peträische Arabien, d. h. den Landstrich, welcher östlich von Palästina von Damaskos bis zum Rothen Meere sich hinabzieht, und zwei reiche Städte, Bostra und Petra, wie auch Philadelphia und Gerasa, enthielt. Es galt namentlich Palästina vor den Raubfahrten der arabischen Beduinen zu sichern, und die Handelsverbindungen zwischen dem Eufrat, Syrien und den auch für den indischen Handel so bedeutsamen Häfen des Rothen Meeres zu schützen. Nun hatte das römische Reich auch eine Provinz „Arabia" gewonnen, die ihre Aera seit dem 22. März 106 datirte, und anfangs von Petra, später von Bostra aus, wo die III. Legion „Cyrenaïca" ihr Hauptquartier hatte, durch einen prätorischen Legaten verwaltet wurde. In demselben Jahre 106, wo in dieser Weise der Herrschaft der nabatäischen Häuptlinge zu Petra aus der Familie des Aretas oder Harethath für immer ein Ende gemacht wurde, annektirte Palma auch deren syrische Besitzung Damaskos, die seit dieser Zeit mit der Provinz Syria verbunden blieb.

Die Hauptsorge des Kaisers galt jedoch für lange den Ländern an der unteren Donau. Die Verlegung der Reichsgrenze nach der Theiß, den Karpathen und dem Dnjestr führte zu mehrfachen Veränderungen in den alten Nachbarprovinzen. Das nunmehr bis zur Donau ausgedehnte Pannonien erscheint seit 107 n. Chr. in zwei neue Provinzen getheilt: in das obere oder westliche, dem jetzt Carnuntum zugetheilt war, mit drei Legionen, und in das untere oder östliche, mit nur einer Legion, deren Hauptquartier damals zu Acumincum (an der Donau in der Nähe der Theißmündung) sich befand. Hier regierte der bisherige Legionskommandeur Hadrian i. J. 107 als prätorischer Legat. Ganz besondern Vortheil zogen die beiden mösischen Provinzen daraus, daß dieses Land nun aufgehört hatte, die blutgetränkte Grenzmark des Reiches zu sein. Die 164 Jahre bis auf Kaiser Aurelian, während deren dieses Gebiet zwischen Balkan und Donau zu den Binnenprovinzen des Reichs gehörte, sind in der That während des langen Zeitraumes von Trajan bis zum Berliner Frieden i. J. 1878 die einzige Periode, während welcher dieses Land eines rechten Friedens sich erfreuen, zu reicher Kultur emporblühen konnte, und (mit Ausnahme auch noch der Zeit seit 250) nicht unaufhörlich der Schauplatz furchtbarer Menschenvernichtung gewesen ist. Die Donaufestungen von Singidunum bis nach Troesmis (j. Iglizza) wurden jetzt blühende Städte, manche allmählich auch römische Kolonien. So Singidunum selbst; dann Aelium Viminacium, ein Municipium Hadrians und Kolonie seit Gordian III., Ulpia Ratiaria (j. Artscher), Trajans Kolonie, und weiter unten an der Donau die Plätze Oescus oder Ulpia Oescensium (j. Gicen), Novi (j. Sistow) und im innern Lande neben dem früher erwähnten Nikopolis das unter Trajan nicht fern vom Schwarzen Meere

entstandene Marcianopolis, wozu dann noch die alten griechischen Städte an der Küste traten. Das pontische Gestade jenseits des Donaudelta bis zum Dnjestr war schon seit 56/7 unter Nero zu Niedermösien gezogen worden.

Trajans große Aufgabe aber war es, das ungeheure dakische Land, welches mit Ausnahme des östlichen und nordöstlichen Theiles entvölkert und verödet zu seinen Füßen lag, nicht nur durch Festungen und Straßenbauten militärisch zu sichern, sondern auch so schnell und so energisch als möglich zu romanisiren, und auch materiell für das Reich recht nutzbar zu machen. Der Kaiser ist hier sehr schnell und mit großer Kraft und glücklichem Erfolge vorgegangen. Bei der sehr exponirten Lage der neuen Provinz, die auf ihrer ganzen Nord- und Ostseite von fremden, feindlichen und durch das Vordringen der Legionen tief erregten Völkern umgeben war, fiel das Schwergewicht zunächst auf die starke militärische Sicherung. Daher entstanden sofort mehrere sehr starke militärische Kolonien. Die alte Landeshauptstadt Sarmizegethusa in dem reizenden Hatzeger Thale wurde zu der Kolonie „Ulpia Trajana Augusta Dacica". Die nöthigen Bauten führten die Soldaten der V. Legion aus unter dem Kommando des Terentius Scaurianus, des ersten Statthalters der neuen Provinz. Neben diesem Platze, der für die Zukunft der bürgerliche und sakrale Mittelpunkt und der Sitz der kaiserlichen Verwaltung von Dakien werden sollte, entstand zunächst noch an der Mündung der Tscherna in die Donau als Kolonie italischen Rechts die Stadt Dierna oder Tsierna (Alt-Orsowa). Dazu traten sogleich die unmittelbaren militärischen Sicherheitsmaßregeln. Der von Natur überaus starke Kern der neuen Provinz, das heutige Gebirgsland von Siebenbürgen, wurde in eine große Bergfestung verwandelt, indem man alle strategisch bedeutsamen Stellungen und Flußdurchbrüche durch ein Netz von Kastellen und verschanzten Lagern deckte, die namentlich die großen Heerstraßen von Mösien nach dem Norden des Landes mit ihren Verzweigungen zu sichern bestimmt waren. Der ganze Norden des heutigen Siebenbürgen zeigt noch zahlreiche Reste solcher römischen Schlösser, bis in die Gegend südlich von dem jetzigen Bistritz. Zu Napoca (j. Klausenburg) blieb noch längere Zeit ein verschanztes Lager stehen. Und in derselben Weise erhielt die XIII. Legion (Gemina) ein Standlager in der Gegend des heutigen Heviz bei Reps, im Südosten des Berglandes, dem heutigen Szeklerdistrikte zu. Die große Heerstraße von Tibiscum nach Sarmizegethusa war durch ein Schloß am Eisenthorpaß gedeckt. Ein anderes Kastell hütete ihren Eintritt in das Thal der Marosch (Marisus), durch welches die Chaussee sich dann hinaufwand nach dem Thalgebiet der nordwärts zur Theiß strömenden Szamosch (Samus). Im Nordwesten der Provinz war diese Straße von Napoca bis zu dem Grenzplatz Porolissum ebenfalls durch Burgen gehütet. In derselben Weise zogen sich verschanzte Militärstationen hinauf an der Chaussee von Sarmizegethusa über Germisara (j. Czikmo bei Broos) nach Apulum (j. Karlsburg). Von hier aus liefen solche geschützte Heerstraßen weiter

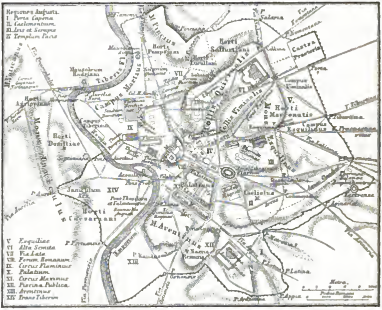
ostwärts nach dem Quellgebiet der Marosch und der Kokel. Die von dem jetzt walachischen Süden her kommende Heerstraße ging durch den Rothenthurmpaß und zog sich dann von Pons Vetus an der Aluta nordostwärts, überall durch Forts geschützt, über Kleinschenk nach Reps.

Das Land sollte nun aber nicht bloß militärisch besetzt, sondern eben energisch und schnell romanisirt werden. Daher setzte der Kaiser eine großartige Kolonisation ins Werk. Aus den verschiedensten Theilen des römischen Reiches wurden große Massen von Ansiedlern nach der neuen Provinz geführt. Soweit es sich bis jetzt hat erkennen lassen, so ist das namentlich für die westliche und südwestliche Hälfte Dakiens gelungen. Die Moldau, ein Theil der nördlichern und östlichern Gebirge Siebenbürgens, und die östliche Walachei unterlagen der Romanisirung durch fremde Ansiedler nur in relativ geringerem Grade, so daß im Osten des Landes noch unter Antoninus Pius und Commodus Aufstände vorkommen konnten, die jedoch schnell gedämpft wurden. Dagegen wurde die Hauptmasse Siebenbürgens und das Niederland südwestlich zwischen Marosch, Theiß und Donau, wie auch die „kleine Walachei", sehr schnell zu einem neuen Sitze blühender romanischer Kultur.

Abgesehen von den fortlaufenden Ansiedlungen römischer Veteranen in verschiedenen Theilen der Provinz, so wurden sehr erhebliche Massen aus Asien nach Dakien geführt. Ob eigentliche Orientalen, ob — was vielleicht wahrscheinlicher — griechisch-römische Mischlinge, steht dahin; aber aus allen Theilen Syriens, aus Galatien, Asia, Karien, Bithynien, strömten die Ansiedler über die Donau und brachten, in ihrer landsmannschaftlichen Gliederung noch lange erkennbar, ihre heimathlichen Kulte mit nach der neuen Provinz. Dazu kamen nun aber eigentliche Romanen in Menge aus Lucanien, Apulien, Gallien, Rätien, Noricum und speziell auch aus Dalmatien. Besonders die Ansiedlung der letzteren wurde überaus werthvoll. Die Römer entdeckten oder wußten vielleicht schon, daß ein Theil der siebenbürgischen Gebirge reich war an Goldlagern, an Silberminen und an Eisenerz. Der Bergbau erhielt nunmehr hier eine ganz außerordentliche Bedeutung; und als Bergleute kamen große Massen dalmatinischer Piruster nach Dakien, die nach dieser Richtung seit Alters einen Namen hatten. Dalmatiner dieses und anderer Stämme waren namentlich die Bergleute bei Abrud-Banya (Alburnus major) und Zalathna am Flüßchen Ompoly (Ampelum, im Gebirge westlich von Apulum) und bei Verespatak.

Die neuen Ansiedler, soweit sie nicht den Bergbau trieben, siedelten nun zunächst überall an den großen Heerstraßen; hier findet die heutige Alterthumsforschung weitaus die meisten Ortschaften, welche später in der Geschichte dieses neuen Theiles der römischen Welt eine Rolle gespielt haben. Anfangs nur erst Dörfer oder auch Ansiedlungen bei den römischen Lagerstädten, sind die meisten verhältnißmäßig schnell, wie wir noch später sehen werden, zu Städten emporgeblüht und zu Municipien, oft auch zu „Kolonien" erhoben und vielfach durch werthvolle Privilegien ausgezeichnet worden.

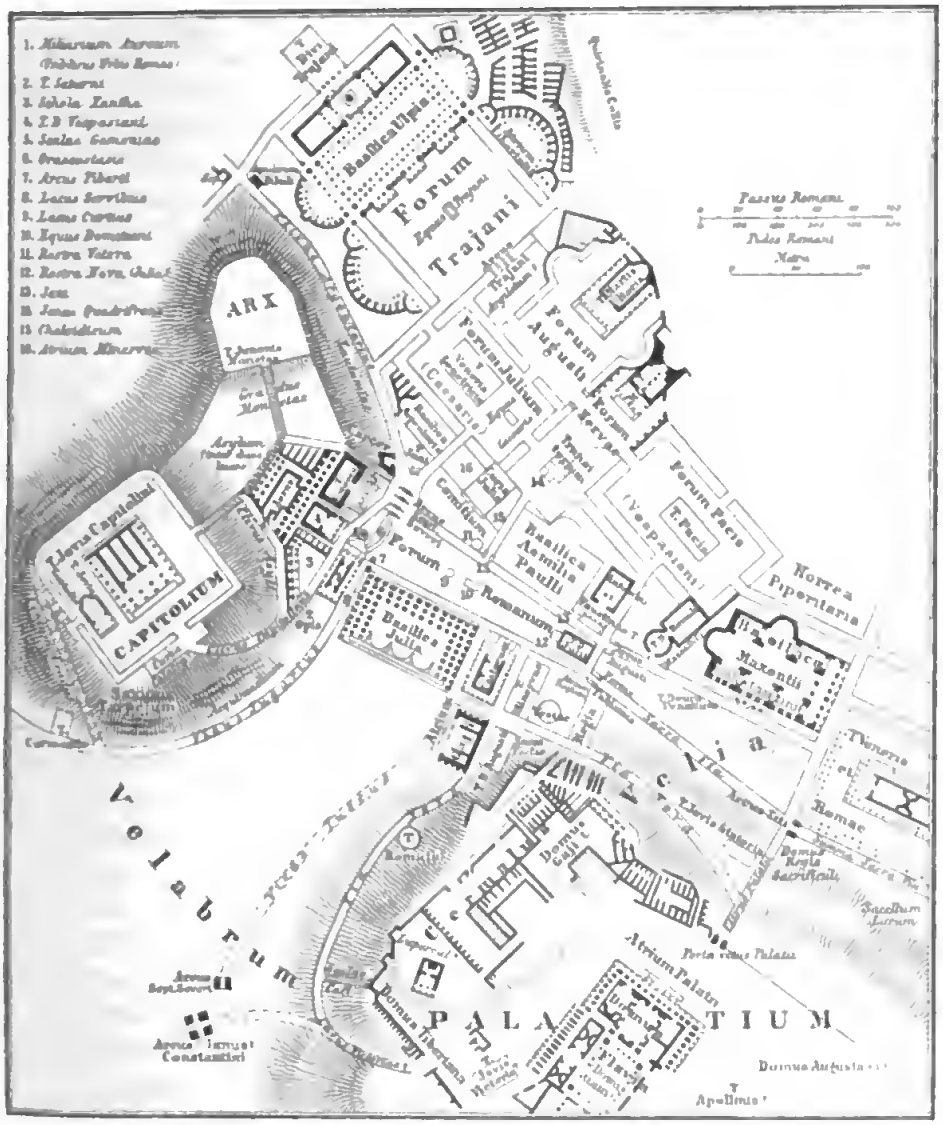
Die siebenjährige Zeit des Friedens nach der Unterwerfung Dakiens war jedoch nicht bloß der Sorge für die neue transdanubische Provinz zugewandt. Rom, Italien und sämmtliche Provinzen empfanden es unablässig, daß jetzt in der Hofburg ein intelligenter und unermüdlich thätiger Herrscher regierte, der nichts für sich begehrte und völlig in der Arbeit für das Wohl des Reiches aufging. Von den meisten Details freilich ist uns nur wenig bekannt. Nur das wissen wir genau, daß Trajan Dank seiner tüchtigen Wirthschaft und den neuen, aus den dakischen Bergwerken ihm zuströmenden Mitteln im Stande war, eine überaus umfassende Bauthätigkeit auszuüben, die neben der Schöpfung neuer und Herstellung alter Prachtbauten sehr wesentlich der Anlage neuer und der Restauration verfallener Nutzbauten gewidmet war.



Plan der Stadt Rom in der Kaiserzeit.

Die Hauptstadt sah Trajans Arbeiten nicht auf die Anlage seines neuen Forums beschränkt. Neben einer Anzahl anderer neuer Bauwerke diente er namentlich nach drei Richtungen den Interessen und Lieblingsgewohnheiten des Volkes. Neue Thermen auf dem Esquilin in der Nähe jener des Titus, (die vielleicht nur restaurirt und erweitert wurden,) waren für Frauenbäder bestimmt. Die bereits von Nerva eingeleitete gründliche Verbesserung einer der älteren Wasserleitungen, der Aqua Marcia, wurde unter ihm vollendet. Und

durch die Leitung der Waſſer des Sabatiner-Sees nach dem Janiculum ſchuf der Kaiſer die nunmehr zehnte der Waſſerleitungen der Reſidenz, die Aqua Trajana, die noch heute zu den beſtverſehenen Leitungen der Hauptſtadt des



Plan des Forums der Stadt Rom in der Kaiſerzeit.

Königreichs Italien gehört. Endlich aber vollendete er die Herſtellung des bei dem Neroniſchen Brande erheblich beſchädigten Circus Maximus, und erweiterte zugleich die Ausdehnung der Sitzreihen für Zuſchauer in ſehr erheblicher Weiſe.

Italien empfing ſehr werthvolle Beweiſe von dem Eifer, mit welchem Trajan den Verkehr zu fördern bemüht war. Ueberall wurden die verfallenen Glieder der großen Chauſſeen auf der Halbinſel ſolide wiederhergeſtellt, Fehler

in der älteren Anlage nach Maßgabe der jetzt hochentwickelten Technik verbessert, zahlreiche neue Brücken erbaut. Eine neue, im Jahre 109 vollendete Chaussee, die Via Trajana, verband Benevent mit Brundisium. Von noch anderem Werthe endlich waren mehrere großartige Hafenanlagen. Der Kaiser ließ nicht allein an der Küste der Adria den Hafen von Ancona neu ausbauen. Er erweiterte auch die älteren Anlagen des Claudius an der Tibermündung, und gestaltete namentlich die Bucht von Centumcellä (jetzt Civita vecchia) an der Küste Etruriens durch starke, von Leuchtthürmen gekrönte, Dammbauten auf beiden Seiten der Einfahrt und durch die Errichtung eines noch heute vorhandenen, zum Schutze wider die Brandung vorgelegten Molos zu dem wichtigsten Hafenplatze auf diesem Theile des italischen Gestades.

Was nun aber die Provinzen angeht, soweit wir nicht schon bisher die Thätigkeit des Kaisers für das Rheinland und das alte und neue Gebiet der untern Donau behandelt haben, so dominirte auch hier in erster Reihe die Sorgfalt Trajans für den großen Verkehr. Mußte die besondere Pflege des Postwesens, wie wir wissen, nach der leidigen Art der Römer wesentlich nur den Staatsinteressen im engsten Sinne dienen, so war dagegen die ausgedehnte Pflege der großen Heerstraßen im Reiche ein spezielles Verdienst seiner Regierung. Im Zusammenhange mit den dakischen Feldzügen wurde namentlich die Donaustraße dermaßen ausgedehnt, daß man endlich ohne Unterbrechung von Gallien bis nach dem Schwarzen Meere fahren konnte. Was andere Theile des Reiches betrifft, so wurde namentlich Spanien stark berücksichtigt. Noch heute ist die 104 oder 105 erbaute prachtvolle Tajobrücke bei Alcantara vorhanden, welche der Kaiser unter Mitwirkung der benachbarten Municipien durch den Architekten Lacer aufführen ließ. Dieselbe hatte eine Länge von 670 Pariser Fuß und zeigt sechs Bögen, jeder zu 80 Fuß Spannweite. Ein ähnlicher Bau von kleinerem Umfang ist ferner noch vorhanden in Gallicien; nämlich die Brücke bei Chaves (Aquä Flaviä) über den Tomago. In anderer Art wurde für Unterägypten gesorgt, wo der Kaiser den damals noch schiffbaren, aber neuerdings anscheinend versandeten, ptolemäischen Kanal zwischen dem Nil und dem Rothen Meere herstellen ließ. Schon vor dem Jahre 109 wurde der östliche Theil desselben von Bubastis nach Arsinoë gründlich restaurirt, und zugleich eine Verzweigung nach Babylon bei Memphis hinaufgeführt, die dem Hauptkanal mehr Wasser zuführen sollte. Auf dieser Wasserlinie kamen nun auch die prachtvollen Granitblöcke nach dem Mittelmeer, welche in den damals neu entdeckten Granitlagern auf dem Mons Claudianus bei Myoshormos am Rothen Meere gebrochen wurden.

Die berühmte Korrespondenz endlich zwischen Trajan und seinem Freunde, dem „jüngeren" Plinius ist von ganz besonderem Interesse für die Art, wie der große Kaiser das Reich verwaltete. Plinius war im Jahre 111 als außerordentlicher Legat Trajans in die bisher senatorische Provinz „Bithynien und Pontus" geschickt worden, welche bei dem leidigen jährlichen Wechsel der senatorischen Statthalter bei inkonsequenter und mangelhafter

Regierung mehrfach in Verwirrung gerathen war. Plinius hat diese Provinz vom 17. September 111 bis Ende Januar 113 verwaltet. Nach ihm hat unter Trajan noch einmal ein Legat des Kaisers, Gajus Julius Cornutus Tertullus, dieses Land regiert. Die Korrespondenz nun zwischen Plinius und dem Kaiser ist von hohem Interesse für die Erkenntniß des fürstlichen Wohlwollens, der Gewissenhaftigkeit, der detaillirten Sorgfalt und der administrativen Befähigung, mit welcher Trajan der verwirrten Lage abzuhelfen suchte, in welche die Provinz damals offenbar verfallen war. Namentlich die schlimm zerrütteten Finanzen der Provinzialstädte und ihre Bauwirthschaft wurden sehr sorgsam überwacht.

Dieser Briefwechsel ist aber auch nach mehreren anderen Seiten hin von Bedeutung. Tritt es uns recht deutlich entgegen, wie human und gerecht, und von wie gewaltiger Arbeitskraft und Arbeitslust für das Reich Trajan war, und wie hoch er an Humanität und Einsicht seinen Statthalter überragte: so zeigt es sich auf der andern Seite recht klar, daß die römische Reichsregierung unter den großen Kaisern der sogenannten Goldenen Zeit den Charakter ausgebildet hat, den man „intelligenten Despotismus" zu nennen pflegt. Nach verschiedenen Seiten hin hat ihr System viele Aehnlichkeit mit dem der großen Regenten und Staatsmänner des 18. Jahrhunderts; mag man immerhin in Anschlag bringen, daß nicht alle Statthalter in ihrer Haltung so unselbständig gewesen sein, und den Kaiser in der Art mit Anfragen geplagt haben werden, wie Plinius, und daß bis zu einem gewissen Grade in Bithynien damals Ausnahmezustände bestanden. Der Charakter der kaiserlichen Regierung nimmt trotz aller Rücksicht, die Trajan gegenüber dem Senat zeigt, immer mehr den der absoluten Monarchie an. Der eigenthümliche mißtrauische Zug des römischen Principats tritt bei Trajan in der Abneigung zu Tage, mit welcher er den Versuchen widersteht, die in den Städten der Provinz auf die Bildung von neuen Korporationen, Gesellschaften oder Clubbs aller Art abzielen; selbst der Formirung freiwilliger Feuerwehrgenossenschaften, wie sie Plinius befürwortete, versagte er seine Zustimmung. Leider wissen wir nicht näher, welche spezielle Motive außer dem politischem Mißtrauen bei diesen Verboten, und bei dieser Negation des Vereins- und Versammlungsrechtes etwa sonst noch mitgewirkt haben.

Parallel aber mit diesem Auftreten der kaiserlichen Politik in den Provinzen geht seit Trajan auch noch eine wesentliche Beschränkung der italischen municipalen Selbständigkeit. Der Einfluß der Straßenkuratoren als Alimentarpräfekten und wahrscheinlich auch als Oberaufseher der Getreidemärkte der italischen Städte war an sich wohl nicht sehr drückend. Dagegen griff in die municipale Autonomie und Selbstverwaltung, welche seit dem Verlust der staatlichen Selbständigkeit den größeren Städten Italiens unter der Herrschaft der alten Republik und im Ganzen auch während des ersten nachchristlichen Jahrhunderts unter dem Principat für eben diesen Verlust einen reichen Ersatz gewährt hatte, eine neue Einrichtung

Trajans empfindlich ein. Da die italiſchen Städte, — und ebenſo die denſelben gleichſtehenden Gemeinden in den Provinzen, wie die „freien“ und bundesgenöſſiſchen Städte guten Rechtes im Reiche, ohne jede höhere Kontrolle ſich ſelbſt verwalteten, ſo waren allmählich ſehr zahlreiche Mißbräuche ausgebildet, namentlich auch ihre Finanzwirthſchaft vielfach in Zerrüttung gerathen. Wie nun ſeit der Domitianiſchen Zeit die Ernennung der Senatoren Roms mit dem Principat verbunden worden war, ſo begann ſeit Trajan die kaiſerliche Aufſicht über die italiſche Gemeindeverwaltung in umfaſſender Weiſe ſich geltend zu machen. Neue Kuratoren treten für die Städte Italiens in Menge auf. Es wird nämlich nunmehr in den italiſchen Gemeinden die Aufſichtsführung theils ſpeziell über das ſtädtiſche Bauweſen und das ſtädtiſche Zinsbuch, theils allgemein über das Gemeindevermögen und die Gemeindekaſſe einem angeſehenen Manne ritterlichen oder ſenatoriſchen Standes aus einer benachbarten Gemeinde von dem Kaiſer übertragen: ſo daß die Gemeindeverwaltung vor Allem ihre Rechnungen ihm vorzulegen hat, Veräußerungen nicht anders vornehmen kann, als nach Bericht an ihn und unter ſeiner Zuſtimmung, und in Rechtsſtreitigkeiten dieſer Art ihm die Jurisdiktion zukommt. Auch bei andern wichtigen Angelegenheiten, zum Beiſpiel bei Abänderung der Wahlordnung, wird der Kurator um ſeine Einwilligung erſucht. Dagegen hat er kein Strafrecht. Ob dieſe Kuratoren von Anfang an ſtetig waren und ob ſie allen italiſchen Gemeinden gegeben wurden, oder nur wenn und ſo lange es nöthig erſchien, iſt nicht bekannt. Doch mögen ſie wenigſtens für die bedeutenderen derſelben ſchon früh ſtehend geworden, zuweilen auch mehrere demſelben Kurator unterſtellt geweſen ſein.

Schon ſeit Nerva, ſoweit bis jetzt bekannt, begann das Principat dasſelbe Syſtem auch auf die „freien“ Städte der Provinzen anzuwenden; nur mit dem Unterſchiede, daß der kaiſerliche Auftrag für den Kurator (oder „Logiſten“, wie er in den griechiſchen Provinzen hieß,) die ſämmtlichen Gemeinden ſolcher Art in Einer Provinz umfaßte. Mit ſolchen Legationen, die in die Hände von Männern ſenatoriſchen Ranges gelegt wurden, begann das Principat ſeit Nerva und Trajan zuerſt in außerordentlicher Weiſe. Aber allmählich wurden ſie regelmäßig, und der mit ſolchen Geſchäften in Sachen der Verwaltung und Verwaltungsjurisdiktion (nicht der allgemeinen Rechtspflege) betraute fürſtliche Beamte führt im dritten Jahrhundert den Titel eines „Korrektors der freien Städte“. Die bis zu Ende des erſten Jahrhunderts von Seiten der Kaiſer beobachtete Rückſicht, den ſenatoriſchen Statthaltern in ihren Provinzen keine kaiſerlichen Beamten gleichen Standes zur Seite zu ſtellen, war damit nun ebenfalls über Bord geworfen worden. Indeſſen iſt wohl nur in der Provinz Achaja ſchon vor Diocletian das Amt jenes „Korrektors“ ein ſtehendes geworden, derart daß in dieſer Landſchaft der ſenatoriſche Provinzialſtatthalter und der kaiſerliche Inſpektor der befreiten Städte längere Zeit neben einander ſtanden.

Die Verwaltung des Plinius in Bithynien und seine offizielle Korrespondenz mit Trajan gab endlich diesem Kaiser auch noch Veranlassung, in Sachen des Christenthums eine Entscheidung von höchst einschneidender, prinzipieller Bedeutung zu treffen, mit der wir uns jedoch erst etwas weiter unten in einem andern Zusammenhange zu beschäftigen haben werden. Ihr Gewicht selbst trat ohnehin in jener Zeit zurück vor dem neuen, schweren Kriege, welchen Trajan, diesmal auf der Ostgrenze des Reiches, zu führen hatte.

Die Zeit nämlich war gekommen, wo nach langen, im Allgemeinen friedlich, wenn auch nicht ohne manche Momente der Gereiztheit verlaufenen Jahrzehnten ein Bruch mit dem Hofe von Ktesiphon dem Kaiser die Gelegenheit bot, an den Parthern die römische Blutrache endlich zu vollziehen, die ihnen seiner Zeit Cäsar und Marcus Antonius zugedacht hatten. Trajan war schwerlich ohne Kenntniß der Beziehungen geblieben, welche seiner Zeit der kühne dakische Decebalus mit dem (seit 78 n. Chr. regierenden) Partherkönig Pakoros II. eingeleitet hatte. Nun folgte diesem im Jahre 112 sein Bruder Chosroes als König auf dem Throne der Arsakiden. Um seinen Neffen Parthamasiris, Pakoros' Sohn, zu entschädigen, vertrieb er den Exedares, einen andern Sohn des Pakoros, der — ungewiß wann — von den Römern als ihr Vasall in Armenien anerkannt worden war, aus diesem Lande und machte jenen zum Herrn des Reiches von Artaxata. Als Trajan von dieser Verletzung des alten mit Nero geschlossenen Vertrags (S. 224) hörte, beschloß er sofort, mit aller Kraft loszuschlagen, nunmehr unter allen Umständen mit den Parthern abzurechnen, und im Orient die Grenzen ebenso gründlich neu zu sichern, wie er es an der Donau und den Karpathen gethan. Mit gewohnter Energie reiste der alte Held im Herbste des Jahres 113 von Rom nach Syrien ab. Umsonst suchte der Partherkönig ihn zu beschwichtigen. Die parthische Gesandtschaft, welche dem Kaiser in Athen begegnete und die Bestätigung des Parthamasiris erbitten sollte, wurde schroff abgewiesen. Im December 113 landete Trajan in dem syrischen Seleukia, zog am 7. Januar 114 in Antiochia ein und machte diese Stadt zum Ausgangspunkt seines großen asiatischen Krieges.

Der Orient war damals stark mit römischen Truppen besetzt. In Judäa, Syrien und Kappadokien standen zur Zeit sieben Legionen, von denen einige für den neuen, zunächst gegen Armenien zu führenden Krieg verwendet werden konnten. Indessen durften einerseits keineswegs alle Legionen aus Syrien, ohne die Grenzen im Süden und Osten gefährlich zu entblößen, fortgezogen werden. Andererseits durften verschiedene der syrischen Legionen nicht ohne neue Schulung und ohne Verbindung mit europäischen Truppen in den Kampf geführt werden, weil sie bei der entnervenden Wirkung des Klimas und der Quartiere in Syrien stets zur Erschlaffung neigten. Nahmen, so viel bis jetzt aus Inschriften bekannt, namentlich die VI. Legion Ferrata und die (S. 304) XVI. Flavia Firma unter den asiatischen Divisionen an dem Kriege

Theil, so hatte Trajan zunächst mehrere Bataillone der Garde und der römischen Besatzung und die XXX. Legion Ulpia Victrix mit nach Syrien gebracht. Doch haben jedenfalls noch andere Legionen an den späteren Feldzügen theilgenommen. In der Umgebung des Kaisers war jetzt Hadrian sein Generaladjutant ohne bestimmtes Kommando; der mauretanische Lusius Quietus führte diesmal eine Legion. Die eigentliche Basis des ersten, gegen Armenien bestimmten Feldzuges, den Parthamasiris vergeblich durch neue Unterhandlungen abzuwehren suchte, waren Commagene und Kappadokien. Die letztere Provinz hatte seit Ablauf des Jahres 99 n. Chr. eine neue Gestalt gewonnen. Trajan hatte Galatien wieder (S. 308) unter einen eigenen prätorischen Legaten gestellt, mit einem eigenen Prokurator, und diese Provinz bestand seit dieser Zeit aus den alten Kantonen der Galater, aus dem östlichen Phrygien mit Pisidien, aus dem ihr schon 7 v. Chr. zugetheilten paphlagonischen Binnenlande um den Berg Olgassys, und nachher, nämlich seit Antoninus Pius, auch aus dem nördlichen Küstengebiet von Cytorus bis nach Amisus, das von Bithynien getrennt wurde. Kappadokien dagegen war seit Trajan mit Lykaonien, mit den drei Kantonen „Pontus" Galaticus, welcher letztere seit 7 v. Chr. mit Galatien verbunden gewesen war, Polemoniacus und Cappadocicus, und mit dem durch Vespasian einverleibten Klein-Armenien verbunden und wurde von einem konsularischen Legaten, namentlich durch die XII. Legion Fulminata zu Melitene, welches Trajan noch sehr stark verschanzt hat, (und später auch durch die XV. Apollinaris in Satala, j. Sadagh) gehütet.

Trajan nun eröffnete im Frühling des Jahres 114 n. Chr. den armenischen Feldzug von Commagene aus. Er überschritt den Euphrat bei Zeugma und ging auf dem linken Ufer hinauf, bis er die Gegend zuerst bei Samosata, dann die von Elegia erreichte. Hier fand der parthische Prinz Parthamasiris unerwartet sein Ende. Dieser unglückliche Mann war von seinem Oheim Chosroes im Stiche gelassen worden und wußte keinen andern Rath, als zu Elegia vor Trajan zu erscheinen, um sich in orientalischer Weise durch Niederlegung seines Diadems zu Füßen des Kaisers zu demüthigen. Er war ebenso überrascht wie erbittert, als ihm nichtsdestoweniger Trajan kurz und bündig eröffnete, daß es Roms Beschluß sei, Armenien von nun ab durch römische Statthalter regieren zu lassen. Als er dann mit seiner parthischen Begleitung das römische Lager wieder verlassen durfte, muß ihn seine sehr begreifliche Erbitterung zu irgend einer Gewaltthätigkeit hingerissen haben, die den Kaiser, — der als echter Römer von Großmuth gegen besiegte Ausländer nichts wußte, — bestimmte, ihn nun auch noch tödten zu lassen. Nun wurde Armenien wirklich für eine römische Provinz erklärt und unter die Verwaltung eines Legaten und eines Prokurators gestellt. Zu wirklicher Sicherung aber der Grenzen der höchst schwierigen neuen Annexion des Reiches führte der Kaiser die Armee in Gestalt einer großen Rekognoscirung noch bis zum schwarzen Meere und bis zu den Marken der einst durch Pompejus gedemüthigten Heniocher, Albaner und

Iberer, Kolcher und anderer Stämme, deren Häuptlinge nun eilten, von dem gefürchteten Imperator Frieden und Bündniß zu erbitten.

Die armenische Expedition war schon vor dem 1. September 114 zum Abschluß gebracht. Nun aber galt es für den kühnen römischen Eroberer, die eigentlichen Außenwerke des parthischen Reiches zu zertrümmern und Mesopotamien zu gewinnen, wo damals eine größere Anzahl von kleinen Häuptlingen regierte, die alle unter der Oberhoheit des Hofes von Ktesiphon standen, zur Zeit aber bei der momentanen Schwäche und der durch innere Schwierigkeiten veranlaßten Verwirrung der parthischen Führung gegenüber den Römern nun in eine sehr unbequeme Lage geriethen. Der erste dieser Fürsten, gegen den Trajan sich noch im Herbst 114 von Samosata oder Zeugma aus wandte, war der seit 99 n. Chr. regierende Häuptling oder „Abgaros" (eigentlich Maanu VII. Bar-Ajazeth) von Osrhoëne zu Edessa, der zwar bereits mit dem Kaiser in Unterhandlungen stand, jedoch bei seiner arsakidischen Abkunft noch nicht offen von den Parthern abzufallen sich entschlossen hatte. Als jetzt die Römer vor Edessa erschienen, blieb ihm nichts übrig, als sich ihnen vollständig zu unterwerfen. Der Fürbitte des jugendlichen Prinzen Arbandos, der durch seine Schönheit dem Kaiser in seiner Weise Wohlwollen abgewann, für seinen Vater, gelang es, diesem seine Herrschaft unter römischer Hoheit zu retten. Dagegen wurden die übrigen kleinen Machthaber im nördlichen Mesopotamien, die zum Theil Widerstand zu leisten versuchten, überall von der römischen Armee siegreich niedergeworfen, ihre Landschaften zum Reiche gezogen. In dieser Weise gewannen die Römer im Laufe des Jahres 115 nach einander Anthemusias und Batnä. Und als sie den östlichen, zum Tigris abfallenden Theil Mesopotamiens erreichten, welcher unter der Herrschaft des in Adiabene (oder Nord-Assyrien zwischen dem Lykos und dem Tigris) gebietenden Häuptlings Mebarsapes stand, wurde Nisibis von Trajan erobert, Singara durch Lusius Quietus ohne Kampf besetzt, auch die starke Festung Adenysträ leicht gewonnen. Der Senat ertheilte zu Anfang des J. 116 dem sieggekrönten Kaiser den Ehrennamen „Parthicus". Trajan aber erweiterte das Reich durch die neue Provinz Mesopotamien.

Vorsichtig wie er war, stürmte er jedoch nicht sogleich ungestüm weiter vorwärts, sondern kehrte erst für den Winter 115 auf 116 von dem oberen Tigris aus Mesopotamien nach Antiochia zurück, doch wohl um zu neuen und entscheidenden Schlägen gegen die Parther methodisch zu rüsten. Diese Thätigkeit aber und das Behagen der Winterquartiere wurde furchtbar unterbrochen durch ein schreckliches Erdbeben, welches am 13. December 115 zu wüthen begann, mehrere Tage hindurch sich wiederholte, und außer gewaltigen Zerstörungen auch sehr zahlreiche Verluste an Menschenleben herbeiführte. Der Kaiser, der selbst nur mit Mühe dem Verderben entronnen war, fand reiche Gelegenheit, durch Herstellung zahlreicher öffentlicher Gebäude sein Wohlwollen und seine Baulust zugleich zu befriedigen. Nur die Christen hatten allen Grund, an diese Zeit mit tiefer Bitterkeit sich zu erinnern. Denn da-

mals — wie es doch ſcheint am 20. December 115 — erlitt ihr Biſchof Ignatios den Märtyrertod, weil er, ſo heißt es, den Kaiſer durch Schmähungen beleidigt hatte.

Nach einem viermonatlichen Aufenthalte verließ Trajan Antiochia abermals, um im Frühling 116 den Partherkrieg neu aufzunehmen. Ein raſcher Marſch führte ihn jetzt wieder durch das nördliche Meſopotamien nach dem Tigris. Mit Hilfe einer aus den Forſten bei Niſibis erbauten Flotte überſchritt er dieſen mächtigen Strom und eroberte unter harten Kämpfen nun auch Adiabene. Von da kehrte er nach dem Euſrat zurück, um nun den großen Stoß gegen die parthiſche Reſidenz zu führen. Eine Stromflotte trug ſein Heer auf dem Euſrat ohne Widerſtand hinab nach Babylon, und von hier aus wurden die nöthigen Schiffe auf Rollen über die ſchmale Strecke zwiſchen beiden Flüſſen nach dem Tigris geſchleppt, um nach der Beſetzung von Seleukia die Römer zum zweiten Male auf das linke Ufer dieſes großen Grenzgrabens der Parther zu ſchaffen. Nun wurde noch im Sommer 116 die berühmte parthiſche Reſidenz Kteſiphon erobert, der goldene Thron der Arſakiden erbeutet, eine Tochter des Großkönigs gefangen genommen. Chosroes ſelbſt entkam, von römiſchen Abtheilungen bis in die Gegend von Suſa verfolgt. Trajan ſeinerſeits, der hier an der Pforte des inneren Orients immer mächtiger von Erinnerungen an den noch immer in der antiken Welt unvergeſſenen Alexander ergriffen wurde, und nur ſein Alter beklagte, welches ihm ein Verfolgen der Wege des großen Griechenfürſten verbot, fuhr wenigſtens mit der Flotte auf dem Tigris bis zum perſiſchen Golfe hinab. Mindeſtens aber ſollten Aſſyrien und Babylonien die neuen Grenzlandſchaften des römiſchen Reiches werden.

Es ſollte jedoch dem großen Kriegsfürſten nicht gelingen, am Euſrat und Tigris ſo ſichere Vormauern des Reiches aufzurichten, wie vor zehn Jahren an den Karpathen. Als Trajan nämlich nach Kteſiphon und Babylon zurückkehrte, fand er, daß hinter ſeinem Rücken ein furchtbarer Brand aufgelodert war, der durch das Zuſammentreffen mit einem entſetzlichen Aufſtande der Juden wahrhaft ungeheure und höchſt bedrohliche Dimenſionen annahm.

Der organiſirte Widerſtand nämlich der Parther war bei der inneren Zerrüttung des Reiches und der Zwietracht im Hauſe der Arſakiden verhältnißmäßig ſchnell zu brechen geweſen. Nun aber trat die nationale Abneigung der Ritter und des Volkes gegen die Römer auf den Kampfplatz. In Armenien war der Arſakide Meherdates, des Chosroes Bruder, mit ſtarker Macht eingefallen und breitete ſich erobernd aus; und als er durch einen Sturz mit dem Pferde ſeinen Tod fand, ſetzte ſein Sohn Sanatrukios den Kampf in der Richtung auf Commagene und Meſopotamien fort, den nun auch ein neues parthiſches Heer unter des Chosroes Sohn Parthamaspates unterſtützte. Im Zuſammenhange damit war in Osrhoëne, wo ſeit dem April 116 (bis 139) ein neuer Abgaros, Maanu VIII., regierte, und weit-

hin östlich bis nach Adiabene, ein allgemeiner Aufstand ausgebrochen. Namentlich die mesopotamischen sehr zahlreichen Juden betheiligten sich dabei sehr lebhaft, diese in Zusammenhang mit der ausgedehnten Konspiration alles jüdischen Volkes in Cypern, Aegypten und Kyrene. Weithin am Eufrat bis zum Tigris wurden die römischen Besatzungen überall niedergehauen oder aus den Städten vertrieben. Auch der arabische Häuptling in der Oase von Hatra in Mesopotamien (südwestlich von dem Ruinenfeld von Niniveh) empörte sich.

Als Trajan diese höchst gefahrvolle Situation überschaute, die mit dem Schwerte allein nicht wieder gut zu machen war, mußte er sich entschließen, den bedenklichsten Theil der neuen Eroberungen aufzugeben. Gegen die mesopotamischen Empörer allerdings ging er mit entsetzlicher Energie zu Werke. Der Legat Lusius Quietus mußte Nisibis und Edessa wieder erobern und mit Feuer und Schwert furchtbar heimsuchen, und Seleukia am Eufrat wurde durch Erucius Clarus und Julius Alexander zerstört. Dagegen erlitt der Legat Maximus eine erhebliche Niederlage, bei welcher er selbst den Tod fand. Nun aber hatte Trajan den parthischen Prinzen Parthamaspates durch das Versprechen, ihm die parthische Krone zu verleihen, zum Abfall von seinem Vater bestimmt. Der Prinz überwältigte zuerst seinen Vetter Sanatrukios in Armenien und wandte sich dann nach Ktesiphon, wo er mit dem Kaiser zusammentraf und von diesem das Diadem erhielt.

Noch aber war die Gefahr nur erst zur Hälfte beschwichtigt. Es galt zunächst nach Antiochien zurückzukehren, um von hier aus die Verhältnisse des Ostens mit neuer Kraft sicher zu ordnen. Aber Trajans Versuch, auf diesem Marsche Hatra zu erobern, scheiterte. Die Oasenstadt war durch den Mangel an Wasser und Proviant in der Umgegend und durch ihr glühendes Klima geschützt, und der schon kränkelnde Kaiser vermochte sie nicht zu überwältigen. Als nun aber der Kaiser im Vorsommer 117 in Antiochien anlangte, sah er mit Entsetzen, daß ein Ocean von Blut sich über den Südosten des Reiches ergoß. Auf Cypern, in Judäa, in Unterägypten, in der Provinz Kyrene waren die Juden in Massen aufgestanden, und auch in Mesopotamien erhoben sie sich jetzt erst recht mit voller Wuth. In ihrer Wildheit verübten sie an Griechen und Römern fürchterliche Greuel; die Zahl der von ihnen Ermordeten auf Cypern und in Kyrene wird in einer grauenhaften Höhe angegeben. Am Nil hatten die Römer alle Mühe, Alexandria zu halten. Da mußte das Schwert im Inneren des Reiches arbeiten, und so ging des großen Kaisers Herrschaft unter Schauderscenen zu Ende. In Mesopotamien würgte Lusius Quietus die Juden schonungslos nieder. Auf Cypern ist dieser Zweig der Semiten damals gänzlich ausgetilgt worden. Und in Aegypten und Kyrene konnte der Legat Marcius Turbo erst nach langen Kämpfen die blutigen Banden des kyrenäischen Juden Lukuas überwältigen.

Trajan perſönlich kam nicht mehr in die Lage, im Orient kriegeriſch oder friedlich durchzugreifen. Seine Krankheit, es war die Waſſerſucht, zeigte ſich in Antiochien ſo bedenklich, daß er den Beſchluß faßte, das Kommando über die aſiatiſche Armee ſeinem Vetter Hadrian zu übergeben und für ſeine Perſon zunächſt zu Schiffe nach Italien zurückzukehren. Er ſollte Rom nicht wiederſehen. Sein Leiden nöthigte ihn, an der Küſte von Kilikien Halt zu machen, und in den Quartieren zu Selinus traf ihn ein Schlagfluß. In den Armen ſeiner Gattin Plotina iſt er (wahrſcheinlich) am 7. oder 8. Auguſt d. J. 117 geſtorben.

Es war das erſte Mal, daß unter geordneten Zuſtänden des Reiches ein Kaiſer fern von der Reſidenz ſtarb. Die Frage wegen der Neubeſetzung des römiſchen „Thrones" war bei der gefährlichen Praxis, von einer prineipiellen Feſtſtellung der Nachfolge im Prineipat Abſtand zu nehmen, unter dieſen Umſtänden nicht ſofort zu entſcheiden. Man wußte, daß der verſtorbene Kaiſer ſehr beſtimmt gewillt geweſen war, das Prineipat nicht ohne Mitwirkung des Senats zu vergeben. Nach dem gewaltſamen Sturze des flaviſchen Hauſes war es, da weder Nerva noch Trajan Söhne hinterließen, noch nicht möglich geweſen, daß ſich wieder ein neuer dynaſtiſcher Zug ausgebildet hatte, — mochte immer der monarchiſche Gedanke ſtärker in den Vordergrund getreten ſein. Man glaubte zu wiſſen, daß Trajan als Nachfolger den Senator Neratius Priscus, einen tüchtigen Juriſten und erfahrenen Verwaltungsbeamten, am liebſten geſehen hätte. Jedenfalls war es ſein Wunſch geweſen, vor ſeinem Ende die Hauptſtadt zu erreichen und ſeine letzten Pläne durch den Reichsrath ſanktioniren zu laſſen. Aber ehe in Rom der Senat, in dem Lager die etwa vorhandenen ehrgeizigen Generale, die nach dem Prineipat trachteten, zur Beſinnung kamen, erfuhr man, daß der Mann die Zügel der Regierung ergriffen hatte, der nach dem Vorgang des juliſch-claudiſchen Hauſes die meiſten Anſprüche auf die Nachfolge hatte, nämlich Hadrian.

Marmorbüſte des Kaiſers Hadrian. (Rom, Vatican.)

Der neue Herr des römiſchen Reiches war ein naher Verwandter Trajans, und gehörte wie dieſer einer Familie ſpaniſcher Provinzialromanen an. In Scipios Tagen hatte ſich ein Mann des älischen Geſchlechts aus der italiſchen Stadt Hadria in Picenum mit andern Anſiedlern in der

Kolonie Italica in Spanien niedergelassen. Dieser galt als der Ahnherr des neuen Imperators. Des letzteren Großvater Aelius Marillinus hatte zuerst senatorischen Rang erlangt; seine Gattin Ulpia war Trajans Tante, der große Kriegsfürst also der leibliche Vetter des Aelius Hadrianus Aser. Diesem letzteren nun wurde, als er als Senator und Prätorier in Rom sich aufhielt, von seiner Gattin Domitia Paulina aus Gades, am 24. Januar 76 n. Chr. Publius Aelius Hadrianus geboren: derselbe, der jetzt die spanische Dynastie auf dem römischen Throne fortsetzen sollte. Der junge Hadrian verlor seinen Vater schon mit zehn Jahren; dann wurden sein Vetter Trajan und ein anderer Landsmann, der römische Ritter Cälius Attianus, seine Vormünder. Seine Schwester Paulina war einem älteren Römer von großem Ansehen, dem L. Julius Ursus Servianus, verheirathet.

Der junge Hadrian blieb bis zu seinem 15. Jahre in der Reichshauptstadt und erhielt eine ausgezeichnete wissenschaftliche Ausbildung. Von Natur überaus reich begabt, körperlich vortrefflich geschult, und speziell der Jagdlust mit Leidenschaft ergeben, besaß er eine ebenso große Empfänglichkeit als Beweglichkeit des Geistes, und ein erstaunliches Gedächtniß. Bei zähem Fleiße sehr vielseitig angeregt, in gewissem Sinne ein „Polyhistor", eignete er sich bei ungewöhnlichem Wissensdurste eine umfassende griechische Bildung an, hatte aber auch für andere Zweige menschlicher Geistesthätigkeit, wie namentlich für die plastischen Künste, für Architektur, Mathematik und Medicin, ein lebhaftes Interesse, zum Theil auch eine achtbare Begabung. Sein Schicksal sollte es aber nicht sein, unter den Künstlern, Gelehrten oder Schriftstellern des Zeitalters einen großen Namen zu erwerben. Seine Laufbahn erhielt unter der Einwirkung zuerst seiner Verwandten, dann der politischen Ereignisse zum Heil für das römische Reich die Richtung auf den Staat.

Mit dem J. 91 hatte er, zuerst unter Trajans Leitung, seinen Kriegsdienst begonnen, und befand sich zur Zeit der Adoption seines Vetters durch Nerva als Oberst bei der V. Legion Macedonica, um dann als solcher im Herbst 97 dem neuen Machthaber die Glückwünsche des mösischen Armeecorps zu überbringen. Trajan versetzte ihn dann (S. 341) in eine der oberrheinischen Legionen. Seit dieser Zeit ist er immer rascher emporgekommen. Die neue Kaiserin Plotina, die selbst kinderlos war, wandte dem tüchtigen und hochbegabten jungen Manne ihre Freundschaft zu; wie sich von selbst versteht, nicht ohne daß Neid und boshafter Klatsch der Zeitgenossen auch diesem Verhältniß einen zweideutigen Charakter beimaßen. Aber auf ihre Veranlassung trat Hadrian dem neuen Kaiserhause noch näher, indem er im J. 100 die Enkelin von Trajans Schwester Marciana, der Prinzessin Matidia Tochter Julia Sabina heirathete. Auf der andern Seite hat er nunmehr nach einander einerseits die höheren Staatsämter alter Art in Rom verwaltet (im J. 109 das Consulat), andrerseits, wie wir sahen, unter Trajan wiederholt bedeutende militärische Stellungen eingenommen. Trajan war

durchaus nicht gleichgültig gegen die eminente geiſtige Bedeutung, die hohe adminiſtrative und militäriſche Begabung ſeines Vetters. Nichtsdeſtoweniger war Hadrian ihm perſönlich nicht gerade ſehr ſympathiſch. Die Charaktere beider Männer waren in der That grundverſchiedener Art. Der gerade, einfache und derbe Soldat Trajan mit ſeinen großen Eigenſchaften wie mit ſeinen Schattenſeiten konnte auf die Dauer mit dem aus großartigen und aus kleinlichen Zügen, aus gelehrten, äſthetiſchen, fürſtlichen und kriegeriſchen Neigungen höchſt eigenthümlich zuſammengeſetzten Weſen ſeines Vetters ſich nicht recht befreunden, und ſo ſchob er wohl den Beſchluß, den Hadrian endlich doch zu adoptiren und ihm damit die beſtimmte Ausſicht auf die Nachfolge zu eröffnen, immer wieder hinaus, obwohl namentlich ſeine letzten Verfügungen nach der Rückkehr aus Babylonien die Einführung Hadrians in das Principat vorbereiten zu ſollen ſchienen. Dagegen arbeitete des alten Kaiſers Umgebung andauernd zu Hadrians Gunſten. Licinius Sura, ſo lange er am Leben war, der alte Attianus, und die Kaiſerin Plotina vertraten ſein Intereſſe, und ſo iſt es endlich geſchehen, daß der in Antiochien reſidirende Hadrian am 9. Auguſt 117 aus Selinus die Botſchaft erhielt, Trajan habe ihn adoptirt.

Julia Sabina. Gemahlin Hadrians. Goldmünze mit der Umſchrift: SABINA AVGVSTA HADRIANI AVG(usti) P(atris) P(atriae).

Es iſt niemals mit voller Beſtimmtheit feſtgeſtellt worden, wie weit der ſterbende Trajan bei dieſem Beſchluſſe noch ſelbſtthätig mitgewirkt hat. Aus den zum Theil recht bösartigen Gerüchten über die Anfänge des neuen Principats iſt vielleicht das zu entnehmen, daß Plotina ihrem ſchnell dem Ende entgegenſiechenden Gatten die Adoption Hadrians „halb wider Willen" abgedrungen hat. Zwei Tage lang ſcheint die Kaiſerin den Tod ihres Gatten den Umgebungen verheimlicht zu haben, um alles Weitere zu ordnen. Am 11. Auguſt erhielt Hadrian die Botſchaft von des großen Kaiſers Ableben. Das aſiatiſche Heer rief ihn ſofort zum Imperator aus, und nun war es ſeine Aufgabe, ſich mit Kraft und Gewandtheit im Sattel feſtzuſetzen.

Es kam dem neuen Kaiſer offenbar zu Statten, daß in dem Augenblicke ſeiner Erhebung die auswärtige Lage des Reiches erhebliche Schwierigkeiten bot. Die entſetzlichen Schreckniſſe, welche der jüdiſche Aufſtand über den Südoſten des Reiches verbreitet hatte, und die unentſchiedenen Verhältniſſe zu den Parthern, bei denen König Parthamaspates ſich nicht zu behaupten vermochte, machten es nicht gerade lockend, gerade jetzt dem Hadrian das Principat zu beſtreiten. Es kam dazu, daß — vielleicht zufällig, vielleicht auch angeregt durch die Unglücksnachrichten aus dem Orient, — noch andere feindliche Grenznachbarn der Römer, Sarmaten an der dakiſchen, Kelten an der nordbritanniſchen, afrikaniſche Stämme auf der mauretaniſchen Grenze das Reich beunruhigten. Da griff nun Hadrian überall mit erſtaunlicher Sicherheit, Ruhe und Kraft ein.

Dem Senat in Rom gegenüber hielt er fest an Trajans rücksichtsvoller Politik. Ein Schreiben entschuldigte die unregelmäßige Art der Uebernahme der Herrschaft; die Legionen hätten nicht ohne Imperator bleiben können. Die Bestätigung und Anerkennung des neuen Principats wurde erbeten: sie erfolgte natürlich ohne weiteren Verzug. Das Volk der Residenz erhielt glänzende Geschenke, — die Armee dagegen, auf deren Stimmung in diesem Augenblicke das meiste ankam, wurde mit einem Donativ beschenkt, welches die Höhe der bei einem Wechsel der Regierung üblichen Schenkung um das Doppelte überstieg. Dann übertrug Hadrian die Präfektur der Kaisergarde zwei zuverlässigen Freunden, dem alten Attianus und dem Similis. Das syrische Kommando wurde in die Hände des Catilius Severus gelegt, Marcius Turbo mit dem Oberbefehl über das schwierige Judäa betraut, und der zwar als Heerführer erprobte, aber dem neuen Kaiser persönlich höchst verdächtige General Lusius Quietus von der Armee entfernt und als Statthalter nach Mauretanien geschickt. Nun aber galt es, die orientalische Politik des Reiches auf eine neue und solide Basis zu stellen.

Der Privatcharakter dieses neuen Kaisers, wie er namentlich später sich entwickelt hat, muß sehr bestimmt von seinem Charakter als Imperator unterschieden werden. Man kann allerdings nicht leugnen, daß das Bild des „Menschen" Hadrian durch manche unschöne Züge entstellt wird. Aber wenn wir ihn als neidisch und zur Eifersucht neigend geschildert finden, so tritt das nachweislich immer nur auf solchen Gebieten hervor, wo seine Stärke nicht lag, namentlich bei seinen künstlerischen und ästhetischen Liebhabereien. Sein Auftreten dagegen im Interesse des Reiches zeigt überall die Hand und die durchdringende Einsicht, den klaren politischen Blick und die Kraft eines ganz ausgezeichneten Staatsmannes. Wenn ihm also nachgesagt wird, seine neue Politik in der orientalischen Frage sei nur das Resultat eines armseligen Neides auf seinen großen Vorgänger gewesen, so ist das ohne Zweifel nur die Idee sehr kleinlicher Beurtheiler gewesen. Hadrian hatte Zeit genug gehabt, die Wirkungen des trajanischen Systems der auswärtigen Politik zu beobachten. Er hatte sich überzeugt, daß die Parther recht wohl in Schlachten und Belagerungen von den Römern niedergeworfen werden, daß römische Heere ohne allzugroße Schwierigkeit bis zu dem iranischen Randgebirge vordringen konnten. Aber die wirkliche Behauptung des armenischen Alpenlandes und des Stromgebietes des Eufrat und Tigris auch nur bis nach Babylon hinab mußte andauernd Millionen von Denaren und viele Tausende römischer Soldaten verzehren, und zwar ohne jedes nützliche Ergebniß für das Reich. Mochte immer das parthische Reich durch seine chronische innere Zerrüttung jetzt für Rom weit ungefährlicher geworden sein, als einst zur Zeit des Marcus Antonius, so war doch der seit seiner Aufrichtung neu erwachte iranische Nationalgeist in ungeschwächter Kraft lebendig, und dieser Geist war den Römern allzeit tief feindselig. Eine dauernde Behauptung also der Trajanischen Eroberungen im Osten, die doch niemals wirklich romanisirt

werden konnten, hätte den Kriegszustand mit dem inneren Orient in Permanenz erklärt, — und der kluge Hadrian sah sofort, daß das römische Reich in seiner Zeit nicht mehr im Stande war, diese unaufhörliche Anspannung und Absorbirung seiner Kräfte zu ertragen. Man mußte also zu der Politik des Augustus zurückkehren. Es mußte bei der Lektion sein Bewenden haben, die Trajan den Parthern beigebracht hatte, und im Uebrigen brauchte ein Kaiser von so imponirender Kraft wie Hadrian sich nicht zu scheuen, die römische Ostgrenze wieder an den mittleren Eufrat und an die Cantonnements von Melitene und Satala zu verlegen. Assyrien und Mesopotamien also wurden einfach geräumt, Parthamaspates durch eine kleine Herrschaft unter römischer Hoheit entschädigt, Chosroes als Großkönig anerkannt. Die Ansprüche des Reiches auf die Suzeränetät über Armenien wurden festgehalten, dagegen an Stelle eines Legaten wieder ein einheimischer Vasallenkönig eingesetzt.

Damit leitete der neue Kaiser in der That die Politik ein, die auch sonst bei seiner auswärtigen Haltung principiell maßgebend blieb. Es galt für ihn, — immerhin in weit frischerer und imposanterer Weise, als es der alternde August und Tiberius gethan, — auf die brillante, stürmische Episode der Eroberungen nun wieder eine Zeit folgen zu lassen, wo die Defensivkraft des Reiches so gewaltig als möglich entwickelt, neue Eroberungen möglichst vermieden werden sollten. Hadrian schwankte selbst für einen Augenblick, ob nicht auch die dakische Provinz wieder zu räumen sei. Der bedeutende Werth jedoch dieses neuen, schon sehr stark mit römischen Ansiedlern bevölkerten Landes ließ ihn aber von der Idee absehen, die Legionen wieder nach der Donau zu verlegen.

Als die Zustände im Orient wieder leidlich geordnet waren, eilte der Kaiser zu Anfang November 117 nach Rom*), wo die Feier des parthischen Triumphes, — bei welchem Hadrian jedoch nicht selbst als Sieger auftrat, sondern des Trajanus Bildniß nach dem Kapitolinischen Tempel tragen ließ, — nun eine Reihe populärer Maßregeln einleitete, durch welche das neue Principat die Gunst des römischen Volkes sich zu sichern bemüht war. Hadrian hat sich nicht nur während seiner ganzen Regierung als ein vortrefflicher und glücklicher Verwalter der Finanzen bewährt: er war auch zur Zeit im Besitze so bedeutender Mittel, daß er außer andern wohlberechneten Gnadenerweisungen mit einem Akte auftreten konnte, der wie kein anderer in solcher Richtung einen Regenten volksbeliebt zu machen pflegt, und daher nach seinem Vorbilde von späteren Kaisern unter Umständen wiederholt worden ist. Der Kaiser erließ nämlich den Bewohnern von Italien für einen Zeitraum

*) Das neue, treffliche, für die Chronologie Hadrians neuen Grund legende Buch von Julius Dürr, „Die Reisen des Kaisers Hadrian", Wien 1881, welches uns während des Druckes zugeht, führt dagegen aus, daß Hadrian wahrscheinlich zuerst aus dem Orient gegen die Roxolanen aufgebrochen, und erst am 7. oder 8. August 118 in Rom angekommen sei.

von 16 Jahren (wahrscheinlich für die Zeit von 98—114 n. Chr.) alle noch ausstehenden, großentheils streitigen oder schwer einzutreibenden, Schulden an den Fiskus und ließ die bezüglichen Schuldverschreibungen auf dem Forum des Trajan verbrennen, — ein Gnadenakt der den Erlaß einer Schuldenlast von etwa 195,768,900 R.-Mark bedeutete. Und in analoger Weise wurde der Bevölkerung der Provinzen ein sehr beträchtlicher Theil rückständiger Steuern an den Fiskus, wie an das Aerar, einfach erlassen. Gegenüber diesen mehr negativen Geschenken an das Volk des Reiches nahm Hadrian ferner eifrig darauf Bedacht, Trajans großartige Stiftung zur Alimentation armer italienischer Kinder durch neue Zuwendungen erheblich zu erweitern.

Lange konnte Hadrian jedoch nicht in der Reichshauptstadt verweilen. Die Zustände an der dakischen Grenze bedurften seiner persönlichen Anwesenheit. Mochte auch die alte große Gefahr für das untere Donauthal durch Zertrümmerung der dakischen Macht dauernd beseitigt sein, so waren doch die Römer jetzt auf eine weite Strecke Grenznachbarn der nomadischen Völker sarmatischen Stammes geworden, die damals die weiten Ebenen und Stromthäler des heutigen südlichen Rußland erfüllten, und sich wiederholt sehr unbequem machten. Eines dieser Völker, die Roxolanen zwischen Don und Dnjepr, die seit 69 n. Chr. die römische Donaugrenze mit ihren Zügen erreicht hatten, war neuerdings dadurch gezähmt worden, daß man ihre Häuptlinge durch Geschenke an das römische Interesse kettete. Was ein Mann wie Domitian bei bewährter militärischer Unfähigkeit einem Decebalus gegenüber nicht ohne Schimpf und Nachtheil für das Reich thun konnte, war unbedenklich, sobald das durch neuen Kriegsruhm gestärkte Reich von Kaisern beherrscht wurde, welche jeden Augenblick mit zerschmetternder Kraft loszuschlagen vermochten, dafür aber gern es vermieden, weitläufige und kostspielige Feldzüge gegen Stämme zu führen, deren Bekämpfung und Unterwerfung nur neue und unerwünschte Erweiterungen der Reichsgrenzen zur Folge gehabt haben würde. Die Roxolanen nun hatten, so scheint es, — das Nähere ist nicht bekannt, — eine Verringerung solcher Geschenke übel vermerkt und sehr lästige Raubzüge gegen das östliche dakische Flachland unternommen. Da hielt es denn Hadrian für nöthig, mit bedeutender Heeresmacht nach dem Pruth aufzubrechen. Die Entfaltung der römischen Streitkräfte unter der kaiserlichen Führung that ihre Wirkung, und es wurde nicht schwer, unter Herstellung der alten Verhältnisse die Roxolanen zur Rückkehr in friedliche Beziehungen zu nöthigen. Dagegen gab Hadrian es auf, gegen die übrigen Sarmaten persönlich zu Felde zu ziehen. Aus Rom nämlich erhielt er die sehr unerfreuliche Nachricht, daß während seiner Abwesenheit eine durch die Bedeutung der Personen an ihrer Spitze sehr gefährliche Verschwörung gegen sein Leben entdeckt worden war. Das alte Uebel des Principats, die Unsicherheit der Erbfolge, die Eifersucht einiger hoch stehender Männer, und die Meinung, daß der neue Kaiser nur einer Intrigue Plotinens seine Stellung verdanke, hatten es dahin gebracht, daß der ehrgeizige und erbitterte

Lusius Quietus, neuerdings in Mauretanien durch Marcius Turbo ersetzt, und die Consularen Domitius Nigrinus, A. Cornelius Palma und L. Publilius Celsus sich zum Sturze Hadrians mit einander verbanden. Das Komplott wurde entdeckt. Die beiden Präfekten der Garde, so scheint es, griffen energisch zu, und die vier großen Verschworenen, die sich durch die Flucht zu retten versuchten, wurden in verschiedenen Theilen Italiens verhaftet und getödtet. Die Sache machte in Rom ein sehr fatales Aufsehen. Man schrieb den Kaiser die schnelle Beseitigung der vornehmen Herren ohne großen Staatsprozeß zu, und namentlich der Senat, dem Hadrian die alte Sicherheitszusage (S. 334) ertheilt hatte, sah mit unwilliger Besorgniß der weiteren Entwickelung des neuen Principats entgegen.

Unter diesen Umständen hielt Hadrian es für geboten, zu Anfang August 118 nach der palatinischen Hofburg zurückzukehren und seine Stellung erst noch sicherer zu gestalten. Der für ihn unbedingt zuverlässige und seit dem Auflodern des jüdischen Aufstandes schon vielfach verwendete Marcius Turbo erhielt das Kommando der dakischen Armee. Der Kaiser dagegen that nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt Alles, um die Gunst der Römer sich wieder zu sichern. Die Menge kam in dieser Frage nur in zweiter Reihe in Betracht: reiche Geldgeschenke und glänzende Spiele im Circus und Amphitheater (obwohl sonst nicht die besondere Liebhaberei des fein gebildeten Fürsten) waren hier das nicht leicht versagende Zaubermittel. Anders stand es mit dem Senat. Die feierliche Erklärung, daß jene vier Senatoren ohne seinen Befehl den Untergang gefunden hätten, genügte schwerlich zur Beruhigung des mißtrauisch gewordenen Reichsrathes. Des Kaisers „Kingscraft" machte es ihm räthlich, — auf die Gefahr hin, darum von seinen Gegnern nachmals der selbstsüchtigen Undankbarkeit geziehen zu werden, — seine Gardepräfekten in aller Form zu desavouiren und sie zum freiwilligen Rücktritt von ihrem Amte zu bestimmen. In der That wurde Similis durch Septicius Clarus, der alte Attianus dagegen durch Marcius Turbo ersetzt. Weiter wiederholte Hadrian dem Senat das Sicherheitsversprechen, und gab demselben noch durch die Verfügung Nachdruck, daß die konfiscirten Güter verurtheilter Verbrecher nicht mehr dem Fiskus, sondern dem Aerar zufallen sollten. Damit war allerdings ausgesprochen, daß das neue Principat die Bahnen eines Domitian und seiner Delatoren grundsätzlich perhorreseire. Dazu trat nun die konsequent festgehaltene Rücksicht, mit welcher Hadrian das hohe Haus behandelte. Auch diese Regierung hat, wie wir nachher noch näher ausführen, den monarchischen Charakter des Principats um einen starken Schritt weiter geführt. Aber dem Senat gegenüber verfolgte dieser Kaiser, wie in vielen anderen Beziehungen, die alten Maximen des Augustus. Die immer stärker ausgebildete Abhängigkeit des Reichsrathes von der Hofburg sollte durch die würdevolle äußere Stellung desselben verdeckt werden. Hadrian hielt den Rang der Senatoren in hohen Ehren, und war sehr sparsam und vorsichtig in der Zuführung neuer Mitglieder, setzte andererseits

arme Senatoren durch Geschenke in den Stand, ihren Rang zu behaupten. Mit dem hohen Hause als solchem verkehrte er in den achtungsvollsten und ehrerbietigsten Formen, und ist in Gemeinschaft mit demselben legislativ ungemein thätig gewesen. Dagegen bewegte er sich für seine Person in durchaus schlichten und anspruchslosen Formen, hielt sich wie einst Augustus mit einer gewissen Beflissenheit durchaus wie ein Bürger des römischen Volkes, und unterhielt unter Beschränkung der lästigen Staatsbesuche am Hofe mit seinen Freunden im Senat, in der Armee, und unter den Gelehrten und Künstlern der Welthauptstadt und seiner Umgebung einen durchaus freien und ungezwungenen Umgang, der durch seine Abneigung gegen steife Würde, durch seine Leutseligkeit und durch sein damals noch glückliches Temperament einen eigenthümlich interessanten Charakter gewann.

Die Geschichte der großen Männer Roms während des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts leidet für uns unter dem doppelten Uebelstande, daß sie uns nur trümmerhaft erhalten ist, und daß die erhaltenen Schriften von Männern sehr sekundären Berufes zum Historiker verfaßt sind. Bei Hadrian geht das soweit, daß die meisten Ereignisse seiner überaus inhaltreichen Regierung chronologisch gar nicht bestimmt fixirt werden können, und daß bei dem wesentlich friedlichen Charakter seiner Regierung leider auch das anekdotenhafte Element erheblich in den Vordergrund geschoben worden ist. Nichtsdestoweniger treten aus der Masse des über sein Zeitalter uns überlieferten Stoffes drei Momente sehr bestimmt heraus. In erster Reihe seine wiederholte Bereisung der verschiedenen Provinzen des ungeheuren Reiches; weiter seine zahlreichen und großartigen Bauten; endlich aber seine sehr bedeutungsvollen politischen organisatorischen Arbeiten.

Seinen Zeitgenossen und der römischen Nachwelt hat vorzugsweise die Energie imponirt, mit welcher Hadrian, sobald er nicht zur See sich befand, gewöhnlich zu Fuße während des größten Theiles seiner Regierung und oft unter erheblichen Beschwerden alle Theile des römischen Reiches als Reisender durchwandert hat. Die bei ihm unaufhörlich rege und niemals zu sättigende Wißbegierde machte ihm es jedenfalls noch besonders angenehm, in solcher Weise das bunte Mosaik der Länder und Völker, über die er gebot, in unmittelbarer Nähe kennen zu lernen. In der That aber hat namentlich diese Praxis, die seit dem Ableben des Augustus in friedlichen Tagen nicht mehr zu den Gewohnheiten der römischen Kaiser gehörte, und bereits an die rastlose kaiserliche Thätigkeit auf deutschem Boden in guten Zeiten des Mittelalters und wieder in unseren Tagen anklingt, seine Herrschaft für das Reich so werthvoll gemacht. Abgesehen also von allen persönlichen Interessen Hadrians, so waren diese Wanderungen des Kaisers in erster Linie großartige politisch-wirthschaftlich-militärische Inspektionsreisen. Es kam für ihn darauf an, den politischen und socialen Zustand der verschiedenen Provinzen, den Charakter ihrer Bewohner, ihre Hilfsquellen und ihre Leistungsfähigkeit, dazu aber das Personal der römischen Reichsbeamten aus eigener

Anſchauung kennen zu lernen; weiter aber ſich über den Stand der Dinge an allen Grenzen und über den Zuſtand der verſchiedenen großen Armeecorps an den naſſen und an den trockenen Grenzlinien des Reiches genau zu unterrichten. Die unmittelbare Berührung mit Menſchen aller Art; der perſönliche Einblick in die Bedürfniſſe der verſchiedenen Völker, Städte, Lager; die wiederholte Gelegenheit, die Gewohnheiten und die Praxis ſeiner Reichsbeamten und Offiziere zu kontrolliren, iſt ohne allen Zweifel von ganz außerordentlichem Gewinn für das Reich geweſen. Denn Hadrian war, wie Trajan, ein wohlwollender Regent, ein Fürſt von ungemein ſcharfem, klarem und ſicherem Blick, und von außerordentlichem Intereſſe und praktiſcher Begabung wie für die großen Linien, ſo auch für das feinere Detail der Verwaltung. Nicht wenige Spuren in den verſchiedenſten Theilen des Reiches zeigen, wie unter ſeinem Anſtoße das romaniſche Leben in neuen Städten und Kolonien noch einmal einen neuen Aufſchwung genommen hat. Es war des Kaiſers Abſicht, wo das nur irgend möglich, unmittelbar anregend und helfend einzugreifen; und damit hängt wenigſtens ein Theil der ganz außerordentlichen Bauthätigkeit zuſammen, die Hadrian in nahezu allen Theilen des Reiches entfaltet hat. Soweit dabei nicht die Arbeit der Legionen in Anſpruch genommen wurde, bediente er ſich bei ſeinen neuen Schöpfungen und Reſtaurationen eines kleinen Heeres von Bauleuten, Zimmer-, Maurer- und Werkmeiſtern, die — militäriſch in Cohorten und Centurien eingetheilt, — auf ſeinen Reiſen ihn zu begleiten hatten. Wir bemerken noch, daß die Kaiſerin Sabina wiederholt auf dieſen Reiſen die Begleiterin Hadrians geweſen iſt. Freilich war das Verhältniß zwiſchen den beiden Gatten kein glückliches zu nennen. Die Ehe war mehr aus politiſchen oder Konvenienzmotiven geſchloſſen worden. Sabina war nicht gerade ſchön zu nennen, und von Natur kalt angelegt, mürriſcher und reizbarer Art, und ihr kaiſerlicher Gemahl, bei ſeiner jugendlichen Schönheit und Anmuth, bei der ſtolzen Würde, die er ſich zu geben wußte, und bei perſönlich ſcharf ausgeprägter Selbſtſucht gar ſehr geneigt, ſie zu vernachläſſigen. Derart daß eigentlich nur die Rückſicht auf ihre kaiſerliche Stellung und auf die Dehors dieſes ſehr ungleiche Paar zuſammenhielt, und der römiſche Klatſch von bitterböſen Worten zu erzählen wußte, die man beiden wider einander zuſchrieb.

Die Chronologie dieſer Reiſen, mit welchen das Meiſte in Verbindung ſteht, was wir ſonſt von Hadrian wiſſen, iſt ſehr ſtreitig. Ohne hier auf dieſes in der modernen hiſtoriſchen Litteratur wiederholt behandelte Problem uns näher einzulaſſen, bemerken wir nur, daß der Kaiſer die Reſidenz bei Antritt ſeiner erſten großen Reiſe nach früherer Anſicht gegen Ende d. J. 119 oder zu Anfang d. J. 120, — nach neuerer Darlegung jedoch erſt nach dem 21. April 121, — verlaſſen, zuerſt die nördlichen und nordweſtlichen Provinzen des Reiches, ſpäter Spanien und Mauretanien, endlich den Orient und Griechenland zu jedesmal längerem Aufenthalt beſucht hat, und von Griechenland über Sicilien wahrſcheinlich zu Ende d. J. 126 nach Rom zurückgekehrt iſt.

Der Aufenthalt in Gallien und Germanien mit Einſchluß der oberen Donauländer iſt wahrſcheinlich für die Vollendung der Schanzbauten, welche (S. 319 fg.) die neue römiſche Erwerbung auf beiden Seiten des Schwarzwaldes ſchützen ſollten, von abſchließender Bedeutung geweſen. Dieſes großartige Syſtem, ein weites Land durch fortlaufende militäriſche Linien zu decken, ſollte demnächſt noch auf einem andern Grenzpunkte des Reiches ſich wiederholen. Von Gallien nämlich wandte ſich Hadrian im Frühjahr 122 nach Britannien, wo er längere Zeit verweilte, um für den nächſten Winter dann nach Spanien zu gehen.

Der Aufenthalt des Kaiſers in Britannien alſo iſt für dieſe Provinz ſehr bedeutſam geworden. Wir erinnern uns (S. 322), daß weder durch Agricola, noch unter Trajan die nördlichſten Striche des bereits okkupirten britiſchen Landes weit über York hinaus zu behaupten geweſen waren. Und nun war auf der Scheide der Regierung Trajans und ſeines Nachfolgers offenbar ein neuer erheblicher Aufſtand der Briganten ausgebrochen, der zwar niedergeworfen wurde, aber die IX. Legion vollſtändig verbraucht hat. Dieſe letztere nun erſetzte Hadrian, indem er die VI. Victrix vom Rhein aus Vetera nach Eburacum zog. Nun aber faßte er den Entſchluß, die ſtrategiſche Lage der britanniſchen Provinz ſehr erheblich zu verſtärken. Der nördlichſte Theil des Landes, ſüdlich von Agricolas Linie Edinburgh-Glasgow, wurde einſtweilen militäriſch aufgegeben. Dafür ſollte quer durch die britiſche Inſel, nämlich (nach heutiger Geographie) von der Mündung des Tyneſluſſes öſtlich von Newcaſtle-upon-Tyne in Northumberland bis zum Frith von Solway, dem Meerbuſen weſtlich von Carlisle in Cumberland, ein gewaltiges zuſammenhängendes Syſtem von Feſtungswerken geſchaffen werden, unter einander durch eine römiſche Heerſtraße verbunden, — welches (heute noch in ſehr bedeutenden Reſten vorhanden,) gleichzeitig defenſiv und offenſiv wirken konnte. Sowohl die unruhigen Briganten im Süden der „Hadriansmauer" ſollten von hier aus im Zaume gehalten werden, wie anderſeits die Thore und Straßen nordwärts über den Wall hinausführten, und noch verſchiedene Kaſtelle nordwärts vorgelegt worden ſind. Auf des Kaiſers Befehl nun hat ſein Legat Aulus Platorius Nepos das koloſſale Werk in den Jahren 122 bis 124 n. Chr. mit aller Energie in Angriff genommen; es iſt wahrſcheinlich bald darauf im Weſentlichen vollendet worden. Ausgeführt wurde der Bau durch die drei damals in England ſtehenden Legionen, die II., VI. und XX., während Abtheilungen dreier anderer, (der VII., die in Spanien ſtand, und der beiden Mainzer, der VIII. und der XXII.) inzwiſchen den Dienſt in der Front thaten. Außerdem arbeitete ein großer Theil der Auxiliarkohorten und Alen (Reiterſchaaren), die in den Kaſtellen ihren Aufenthalt nehmen ſollten, mit an der Aufrichtung der Schanzen. Zahlreiche große und kleine Inſchrifttafeln bezeugen den Antheil jedes einzelnen Truppentheiles an dem Bau, nicht ſelten mit Angabe des Maßes der von ihnen ausgeführten Strecke. Dieſes Syſtem nun, (welches nachher unter Kaiſer

Septimius Severus noch einmal in umfaſſender Weiſe reſtaurirt und neu verſtärkt worden iſt,) ſtellt ſich jetzt ſo dar. Es beginnt nahe der Mündung des Fluſſes Tyne, öſtlich von Newcaſtle, und zieht ſich dann in einer Ausdehnung von rund 80 römiſchen oder etwa 74 engliſchen Meilen über Höhen und Thäler weſtlich bis Bowneß am ſüdlichen Ufer des Solway. Die Anlage iſt in ihrer ganzen Länge in drei verſchiedene Theile gegliedert: an der Südſeite der Erdwall, auf der Nordſeite die ſteinerne Mauer mit kleinen Kaſtellen und zahlreichen Thürmen, und zwiſchen beiden 17 große Kaſtelle (für eine oder mehrere Cohorten berechnet) und eine ſie unter einander verbindende Straße. Der kunſtvoll durchgeführte, auf ſumpfigen Stellen vielfach an Mauerwerk gelehnte Erdwall im Süden iſt ein dreifacher, zur Vertheidigung ſowohl gegen Süden wie gegen Norden eingerichtet. Dieſe Linie iſt von der ſteinernen Mauer im Norden durchſchnittlich 180 bis 200 Fuß, nur an einer Stelle erheblich weiter entfernt. Die Mauer ſelbſt war ſechs bis acht Fuß breit und wahrſcheinlich in ihrer zinnengekrönten Höhe bis zu 20 Fuß emporſteigend; heute nur noch ſtellenweiſe 8 bis 10 Fuß. Ihren Kern bildet ein felſenharter Guß aus kleinen und großen, durch Mörtel verbundenen Steinblöcken, die Fronten ſind mit Sandſteinquadern belegt. Etwa 320 viereckige Thürme von etwa zehn Fuß im Quadrat lehnten ſich in ungleichen Zwiſchenräumen an die Mauer, die außerdem auf allen wichtigen Punkten des Terrains durch kleine vierſeitige Kaſtelle (80 an der Zahl) von etwa 60 Fuß im Quadrat verſtärkt wurde. Nördlich von der Mauer läuft, wo das Terrain es irgend erlaubt, ein Graben von 30 Fuß Breite und 8 bis 9 Fuß Tiefe. Wo Flüſſe, wie der Tyne, den Lauf der Mauer durchbrechen, verbinden vorzüglich gebaute Brücken, an beiden Ufern durch brückenkopfartige Vorbauten geſchützt, den Straßenzug längs der Mauern. An zwei Stellen, im Oſten und im Weſten, durchſchneiden die nordwärts führenden Heerſtraßen die Verſchanzungen. An denſelben, in Northumberland und im ſüdlichen Schottland lagen in paſſenden Abſtänden je zwei, etwa in der Mitte davon noch ein vorgeſchobenes Kaſtell.

Die 17 großen Kaſtelle endlich, (Stationen oder Prätenturen genannt,) lagen, im Durchſchnitt fünf engliſche Meilen von einander entfernt, in der Art vertheilt, daß drei ſüdlich von dem Erdwalle, die übrigen alle zwiſchen Wall und Mauer ſich erhoben. Von den erhaltenen Namen derſelben weiſt einer deutlich auf Hadrian als Gründer hin. Newcaſtle nämlich mit ſeiner römiſchen Brücke über den Tyne hieß nach ihm Pons Aelius. Dieſe Kaſtelle ſind alle von der bekannten quadratiſch-oblongen Form dieſer über die halbe Welt verbreiteten römiſchen Forts. Ihre Größe wechſelt je nach der Natur des Terrains zwiſchen fünf und neun Morgen Landes; ſie ſind mit Mauern von etwa fünf Fuß Dicke, mit Erdwällen und Gräben umgeben worden. An mehrere dieſer Kaſtelle ſchloſſen ſich allmählich auch vorſtädtiſche Anlagen an, Bäder, kleine Heiligthümer, einmal ſogar ein Amphitheater. Das beſterhaltene hieß Borcovicium, und gilt für die dortige antiquariſche Forſchung als eine Art „engliſches Pompeji“.

Folgen wir nach dieſer Mittheilung über die Schöpfungen Hadrians auf brittiſchem Boden wieder dem Laufe ſeiner Reiſen, ſo finden wir ihn nach der Abreiſe aus England namentlich in Spanien, wo er zu Tarraco während des Winters 122/23 verweilte, dann aber in Mauretanien längere Zeit thätig, wo es für ihn wahrſcheinlich nöthig war, auf Grund der zur Zeit des Regierungswechſels ausgebrochenen Unruhen und wohl auch im Hinblick auf die durch des Lusius Quietus Tod veranlaßte Mißſtimmung, in ſeiner Weiſe zugleich kräftig durchgreifend und verſöhnlich aufzutreten. Damals wurde auch das Hauptquartier der III. Legion Auguſta nach Lambaeſe verlegt. Dieſelbe Praxis erprobte er mit großem Erfolge nachher im Orient, wo es ihm gelang, den Ausbruch eines neuen Partherkrieges (ungewiß ob ſchon 123 n. Chr., oder erſt 130) durch eine perſönliche Unterhandlung mit König Chosroes abzuwenden. Der Parther erhielt jetzt auch ſeine kriegsgefangene Tochter zurück, und die beiden großen Militärſtaaten durften wieder für eine lange Reihe von Jahren in friedlichen Beziehungen neben einander ſich bewegen.

Ganz beſonders wohlthätig aber empfanden während der letzten Jahre der erſten Hauptreiſe des Kaiſers die griechiſchen Provinzen des Reiches ſeine Anweſenheit. Als Hadrian, der 123 und 124 Kleinaſien bis zum Euphrat ſyſtematiſch durchwanderte, Bithynien erreichte, ſcheint er auch perſönlich die erſte Bekanntſchaft mit jenem anmuthigen und naiv friſchen bithyniſchen Griechenjüngling von Claudiopolis gemacht zu haben, mit jenem Antinoos, der ſeitdem — nach allen Seiten hin der Liebling des Kaiſers — als Page ſein beſtändiger Begleiter wurde, und deſſen anmuthige Züge für uns den Idealtypus der jugendlichen Männerſchönheit in einer Periode darſtellen, wo nach der Meinung guter zeitgenöſſiſcher Beobachter in der Griechenwelt ſchöne Männer ſelten zu werden begannen, während ſie eine auffallende Zunahme weiblicher Schönheit bemerken wollten. Für ſeine Landsleute iſt Antinoos erſt nach ſeinem Tode bedeutſam geworden. Damals aber fand Hadrian nicht nur Veranlaſſung, in den durch Erdbeben verwüſteten Städten Nikomedia und Nikäa, und weiter in Kyzikos, bedeutende Reſtaurationen und impoſante Neubauten einzuleiten, es begann auch die Zeit, wo er der größte Wohlthäter der alten Hellenen geworden iſt, den die ſpätere Geſchichte des Römerthums kennt.

Antinoos.
Bronzemünze mit der Umſchrift: *HPΩOΣ ANTINOOΣ.*

Bei Hadrians ganzer Bildung und Sinnesweiſe mußte ihm vor Allem das alte Land der Hellenen intereſſant und ſympathiſch ſein. Daher erfreute ſich denn auch keine Stadt in ſo hohem Grade ſeiner Gunſt, als Athen, wohin er von Aſia aus durch Thrakien, Makedonien, Epirus und Theſſalien gelangte, und wo er Ende Auguſt 125 eintraf. Athen wurde für die letzte Zeit dieſer erſten Reiſe ſein Hauptquartier, von wo aus er die nächſten Kantone und Inſeln Griechenlands durchwandert hat. Indeſſen, ſo groß die Theilnahme des Kaiſers

war für diese Stadt und für dieses Land uralten historischen, künstlerischen, litterarischen Ruhmes; so leidenschaftlich ihn das Interesse erfüllte für alle Schauplätze denkwürdiger Ereignisse namentlich der griechischen Geschichte diesseits und jenseits des ägäischen Meeres, die durch ihn wiederholt mit neuen Denkmälern geschmückt wurden; so mächtig den wissensdurstigen, ewig prüfenden und grübelnden Mann der persönliche Verkehr mit den zu Athen lehrenden Philosophen fesselte, nach deren Art er auch einen Bart trug: seine philhellene Gesinnung ging nicht auf in müßigem Behagen an den ästhetischen und geistigen Seiten des Griechenthums. Er ist sehr ernsthaft bemüht gewesen, der Provinz Achaja, die vor allen anderen unter den gräßlichen Zerstörungen der römischen Bürgerkriege bis Actium gelitten hatte, und noch immer nur erst sehr, sehr langsam sich zu erholen vermochte, wieder aufzuhelfen, soweit das damals überhaupt noch möglich war. Allerdings sind uns von seiner umfassenden Thätigkeit für Griechenland neben Zuwendung von Geld und Getreide, und neben zahlreichen praktisch wichtigen Verordnungen nur einige Momente im Detail bekannt. Auch hier begegnen wir überwiegend der Anlage großer Restaurationen und neuer Bauten, von denen viele kleinere und mehrere große ganz unmittelbar als gewaltige Nutzbauten sich darstellen: Bauten, die dann auch höchst anregend auf die Thätigkeit reicher Privatleute einwirkten. Konnte beinahe jede nur irgend namhafte Stadt Griechenlands nachmals die Wohlthaten rühmen, die sie in irgend einer Weise von Hadrian empfangen hatte, so imponirte — weniger den an solche Riesenwerke längst gewöhnten Römern, als vielmehr — den Griechen namentlich die Anlage der soliden und prachtvollen Heerstraße über den korinthischen Isthmos, welche zum ersten, und leider auch bis auf diesen Tag zum letzten Male in der Geschichte dieses Landes, die gefährlichen Pässe dieser Strecke und namentlich die Skironische Klippenstraße auch für Wagen praktikabel machte und endlich den Peloponnes wirksam mit dem Kontinent verband. Nicht minder großartig war die ungeheure Wasserleitung, welche auf einer mit erstaunlicher Geschicklichkeit ermittelten Linie von zehn Meilen Länge ohne Bogenstellungen und mit nur Einem Durchstich die Wasser einer mächtigen Gebirgsquelle aus dem Hochthale von Stymphalos am Südfuße des Kyllene nach Korinth führte. Ganz besondere Ausdehnung aber gewannen neben der eifrigen Förderung und Pflege der philosophischen und rhetorischen Studienanstalten zu Athen die neuen Bauten des Kaisers in dieser Stadt, deren Vollendung jedoch erst in eine spätere Zeit fällt. Wahrscheinlich in dieser Zeit gab Hadrian auch den Befehl, in einer reizenden Landschaft und auf einem auch militärisch höchst wichtigen Punkte, nämlich im Herzen von Thrakien, — da wo der Tonzos von Norden und die Arda von Westen sich mit dem Hebros vereinigten, — die alte thrakische Ansiedelung Uskudama zu einer großen Stadt auszubauen. In der späteren Zeit des Römerthums eine der blühendsten Gemeinden, erinnerte Hadrianopolis Jahrhunderte lang vor allen übrigen nach ihm benannten Orten des Reiches an den großen Aelier, ihren Stifter.

Als Hadrian, der Mitte 126 Athen verließ, um den Peloponnes und Sicilien zu besuchen, zu Ende des Jahres 126 wieder in Rom eingetroffen war, verweilte er mehrere Jahre in und in der Nähe der Hofburg; nicht ohne auch diesen Aufenthalt durch eine kürzere Reise nach Afrika (128) zu unterbrechen. Dagegen unternahm er April 129 n. Chr. eine neue große Reise nach den östlichen Provinzen des Reiches, von welcher er erst im Jahre 134 nach der Tiber zurückkehrte. An diese zweite große Expedition knüpften sich abermals verschiedene Ereignisse von sehr bedeutendem Interesse. Der Kaiser trat im Jahre 129 wieder für längere Zeit in Athen auf, und feierte diesmal die Vollendung eines gewaltigen Werkes, welches seit unvordenklicher Zeit seinem Abschluß vergeblich entgegengesehen hatte, und nun gleichmäßig dem Kultus des Zeus, dem Ruhme der Stadt Athen, und der fürstlichen Eitelkeit des großen Philhellenen dienen sollte. Die Zahl der prächtigen Neubauten, mit denen Hadrian seine Lieblingsstadt am Fuße der alten Kekropia geschmückt hat, ist außerordentlich groß. Aber bis auf diesen Tag erhalten haben sich nur die Reste seiner bedeutendsten Schöpfung südöstlich vom Schloßberge, in der Richtung auf den Ilissos. Wir haben in dem Buche „Hellas und Rom" bei der Geschichte der Peisistratiden der großartigen Anlage eines „Olympieion", eines Riesentempels des olympischen Zeus gedacht, der aber nach dem Sturze jenes attischen Fürstenhauses von den Athenern nicht ausgebaut worden ist. Die späteren Versuche asiatischer, hellenistischer Fürsten, den ungeheuren Bau zu Ende zu führen, reichten nicht sehr weit. So blieb es dem Kaiser Hadrian eine willkommene Aufgabe, ein ebenso großartiges als prachtvolles Werk zum Abschluß zu bringen, an dessen imponirende Ausdehnung heutzutage freilich nur noch wenige, in den Kunstbeilagen zu diesem Buche nachgebildete, mächtige Säulen erinnern. Der Peribolos dieses Heiligthums hatte ein Areal von 668 Meter Umfang. Der prachtvoll ausgeführte, innerlich und in seiner Umgebung reich geschmückte Tempel selbst, der ein Areal von 59,000 Quadratfuß einnahm, war ein Dipteros Dekastylos, dessen hypäthrale, mit einem kolossalen Kultbilde aus Gold und Elfenbein geschmückte, Cella von 120 Säulen (jede 16,79 Meter hoch) umgeben war. Der Anblick des Tempels war majestätisch. Bei einer Länge von 354 und einer Breite von 171 Fuß war er von den Säulen auf den beiden Fronten in einer dreifachen (mit je 10), an den Langseiten mit den übrigen Säulen in einer Doppelreihe umgeben. Hadrian aber hatte in dem Tempel, dessen Umgebung mit Standbildern des Kaisers gefüllt war, auch für sich einen Altar geweiht; ein und derselbe Priester pflegte hier den Kultus des Zeus und des philhellenen Kaisers. Und wie bei dem prachtvollen Opfer zur Einweihung des Tempels, im Herbst 129, der größte Prunkredner des Zeitalters, Polemon aus Smyrna, die Festrede hielt, so war einer der ersten (vielleicht selbst der erste) dieser jährlich wechselnden Priester der nachmals kaum minder gefeierte Professor der Rhetorik in Athen, der reiche Herodes von Marathon.

Daran reihte ſich aber noch mehr. Hadrian ſorgte auch für die paſſende Umgebung dieſes Wundertempels. Athen war in jener Zeit, nach der Sullaniſchen Periode des Schreckens und des ſpäteren Verfalls, auch äußerlich vielfach herabgekommen, und neben alten und neuen Prachtbauten zeigte wahrſcheinlich die Stadt die Spuren der Armuth der meiſten ihrer Bewohner recht deutlich, während die Neigung der Reicheren die ſüdöſtliche Seite des Terrains am Fuße des Schloßberges jetzt mehr bevorzugte. Mit Durchbrechung eines Theiles der alten Ringmauer ſchuf nun der Kaiſer

Bogen Hadrians zu Athen; im Hintergrund der Zeustempel.

im Südoſten nach dem Iliſſos hin, wo ſich viele Gärten und leere Räume fanden, ein neues elegantes Quartier für römiſche Villen, von deren Pracht noch jetzt hinlänglich die verſtreuten Trümmer in dieſer Gegend reden, für Thermen und elegante Hallenpromenaden. Es hieß „das neue Hadrianiſche Athen" oder auch nur „Neu-Athen". Auf der alten Grenze zwiſchen Alt- und Neu-Athen wurde, — es ſteht noch heute —, nicht weit entfernt von der nordweſtlichen Ecke des Peribolos des neuen Tempels, ein zwanzig Fuß weites, nach beiden Seiten hin mit korinthiſchen Säulen und Pilaſtern verziertes, im Bogen überwölbtes Prachtthor aufgeſtellt, über welchem eine in gleicher Weiſe dekorirte Attika ſich erhebt. Der Architrav über dem Thorbogen dieſes 55 Fuß hohen Denkmals trug auf der nordweſtlichen Seite die Inſchrift: „Das iſt Athen, die alte Theſeusſtadt", und auf der andern: „Das

ist des Hadrianos, nicht des Theseus Stadt". Eine fühlbare Wohlthat endlich für das allezeit an frischem Trinkwasser arme Athen war es, daß der Kaiser nach dem neuen Quartier aus der quellenreichen Gegend bei Kephissia am südwestlichen Fuße des Brilessos eine große Wasserleitung führte, die aus Marmorquadern erbaut wurde und auf Bogen ruhte. Diese Anlage ist jedoch erst durch Hadrians Nachfolger i. J. 140 vollendet worden.

Die bedeutungsvollste Schöpfung aber, welche Hadrian damals in Athen ins Leben rief, war der Bau eines Panhellenions, nämlich eines Tempels des panhellenischen Zeus. Dieses Heiligthum bestimmte der Kaiser zum Mittelpunkte eines neuen, von ihm eingeführten panhellenischen Nationalfestes, der „Panhellenien" an welchem die Griechen des alten Landes und der Kolonien gleichmäßig theilnahmen. Sie beschickten seit der ersten, anscheinend auch schon in den Herbst 129 fallenden Feier periodisch die „Synode der Panhellenen" durch Gesandtschaften, feierten bei dieser Gelegenheit ein glänzendes, mit Wettkämpfen jeder Art ausgestattetes Fest, und zahlten Beiträge zu einer für Kultuszwecke dienenden Kasse, die nun wieder von „Hellenotamien" verwaltet wurde. Der Priester des „Gottes" Hadrian war immer auch „Helladarch" oder „Archon" der Panhellenen und Agonothet des panhellenischen Festes. Herodes von Marathon hat zuerst diese Würde bekleidet. Auf diese Weise sollte an Stelle der zu leerem Schatten gewordenen delphischen Amphiktyonie ein neues Motiv treten, um das Nationalgefühl und die religiösen Stimmungen der Griechen neu zu beleben; Athen aber erhielt noch einmal einen Schimmer seiner alten führenden Stellung zurück. Die „Panhellenien" sind noch tief im dritten Jahrhundert der Kaiserzeit gefeiert worden. In solcher Weise war Athen vor Allem wieder mit neuen Motiven ausgestattet worden, welche auch materiell der Stadt erhebliche Vortheile gewährten, indem sie den Fremden- und Reiseverkehr in sehr verstärktem Maße nach diesem Punkte griechischer Erde lenkten. Endlich aber hatte der Kaiser auch die Einkünfte von der Insel Kephallenia der athenischen Stadtkasse zugewiesen.

Die Griechen und namentlich die Athener säumten nun auch nicht, den Dank für solche Wohlthaten, durch welche Griechenland in der That fühlbar gehoben worden ist, auf jede nur ersinnliche Art durch dauernde Ehrenauszeichnungen des Kaisers auszudrücken. Namentlich aber wetteiferte die griechische Welt mit dem Orient und den Romanen, als es sich i. J. 130 darum handelte, einem Lieblingswunsche des großen Philhellenen entgegenzukommen.

Von Athen aus begab sich nämlich der Kaiser im März oder April 130 über die Südküste Kleinasiens und über Syrien nach der zweiten griechischen Stadt des Ostens, die sein ganz besonderes Interesse in Anspruch nahm, nämlich nach Alexandria. Das Wunderland der Pyramiden und der uralten Riesenbauten von Theben mit seinen alterthümlich fremdartigen Kulten und der geheimnißvollen Weisheit seiner Priester fesselte die Wiß-

begier Hadrians in demſelben Grade, wie dieſe Provinz als hochwichtige Kornkammer des Reiches und ergiebigſte Domäne des Fiskus ihm als weiſem Staatswirth von höchſter Bedeutung ſein mußte. In Alexandria endlich traf Alles zuſammen, was ihn als Kaiſer, wie als vielſeitig gebildeten Menſchen bezauberte: die raſtloſe Thätigkeit der gewaltigen Welthandelsſtadt, die bunte Miſchung der charaktervollſten Stämme des großen Reiches, endlich die Fülle wiſſenſchaftlichen Materials und rein griechiſcher gelehrter, wie praktiſch exakter Studien. Nur daß der ſtark in das Kolorit unverſchämter Unart hinüberſpielende Hang der Alexandriner zu boshaftem Witz auch dieſen Imperator keineswegs verſchont hat, obwohl er nicht verfehlte, auch ihre Stadt durch Wohlthaten, Privilegien und neue glänzende Bauten auszuzeichnen.

Während dieſes ägyptiſchen Aufenthaltes nun (anſcheinend am 30. Oktober 130) iſt es geſchehen, daß ſein Liebling Antinoos bei Beſa im Nil ertrank. Nach der geläufigſten Meinung, (die noch jüngſt die Phantaſie zweier geiſtvoller zeitgenöſſiſcher Dichter zur Schöpfung höchſt intereſſanter, dieſes pſychologiſche Problem behandelnder, litterariſcher Darſtellungen angeregt hat), hatte er ſich ſelbſt den Tod gegeben, um Hadrian zu retten, deſſen Leben, ſo heißt es, nach einem Spruche der Götter nur durch die freiwillige Aufopferung eines Andern erhalten werden konnte. Der Schmerz Hadrians war ſehr groß, und ſo rief er, um ſich zu tröſten, einen neuen Kultus für den todten Liebling ins Leben. Die nach ihrer Lokalgottheit Beſa benannte Stadt in Mittelägypten, in deren Nähe die Kataſtrophe erfolgt war, am öſtlichen Ufer des Nil, wurde zu dem prachtvollen Antinoopolis umgebaut, und hier zuerſt der Jüngling in einem ſchönen Tempel als neuer Gott verehrt. Die antike Welt kam der Anregung Hadrians, der ihn in zahlreichen Geſtalten durch Standbilder verewigte, ſehr gefügig entgegen. Der neue Kultus griff mit merkwürdiger Schnelligkeit um ſich, während überall die plaſtiſchen Künſtler mit einander wetteiferten, die ſinnig melancholiſchen Züge des unglücklichen Jünglings in einem Idealbilde zur Darſtellung zu bringen. In Italien wurde Antinoos als Bacchus verehrt. Sonſt erhielt dieſer Kultus außer in Bithynien nun namentlich in Griechenland einen bedeutenden Aufſchwung. Einen Dienſt und Prieſter des Antinoos gab es in dem epiroſiſchen Nikopolis, in Argos und Korinth, und außer Athen, wo feſtliche Spiele, Opfer und Heroenehren ins Leben gerufen wurden, namentlich in Mantineia. Hadrian ehrte in dieſer arkadiſchen Stadt, (die nun auch als Nebenform des Namens ihrer mythiſchen Gründerin Autonoë — die Lesart Antinoë betonte,) die angebliche Mutterſtadt von Bithynion (Claudiopolis) in Bithynien, der Heimath ſeines Günſtlings, und ſchuf hier einen neuen prächtigen Tempel des Antinoos, wo dieſer als „Pan-Antinoos“ eingeführt wurde, während er in dem Gymnaſium der Stadt als Dionyſos dargeſtellt war. Damit verband ſich theils ein jährlich wiederholtes Feſt, theils Kampfſpiele, die von fünf zu fünf Jahren wiederkehrten, und bis tief in das dritte Jahrhundert fortdauerten.

Während aber Hadrian, der seit Anfang 131 sich längere Zeit in Alexandria aufhielt, neben seiner unermüdlichen Regententhätigkeit sich in dieser Weise momentan vollständig in die Pflege einer Apotheose verlor, die nur auf dem Boden des sinkenden Heidenthums möglich war, flammte noch einmal die leidenschaftliche Gluth der monotheistischen Juden in schrecklicher Empörung auf. Die Reste dieses tief unglücklichen Volkes auf syrischem Boden nährten damals mit der furchtbarsten Rachsucht wegen der Schrecknisse des letzten Judenkrieges und mit dem intensivsten Hasse gegen den immer höher gesteigerten Druck der Römer mehr denn je phantastische messianische Hoffnungen. Während nun die Rabbinenschulen zu Tiberias an Stelle des zerstörten Tempels von Jerusalem alle geistigen und religiösen Mittel aufboten, um ihr Volk innerlich zusammenzuhalten, war die Zahl der Juden in Palästina wieder sehr erheblich gewachsen. Die entsetzlichen Lücken, welche einst der Vespasianische Krieg gerissen hatte, waren wenigstens theilweise wieder geschlossen. Dazu fanden unter der Regierung des Kaisers Hadrian wahrscheinlich sehr zahlreiche Juden in dem Lande ihrer Ahnen eine Zuflucht, die sich in jenen Provinzen des Reiches nicht mehr halten konnten, wo der Trajanische Judenkrieg getobt hatte.

Zwei Verfügungen Hadrians brachten endlich die immer wilder, fanatisch-enthusiastischer, kampflustiger sich erhitzende Stimmung der Juden zum bewaffneten Ausbruch. Einerseits nämlich soll der Kaiser ihnen die Anwendung des alten Gebrauches der Beschneidung untersagt haben. Andrerseits aber verfügte er die Anlegung einer neuen Kolonie, Aelia Capitolina, auf den Ruinen von Jerusalem, mit welcher der Bau eines Tempels des Capitolinischen Jupiters auf dem Platze des alten Jehovatempels verbunden werden sollte. An diesen letzten Bestimmungen entzündete sich nun zu Ende 131, oder zu Anfang 132 n. Chr. der neue furchtbare Aufstand der Juden. Als ihr kriegerischer Befreier und Messias trat an die Spitze der Insurgenten ein kühner Held von ungestümer Tapferkeit und erheblichem Führungstalent, den man „Bar-Chochbah" (Sohn des Sternes) nannte: ein Mann von brausender, feuriger Kraft der Rede, und nach Sitte der Zeit und des Stammes auch Wunderthäter. Den ernannte der alte große Rabbi Akiba jetzt zum Führer der Nation, umgürtete ihn mit dem Schwerte Jehovas, hielt ihm den Steigbügel, als er sich in den Sattel schwang. Der stürmische Aufruf des neuen Messias setzte nur allzuschnell das ganze Land in Flammen; und aus allen Theilen ihrer Diaspora zogen den kämpfenden Juden von Judäa Helfer zu. Der zur Zeit hier regierende harte und grausame Statthalter, der prätorische Legat Q. Tineius Rufus vermochte der furchtbaren Empörung auch dann nicht Meister zu werden, als Hadrian ihm ein Heer zu Hilfe schickte. Er erlitt so erhebliche Einbuße, daß Hadrian sich entschloß, den besten Feldherrn nach Judäa zu rufen, den er damals besaß. Es war dieses Sextus Vinicius Faustinus Gajus Julius Severus, der 127 n. Chr. Consul, dann niedermösischer Legat gewesen war, und jetzt als kaiserlicher Legat in

Britannien kommandirte. Severus nahm in Judäa das alte Syſtem des Veſpaſian wieder auf, zerſtampfte den Aufſtand Schritt für Schritt mit kaltblütiger, methodiſcher Energie, und drängte endlich die Maſſen der Juden in ihre Hauptfeſtung Bethar. Als i. J. 135 dieſer Platz unter ſchrecklichem Blutvergießen mit Sturm genommen und der jüdiſche Feldherr ſelbſt gefallen war, herrſchte in Judäa die Ruhe des Kirchhofs. Auch die Römer hatten überaus harte Verluſte erlitten. Der Kampf war von beiden Seiten mit dämoniſcher Grauſamkeit geführt worden, und Hunger und Seuchen hatten das Werk der Vernichtung unter den Juden vollendet, deren gefangene Maſſen ſchließlich auf den Märkten von Gaza und Terebinthos in die Sklaverei verkauft wurden. Die Geſchichte des Volkes Iſrael nach alter Art war unter Blut und Flammen zu Ende gegangen. Die Juden, die wir ſchon jetzt auf den verſchiedenſten Punkten diesſeits und jenſeits der römiſchen Reichsgrenze angeſiedelt finden, werden jetzt in eminentem Sinne ein Volk der Diaſpora; aber in Judäa dominirte jetzt die römiſch-griechiſche Art ohne Widerſpruch. Die Kolonie Aelia Capitolina wurde i. J. 135 in der von Hadrian angeordneten Weiſe ausgeführt und mit griechiſchen Anſiedlern beſetzt. Juden ſollten hier überhaupt gar keinen Zutritt wieder haben; wohl aber die Chriſten, die während des wilden Krieges von den Inſurgenten nicht weniger feindlich behandelt worden waren, als die Römer.

Reſte des Venus- und Romatempels zu Rom.

Viel friedlicher als die Arbeit des Gajus Julius Severus war gleich nachher die des Tiberius Julius Severus, welcher (wiederholt mit dem Sieger von Bethar fälſchlich verwechſelt) 135—137 in analoger Weiſe wie ſeiner Zeit Plinius (S. 351) als außerordentlicher kaiſerlicher Kommiſſar nach Bithynien geſchickt wurde. Dieſe Provinz iſt dann ganz in kaiſerliche Verwaltung übergegangen, dem Senat dafür zum Erſatz Pamphylien überlaſſen worden.

Kaiſer Hadrian, der während des jüdiſchen Krieges in der Oſthälfte des Reiches geblieben war, kehrte (bis Anfang Mai 134) nun dauernd nach

Rom zurück. Hier setzte er die architektonische Thätigkeit mit Energie fort, von welcher noch heute imposante Reste übrig sind. Schon seit mehreren Jahren waren einige großartige Unternehmungen zum Schmucke der Reichshauptstadt vorbereitet, die nunmehr während d. J. 135 und 136 v. Chr. und weiter zu ihrem grandiosen Abschluß gelangten. Den Kern der römischen Altstadt, die vierte Region, hatte der Kaiser durch den neuen prächtigen „Tempel der Venus und Roma" geschmückt, der 121 n. Chr. begonnen und am 21. April 128 eingeweiht worden war. In der Nähe des Titusbogens an der alten Via Sacra, und westlich von Vespasians großem Amphitheater (südwestlich von der jetzigen Kirche S. Francesca Romana,) — auf der Stelle, wo früher das Atrium von Neros Goldenem Hause sich befunden hatte, — stieg der ungeheure neue Bau empor. Der noch heute erhaltene gewaltige Unterbau aus Gußmassen, die auf den Seiten mit Travertinquadern bekleidet wurden, zeigt eine Länge von 167 und eine Breite von 103 Metern. Oben an dem Rande dieses Unterbaues lief zunächst ringsum eine langgestreckte Halle; innerhalb desselben und zwar 7 oder 8 Stufen über der Plattform der Substruction erhob sich nun der eigentliche Tempel. Es war eine Doppelcella: der Bau ein „Pseudodipteros Dekastylos", also ringsum mit einer Säulenreihe umgeben, die an den beiden zehnsäuligen Fronten gedoppelt war; „den zehn Säulen der Stirnseite aber entsprachen nach den gegebenen Maßverhältnissen zwanzig in der Länge". Granit und farbiger, wie prokonnesischer Marmor waren reichlich verwendet. Der der Venus geweihte Theil ist später mit der silbernen Bildsäule des Kaisers Marc Aurel und seiner Gemahlin Faustina, und mit einem Altar ausgestattet worden, auf welchem jedes römische Brautpaar opfern sollte.

In viel großartigerer Weise jedoch als durch die Ruinen dieses Tempels wird noch in der Gegenwart das Gedächtniß Hadrians repräsentirt durch einen gewaltigen Gräberbau, der unter den Stürmen des Mittelalters und der modernen Jahrhunderte aus einem stillen Mausoleum die gefürchtete Citadelle der Siebenhügelstadt geworden ist. Nach Bestattung nämlich des alten Nerva bot das Mausoleum des Augustus auf dem Marsfelde an der Tiber keinen Raum mehr für neue Beisetzungen. Trajans Asche hatte unter seiner Säule (S. 344) ihren Platz gefunden. Unter diesen Umständen schuf Hadrian etwas weiter abwärts an der Tiber, aber auf dem rechten Ufer des Stromes, ein neues Mausoleum von den großartigsten Dimensionen. Dasselbe hat für ihn und seine Familie, wie für seine Nachfolger gedient; ob auch Septimius Severus hier beigesetzt worden ist, bleibt zweifelhaft. Wahrscheinlich datirt jedoch aus dessen Zeit die Benutzung eines dritten Kaisergrabes, an der Via Appia.

Es war aber Hadrians Mausoleum das prachtvollste des gesammten römischen Alterthums. Der jetzt verschüttete quadratische Unterbau aus parischen, ohne Bindemittel zusammengefügten Marmorquadern überragte die Stadtmauer; jede seiner Seiten war 104 Meter lang. Die Plattform war

mit herrlichen, wohl sämmtlich kolossalen Bildwerken von Männern und Rossen geschmückt. Der cylindrische Mittelbau — heute die Engelsburg — gibt uns von den gewaltigen Dimensionen des Ganzen eine Vorstellung; über die architektonische Gestaltung und sonstige Ausführung der höheren Theile ist nichts Gewisses bekannt. Die Plattform verlor bekanntlich im Jahre 537 den größten Theil ihres plastischen Schmuckes, als die Römer im Kampfe gegen die Ostgothen die Bildwerke als Wurfwaffen benutzten. Ein einziges derselben ist, obwohl verstümmelt, noch erhalten: der sogenannte Barberinische schlafende Faun, der bei dem Aufräumen des die Engelsburg umgebenden Grabens gefunden wurde, und jetzt zu den Zierden der Glyptothek in München gehört. Der cylindrische Mittelbau, der also (nachdem schon Alarichs Westgothen das Grabmal geplündert hatten) seit dem ostgothischen Kriege als Kastell diente und seit der Mitte des 10. Jahrhunderts das Castellum S. Angeli genannt wird, ruht auf einem gewaltigen quadratischen Unterbau aus Gußmasse, die äußerlich mit Travertin bekleidet ist, und auf jeder Seite 90 Meter lang und 31 Meter hoch sich zeigt. Von dieser Höhe ist indessen jetzt der größte Theil unter dem modernen Boden begraben. Der Cylinder dagegen besteht aus Travertinblöcken (äußerlich einst mit parischem Marmor bekleidet) und hat bei 22 Meter Höhe einen Durchmesser von 67 Meter. Zur Verbindung endlich seines Mausoleums mit dem linken Ufer der Tiber baute Hadrian die prächtige Aelische Brücke, die — jetzt Ponte S. Angelo genannt — aus Travertinquadern geformt wurde und auf sechs Pfeilern ruht. Von den ursprünglichen sieben Bogen sind jetzt die zwei äußeren auf dem Uferrand verschüttet.

In derselben Weise endlich, wie Hadrian durch sein Mausoleum alle ähnlichen Bauten überbot, übertraf seine Tiburtinische Villa die Anlagen seiner Zeitgenossen auch in dieser Richtung. Die Spuren dieser hochinteressanten Schöpfung sind noch heutzutage in einem Umkreise von etwa drei Wegstunden zu verfolgen. Hier hatte Hadrian, um sich als alternder Regent inmitten seiner liebsten Erinnerungen zu bewegen, verschiedene der berühmtesten Scenerien und Lokalitäten der hellenischen Welt, unter anderen das Thal Tempe, und aus dem Bereich von Athen das Lyceum, die Akademie, das Prytaneum, die Poikile, nachbilden lassen.

Die späteren Römer hatten aber allen Grund, mit voller Achtung auch auf die zahlreichen administrativen Einrichtungen zu blicken, die Hadrian während seiner langen und segensreichen Regierung geschaffen hat. Dieser Kaiser war ein tüchtiger Offizier gewesen, und wenn er es auch für nöthig erachtete, die Eroberungspolitik seines Vorgängers wieder zu sistiren, so that er dagegen Alles, die Armee so kraftvoll und schlagfertig als nur immer möglich zu gestalten. Hadrian hat nach dieser Richtung vor Allem dadurch erfolgreich gewirkt, daß er nicht von der Hofburg aus durch Dekrete regierte, sondern jeden Augenblick selbst in den Cantonnements erschien. Die Truppen kannten sein Feldherrntalent und seine persönliche Tapferkeit; sie wußten, wie

tief er mit allen Details des Dienstes vertraut war; sie sahen auch, daß er bis in seine späteren Jahre hinein keinerlei Anstrengungen und Strapazen für seine Person scheute. Dabei wurde seine Strenge theils durch sein leutseliges Wesen und seinen Witz, theils durch die unverkennbare Zweckmäßigkeit und das Wohlgemeinte seiner Anordnungen gemildert. So gelang es diesem Kaiser, der immer wiederkehrenden Neigung der Offiziere und Soldaten, dienstliche Mißbräuche einreißen zu lassen, ernsthaft zu begegnen, und nicht minder die wiederholt auftretenden Versuche abzustellen, die strenge Sitte und Zucht der Grenzlager durch Luxus und Genüsse mancherlei Art abzustumpfen. Wenn Hadrian bei irgend einem Armeecorps erschien, so untersuchte er unablässig die Zustände des Lagers und der Festungen, prüfte die Waffen, die Bestände an Kriegsmaterial, und nicht minder die Kleidung und Rüstung der Soldaten, kostete selbst das Brod und den Käse, die Rüben und die Mehlsuppe, den Wein und den Essig seiner Krieger, und prüfte vor Allem die Spitäler und besuchte die Kranken. Die Besetzung der Offizierstellen wurde nur durch die Rücksicht auf persönliche Tüchtigkeit und wirkliches Verdienst bestimmt. Die mobilen Streitkräfte wurden immer von Neuem gemustert und geprüft, und zur Erhöhung der Wehrhaftigkeit verschiedene neue Einrichtungen eingeführt, die sich durchaus bewährten. Das System des Hadrian, speziell auch sein Exerzierreglement, erwies sich als so zweckmäßig, daß die Späteren bis in die Zeit der Severianischen Dynastie hinein nichts daran zu ändern fanden; ja daß selbst die Militärverhältnisse der Konstantinischen Zeit nachmals großentheils auf der Hadrianischen Ordnung beruhten.

Für die Kriegführung ist seit Hadrians Auftreten namentlich eine Veränderung von hoher Bedeutung geworden. Die Eintheilung freilich der Linientruppen in Legionen zu durchschnittlich 6000 Mann Fußvolk, mit ihrer Reiterei, Artillerie und Auxiliarabtheilungen ist im Wesentlichen damals nicht umgestaltet worden. Auch die neue Reitergarde der „Singularen" des Kaisers, die nach der durch Galba (S. 275) verfügten Abschaffung der deutschen Garde für den kaiserlichen Dienst aus der Elite der tüchtigsten Auxiliarschwadronen aller Provinzen gebildet und in der Reichshauptstadt kasernirt war, und namentlich seit Trajan wiederholt erwähnt wird, ist hier nicht mit in Betracht zu ziehen. Sie stand ebenfalls unter den Gardepräfekten, wurde durch mehrere Obersten kommandirt und war mehrfach ausgezeichnet. Diese Reiter mußten allerdings volle 25 Jahre dienen, wurden aber sofort zu Offizieren befördert, wenn sie in die Linie übertreten wollten. Dagegen ist für die neue Zeit des Römerthums sehr charakteristisch eine bemerkenswerthe Umgestaltung der Schlachtentaktik. Trajan hatte noch einmal die römische Praxis alter Art durchschlagend zur Geltung gebracht. Aber einerseits der seit der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. lebhaft aufblühende, an griechische Studien sich lehnende, wissenschaftliche Betrieb der Taktik, andrerseits die sehr zahlreichen blutigen Erfahrungen, die man mit barbarischen

Grenzvölkern in Europa und mit den Reiterheeren des Orients gemacht hatte, führten zu neuen Organiſationen für den Kampf. Für die römiſche Reiterei veranlaßte Hadrian, daß ſie nunmehr gewöhnt wurde, die ſämmtlichen taktiſchen Bewegungen der parthiſchen, armeniſchen, ſarmatiſchen und keltiſchen Geſchwader einzuüben. Das Fußvolk dagegen der Legionen, dieſes koſtbare, nicht leicht zu ergänzende, romaniſche Material, ſollte möglichſt geſchont werden. Hatte man ſchon ſonſt in deutſchen und ſchottiſchen Feldzügen mit Vorliebe die Auxiliaren in erſter Linie ausgenutzt und die Legionen mehr in der Reſerve gehalten, dagegen auf dakiſchem und meſopotamiſchem Boden auch Tauſende von Römergräbern zurücklaſſen müſſen: ſo galt es nunmehr, eine Geſechtsordnung zu ſchaffen, welche bei Feſthaltung des alten Syſtems wohlgeſparter Reſerveabtheilungen, gegenüber den Maſſen tapferer Barbaren einerſeits ſchnellen Erfolg verbürgte, andererſeits den Kampf für die Römer gefahrloſer machte. Man gab daher das ſo lange behauptete Syſtem auf, welches weſentlich auf Schwert und Pilum und auf ausgiebigſter Ausnutzung der Kräfte der einzelnen Legionsſoldaten beruhte, und kehrte zurück zu der früheren antiken Praxis, zu der Aufſtellung in wohlgeordneten geſchloſſenen Gliedern, alſo zu der Aufſtellung in „Phalangen". Was vielleicht ſchon ſonſt mehrfach ſich vorbereitet hatte, wurde jetzt ſyſtematiſch durchgeführt. Die Geſechtsordnung geſtaltete ſich jetzt ſo: die Fronten der Legionstruppen ſind nicht mehr durch offene Zwiſchenräume unterbrochen. Die „Phalanx" der Legion hat die Tiefe von acht Gliedern. Mit ſeiner Verbindung der verſchiedenen Waffen ſtehen in den vier erſten Reihen die mit dem Pilum bewaffneten Krieger; hinter denſelben vier andre Glieder, dieſe mit Speeren gerüſtet. Ein neuntes Glied endlich beſteht aus Auxiliaren, welche Pfeile ſchießen. Die Reiter und die Artillerie finden ihren Platz auf den Flügeln und im Rücken der Phalanx. Weiter rückwärts aber hält eine Reſerve auserleſener Truppen, um nach allen Seiten hin an bedrängten Stellen Hilfe leiſten zu können.

Noch ausgedehnter war Hadrians Arbeit auf dem Gebiete der Civilverwaltung. Auch nach dieſer Richtung ſind ihm ſehr bedeutende Verdienſte beizumeſſen. Nach der finanziellen Seite war Hadrian weitaus der beſte Haushalter, den das Reich ſeit Tiberius gehabt hat. Als ſchwacher Punkt blieb freilich auch unter ihm lediglich die Unmöglichkeit beſtehen, in der Ausprägung der Münzen wieder zu der Praxis zurückzukehren, wie ſie bis auf Nero beſtanden. Man hatte ſich bereits ſo ſehr gewöhnt, den Denar als Kreditmünze zu betrachten, daß ſelbſt dieſer intelligente Regent ſich nicht bedachte, hier die Legirung bis auf faſt zwanzig Procent zu ſteigern. Das Alles war jedoch bei der glänzenden Lage des Reiches unbedenklich. Und Hadrian hat eben noch einmal zu zeigen vermocht, was bei tüchtiger rationeller Finanzwirthſchaft und verſtändiger Sparſamkeit mit den gewaltigen Mitteln dieſes Reiches theils produktiv, theils dekorativ und monumental zu ſchaffen war. Anders als Tiberius war Hadrian ja eben nicht nur

Haushalter, und bei viel reicherer geistiger Begabung und Elastieität auch sehr wohl geschickt, auf dem finanziellen Gebiet überall reformatorisch aufzutreten, zahlreiche Härten aus dem Wege zu räumen, und bis in sehr feines Detail hinein die Leistungen der Steuerpflichtigen nach humanen und billigen Grundsätzen zu reguliren. Ein Beispiel solcher Praxis in Sachen der freien Bauern und Pächter auf den kaiserlichen oder fiskalischen Domänen in Afrika werden wir noch später kennen lernen. Sonst förderte Hadrian die Einkünfte des Fiskus namentlich durch direkte Bewirthschaftung vieler fürstlicher Besitzungen, anstatt des Systems der Verpachtung der Revenüen. Durch die Einsetzung eigener Advokaten zur Vertretung der fiskalischen Interessen vor Gericht wurden endlich die Prokuratoren auf ihr eigentliches Gebiet, die Verwaltung, beschränkt.

Entsprechend war die ausgedehnte Thätigkeit dieses Kaisers für die Rechtspflege. Abgesehen von seiner persönlichen Arbeit in Sachen der Rechtsprechung, so wurden auf seinen Befehl i. J. 131/2 n. Chr. die bisher nur nach der Zeitfolge geordneten prätorischen Edikte durch den großen Juristen Salvius Julianus, (Urgroßvater des späteren Kaisers Didius Julianus) planmäßig zusammengefaßt. In Verbindung damit veranlaßte nun Hadrian einen Senatsbeschluß, nach welchem die jedesmal im Amte befindlichen Justizbeamten selbst keine neuen Zusätze zu dem Edikt mehr machen, sondern nöthig werdende Ergänzungen nur durch analoge Anwendung des Vorhandenen und durch kaiserliche „Konstitutionen" (S. 15 fg.) gewonnen werden sollten. Auch aus den verschiedenen Provinzialedikten wurde, so scheint es, in Hadrians Zeit ein allgemeines Edikt zusammengestellt. Mehr und mehr wurden jetzt neben den Rechtsauslegungen der gelehrten Juristen die kaiserlichen Konstitutionen die wesentlichste Rechtsquelle. Dazu nun auch die „Reskripte" der Kaiser. Denn seit dieser Zeit wurde es üblich, dem Princeps auch konkrete Rechtsfälle vorzutragen und von ihm ein Reskript oder schriftliches Gutachten zu erbitten. Diesem wurde dann natürlich die Kraft einer „authentischen Interpretation" beigelegt, und dasselbe entschied — soweit eben die Entscheidung von der Auffassung des einzelnen Rechtssatzes abhing — nicht blos den eben schwebenden Prozeß, sondern allgemein die bezügliche Kontroverse. (Zu einer offiziellen Zusammenstellung und Veröffentlichung der kaiserlichen Dekrete und Reskripte ist jedoch das Prineipat nicht gekommen. Zur Notorietät gelangten dieselben damals nur durch die Privatthätigkeit der juristischen Schriftsteller.)

Für die humane Sinnesweise des Kaisers sind namentlich seine Entscheidungen in Sachen der Sklaverei von hohem Interesse. So streng es Hadrian mit der Verpflichtung der Sklaven gegen ihre Herren nahm, so hat er dabei das Verdienst, eine der schlimmsten Barbareien auf diesem düstersten Gebiet des antiken Lebens endlich aus dem Wege geräumt zu haben. Alle üppige Blüthe der griechisch-römischen Civilisation vermochte nicht zu hindern, daß nicht selbst noch in diesen Zeiten die stete Besorgniß

der dünn gewordenen Schicht großer und freier Eigenthümer vor ihren überzahlreichen Sklaven in Rom, wie selbst in manchen Theilen Griechenlands, (wie Thessalien,) zu schauerlichen Scenen führte. Grausame Behandlung von Sklaven, furchtbar entsetzliche Bestrafung verbrecherischer Knechte kam noch immer vor. Und noch der jüngere Plinius hatte einen Fall mit erlebt, wo das schon von Nero (S. 200) mit Schrecken betrachtete Blutgesetz wieder zur Anwendung kam, welches die Hinrichtung sämmtlicher Sklaven verfügte, die zu einem Hause gehörten, wo der Herr ermordet gefunden wurde. Dieses System feiger Grausamkeit sollte jetzt zu bestehen aufhören, und die Untersuchung nur auf solche Sklaven ausgedehnt werden, die möglicherweise bei dem Morde betheiligt sein konnten. Ebenso wurde die Tödtung der Sklaven durch ihre Herren verboten und dieselbe vom Spruche des Richters abhängig gemacht.

Auf der anderen Seite bildete sich der monarchische Zug der römischen Dyarchie und die nivellirende Richtung des Kaiserthums unter Hadrian immer bestimmter heraus. Positiv hat Hadrian, wie bisher kein Kaiser vor ihm, die Gleichstellung der Provinzialen mit den italischen Romanen in erstaunlicher Weise gefördert. Kein Cäsar seit Actium hatte mit solcher Ausdauer und Energie die Interessen der Provinzen bis in das feinere Detail hinein im Auge behalten und auf alle Weise gepflegt. Die Statthalter und die Finanzbeamten in den Provinzen standen unter seiner strengsten Aufsicht, und daneben ebnete er, zunächst durch Verleihung der Latinität an viele Städte, immer bestimmter den Weg, um für die Zukunft die Ausdehnung des römischen Bürgerrechts über das gesammte Reich vorzubereiten. Parallel damit lief eine neue Einrichtung in Italien, die auf der einen Seite einer zu starken Centralisation entgegenwirken sollte, auf der andern aber schon die Reihe der Schritte einleitete, durch welche die Stellung des alten Kernlandes des Reiches allmählich jener der Provinzen sich annäherte. Hadrian nämlich bestellte in Italien eine Anzahl kaiserlicher Rechtspfleger (iuridici) consularischen Ranges, deren Kompetenz sich namentlich auf das Fideicommißwesen, auf die Ernennung von Vormündern, und auf die Streitigkeiten über die Fähigkeit zum Decurionat (S. 72) erstreckte. Namentlich der letztgenannte Punkt fing in dieser Zeit an bedeutsam zu werden. Wie bei den „freien" Städten der Provinzen (S. 352), so waren auch bei vielen italischen Gemeinden die Finanzen ein wunder Punkt geworden; und da die Verantwortlichkeit für dieselben auf den Magistraten und Decurionen lastete, so wurde allmählich deren Stellung eine lästige und selbst gefährliche. Schon des Trajan Freund Plinius wußte, daß der alte Lokalpatriotismus zu schwinden, daß eine fühlbare Abneigung gegen die Uebernahme des Decurionats sich bemerkbar zu machen begann. Ob die neuen kaiserlichen Rechtspfleger noch weiter in die eigentliche Civil-, oder gar auch in die Kriminaljurisdiktion einzugreifen hatten, ist sehr zweifelhaft und streitig. Ihre Kompetenz aber wurde nicht den Municipalbehörden,

sondern (mit Ausnahme ganz besonders wichtiger Fälle) den hauptstädtischen Gerichten entzogen, vor welche die betreffenden Prozeßkategorien bisher gehört hatten; namentlich die Streitfragen über das Decurionat waren bisher durch den Polizeipräsidenten der Hauptstadt entschieden worden. Das neue Institut Hadrians hat sich dauernd behauptet; sein erster Nachfolger allerdings suspendirte es wieder, aber die Kaiser Marc Aurel und Verus erneuerten die Einrichtung mit der Maßgabe, daß Männer prätorischen Ranges als solche Rechtspfleger zu fungiren hatten. Territorial blieb Rom und seine Umgebung, — in Bezug auf die Kompetenz des Polizeipräsidenten ein Umkreis von 100 römischen oder 20 deutschen Meilen, — natürlich den hauptstädtischen Gerichten. Die Sprengel aber der Rechtspfleger, (so ist gegenwärtig der Stand der Forschung,) wurden nicht ein für allemal, sondern immer nur für den einzelnen Fall abgegrenzt, und scheint bei der jedesmaligen Abgrenzung nicht nur die Rücksicht auf die Regionen, sondern auch auf andere Gruppirungen (wie nach Alimentar- und Erbschaftssteuerbezirken) mitgewirkt zu haben. Hadrian hatte zuerst vier Rechtspfleger ernannt; später müssen deren mehrere gewesen sein, wir wissen aber nicht, ob immer gleich viele und wie viele bestellt wurden.

Gegenüber der Beschränkung der Kompetenz hauptstädtischer Gerichte in der eben bezeichneten Weise macht sich nun aber immer bemerkbarer der Fortschritt der Macht der neuen kaiserlichen Beamtungen auf dem Gebiet der Strafgerichtsbarkeit. Ohne daß immer die einzelnen Stadien und Phasen derselben bestimmt zu bezeichnen sind, zeigt es sich eben doch, daß (S. 173 fg.) auf Kosten der alten Gerichte die Kompetenzen des Polizeipräsidenten von Rom und der Präfekten der Garde sich immer weiter ausdehnten. Sie erscheinen allmählich immer bestimmter im Auftrage des Kaisers bei der Pflege des Strafrechts in Italien regelmäßig betheiligt. Das gestaltete sich nachher dahin, daß ihr Gebiet getheilt wurde, vielleicht seit Marc Aurel (sicher seit Severus). In Rom und zwanzig geographische Meilen ringsum dominirt die Justiz des Polizeipräsidenten, jenseits dieser Grenzen in Italien die der Gardepräfekten, welche letztere, die sich zu stellvertretenden Organen für das persönliche Eingreifen des Kaisers ausbildeten, nun immer mehr auch namhafte Juristen sein mußten.

Das wachsende Uebergewicht des monarchischen Elements über das senatorische trat auch sonst mehrfach zu Tage. Das Consulat, formell noch immer das höchste Amt des alten Staates, war dadurch immer mehr um seine Bedeutung gekommen, daß man schon seit Augustus die Amtsdauer der Consuln, zunächst aus praktischen Motiven, erheblich verkürzt hatte, um für die zahlreichen kaiserlichen, für Männer consularischen Rangs vorbehaltenen, Legationen die nöthige Zahl der Consularen zu gewinnen. Schon um die Zeit vor Christi Geburt war die Dauer des Consulates auf sechs Monate verkürzt worden; um die Zeit von Neros Ausgang kam es auf, die Consuln nur zwei bis vier Monate im Amte zu belassen. Dagegen ist es in anderer

Weiſe bedeutſam geworden, daß Hadrian den alten Brauch der Kaiſer (S. 31), zu ihren Rechtsentſcheidungen Freunde und Berather als „Conſilium" hinzuzuziehen, in aller Form fixirte und ausbildete. Seit ſeiner Zeit nämlich treten die Mitglieder des kaiſerlichen Conſiliums, (welches in der Zeit nach Dioeletian „Conſiſtorium" genannt worden iſt,) als angeſtellte, titulirte und beſoldete Räthe des Kaiſers auf, vor deren Anſtellung der Kaiſer auch wohl den Senat befragte. Wahrſcheinlich war mit der feſten Anſtellung eine gewiſſe Verpflichtung verbunden, ſich für dieſen Dienſt in der Hofburg, beziehentlich in der Umgebung des Kaiſers, gegenwärtig zu halten. Der neue Staatsrath war für die Rechtspflege im allerweiteſten Sinne beſtimmt. Vollſtändig iſt er wahrſcheinlich erſt durch Marc Aurel ausgebildet worden, und erhielten nun die Räthe einen regelmäßigen Jahresgehalt von 21,753 Mark, die zugezogenen Hilfsarbeiter den von 13,051 Mark. Bei der Berufung wurden vorzugsweiſe Juriſten von Fach ins Auge gefaßt; namentlich auch ſolche ritterlichen Standes. Dazu hoch ſtehende Senatoren, (die jedoch nicht honorirt wurden,) und neben den wichtigſten Haus- und Hofbeamten, namentlich den Abtheilungschefs der fürſtlichen Kanzlei, auch die Gardepräfekten. Als dieſe ſpäter, nach Marc Aurel, den Vorſitz im Conſilium erhielten, hatte ſich bereits eine neue bedeutende Erweiterung ihrer Machtſtellung vollzogen.

Parallel damit hatte Hadrian eine andere Reform in der großen Verwaltung zu vollziehen vermocht. Die politiſche Schulung, in welche das Prineipat ſeit Auguſtus den Ritterſtand genommen, hatte ihre Früchte getragen. Mochte immerhin der alte und neue ſenatoriſche Adel mit eiferſüchtigem Mißbehagen auf die wachſende politiſche Bedeutung des zweiten Standes im Reiche blicken: in den Rittern hatte ſich allmählich ein reichliches Material gefunden, aus welchem ſich mit zunehmender Regelmäßigkeit eine kaiſerliche Bureaukratie entwickelte. Auf der andern Seite ging es ſeit Galbas Sturze mit der alten Uebermacht der Freigelaſſenen am Hofe zu Ende. Je mehr das Prineipat in dem Leben der römiſchen Welt einwurzelte; je mehr die großen Hofämter thatſächlich den Charakter von Reichsämtern annahmen, um ſo weniger bedachten ſich nun auch die freigeborenen Römer, in dieſe Aemter einzutreten, ſo daß nach dieſer Seite ſich neue Ehrenplätze für ritterliche Beamte öffneten. Schon Otho und Vitellius hatten damit begonnen; unter Domitian noch hatte die Praxis geſchwankt. Hadrian endlich führte das Syſtem durch, daß nunmehr die drei alten großen „Hofämter" regelmäßig durch Ritter beſetzt wurden. Der Verwalter des Fiskus, in Wahrheit jetzt Reichsfinanzminiſter, der Prokurator „a rationibus", nimmt jetzt die oberſte Stellung unter den Prokuratoren, dem Range wie dem Gehalte nach ein. Auch die wichtigeren der unteren finanziellen Stellungen ſind ſchrittweiſe zu Aemtern geworden und wurden durch Ritter beſetzt, ſo daß endlich nur die niederen Kaſſenbeamten Sklaven des Kaiſers blieben. Die kaiſerliche Kanzlei wurde jetzt endgültig in eine lateiniſche und eine griechiſche Abtheilung mit beſonderen Chefs zerlegt; namentlich die griechiſchen

Sekretäre gehören seit dieser Zeit für lange oft zu den litterarischen Berühmtheiten des Zeitalters. Dieser Platz war bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts ein Hauptziel des Ehrgeizes griechischer „Sophisten", zumal bei demselben die formelle Seite, die stylistische Ausführung, sehr wesentlich in Betracht kam. In analoger Weise kam jetzt das Amt der Bittschriften und Beschwerden in die Hände ritterbürtiger Beamten. Die Erledigung der in Masse eingehenden Bittschriften erfolgte in der Regel in Gestalt einer kurzen „subscriptio" auf der Eingabe selbst, die der Kaiser eigenhändig zu schreiben pflegte. Diese Entscheidungen gewannen seit Hadrian dadurch höhere Wichtigkeit, daß sie als Normen für spätere Entscheidungen in ähnlichen Fällen eine Art von Gesetzeskraft erlangten.

Lucius Verus (Rom, Vatican).

Eine weitere Veränderung endlich in der bisher bestandenen Praxis des Principates knüpfte sich an die Versuche Hadrians, die „Thronfolge" zu bestimmen. Der Kaiser hatte keine Nachkommen. Er gedachte daher die Nachfolge im Principat einem ihm sehr werthen jungen Römer von großer Schönheit und edler Abkunft zuzuwenden. Es war L. Aurelius Cejonius Commodus Verus, der i. J. 130 die Prätur bekleidet, danach die Provinz Pannonien regiert, endlich zweimal nach einander, i. J. 136 und 137, das Consulat geführt hat. Es ist streitig, ob Hadrian diesen Mann schon 130 oder erst 136 n. Chr. adoptirt hat. Dagegen erhielt „L. Aelius Verus" erst i. J. 136 den Titel „Cäsar", der aber nunmehr eine neue Bedeutung gewinnt. In bestimmtem Gegensatze zu der bis dahin bestehenden Praxis (S. 8) beschränkte der Kaiser diesen Beinamen auf seinen neuen Adoptivsohn, während er dessen Sohne versagt blieb. Damit bürgerte sich die Sitte ein, durch den Namen „Cäsar" nur denjenigen Deseendenten des regierenden Herrschers auszuzeichnen, der ihm zunächst stand und ihm voraussichtlich in der Herrschaft nachfolgte. Seitdem stand es fest, daß diese Be-

nennung nicht mehr durch Geburt und Adoption erworben, ſondern durch Beilegung derſelben die Ausſicht auf die Nachfolge formell eröffnet wurde. Es war damit durch Hadrian ein weſentlicher Schritt in der legalen Ausgeſtaltung des Principats zur Monarchie gemacht worden, als mit dem Namen „Cäſar" keinerlei Macht- oder Amtsbefugniß verknüpft, und der Cäſar als ſolcher nur Nachfolger, nicht aber Mitregent war, und dieſer Rang auch ſchon unmündigen Kindern beigelegt werden konnte. Mit ſtaatsrechtlicher Nothwendigkeit allerdings war auch noch jetzt nicht die Erhebung zum Auguſtus an die zum Cäſar gebunden. Vielmehr mußten bei wirklicher Erledigung des „Thrones" die zur Führung des Principats gehörigen Rechte erſt noch auf gewöhnlichem Wege auch dem Cäſar durch Volks- oder Senatsbeſchluß beigelegt werden. Die Vergebung des Cäſartitels war rechtlich nur erſt der feierliche, aber für die entſcheidenden Machtelemente des Reiches nicht juriſtiſch verbindliche, Vorſchlag des regierenden Princeps zur künftigen Wiederbeſetzung ſeiner Stelle: immer aber wenigſtens ein Verſuch, dieſelbe dem reinen Zufall zu entziehen.

Statue des Lucius Verus (Rom, Vatican).

Der neue „Cäſar" Verus, dem gegen Ende d. J. 136 auch die tribuniciſche Gewalt verliehen wurde, iſt nicht in die Lage gekommen, den Purpur zu tragen. Schon am 1. Januar 138 iſt er nach längerem Siechthum plötzlich geſtorben. Viel Bedauern erweckte ſein Tod in Rom nicht. Die Schilderung, welche die römiſche Ueberlieferung von ihm giebt, iſt ihm nicht ſehr günſtig. Seine elegante Weichlichkeit, ſeine Neigung zu raffinirten Genüſſen, ſeine vielen Liebſchaften werden uns ſehr draſtiſch geſchildert. Bekannt war aller Welt die charakteriſtiſche Antwort, die der ſchöne Mädchenjäger ſeiner Frau gab, als ſich dieſelbe über ſeine zahlreichen Akte der Untreue bei ihm beklagte. „Gattin" ſei „ein hoher Ehrenname, kein Rechtstitel des Genuſſes!" Nichtsdeſtoweniger ſcheint Verus mehr werth geweſen zu ſein, als die ziemlich untergeordneten Sammler von hiſtoriſchen Nachrichten über dieſe Zeit ihm zugeſtehen wollen. Er ſcheint doch frei von wirklich bösartigen Eigenſchaften geweſen zu ſein; und mit der Anmuth und der guten Bildung des jungen römiſchen Adels dieſer Tage verband er auch die Fähigkeit, wenn es nöthig wurde, ſich aus dem tändelnden Genußleben aufzuraffen, und vermochte — wie während ſeiner pannoniſchen Statthalterſchaft —

in Civil- und Kriegsgeschäften recht Achtbares zu leisten. Moderne Beobachter haben gefunden, daß der Ausdruck seiner zahlreichen Büsten eben so männlich als schön sei, und Geist, Offenheit und Freiheit von Vorurtheilen verrathe.

Wahrscheinlich hatte Hadrian recht ernsthafte Gründe, um diese Persönlichkeit zum Cäsar zu bestimmen, die zwar an Trajan und an ihn nicht heranreichte, aber immerhin einen erträglichen Regenten versprochen haben wird. Nun aber war der große Kaiser persönlich damals in seiner Hauptstadt so unpopulär, daß ein starker Reflex solcher Verstimmung auf Verus zurückgefallen und reiche Blüthen boshaften Klatsches gezeitigt zu haben scheint. Der gewaltige Imperator, den Millionen von Provinzialen hoch verehrten, wurde während der letzten Jahre seiner Regierung in der Residenz vielleicht nicht sehr viel freundlicher angesehen, als einst Tiberius. Auch er zählte damals zu jenen großen Gestalten der Geschichte, die die Zeitgenossen in dem Grade höher schätzen, je weniger sie mit ihnen persönlich zu thun haben. Namentlich die nähere Umgebung des Kaisers und die römische vornehme Gesellschaft betrachtete ihn zuletzt mit nur schlecht verhehlter Abneigung. So weit sich das erkennen läßt, so war allerdings der persönliche Charakter Hadrians ziemlich „problematischer" Natur, und keiner von der Art, die mit dem Alter sich zu edler Milde abklären. Derselbe Hadrian, der als Regent unsere Bewunderung verdient, konnte als „Mensch" recht kleinlich sein. Wie manche andere große Persönlichkeiten suchte auch er gern seinen Ruhm auf Gebieten, namentlich auf denen der Kunstübung, in denen er immer nur Dilettant blieb, und gerade hier war seine Eitelkeit, seine Empfindlichkeit, sehr leicht zu verletzen, und leider auch Eifersucht und Neid leicht erweckt. Und mit der Gewohnheit der Alleinherrschaft verlor er immer mehr die Fähigkeit, auf solchen Seitenpartien seiner ausgebreiteten Thätigkeit Verletzungen oder auch nur pikanten Widerspruch mit Großmuth zu ertragen. Mit zunehmenden Jahren fürchtete seine Umgebung immer mehr den jähen und unberechenbaren Umschlag seiner Stimmung, die gefährliche Launenhaftigkeit des Kaisers, der auch eine gewisse Herbigkeit des Wesens, ohne seine Neigung zu bissiger Ironie zu schmälern, nicht fern blieb. Innerlich bei seiner wissensdurstigen, forschlustigen, und über die höchsten Probleme grübelnden Art niemals zu rechter Ruhe und Harmonie gelangt, blieb ihm zuletzt auch ein herbes Mißtrauen nicht fremd. Dazu seit Anfang 136 unter den marternden Einwirkungen schwerer körperlicher Leiden, der Wassersucht, die ihm die Ruhe des Grabes erwünscht machten, fehlte es auch zuletzt nicht an einigen blutigen Thaten, die ihm der Senat nicht verzeihen mochte. War es nur eine schnöde Böswilligkeit, die ihm den Tod seiner ungeliebten Gattin zur Schuld rechnete, so konnte doch die Hinrichtung seines ihm verhaßt gewordenen neunzigjährigen Schwagers Servianus, der die des Fuscus (Servians Enkel), und einiger anderer hochstehender Männer folgte, nicht bestritten werden, — ohne daß uns die näheren Umstände bekannt sind.

Nichtsdeſtoweniger bewies der Kaiſer durch ſeine letzte große Handlung als Regent, daß ſein klarer Blick und ſein großſinniges Intereſſe für die Wohlfahrt des Reiches nicht erloſchen war. Der Tod des Verus und die Ueberzeugung, daß der erwünſchte Tod ihm ſelbſt nahe ſei, beſtimmten den Hadrian, einen neuen „Cäſar" zu ernennen. Und ſeine glückliche Wahl fiel auf einen der ausgezeichnetſten unter ſeinen Zeitgenoſſen. Titus Aurelius Fulvus Bojonius Arrius Antoninus, den Hadrian am 25. Februar 138 als „T. Aelius Hadrianus Antoninus" adoptirte, war, wie ſeine beiden Vorgänger, der Abkömmling einer Familie vornehmer Provinzialromanen. Aus dem galliſchen Nemauſus ſtammte ſein väterlicher Großvater T. Aurelius Fulvus (S. 224), den wir bereits als Kommandeur einer Legion kennen lernten, und welcher nachher das Conſulat führte (85 n. Chr.), auch Polizeipräſident der Hauptſtadt geweſen iſt. Dem Sohne dieſes vornehmen Mannes, dem Aurelius Fulvus (Conſul i. J. 89), wurde am 19. September 86 n. Chr. von ſeiner Gemahlin, Arria Fadilla, (Tochter der Bojonia Procilla und des mit Nerva und dem jüngeren Plinius befreundeten Conſularen Arrius Antoninus,) auf einer Villa bei dem latiniſchen Lanuvium der ſpätere Kaiſer Antoninus geboren. Da dieſer den Vater frühzeitig verlor, die Mutter aber ſich wieder verheirathete, ſo fiel ſeine Erziehung den Großeltern zu, unter deren Leitung er auf derſelben etruriſchen Villa aufwuchs, die auch ſpäter ſein Lieblingsſitz blieb und der Schauplatz ſeines Todes wurde. Es war Lorium an der Via Aurelia, nur zwölf römiſche Meilen nordweſtlich von Rom entfernt. Antoninus verfolgte die gewöhnliche Beamtenlaufbahn der jungen vornehmen Römer, bis er im Jahre 120 mit Catilius Severus das Conſulat bekleidet hatte. Seine weitere Entwicklung wurde durch die große Gunſt Hadrians beſtimmt, die ihm ſeine reiche Begabung und ſein trefflicher Charakter gewann. Der Kaiſer übertrug ihm für eine beſtimmte Zeit eine der Stellen der für Italien beſtimmten kaiſerlichen Rechtspfleger; ſein Bezirk war Campanien mit Einſchluß von zwei andern Regionen. Nachmals bewährte Antoninus ſich in Aſia als einer der wackerſten und intelligenteſten Provinzialcheſs, um dann während der folgenden Jahre als politiſcher Rathgeber, und als kluger und humaner juriſtiſcher Rath im kaiſerlichen Conſilium dem Princeps wie den Römern in gleicher Weiſe ſich werth zu machen.

Antoninus Pius. Goldmünze mit der Umſchrift: IMP. T(itus) AEL(ius) CAES. ANTONINVS.

Als nun der Cäſar Verus vor der Zeit geſtorben war, entſchloß ſich Hadrian, zugleich dem Reiche in dem beſten Manne ſeiner Umgebung einen neuen ausgezeichneten Princeps vorzuſchlagen, und nach Möglichkeit die fürſtliche Zukunft zweier jugendlicher Römer zu ſichern, die ihm perſönlich ſehr nahe ſtanden. Der eine war des todten Cäſars Verus Sohn L. Aurelius Verus (eigentlich L. Cejonius Commodus). Der andere dagegen war ein Verwandter ſowohl des Kaiſers wie des neu in Ausſicht genommenen Cäſars, und nachmals als Kaiſer unter dem Namen Marc Aurel hochberühmt. Annius

Verus, ein spanischer Provinzialromane aus Succubo, war um die Mitte des ersten kaiserlichen Jahrhunderts Prätor und Mitglied des Senats geworden. Seinen Sohn Marcus hatte Vespasian um das Jahr 74 in das Patriciat aufgenommen. Aus dessen Ehe mit Rupilia Faustina ging außer anderen Kindern hervor eine Tochter, Annia Galeria Faustina, die um das Jahr 110 die Gattin des Antoninus wurde, und ein Sohn, Annius Verus, der es bis zur Prätur brachte, aber nicht lange nach dem Jahre 129 starb. Diesem nun gab seine Gattin Domitia Lucilla (des Catilius Severus Enkelin) in seinem Hause auf dem Mons Cälius in Rom am 26. April 121 einen Sohn, der anfangs Catilius genannt wurde. Später von dem väterlichen Großvater adoptirt und als Marcus Annius Verus in dessen Hause erzogen, gewann er sehr früh die Liebe des Kaisers Hadrian, der ihn schon als achtjährigen Knaben unter die „Salier" aufnehmen ließ. Nach seines Vaters Tode ist er an den Hof gekommen, und auf Veranlassung Hadrians, dem die hohe geistige Begabung des Knaben und dessen hochsinniger Charakter imponirte, in den Stand gesetzt worden, sich unter den damals namhaftesten Lehrern der Philosophie und Rhetorik auszubilden. Dieser jugendliche Neffe von Antonins Gattin Faustina wurde schon im Jahre 136 auf des Kaisers Wunsch mit des Cäsars Verus Tochter Fabia verlobt. Und als nun des Cäsars unerwarteter Tod die Aussichten des Annius zu trüben schien, eilte Hadrian, ihm wieder eine neue zu eröffnen. Denn er verabredete mit Antoninus, daß dieser, — der also am 25. Februar 138 von Hadrian adoptirt und zum Cäsar erhoben wurde, — nun seinerseits sowohl den jungen Sohn des Verus, wie den trefflichen Annius adoptirte. Der junge Cejonius führte jetzt den Namen „L. Cejonius Aelius Aurelius Commodus" (er ist als Kaiser später gewöhnlich als Lucius Verus bezeichnet worden); der Annier dagegen hieß nunmehr „Marcus Aelius Aurelius Verus".

Faustina, Gemahlin von Antoninus Pius. Goldmünze mit der Umschrift: DIVA FAVSTINA.

Der neue Cäsar Antoninus erhielt dann auch die tribunicische Gewalt und das proconsularische Imperium zugetheilt, und erwarb sich sofort dadurch den Dank der Römer, daß er die Ausführung mancher blutiger und gewaltsamer Befehle zu hintertreiben wußte, welche Hadrian unter den Leiden seiner Auflösung, bei zunehmender furchtbarer Gereiztheit, und anscheinend auf Grund hochgesteigerten Mißtrauens gegen ehrgeizige politische Prätensionen namhafter Römer, (darunter der Polizeipräsident Catilius Servus, der wegen seiner Begierde nach dem Purpur sein Amt verlor,) — ertheilt haben soll. Als endlich der lebensmüde, unglückliche Princeps am 10. Juli 138 zu Bajä starb, und Antoninus nun die Zügel der Regierung selbst ergriff, hatte er in der That alle Mühe, um den schwer gereizten Senat zur Genehmigung der Konsekration Hadrians und der Anerkennung der Giltigkeit seiner Regierungshandlungen zu bestimmen. Die

Energie aber, mit welcher der neue, von Pietät gegen den Adoptivvater erfüllte, Princeps das Andenken des großen Vorgängers in Ehren hielt, iſt Anlaß geworden, daß ihm, deſſen milde, liebenswürdige, gottesfürchtige Art auch ſonſt zu ſolcher Auszeichnung ſehr wohl ſtimmte, der Ehrenname „Pius" beigelegt wurde, der ſchon gegen Ende d. J. 138 auf mehreren ſeiner Münzen erſchien.

Fauſtina die jüngere, Gemahlin von M. Aurelius. Goldmünze mit der Umſchrift: FAVSTINAE AVG(ustae) PII AVG(usti) Fil(iae.)

Die neue Regierung konnte in vielen Stücken als die Fortſetzung der vorigen gelten, obwohl Antoninus, der mit 52 Jahren die fürſtliche Gewalt erhielt, keineswegs unſelbſtändig gegenüber dem Nachlaß des geiſtig ungleich bedeutenderen Vorgängers ſich verhielt. Antoninus zog ſofort den trefflichen Marc Aurel noch näher an ſich heran, erhob ihn zum Cäſar, vermählte ihn 146 mit ſeiner Tochter Fauſtina, dem einzigen ſeiner Kinder, welches die Erhebung des trefflichen Kaiſers zum Principat erlebt hat, und verlieh ihm dreimal (140, 145 und 161) das Conſulat. Je bedeutender die fürſtlichen Eigenſchaften des ausgezeichneten Zöglings ſich entwickelten, der mit dem Schwiegervater allezeit in ungetrübter Harmonie lebte, um ſo entſchiedener wurde Antonins Wille, Marc Aurel, dem thatſächlichen Mitregenten, den Weg zur Nachfolge zu ebenen. Schon 147 hat er ihm die tribuniciſche und die proconſulariſche Gewalt verliehen. Der wackere Schwiegerſohn mußte ihm manche Lücke in der Familie ergänzen. Denn das Haus des Kaiſers war früh verödet; auch die Kaiſerin iſt ſchon i. J. 141 geſtorben. Obwohl nach der leidigen Art der großen römiſchen Damen auch dieſer Zeit ihre Treue nicht zweifelfrei geweſen war, hatte Antoninus ſie doch ſehr geliebt. Er erbaute daher zu ihrem Andenken jenſeits der Oſtecke der nördlichen Langſeite des Forums einen ſtattlichen Tempel, der nach ſeinem eigenen Tode auch ſeinem Kultus gedient hat. Von dem ſchönen Bauwerk ſind noch heute bedeutende Reſte übrig: die Ruine mit ſechs Säulen in der Fronte, und außer den Eckſäulen mit zwei Säulen und einem Antenpilaſter an jeder Seite (Proſtylos Hexaſtylos). Die Baſen und Kapitäler der Säulen ſind aus weißem, die Schäfte aus karyſtiſchem Marmor (Cipollino). Der Fries des Tempels iſt an den Langſeiten mit einem ſchönen Relief verziert, welches ſymmetriſch ſchreitende Greife darſtellt, die durch phantaſtiſch reiche Kandelaber und Vaſen getrennt ſind. Für unſere Auffaſſung anſprechender endlich iſt es, daß der Kaiſer das Andenken ſeiner Gattin noch in anderer Weiſe ehrte. Er fand nämlich in ſeinem milden Sinne Anlaß, die Alimentarſtiftung ſeiner Vorgänger abermals zu erweitern. Und die dadurch bedachten Mädchen führten den Namen der „Fauſtinianen".

Der Grundzug des ganzen Syſtems dieſer Regierung war ruhige Kraft und Sicherheit. Das machte ſich zunächſt nach Seiten der auswärtigen Politik recht deutlich bemerkbar. Antoninus hielt mit ſicherem Blick feſt an Hadrians Programm. Die Armee wurde überall in guter

Zucht und Schlagfertigkeit erhalten. So konnte das Reich ſeine imponirende Stellung ungeſtört behaupten. Es wurde möglich, eine durchaus friedliche Haltung zu bewahren, die bei Antonins Biographen oft die Erinnerung an die goldene Zeit des mythiſchen Friedenskönigs Numa lebendig gemacht hat. Und doch fiel das Schwert das Kaiſers mit zerſchmetternder Wucht auf die Gegner nieder, die es wagten, die Ruhe des Reichs zu ſtören.

Tempel des Antoninus und der Fauſtina zu Rom.

Wie wir ſchon wiederholt fanden, ſo war das römiſche Reich zu groß und berührte ſich mit zu vielen fremden Völkern und feindlichen Intereſſen, als daß es nicht wiederholt zu Konflikten hätte kommen ſollen, wo die Legionen arbeiten mußten. Aber größere Kriege zu führen, war Antoninus nicht genöthigt. Selbſt mit den Parthern, die nur widerwillig die römiſche Suzeränetät über Armenien ertrugen, konnte er bis zu den letzten Tagen ſeiner Herrſchaft erträgliche Verhältniſſe erhalten. Dagegen wurde es (anſcheinend i. J. 139) nöthig, die Angriffe mauretaniſcher Stämme an den Grenzen der Provinz dieſes Namens mit Waffengewalt zurückzuweiſen.

Wichtiger waren die Kämpfe an der entfernteſten nördlichen Grenze des Reiches. Die Zuſtände in der britanniſchen Provinz hatten allerdings, wie wir ſpäter noch finden werden, einen für die Ausbreitung der römiſchen Civiliſation überaus günſtigen Charakter angenommen. Nichts-

deſtoweniger gab es noch immer zwei Stellen, die von den zu Eburacum regierenden Legaten mit geſpannter Aufmerkſamkeit beobachtet werden mußten, nämlich das Gebirgsland von Wales, und der nördliche Theil des Gebietes der Briganten. Dieſe letzteren, und andere keltiſche Maſſen nördlich von der Mauer Hadrians, ſcheinen ſich ſeit 140 n. Chr. wieder in bedenklicher Weiſe gerührt zu haben. Der zwiſchen 140 und 145 hier geführte Krieg war der bedeutendſte unter der Herrſchaft dieſes Kaiſers. Auch diesmal zeigten ſich die Römer den Kelten entſchieden überlegen, und es ſtand nichts im Wege, die Nordgrenze der britanniſchen Provinz weiter hinauszuſchieben, als es Kaiſer Hadrian ſeiner Zeit für zweckmäßig gehalten hatte. Auf die mächtigen Werke Hadrians geſtützt (S. 368), entſchloß man ſich nämlich jetzt, das nördliche Gebiet bis zu der einſt durch Agricola (S. 321) beſetzten Linie Clota-Bodotria (jetzt „Glasgow-Edinburgh") wirklich zu annektiren. Gerade 20 Jahre nach dem Beginn des Hadrianswalles wurde nun nach deſſen Muſter eine Verſchanzung über die ſchmalſte Strecke der großen Inſel gezogen, die — von dem Volke der ſpäteren ſchottiſchen Zeiten „Grahams (Graemes) oder Grymes Dyke" genannt — bis in das 18. Jahrhundert hinein in deutlichen Reſten ſich erhalten hat. Von Carriden bei Borrowſtowne am Frith of Forth, nördlich von Edinburgh, bis nach Weſt-Kilpatrick am Clyde bei Dunbarton erſtreckt ſich in einer Länge von rund 40 römiſchen oder 37 engliſchen Meilen durch das faſt durchgehends ebene Terrain, deſſen Verſchiedenheit er überall folgt, der mächtige römiſche Wallgraben, der auf der ſüdlichen Seite in einer Entfernung von durchſchnittlich 15 bis 20 Fuß den Erdwall begleitet, welcher wie der Hadrianiſche faſt überall einen gemauerten Kern enthielt und daher den ſpätern Zeitaltern als Steinbruch gedient hat. Von den Thürmen und kleinen Kaſtellen dieſes Walles ſind nur noch wenig Spuren erhalten. Dazu kamen auf der inneren Seite des Walles noch 10 große Kaſtelle, in ungleichen Entfernungen von einander vertheilt, im Umfange von rund 500 zu 300 bis auf 300 zu 200 Fuß variirend. Sie waren durch eine Straße mit einander in Verbindung geſetzt. Der Legat des Kaiſers Antoninus Pius, der die Briganten mit Glück bekämpfte und den Bau i. J. 142 n. Chr. in Angriff nahm und wahrſcheinlich auch zu Ende führte, hieß Quintus Lollius Urbicus. Er iſt aus den Denkmälern ſeiner vor die britanniſche fallenden Verwaltung von Afrika bekannt, hatte auch unter Hadrian glücklich gegen die Juden gekämpft, und Niedergermanien verwaltet. Nachweislich iſt dann noch ein Kaſtell weiter nordwärts vorgeſchoben worden; es lag bei Ardoch nördlich von Stirling. Der hier gefundene Grabſtein eines Soldaten der erſten ſpaniſchen Kohorte, die gegen Ende des zweiten Jahrhunderts hier eine Zeit lang in Garniſon ſtand, gilt „als das am weiteſten nördlich gefundene Denkmal lateiniſcher Zunge, welches wir kennen".

Andere Bethätigungen der römiſchen Waffenkraft auf der Linie von Dakiens Oſtgrenze bis nach Armenien hin, theils um unruhige Bewegungen

innerhalb wie außerhalb der Marken des Reiches zu beschwichtigen, theils um die griechischen Olbiopoliten gegen die barbarischen Tauroskythen zu schützen, und die Dämpfung einiger isolirter, offenbar rein lokaler Unruhen, störten im Ganzen die Ruhe des Reiches durchaus nicht in irgend fühlbarer Weise.

Antoninus konnte wirklich seine volle Kraft der Verwaltung widmen. Die Alten sind einstimmig in dem Lobe seines Charakters und seiner Regierungsgrundsätze. Dieser Kaiser war im besten Sinne des Wortes ein liebenswürdiger, ein durchaus edler, hochsinniger Regent. Die Härte und die Schattenseiten, die den Verkehr mit dem alternden Hadrian vielfach so bedenklich gemacht hatten, fehlten vollständig. Antoninus war einer der seltenen Männer, die auch im Vollbesitz der höchsten Macht die schwere Kunst zu üben verstanden, sich selbst zu beherrschen und zu überwinden; für ihn kam überall und in allen Dingen nur das Interesse des Staates in Betracht. So ist er, wie nur wenige, der gefeierte Liebling des Senats wie des Volkes geworden. Seine edle Gestalt zeigt uns einen Princeps, dessen Milde niemals zur Schwäche wurde, und dessen Wohlwollen sich mit der höchsten Einsicht in die Bedürfnisse des Reiches und seiner Völker und mit einer durchaus verständigen Energie verband. Antoninus glaubte bemerkt zu haben, daß selbst des für das Wohl der Provinzen so besorgten Hadrian Reisen nicht ohne mehrfache Belastung der Provinzialen hatten ausgeführt werden können. So zog er, — einer der letzten Kaiser, denen es noch möglich geworden ist, bei dieser Praxis zu beharren, — es vor, dauernd im Centrum des Reiches zu verharren. Aber er war auf das eifrigste bemüht, in der Weise seines Vorgängers die genaueste Kenntniß von der Lage des Reiches zu gewinnen. Ein Mann der strengsten Rechtsliebe, und persönlich eifrig um die Rechtspflege bemüht, führte er strenge Kontrolle über die Haltung der Reichsbeamten. Parallel mit der eingreifendsten Strenge gegen Unwürdige, ging bei ihm das System, tüchtige Männer, die er mit glücklichem Blicke zu finden wußte, vorzugsweise lange in ihren Stellungen zu belassen. So war unter Andern Gavius Maximus während der ganzen Zeit von 140 bis 159 Kommandeur der Prätorianer. Dabei verstand Antoninus sehr gut die bei mächtigen Menschen so seltene Kunst, auf andere zu „hören", und bei aller reichen persönlichen Erfahrung und Selbständigkeit den abweichenden Rath tüchtiger Männer zu ertragen und verständig zu benutzen.

Wir wissen, daß für die Wohlfahrt des Reiches die geordnete Lage der Finanzen vom höchsten Gewicht war. Gerade nach dieser Seite hin wird Antoninus einstimmig gerühmt. Eine knappe und sparsame Verwaltung, — die es möglich machte, einen Schatz von 2700 Millionen Sesterzien (587,306,700 Mark) zu hinterlassen, verband sich mit durchaus humaner Praxis in der Erhebung der Steuern. Wie Hadrian war auch Antoninus durchaus frei von der leidigen fiskalischen Sinnesweise so vieler vornehmer Römer und hielt seine Prokuratoren von allen Uebergriffen kräftig zurück,

was bei deren mächtiger und verſuchungsreicher Stellung allerdings ſehr nöthig war. Die glückliche Friedensruhe ſeiner Zeit und die Fülle der Mittel ſetzten nun den Kaiſer, der perſönlich für ſich nichts begehrte und bei aller Würde ſeiner Hoſhaltung mit ſchlichter Einfachheit lebte, überall in den Stand, ein höchſt wohlthätiges Regiment zu führen. Die Zeit der ungeheuren und maſſenhaften Bauten war allerdings mit Hadrians Ausgang zu Ende. Antoninus begnügte ſich im Weſentlichen damit, verſchiedene durch ſeinen Vorgänger noch nicht vollendete Werke zu Ende zu führen, und manche Bauten zu reſtauriren, die der Erneuerung bedurften; ſo von Nutzbauten der Leuchtthurm auf der Inſel Pharos bei Alexandrien, und die italiſchen Häfen von Puteoli, Tarracina und Cajeta. Dagegen wurden außerordentliche Mittel aufgewandt, um in Rom und in den Provinzen den Folgen ſchwerer, zerſtörender, durch Elementargewalten hervorgerufener, Unfälle mit Nachdruck zu begegnen, wie ſie in dem gewaltigen Reiche natürlich nicht allzu ſelten vorkamen. Wir hören, daß der Kaiſer unter Anderm die Noth gelindert hat, wie ſie eine gewaltige Ueberſchwemmung der Tiber, dann wieder eine furchtbare Feuersbrunſt in Rom, nicht minder große Brände in Karthago, Narbo und Antiochien hervorgerufen hatten. Noch mehr nöthigten ihn ſolche Verwüſtungen zu rettendem Einſchreiten, wie ſie die Folgen der ſchrecklichen Erdbeben zu ſein pflegten, die ſeit dem Beginn der Kaiſerzeit bis tief in die byzantiniſche hinein ſo oft als grauſame Geißeln des Oſtens auftraten. Eines der furchtbarſten dieſer Erdbeben erſchütterte (etwa) im J. 155 n. Chr. die Länder auf der Südoſtſeite des ägäiſchen Meeres, und zerſtörte in Griechenland den Wohlſtand von Sikyon. Am grauſamſten jedoch waren die Inſel Kos, das herrliche Rhodos, und die Landſchaften Karien und Lykien betroffen worden. Da hat Antoninus mit überreichen Mitteln geholfen. Beſonders Rhodos wurde nachdrücklich unterſtützt, und für das Feſtland ſo ausgiebig geſorgt, daß unter anderen die eine Stadt Stratonikeia die Summe von Einer Million Seſterzien (217,521 Mark) erhielt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nach der Praxis des Kaiſerthums daneben ſpeziell das Volk der Reichshauptſtadt durch reiche Getreideſpenden, Spiele im Amphitheater, weiter aber i. J. 147 auch durch eine neue glänzende Säkularfeier (des angeblich neunhundertſten Jahres der Stadt) erfreut wurde. Die Pflege der öffentlichen Bildung, wie ſie (S. 307) Veſpaſian eingeleitet hatte, lag dem trefflichen Manne nicht minder am Herzen. Wir finden nachher in einem andern Zuſammenhange, daß Antoninus auch namhafte Städte des Reiches, wie beſonders Athen, zu ſolider Ausgeſtaltung ihrer großen Bildungsanſtalten mit Erfolg angeregt hat.

Die Milde und das Rechtsgefühl dieſes Kaiſers veranlaßte ihn auch, nicht nur die Chriſten ſo ſchonend wie Hadrian zu behandeln, ſondern ſelbſt den verhaßten Juden wieder die Praxis der Beſchneidung zu erlauben; doch blieb ihnen verboten, Judäa zu betreten.

Das Verhängniß des Principats und der wüthende Ehrgeiz gewiſſen-

loſer Abenteurer hat es freilich dahin gebracht, daß auch gegen dieſe edelſte aller Perſönlichkeiten, die den Lorbeerkranz der Cäſaren getragen haben, zweimal Verſchwörungen ſich bildeten. Aber im Großen hat doch dieſer Imperator, der die beſten Grundſätze ſeines großen Vorgängers mit Energie pflegte, dabei aber in ſeiner ruhigen, klaren, harmoniſchen Weiſe, in ſeiner ſchlichten, treuen, beſtändigen, frommen und gewiſſenhaften Art, die gefährlichen und bedenklichen Züge Hadrians (mit Einſchluß der Knabenliebe) nicht beſaß, den Römern außerordentlich imponirt. Unter den inneren und äußeren Stürmen der folgenden Zeiten konnte vor Allem die Epoche des Antoninus ihnen als ihr goldenes Zeitalter erſcheinen. Das liebevoll ausgeführte Charakterbild, welches ſein trefflicher Nachfolger von ihm entworfen hat, war den Zeitgenoſſen aus der Seele geſchrieben, und noch im dritten Jahrhundert kannte man ein Epos, aus der Feder des ſpäteren Kaiſers Gordianus, in welchem dieſer, allerdings in jugendlichen Jahren, Antonins Leben beſchrieben hatte. Aber die Hauptſache war doch, daß ſein Andenken nach ſeinem Tode in Rom fortlebte, wie früher das des Auguſtus, und daß eine ganze Reihe ſeiner Nachfolger, — auch die ihm nicht mehr verwandten, — ſich mit ſeinem hochpopulären Namen ſchmückte.

Der alte Princeps iſt nach kurzer Krankheit am 7. März 161 zu Lorium geſtorben. Die Herrſchaft ging ohne Weiteres auf Marc Aurel über, der ſich dann beeilte, ſeinen Adoptivbruder Lucius Verus zum Auguſtus und Mitkaiſer zu erheben, und ihm ſeine Tochter Lucilla zu verloben.

Drittes Kapitel.

Die Zuſtände der antiken Welt im zweiten Jahrhundert n. Chr.

Indem wir uns der Darſtellung des Zeitalters nähern, wo ſich die Schickſale des römiſchen Reiches in ſinkender Linie entfalten, iſt es unſere Aufgabe, zuvor noch in umfaſſender Ueberſicht die Zuſtände zu ſchildern, wie ſie die nunmehr auf ihrem Höhepunkt angelangte römiſch-griechiſche Civiliſation unter dem Principat ausgeſtaltet hat.

Das römiſche Reich hatte jetzt, nämlich ſeit Vorſchiebung der Grenzen in Britannien bis zu dem neuen Wall des Antoninus, ſeine größte Ausdehnung erreicht. Nur die ſpäteren Kämpfe mit Parthern und Neu-Perſern haben noch einmal zur Gewinnung meſopotamiſcher Gebietstheile geführt, die ſpäter ſelbſt in einer Periode noch zäh behauptet worden ſind, wo Rom auf den europäiſchen Nordgrenzen bereits an vielen Stellen erhebliche Einbuße erlitten hatte. Das gewaltige Reich wurde durch ſein noch immer ausreichendes Defenſivheer vortrefflich gehütet; nur die alten Schattenſeiten des ſyriſchen Armeekorps traten, wie ſich bald zeigen wird, immer wieder in den Vordergrund. Die Linientruppen des Reiches ſind bis zur Zeit des

Septimius Severus nach wie vor in 30 Diviſionen oder Legionen geordnet. Allerdings hat es an Veränderungen nicht gefehlt. Manche der altbekannten Legionen ſind entweder eingegangen, oder mit anderen kombinirt, dafür wieder neue formirt worden. Noch nach Hadrians Zeit, vielleicht erſt unter Marc Aurel, verſchwinden die IX. Hiſpana und die XXI. Rapax, ſtatt welcher dann die II. und III. Italica neu erſcheinen. In Marc Aurels Zeit und vor den mit Septimius Severus eintretenden Veränderungen erſcheinen die 30 Legionen in folgender Weiſe vertheilt. Britannien wurde durch die II. Auguſta, die VI. Victrix und die XX. Valeria Victrix gehütet. Die Ruhe an der Rheingrenze und die Verkürzung der Vertheidigungslinie durch die ſüddeutſche Schanzenkette machte es jetzt möglich, Nieder- und Obergermanien nur noch durch 50,000 Mann zu decken; dabei befanden ſich vier Legionen, nämlich die I. Minervia und die XXX. Ulpia, ferner die VIII. Auguſta und die XXII. Primigenia. Um ſo ſtärker waren die Provinzen an der mittleren und unteren Donau beſetzt; zum Theil im Zuſammenhange mit den ſchweren Kämpfen, die Marc Aurel an der mittleren Donau zu führen hatte. In die Alpenländer Rätia und Noricum ſind die III. und II. Italica verlegt worden. Pannonien wurde durch die I. und II. Adjutrix, und durch die X. und XIV. gehütet. Möſien und Dakien hatten als Beſatzung die IV. Flavia, die VII. Claudia, die I. Italica, die V. Macedonica, die XI. Claudia und die XIII. Gemina. Der gleich nach des Antoninus Tode entbrannte ſiegreiche Partherkrieg gab Anlaß, auch den Orient ſehr ſtark zu verwahren. Es finden ſich alſo aufgeſtellt in Kappadokien die XII. Fulminata, und die XV. Apollinaris; in Phönikien die III. Gallica; in Syrien die IV. Scythica und die XVI. Flavia; in Judäa die VI. Ferrata und die X. Fretenſis, in Arabien endlich die III. Cyrenaica. So blieb die Südfronte des Reiches der Hut von nur drei Legionen überlaſſen; derart daß in Aegypten die II. Trajana, in Afrika die III. Auguſta, in Spanien endlich die VII. Gemina ihr Standquartier hatten.

Die römiſche Armee war noch immer in hohem Grade waffentüchtig; ſelbſt während des furchtbaren Markomannenkrieges, den nicht allzulange nach des Antoninus Ableben Marc Aurel auszufechten hatte, iſt der eiſerne Rahmen, der das Reich umſchloß, nur vorübergehend durchbrochen worden. Wohl aber macht ſich jetzt immer deutlicher bemerkbar, daß große Theile der Linientruppen mit Einſchluß der Offiziere immer ausſchließlicher aus den kraftvollen jüngeren Schichten neu romaniſirter Provinzen ſich ergänzten, die noch merkbar hinter der Kultur der alten Provinzen zurückblieben. Fand doch ſchon Marc Aurel zu ſeiner Ueberraſchung, daß ſelbſt unter ſeinen Stabsoffizieren die Kenntniß des Griechiſchen ſelten zu werden anfing.

Einſtweilen aber hütete dieſe Armee, wie ſie Auguſtus einſt geſchaffen und Hadrian neu organiſirt hatte, nicht allein das große Reich mit ſolider Kraft: unter ihrem Schutze blühte auch in den neuen Ländern des Weſtens und des Nordens, die ſeit Cäſars Tagen dem Reiche gewonnen

waren, die römiſche Kultur immer reicher empor, und bildeten ſich neue Glieder des romaniſchen Volksthums aus, die allmählich berufen wurden, die alternden Völker des inneren Reiches in der hiſtoriſchen Arbeit abzulöſen. Freilich iſt die Art außerordentlich verſchieden, in welcher Britannien, Gallien, Spanien, Afrika, Obergermanien, die Alpenländer, Dalmatien, Pannonien, Dakien und Möſien romaniſirt worden ſind. Davon nicht näher zu reden, daß mit Italiens Kultur und Civiliſation auch deren faule Seiten über die neuen Länder ſich verbreiteten, in erſter Reihe die Greuel des Amphitheaters zu nennen: ſo wurden allerdings manche dieſer Landſchaften nur ſehr äußerlich romaniſirt, nur mit einem Firniß römiſcher Civiliſation überzogen, der nachmals den großen Erſchütterungen, die ſeit der Mitte des dritten Jahrhunderts das Reich heimſuchten, nicht Stand hielt, während manche der neuen Romanenvölker, wie bis zu der ſlawiſchen Ueberfluthung die der Donau- und Balkanländer, wie bis zum fünften Jahrhundert die in Gallien und Spanien, als neue Grundſäulen der Widerſtandskraft des ſpäteren Römerthums gelten können.

Auffallend ſchnell und in manchen, namentlich in den ſüdlichen und in den ebenen Theilen der Provinz nicht bloß äußerlich, hatte die römiſche Civiliſation in Britannien Wurzeln geſchlagen. Namentlich während der Zeit ſeit dem Mauerbau des Antoninus Pius (S. 392) bis herab zu der Grenze des 2. und 3. Jahrhunderts, herrſchte in Britannien Friede und materieller Wohlſtand. In dem vergleichsweiſe milden Süden der Provinz blühten Ackerbau und Handel. Zahlreiche römiſche Villenanlagen, mit allem ſüdlichen Komfort von warmen Bädern und weiten Hallen ausgeſtattet, mit Moſaikfußböden ſo groß und mannichfaltig, wie ſie im Rheinland, im ſüdlichen Gallien und in Spanien auftraten, ſind daſelbſt gefunden worden. Die Thermen der Göttin Sulis-Minerva (S. 208) zu Bath und Cliſton waren von den Provinzialen eifrig beſucht; ebenſo waren die warmen Quellen entdeckt und benutzt, die noch heute zu Cheltenham und Matlock beſucht werden. Gar manches Kunſtwerk von zierlicher Arbeit, das in jenen Gegenden gefunden worden iſt, zeugt von dem gebildeten Kunſtgeſchmack ſeiner damaligen Beſitzer. In der That machte die Civiliſirung dieſes Landes erſtaunliche Fortſchritte. Wohl blieben die alte Stämme in Wales und im Norden noch immer ungebeugt. Aber im größten Theil des eroberten Landes, welches ſich, namentlich im Süden und auf der Oſtſeite, mit Städten bedeckte, gingen die alten Einwohner jetzt gern auf römiſche Kultur und die Künſte des Friedens ein. Die Söhne des brittiſchen Adels ſprachen lateiniſch und ſuchten römiſche Bildung, die ſie nun ſchon in reichem Maße in Galliens Studienſitzen finden konnten. Noch ſtärker war der Eifer erwacht, die materiellen Hilfsquellen dieſes Landes zu erſchließen. Britannien erzeugte große Maſſen von Getreide, und führte Korn, Vieh und Sklaven nach den Märkten des Feſtlandes aus. Bereits waren eigene Töpfereien im Betriebe, und ſchon wurden die Zinn-, Kupfer- und Silbererze von Devon mit Methode und Ausdauer bearbeitet,

und das Eiſen von Gloucesterſhire und Suſſex, das Blei von Yorkſhire, Derbyſhire und Salop, und die Kohlen von Wales, Staffordſhire und Durham gefördert, um die weſentlichen Bedürfniſſe einer an Zahl und Wohlſtand zunehmenden Bevölkerung zu befriedigen. Auch die Auſtern der Oſtküſte fanden ihren eifrigen Vertrieb. Allerdings war die intenſive Kultur des Landes nicht überall gleich. Nicht nur Cornwall und Devonſhire, ſondern auch Theile von Suſſex und Kent blieben noch unter der Herrſchaft des Urwaldes, während London und Verulamium zu hoher Handelsblüthe gediehen, und im Norden von York aus die Provinzialregierung die Ausbeutung der benachbarten Kantone lebhaft förderte. Noch im Jahre 1880 iſt endlich auf der reizenden Inſel Wight (auf Morton-Farm unweit Brading) der ausgedehnte Ruinenkomplex einer römiſchen Villa mit trefflichen Moſaiken neu entdeckt worden.

Erheblich anders ſtand es natürlich mit dem gewaltigen Komplex von Provinzen, den die Römer Gallien nannten. Hier war nach den furchtbaren Erſchütterungen, die ſich an die Epiſoden des Vindex und des Claudius Civilis knüpften, der nationale Gegenſatz gegen die Romanen der Hauptſache nach überwunden. Nur in der weſtlichſten Landſchaft Aremorica behauptete ſich das Keltenthum ſo gut wie ungemiſcht, und große Theile von Belgien nahmen den römiſchen Firniß nur oberflächlich an. Dagegen konnte jetzt das weite Land bis zur Loire, ja ſelbſt bis zur Seine, als romaniſirt gelten. Auch hier allerdings fehlte es nicht an verſchiedenen Schattirungen. Die alte Narbonenſis konnte jetzt für ein Stück Italien gelten, ſo gut wie nur immer das reiche Thalgebiet des Padus. Auch die Auvergne, auch das Land der Häduer, und der durch die Garonne beſtimmte ſüdweſtliche Theil des großen Landes waren bereits tief romaniſirt, während dieſer Prozeß mit jedem großen Terrainabſchnitt nordwärts ſich nur erſt in langſameren Schritten weiter fortſetzte. Schon jetzt aber zeigt uns das feinere Detail der Kaiſergeſchichte nicht wenige Männer im Kriegs- und Civildienſte des Reiches theils Abkömmlinge italiſcher Anſiedlerfamilien, theils Leute keltiſcher und aquitaniſcher Abkunft, welche in ſehr intereſſanter Art die Reihen der italiſchen Romanen ergänzten. Weiter macht ſich allerdings die Miſchung romaniſchen Weſens mit keltiſchen Zügen recht wohl bemerkbar. Nicht nur bei den Maſſen des niederen Volkes, die ihrer Natur nach langſamer ſich zu Romanen umbildeten, ſondern auch bei vielen hochſtehenden Männern, von jenem verwegenen Antonius Primus (S. 289) bis zu dem vielgeſchmähten Rufinus, dem gefürchteten Machthaber am Hofe des erſten oſtrömiſchen Kaiſers Arcadius, bemerken die Zeitgenoſſen, wie unter römiſcher Hülle keltiſche Charakterzüge im Guten, wie im Schlimmen zum Vorſchein kommen: Eſprit, Leichtlebigkeit, Hang zu gewagten Abenteuern, bis zur Tollkühnheit ſich ſteigernde Verwegenheit, Eleganz und Gewandtheit, aber auch Eitelkeit, Windbeutelei, Leichtfertigkeit, um nur das Weſentlichſte zu berühren. Die tiefſten Wurzeln hatte das Römerthum natürlich in der alten Provinz und in deren Nachbar-

kantonen auf gallischem Boden geschlagen, die von Massilia und Narbo, aber auch von Lugdunum aus andauernd die stärksten Berührungen erfuhren, und durch die Alpenstraßen fest an Italien geknüpft waren. Lyon vor Allem war zuerst wieder unter der Herrschaft der Flavier rasch neu emporgeblüht, und schon unter den Antoninen wieder die größte und reichste Stadt des Nordwestens geworden, die vielleicht 250,000 Einwohner zählte. Heute noch sind zahlreiche inschriftliche Zeugnisse und mancherlei monumentale Reste übrig, — diese zum Theil an denselben Stellen, wo noch heutzutage das öffentliche Leben fluthet, — die von der Bedeutung der großen Römerstadt bis zu ihrer Katastrophe unter Septimius Severus Zeugniß geben. Vor Allem waren Handel und Gewerbe in glücklichem Gedeihen begriffen. Inschriften zeigen uns wiederholt die Korporation der Rhone- und Saoneschiffer, sowie in Verbindung damit die der Loire, als „sehr geehrte" auf; nur die Männer die sonst alle Ehrenstellungen in der Stadt bekleidet, die in der Staatsverwaltung eine höhere Stellung einnahmen, sind mit dem Patronat derselben betraut. Die drei gallischen Provinzen setzen ihnen Ehrentafeln, die Korporation selbst hat ihre Fest- und Feiertage. Unter den Gewerben waren Glasbereitung, Papierfabrikation, Tuchbereitung besonders in Aufnahme. Und schon damals spielte in Lyon der Weinhandel eine bedeutende Rolle, obwohl jenseits der Alpen der Weinbau, das Gebiet von Massilia ausgenommen, nur erst seit Mitte des ersten kaiserlichen Jahrhunderts an der Rhone aufwärts im Lande sich ausbreitete, und erst seit Kaiser Probus sich rasch und mit mächtigem Erfolge nach der Garonne, Loire, Seine und Mosel recht intensiv ausgedehnt hat.

Der weitere Lauf unserer Darstellung wird sich später mit manchen römisch-gallischen Metropolen zu beschäftigen haben, die, wie Trier, Paris, Arelate, erst in den Zeiten des Niederganges der römischen Macht zu rechter Bedeutung gekommen sind. Für das zweite Jahrhundert indessen der Kaiserzeit haben wir noch immer die meisten wirklich glänzenden Sitze der neuen Kultur in der kleineren südlichen Hälfte Galliens, und zumeist auf dem Boden der Narbonensis zu suchen. Die zähe Gegnerin von Lyon, Vienna, die übrigens mit der Centralstadt des kaiserlichen Galliens das kostbare Privilegium des (S. 86) ius italicum theilte, war nach der Vitellianischen Nothzeit wieder höchst stattlich emporgewachsen, und jetzt im Gegensatze zu dem wesentlich römischen Lyon ein Hauptsitz reicher und vornehmer keltischer, namentlich allobrogischer, nun aber völlig in das Römerthum übergegangener Familien. Ein Rest alter Selbständigkeit erhielt sich aber hier noch längere Zeit. Es ist doch ein Zeichen achtbarer Sinnesweise, daß die Bürger von Vienna damals noch wohl die griechisch-römische Wissenschaft und Kunst, nicht aber die faulen Elemente antiker Civilisation bei sich aufnehmen wollten. Noch vor Kaiser Trajan focht diese Bürgerschaft, an ihrer Spitze Trebonianus Rufus, einen Rechtsstreit wegen eigenmächtiger Abschaffung der Gladiatorenspiele mit Glück durch. Freilich gehörte nachmals doch ein imposantes Amphi-

theater zu den stattlichsten Römerbauten auch dieser Stadt. Gegenüber solchen jüngeren Schöpfungen behauptete die alte, ehrenfeste Griechenstadt Massilia nach wie vor ihre Bedeutung. Ihr Handel war in steter Zunahme; nicht minder ihr Schiffbau und ihre Industrie, die sich jetzt mit Eifer auch auf Fabrikation von Waffen gewendet hatte. Dabei war die alte ionische Metropole, die noch im dritten Jahrhundert der Kaiserzeit ihre edle griechische Sprache festhielt, ein belebter Studiensitz. Hier trafen sich zahlreiche junge Römer mit den Söhnen des keltischen Adels, die sich darnach sehnten, griechisch-römische Bildung unmittelbar an der Quelle sich anzueignen. Rhetorik, Philosophie und Medicin wurden hier vorzugsweise betrieben. Und mit jedem neuen Schritt, den die gallischen Kantone vorwärts thaten auf

Der korinthische Tempel (sogen. Maison carrée) zu Nimes.

dem Wege zur Romanisirung, mehrte sich die Zahl der Aerzte, und der Lehrer höherer und niederer Art, die von Massilia aus sich über das keltische Land verbreiteten. Dazu aber war und blieb Massilia die große Werkstätte der bildenden Künste, von welcher aus die erwachende Neigung der romanisirten Gallier für die Schöpfungen der Plastik in immer wachsendem Maße befriedigt werden konnte. Ueberwiegend als blühende Handelsstadt und als Industrieplatz für Tuch, Purpur und Eisen dagegen wirkte die jüngere, romanische Rivalin von Massilia, nämlich Narbo, deren Hafen damals noch nicht durch die Alluvionen des Atax bedroht wurde. Zahllose Architektur- und Skulpturfragmente und Inschriftsteine, die erst unter dem französischen König Franz I. als Baumaterial für die Mauern des neueren Narbonne verwendet sind, geben von der alten Größe dieser Stadt deutlich Zeugniß. Aehnlich, wie uns die Inschriften aus Aquä Sextiä, wo sonst

nur wenige römische Denkmäler sich erhalten haben, über die Existenz mancher für den Verkehr wichtiger Korporationen belehren; so namentlich über die der Seeschiffer, ja selbst der Schiffer auf der Durance. In höchst imposanter Weise aber hat die ältere Kaiserzeit der Stadt Nemausus (S. 98) ihren Charakter aufgeprägt. An Größe und Volkszahl die zweite Stadt der alten Provinz, — so ausgedehnt, daß das moderne Nimes den alten Umfang der Ringmauer durchaus nicht ausfüllt, — zeigte diese von Romanen, Römern und griechischen Ansiedlern bewohnte jugendliche Metropole schon frühzeitig die mächtigen Monumente, die zum großen Theil noch jetzt erhalten sind. Dieser alte Hauptplatz des Stammes der Volcä Arecomici, dessen Wohlstand auf dem Reichthum der reich gesegneten Landschaft vor den Cevennen beruhte, hatte sich einst der besonderen Gunst des Augustus und des großen Agrippa erfreut. Jetzt hatten Hadrian und sein Nachfolger sich wieder als spezielle Wohlthäter der Stadt gezeigt, die nunmehr nicht als Verwaltungssitz, sondern als reiche Provinzialstadt mit moderner Bildung blühte. Hadrian hatte zu Ehren der von ihm konsekrirten Plotina eine Basilika von großer Schönheit errichtet. Heute noch bewahrt Nimes dicht an den modernen Boulevards ein stolzes Amphitheater von 133 Meter Länge mit fast 18,000 Sitzplätzen, und außer zwei altrömischen Thorbauten und einem Tempel der Diana die Reste einer mächtigen Wasserleitung, von welcher namentlich die drei über einander gethürmten Bogenstellungen berühmt sind, welche (Pont du Gard) den benachbarten Fluß Vardo überschreiten. Als Juwel aller römischen Monumente zu Nemausus endlich gilt ein antikes Forum, in dessen südlichem Theile auf einer 1,10 Meter erhöhten Plattform ein korinthischer Tempel (Maison carrée) mit 3,33 M. aufsteigendem Unterbau sich erhebt. Ein Bau von italischer Anlage und reicher Durchbildung, während der (von Einigen mit Hadrians Basilika identificirte Dianentempel) die mächtige Anordnung eines römischen Tonnengewölbes in Verbindung mit hellenistischen dekorativen Einzelheiten zeigt.

Unter den übrigen größeren Städten des gallischen Südens waren noch zwei andere mehr westlich belegene in ganz entschiedenem Gedeihen. Einerseits innerhalb der Narbonensis die stattliche Tolosa, die Heimath des Antonius Primus, wo römisch-griechische Bildung und Freude an den Schöpfungen der antiken plastischen Kunst sich so entschieden als möglich einbürgerten, und die gebildeten Einwohner ihren Wohnsitz gern „die Stadt der Pallas" nannten. Hier bildete sich namentlich auch eine kunstgerechte gerichtliche Beredtsamkeit aus, so daß schon zu Neros Zeit der Tolosaner L. Statius Ursulus als gefeierter Rhetor galt. Auf aquitanischem Boden dagegen gedieh im Mündungsgebiete der Garonne Burdigala schnell zu der Stellung des bedeutendsten Handelsplatzes der atlantischen Küste von Gallien, als End- und Umladepunkt für die Flußschifffahrt bis hinüber zu der Gegend von Tolosa, wo die Frachtwagen die Waaren von und nach dem Mittelmeere brachten. In Burdigala begann auch für die südlichen Gallier die

Seefahrt nach Britannien. Neben Römern und zahlreichen griechiſchen Kaufhäuſern erhielt ſich hier ein bedeutender Theil reicher alteinheimiſcher Familien. Dagegen datiren die großen Monumente und die höchſte Blüthe der Stadt erſt aus den letzten Jahrhunderten des Reiches; ähnlich hat erſt ſeit den ſpäteren Zeiten des dritten Jahrhunderts der Weinbau, den man hier aber doch ſchon zu Plinius des Aelteren Zeiten kannte, einen ſehr bedeutſamen Aufſchwung genommen. Dem üppigen materiellen Genußleben dieſer Stadt, die auch die Auſtern ſehr wohl zu würdigen wußte, und ihrer reichen Kaufleute und Villenbeſitzer, deren Prachtgondeln neben den Frachtſchiffen den Spiegel der Garonne belebten, iſt aber auch hier ein reges litterariſches Treiben zur Seite getreten, von deſſen eigentlichem Glanze wir jedoch erſt in den ſpäteren Zeiten des Reiches zu ſprechen haben, wo die Fluthen der Völkerwanderungen die Grenzprovinzen bereits in die höchſte Gefahr gebracht haben.

Können wir neben ſolchen glänzenden Erſcheinungen des ſtädtiſchen Weſens und der ſtädtiſchen Kultur im römiſchen Gallien für ganze keltiſche Stämme nun namentlich noch die Arverner und die Häduer heranziehen, von denen jene ſchon zu Neros Zeit nicht nur nach Art ihrer ſüdlichen Landsleute ſich aus Maſſilia mit Bronzen, Metallarbeiten, Marmorwerken und Moſaiken verſahen, ſondern auch durch Zenodoros ſich einen rieſigen Koloß herſtellen ließen, dieſe aber in ihrer Hauptſtadt Auguſtodunum, die einen Mauerumfang von $1^1/_2$ Wegſtunden und in ihrer Ringmauer (von der noch zwei dreibogige Thore erhalten ſind) 220 Thürme zeigte, einen Studienſitz höherer Gattung beſaßen, an welchem von Generation zu Generation der jüngere keltiſche Adel der mittleren und nördlichen Kantone ſich ſammelte, ſo drang dagegen, das Rheinthal wieder ausgenommen — weiter nordwärts, wie geſagt, das Römerthum nur erſt langſamer vorwärts. Auch in Helvetien ſind es noch immer die römiſchen Städte, in deren Umkreis die Romaniſirung wirklich durchgedrungen war. Abgeſehen von Genava (Genf), welches zu der alten Provinz gehörte, (mit der es auch die römiſche Tribus Voltinia gemein hatte,) ſo war das Rhonethal ſeit Eröffnung der Heerſtraße über den großen St. Bernhard von Aoſta und Martigny (Forum Claudii) aus vollſtändig in Sitte und Brauch romaniſirt worden. Ebenſo war die Koloniſirung von Nyon, Rauriea und Aventieum (auch hier, wie zu Rauriea, entſtand ſeiner Zeit ein Amphitheater mit 17,000 Sitzplätzen), und die dauernde Aufſtellung der ſtarken Beſatzung zu Vindoniſſa jedenfalls von erheblicher Wirkung auf die Latiniſirung der Sprache und Sitte der Ureinwohner. Der Erfolg war indeſſen ungleicher Art. Im heutigen Waadtland bis nordwärts nach Avenches und Solothurn hinauf finden ſich römiſche Inſchriften in einer Anzahl, wie ſie dem vorauszuſetzenden Bevölkerungsſtand der Landſchaft entſpricht. Dagegen nordwärts von Solothurn, in den heutigen Kantonen Baſel, Aargau, Zürich, Thurgau, nimmt die Zahl der Inſchriften wie der baulichen Trümmer aus römiſcher Zeit in merklicher Weiſe ab, und erhalten ſich auch auf den Grabſchriften die Namen der Urein-

wohner in wesentlich unrömischer Form; hier also war es dem Lateinischen nicht gelungen, das keltische Patois zu verdrängen. Es hängt dies wohl auch damit zusammen, daß in Folge der Annektirung des südwestlichen Deutschlands unter Domitian und Trajan die römischen Truppen aus Vindonissa nach der neuen deutschen Eroberung, und in weiterer Folge auch die große Militärstraße, die von Vindonissa an den Rhein lief, von Zurzach aus nach Rottenburg am Neckar (Sumelocenna) und von da am linken Donauufer nach Regensburg geführt wurden. Dagegen machte in diesen Theilen des alten keltischen Landes, wo alte Ansiedlungen (wie das schon zu Tacitus' Zeiten als Badeort blühende Aquä oder Baden bei Zürich) sich immer reicher städtisch entwickelten, in ähnlicher Weise wie in Gallien der Uebergang der keltischen Distrikte aus der Gauverfassung zur Stadtverfassung stete Fortschritte. Die kleinen Gaue des Rhonethals erhielten schon durch Claudius Stadtrecht nach italischem Muster und latinisches Recht. Als nun Hadrian den gallischen Städten latinischen Rechtes das volle römische Bürgerrecht verlieh, werden auch die Latinerstädte des oberen Rhonethals daran Theil genommen haben. Die auf viele Ortschaften vertheilten Gaugemeinden dagegen, in deren Mitte Raurica und Aventicum als römische Kolonien bestanden, wurden von den Senaten derselben regiert.

Der Verkehr endlich zwischen Helvetien und den Nachbarlanden war sehr bedeutend. Immerhin mögen für den Transit die andern großen Alpenstraßen erhebliche Konkurrenz gemacht haben. Aber die große Chaussee, die vom oberen Rhein und von Vindonissa her nach Solodurum, dann über Aventicum nach der Gegend des j. Vevey lief, und weiter nach dem großen St. Bernhard führte, sah sich dauernd belebt durch die Wagenzüge, die einen wesentlichen Theil der deutschen und gallischen Einfuhr nach Italien brachten: Sklaven, marsische und menapische Schinken, treffliches Pelzwerk, belgische Tuche, und namentlich auch helvetische Produkte, Massen des in Rom überaus beliebten Alpenkäses, Wachs, Honig, Tannenholz, Harz und Pech, und Rheinfische. Dagegen waren das helvetische Land und speziell die reich entwickelten römischen Städte, in denen sich nicht nur asiatische Goldschmiede, sondern auch öffentlich angestellte Lehrer fanden, ein reicher Markt für die Austern, den Wein, das Oel, die Kunst- und Modewaaren, das Töpfergeräth, welches aus und über Italien nach den nördlichen Glacislandschaften der Alpen gebracht wurde.

Einen ganz anderen romanischen Typus als in den eigentlichen keltischen Ländern brachte die Kolonisirung und italische Civilisirung in Spanien hervor. In der That ist aus der Durchsetzung der iberischen und keltiberischen Völker, die neben einigen griechischen, von sehr massenhaften phönikischen und karthagischen Berührungen seit Alters angeregt waren, mit sehr starken italischen Elementen, und aus der energischen Einschmelzung der alten Stämme in dem großen römischen Mischkessel ein durchaus kernhafter Zweig des antiken Romanenthums hervorgegangen, der sich im Allgemeinen mit beinahe noch

mehr Glück als die romaniſirten Gallier, auf dem Throne, in der Armee, in den Wiſſenſchaften, auf der Rednerbühne, den italiſchen Romanen ebenbürtig gezeigt hat. Da die pyrenäiſche Halbinſel weit länger, als die große keltiſche Hauptprovinz des Reiches und als die Donauhalbinſel von den furchtbaren deutſchen Ueberfluthungen frei geblieben iſt, ſo iſt ſie ſpäter auch vorzugsweiſe lange eine Hauptſäule des Reiches geweſen. Für die Zeit der Antonine gilt noch von Spanien etwas Aehnliches wie von Gallien: je größer die Entfernung der einzelnen Kantone des Landes von Italien war, um ſo langſamer drang die wirkliche Romaniſirung durch. Bätica allerdings, die Süd- und Oſtküſte und das nordöſtliche Spanien, die Turdetaner und die keltiberiſchen Völker, waren ſchon zu Auguſtus' Zeiten ſo vollſtändig latiniſirt, wie die alte Narbonenſis, und den Antheil namentlich der ſüdlichen Spanier an der litterariſchen Entwicklung der Römer haben wir ſchon mehrfach beobachten können. Im Ganzen aber iſt die pyrenäiſche Halbinſel allmählich viel vollſtändiger, als Gallien, ein neues Römerland geworden. Die lateiniſche Sprache dominirte ſchon zu Neros Zeit in den Städten durchaus; die auf das platte Land hinausgedrängte alte Volksſprache ſtarb allmählich ab. In den höchſt intenſiv romaniſirten öſtlichen und ſüdlichen Theilen hatte ſchon ſeit Auguſtus' Zeit der Kultus der römiſchen Kaiſer in ſtärkſter Weiſe Wurzeln geſchlagen. Die ſpaniſchen Städte übertrafen die galliſchen und die anderer Provinzen in dem Eifer, mit welchem ſie den Kult des Auguſtus und der Roma, und der übrigen „Divi" angenommen hatten, und ihnen prächtige Tempel erbauten. Die Prieſterſchaft bei dem Tempel des Divus Auguſtus zu Tarraco galt als die höchſte Ehre, welche der Landtag der Provinz ſeinen vornehmſten und verdienteſten Mitbürgern verlieh. Das ſtädtiſche Leben, das municipale Weſen ſtand in voller Regſamkeit, wie nur in Italien und Narbonenſis, — zur Zeit nur noch den Nordweſten ausgenommen. Namentlich die Centralplätze der ſpaniſchen Provinzen, Tarraco, Corduba und Emerita, mit ihren Kaiſertempeln und den zugehörigen Opferfeſten wurden für das Durchdringen der romaniſchen Art der Civiliſation immer wichtiger. Ihre Amphitheater, ihre Spiele, ihre Bauten, die Fülle ihrer Genüſſe, auch ihr geiſtiges und künſtleriſches Leben, boten den Bewohnern der kleineren Landſtädte unwiderſtehliche Lockungen. Die vielen trefflichen Straßen des Landes mit großartigen Brücken und die Kanalbauten öffneten dem Vordringen der landwirthſchaftlichen, der bergmänniſchen Thätigkeit, dem Handel und der Spekulation und damit den Erzeugniſſen und den Bedürfniſſen der Civiliſation immer weitere Wege nach dem Innern wie nach dem Weſten und Nordweſten. Dazu kamen auch hier als Ausfuhrartikel Wolle, Getreide, Metalle verſchiedener Art, Fiſche, und ſpeziell die in der römiſchen Küche hochgefeierten Fiſchſaucen. Neben Gades, dem Sitze des Großhandels, und neben Tarraco galten als wichtige ſpaniſche Handelsplätze Orte wie Neu-Karthago, dieſes namentlich für geſalzene Fiſche, Malaca, Senifirmum u. a. m. Die Flüſſe Bätis und Anas wurden mit Erfolg von Handelsſchiffen befahren.

Dazu traten treffliche Schulen für den Unterricht der Jugend, und zu Corduba, Bilbilis und Tarraco bestanden höhere, sehr achtungswerthe Bildungsanstalten, die namentlich für die jungen Leute aus den höheren Ständen die Schule abgaben, wo sie in die feinere griechisch-römische Bildung eingeweiht wurden.

Wieder eine andere Art des Romanenthums erwuchs auf afrikanischem Boden, wo neben den Abkömmlingen römischer Ansiedler theils die alte libyphönikische Race, theils die numidischen und libyschen Ureinwohner, theils selbst die mauretanischen Elemente sich unter lateinischer Bildung und lateinischen Namen zusammenfanden. Die eingeborenen Stämme des tieferen Innern freilich hielten sich bis zu der Zeit Belisars in ihrer nationalen Art selbständig, obwohl sie durch die römische Art sehr stark beeinflußt erscheinen. Aber die Masse der seßhaften Bevölkerung, soweit sie eine politische Rolle spielte, und soweit sie aus den gerade hier sehr eigenthümlich ausgeprägten (s. unten) agrarischen Verhältnissen herauszutreten vermochte, also namentlich das Stadtvolk im römischen Karthago und den zahlreichen alten und neuen Städten des weiten Landes von den Syrten bis über den Molochat hinaus, hatte sich der Romanisirung sehr entschieden hingegeben und verband das eigenthümlich herbe Wesen und das düstere Feuer der Afrikaner mit der hier gesteigert auftretenden Lebhaftigkeit und den schwelgerischen Neigungen der Römer dieses Zeitalters. Thatsächlich war der Osten von Karthago her vollständig romanisirt; von hier aus sind die Römer auch südöstlich bis Ghadames und bis Djerma in Fezzân mit Ansiedlungen vorgerückt. Das mittlere Land (westlich von Cirta), der Kern des j. Algerien, blieb mehr Kolonialgebiet; südlich von der Festung Lambäse war hier noch die Oase von El-Kantara, die große Station von El-Outhaia mit einem Amphitheater, und die Oase von Biskra durch die Römer besiedelt. Der mauretanische Westen endlich blieb mehr nur militärisch besetzt. In entsprechender Weise nimmt gegen Westen die Zahl der Inschriften und der römische Charakter der hier erhaltenen Namen ab. Denn neben dem Lateinischen erhielten sich doch sowohl das Punische wie die alten Landessprachen dauernd in Gebrauch. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo die Afrikaner römischer Zunge auch in der antiken, wie in der christlichen Litteratur vorwiegend sich geltend machen, obwohl es schon jetzt namhafte Rhetoren, Sachwalter, selbst Dichter unter ihnen gab; wo die antike Civilisation hier noch eine spätere Nachblüthe treiben sollte. Im zweiten Jahrhundert traten mehr noch die materiellen Momente in den Vordergrund. Nicht nur daß der Fiscus und die großen Besitzer der Latifundien hier aus der plantagenmäßigen Landwirthschaft in Korn, Oel, Wein, edlen Südfrüchten, Vieh u. dgl. sehr erheblichen Gewinn zogen, und daß Afrika eine der Kornkammern des Reiches war, so hatte sich die Spekulation allmählich auch auf Ausbeutung anderer Vortheile gewendet. Jagdeifer und Gewinnsucht führten die Römer immer tiefer südwärts der Sahara zu. Die wilden

Thiere der Einöde wurden in Maſſe für die blutige Luſt der Amphitheater gefangen. Die Wälder der inneren Landſchaften wurden durchſtreift, um Elfenbein, Sklaven und andere Beute des Südens zu holen. Mit Vorliebe ſuchte man das koſtbare Holz der Thuia, um den Bedarf der Reichs-

Aus dem Hildesheimer Fund: Schale der Dea Roma (Silber mit theilweiſer Vergoldung). Gewicht 2 Kilogr., Tiefe 5½, oberer Durchmeſſer 25, unterer 18 Centimeter. (Berlin, Muſeum.)

hauptſtadt zu decken. Die Vorliebe für Purpurgewänder ließ auch die afrikaniſchen Küſten nach der koſtbaren Schnecke, die dieſe edle Farbe gab, durchſuchen. Römiſch Karthago vor Allem wurde ein Abbild der Hauptſtadt auch in der wilden Gier des leidenſchaftlichen Volkes nach aufregenden Schauſpielen aller Art. Auch in Afrika endlich hatte der römiſche Kultus die alteinheimiſchen Kulte großentheils zurückgedrängt oder mit ſich amalgamirt, und der Dienſt der Kaiſer und der Roma die übrigen an Einfluß bereits überwuchert.

Ganz andrer Art ist dagegen die Ausbildung des Romanismus auf der Nordgrenze und auf der Nordostseite des Reiches in Europa, nämlich im Rheingebiet und in den Donaulandschaften. Bis zur Zeit des Kaisers Caracalla war das germanische Volksthum auf der rheinischen Seite und auf der oberen Donaulinie den Römern nicht mehr bedrohlich. Am Niederrhein hatte Rom die Offensive fallen lassen, und das seit Trajan nun vollständig annektirte und durch die starke Schanzenkette gedeckte südwestdeutsche Römergebiet hatte damals noch keine gefährlichen Nachbarn. Roms Diplomatie und alle Lockungen des Verkehrs und der Civilisation übten unablässig ihre Wirkungen auf die deutschen Völker in der Nachbarschaft aus. Während der langen Friedenszeit bildeten sich vielfach freundschaftliche Beziehungen aus. Nur daß (die Hermunduren ausgenommen, die völlig freien Zutritt zu dem römischen Augsburg hatten), die rechtsrheinischen Deutschen nur bestimmte Plätze besuchen, und wenn sie dahin, z. B. nach Köln kamen, nur bei Tage eintreten und ihre Waffen nicht mit in die Stadt bringen durften, sich auch die Begleitung römischer Soldaten gefallen lassen mußten. Kauf und Geschenke führten manche kostbare Stücke italischen oder griechischen Kunstfleißes nach den Herrensitzen deutscher Häuptlinge. Auf solchem Wege mögen gar manche der Kostbarkeiten in die Schätze und Schatzkammern der nach „rothem Golde" und gleißendem Silber so begierigen Söhne des deutschen Wald- und Haidelands gelangt sein, wie sie in unserer Zeit eine glückliche Entdeckung uns in dem „Hildesheimer Silberfund" wieder gezeigt hat. Wir bemerken dabei,

Hydria (Silber, theilweise vergoldet). Gewicht nicht ganz 9 Kilogr., Höhe 40 Centimeter. (Berlin, Museum.)

Becher mit sechs Masken (Silber, theilweise vergoldet); oberer Durchmesser 15, Höhe 10 Centimeter. (Berlin, Museum.)

Aus dem Hildesheimer Fund.

daß nach dem Urtheil erfahrener Alterthumsforſcher ein Theil der unter dieſem Namen uns jetzt bekannten Schätze aus der Zeit des Auguſtus, ein anderer Theil dagegen aus der Mitte des zweiten kaiſerlichen Jahrhunderts zu ſtammen ſcheint.

Bei ſo friedlichen Verhältniſſen war nun unter dem Schutze des durch den Limes und die lange Feſtungskette vortrefflich gehüteten Rheinſtromes das linke Ufer des Rheines, das Moſelthal, das untere Maingebiet, und das üppige Land zwiſchen Wasgau und Oberrhein von den Römern ſehr ſtark civiliſirt worden; jedenfalls erheblich ſtärker, als das belgiſche Hinterland. Es traf zur Erreichung dieſes Reſultates mancherlei zuſammen. Dieſer Landſtrich, der damals als vollkommen ſicher gelten konnte, iſt durch alle Reize der Natur, zum Theil auch des Klimas, begünſtigt. Die beſtändige Anweſenheit der mobilen Legionen und die Anſiedlung vieler Veteranen wirkte ſehr beſtimmt dahin, die Nachfrage nach allen Bedürfniſſen des romaniſchen Lebens zu ſteigern. Die meiſten der feſten Plätze der Rheinlinie waren ſo trefflich ausgewählt, daß ſie auch Sammelpunkte des internationalen Verkehrs jener Tage werden konnten. Der Austauſch zwiſchen den einfachen Produkten der deutſchen Länder jener Tage und den auf materiellen Genuß und auf die praktiſche Civiliſation bezüglichen Produkten des Südens und den Erzeugniſſen des romaniſchen Gewerbfleißes machte das Rheinthal überaus belebt. Im Laufe des erſten Jahrhunderts hatten ſich unter dem Schutze und zum Theil in unmittelbarer Nähe der römiſchen großen Feſtungen und Kaſtelle am linken Rheinufer von Raurica bis zu der Grenze des Bataver eine Menge blühender ſtädtiſcher Anlagen entwickelt, die in der weiteren Reichsgeſchichte großentheils eine wichtige Rolle ſpielen. Am Niederrhein war Colonia Agrippinenſis mit ſeinen römiſchen Creolen und den romaniſirten Ubiern der herrſchende Mittel- und Ausgangspunkt römiſchen Lebens geworden, an der Moſel Trier, dem noch eine Zukunft von ungeahnter Größe vorbehalten war, am Mittelrhein aber das wichtige Mainz, deſſen rechtsrheiniſcher Brückenkopf Caſtellum Mattiacorum (Kaſtel) durch Trajan oder Hadrian zur Kolonie erhoben wurde. Die friedlich gewordene Provinz gedieh zu reichem Anbau. Auch die Schätze des Bodens wurden gehoben, in dem überrheiniſchen Vorterrain von Mainz wurden bereits die Thermen von Wiesbaden, die Aquä Mattiacä, eifrig benutzt, und bis zu dem Schloß Saalburg (S. 126) hin auch die Eiſenlager des Bodens nutzbar gemacht. Das Villenleben der Romanen ſetzte ſich auch an den maleriſchen Ufern der Moſel und des Rheinſtromes fort. Der romaniſche Luxus der Moſaikfußböden war, wie in Britannien, Gallien, Spanien, ſo auch in dieſem deutſchen Grenzſtriche wohlbekannt. Noch heute zeigen uns die Muſeen von Köln und Mainz erhebliche, oft ganz achtungswerthe Reſte plaſtiſcher Kunſt, mit denen die Städte, die Häuſer, und namentlich die Heiligthümer dieſer Landſchaft einſt geſchmückt waren. Namentlich der Dienſt des Jupiter hatte hier eine große Ausdehnung gewonnen. Noch i. J. 1878 ſind zu

Trier und dann zu Igstadt bei Wiesbaden zwei Statuetten des Jupiter von guter Arbeit gefunden worden, jene aus Muschelkalk, diese aus Sandstein, die wahrscheinlich dem zweiten Jahrhundert angehören. Und der Trajanischen Zeit gehört die berühmte Igelsäule bei Trier an, das prächtige Grabdenkmal, welches die hier an der Mosel angesessene reiche Familie der Secundiner einem ihrer jüngeren, im Flusse ertrunkenen, Mitglieder hatte errichten lassen.

Secundiner- oder Igelsäule bei Trier.

Der Natur nach langsamer folgte dieser Entwicklung die jüngste deutsche Erwerbung des römischen Reiches, das als Agri Decumates erst seit Ausgang des ersten Jahrhunderts n. Chr. annektirte südwestliche Deutschland. Die gewaltige Schanzenkette zwischen der Wetterau, dem unteren Mainthal und der Regensburger Donau, hatte durch Hadrian ihre abschließende Vollendung erhalten. Noch die neuesten Lokaluntersuchungen in der Gegend von Hanau zeigen uns bis in das feinste Detail hinein, mit welcher Sorgfalt und Kunst die Römer dieses ausgedehnte Festungssystem ausgeführt, wie sie namentlich am unteren Main noch innerhalb der Verschanzungen die verschiedenen Furten dieses Stromes mit wahrhaft künstlerischem Raffinement militärisch zu schützen bemüht gewesen sind. Innerhalb nun des großen Schanzengürtels, innerhalb der verschiedenen, wohl zu vertheidigenden Terrainabschnitte, welche dann noch durch die eingeschlossenen deutschen Gebirge, die schwäbische Alp, den Odenwald und den Schwarzwald, gebildet wurden, blühte nun ebenfalls romanisches Leben auf. Die größeren Kastelle und Besatzungsstädte, die auf der Linie des schwäbischen Limes lagen, sind sämmtlich noch jetzt bewohnte Ortschaften, — wir nennen (S. 320) Welzheim, Murhardt, Mainhardt, Oehringen, Jagsthausen, Osterburken, Walldürn, Burgstadt am

Main, — und wichtige Fundorte für römische Inschriften, Münzen, Geräthe und sonstige Alterthümer. Die Fülle solcher Alterthümer ist wirklich erstaunlich, darunter auch (zu Vilbel bei Frankfurt a. M.) eine prachtvolle Mosaikarbeit, der Fußboden eines Bades; so daß auch hier auf eine sehr intensive römische Civilisation zu schließen ist. Tempel, Bäder, Mühlen, gewerbliche Anlagen aller Art, wurden angelegt. Vor Allem die Bauhandwerker und Waffenschmiede, Weberei, Gerberei und Töpferei gewannen Boden. Die hochentwickelte Land- und Gartenwirthschaft der Romanen fand auch hier neuen Raum zu reicher gewinnbringender Ausbreitung. Namentlich „das deutsche Italien", die Gegend von Baden-Baden, war bei den Römern beliebt. Wir erwähnten bereits, daß (S. 332) Trajan die Thermen von Aquä Aureliä der seinen romanischen Welt erschlossen hat. Dieser Platz, der auch Civitas (Colonia) Aurelia Aquensis genannt wurde, war übrigens die einzige Stadt im Sinne des römischen Reiches auf badischem Boden. Außerdem aber gab es noch verschiedene andere blühende Ansiedelungen. Außer der Stadt Sumelocenna am Neckar und der neuen römischen Militärstraße (S. 402), und der Civitas Alisinensis (Benfeld, südlich von Heilbronn) waren auch das schon früher erwähnte Lupodunum (Ladenburg); dann der Punkt, wo jetzt Badenweiler liegt; Tarodunum (Zarten bei Freiburg), und namentlich das als Knotenpunkt mehrerer Straßen des Neckargebiets wichtige Clarenna (Cannstadt oder Köngen) zu großer Blüthe erwachsen, während mehr nach der rätischen Seite zu Aquileja (Aalen) als bedeutendster Ort galt. Alle diese Schöpfungen erwuchsen unter dem Schutze des Grenzwalles, der allerdings für den Fall des Ernstes unmittelbar nur die Einfälle kleinerer Raubschaaren aufhalten konnte, aber auch in Momenten größerer Gefahr die Möglichkeit für die Truppen der Provinz bot, sich schnell zur Abwehr zu sammeln, — und der für die Friedenszeiten das System ausführbar machte, den Verkehr mit den freien Deutschen auf bestimmte Plätze zu beschränken.

Die uns erhaltenen historischen Nachrichten über das römische Süddeutschland und über die Alpenprovinzen östlich von der Schweiz sind meist zu dürftig, um mehr als nur wenige allgemeine Schilderungen zu geben, während dagegen der Typus jener neuen romanischen Gruppe uns sehr deutlich entgegentritt, welche auf Grund der Romanisirung der Pannonier, Dalmatiner, und des mösisch-dakischen Landes in dieser Zeit sich deutlich auszuprägen begann. Die Provinz Rätien hatte unverkennbar einen sehr frischen Aufschwung genommen. Hier hatte sich die schon in Augusts Zeit entstandene Ansiedlung Augusta Vindelicorum (Augsburg) am Einfluß des Virdo (Wertach) in den Licus (Lech) als Hauptknotenpunkt mehrerer großer Straßen besonders reich entwickelt. Anfangs wahrscheinlich nur ein „Forum" ohne Stadtrechte, im zweiten Jahrhundert (seit Hadrian) dagegen ein Municipium mit römischer Gemeindeverfassung, von dessen altem Glanze zahlreiche auf die Gegenwart gekommene Skulptur- und Inschriftenreste zeugen. Hier blühte Handel mit Tuch, Leinwand, Purpur, Töpferwaaren; hier waren auch

Fremde aus Trier, Avaricum und Lyon ansässig. Seit der Zeit, wo die römischen Truppen die Donaulinie unmittelbar besetzt hatten, waren hier ähnliche Verhältnisse entstanden, wie am Rhein. Wie im innern Lande alte keltische Gründungen, Brigantium und Cambodunum, zu Sitzen der römischen Civilisation wurden, so entstanden auf alten keltischen Plätzen, die jetzt befestigte Standquartiere römischer Truppen aufnahmen, neue städtische Ansiedelungen, deren manche dann bis zur Gegenwart sich weiter entwickelt haben. Hier nennen wir unter diesen Orten, die allerdings von der uns erhaltenen römischen Geschichtsüberlieferung nur sehr selten berührt werden, namentlich seit Marc Aurel Radasbona oder Regina Castra (Regensburg), welches als Festung wie als wohlgelegener Handelsplatz demnächst erhebliche Wichtigkeit gewonnen hat; Sorbiodurum (Straubing), und endlich die strategisch so wohlgewählte Station einer batavischen Abtheilung, Castra Batava an der Mündung des Inn in die Donau, neben dem älteren Bojodurum (Passau mit Innstadt).

Ungleich energischer als die niemals wieder zu der alten Dichtigkeit der Bewohnung zu bringenden rätisch-vindelicischen Länder wurde Norieum, dessen wir bereits wiederholt zu gedenken hatten, von der Romanisirung ergriffen und mit immer neuen städtischen Ansiedelungen besetzt. Die Ausbeutung der schon vor der römischen Zeit bekannten großen Steinsalzlager am Nordabhange der norischen Alpen, der Goldschätze des Landes, und des in Italien besonders hochgehaltenen norischen Eisens gab hier der römischen Civilisation ihren starken Anhalt. Und neben den uns schon sonst bekannten südlicheren römischen Städten dieser Provinz wurde für die folgende Zeit auch der nördliche Streifen an der Donau wichtig. Hier lag an dem Strome, östlich von Castra Batava, das Kastell Lentia (jetzt Linz), und nicht sehr fern südlich von diesem Platze der volkreichste Ort dieser Gegend, Ovilava (jetzt Wels) an der Traun, durch Hadrian zur Stadt, durch Marc Aurel zur Kolonie erhoben, und weiter östlich an der Donau und der Mündung des Anisus (jetzt Enns) seit Marc Aurel die starke Festung Lauriacum, mit bedeutenden Waffenfabriken, die als Standquartier einer Abtheilung der bewaffneten Donauflotte namentlich in den folgenden stürmischen Zeiten wichtig wurde. Tiefer in einer stark romanisirten Gegend des inneren Landes an der Salzach das Municipium (seit Hadrian) Juvavum, da wo heute Salzburg sich erhebt.

Die neuen Provinzen dagegen zwischen Wien und dem Balkan, zwischen den Karavanken und den Karpathen, das große römische Gebiet der unteren Donau ist im Laufe der Jahrhunderte allerdings sehr vollständig romanisirt worden; aber die Natur des Landes, wie der hier angesessenen illyrischen und dakischen Völker ließ diesen Theil der neuen „Romanen" zu allen Zeiten viel rauher erscheinen, als die afrikanischen, spanischen und gallischen Römer. Mit Ausnahme der reichen Ausbeute der dakischen Bergwerke, beruhte die Bedeutung dieser Länder einerseits auf ihren landwirthschaftlichen Leistungen, andrerseits aber, — und zwar in imposantem Grade, — auf der mili-

tärischen Kraft ihrer Bewohner. Es ist nicht zufällig, daß seit der Wiedererhebung der römischen Kraft nach der schrecklichen Nothzeit des Reiches unter Gallienus die lange Reihe der kraftvollen Herrschergestalten von Claudius II. bis auf Valentinian I. aus Söhnen dieser Provinzen sich ergänzt hat. Und noch Aëtius, der letzte Held des Reiches, ist ein Römer aus Mösien. Britannien, Belgien, Vindelicien, Rätien sind für die Römer allezeit sehr wichtige Aushebungsplätze gewesen. Aber die harten, mordlustigen, ausdauernden Menschen aus Pannonien, die feurigen und dabei zähen Dalmatiner, und die rauhen alten und neuen Bewohner von Dakien, Auxiliaren und Linienſoldaten, gewannen in der römischen Armee immer mehr das Uebergewicht. Das zweite Jahrhundert war das Zeitalter, wo hier die Romanisirung der Hauptsache nach überall durchdrang. Für die Folgezeit ist bis zu dem Verlust Dakiens und bis zu Attilas Zeit, — soweit nicht später die Römer ihre Heere durch deutsche Krieger ergänzen müssen, — „Illyrieum" der Theil des Reiches geworden, welcher als Wiege der römischen Kerntruppen die Stelle einnahm, die bis zu den Bürgerkriegen nach Cäsars Tode einst Italien behauptet hatte.

Pannonien ist ebenso schrittweise civilisirt worden, wie es nur gliederweise hatte okkupirt werden können. Nicht nur die Rauhheit des pannonischen Volkes machte große Schwierigkeiten; weit mehr noch die Natur des Landes. Noch heutzutage nehmen in der Nordwestecke dieses Gebietes (in dem Comitat Wieselburg) Sumpf und Haide, in Slawonien ausgedehnte Moräste ein sehr bedeutendes Areal ein. In der älteren Kaiserzeit aber war dieses Verhältniß noch unvergleichlich ungünstiger. Das innere Sawegebiet war Ein gewaltiger Sumpf und Urwald, und nördlich an der Drau sah es nicht anders aus. Noch Kaiser Galerius arbeitete mit ungeheurer Energie um 300 n. Chr., durch Entwaldung und theilweise Entsumpfung des Beckens am Plattensee Raum für den Anbau zu erobern. Zwischen Plattensee und Drau hat sich auch nur eine bedeutende Gemeinde, nämlich Sopianä, entwickeln können. Dazu war der pannonische Winter wegen seiner Strenge mit Recht gefürchtet; selbst die Donau fror hier so „kieselhart" zu, daß sie schwere Lastwagen zu tragen vermochte. Unter so schwierigen Verhältnissen drang die römische Kultur eben nur schrittweise in diesem Lande vor, um dasselbe endlich so gut wie vollständig zu erobern. Das Lateinische herrschte in dem Duab der Sawe und Drau vollständig, und galt im dritten Jahrhundert als Volkssprache. Dasselbe Gebiet ist auch materiell durchaus civilisirt worden, und nahm als ein wohlhabendes Land von reicher Fruchtbarkeit allmählich ein Aussehen an wie die mittleren Striche Galliens. Marmortrümmer, Mosaikböden, Reste von Thermen und Theatern fehlen auch auf diesem Boden nicht. Sonst aber drang die römische Civilisation der Geschichte der Provinz entsprechend vom Süden her sowohl auf der norischen Grenze wie an der Donaulinie vor, um erst allmählich das Binnenland zu überwältigen. Noch in Hadrians Zeit hatte das Städtewesen wieder

neue Fortschritte gemacht. Neben Vindobona, welches wahrscheinlich zuerst Vespasian seine Entstehung verdankt, hatte Hadrian die Lagerstädte bei Carnuntum, Bregetio, und Aquincum (Alt-Ofen) zu Municipien erhoben (letzteres seit Septimius Severus auch Colonia Aelia Septimia), und an der unteren Drau die Kolonie Aelia Mursa (Essegg) gegründet, während im tieferen Süden das in späterer Zeit zu ganz besonderer Blüthe und militärischer Wichtigkeit berufene Sirmium und die alte Schöpfung des Augustus, Siscia, um die sich auch noch Hadrian und Septimius Severus verdient machten, schon durch Vespasian zu Kolonien erhoben waren. Unter den sonst noch wiederholt genannten Orten Pannoniens war das feste Municipium Bregetio (Uj-Szöny) an der Donau, gegenüber der Waagmündung, von besonderer militärischer Wichtigkeit. Die Stadtgemeinde Colonia Ulpia zu Poetovio hatte schon Trajan gegründet. In gleicher Weise für die Romanisirung wie für die militärische Sicherung dieses Landes diente das große Straßennetz, welches — ähnlich wie das unter Marc Aurel noch näher zu schildernde Wehrsystem an der Donau — in der Periode von diesem großen Herrscher bis zu Caracalla noch immer solider vollendet wurde. Die alte große Chaussee, die von Aquileja nach Emona geführt war, überschritt die Karavanken, erreichte Celeja und schickte einen Hauptstrang ostwärts nach Siscia und dann weiter. Der andere führte über Poetovio nach Savaria, und von hier einerseits nach Arrabona (Raab), andrerseits nach Scarbantia, Carnuntum und Vindobona. Auf allen diesen Punkten gewann man dann die große, den Orient mit dem Westen verbindende Donaustraße, deren Vollendung auf dem norischen Ufergebiet erst unter Marc Aurel fällt.

Neben diesen pannonischen und den sehr ausgedehnt im Detail ausgeführten norischen Chausseen hatte sich auch der Flußverkehr lebhaft entwickelt. Abgesehen von der durch eine Kriegsflotte geschützten Donau wurde auch der Inn viel befahren. Noch in der Zeit des tiefsten Verfalls, selbst noch im fünften Jahrhundert n. Chr., wählte sowohl der Personenverkehr, wie der Getreidetransport den Wasserweg auf Inn und Donau. Ebenso war die Sawe eine vielbenutzte Wasserstraße, und wurde sammt der von ihrer Quelle an schiffbaren Laibach stark befahren; dasselbe gilt von der Drau. Es gab Tempel des Neptun zu Emona und Laibach. Der Handel aus Noricum und Westpannonien ging theils nach Italien, theils nach den deutschen Ländern der Quaden und Markomannen. Seitdem ein römischer Ritter unter Nero den direkten Handelsweg von Carnuntum nach der preußischen Bernsteinküste gefunden hatte, drang römisches Geld und römischer Schmuck längs dieser Linie durch Mähren, Schlesien und Posen bis nach der unteren Weichsel vor. Nach den Ländern des Mittelmeeres dagegen kamen aus Noricum und Pannonien durch den Handel im Austausch mit dem Wein, dem Oel und den Produkten der Industrie des Südens, namentlich die Produkte der pannonischen Landwirthschaft, Vieh, Häute, Sklaven, und die Ausbeute wie der Bergwerke, so der Metallindustrie von Noricum, zu welcher nachmals die

Erzeugnisse der Waffenfabriken von Lauriacum, Carnuntum, Aquineum und Sirmium getreten sind. Allmählich ist neben alteinheimischer Töpferei, Ziegelfabriken, Anbau der steirischen und untersberger Marmorbrüche, auch eine Fabrikation wollener Stoffe, aus denen besonders Kapuzenmäntel verfertigt wurden, ins Leben getreten.

Rein äußerlich betrachtet, so unterlag Pannonien mehreren territorialen Veränderungen. Anscheinend seit Vorschiebung der Legionen nach Vindobona und Carnuntum war der Strich zwischen Wienerwald und Leitha von Norieum getrennt und mit Pannonien verbunden worden. Dagegen ist wahrscheinlich unter Hadrian das obere Sawegebiet mit Emona (Ober-Krain) zu Italien geschlagen und mit römischem Bürgerrecht begabt worden. Die Binnengrenze zwischen Ober- und Niederpannonien (S. 345) lief Anfangs von der Mündung der Raab in die Donau südwärts zur Sawe; anderthalb Jahrhunderte später dagegen auf dem Höhenzuge, der von Nordost nach Südwest streifend gegenüber Waitzen die Donau berührt, und dann an dem Plattensee östlich vorüber nach der Sawe. Die Hauptkassen beider Departements befanden sich zu Poetovio und zu Sirmium, während ihre Landtage in Savaria und Aquineum zusammentraten.

Von den übrigen Donauländern ist nur noch von Dakien Näheres zu erzählen, als von der letzten großartigen Kolonie des Reiches. In Dalmatien hatten sich aus den alten Wohnplätzen der einheimischen Stämme eine Reihe von Municipien entwickelt, um deren schließliche Konstituirung namentlich das Flavische Kaiserhaus sich große Verdienste erworben hat. Unter diesen Municipien war Seardona, Centralplatz von Liburnia, das wichtigste. Als römische Kolonien dagegen, die — unterstützt durch den steten und lebhaften Verkehr mit dem hier so nahen Italien, höchst erfolgreiche Träger und Förderer der Latinisirung Dalmatiens waren, sind uns namentlich die alte julische Gründung Salonä, Aequum, eine Schöpfung des Claudius, Epidaurus, Narona und Jader als zukunftsreiche Gemeinwesen wohl bekannt. Auch Mösien, wo ebenfalls bei den hier wohnenden Resten der alten Einwohner keinerlei alte Kultur widerstandsfähig war, romanisirte sich in fühlbarer Weise, und in ähnlicher Art wie Pannonien. In Mösien wirkte noch schneller fördernd die erhebliche Zahl großer römischer Donaufestungen, die uns schon sonst wiederholt bekannt wurden. Diese Standplätze römischer Soldaten und Donaukriegsschiffe wirkten in analoger Weise als Heerde der Romanisirung und als Ausgangspunkte von Lagerstädten, wie man es noch deutlicher am Rheinstrom beobachten konnte. Es kam dazu, daß die klimatischen Verhältnisse hier günstiger sind, als in Pannonien, und daß das mösische Land (namentlich jener Theil zwischen den Steppen der Dobrudscha und Serbiens Eichenwäldern, der heute Donaubulgarien genannt wird) sich in Tagen des Friedens allezeit in hohem Grade als geeignet erwiesen hat, ein reiches Ackerbau- und Industrieland zu werden. Selbst das Griechenthum auf der Küste und in Thrakien zeigte sich hier schwächer, als das roma-

niſche Weſen, welches allmählich auch den Balkan überſchritten und im Laufe der folgenden Jahrhunderte, mit ſpeziellem Einſchluß der erſten Menſchenalter der „oſtrömiſchen" Kaiſerzeit, bis zu dem griechiſchen Küſtenſaume Thrakiens am ſchwarzen und ägäiſchen Meere die Herrſchaft gewonnen und bis zu der bulgariſch-ſlawiſchen Zeit auch behauptet hat.

Was nun aber Dakien angeht, ſo erinnern wir uns (S. 346), daß Trajan die Koloniſirung dieſes Landes mit gewaltiger Energie in Angriff genommen hatte. Der Erfolg iſt denn auch nicht ausgeblieben. Zunächſt die äußerlichen Verhältniſſe zu bezeichnen, ſo theilte Hadrian auch dieſe Provinz, wie es ſeiner Zeit mit Möſien und Pannonien geſchehen war, in zwei Departements, in das obere (weſtliche) und das untere (öſtliche) Dakien. Dagegen erſcheint ſeit ſeinen nächſten Nachfolgern die Provinz wieder anders geordnet. Sie zerfällt in drei Theile: Dacia Porolissensis, ſo genannt nach der Stadt Porolíſſum im Norden des Landes bei Mojgrad; D. Apulensis, nach der Stadt Apulum (bei Karlsburg) benannt; und D. Maluensis, benannt nach der wahrſcheinlich in den ſüdöſtlichen Theil des dakiſchen Landes zu ſetzenden Colonia Maluenſis. Dieſe drei Departements hatten jedoch eine gemeinſchaftliche politiſche und ſakrale Hauptſtadt, nämlich Sarmizegetuſa, die noch im dritten Jahrhundert den Ehrentitel „Metropolis" führte, während Apulum als das militäriſche Hauptquartier galt. Der gemeinſame Landtag der drei großen Departements wurde hier abgehalten; auch hatte die geſammte Provinz ihren gemeinſamen Kultus des kaiſerlichen Hauſes. Dagegen ſtand jedes Departement als geſonderter Verwaltungsbezirk unter einem ſelbſtändigen Prokurator. Zweifelhaft bleibt nur, ob dabei die drei Theile immer ſtets unter einem Legaten zuſammengefaßt, oder zuweilen auch durch drei Legaten regiert worden ſind. An Stelle der prätoriſchen erſcheinen in Dakien ſeit Marc Aurel immer nur konſulariſche Legaten. Zum dauernden Schutze des Landes ſtand hier außer maſſenhaften Auxiliaren aus allen Theilen des Reichs die XIII. Legion Gemina, die wie geſagt in Apulum ihr Hauptquartier hatte. Erſt Kaiſer Septimius Severus verlegte nachmals auch die V. Legion Macedonica aus Möſien nach dem dakiſchen Potaiſſa.

Für das Reich hatte der Beſitz von Dakien den doppelten Werth einerſeits einer gewaltigen Bergfeſtung, die den Zugang aus den Ebenen des mittlern und öſtlichen Europa zur Donau ſperrte, andrerſeits eines überaus metallreichen Bergwerksgebietes. Dakien war das Goldland dieſer Zeit. Ampelum (bei dem j. Zalatna am Ompoly), mitten in dem ſiebenbürgiſchen Erzgebirge belegen, war der Sitz eines kaiſerlichen Bergamtes, unter der Leitung eines Procurator Aurariarum oder Auriſodinarum. Die Bergwerke wurden theils durch Sklaven, die unter eigenen Aufſehern ſtanden, theils durch zu ſo ſchwerer Zwangsarbeit verurtheilte, von Soldaten überwachte Verbrecher ausgebeutet. In Dakien mögen beinahe 20,000 ſolcher Bergleute beſchäftigt geweſen ſein: (eine Zahl, die allerdings noch hinter den 40,000 Arbeitern in den ſpa-

niſchen Silberminen zurückbleibt). In der Nähe von Ampelum lag auch das in den Inſchriften als Vicus Alburnus Major bezeichnete Bergwerk von Abrudbanya. Daneben gab es auch Leute, die auf eigene Hand den Goldſand der Flüſſe ausbeuteten, den ſie dann gegen eine beſtimmte Entlohnung abliefern mußten.

Für die energiſche Civiliſirung der dakiſchen Provinzen ſpricht beſonders die ſchnelle und glänzende Entwickelung ihrer römiſchen Städte und Dörfer. Sarmizegetuſa, die Kolonie Trajans, gedieh zu einem der bedeutendſten Plätze der italiſchen Civiliſation in den transdanubiſchen Ländern. Noch heute ſieht man auf dem jetzt durch 12 walachiſche Dörfer beſetzten Areal des alten Stadtbodens den Felſen, wo ihr Kapitol ſtand, und namentlich die Reſte des großen Amphitheaters. Apulum (j. Karlsburg oder auch Weißenburg, magyariſch Károly Fejervar), zu Trajans Zeit nur erſt ein Dorf, wuchs zu einem (durch Marc Aurel anerkannten) Municipium empor, ſeit Hadrian hier die Lagerfeſtung der XIII. Legion erbaut hatte, und wurde endlich in des Septimius Severus Zeit oder gleich nachher Kolonie mit „italiſchem Rechte". Von ſeiner alten Größe giebt das Trümmerfeld bei Karlsburg, mit Reſten von Tempeln und Zeughäuſern ſammt zahlreichen Inſchriften deutliche Kunde. Ebenſo war Potaiſſa oder Pataviſſa (j. Thorda), unter Trajan nur erſt ein Dorf, ſeit Septimius zugleich Feſtung und Kolonie. Napoca (j. Klauſenburg) iſt zuerſt Municipium, ſpäter Kolonie. Und in ähnlicher Weiſe erwuchſen in den erſten Jahrhunderten der Exiſtenz dieſer ſchönen und reichen Provinz noch andere Dörfer zu Municipien; wir erinnern nur noch an Porolissum, wo der 157 hier reſidirende Prokurator die Anlage eines Amphitheaters veranlaßt hat. In allen dieſen Städten und Orten wurden die herkömmlichen romaniſchen Sitten und Gebräuche gehegt und gepflegt. Ein ſchöner Theil des friſchen und opferwilligen italiſch-romaniſchen Municipalgeiſtes lebte auch unter den dakiſchen Provinzial-Romanen noch lange fort. Innerhalb der Gemeinden traten nach den inſchriftlichen Urkunden die organiſirten Kollegien, die Zünfte, um ſo bedeutſamer hervor, je lebhafter der Gewerbfleiß in Dakien blühte. Die Schmiede und Bauhandwerker; die namentlich für die Beſatzung arbeitenden Wollenweber zu Apulum; die Zunft der Schiffer, welche die Maroſch befuhren; die Kriegsbaumeiſter; die Kaufleute; die Fährleute, welche ſich der auf Schläuchen ruhenden Fähren bedienten; endlich in der Provinzialhauptſtadt auch die Sänftenträger, und viele andere waren die Träger eines reichen, zum Theil auch genußvollen Lebens, durch deſſen Einflüſſe endlich auch ſogar erhebliche Theile der Reſte dakiſcher Ureinwohner latiniſirt worden ſind. Auch ein Badeort fehlte nicht; als ſolcher wurde das noch heute wegen ſeiner Heilquellen geſchätzte Mehadia, damals Ad Mediam genannt, viel beſucht. Nur ein höheres geiſtiges Leben ſcheint in Dakien nicht zur Entwickelung gereift zu ſein.

Die späteren Abschnitte der Kaisergeschichte werden noch mehrfach Veranlassung bieten, auf die Weiterentwickelung des romanischen Lebens in dem breiten Gürtel neuer lateinischer Landschaften zu sprechen, der sich in weitem Kreise von den afrikanischen Syrten bis zum Pruth rings um das alte italische Hauptland des römischen Reiches zog. Ausdrücklich aber sei hier bemerkt, daß die mehr oder minder gelungene Romanisirung dieser gewaltigen Ländermasse unseres Erachtens weitaus die bedeutsamste Thatsache ist, die wir aus der Geschichte des Römerreiches vor dem Beginn der Kämpfe um die Existenz des Reiches zu berichten haben. Allmählich ist die Schöpfung der neuen romanischen Völker für das italische Mutterland selbst von dem höchsten Werthe geworden. Denn bei dem auf die Dauer unverkennbaren Hervortreten physischer und geistiger Erschöpfung der Kräfte Italiens wird es höchst wichtig, daß der Kampf um die Existenz des Reiches nun mehr und mehr mit vollem Bewußtsein auch durch die jüngeren Glieder der romanischen Völkerfamilie geführt wird.

Einstweilen allerdings war der Austausch zwischen der Reichshauptstadt und der Peripherie noch immer im Gange; aber so, daß die Spuren des nahenden Verfalls in Rom bereits nicht mehr zu verkennen sind. Am wenigsten tritt dies natürlich nach Seite der materiellen Verhältnisse zu Tage. Der Handelsverkehr war noch immer in gewaltigem Aufsteigen begriffen. Die Vortheile der Ausschließung immer neuer Territorien für den merkantilen Betrieb und die gewerbliche Ausbeutung, der tiefe Frieden, die tüchtige und wohlwollende Verwaltung, die öffentliche Sicherheit, das feste Vorherrschen einer römischen Reichsmünze machten sich bis zu den gefährlichen Schwankungen des Markomannischen Krieges aller Orten bemerkbar. Und es war nur ein altes Leiden und kein neues Symptom des Verfalles, daß gerade die Reichshauptstadt, wo sich unaufhörlich gewaltige Geldmittel sammelten und der Zinsfuß durchschnittlich nicht höher als sechs Procent stand, unter allen großen Centralplätzen des Reiches als der „nahrungsloseste" gelten mußte. Nach dieser Seite war Rom fast nur der empfangende Theil. Die ungeheuren Massen von Waaren aller nur möglichen Art, die aus allen Theilen der damaligen Welt nach der Tiber kamen, in erster Reihe die Luxuswaaren, wurden zum größten Theil nur nach Rom verkauft, ohne daß die Hauptstadt ihrerseits Eigenes zum Austausch zu geben gehabt hätte. Doch gab es immerhin eine Industrie in Rom selbst, die sich in den Händen der Fremden und der Freigelassenen befand. So suchte hier, wie in der Eifel, die Glasfabrikation die berühmten Fabrikate von Alexandrien zu übertreffen, und leistete in der Nachbildung edler Steine Erstaunliches, wie es jetzt auch gelang, die Technik der Spiegelbereitung zu vervollkommnen. Die Vortheile aber und die Anregung des Welthandels, der so wesentlich die nivellirende Arbeit des Kaiserthums bei den verschiedenen Nationen des Reiches unterstützte, kamen noch immer verschiedenen Theilen Italiens zu Gute. Die alten Handelsplätze von Großgriechenland freilich mit Einschluß von

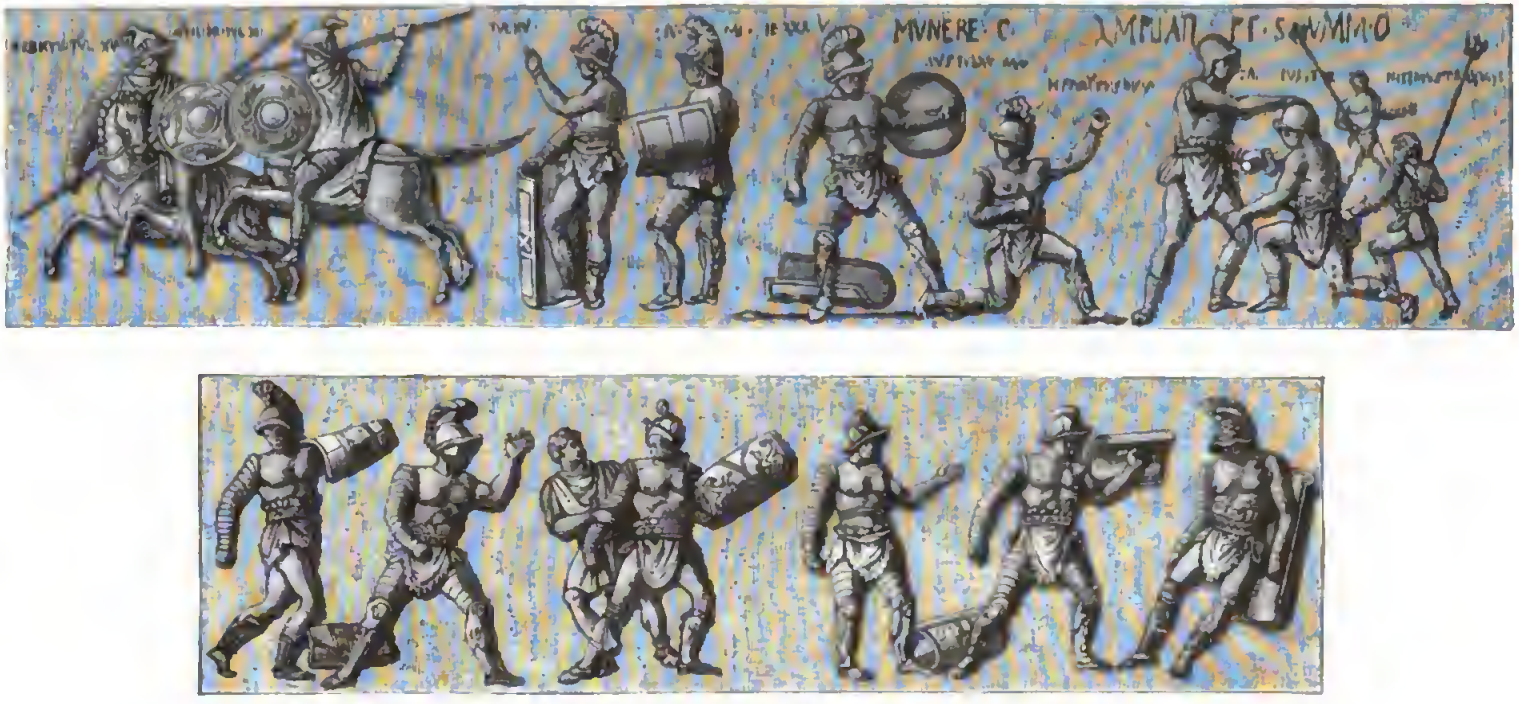
Tarent waren verödet; dafür war zu Oſtia, Antium und namentlich zu Puteoli neues Leben aufgeblüht. Und neben dem Wein, dem Oel, dem etruriſchen Thongeſchirr; neben Siciliens Getreide, Maſtvieh, Wolle und Honig, behauptete Oberitalien mit ſeinen Waaren noch immer kräftig ſein Uebergewicht. Seine Schinken hielten die deutſche und die belgiſche, ſeine Leinwand die ſpaniſche und ägyptiſche Konkurrenz trefflich aus. Und ſeine Wollſtoffe, für den Gebrauch der Sklaven, wie für den der Paläſte des Adels, beherrſchten in Rom wie in Unteritalien den Markt. Daneben rief wieder der immer wachſende Bedarf der Reichshauptſtadt neue Erwerbszweige auf verſchiedenen Punkten ins Leben. Wie nach Perlen, ſo war nach Purpur ſolcher Begehr, daß die Fiſcherei wie die Fabrikation (mit Einſchluß von Nachahmungen) einen erheblichen Aufſchwung genommen hatten. Bis tief in die ſpäteſten Zeiten der Kaiſerherrſchaft ſetzte ſich die erneute energiſche Ausbeutung der koſtbaren Marmorbrüche Griechenlands und ſeiner Inſeln fort. In dieſem Lande wie in anderen olivenreichen Provinzen blühte mit enormem Gewinn die neue Induſtrie der Fabrikation vielbegehrter und zu den theuerſten Preiſen bezahlter Salben auf. Wo nicht, wie in Oberitalien, in Spanien, in Gallien, und faſt durchgehends im Oſten der freie Handwerksbetrieb vorherrſchte, da hatten Aſſociation und Fabrikation den höchſten Aufſchwung genommen; in weitem Umfange, ſelbſt die Mitglieder der kaiſerlichen Familien nicht ausgenommen, legte man große Geldmittel in induſtriellen Unternehmungen an. Die fiskaliſchen Domänen verdankten ihre große Rentabilität ſehr weſentlich den daſelbſt fabrikmäßig betriebenen Ziegeleien, Töpfereien, Färbereien, Kohlenbrennereien, Walkereien und ähnlichen Einrichtungen. Dabei hatte auf den verſchiedenſten Gebieten, mit Einſchluß des ſo ſehr beliebten Schauſpielweſens, die Technik eine erſt in den modernen Jahrhunderten wieder erreichte Höhe der Vollendung gewonnen.

Aber es gab noch andere Richtungen, durch welche Rom noch immer und mit wachſender Stärke auf die Provinzen einwirkte, nämlich nach Seiten des Geſchmackes und der Luſt an Schauſpielen aller Art. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo auch aus den Provinzen, ja ſelbſt aus den Heeren der „deutſchen Barbaren" Moden in die römiſche Welt eindrangen. Wohl aber übte nach dieſer Richtung die Reichshauptſtadt, mit Einſchluß der jedesmal modernen Litteratur, deren Erzeugniſſe der Buchhandel bis zu den fernſten Grenzfeſtungen verbreitete, einen recht fühlbaren Einfluß aus, natürlich in den alteiviliſirten Ländern des Oſtens viel weniger, als in den neuen Provinzen des Abendlandes. Was aber das Schauſpielweſen betrifft, ſo breitete ſich hier mit feineren Genüſſen auch ein höchſt verderblicher Zug der römiſchen Civiliſation nur allzu erfolgreich über die alte Welt aus. Das eigentliche Theater fand namentlich in Italien und im Oſten ſeine Pflege. Während in Rom bereits der Pantomimus das Feld behielt, liebte das italiſche Volk und mit ihm

namentlich das romanische Spanien noch immer die alten Stücke der römischen Komödie, wogegen in der griechischen Welt Euripides und Menander und ihre Nachfolger die Lieblinge blieben. Dazu trat hier, besonders in Alexandrien, die Vorliebe für Gesang, Musik, Tanz, allmählich auch für fein stylisirtes Ballet. Mehr und mehr entwickelte sich dabei die Sitte der Virtuosen, allein oder in Gesellschaften, die griechisch-römische Welt zu durchziehen, um durch ihre Kunst Geld, Ehrengeschenke und Ehrenbürgerrecht zu erlangen.

Es waren aber nicht nur Schauspieler, die in solcher Weise auftraten, sondern auch Athleten, namentlich griechischer Art. Deren Künste erfreuten das Volk nicht minder, als die Circusspiele, die jetzt im ganzen Reiche, namentlich im Orient, aber auch in Spanien, zu den Belustigungen bei den Hauptfesten gehörten. In viel späterer Zeit noch werden wir die gewaltige Bedeutung kennen lernen, die an Orten wie Antiochia und in dem erneuten Byzantion gerade diese Spiele gewonnen haben.

Viel verderblicher aber war die allgemeine Ausbreitung der blutigen Lust des Amphitheaters und der Freude an den schauderhaften Fechterspielen. Nicht nur daß auch Banden von Gladiatoren zur Aufführung ihrer „Spiele" umhergeführt wurden, so wissen wir, und schon unsere Skizze der abendländischen neuen Provinzen zeigte es recht deutlich, daß den Legionen und den Ansiedlern lateinischer Zunge im Laufe der Zeit fast überall der Architekt folgte, der eine blutige Arena mit ihren Logen aufrichtete. In Italien hatte fast jede bedeutendere Stadt ein stehendes Amphitheater, oder wenigstens eine Thierhetze und ein Fechterspiel, dessen Glanz je nach der größeren oder geringeren Freigebigkeit der Beamten und reicheren Bürger sich richtete. Die größte Verbreitung fanden die Fechterspiele in Nordafrika, in Spanien und Gallien; aber auch in Britannien und in den Donauländern wollte man sie keineswegs entbehren. Der kriegerische Sinn der hier wohnenden Völker kam der Einführung der Gladiatur nur zu sehr entgegen; und für die Thierhetzen war gerade in diesen neuen Provinzen das Material oft vorzugsweise leicht aus der Nähe zu beschaffen. In ähnlicher Weise erwachte in den großen Haupt- und Handelsstädten des hellenistischen Ostens, namentlich in Aegypten, in Syrien, und in manchen Theilen von Kleinasien eine wahre Leidenschaft für diese schauderhafte Art des Volksamüsements. Je fester römische Sitte in neuen Landschaften Wurzel schlug, je mehr sich der Orient dem Romanismus assimilirte, um so sicherer entstanden imposante Amphitheater in neuen und alten Städten. Im Osten wurden mit Vorliebe die Provinzialfeste der Landtage durch solche Spiele des Amphitheaters belebt. In allen Theilen des Reiches wurden Gladiatoren ausgebildet. Die private Industrie wetteiferte auf diesem Punkte mit der kaiserlichen, und in dem unseligen Stande dieser Fechter erwuchs immer mehr ein ganz eigenthümlicher Ehrgeiz, parallel mit ihrer Beliebtheit, die ihre Stellung allmählich jener ähnlich gemacht hat, wie sie noch heutzutage



Basrelief van der Umfaſſungsmauer des ſogen. Grabmals des Scaurus zu Pompeji.

Die erſte Gruppe dieſer großen Gladiatorendarſtellung zeigt zwei Equites von ganz gleicher Ausrüſtung im Kampfe begriffen. Von dem nächſten Paare hat der erſtere bereits eine Bruſtwunde empfangen, den Schild zu Boden geſetzt und erhebt, als Bitte um Gnade, den Finger gegen die Zuſchauer, indeß ſein Gegner die Fortſetzung oder Aufhebung des Kampfes erwartet. Von dem darauf folgenden Kämpferpaar iſt der eine, ſchwer verwundet durch einen Stoß in die Bruſt, ins Knie geſunken, Schild und Lanze liegen auf dem Boden der Arena, gnadeflehend hebt er die Hand empor, der Gegner aber ſteht bereit den Todesſtaß zu führen. Ungleich belebter iſt die nächſte Kampfſcene. Ohne Mitleid haben die Zuſchauer das Urtheil des Beſiegten ſchon gefällt; bittend umfaßt er nach das Bein des Siegers, der, mit der Rechten ihn zu Boden drückend, mit dem Schwerte ihn tödtet. Dabei tritt ein Kampfwärtel, bewaffnet mit einer Harpune, dem Beſiegten von hinten auf das Bein, vielleicht um ihn an Flucht oder letzter Vertheidigung zu hindern; und die Hand, die das Opfer aus der Arena durch die porta libitinensis in die Todtenkammer ſchleifen wird, hält er ſchon jetzt am Gewande. Weiter folgen Scenen ſiegreichen Kampfes zwiſchen verſchiedenen Waffengattungen der Fechter, zwiſchen ſogenannten Thrakern und Samniten.

die Stierkämpfer in Spanien einnehmen. In demselben Verhältnisse wuchs aller Orten die Freude an den wüsten Thierhetzen. Nur die hellenischen Bewohner des eigentlichen Griechenlands verhielten sich der Hauptsache nach gegen diese Seite der römischen Civilisation ablehnend. Hier war das Volk im Allgemeinen zu gebildet und zu human, um ernstliche Freude an dem Blutvergießen zur Unterhaltung zu finden. Allerdings sind auch auf althellenischem Boden, selbst in Athen, Fechterspiele und Thierhetzen gegeben worden. Aber einzuwurzeln vermochten sie nicht; nur das römische Korinth, die jugendliche neue Weltstadt, hat sich ein stattliches Amphi-

Bestiarier im Kampfe mit wilden Thieren [1]; im Hintergrunde das Theater des Marcellus (Basrelief).

theater erbauen lassen. Die tiefe Entsittlichung, die Verrohung des Volkes, die grausige Barbarei der blutigen Strafjustiz, die mit der Gewöhnung an diese „Spiele" in Rom endemisch geworden war, breitete sich dann auch über das Reich aus, zuweilen selbst durch lüsterne Liederlichkeit noch ganz eigenthümlich wüst gefärbt. Nur daß der Orient kaum noch nöthig hatte, zu seiner altbegründeten und bewährten ethischen Korruption von Rom aus erst weiter angeregt zu werden.

Viel erfreulicher waren Anregungen anderer Art, welche das romanische Wesen allenthalben hervorrief. Wir wissen bereits, wie gewaltig auch

1) An den ledernen mit Ringen versehenen Gurten, die sämmtliche Thiere tragen, waren sie mit Stricken in ihren unter der Arena gelegenen Käfigen gefesselt.

neben den Handelsreiſen die Reiſeluſt der Römer entwickelt war, die allerdings nur ein relativ kleines Gebiet umfaßte. Es wird wenig Römer gegeben haben, die aus freien Stücken eine ſolche perſönliche Kenntniß des Reiches gewonnen hatten, wie Kaiſer Hadrian. Für ſolche Reiſende waren die alten hiſtoriſchen Länder des Oſtens, in erſter Reihe Griechenland, Kleinaſien und Aegypten, die lockendſten Zielpunkte. Neben den hiſtoriſchen Erinnerungen und den Werken klaſſiſcher Kunſt wirkte hier der Trieb, die maſſenhaften Reliquien aller möglichen und unmöglichen Art zu ſehen, die namentlich der griechiſche Oſten aus allen großen hiſtoriſchen und mythiſchen Epochen der Vorwelt noch immer bewahrte. Namentlich der in dieſer und der nächſten Zeit mit neuer Energie erwachte Kultus aller Erinnerungen an Alexander den Großen ließ maſſenhafte Reliquien aus dem Hausrath und ſonſtigen Beſitz des großen Weltbezwingers in Umlauf kommen. Wetteiferte im zweiten Jahrhundert die Reiſeluſt der Hellenen mit jener der Römer, — der Art, daß dieſe ſelbſt arabiſche, indiſche und britanniſche Reiſen nicht ſcheuten, um nachher zu Hauſe durch fabelhafte Erzählungen den alten Kteſias in Schatten zu ſtellen, ſo ergriff im Laufe der folgenden Zeiten dieſe Art der Reiſeluſt die verſchiedenſten Völker unter dem Scepter der Imperatoren. Für die immer mehr ſich gräciſirenden Völker des Oſtens, mit Einſchluß ſelbſt des Adels von Armenien, wurde allerdings dann der ſtärkſte Magnet Griechenland mit der neu aufblühenden Univerſität Athen, während auf die weſtlichen und nordiſchen Völker die Welthauptſtadt den berauſchendſten Zauber ausübte.

Daneben wirkten aber auch andere Momente, und zwar recht fühlbarer Weiſe in manchen Zweigen des Luxus. In einer dem ſatten Behagen der Zeit durchaus entſprechenden Weiſe war namentlich der Luxus bei den Todtenbeſtattungen in der romaniſchen Welt andauernd geſtiegen. Bei Roms alten Familien war ſchon die Aufführung der vielen Ahnenbilder koſtſpielig genug. Der Verbrauch von Wohlgerüchen bei den Leichenzügen und namentlich bei Verbrennung oder bei Begrabung der Leichen war ungeheuer; der Weihrauch und die theuerſten indiſchen und arabiſchen Wohlgerüche wurden in koloſſalen Mengen bei ſolchen Gelegenheiten verſchwendet. Die Ausſtattung der Scheiterhaufen für die Leichen war nicht nur bei den Begräbniſſen der Kaiſer überaus koſtſpielig. Pflegte man der Leiche maſſenhafte Gegenſtände, beſonders prachtvolle Gewänder, in das Grab oder auf den Scheiterhaufen mitzugeben, ſo waren auch die Urnen für die Aſche, ſowie die Sarkophage für die Gräber durch Material (gewöhnlich theure und ſeltene Steinarten, zuweilen auch Glas,) und Arbeit koſtbar. Die Ausgaben erhöhten ſich, beſonders in der Reichshauptſtadt, durch die alte Sitte, die Mitbürger bei ſolchen Beſtattungen durch Bewirthungen, Schauſpiele und Gladiatorenkämpfe an der Todtenfeier theilnehmen zu laſſen, ſtatt deren jedoch zuweilen auch Geldvertheilungen eintraten. Selbſt in dem kleinen Gabii vertheilte ein Seidenhändler i. J. 169 n. Chr. an die angeſehenſten Bürger des erſten

Standes seiner Stadt bei der Einweihung des seiner Tochter errichteten Grabtempels je fünf, an die des zweiten je zwei, an die Ladeninhaber innerhalb der Stadtmauern je einen Denar, und zahlte außerdem an die Stadtkasse 100,000 Sesterzen (21,753 R.-Mark), von deren Zinsen jährlich am Geburtstage seiner Tochter die Angesehensten der beiden ersten Stände öffentlich gespeist werden sollten. Analoge Stiftungen wurden in großer Menge ins Leben gerufen.

Endlich aber war die Neigung, geliebten Todten gewaltige Grabdenkmäler zu errichten, noch immer im Steigen. Nicht blos in Rom trieb man in dieser Richtung erheblichen Aufwand, auch Italien und die Provinzen folgten. So kennt man in Pompeji die Ueberreste des einst sehr stattlichen Monuments der Mamia, eines tempelartigen Bauwerks mit Pilastern auf erhöhtem Unterbau. Der Grabtempel jener jungen Dame in Gabii enthielt die Bronzestatue derselben als Venus, und vier andere, in Nischen aufgestellte, ähnliche Statuen, mit Thüren und einem Altar aus Bronze, und mit sonstigem Schmuck. Aus den Provinzen heben für Gallien die Archäologen namentlich hervor einen gewaltigen Cylinderbau zu Aquä Sextiä, der einen Rundtempel trug; einen ähnlichen Bau zu St. Remy, und das Achteck des Tour Magne zu Nimes; dann die sogenannte Aiguille zu Vienna, eine hochragende, auf einen Janusbogen gesetzte Pyramide, und die großartigen Anlagen von Grabesbauten für einen reichen Römer zu Langres. Namentlich aber für Germanien, — noch heute erhalten, — zu Igel bei Trier (S. 408) jenes über 70 Fuß hohe, aus festem, grauem Sandstein aufgeführte, reich ornamentirte, und mit Bildwerken geschmückte Monument des großen Hauses der Secundiner. In Asien, in der ostjordanischen Landschaft, stehen zahlreich die dort als römische Grabmonumente beliebten viereckigen Thürme, die zugleich als Taubenhäuser dienten. In Afrika baute man unter Anderem das Denkmal des Kommandeurs der zu Lambäse kantonirenden dritten Legion, des Titus Flavius Maximus; es ist ein viereckiger, auf einem Sockel stehender, von einer Pyramide gekrönter Steinban, im Ganzen 6 bis 7 Meter hoch. Der südlichste römische Baurest in der Sahara ist ein Grabmal bei Alt-Dscherma (26° 22′ N. Br.); ein viereckiger, einstöckiger, von korinthischen Pilastern eingefaßter, von einem Hauptgesimse gekrönter Bau, dessen dreistufige Basis eine geräumige Grabkammer einschließt.

Die Menschen, die unter solche Kolossalbauten schließlich gebettet wurden, hatten natürlich alle Genüsse des Lebens reichlich gekostet. Während ihres Lebens waren sie gewöhnlich die vielbeneideten Besitzer jener stattlichen und reich ausgestatteten Villen gewesen, die sich ebenfalls nach italischem Muster über alle Theile des Reiches ausbreiteten. Damit Hand in Hand ging die Pflege jener prächtigen Parks und Gärten, wie die Bewohner Italiens sie so sehr liebten. Bei Anlage solcher Gärten war man bemüht, die Natur künstlerisch zu gestalten und sie mit der Architektur zu verbinden. Dekoration

mit plaſtiſchen Kunſtwerken, weite Ausſichten, Seen und Kanäle, Waſſerkünſte aller Art, Fiſchteiche, Vögelhäuſer, Wildparks belebten die Parks, die dann weiter durch Terraſſen, cirkusartige Plätze und lange Alleen getheilt wurden. Letztere waren eingefaßt durch geſchorne Wände und Hecken von Buchs oder Rosmarin; die Bäume aber, die das ertragen konnten, geſtaltete man durch Ziehen und Beſchneiden zu den künſtlichſten und oft wunderlichſten Formen.

Ganz vortrefflich aber wirkte das Beiſpiel der Römer auf die Völker des Reiches durch die luxuriöſe Pflege ſanitärer Anſtalten. Noch heute nur in wenigen Kulturländern wieder erreicht, war die Ausbildung des großartigen Syſtems ihrer Waſſerleitungen, die — noch im dritten Jahrhundert durch neue vermehrt — ſchon zu Ende des erſten Jahrhunderts n. Chr. der Reichshauptſtadt täglich $1\frac{1}{2}$ Million Kubikmeter Waſſer zuführten. Den Anfang einer ſolchen Leitung bildete das Quellhaus; von da floß das Waſſer bald unterirdiſch in Tunnelgängen oder gemauerten Kanälen, die von Zeit zu Zeit durch Luftlöcher unterbrochen waren, bald in Kanälen, die auf maſſiven Bogen hinliefen. Wenn das wiederholt durch Klärbaſſins filtrirte Waſſer Rom erreichte, ſo gelangte es in ein Caſtellum oder großes Reſervoir, und floß nun durch Röhren von Blei oder gebranntem Thon zu den öffentlichen Brunnen und zu den Vertheilungsbaſſins, wie zu den Paläſten der Kaiſer und den großen Thermen. Neue Röhren führten den Bewohnern der verſchiedenen Regionen die Gewäſſer aus den Vertheilungsbaſſins zu. Die Waſſerleitungen durften nicht überbaut, auch kein Baum in ihrer Nähe gepflanzt werden. Jede Beſchädigung der Leitungen und jede Verunreinigung des Waſſers war bei hoher Strafe unterſagt.

Die Waſſerfülle machte es möglich, außerordentlich zahlreiche Anſtalten für kalte und warme Bäder zu ſchaffen; deren Zahl, die ſchon Agrippa auf 170 gebracht hatte, erreichte zu Ende des dritten Jahrhundert die Höhe von 856. Weit großartiger aber geſtalteten die Kaiſer die prachtvollen Thermen, deren Ruinen noch heute unſer Staunen erregen. Inmitten der ausgedehnten Anlagen fand ſich in der Regel ein Hofraum, wo ſich die Badenden verſammelten, und welcher an einer oder mehreren Seiten von einem Säulengange umgeben war. An dieſen ſtieß die Exedra: ein freier, aber kuppelartig überdachter Raum, in welchem ſteinerne Sitze zur Ruhe einluden. Aus demſelben gelangte man durch einen Gang in das Auskleidezimmer (Apodyterium) und von dieſem in das Kaltbad (Frigidarium), welches von einem mit der Waſſerleitung in Verbindung ſtehenden Behälter aus geſpeiſt wurde. Wer warme oder heiße Bäder haben wollte, trat vom Apodyterium in das Tepidarium und das neben demſelben gelegene Caldarium, welches letztere eine Einrichtung für das trockene Schwitzbad und für kalte Abwaſchung nach demſelben enthielt. Die Erwärmung erfolgte durch heiße Luft, die von einem nahe dem Caldarium gelegenen Heizapparate erzeugt, in Hohlräume des Fußbodens und der Wände zunächſt des Schwitzbaderaumes

und von da des Warmbaderaumes geleitet wurde. Zur Ventilation dienten Oeffnungen, die in der Decke angebracht waren. Außer diesen Räumen fanden sich noch Zimmer zum Salben und Oelen des Körpers, so wie sehr häufig Einzelbadezellen, deren später noch in den Thermen des Diocletian 3000 gezählt wurden. Dazu traten noch Plätze zur geselligen Unterhaltung, zum Spazierengehen, zu gymnastischen Uebungen, zuweilen selbst Bibliotheken; leider aber auch Anstalten zur Pflege des Lasters.

Nach allen diesen Richtungen hin, mit Einschluß der hohen technischen Virtuosität, hielt sich die römische, beziehentlich die romanisch-helleniſtische Civiliſation noch viele Menschenalter hindurch auf einer erstaunlichen Höhe. Dagegen erreichten gegen Mitte des zweiten Jahrhunderts Kunst und Litteratur einen Höhepunkt, der für den ersten dieser großen Faktoren antiker Kultur bei beiden Hauptkulturvölkern, für den zweiten derselben wenigstens bei den Römern der letzte genannt werden muß. Das Zeitalter Hadrians, der persönlich und durch seine imposante Anregung noch einmal der Architektur wie der Plastik einen gewaltigen Antrieb gegeben hatte, wird nicht mit Unrecht als jenes der letzten Blüthe der antiken Kunstübung bezeichnet. Schon die Kunstleistungen der Hadrianischen Epoche waren nicht mehr auf der Höhe der Augusteischen. Schon während des ersten Jahrhunderts hatte sich eine Neigung zur Ueberladung, zur Ueberfülle, zur Kolossalität und zur überwiegenden Pflege des kostbaren Materials gezeigt. Hadrian hatte sich wieder auf die Originale zurückgewendet, und die Kunst theils durch Reinigung, theils durch neue Quellen zu erfrischen gesucht. Aber die modernen Kenner zweifeln, „ob dieser Kaiser durch die Wiederbelebung der hellenischen Kunst und zugleich durch die Einführung orientalischer Werke der Fortentwicklung der römischen Kunst nicht mehr geschadet als genützt habe". In der Skulptur wird seit der Schöpfung der Reliefs am Titusbogen in Relief und Ornamentalstatuen, und noch mehr an den Büsten und Porträtstatuen der Kaiser schon ein leise Abnahme bemerkbar. Die Wiederbelebung der hellenischen Tradition dagegen erklärt den neuen kurzen Aufschwung, der sich in den plastischen Schöpfungen aus Hadrians Periode bemerkbar macht. In Sachen der Malerei war namentlich die der Architektur dienstbare Ziermalerei sehr beliebt geworden. Sie ist dieselbe, die man die „Pompejanische Wandmalerei" zu nennen pflegt, weil das ausgegrabene Pompeji mit seinen (übrigens zumeist der Claudischen Zeit angehörenden) Wandmalereien uns hauptsächlich über diesen Kunstzweig belehrt hat. „Der Gegenstand ist zumeist eine leichte, phantastische Architektur, zum Theil perspektivisch dargestellt mit stabförmigen Säulchen und absonderlichen Giebeln und Aedikülen. Die so umrahmten Felder sind mit schwebenden Gestalten, gewöhnlich baechantischen Tänzerpaaren, mit abenteuerlichen Thieren, auch mit schwebenden Geräthen, mit Landschaften, Jagd- und Bühnenscenen, weniger ausgefüllt als unterbrochen. Die Architektur ist reich mit Kränzen geschmückt; auch finden sich häufig förmliche Draperien

gemalt. Die Tonnen- oder Kreuzgewölbe zeigen entweder Felderung in mannichfachen Formen oder lediglich gemaltes Laubwerk, in der Regel von Vögeln belebt. Manchmal kommen den Darſtellungen auch Stuckreliefs zu Hilfe. Der Charakter des Ganzen iſt luſtig und heiter; die Darſtellungen erinnern häufig an Tanz-, Liebes- und Tafelfreuden." — Nach der rein techniſchen Seite hatte der römiſche Ziegelbau ſeine höchſte Vollendung jetzt erreicht. Die römiſche Ziegelmauer war höchſt ausgezeichnet durch ungemein exakte Fügung, tadellos horizontalen Lauf der Lagen, flache, ſorgfältig gearbeitete und gebrannte Ziegel, dünne und gleichmäßige Schichten des Bindemittels. Nicht minder vortrefflich waren die Bruchſteinmauern gefugt. Die ſpätere Zeit wird uns zeigen, wie noch lange nicht die Kraft, wohl aber der künſtleriſche Geſchmack und die Ausführung auf den verſchiedenen Stätten antiker Kunſtübung nach dem Ausgang der ſogenannten goldenen Zeit des Reiches immer merklicher und ſchneller nunmehr dem Verfall entgegengeht, — viel langſamer freilich, als in der Litteratur.

Seit Ablauf der Neroniſchen Periode (S. 234) zeigt uns die Geſchichte der römiſchen Litteratur noch für längere Zeit das Schauſpiel vielſeitiger Thätigkeit auf den verſchiedenſten Gebieten, dabei zugleich den wirkſamen Verſuch einer litterariſchen Reaktion gegen die geſchraubte Rhetorik namentlich der jüngſten Vergangenheit. Nicht ſowohl durch ſeine litterariſche Bedeutung, wohl aber durch ſeine perſönliche Stellung bildet hier den Uebergang aus der Neroniſchen in die Flaviſche Periode der fruchtbarſte und fleißigſte aller Schriftſteller dieſes Jahrhunders, der ältere Plinius. Gajus Plinius Secundus, der i. J. 23 n. Chr. zu Novumcomum geboren, und zu Rom ausgebildet, dann in der Hauptſtadt ſelbſt eine Zeit lang als Rechtsanwalt aufgetreten war, hatte ſeine öffentliche Laufbahn i. J. 47 begonnen, wo er (S. 209) in Corbulos Zeit als Kommandeur einer Reiterabtheilung am Rhein thätig war. Späterhin iſt er in Narbonenſis und (67) in Nordſpanien mit untadelhaftem Rufe fiskaliſcher Procurator geweſen, und endlich unter Veſpaſian, dem er mit voller Ergebenheit zugethan war, mit der Verwaltung der kaiſerlichen Einkünfte in Italien betraut geweſen. Zuletzt zum Admiral der bei Miſenum ſtationirten Flotte ernannt, fand der eifrige Naturforſcher (S. 315), nur erſt 56 Jahre alt, bei der ſchrecklichen, am 24. Auguſt 79 anhebenden Eruption des Veſuvs ſeinen vielbetrauerten Tod. Ein Mann von großer Vielſeitigkeit und wahrhaft ſtaunenswerther Thätigkeit, hat ſich Plinius als Schriftſteller namentlich auf den Gebieten der Taktik, der Geſchichte, der Grammatik und Rhetorik, und der Naturwiſſenſchaften einen berühmten Namen gewonnen. Großer Sammelfleiß und lebendiger Wiſſensdrang war ihm dabei weit mehr eigenthümlich, als das Streben nach Schönheit der ſchriftſtelleriſchen Form. Von ſeinen Zeitgenoſſen beſonders hoch geſchätzt und von den Hiſtorikern der nächſtfolgenden Generation vielfach benutzt war die Geſchichte ſeiner Zeit, die Plinius in 31 Büchern (als Fortſetzer des Aufidius Baſſus) etwa von den mittleren oder ſpäteren Jahren des Nero

bis in die Flaviſche Zeit hinein führte. Man rühmte ihm hier große Gewiſſenhaftigkeit in der Quellenforſchung, und Abwägung abweichender Berichte, bis zur Unentſchiedenheit des Urtheils, nach. Wirklich erhalten iſt uns nur des Plinius große Encyklopädie der Naturwiſſenſchaften (Naturalis historia) in 37 Büchern, die er i. J. 77 n. Chr. dem Titus widmete, nachher aber noch fortdauernd mit Nachträgen und Aenderungen verſehen hat. In energiſcher Eile, nicht immer mit genügender Sachkenntniß und Kritik zuſammengetragen, daher von ſehr ungleichem Werthe, bietet das Werk einen Stoff, der aus 2000 Werken mehrerer hundert Schriftſteller geſammelt iſt, und Alles, was die damalige Welt von Geographie, Zoologie, Botanik und Mineralogie wußte, dazu ſehr Vieles aus der Heilkunde und Kunſtgeſchichte, zuſammenfaßte. Im Alterthum und noch mehr im Mittelalter in der That als eine großartige Encyklopädie realen Wiſſens gebraucht; eine unendlich reiche Fundgrube wichtiger Nachrichten aus dem antiken Leben, iſt das Buch ſehr ungleichartig ſtyliſirt; ſtellenweiſe ſehr trocken und nüchtern, dagegen überall, wo es der Gegenſtand erlaubt, nach Art des damals noch modernen, manierirt oder geziert rhetoriſchen Geſchmackes gehalten.

Wir gehen nun nicht weiter ein auf die vielen proſaiſchen Schriftſteller der Flavianiſchen Periode, — Hiſtoriker (unter denen das Werk des Redners und Conſulars M. Cluvius Rufus, welches ſich auf die Zeit des Nero und die Ereigniſſe des Jahres 69 erſtreckte, auf die ſpätere Hiſtoriographie von weſentlichem Einfluß geweſen zu ſein ſcheint,) Juriſten, Rhetoren, — von denen uns nicht viel mehr als die Namen überliefert ſind, und wenden uns hinüber zu dem bedeutendſten Proſaiſten der Zeit Domitians, der eine neue Wendung der Styliſtik ins Leben gerufen hat. Es war der früher ſchon mehrmals erwähnte M. Fabius Quintilianus, einer jener ſpaniſchen Romanen, die ſo erheblich auf die römiſche Litteratur der älteren Kaiſerzeit eingewirkt haben. Geboren zu Calagurris (zwiſchen 35 und 42 n. Chr.), und in Rom, wo ſein Vater Rhetor war, wiſſenſchaftlich ausgebildet, lebte er wieder einige Zeit in Spanien, folgte dann 68 n. Chr. dem neuen Imperator Galba nach der Reichshauptſtadt, und gründete hier eine vielbeſuchte Rhetorenſchule. Als Gerichtsredner und als Lehrer der Beredtſamkeit ſehr geſchätzt, blieb er 20 Jahre praktiſch thätig, um ſeine Grundſätze unter der ihm zuſtrömenden Jugend zu verbreiten. Erſt in ſeinen ſpäteren Jahren trat er als Schriftſteller auf, zuerſt mit einem Buche über die Urſachen des Verfalls der Beredtſamkeit; dann (ſeit 90 n. Chr.) mit einem größeren Werke von zwölf Büchern über die geſammte Bildung zum Redner, mit Einſchluß der grammatiſchen Vorbildung. Während er noch damit beſchäftigt war, wurde er (etwa 93) vom Kaiſer Domitian zum Erzieher einiger jüngeren Verwandten des fürſtlichen Hauſes berufen. Eine ganz reſpektable, milde und wohlwollende Perſönlichkeit, zur Anerkennung geneigt, ehrenhaft und gemüthlich wie er war, hat ihm das neue Verhältniß zur Hofburg in dem Urtheil der Nachwelt geſchadet. Denn Quintilian, der durch den Kaiſer

auch das Conſulat erhielt, konnte nicht umhin, nun auch durch Dankbarkeit beſtimmt, ſeiner Schrift litterariſche Huldigungen vor Domitian einzuflechten, die zwar aus der für ihn ſchwierigen Zeitlage und aus der Art des offiziellen Styles ſich erklären, aber der Wahrheit nicht gerade entſprachen.

Quintilian, der das Jahr 97 n. Chr. nicht mehr erlebt zu haben ſcheint, richtete ſeine Angriffe vorzugsweiſe gegen die vor Allem durch Seneca herrſchend und populär gewordene litterariſche Manier. In ſcharfer Erkenntniß der Mängel dieſer Richtung, auf Vereinfachung der rhetoriſchen Technik bedacht, und ein Mann von ſeinem Geſchmack, empfahl er mit großem Nachdruck und Erfolg, wieder zu den großen alten Muſtern der klaſſiſchen Epoche, namentlich zu Cicero zurückzukehren. Dabei ſollte jedoch von ſklaviſcher Nachahmung nicht die Rede ſein; ebenſowenig davon, die ſeit der Zeit des Auguſtus entwickelten Veränderungen in der Sprache und deren Grammatik rückſichtslos und in falſcher archaiſtiſcher Manier fallen zu laſſen. Wie Cicero, forderte auch Quintilian von dem Redner eine umfaſſende allgemeine Bildung.

Die Wirkung Quintilians auf ſeine jüngeren Zeitgenoſſen ſcheint ſehr bedeutend geweſen zu ſein. Von der großen Fülle indeſſen der proſaiſchen, wie der poetiſchen Erzeugniſſe dieſer litterariſch überaus fruchtbaren, und abermals in der Pflege der „Recitationen" (S. 50) ſchwelgenden, Zeit ſind uns nur relativ wenige Reſte erhalten. Von der Menge der hiſtoriſch bekannten Senats- und Gerichtsredner, Grammatiker und Juriſten, kennen wir auch hier im Ganzen wenig mehr als die Namen. Aus der Maſſe der proſaiſchen Schriftſteller dieſer und der nächſtfolgenden Zeit treten uns jetzt außer dem tüchtigen Ingenieur und taktiſchen Schriftſteller Sextus Julius Frontinus (40—103 n. Chr.) weſentlich nur zwei Männer recht plaſtiſch entgegen, der jüngere Plinius und Tacitus. Gajus Plinius Cäcilius Secundus, der Neffe und Adoptivſohn des Admirals der Flotte von Miſenum, war 61 oder 62 n. Chr. zu Novumcomum geboren. Durch eine glänzende Vermögenslage gefördert, perſönlich den Kaiſern Nerva und Trajan ſehr nahe ſtehend, hat er die adelige römiſche Beamtenlaufbahn mit Glück durchgemacht, iſt aber gleich nach Ablauf ſeiner (S. 351) bithyniſchen Statthalterſchaft noch in voller Manneskraft geſtorben. Unter Domitian i. J. 93 oder 94 Prätor, unter Trajan i. J. 100 Conſul, und zuletzt, wie wir uns erinnern, außerordentlicher kaiſerlicher Legat für Bithynien (111—113 n. Chr.), iſt Plinius in Domitians Zeit ein geſchätzter Sachwalter vor dem Centumviralgericht und in Kriminalprozeſſen geweſen. Unter Nerva begann er ſeine Reden herauszugeben; erhalten iſt noch die Dankrede, der Panegyrikus auf den Kaiſer Trajan, der (zuerſt zwiſchen dem 1. und 18. September 100 n. Chr. im Senat gehalten) dem Danke für die Verleihung des Conſulates galt. Dazu treten ſehr zahlreiche Briefe (neun Bücher), die, wie ſie überhaupt von vorn herein für die Veröffentlichung geſchrieben waren, zwiſchen 97 und 108 n. Chr. herausgegeben wurden. Dazu kommt noch (S. 351) der Brief-

wechsel mit Trajan. Der nach Quintilian und Cicero geschulte Plinius verfügte über eine sehr gewandte und glatte Form. Persönlich erscheint er auf Grund seiner Schriften als ein wohlwollender, milder, mit seinen Absichten auf das Edle und Gute gerichteter Römer. Freilich ist er keine groß angelegte Natur, oft kleinlich; freilich erinnert er theils in der Eitelkeit, mit der er sich in seinen Briefen gern als zärtlichen Gatten, treuen Freund, humanen Herrn seiner Sklaven, wackern Bürger und freigebigen Förderer aller guten Zwecke, in die beste Beleuchtung zu stellen sucht, theils in seiner geistigen Empfänglichkeit, Weichheit und Sucht nach Lob einigermaßen an Cicero. Aber im Ganzen gehört er zu den erfreulicheren, liebenswürdigen Erscheinungen dieser späteren Zeit des Römerthums.

Sehr anders geartet dagegen ist der letzte große Geschichtsschreiber, den die italische Welt damals hervorgebracht hat. Von den Lebensschicksalen des P. Cornelius Tacitus ist uns nur sehr wenig bekannt. Wahrscheinlich i. J. 54 n. Chr. zu Rom geboren, der Abkömmling eines angesehenen und vornehmen Hauses, (vielleicht der Sohn eines kaiserlichen Procurators in Belgien,) in römischer Weise rhetorisch (vielleicht ebenfalls durch Quintilian) und philosophisch gebildet, begann auch er, und zwar unter Vespasian, die übliche römische Beamtenlaufbahn und verwaltete (spätestens) 79 n. Chr. die Quästur, und etwa 81 die Aedilitat. Erst i. J. 88 führte er die Prätur und 97 n. Chr. das Consulat. Das Jahr 117 und den Regierungsantritt Hadrians mag Tacitus noch erlebt haben, aber nicht mehr die Rückgabe der von Trajan eroberten orientalischen Provinzen an die Parther.

Die schriftstellerischen Werke, die den Namen dieses ausgezeichneten Römers unsterblich gemacht haben, fallen erst in die letzte Zeit seines Lebens, welches lange genug ihn als Staatsmann, Offizier und Redner beschäftigt gesehen hat. Sehen wir ab von dem „Dialog über die Redner", welcher (wahrscheinlich in der ersten Hälfte von Domitians Regierung verfaßt) sich mit den Gründen des Verfalls der römischen Beredtsamkeit beschäftigt, so wandte sich Tacitus zu der Geschichtschreibung erst dann, als mit Domitians Tode der furchtbare sittliche und geistige Druck von der höheren römischen Gesellschaft geschwunden war, der unter dem letzten Flavier auf derselben gelastet hatte. Die Biographie seines hochverehrten, in Schottland sieggekrönten Schwiegervaters Agricola, der im August 93 gestorben war, erschien in der ersten Zeit Trajans, im Jahre 98 n. Chr., und in demselben Jahre die für uns Deutsche so unvergleichlich werthvolle „Germania": die Schilderung der Zustände der freien deutschen Stämme, mit scharfer Betonung wie des schroffen Römerthums, so der frischen Naturkraft und Sitteneinfalt und der primitiven Tugenden dieser Völker gegenüber dem ausgearteten Wesen der üppigen Romanen. Seine Hauptwerke dagegen, die „Historien", welche die Zeit vom 1. Januar 69 bis zu Domitians Tode, und die sogenannten „Annalen", welche die Geschichte des Reiches von Augustus' Tode bis zum Ende des Jahres 68 umfaßten, gehören Trajans späteren Jahren an. Jene sind

zuerſt, die Annalen dagegen dann erſt zwiſchen 115 und 117 n. Chr. herausgegeben worden.

Tacitus hat als Hiſtoriker und ethiſch-politiſcher Cenſor der Imperatoren des erſten Jahrhunderts n. Chr. bis auf unſer Zeitalter ein nur ſehr ſelten (wie beiſpielsweiſe von Kaiſer Napoleon I.) beſtrittenes, kanoniſches Anſehen behauptet. Seit der Zeit jedoch, wo einerſeits die moderne Wiſſenſchaft auch die großen Hiſtoriker der antiken Welt als Menſchen zu betrachten ſich gewöhnt hat, die wie die modernen von Leidenſchaften, Sympathien und Antipathien, Intereſſen und Vorurtheilen ihres eigenen Zeitalters und ihrer Nationalität und Parteiſtellung berührt wurden; wo andererſeits (etwa die meiſten franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Schriftſteller ausgenommen) das hiſtoriſche Urtheil über den Werth des Principats überhaupt und einzelner Kaiſer im Beſondern, ſich erheblich verändert hat, — iſt auch die Beurtheilung des Tacitus eine andere geworden. Der perſönliche und politiſche Werth des großen Hiſtorikers und ſeiner Werke iſt wiederholt in der leidenſchaftlichſten, zuweilen ſogar in recht unwürdiger Weiſe angegriffen, verkleinert, herabgeſetzt worden, während es auch wieder an eifrigen Vertheidigern nicht gefehlt hat. Wir wollen hier nur in aller Kürze unſere Anſicht ausdrücken. Unbeſchadet aller litterariſchen und politiſchen Schwächen und Fehler, die man namentlich in den „Annalen" mit mehr oder minder Grund wird anfechten können, wird Tacitus doch ſtets zu den reinſten und edelſten Geſtalten dieſes Zeitalters gezählt werden müſſen; zu der Reihe jener Geſtalten echt römiſcher Tugend, die ſich auch durch die verdorbenſten Zeiten der ausgehenden Republik und des Kaiſerthums hindurch fortſetzen bis zu Erſcheinungen wie Decius und Valerianus im dritten Jahrhundert. Es iſt ſehr wahr, daß er, wie jeder Hiſtoriker, — wie überhaupt jeder bedeutende Menſch, der nicht gerade zu den ſeltenen Geſtalten gehört, die ihren Nationen völlig neue Bahnen aufſchließen, — durchaus der Richtung folgt, die ihm als Römer die Wucht einer uralten Vergangenheit vorſchrieb. Es iſt wahr, daß er ſich noch ganz als Glied des einſt welterobernden Volkes fühlte, und daß daher auch für ihn das Schickſal der Welthauptſtadt und der altrömiſchen und italiſchen Geſellſchaft das Wichtigſte auch für die Geſchichte des Reiches bleibt, und daß die Sinnesweiſe der höheren Klaſſen der Hauptſtadt mit allen ihren, nun ſagen wir, Vorurtheilen ſehr fühlbar auf ſeine Auffaſſung aller Verhältniſſe und auf ſein Urtheil einwirkt. Nur daß ein himmelweiter Unterſchied beſteht zwiſchen der Art, wie Tacitus die Geſchichte des erſten Jahrhunderts beſchreibt, und jener, wie etwa die Byzantiner arbeiten, die mit ihrem Blick in der Regel nicht weit über die Zone des Kaiſerſchloſſes am Goldenen Horn, der Apoſtelkirche, und der Campagna von Conſtantinopel hinauskommen. Und wenn wir nicht vergeſſen wollen, daß jene Behandlung der römiſchen Kaiſergeſchichte, welche auf das Schickſal der Provinzen das Schwergewicht legt, erſt das Reſultat der Studien des 19. Jahrhunderts iſt; und daß ferner ſelbſt im Alterthum erſt ein ſo großer Mann wie

Hadrian als Regent die Provinzialen wirklich in ganz gleicher Weise behandelt hat wie Italien und die Hauptstadt: so vergessen wir nun weiter auch nicht, daß Tacitus darin vor Allem echter Historiker war, daß ihn der energische Trieb beseelte, überall wahr und gerecht zu sein. Allerdings bleibt die kritische Forschung, wie überhaupt bei den Alten, etwa den Polybios ausgenommen, erheblich hinter der Art zurück, wie dieselbe von der Praxis und Technik der Modernen gefordert wird. Aber die Richtung des großen Historikers geht ganz entschieden auf die Ergründung des wirklichen Bildes der großentheils so düsteren Zustände des älteren Principats, obwohl wir — (wie unsere eigene Darstellung wiederholt gezeigt hat) — aus seinem eigenen Material keineswegs immer zu denselben Resultaten gelangen wie einst Tacitus. Nicht immer freilich ist der große Historiker nach der Ansicht der Modernen den Männern des Kaiserthums wirklich gerecht geworden. Wir erinnern daran, daß kein Theil seiner psychologischen Schilderungen schärferen Angriffen ausgesetzt ist, als die des Kaisers Tiberius. Und doch ist das gerade sehr begreiflich. Auch Tacitus konnte sich dem Eindruck der öffentlichen Meinung, unter dem er seit seiner Jugend stand, nicht entziehen. Für seine Person hatte er sich mit der Nothwendigkeit des Principats ausgesöhnt, zumal in der Zeit nach Domitians Tode, wo zwischen Senat und Hofburg für viele Jahrzehnte ein neuer Friede sich ausbildete. Aber wenn immer sein scharfer Verstand ihn abhielt, nach Art noch der Opposition unter Nero den sehnsüchtigen Blick lediglich nach der ideal gedachten republikanischen Vergangenheit zu richten; wenn immer er ein offenes Auge hatte für die Korruption und innere Zersetzung der höheren Klassen des Römerthums: sein Herz war doch bei Männern wie Cremutius Cordus und Thrasea Pätus. Und das tiefe Grauen vor den Schrecknissen des wiederholt blutig arbeitenden Terrorismus einzelner furchtbarer Imperatoren, dazu sein tief ernster, antik sittlicher Sinn, sein edler Zorn über die Ausartung des julischen und claudischen Hauses, ließ ihn in stärksten Farben die Ansicht ausprägen, die in den Kreisen der senatorischen Aristokratie über Männer wie namentlich Tiberius sich fest ausgebildet hatte. Nicht daß unleugbare Verdienste um das Reich verschwiegen würden; aber im Sinne der Kreise, denen auch er angehörte, ließ er die für die Epigonen der eigentlichen Römer furchtbaren Seiten vorzugsweise kräftig hervortreten, und legte minderes oder kein Gewicht auf solche Momente, aus denen die moderne Auffassung wiederholt Motive gewonnen hat zu günstigerer Beurtheilung mancher finsteren Gestalt des Kaiserthums. Der stark subjektive Zug seiner Historiographie prägt sich dann noch in dem eigenthümlichen, gedankenreichen, mit allen Mitteln der Sprache seiner Zeit ausgestatteten, namentlich in den Annalen in gedrungener Kürze gehaltenen, historischen Stile aus. Ein Meister in der Charakterzeichnung und psychologischen Analyse, weiß er endlich auch den imposanten Scenen, die er zu schildern hat, bald ein blutig düsteres, bald ein farbenreiches, glänzendes Kolorit zu verleihen.

Mit dem Ausgang der Trajaniſchen Zeit beginnt bereits auf dem Gebiet der noch immer überaus reich angebauten römiſchen Proſa ein anderer Charakter vorzuwalten. Die Produktivität der Römer ſcheint auch auf dieſem Gebiete nunmehr erſchöpft zu ſein, und es zeigen ſich die Spuren einer merkwürdigen „Greiſenhaftigkeit" der alten Welt, zunächſt der italiſchen Romanen, theils in der Unfähigkeit, ſelbſtändiges und eigenthümliches Neues zu ſchaffen, theils in Zugänglichkeit für fremde Einflüſſe; nur daß jetzt die Meiſten in Ungeſchmack verfallen und bald alle Stilgattungen vermengen, bald das Entlegene und Seltſame aufſuchen. Allmählich gewinnt die eigentliche Gelehrſamkeit das Uebergewicht, und mit ihr die Neigung, die Schätze der Vorwelt bequemer überſehen zu können, daher das Aufkommen zahlreicher Verfaſſer von Auszügen. Daneben tritt das Uebergewicht der Grammatiker und unter mächtigem Einfluß der Griechen das der Rhetoren immer fühlbarer in den Vordergrund. Bemerkbar wird ferner ein Doppeltes. Die Litteratur nimmt mehr und mehr einen univerſalen Charakter an, der Entwicklung des Reiches und der wachſenden Völkermiſchung innerhalb ſeiner Grenzen vollkommen entſprechend. Das macht ſich auf der einen Seite in der Art geltend, daß nun auch wieder Schriftſteller des romaniſchen Weſtens beginnen, ſich abwechſelnd der griechiſchen und der lateiniſchen Sprache zu bedienen, daß auf der andern Seite in der lateiniſchen Litteratur die Afrikaner anfangen, in den Vordergrund zu treten. Und zwar dieſe mit einer durch lokale und klimatiſche, wie durch ſemitiſche Motive eigenthümlich ausgeprägten Abzweigung des lateiniſchen Idioms, der ſogenannten afrikaniſchen Latinität. Wirklich ſelbſtändiges Leben dagegen entwickelten nur die Fachwiſſenſchaften, und zwar die Jurisprudenz zugleich ein römiſch nationales; hier hielt man die Ueberlieferungen der Vergangenheit feſt und bildete ſie mit Geiſt und Scharfſinn weiter, und blieben auch die juriſtiſchen Schriftſteller in der ſprachlichen Darſtellung die Vertreter eines reineren Geſchmackes.

Unter den noch immer ſehr zahlreichen Schriftſtellern, welche der Trajaniſchen Zeit folgen, heben wir noch einige beſonders intereſſante Namen hervor. Die römiſche Hiſtoriographie hatte mit Tacitus ihren Höhepunkt erreicht, dem die Späteren niemals auch nur annähernd wieder nahe gekommen ſind. Noch in Quintilians Zeit wurzelte die Bildung des Gajus Suetonius Tranquillus (etwa 75—160 n. Chr.), der unter Trajan als Sachwalter und Schriftſteller wirkſam, unter Hadrian eine Zeit lang Kabinetsſekretär des Kaiſers war, dann aber ſeine Muße mit einer encyklopädiſch-litterariſchen Thätigkeit nach Art des Varro ausfüllte. Theilweiſe auch in griechiſcher Sprache ſchreibend; vorzugsweiſe der Kultur- und Litteraturgeſchichte, der Philoſophie und den Naturwiſſenſchaften zugewandt, iſt er der Nachwelt hauptſächlich durch ſeine Sammlung der Kaiſerbiographien von Cäſar bis Domitian wichtig geworden. Das 120 n. Chr. geſchriebene Werk iſt in gedrängter Darſtellung klar und korrekt gehalten, in einfacher und ſachgemäßer Sprache abgefaßt. Bei manchen Mängeln iſt es wichtig, weil Sueton mit vielem

Fleiße, Wahrheitsliebe, sittlichem Ernst und verständigem Urtheil aus guten Quellen einen reichen Stoff gesammelt hat. Dagegen ist es als Kunstwerk durchaus nicht anzusehen, und entbehrt dieser Historiker eines politischen Weitblickes, psychologischer Feinheit und Schärfe, und eines höheren Gesichtskreises durchaus. Vollkommen rhetorisch dagegen hielt unter Hadrian der Historiker Florus seinen wesentlich, obwohl nicht ausschließlich, nach Livius verfaßten, an den Faden der Kriegsgeschichte geknüpften, Auszug oder Abriß der römischen Geschichte bis auf Augustus. Er schrieb allerdings nicht ohne Geist, aber doch ohne Geschmack, und vermochte mit überladenen Phrasen die sehr zahlreichen Fehler seiner, ohnehin durch schönfärbende Tendenz vielfach bedenklichen Darstellung nicht zu verdecken.

Die Abnahme der Produktivität im höheren Sinne trat dann recht deutlich in der Bedeutung zu Tage, die nach dem Abblühen des Hadrianischen Zeitalters ein Mann wie der Afrikaner M. Cornelius Fronto aus Cirta (etwa 90 bis 168 n. Chr.) gewann. Die Persönlichkeit dieses merkwürdigen Mannes hat jedenfalls sehr viel dazu beigetragen, daß er einen litterarischen Einfluß auszuüben vermochte, den seine geistige Begabung und Richtung nach unserer Auffassung nicht verdiente. Als Rhetor und Sachwalter frühzeitig zu Ansehen gelangt, unter Hadrian der erste unter den römischen Anwälten, unter Antoninus Pius Lehrer der kaiserlichen Prinzen Marc Aurel und Verus, i. J. 143 durch das Consulat ausgezeichnet, war er ein hochachtbarer Mensch. Ein treuer Freund, mit dem viele gelehrte griechische und romanische Zeitgenossen in nahen Beziehungen standen; ein väterlicher Berather seiner vielen Schüler, die ihm (die Kaiser M. Aurel und Verus an der Spitze) ihre bewundernde Liebe dauernd bewahrten; ein trefflicher Familienvater; ein ehrenwerther, rechtlicher und freimüthiger Charakter, der seine einflußreiche Stellung nie mißbrauchte, so gehörte er als Mensch in der That zu den schätzenswerthesten Erscheinungen in der Nähe des damaligen römischen Hofes. Aber solches Lob gesteht die moderne Forschung seiner litterarischen Wirksamkeit nicht zu. Mit energischer Polemik wandte er sich nicht nur gegen die Manier des Seneca, sondern ging auch hinter Cicero zurück, den er bei mancher Anerkennung im Einzelnen, im Ganzen ziemlich geringschätzig behandelte. Er wollte, daß man zu noch älteren Mustern, wie Plautus, Ennius, Cato, Gracchus, Lucretius, Sallustius, zurückgreifen sollte. Und bei wenig Geist und viel Geschmacklosigkeit verbrämte er seinen Styl mit Worten und Phrasen aus jenen alten Schriftstellern, und ging dabei in seinen Schöpfungen (bei starker Abneigung gegen die Philosophie) ganz in leerer rhetorischer, gewundener und tändelnder, Künstelei auf.

Von seinen vielen Schülern ist uns nur einer erhalten, nämlich Aulus Gellius (um 125—175 n. Chr.). Dieser begeisterte Verehrer des alten Fronto und Schüler des Grammatikers Gajus Sulpicius Apollinaris aus Karthago, wie auch des großen attischen Rhetors Herodes von Marathon, und anderer zeitgenössischer Berühmtheiten, war einer der interessantesten, mehr-

fach typiſchen, gelehrten Pedanten dieſer Zeit. Perſönlich wohlmeinend, mit Vorliebe zu lebhafter Anerkennung derer, die er verehrte, geſtimmt; dabei nur wieder blind in ſeinen Abneigungen; eigentlich kleinlichen und beſchränkten Geiſtes, — als Schriftſteller geneigt, wie Fronto ſeine Sprache durch alterthümliche Zierrathen zu ſchmücken, iſt er für die Nachwelt wichtig geworden durch ſein unter dem Namen „Attiſche Nächte" in 20 Büchern faſt ganz erhaltenes, gelehrtes Sammelwerk von großer Treue und Zuverläſſigkeit. Hier iſt in Maſſe vereinigt, was Gellius aus dem Verkehr mit Gelehrten und Juriſten der Zeit, und aus Büchern über alte Litteratur und Sprache, Recht und Philoſophie, Alterthümer und Naturwiſſenſchaften gelernt hatte.

Ganz anderer Art dagegen war der berühmte afrikaniſche Schriftſteller L. Apulejus aus dem numidiſchen Madaura (damals einer römiſchen Kolonie), der (um 125 n. Chr. geboren) unter Antoninus Pius und Marc Aurel lebte. In Karthago, Athen und Rom gebildet, eine Zeit lang in Rom als Anwalt thätig, war dieſer Rhetor und Platoniker ſpäter vorzugsweiſe in Afrika theils als wandernder Kunſtredner (nach Art der damaligen modernen Sophiſten der griechiſchen Welt,) theils als Lehrer der Beredtſamkeit beſchäftigt. Apulejus iſt für dieſes Zeitalter und für die afrikaniſchen Romanen ſehr charakteriſtiſch. Buntes vielſeitiges geiſtiges Streben und litterariſches Wirken, Mangel an Kritik, phantaſtiſche Wunderſucht, eitle Selbſtüberſchätzung auf der einen, — in Sachen des Styles auf der anderen Seite eine bei aller Gewandtheit der Diktion fremdartige Form, Mangel an Geſchmack in Miſchung der Stylgattungen, Ueberladung mit rhetoriſchen Figuren, geſpreiztes Pathos und geſuchtes künſtliches Weſen wirft ihm die moderne Kritik vor. Aber ſie geſteht ihm dabei doch wieder große Lebendigkeit, überraſchende Originalität, und eine eigenthümliche Leichtigkeit der Produktion zu. Unter ſeinen zahlreichen Schriften haben ſich namentlich die 11 Bücher der ſogenannten „Metamorphoſen" behauptet, die er zu Marc Aurels Zeit verfaßte. Es iſt dieſes ein nach griechiſchem Muſter geformter, auf altgriechiſchem Boden ſpielender, phantaſtiſch-ſatiriſcher Sittenroman, der auf das griechiſch-römiſche Leben jenes Zeitalters in Sitte und Unſitte, unter wahrſcheinlich ſtarker Verwerthung von Vorgängen aus der unmittelbaren Vergangenheit, auf den Aberglauben und die Wunderſucht jener Tage, auf die theſſaliſchen Zaubereien und das Hexenthum dieſes Landes, auf die Greuel der Sklaverei, des Räuberthums, des Amphitheaters und der Juſtiz, endlich auf die religiöſen Zuſtände ſcharfe Lichter fallen läßt. Bekanntlich hat der Afrikaner uns in dieſem wunderlichen Romane auch das anmuthige Märchen von Amor und Pſyche gerettet.

Neben ſolchen Proſaikern, die von den entarteten Zeitgenoſſen gefeiert und bewundert wurden, erblühte aber in echt römiſcher Weiſe mit ehrbarer Einfachheit der Schreibweiſe und bedeutendem Inhalt das klaſſiſche Zeitalter der römiſchen Jurisprudenz. Innerhalb des Standes der Rechtsgelehrten lebte von Geſchlecht zu Geſchlecht immer kräftiger das Streben, das

ausgebildete Recht immer mehr auszubauen und ſeine Beſtimmungen zu immer größerer Klarheit und Schärfe auszuarbeiten. Die juriſtiſchen Schriftſteller ſammelten und ordneten den vorhandenen Stoff, faßten ihn in Lehrbüchern zuſammen, ſchrieben ausführliche Erläuterungen zu den einzelnen Quellen, oder verfaßten eingehende Abhandlungen über verſchiedene Rechtsmaterien. Nachdem die Jurisprudenz bereits unter Trajan wieder eine Reihe trefflicher Vertreter gehabt hatte, traten mit Hadrian mehrere glänzende Juriſten auf, die erheblichen Einfluß auf die Rechtsentwicklung ausübten, indem ſie theils als Lehrer und Schriftſteller thätig waren, theils die kaiſerlichen Reſkripte verfaßten, welche jetzt (S. 381) die weſentlichſte Quelle neuen Rechtes bildeten. Der einflußreichſte war damals jener Polizeipräſident von Rom, der Sabinianer Salvius Julianus aus Adrumetum, der in Hadrians Auftrage (S. 381) die Edikte der Prätoren geſammelt, geſichtet und in ſachlicher Ordnung veröffentlicht hatte, aber auch ſelbſtändige juriſtiſche Werke verfaßte. Noch mit M. Aurel befreundet, iſt er zugleich der Ahnherr des ſpäteren Kaiſers Didius Julianus. Unter ſeinen jüngeren Zeitgenoſſen war als beſonders fruchtbarer Schriftſteller jener Sextus Pomponius thätig und vorzugsweiſe geſchätzt, der auch eine kurze Geſchichte des Rechtes und der Jurisprudenz bis auf Hadrians Zeit verfaßte. Hervorragend endlich als der erſte der fünf „klaſſiſchen" Juriſten der nächſten Folgezeit war ſchon jetzt (110—180 n. Chr.) der aus dem griechiſchen Oſten des Reiches gebürtige Gajus, der vielleicht ſchon unter Hadrian in Rom, als bedeutender Lehrer und ungemein fruchtbarer Schriftſteller wirkte. Seine berühmten, durch anmuthige Lebendigkeit ſich auszeichnenden vier Bücher „Inſtitutionen" (Einführung in die Rechtswiſſenſchaft), die wahrſcheinlich um das Jahr 161 herausgegeben wurden, ſind wegen ihrer klaren Faßlichkeit ein beliebtes Lehrbuch geworden. Den Abſchluß für uns macht dann unter M. Aurel des ſpäteren juriſtiſchen Klaſſikers Papinian Lehrer, Q. Cervidius Scävola, deſſen Schriften ſich äußerlich meiſtens an Julians Syſtem anſchloſſen.

Noch auffallender als bei der Proſa tritt das raſche Abwelken der römiſchen Leiſtungsfähigkeit auf dem Gebiete der Dichtung zu Tage, welches allerdings bis zu Hadrians Zeit hin noch ungemein eifrig, in Maſſe freilich von wenig berufenen Dilettanten angebaut wurde. Aus der Veſpaſianiſchen Epoche iſt nur Ein Dichter auf uns gekommen, Gajus Valerius Flaccus aus Patavium, welcher ein nicht vollendetes Gedicht über die Argonautenfahrt in acht Büchern hinterließ. Rhetoriſch und wortreich, aber im Ausdrucke künſtlich gedrängt, arbeitete er nach dem Muſter des Alexandriners Apollonios von Rhodos, „mit weiterer Ausführung effektvoller Scenen, ſowie mit größerer Sorgfalt in Charakterzeichnung und pſychologiſcher Motivirung".

Die harte Zeit unter Domitian trieb beſonders viele Dilettanten zur Verſenkung in ungefährliches Verſemachen. Mehrere wirkliche Dichter dagegen zahlten theils aus Schwäche, theils aus Berechnung der Stellung zum

Hofe ihren Tribut in eleganter Schmeichelei. Der Epiker Gajus Silius Italicus, ein wohlſituirter Mann (25—101 n. Chr.), der nach Abſchluß ſeiner Laufbahn als Conſul (68) ſich ganz in die Litteratur zurückzog, vollendete unter Domitian ſein in 17 Bücher gegliedertes Epos über den zweiten puniſchen Krieg. In Sachen des Stoffes hielt er ſich an Livius; in der Behandlungsweiſe folgte er namentlich dem Vergil, auch in nationaler Haltung, aber ohne eigene dichteriſche Erfindungsgabe. Erheblich begabter war dagegen der Neapolitaner P. Papinius Statius, (45—96 n. Chr.), der jedoch bei ſehr gewandter Form theils in die antike Mythologie ſich verſenkte, in der Thebais die Sage von den Sieben gegen Theben, in der nicht vollendeten Achilleis den Achilleus zum Gegenſtande ſeiner Kunſt machte, theils eine Anzahl (31) Gelegenheitsgedichte („Silvä") verfaßte, die auch weſentlich beſchreibender Art und als Zeitbilder von Werth ſind, zugleich aber in wenig erfreulicher Weiſe gelegentlich dem Domitian huldigen.

Ein ſehr bedeutendes Talent endlich, aber nicht bloß durch ſeinen ausgeprägten Servilismus gegenüber Domitian und deſſen Hofe unerfreulich, war (42—102 n. Chr.) der Spanier M. Valerius Martialis aus Bilbilis, von dem fünfzehn Bücher Epigramme auf uns gekommen ſind. Dieſer römiſche Ritter war ein Dichter von ungemeiner Begabung, an Leichtigkeit und Eleganz der Form dem Ovid wohl zu vergleichen. Aber die vollendete Kunſt ſeiner Epigramme gewährt wenig Freude. Der Dichter, der 34 Jahre lang (etwa zwiſchen 64 u. 98) in Rom lebte, und mit ſeiner Poeſie eigentlich auf Erwerb von Brot und vornehmer Gunſt ausging, wählte ſeine Stoffe weſentlich aus den ſozialen Zuſtänden der Reichshauptſtadt, und zwar überwiegend nach der ſchmutzigen Seite derſelben; nur daß der Dichter, der ſelbſt damals nicht Allen zuſagte, wenigſtens perſönlich anſtändiger lebte, als er zu ſchreiben beliebte.

Den ſchroffſten Gegenſatz zu ſolchem Mißbrauch eines brillanten Talents bildete nun in dieſer verſereichen Zeit, deren Produkte der Buchhandel ſchnell nach allen römiſchen Städten und Grenzlagern hin verbreitete, unter Trajans Regiment der herbe Satiriker D. Junius Juvenalis von Aquinum, (47—130 n. Chr.), den ſein ſittenſtrenger Charakter und der Zorn über die ſittliche Entartung der Zeitgenoſſen zum Dichter gemacht hat. Rhetoriſch gebildet, längere Zeit Oberſt bei der erſten Cohorte dalmatiniſcher Auxiliaren, publicirte er unter Trajan fünf Bücher Satiren, die für die Sittengeſchichte der Zeit ſehr wichtig, und durch die Energie und ſchreckliche, zuweilen freilich rhetoriſch überladene, Anſchaulichkeit berühmt ſind, mit welcher Juvenal die Thorheiten und die ſozialen Laſter ſeiner Zeitgenoſſen brandmarkt.

Während auf dieſem Gebiete der nahe Verfall des Geſchmackes und der Sprache der romaniſchen Welt ſich auf verſchiedenen Punkten bereits ſehr deutlich ankündigte, war andrerſeits recht ſichtbar zu bemerken, daß die

römiſche Art der Civiliſation ſich immer beſtimmter mit der griechiſchen verſchlang. Der kleinere griechiſch redende Theil des Reiches hatte während der langen Friedensruhe der Kaiſerzeit einerſeits materiell ſehr erheblich wieder an Kraft und Wohlſtand gewonnen, ohne durch die früher berührten furchtbaren jüdiſchen Aufſtände mehr als nur lokal und vorübergehend erſchüttert zu werden. Andrerſeits hatte ſich auf griechiſchem Boden theils eine kräftige Nachblüthe der Litteratur entwickelt, theils eine neue Art höherer Jugendbildung Leben und Geſtalt gewonnen, die nach dem raſchen Sinken der römiſchen Litteratur für viele Jahrzehnte den griechiſchen Bildungselementen das Uebergewicht in den Zeiten des langſamen Niederganges der Antike zu verleihen beſtimmt war.

Unter den griechiſchen Provinzen des Reiches wurde es dem alten Mutterlande der Hellenen weitaus am ſchwerſten, ſich wieder zu einer gewiſſen Blüthe emporzuarbeiten. Doch iſt das bis zu Mare Aurels Zeit immerhin bis zu einem gewiſſen, recht achtbaren Grade geſchehen. Freilich darf man Griechenland und Makedonien in der Zeit der Antonine billigerweiſe nicht mit ihrer Lage etwa zu Philipps Zeit vergleichen. Freilich blieb Makedonien immer ein vergleichsweiſe, namentlich in den Gebirgen, menſchenarmes Land. Freilich entwickelte ſich in den öden Gebirgen zwiſchen Lakmon, Olympos und Othrys noch im zweiten Jahrhundert ein ſchlimmes, grauſames Räuberthum, vielfach der Klephturie ähnlich, wie ſie ſo lange ſchwer auf dem modernen Hellas gelaſtet hat, und noch jetzt auf Theſſalien und Makedonien drückt. Ein Theil des inneren Peloponneſos blieb verödet; die ſchlimme Neigung vieler, das Landleben aufzugeben und ſich nach Art von Neapels Lazzaronis nach den Küſtenſtädten zu drängen, war nur ſchwer aufzuhalten. Auf Inſeln wie Euböa bildeten ſich in waldreichen Gegenden wieder völlig primitive Zuſtände aus, und ſehr viele griechiſche Städte erreichten niemals wieder die Volkszahl und die leidliche ſoziale Lage, wie vor dem Einbruch der Kolonnen des „großen" Mithradates in Hellas. Es dauerte lange, bis auf griechiſchem Boden die namentlich in Geſtalt drückender Verſchuldung fortwirkenden Folgen der von Sulla bis zur Schlacht bei Actium fortgeſetzten Zerſtampfung des Landes überwunden waren. Selbſt äußerlich machte ſich die harte Zeit darin bemerkbar, daß (S. 369) die Schönheit aufhörte, für das männliche Geſchlecht der Griechen charakteriſtiſch zu ſein, während eine ſehr auffallende Zunahme weiblicher Schönheit bemerkbar wurde.

Nichtsdeſtoweniger war das Land zwiſchen den Thälern des Eurotas und dem makedoniſchen Philippi bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts unverkennbar wieder im Emporſteigen begriffen. Die Länder des Nordens, namentlich Epirus und Makedonien, haben ſich erſt in dieſer Zeit ganz und vollſtändig helleniſirt. Und wenn viele der alten charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen griechiſchen Stämme und Städte noch bis zur Zeit Conſtantins des Großen ſich erhielten, ſo war andrerſeits allenthalben, ſelbſt Sparta nicht ausgenommen, eine wachſende Ausgleichung unter ihnen

ſehr wohl zu bemerken. Nicht nur die ſeit Cäſar und Auguſtus auf griechiſchem und makedoniſchem Boden angelegten römiſchen Kolonien, wie namentlich Philippi, wie Paträ, wie Korinth, welches einen guten Theil ſeines alten Welthandels wieder eroberte, waren im vollſten Gedeihen; nicht nur die makedoniſche Seehauptſtadt Theſſalonike und das hoch begünſtigte Nikopolis blühten in ſchöner Weiſe. Auch manche der alten Orte, wie Elis, wie Mantineia, wie namentlich Sparta, Argos und Tegea, hatten neue Bedeutung erlangt. Athen war nicht nur als Studienſitz und als Reiſeziel der römiſchen und helleniſtiſchen Touriſten, ſondern auch theilweiſe als Handelsplatz und induſtrieller Ort wieder in einem gewiſſen Aufſchwunge. Der gewaltige, namentlich nach Griechenland ſich richtende Reiſeverkehr und die maſſenhafte Ausbeute des Marmors für die romaniſche Welt eröffnete neue Quellen des Wohlſtands. Eine andere Liebhaberei der damaligen Welt (S. 418) hatte mitten in dem phokiſchen Hochland die kleine Stadt Tithorea am Parnaß zu unerwarteter Bedeutung emporwachſen laſſen; das ausgezeichnete Oel nämlich, welches hier gebaut wurde, bot die Mittel zur Herſtellung ganz beſonders ſeiner, weithin hoch geſchätzter Salben. Auch das theſſaliſche Hypata hatte ſich neu gehoben, und neben der altbekannten Purpurfiſcherei der griechiſchen Gewäſſer waren mehrere Inſeln, wie Kos und Amorgos, ſehr wohl im Stande, durch ſchwunghafte Verwerthung ihrer feinen Webereien, viele andere Inſeln durch die Ausführung edler Weine, neuen Wohlſtand zu gewinnen.

Wir haben früher erzählt, daß Kaiſer Hadrian gerade der europäiſchen Griechenwelt ſeine auszeichnende Gunſt zugewandt hat. Aber neben und nach ihm war auch ein vornehmer Athener, ein Mann von enormem Vermögen, eifrig bemüht, ſeine ungeheuren Mittel, zum Theil freilich für nach unſrer modernen Auffaſſung unproduktive Zwecke, im Intereſſe ſeiner griechiſchen Landsleute mit ſtaunenswürdiger Freigebigkeit zu verwenden. Es iſt der berühmte Profeſſor der Rhetorik in Athen, derſelbe Herodes Attikus (oder Herodes von Marathon,) der uns noch ſpäter wiederholt begegnen wird. Dieſer hochbegabte Sohn eines reichen Vaters, (des Tib. Claudius Attikus, der unter Anderem 107 n. Chr. römiſcher Statthalter in Judäa war), dieſer Lehrer und langjährige Freund des edlen Marc Aurel, (geb. 101 n. Chr.), der ſchon unter Hadrian im Jahre 128 zur Zeit (S. 388) von Antoninus' Proconſulat als Correktor (S. 352) der freien Städte von Aſia thätig geweſen, der ſpäter (S. 371 ff.) in ſeiner Heimath Athen Präſident des Hadrianiſchen Feſtes der Panhellenien und Prieſter des Hadrian war; der nachmals (namentlich ſeit 140) in Rom als gefeierter Kunſtredner und Rhetor auftrat, bei ſeiner Befreundung mit dem Hofe als Inhaber des römiſchen Bürgerrechts im Jahre 143 das Conſulat erwarb, und nachher in zweiter Ehe die ſchöne Annia Regilla, eine Verwandte des kaiſerlichen Hauſes heirathete, hatte ſich bereits in Aſia durch die ungeheure Liberalität berühmt gemacht, mit welcher er die Stadt Alexandreia Troas bei Anlage einer

Wasserleitung unterstützte. In Athen dagegen ließ er im engen Anschluß an Hadrians Neubauten das alte Panathenäische Stadion des Lykurgos jenseits des Ilissos herstellen und vollständig mit weißem Marmor vom Pentelikon belegen. Sein Hauptwerk aber in der Vaterstadt war das mit verschwenderischer Pracht und ausgesuchter Schönheit erbaute Odeion oder bedeckte Theater, welches er zu Ehren seiner verstorbenen Gattin nach dem Jahre 161 n. Chr. am südwestlichen Abhang des Schloßberges mit südwärts gerichteter Front errichtete. Es faßte etwa 6000 Zuschauer und ist noch heute zum größeren Theile vorhanden. Für den Geschmack der Zeit charakteristisch ist dabei die Verschwendung des Marmors. Die Orchestra war mit quadratischen Marmorplatten belegt; es wechselten dabei Platten aus weißem pentelischem Marmor mit solchen aus mattgrünem, gelbem, grau-

Reste des Theaters des Herodes Atticus zu Athen.

geädertem Cipollin von Karystos. Die auch sonst in verschiedenster Weise über Athen sich ergießende Freigebigkeit des Herodes kam aber auch anderen Griechen zu Gute. Die euböischen und böotischen und manche peloponnesische Städte und Megara erhielten reichliche Unterstützungen aller Art. Das durch ein Erdbeben zerrüttete Orikos in Epirus erhielt Mittel zur Wiederherstellung. Die uralten Heilquellen der Thermopylen wurden zum Gebrauch für Kranke in schöne marmorne Bassins gefaßt, und namentlich zu großem Behagen der Festgenossen eine Wasserleitung nach dem Thale von Olympia geführt, deren Eröffnung wahrscheinlich in das Jahr 153 n. Chr. fiel. Korinth wurde durch ein neues Odeion ausgestattet; die Durchstechung des Isthmos dagegen gab er auf, um nicht die kaiserliche Eifersucht zu reizen. Auch Italien wurde von ihm bedacht; hier hat er in Folge seines Consulats die apulische Stadt Canusium durch eine Wasserleitung unterstützt, in der Nähe von Rom dagegen, drei Miglien von der Hauptstadt, an der Via

Appia zum Gedächtniß der Regilla auf ihrem Landgute Triopion einen prachtvollen Park angelegt, deſſen Mittelpunkt ein noch heute theilweiſe erhaltener Grabestempel (nicht fern von dem Denkmal der Cäcilia Metella) bildete. Derſelbe war für ihr Bild beſtimmt, und nur aus Rückſichten der Konvenienz zugleich der Demeter und der jungen Kaiſerin Fauſtina dedicirt.

In viel großartigerer Weiſe jedoch war die durch ihre Lage, ihr Klima, den Reichthum und die Produktivität ihres Bodens ohnehin ſo ſehr begünſtigte Provinz Aſia wieder emporgekommen. Dieſes Land hatte ſich die vieljährige Friedensruhe der Kaiſerzeit und die beſſere Verwaltung gründlich zu Nutze machen können. Der furchtbare Jammer der gänzlich ruinirten Einwohner, die von Mithradates' Zeit bis zu dem großen finanziellen Bankerott 10 Jahre nach Actium ſo Entſetzliches gelitten hatten, war längſt verhallt und vergeſſen. Schon ſeit Neros Zeit konnte Aſia wieder als die reichſte und weitaus am beſten ſituirte Provinz des Reiches gelten. Schon damals rühmte ſich dieſes Land, fünfhundert lebensvolle Städte zu beſitzen. Und im Süden hatte die glänzende Eroberung Octavians, das ägyptiſche Nilthal, ſich immer bedeutender entwickelt. Eine der Hauptkornkammern des Reiches, die wichtigſte aller kaiſerlichen Domänen, und trotz der finanziellen Ausbeutung von Rom aus doch ſo vorſichtig behandelt, daß die Lage der Maſſen erträglich blieb, ſtand dieſes Land nicht hinter den guten Zeiten der Ptolemäer zurück. Die große Seehauptſtadt Alexandria mit ihrer aus Griechen, Juden und Aegyptern ſo eigenthümlich gemiſchten, raſtlos thätigen Einwohnerſchaft hatte ſelbſt einem Manne wie Hadrian ernſtlich imponirt.

Bis herab nun zu den Zeiten nach Septimius Severus war hier Alles im Aufſteigen. Die Induſtrie der helleniſtiſchen Länder des Reiches war in höchſt energiſchem Betriebe; für manche Geſchäftszweige beſaß der Oſten ſein altes Monopol, welches ihm ſchwer zu entreißen war. Aegypten genoß wegen ſeiner überaus feinen und kunſtvollen Linnenfabrikation, und wegen der großen Kunſtfertigkeit im Färben mit Muſtern, einen wohl verdienten Ruf. Alexandria ſpeziell fand in der Kunſt der Zeugwirkerei nur in Judäa und auf Kypros eine Nachahmung, die jedoch die Originale nicht zu erreichen vermochte. Eher wußte man in Rom die Fabrikate der alexandriniſchen Glasmanufakturen zu übertreffen. Phönikien leiſtete gerade in der Kunſt, feine Glaswaaren herzuſtellen, Erſtaunliches, und unter ſeinen altberühmten Städten hatte Tyros noch immer den Ruhm ſich zu wahren gewußt, die Purpurfabrikation weitaus am geſchickteſten zu betreiben. Und außer manchen anderen Induſtriezweigen, die in den Städten des Oſtens gediehen, war und blieb auch die wichtige, auf die heutigen Osmanen vererbte, Fertigung feiner Lederwaaren nach wie vor in gutem Betriebe. An Verbeſſerungen und neuen Erfindungen fehlte es auf keinem Punkte. Ihren eigentlichen Reichthum aber gewannen die griechiſchen Länder des Oſtens als Sitze des Großhandels, der dann weiter auch verſchiedene Häfen und Städte des alten Hellas als Stationen auf dem Wege nach Italien neu belebte. Aſia

und Aegypten waren hier beſonders bevorzugt. Die Karawanen, die aus dem inneren Aſien, aus China und Indien, nach Sinope kamen und nach den Häfen des Mittelmeeres geführt wurden, blieben allerdings noch zurück hinter dem Verkehr der Karawanen aus Afrika, und hinter den Schiffsladungen, die vom Rothen Meere aus Arabien, Malabar und Ceylon in Alexandrien ſich ſammelten. Und wenn die ägyptiſche Hauptſtadt durch Reichthum, Handel und Induſtrie ſelbſt die aſiatiſchen Griechenſtädte, Antiochia mit eingeſchloſſen, überbot, ſo waren doch die alten großen Küſtenſtädte, wie Rhodos, Milet, Epheſos, Smyrna, wie von neueren Orten Antiochia, Laodikeia, Apameia, Kibyra, ſowohl durch blühende Induſtrie, namentlich in feinen Wollartikeln, wie durch ihren Handel mit den Produkten des inneren Orients zu erſtaunlichem Wohlſtande gediehen.

Mehr und mehr ſtellte es ſich dabei heraus, daß die nivellirende Politik der Kaiſer, welche für den Oſten die volle Gleichberechtigung des Griechenthums mit dem Romanenthum anerkannt hatte, ihre Früchte trug. Wohl drang das römiſche Weſen recht fühlbar auch in die griechiſche und helleniſtiſche Welt ein. Nur in Hellas wurde das Lateiniſche der Anſiedler durch das Helleniſche wirklich abſorbirt. Im helleniſtiſchen Orient dagegen thaten die vielen, bis auf Hadrian ſo energiſch fortgeſetzten Kolonien mit Einſchluß der Anſiedlungen der Veteranen und des Zuſtrömens ſo vieler Italiker, namentlich der Kaufleute, nach allen griechiſchen und helleniſtiſchen Handelsplätzen, doch ihre Wirkung. Namentlich auf den Gebieten, wo die materielle Machtentwickelung des Römerthums in Betracht kam, machte dasſelbe fühlbare Fortſchritte. Das römiſche Recht gewann auch nach dieſer Richtung größere Geltung. Die halb oder ganz römiſchen Namen unter den Griechen wurden immer häufiger, und namentlich führte die Sehnſucht nach der unmittelbaren Theilnahme an dem großen Staatsleben der Römer immer mehr Griechen dahin, ſich das römiſche Bürgerrecht zu erwerben. Wie auch die faulen Elemente des römiſchen Weſens nach dem Oſten vordrangen, haben wir ſchon geſehen. Materiell aber eroberte ſich überall die römiſche Baukunſt ein neues Gebiet im Oſten, und übte namentlich auf die Anlage von Bädern, Waſſerleitungen, Brücken, Villen, Amphitheatern einen bedeutenden Einfluß aus.

Auf der anderen Seite entfaltete das griechiſche Element noch immer ſeine alte Lebenskraft. Neue Eroberungen freilich in der Art, wie das Lateiniſche in der allmählich ſich civiliſirenden größeren Weſthälfte des Reiches, konnte es nicht mehr machen. Allerdings wurde die griechiſche Weltſprache damals bis zum Jaxartes und bis nach Indien als Verkehrs- und Handelsſprache verſtanden, wie ſie gleichzeitig die Kirchenſprache wurde für die langſam aufwachſende neue Welt des Chriſtenthums. Dagegen machte für wirkliches Durchdringen des griechiſchen Weſens der Euſrat eine ſehr beſtimmte Grenze. Später hat ſich namentlich die neuperſiſche Art dem Griechenthum weit feindſeliger gezeigt, als die immerhin viel zugänglicheren Parther.

Innerhalb des Reiches waren die zähen Semiten nur ſehr ſchwer zu aſſimiliren; nicht minder die Aegypter. Auch hier blieb das Griechiſche mehr nur das allgemeine Verkehrsmittel. Nach Seiten der Religion ſo zäh und unnachgiebig wie zu allen Zeiten, wurden namentlich die Juden nur in Alexandria ſtark gräciſirt. In Syrien aber erhielt ſich ſelbſt bei den viel weicheren Aramäern bei den niederen Volksklaſſen und namentlich auf dem Lande die alte Volksſprache und ein unvertilgbarer nationaler Gegenſatz bis zu den Stürmen der chriſtlichen Konſeſſionen und bis zu dem vernichtenden Orkan des Islam. Dagegen gelang es ſchrittweiſe, die oberen Schichten bis tief nach römiſch Arabien immer mehr zu helleniſiren, und namentlich die kleinaſiatiſchen Völker, ſelbſt die rohen Paphlagonier und Kappadokier, ſo gut wie ganz zu Griechen, nach Art der neuen Romanen an der unteren Donau, zu machen; nur daß die alten Volksſprachen doch auch hier noch bis zum 4. Jahrhundert auf dem Lande fortlebten. Mit der romaniſchen Civiliſation begegnete ſich die griechiſche in der Mitte der thrakiſchen Provinz, wo erſt im 7. Jahrhundert n. Chr. unter völlig veränderten Verhältniſſen das Griechenthum die Oberhand behalten hat.

Die römiſche Reichsregierung förderte im Oſten durch ihr Verhalten das Griechenthum nach Kräften, namentlich gegenüber Semiten und Aegyptern. Die kaiſerlichen Edikte wurden für den Oſten des Reiches auch in griechiſcher Sprache veröffentlicht, das Griechiſche als Gerichtsſprache anerkannt und zugelaſſen, die griechiſche Aufſchrift auf den Münzen ſorgfältig geſchont, namentlich aber als entſchiedener Fortſchritt begrüßt und amtlich begünſtigt, wenn im Orient eine Stadt ſich dahin entwickelte, die Formen griechiſcher Gemeindeverfaſſung anzunehmen. Und gerade das ſtädtiſche Leben blühte in der ganzen griechiſch redenden Welt unter der Hoheit der Römer luſtig weiter. Die ariſtokratiſchen Beſchränkungen, welche den Verfaſſungen überall auferlegt waren, und die Eingriffe der Statthalter und kaiſerlichen Correktoren in Juſtiz und Verwaltung der Städte hinderten weder das Walten der alten reich gegliederten Beamtungen, noch die Entfaltung der griechiſchen Eigenthümlichkeiten. Die Pflege alter und neuer Kulte und Feſte, in Griechenland ſelbſt noch der uralten Eleutherien bei Platää, — die Pflege der maſſenhaften Ehrenbeſchlüſſe und des neu erwachten Titelprunkes; die Rivalität zwiſchen verſchiedenen Gemeinden um große und kleine, edle und nichtige Fragen, ſelbſt um ſtädtiſche Ehrentitel; der patriotiſche Ehrgeiz reicher Bürger, die Mitbürger zu beglücken, oft durch großartige Stiftungen und Bauten, oft freilich auch nur durch feſtliche Bewirthungen, oft auch durch freiwillige Uebernahme koſtſpieliger Geſandtſchaftsreiſen nach der Hofburg in Rom: das Alles ſind Züge, die nicht nur in kräftigen großen Gemeinden auftreten, wie ſie die Griechenwelt damals wieder in Menge beſaß, ſondern auch in ſehr kleinen und nur noch ſchattenhaft vegetirenden helleniſchen Orten uns wiederholt begegnen.

Daneben überfluthete nun andauernd eine griechiſche Auswanderung

aus Hellas und Vorderasien den romanischen Westen. Als Aerzte, als Lehrer, als gern gebrauchte Sekretäre, Verwalter, Agenten, als vielgeplagte Hausphilosophen in den Palästen der römischen Großen und ihrer Damen, als Athleten und Schauspieler aller Art zogen die Griechen nach Rom, nach Afrika, Spanien und Gallien. Puteoli war ein Hauptsammelplatz griechischer, wie orientalischer Kaufleute. Griechische Künstler waren noch überall gesucht; wir lernten unter Anderen Zenodoros und Apollodor als gefeierte Größen kennen, und noch wieder zu Hadrians Zeit erwarb sich die neubelebte hellenische Malerei und Architektur einen frischen Ruhmestitel. Neu war die Wanderschaft der griechischen Kunstredner, wie sie das zweite Jahrhundert in großartiger Gestalt hervorzubringen begann; älter der Brauch tüchtiger Gelehrten, auch in Rom ihre formelle Gewandtheit und stylistische Eleganz bewundern zu lassen. Freilich brachten die Griechen nicht nur feine Formen und anmuthige Lebensgewohnheiten mit, wie sie im ersten und zweiten Jahrhundert namentlich in Hellas (bei allmählicher Diskreditirung der Päderastie) unter einer fast an moderne Zustände erinnernden Theilnahme der Damen an der Geselligkeit und höheren Bildung sich nunmehr ausgebildet hatten. Auch die alten Fehler und Laster der Griechen kamen dabei immer wieder zum Vorschein. Und wie in Unteritalien, wo übrigens nur in Neapel, Rhegion und Tarent das eigentliche Griechenthum sich behauptet hatte, neben einem gut entwickelten Kunstsinn der Hang zu Ausschweifungen schlimmster Art in höchst bedauerlicher Weise sich ausgebildet hatte, so ergänzte sich auch das Hetärenthum überall vornehmlich aus griechischen Freigelassenen.

Den stärksten und bleibendsten Einfluß übte jedoch das griechische Element im Reiche jetzt und später durch seine litterarische Bewegung. Die Zeit war wieder gekommen, wo einerseits die Griechenwelt eine stattliche Reihe schriftstellerischer Größen aufzuweisen hatte, wo andrerseits neben der akademischen Blüthe der ägyptischen Seehauptstadt und anderer Studiensitze, namentlich im griechischen Kleinasien, auch das alte Athen einen neuen Weltruf als Musenheimath gewinnen sollte. Männer, wie der wackere Dio von Prusa, der wegen seiner glänzenden Redegabe den ehrenden Beinamen „Chrysostomos" erhalten hat, ein Mann von durchaus tüchtiger Gesinnung und bei sehr interessanter Eigenart noch heute durch seinen litterarischen Nachlaß höchst werthvoll für die tiefere Erkenntniß gewisser geistiger Strömungen seiner Zeit (er ist um die Mitte des ersten Jahrhunderts geboren und 117 n. Chr. gestorben), persönlich ein namhafter Philosoph von wesentlich stoischen Grundsätzen und fruchtbarer rhetorisch-politischer Schriftsteller, und weiter die Historiker Appian und Arrian standen den tüchtigsten Vertretern der damaligen römischen Litteratur, Tacitus ausgenommen, theilweise ebenbürtig zur Seite. Appian, der Zeitgenosse der Kaiser Hadrian und Antoninus, der Freund des Fronto, ein geborener Alexandriner, später als Sachwalter in Rom, endlich im Reichsdienst (anscheinend als Prokurator) in seiner Heimath thätig, ist für uns trotz vieler und erheblicher Schwächen wichtig als Verfasser einer

theilweise erhaltenen, bis auf die Kaiserzeit herabgeführten römischen Geschichte, die den reichen Stoff in eine Anzahl von Spezialgeschichten auflöst, und bei der Geschichte der Römer und der von ihnen unterworfenen Völker mit Vorliebe einen ethnographischen Standpunkt zur Geltung bringt. Als Historiker, namentlich als Kritiker und Quellenforscher unvergleichlich höher steht allerdings der „Xenophon" dieser Zeit, der treffliche Flavius Arrianos von Nikomedien, der als Zeitgenosse der Kaiser Hadrian, Antoninus und Marc Aurel auch im römischen Reichsdienst thätig gewesen ist. Philosophisch gebildet durch den berühmten Stoiker Epiktet, mit dem er in jüngeren Jahren in vertrauten Beziehungen stand, und dessen Ethik er später sehr verständig zusammengefaßt herausgegeben hat, war er auch ein tüchtiger Soldat und gebildeter Taktiker, und als solcher gegen Ende von Hadrians Regierung Statthalter von Kappadokien. Unter seinen historischen Schriften ist für die Gegenwart die noch immer werthvollste seine Darstellung der asiatischen Feldzüge Alexanders des Großen: die erste und einzige uns erhaltene kritische und wahrheitstreue Schilderung der weltumgestaltenden Heerfahrt des großen Griechenfürsten.

Die liebenswürdigste litterarische Persönlichkeit dagegen unter den eigentlichen Hellenen des ersten Jahrhunderts und der Trajanischen Zeit, zugleich einer der fruchtbarsten und anmuthigsten Schriftsteller dieses Zeitalters, war der treffliche Plutarch von Chäroneia. Der Abkömmling einer angesehenen, hochgebildeten Bürgerfamilie dieser böotischen Stadt, anscheinend um 46 n. Chr. geboren, eine echte Gelehrtennatur, in Athen durch den auf dem Boden der akademischen Schule fußenden Eklektiker Ammonios philosophisch geschult, nachher auch in Alexandrien und in der Reichshauptstadt gründlich weitergebildet, — später nach dauernder Festsetzung in seiner Heimat, die er aber häufig genug zu Reisen aller Art verließ, Priester des pythischen Apollo und in sehr engen Beziehungen zu dem delphischen Heiligthum, ist er einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit geworden. In seiner edlen Sinnesweise auf die Hebung des sittlichen und sozialen Zustandes seines Volkes stets bedacht, hat er als religiös-philosophischer und als moralischer Schriftsteller von lautester Liebenswürdigkeit in überaus zahlreichen Schriften sich mit den Zuständen der unmittelbaren Gegenwart beschäftigt; am wirksamsten ist er wohl durch die populär praktischen Abhandlungen geworden, die sich auf den verschiedensten Gebieten des geistigen und des praktischen Lebens, mit Vorliebe auch auf dem Gebiet der gemüthlichen menschlichen Beziehungen bewegen. Der in Griechenland wie in Rom allbeliebte Mann, der auch seitens der Kaiser Trajan und Hadrian persönlich ausgezeichnet wurde, unter der Herrschaft des letzteren selbst eine politische Stellung in Griechenland bekleidet haben soll, und während der ersten Hälfte von Hadrians Regierung das Ziel seines thätigen Lebens erreichte, gewann seinen eigentlichen Ruhm bei der Nachwelt als Verfasser der von ihm unter Trajan ausgegebenen Biographien zahlreicher historisch namhafter Hellenen und Römer.

Die kritische Prüfung unserer Tage hat freilich auch diesen Kranz vielfach mit rauher Hand zerpflückt, die Schärfe und Richtigkeit seines historischen Urtheils vielfach in Frage gestellt, die Gründlichkeit und die Art seiner Forschung und Quellenbenutzung kräftig angefochten. Dagegen der schöne sittliche Zug seiner Art der historischen Erzählung, die Wärme und Innigkeit seiner Darstellung, die Freude an seinen Helden, und die umfassende wissenschaftliche und ästhetische Bildung dieses edelsten Hellenen jener Zeit ist noch heute unangefochten geblieben.

Weit intensiver und aufregender, aber viel weniger auf sittliche Hebung berechnet waren dagegen die Studien, die namentlich seit dem zweiten Jahrhundert in den Metropolen der Westküste Kleinasiens und in Athen zur Vorherrschaft gelangten und wesentlich die neue Weltstellung der alten Stadt des Perikles erbauen halfen. Unter den vielen griechischen Studiensitzen der Kaiserzeit behauptete bis zur Zeit des Antoninus Pius noch immer Alexandria die Suprematie. Die Beherrscherin des Welthandels war auch im Besitze einer überaus blühenden Universität, wo sich, gelockt durch die großartigen wissenschaftlichen Sammlungen und das Museum der Ptolemäer, welches durch Kaiser Claudius noch Erweiterungen erfahren hatte, Studirende aus allen Theilen der damaligen Welt zusammenfanden. Neben den philosophischen, grammatisch-philologischen und rhetorischen Studien blühten hier namentlich die exakten Wissenschaften. Die Schulen für Mathematiker genossen einen Weltruf; und zu Alexandria lebte der größte Astronom und Geograph der alten Welt, der bis in die neueren Jahrhunderte hinein hoch gefeierte Claudius Ptolemäos, dessen Blüthezeit in die Mitte des zweiten Jahrhunderts fiel. Nicht minder bedeutend waren in dieser Zeit, wo das Bedürfniß nach wissenschaftlich gebildeten Aerzten sehr groß war, und namentlich die griechische Welt ungemein zahlreiche Jünger dieser Wissenschaft erzeugte, neben solchen Instituten an anderen griechischen Orten die medicinischen Schulen in Alexandria.

Nach dieser Richtung konnte Athen, welches nur seinen uralten Ruhm, seine vier Philosophenschulen, und seine alten und neuen Prachtbauten, sammt seinen einfacheren Sitten und der Reinheit der attischen Sprache seines Landvolkes aufzubieten hatte, mit Alexandria und anderen neueren Großstädten nicht wetteifern. Da wurde für Athen rettend eine neue Richtung des Geschmackes, die sogenannte „moderne Sophistik". Wir wissen, daß die jungen Griechen und Römer, die nach höherer Bildung und eventuell nach öffentlichen Stellungen im municipalen und im Staatsdienst strebten, auf eine ganz bestimmte Art der formellen Bildung angewiesen waren, bei welcher namentlich der Schule des Rhetors eine sehr bedeutende Aufgabe zufiel. Unsere bisherige Darstellung hat uns wiederholt den Einfluß der rhetorischen Bildung kennen gelehrt. Diese Grundlage der höheren Ausbildung hat sich für die gesammte antike Welt bis in das Zeitalter dicht vor Justinian I. behauptet. Nun aber ist es den Griechen, zuerst in Kleinasien,

mit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. gelungen, die ſeit der Zeit des Niederganges der atheniſchen Größe, ſeit dem Ausleben der Leidensgenoſſen des Demoſthenes verlorene „Kunſt der Wohlredenheit“ wieder zu entdecken. Anders ausgedrückt: nachdem in der alten Welt ſeit Ciceros Ermordung überall die Beredtſamkeit großen Styles abgeblüht hatte, und Roms Redner ihren Ruhm nur noch als Sachwalter oder innerhalb des Senates zu ſuchen hatten, erwachte die Kunſt der Rede alter Art wieder in der griechiſchen Welt. Aber wie war ſie verwandelt! Die neue Art der Wohlredenheit ſuchte freilich wieder wie die alte ein Publikum, das nach Tauſenden von Zuhörern zählte. Aber die neuen Kunſtredner, die nicht mehr nur Lehrer der Schulrhetorik ſein wollten, ſind weſentlich Schauſpieler. Bei ihnen wird das theatraliſche Moment die Hauptſache, bald auch eine ſehr ausgeprägte Art des Virtuoſenthums, und ihre Prachtſtücke ſind nicht mehr auf große politiſche oder juriſtiſche Aktionen berechnet, ſondern auf den Geſchmack und das äſthetiſche Behagen der Zuhörer. Es ſind „oratoriſche Koncerte“, die ſie veranſtalten, und charakteriſtiſch für ſie iſt die ſachliche Inhaltsloſigkeit ihrer Reden. Nur die Freude der antiken Völker an der ſchönen Form als ſolcher, und das leidenſchaftliche Intereſſe an eleganter Kunſt der Worte macht es begreiflich, wie dieſe neue Richtung die alte Welt von Trajan bis auf Theodoſius I., oder vielmehr bis zu den Tagen hat beherrſchen können, wo in der chriſtlich gewordenen Zeit die glänzende Rhetorik der Kanzel mit ihrem gewaltigen Inhalt das brillante Feuerwerk der antiken Redekünſtler verdrängt hat.

Dieſe neuen Prachtredner, auf welche jetzt der alte Name attiſcher Jugendlehrer als neuer Ehrenname übergeht — dieſe „modernen Sophiſten“ berühren die Gegenwart nur ausnahmsweiſe. Nur ſelten nach wirklich klaſſiſchen Muſtern gebildet, machen ſie die alte Geſchichte in ihren Höhepunkten und die alte Litteratur zu den weſentlichen Motiven ihrer Reden, und gewinnen allmählich ein ſolches Uebergewicht, daß auch die übrigen Wiſſenſchaften, ſelbſt die Medicin, (kaum die Jurisprudenz ausgenommen), ſich in das Gewand der Kunſtrede auf den Studienanſtalten hüllen müſſen. Es unterſcheiden ſich nun verſchiedene Arten ſolcher Künſtler. Manche durchziehen als reiſende Virtuoſen die ganze römiſch-griechiſche Welt und erwerben ſich auf dieſe Weiſe ein ſehr erhebliches Vermögen. Ein anderer Theil dagegen hat feſte Wohnſitze und eine anerkannte Stellung, die ſie jedoch nicht hindert, — namentlich die von Athen, — zu Zeiten die Reichshauptſtadt, verſchiedene Theile Griechenlands, und namentlich auch die großen helleniſchen Nationalſpiele zu beſuchen, um ſich daſelbſt hören zu laſſen. Die Hauptziele aber ihres Ehrgeizes ſind die großen Profeſſuren in Athen, dann die in der durch Hadrian in Rom als „Athenäon“ geſchaffenen Studienanſtalt, endlich aber die Stelle als Cheſ der griechiſchen Kanzlei an der Seite des Kaiſers. Oft Männer vornehmer Abkunſt und von großem Vermögen, in ihren Städten hoch geſchätzt, pflegen ſie ein prunkvolles Auftreten und geben der Phyſiognomie

dieſer und der folgenden Zeiten einen neuen und ſehr originellen Zug. Feſt angeſiedelt, ſind ſie weſentlich Jugendlehrer, aber Rhetoren höheren Ranges, Profeſſoren der Beredtſamkeit. In ihren Schulen wird einerſeits die höchſt kunſtvoll entwickelte Technik der Redekunſt, dann die ſehr geſchätzte Uebung der Improviſation, weiter aber auch eine Maſſe äſthetiſcher, litterariſcher, philologiſcher und hiſtoriſcher Bildung gewonnen. Dazu aber traten alle die fatalen Beigaben des Künſtlerthums, namentlich eine erſtaunliche Pflege der Eitelkeit, und nur zu oft die leidenſchaftlichſte perſönliche Eiferſucht auf berühmte Rivalen.

In Kleinaſien war namentlich Smyrna ein erſter Hauptſitz der neuen Kunſt. Hier glänzte vor Allen der berühmte Antonius Polemon (S. 371) von Laodikeia, der während der erſten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ein gefeierter Improviſator, der Stolz von Smyrna geweſen iſt. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß die neue Kunſt auch in Athen Boden gewann, wo nun zuerſt in Hadrians Zeit Lollianus von Epheſos und ſehr bald auch Polemons Schüler, jener brillante Herodes von Marathon, als „Sophiſten" ſich berühmt machten. Bei dem glühenden Intereſſe der Regierung und der Gemeinde von Athen für ihre Studienanſtalten kam man den neuen Anregungen Antonins gern entgegen. Dieſer intelligente Regent (S. 394) befreite durch eine beſtimmte Verfügung in den kleineren Städten fünf Aerzte, drei Sophiſten und drei Grammatiker, in den größeren 10 Aerzte, fünf Sophiſten und fünf Grammatiker von der höchſt koſtſpieligen Uebernahme gewiſſer municipaler Verpflichtungen. Dann veranlaßte er die ſtädtiſchen Behörden, den Sophiſten als Lehrern der Jugend gewiſſe Gehälter auszuwerfen; es ſcheint, daß der Fiskus eintrat, wenn die ſtädtiſchen Mittel nicht ausreichten.

In Athen ſchuf man damals den erſten beſoldeten Lehrſtuhl der Sophiſtik, den nun der bereits mit Ehren genannte Lollianus einnahm. Die attiſchen Schulen wurden aber in namhafter Weiſe weitergeführt, und die Einrichtung geſchaffen, die Athen, ſo zu ſagen, den Charakter einer Reichsuniverſität gab, als Marc Aurels Regierung ſich ihrem Abſchluß näherte. Dieſer große Freund der Wiſſenſchaften nämlich hat zunächſt in der zweiten Hälfte ſeiner Regierung für Athen neben dem „ſtädtiſchen" noch einen zweiten, weit reicher beſoldeten, den „kaiſerlichen" Lehrſtuhl der „Sophiſtik" ins Leben gerufen, — ſeit dieſer Zeit von den Meiſtern der modernen Redekunſt mit Vorliebe geſucht. Nachher aber beſuchte er im J. 176 n. Chr. die alte Muſenſtadt, und damals, ſo ſcheint es, geſchah es, daß er unter eifriger Mitwirkung ſeines alten Freundes Herodes von Marathon, den er auch zum Kurator der neuen Schöpfung ernannte, auch für den anderen großen Zweig der zu Athen gepflegten Studien erhebliche Mittel auswarf. Die vier alten großen Philoſophenſchulen nämlich wurden förmlich anerkannt, und ein namhafter Fonds aus fiskaliſchen Mitteln angewieſen, aus welchem je ein Docent jeder dieſer vier Richtungen (Platoniker, Peripatetiker, Stoiker und Epi-

kureer), denselben Gehalt erhalten sollten, wie der kaiserliche Professor der Rhetorik. Die modernen Specialschriften über Athen und das Ausleben des alten Hellenenthums geben reiches Detail über das innere und äußere Leben dieser neuen, mit unseren Instituten dieser Art allerdings nur mit theilweiser Berechtigung zu vergleichenden athenischen Universität, auf die wir bei der Geschichte der Zeit der Constantiner und der ersten oströmischen Kaiser noch einmal zurückkommen werden. Zunächst sei nur bemerkt, daß seit dieser Zeit Athen das ersehnte Ziel immer größerer Schaaren junger Männer geworden ist, welche mit ganz besonderer Vorliebe sich namentlich in der modernen Prachtrhetorik berauschten; und zwar so, daß für diese und die folgende Zeit noch erst italische und afrikanische Romanen, und namentlich Griechen aus Hellas, aus Kleinasien, Aegypten und Syrien den Kern der studirenden Jugend bildeten, während auch die großen Sophisten immer zahlreicher aus den immer tiefer gräcisirten Schichten der Landschaften zwischen dem Nil und dem Taurusgebirge hervorgingen. Viel später finden wir dann, daß schließlich kaum ein Land des Reiches und seiner irgend civilisirten Grenznachbarn der Vertreter unter der akademischen Jugend von Athen gänzlich entbehrt hat.

Ein guter Theil der hier bisher gegebenen Schilderungen wird es verständlich machen, wie die späteren Geschlechter der ausgehenden antiken Welt vielfach dazu gekommen sind, die Zeit von Nero bis Marc Aurel als die „Goldene Zeit" des Reiches zu feiern. Die Zeitgenossen selbst, die gern in heiterem Behagen sich des Genusses aller Güter und alles Glanzes erfreuten, der auf diesem milden „Nachmittag" des antiken Tages ruhte, waren sich schwerlich darüber klar, daß das Ende dieser schönen Zeit nicht mehr fern war, und in gewissem Sinne auch nicht mehr fern sein konnte. Wir werden aber nur zu bald finden, daß bei dem Hereinbrechen schwerer auswärtiger Gefahren und tiefgehender innerer Erschütterungen das Reich für viele Jahrzehnte auffallend kraftlos erscheint. Mit Ausnahme indessen eines sehr wesentlichen Zuges, der aber ebenfalls nicht gerade jäh in den Vordergrund tritt, wird bei unserer Beobachtung recht klar, daß diese gefährliche Schwäche nicht von ungefähr sich über die Völker des Reiches ausgebreitet hatte. Vielmehr war ein guter Theil des heiteren Glanzes der goldenen Zeit doch nur blendender Schimmer gewesen. Auf vielen Punkten verhüllte nur ein täuschender Schein der Gesundheit den unrettbar sich vorbereitenden inneren Verfall, und hatten Schäden gewuchert, die erst viel später durch das Eintreten ganz neuer geistiger Kräfte und Volkselemente geheilt werden konnten, — dann aber auf Kosten der Antike und des Römerthums.

Der fühlbare litterarische und bald auch künstlerische Verfall der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. war noch keineswegs als das schlimmste Symptom für die Zukunft des Römerthums anzusehen. Wir heben hier zum Abschluß dieser Schilderungen noch die wesentlichsten Momente heraus.

In erster Reihe war es mit der allgemeinen Sittlichkeit sehr übel bestellt. Man braucht die Worte und drastischen Schilderungen der Satiriker des Zeitalters keineswegs überall im weitesten Sinne zu nehmen; man braucht auch den Hautgoutduft eines erheblichen Theiles der „leichten" Litteratur nicht gerade als bestimmenden Faktor bei der Prüfung des sittlichen Niveaus dieser Zeiten zu nehmen; man mag seine volle Freude haben an einer nicht kleinen Zahl edelster Persönlichkeiten unter den Völkern des Reiches und an vielen hochachtbaren Erscheinungen des damaligen Lebens; man mag endlich großes Gewicht legen auf die fortlaufende Ergänzung der herrschenden Kreise und Klassen aus den frischeren Massen in der Tiefe des Volkes überhaupt und in manchen noch jugendlich gesünderen Provinzen: nichtsdestoweniger bleibt eine erschreckend große Masse von Momenten unsittlicher Art übrig, die ihrer Natur nach immer weiter wuchern mußten. Wir erinnern noch einmal daran, wie überaus entsittlichend nach den verschiedensten Seiten hin die „Spiele" des Amphitheaters, die Thierhetzen, und die theatralischen Hinrichtungen (S. 61) wirken mußten, die von Geschlecht zu Geschlecht sich über alle Theile des Reiches weiter und intensiver ausbreiteten. Wie es mit der Sittlichkeit im engsten Sinne des Wortes stand, namentlich in allen großen Metropolen des Reiches, und zwar aller Zungen, soll nicht nochmals des Näheren erörtert werden. Gegenüber den grotesken Erscheinungen des ersten Jahrhunderts, selbst in der Hofburg auf dem Palatin, ist allerdings das charakteristisch, daß die furchtbar großartigen Gestalten solcher Frevel seltener werden, daß jedoch diese Art der Entsittlichung immer allgemeiner sich ausbreitet. Die griechische und die römische Welt, diese mit Einschluß der Kelten und Afrikaner, hatten einander nichts vorzuwerfen. Neben der Reichshauptstadt und Unteritalien behauptete Alexandria, dem Karthago mit Erfolg nachstrebte, den Ruf der lockersten Sitten, der größten Ueppigkeit, — diese allerdings viel raffinirter als an der Tiber, und zügellosester Ausschweifung. Aber auch andere Centralplätze, wie Antiochia, wie Smyrna und Ephesos, wie Korinth und Thessalonike hatten einen wohlverdienten schlimmen Ruf. Und neben sittlicher Zuchtlosigkeit schlimmster Art, die in der griechischen und römischen Welt bei allen Ständen allgemein ausgebreitet und unaufhörlich das gewöhnlichste Objekt gegenseitiger Vorwürfe war, wimmelte es von gemeinen Verbrechen aller Art. Abgesehen von Raub, Mord, Todtschlag, wie von gemeinen Diebereien, so waren Giftmischerei in Familien, frecher Tempelraub, Meineid, Erbschleicherei, Betrug, pfiffige Beraubung anderer um ihr Vermögen, und bei dem Schwinden honetter Gesinnung auch unter gebildeten Menschen furchtbare Roheit im Streite und in der Polemik nur zu gewöhnlich.

Mit den Mitteln der antiken Welt war dagegen nur schwer aufzukommen. Die gesünderen Provinzen sanken ebenfalls nach dieser Seite allmählich, je reicher die romanische Civilisation sich dort entfaltete. Die roheren Elemente dagegen, die namentlich aus den unteren Donauländern und später

aus manchen noch weiter romaniſirten Stämmen der „Barbaren" in das Römerthum eintraten, haben, wie ſich zeigen wird, mehrfach ſchlimme Verwilderung mitgebracht und die römiſche Strafjuſtiz erheblich grauſamer geſtalten helfen. Die Philoſophie wirkte, namentlich in ihrer platoniſchen und ſtoiſchen Ausprägung, wohl auf eine große Anzahl tüchtiger Menſchen ſittlich hebend und fördernd; für die Maſſen bedeutete ſie doch immer nur wenig, zumal die Haltung und Lebensführung ſehr vieler Berufsphiloſophen ebenfalls durchaus nicht erfreulicher Art war und den Spott der Satiriker herausforderte.

Ebenſowenig war die antike Religion ihrer Natur nach geeignet, dem ſittlichen Verfall entgegenzuwirken. Nur muß man nicht annehmen, daß ſie ſelbſt ſich damals bereits in Auflöſung befunden habe. Ganz im Gegentheil, im Gegenſatz zu den letzten Zeiten der Republik und eines großen Theiles des erſten Jahrhunderts iſt das zweite Jahrhundert eher ein Zeitalter neuen Auflebens der alten Kulte zu nennen. Es ſind dabei verſchiedene Richtungen und geiſtige Strömungen ſehr beſtimmt zu unterſcheiden. Auf der einen Seite gab es bedeutende Perſönlichkeiten, die mit bewußtem Nachdruck den alten Glauben der römiſch-griechiſchen Welt wieder zu beleben und zugleich auf die Hebung der Sittlichkeit zu wirken bemüht waren. In ſolcher Weiſe hatte der vielgefeierte Neu-Pythagoräer und begeiſterte Verehrer alles Helleniſchen, Apollonios von Tyana, während des erſten Jahrhunderts, nachdem er den fernſten Orient durchwandert, ſeit Claudius' Zeit in Begleitung zahlreicher Jünger das römiſche Reich durchzogen und einerſeits als Wunderthäter, andrerſeits als ein Mann von höchſter ſittlicher Reinheit und imponirender Würde bei den Prieſtern, wie bei den Maſſen eine ſittliche Reform zu erzielen geſtrebt. Denn er ſuchte dem Polytheismus einen geiſtigeren Inhalt zu verleihen, und ſetzte ein ſtrenges Moralprincip in den Mittelpunkt ſeines ganzen religiös-philoſophiſchen Syſtems. Weit klarer allerdings war ſein jüngerer Zeitgenoſſe Plutarch, der ebenfalls auf eine geläuterte Ethik das höchſte Gewicht, daneben aber im Sinne des Platonismus ſeiner Zeit einen ganz beſonderen Nachdruck auf die Perſönlichkeit, die Einheit und die abſolute Vollkommenheit der Gottheit legte. Charakteriſtiſch iſt hier aber wieder die Annahme einer Einwirkung der Gottheit durch Vermittlung von Dämonen auf die Menſchen, die ſich der Einzelne durch Läuterung ſeines Inneren und durch Hingabe an die Gottheit zu erwerben habe. Auf der andern Seite war in bemerkbarer Weiſe gegen die ſehr zahlreichen zerſetzenden und ſkeptiſchen Einflüſſe älterer und neuerer Zeit und gegenüber den außerhalb der Epikureiſchen Schule überhaupt nicht ſehr häufigen wirklichen Atheiſten und Pantheiſten eine fühlbare Reaktion im Gange, die ſich theils in der ausgeſprochenen Gläubigkeit vieler uns bekannter Vertreter der gebildeten Welt, theils in der unverkennbaren Haltung der Kaiſer ſeit Domitian deutlich zu erkennen giebt. Während die gebildete Welt mehr oder minder geſchickt ſich eine Vermittlung ſchuf zwiſchen philo-

sophischen Gedanken und dem Volksglauben, war in der That bei den Massen der positive Glaube an die alten Götter noch immer ungeschwächt erhalten. Getragen und gehalten durch die zahllosen alten und neuen Heiligthümer, durch die, namentlich auch auf hellenischem Boden unendlich zahlreichen, theilweise uralten Kulte jeder Art, die seit unvordenklicher Zeit fortlebten, fehlte es, — ganz abgesehen von dem Kultus der römischen Kaiser und von neuen Erscheinungen, wie dem Dienst des Antinoos, — innerhalb desselben durchaus nicht an Bewegung und Produktivität. Dazu trat aber drittens die seit Alters arbeitende Richtung auf die Aufnahme neuer, oft sehr fremdartiger Kulte und Göttergestalten in die griechisch-römische Götterwelt. Keltische und afrikanisch-semitische Gottheiten wurden methodisch mit römisch-griechischen kombinirt und identificirt. Und gerade das erste und zweite Jahrhundert zeigen recht deutlich das Vordringen der so fremdartigen ägyptischen und persischen Gottheiten im römischen Reiche. Von jenen hatten Anubis, Sarapis, Harpokrates, und namentlich die Isis, die seit der Diadochenzeit nach Westen vordrangen, ihre weiteste Verbreitung gewonnen. Die Isis zumal, deren Dienst seit Sulla in Rom eingedrungen war und seit Vespasian kaiserliche Gunst gewonnen hatte, verbreitete sich bis nach dem fernsten Westen, und hatte allmählich, zunächst als eine Gottheit des Heils, im engeren Sinne auch der Heilung, eine ungeheure, „allumfassende" Bedeutung gewonnen, am Mittelmeer selbst die einer Herrscherin der See. Ihr Kultus war reich an prachtvollen Prozessionen, nicht minder an Kasteiungen, Sühnungen und strengen Observanzen, und vor allem an Mysterien. Gerade die religiöse Sehnsucht, die Hoffnung auf Entsühnung, der Drang nach kräftigen Bußen, und die Hoffnung, durch Hingebung an Eine Gottheit eine selige Unsterblichkeit zu gewinnen, förderte die Aufnahme so fremdartiger Kulte in die römisch-griechische Götterwelt, der sonst diese geheimnißvollen Ceremonien, schwärmerische Ekstase, Magie, Selbstentäußerung und schrankenlose Hingebung an die Gottheit, Entsagung und Buße als Vorbedingung der Läuterung und Weihe, ziemlich fremd gewesen waren. Noch mächtiger aber, und namentlich durch die Armee verbreitet, war der Geheimdienst des Mithras, ebenfalls mit dem Anspruch auf Erlösung und Unsterblichkeit. Zuerst unter Tiberius bekannt geworden, dagegen im 2. und im 3. Jahrhundert immer allgemeiner verbreitet, war der Dienst des persischen Sonnengottes, aber mit starker semitischer Färbung, durch die kilikischen Piraten den Abendländern zugeführt worden. „Der unbesiegte Gott Mithras, die unbesiegte Sonne Mithras," Siegspender, Kriegsgott, später auch Führer der Seelen, die er aus dem Erdenleben heraus wieder zum Lichte emporleitet, wurde der Mittelpunkt eines neuen Kultus, bei welchem die in seinen Mysterien erstrebte „Erlösung, um dem rettenden Gott sich anschließen zu können", mit furchtbar schweren, düsteren Prüfungen verbunden war. Die Spuren dieses Mithraskultus, der sich natürlich mit semitischen, wie mit griechisch-römischen Sonnendiensten nahe berührte, sind in sehr zahlreichen Reliefs (meist aus dem dritten Jahr-

hundert) auf der europäiſchen Militärgrenze des Reiches in vielen Geſtalten aufgefunden worden. Im Inneren des Reiches kannte man namentlich in Alexandrien und in Rom, wo die Mithrashöhle in den kapitoliniſchen Hügel hineinging, die Heiligthümer dieſer Gottheit.

Mithras-Gruppe (Rom, Vatican).

In einer Höhle, über welcher häufig der Sonnenwagen oder die Sonne und der Mond angedeutet iſt, kniet ein Jüngling in phrygiſcher Tracht (es iſt Mithras) auf einem Stier, dem er einen Dolch in den Hals ſtößt. Ein Hund ſpringt an den Stier heran, eine Schlange leckt ſein Blut. Dieſe Symbole bedeuten den Sieg des Sonnenhelden über den Stier als Standbild des Mondes oder der raſch wechſelnden Zeitlichkeit überhaupt, welcher ſterben muß, damit ein neues Jahr entſtehe. Der Hund deutet auf den verzehrenden Sirius ꝛc.

Daneben aber behauptet nun die alte Religion, „der Staatskultus", noch immer weithin das Feld, und mit ihr die ausgeprägte Wunderſucht, die neu erwachte Schwärmerei für das Orakelweſen, für Aſtrologie, und alle Art von Superſtition, namentlich wunderbare Vorzeichen jeder nur möglichen Art. Wie ſehr aus ſolcher Temperatur heraus die Maſſen und auch gebildete Männer durch ſchlaue Betrüger ausgebeutet werden konnten, das lehrt uns recht deutlich die groteske Geſchichte von dem Orakel des Apollo und Asklepios zu Abonoteichos in Paphlagonien, mit welchem ein ſchlauer Gauner, Alexander genannt, unter Antoninus und Marc Aurel die halbe Welt in der raffinirteſten Weiſe betrog und ſeinerſeits zu großem Vermögen gelangte.

Nur klein war neben solchen Massen die Zahl der wirklich Ungläubigen, oder auch derer, die nur die höchsten Ideen über göttliche Dinge pflegten, welche die menschliche Vernunft erzeugen konnte. Und eine sehr isolirte Erscheinung war, soviel sich erkennen läßt, jener Lukianos von Samosata (geboren um 120), der Voltaire des zweiten Jahrhunderts, der geistreichste griechische Schriftsteller der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, der fein gebildete Sophist, der — für die Sittengeschichte der Antoninenzeit unschätzbar, in zahlreichen witzigen Schriften, bei im Grunde tief ernster Sinnesweise, einerseits die Thorheiten und Frevel seiner Zeit scharf geißelte, andererseits aber auf dem Boden der ursprünglichen Lehre des Epikur mit ätzender Schärfe das antike wie das damals moderne Götterthum zersetzte.

Was dem geistvollen Manne voll herber Bitterkeit, aber ohne positive Ueberzeugung und ohne reformatorischen Schwung fehlte, das hatten nun endlich die Christen, die entschlossenen Gegner der alten Götterwelt, die junge Saat der Zukunft. Aber in diesem Zeitalter waren sie freilich schon überall bekannt, jedoch noch lange keine Macht, mit welcher ihre Gegner geglaubt hätten, ernsthaft rechnen zu müssen. Das Christenthum hatte allerdings im Laufe des ersten Jahrhunderts sich in verschiedenen Theilen des Reiches räumlich ziemlich weit verbreitet. Die apostolische Mission bis zu Neros Zeit war auf die Osthälfte des Reiches, endlich auf die Reichshauptstadt beschränkt geblieben. Dagegen machte es der riesige Verkehr innerhalb des Reiches und namentlich die Ausdehnung der jüdischen Diaspora nur natürlich, daß man in vergleichsweise nicht allzulanger Zeit so ziemlich in allen Theilen des Reiches wenigstens Kenntniß erhielt von der neuen religiösen Bewegung, die in Palästina ihren Ausgang genommen hatte. Die Ausbildung eigentlicher geschlossener und organisirter Gemeinden dagegen blieb sehr lange auf die Osthälfte des Reiches beschränkt. Jerusalem und Antiochia in Syrien, sehr frühzeitig Alexandrien, verschiedene Centralplätze des mittleren und westlichen Kleinasiens, sind frühzeitig bedeutende Ausgangspunkte der neuen Religion geworden. Von der großen ägyptischen Metropole aus drang die christliche Lehre sowohl am Nil hinauf wie westwärts nach Afrika vor. Auf der Balkanhalbinsel waren in Makedonien die seit 53 und 54 n. Chr. zuerst entstandenen Paulinischen Gründungen in Philippi, in Thessalonike, in Beröa, in Athen und Korinth, vielfach hoffnungsreicher Art. In der Reichshauptstadt dagegen ist die erste christliche Gemeinde wahrscheinlich, ohne eine apostolische Stiftung zu sein, aus der großen jüdischen Synagogengemeinde in Rom hervorgegangen, die offenbar schon ziemlich frühzeitig in ähnlicher Weise von Samenkörnern des Christenthums berührt wurde, wie viele andere große Centralpunkte des Reiches. Ihren Bestand bildeten vermuthlich ehemalige, als romanische Heiden geborene Proselyten derselben und ein kleiner Bruchtheil ursprünglicher Nationaljuden. Im fernen Westen sind es namentlich Lyon und Vienne, wo sich dann Gemeinden von Wichtigkeit vergleichsweise bald entwickelt haben.

Als ein in gewiſſem Sinne politiſcher Faktor in der römiſchen Reichsgeſchichte, zu welchem das Princip und die Geſetzgebung des Reiches Stellung nehmen, erſcheint das Chriſtenthum erſt ſeit Trajan. Während des erſten chriſtlichen Jahrhunderts dominirte innerhalb der „Gemeinde", die ſich in einfach praktiſcher Weiſe und für lange Menſchenalter in demokratiſcher Geſtalt ihre inneren Organiſationen ausbildete, die Aufgabe, die verſchiedenen frühzeitig erwachſenden Gegenſätze, ſo namentlich den zwiſchen den Gläubigen, die aus der Synagoge und denen, die aus dem Heidenthum zu ihr traten, auszugleichen, ſeparatiſtiſche Richtungen zu überwinden, und vor Allem die Glieder der neuen Gemeinſchaft auf dem Wege der idealen Sittlichkeit feſtzuhalten, welche der neue Glaube forderte. Für die ſchnelle Ausbreitung des Chriſtenthums wirkten nicht wenige Umſtände ſehr günſtig, wie ihr wieder andere von Anfang an durchaus hinderlich im Wege ſtanden, lange, ehe noch das harte politiſche Römerthum und der erwachende Fanatismus der alten Religionen kampfgerüſtet dem Evangelium entgegentraten. Die enthuſiaſtiſche Gluth des neuen Glaubens, die in der neuen Gemeinde lebte, machte es den Chriſten zu einer heiligen Pflicht, die neue Lehre des Heils aller Welt zu verkünden. Und das Beiſpiel der erſten Apoſtel erweckte ſtets Nachfolger in wachſender Zahl, die nach der Vorſchrift des Evangeliums ihre Habe an die Armen vertheilten und den Wanderſtab ergriffen, um das Wort Gottes von Volk zu Volk zu tragen, und deren Eifer auch unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren nicht ermattete oder erkaltete. Die neue Lehre, die ſich mehrfach mit philoſophiſchen, theologiſchen, ethiſchen und humanen Ideen berührte, wie ſie damals ſo vielfach in den geiſtig und ſittlich beſten Schichten der alten Geſellſchaft mehr oder minder beſtimmt zum Durchbruch kamen; die ferner der Sehnſucht unzähliger Gemüther nach einem ſichern Glauben, nach einer Erlöſung, nach einer ſeligen Unſterblichkeit entgegenkam; die endlich anſtatt einer abſtrakten Gottheit mit hartem Geſetz und düſteren oder phantaſtiſchen Myſterien einen Gott der Liebe und des Heils, einen Gott verkündete, vor welchem alle menſchliche Kreatur, Arm und Reich, Vornehm und Gering, gleich war, und mit zweifelloſer Sicherheit und freudiger Ueberzeugung die Verheißung eines beſſeren Jenſeits, eine ewige Seligkeit ausſprach, den Verzweifelnden und Verzagenden einen kräftigen Troſt bot, und auch den Schuldbeladenſten Ausſicht auf Vergebung eröffnete, mußte in ihrem erſten Anlaufe ſtaunenswerthe Erfolge erringen. Um ſo mehr, als ſie, ſobald ſie nur erſt die Eierſchale des Judenthums abgeſtoßen hatte, ſich an die geſammte Menſchheit richtete und Niemanden ausſchloß. Es war nun nur natürlich, daß das junge Chriſtenthum die meiſten Bekenner fand unter den Maſſen der „Mühſeligen und Beladenen", der Armen und Unglücklichen. Es warf namentlich ein helles Licht in die öde Nacht und in das tiefe Elend, welches über die Maſſen der Unfreien im Reiche ausgebreitet war. Daneben waren vielfach die Frauen von großer Empfänglichkeit für die neue Lehre, die ſie namentlich

in den griechisch redenden Provinzen zu ebenbürtigen Gefährtinnen der Männer erhob, der Ehe eine neue Weihe verlieh, dem Jungfrauenthum eine neue Heiligkeit, der Stellung der Frau in der Gemeinde eine höhere Geltung und Bedeutung gab. Die einzelnen Gemeinden imponirten durch den in ihnen gepflegten Geist der Brüderlichkeit; die brüderliche Mildthätigkeit der Christen gegen ihre Glaubensgenossen erweckte selbst bei Männern einer rein skeptischen oder ironischen Auffassung des Lebens wirkliche Bewunderung. Und die Sittlichkeit der Christen war damals im Ganzen unanfechtbar.

Nichtsdestoweniger konnte das Christenthum für sehr lange Zeit doch nicht über eine gewisse Linie hinaus vordringen, — wie gesagt, auch noch vor dem Beginn des Kampfes mit der römischen Staatsgewalt. Die Juden stellten sehr bald der neuen Richtung, die sich an ihren Synagogen in ihrer Diaspora weiter rankte, den schroffsten Widerstand entgegen. Auch seitens der heidnischen Bevölkerung fehlte es unter Umständen nicht an wilden Aufwallungen, sobald nur erst die materiellen Interessen dadurch empfindlich berührt wurden. In der Griechenwelt im Allgemeinen war die neue Erscheinung wiederholt mehr ein Objekt interessanter Beobachtung, als daß sich so schnell Viele entschlossen hätten, sich mit rechtem Ernst einem neuen Leben hinzugeben, wo die sittliche Erneuerung des ganzen Menschen gefordert wurde, und wo die festgewurzelte feinere und gröbere Unsittlichkeit, mit Einschluß aller Eitelkeit gerade der hellenischen Art jener Zeit, abgethan werden sollte. Es war für Hunderttausende unbeschreiblich schwer, namentlich in Griechenland und Italien, durch den Uebertritt zu den Christen mit der uralten Vergangenheit ihrer Nationen zu brechen, die sie noch immer in Gestalt zahlloser Denkmäler und Lebensformen umgab, welche alle ganz vorzugsweise mit den Kulten und Festen der alten Götter zusammenhingen. Mehr aber, während die Führer der Gemeinden, namentlich in den größeren Städten, alle Mühe hatten, die Glieder derselben rein zu erhalten von der Gefahr, immer wieder in die Fluth der Unsittlichkeit des antiken Lebens jener Zeit zu versinken; während es auch an falschen Brüdern nicht fehlte, welche die christliche Mildthätigkeit und Brüderlichkeit schlimm mißbrauchten, und persönlich die Gemeinden in Mißkredit brachten, war es für die neuen Christen außerordentlich schwer, gerade in dem alltäglichen Leben die Linie zu finden, die sie vor der Gefahr bewahrte, durch Berührung mit der übrigen Welt unchristlich zu handeln. Der Genuß von Opferfleisch, der Besuch der vielen Schauspiele aller Art, der öffentliche Dienst, selbst der Dienst in der Armee, bot nur zu viel Veranlassung, sich in dieser Richtung zu verfehlen. So mußte es immer allgemeiner der Zug der älteren Christen werden, sich von dem übrigen Leben möglichst zu isoliren: eine Wendung, die allmählich unvermeidlich den Anstoß gab zu schlimmer Verdächtigung, und zur Nährung bösartiger Gerüchte über ihren Kultus, wie sie aus mißverständlichen Auffassungen leicht entstehen konnten.

Es hat sehr lange gedauert, bis die Masse der Christen aus anderen

Elementen ſich zuſammenſetzte, als aus ehemaligen Juden und Proſelyten, Sklaven, Handwerkern, Kaufleuten geringeren Standes, und frommen Frauen. Bis auf die Zeit des Commodus iſt die Zahl der Männer aus höheren und gebildeten Kreiſen ſehr klein, die ſich der neuen Religion anzuſchließen vermochten. Hier leiſtete überall der Stolz der Bildung, die philoſophiſche Schulung, der lebendige Zuſammenhang mit der hiſtoriſchen Vergangenheit den zäheſten Widerſtand. Und wenn einerſeits gerade in ſolchen Kreiſen der Uebertritt zum Chriſtenthum den vollſtändigen Bruch mit tauſend ſchwer wiegenden Intereſſen aller Art unvermeidlich bedeutete, ſo überwog hier andrerſeits nicht weniger die ſouveräne Verachtung, mit welcher die auf der Höhe des Lebens ſtehende Welt die Bewegung in den verachtetſten niederen Schichten damals meiſtens noch betrachtete. Das ganze Weſen der Chriſten blieb noch immer den Meiſten unverſtändlich. Entſagung, Hingabe äußerer Güter, brüderliche Liebe, Humanität auch gegen Unbekannte und Gemeine, perſönliche Hingabe an eine Idee,

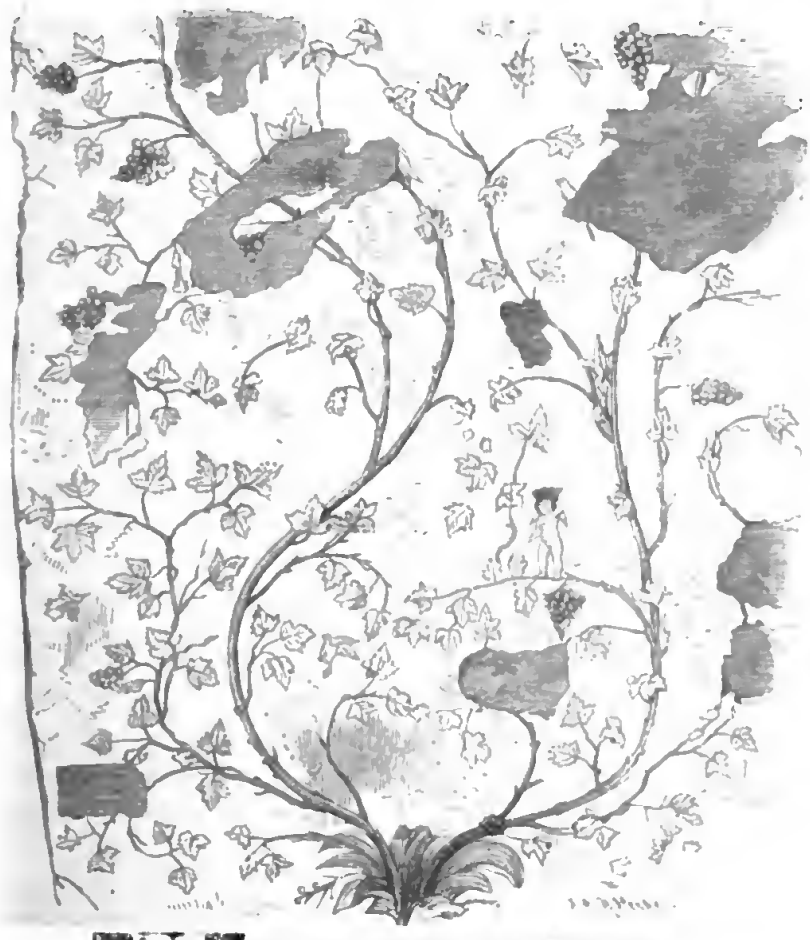
Gallerie mit Gräbern in den Katakomben.

Eingang zu einem der älteſten chriſtlichen Grabdenkmäler bei Tor Marancia.

endlich die Verehrung eines „gekreuzigten Gottes", waren Gedanken, die nur erſt langſam die Kraft gewinnen konnten, bis ſie auch den harten Grundbau des römiſchen Reiches zu überwinden vermochten.

In Rom, mit ſeiner Gemeinde von früheren Juden, Griechen, Frei-

gelaſſenen und Sklaven, wo die Exiſtenz des Chriſtenthums zuerſt für d. J. 71 auch inſchriftlich bezeugt iſt, gehört ein Theil der unterirdiſchen chriſtlichen Kirchhöfe nach ihrer architektoniſchen Anordnung, ſowie nach dem Styl ihrer künſtleriſchen Dekoration noch dem erſten Jahrhundert an. „Gerade die älteſten Krypten ſind reich an Stukaturen und Fresken, und zwar im Styl und Geſchmacke dieſer Zeit, wie namentlich der urſprüngliche Theil des Kirch-



Deckengemälde aus dem älteſten Theile von S. Domitilla.

hofs der Priscilla an der Via Salaria. Die Wand- und Deckenmalereien mehrerer Theile des Friedhofes der Domitilla ſtimmen ganz mit den Pompejaniſchen überein. Auch die älteſten Theile der Krypten der Lucina, des früheſten Beſtandtheiles des Kirchhofes des Calliſtus, zeigen den klaſſiſchen Dekorationsſtyl und ſcheinen aus dem erſten Jahrhundert zu ſtammen.“[1])

1) Die römiſchen Katakomben bilden ein ausgedehntes Labyrinth von Gallerien, die im Schooße der Erde und unter den die Reichshauptſtadt umgebenden Hügeln angelegt ſind. Dieſelben ſind in verſchiedenen Stockwerken, oft vier und fünf über ein-

Gerade die Römer hatten noch einen anderen Grund, sich lange dem Christenthum gegenüber sehr kühl zu verhalten. Sie hielten es ganz offenbar sehr lange nur für eine jüdische, jedenfalls für eine mit dem ihnen schließlich so antipathisch gewordenen Judenthum in ganz nahem Zusammenhange stehende Sekte. In diesem Sinne sind denn auch die von Nero und später in geringerem Umfange von Domitian an römischen Christen verübten Gewaltthaten und Verfolgungen nicht als eigentliche „Christenverfolgungen" anzusehen. Als schließlich der letzte Judenkrieg unter Hadrian endgültig den Bruch zwischen Juden und Christen besiegelt hatte, war die Stellung der letzteren zu der Reichsgewalt bereits in einer für lange Zeit verhängnißvollen Weise neu gestaltet worden. Als Plinius (S. 353) in Bithynien zuerst auf die Wirksamkeit der christlichen Mission stieß, welche daselbst die Tempel entvölkerte, und er in seiner Rathlosigkeit gegenüber der ihm unverständlichen neuen Erscheinung sich wie immer an Trajan wandte: da stellte dieser Kaiser das unheilvolle Programm auf, welches für zweihundert Jahre die Stellung des Römerthums zu den Christen principiell bestimmen sollte. Die Römer hatten endlich doch erkannt, daß die neue Gemeinde mit dem Judenthum sich durchaus nicht deckte. Frappirte einen Mann wie Plinius auf der einen Seite die enthusiastische Auffassung der Christen von göttlichen Dingen, und ihr sittlicher Zug, so erbitterte ihn auf der anderen Seite die hartnäckige Entschlossenheit, mit welcher sie sich auch auf die Aufforderung der Staatsgewalt hin jeder Theilnahme an den Kulten der Staatsreligion widersetzten. Und damit war der Punkt in den Vordergrund geschoben, von welchem aus die Verfolgungen der Christen beginnen sollten.

ander, angelegt und kreuzen einander in den nämlichen Stockwerken selbst unzählige Mal. Die Gallerien haben eine Breite von 2 bis 4 Fuß; ihre Höhe wechselt nach der Beschaffenheit des Felsens, in dem sie ausgegraben sind. Die Wände sind zu beiden Seiten von horizontalen Grabhöhlen oder Nischen durchbrochen; eine jede dieser Höhlen birgt eine oder mehrere Leichen. Von Zeit zu Zeit ist ihre Reihe durch einen Durchgang unterbrochen, der zu einer kleinen Kammer führt. Auch in diesen Kammern sind die Wände, wie in den Gallerien, mit Grabhöhlen angefüllt. Diese unterirdischen Anlagen dienten den ältesten Christen Roms als Kirchhöfe oder Cömeterien, und waren als solche seit den apostolischen Zeiten bis zu Anfang des 5. Jahrhunderts im Gebrauch. Ursprünglich gehörten diese Cömeterien einzelnen Familien oder Personen. Die Villen oder Gärten, in denen sie angelegt waren, befanden sich im Besitz verschiedener wohlhabender Einwohner der Reichshauptstadt, welche Christen geworden waren und ihr Eigenthum den Interessen der Gemeinde widmeten. Diese Personen gaben in der Regel den betreffenden Begräbnißplätzen ihre ältesten Namen, der sich (wie unser Text zeigt) bei mehreren erhalten hat. Andere Katakomben nannte man nach den Namen derjenigen, die ihren Bau veranlaßten oder leiteten; nach namhaften Blutzeugen, oder auch nach ihrer Lage. Eine Form des Grabes für begrabene Leichen, die den semitischen Völkern eigenthümlich, aber auch von einzelnen römischen Familien angenommen war, ist in diesen Katakomben entwickelt und zu einem förmlichen System ausgebildet worden. Der Eingang zu diesen Grabanlagen befand sich an der Landstraße oder nach der Hügelseite zu; die Gallerien und Kammern waren reichlich mit religiösen Bildern ausgeschmückt.

Nicht die neue Religion als solche war es, nicht der „schädliche Aberglaube", dem die Reichsgewalt den Krieg ankündigte, sondern der politische Ungehorsam, die politische Gefährlichkeit, welche man den Christen zuschrieb. Ihr Widerstand trat doch namentlich dann in den Vordergrund, wenn sie veranlaßt werden sollten, sich an dem Kultus der Kaiser zu betheiligen. Gerade der Kaiserkultus war doch in dieser und den folgenden Zeiten das dominirende Moment in der Staatsreligion der Völker des Reiches geworden. Die Ablehnung gerade dieses Dienstes galt als ein Zeichen auch der politischen Gegnerschaft, und erhielt den Charakter des Hochverrathes. Und nun wurde die Absonderung der Christen von der Gemeinschaft mit den übrigen erst recht verdächtig. Wenn nun Trajan in seiner praktischen Weise es untersagte, die Christen aufzusuchen und anonyme Anklagen zu berücksichtigen, dagegen die Bestrafung öffentlich Angeklagter und Ueberwiesener guthieß, sobald sie nicht durch Opferung vor den Staatsgöttern sich den Weg öffneten, Verzeihung zu erhalten: so war dieses System allerdings nach dem Maßstabe jenes Zeitalters sehr human und gemäßigt. Nichtsdestoweniger war das Princip ein unheilvolles. Denn durch dasselbe wurde dem Christenthum die rechtliche Existenz im römischen Staate abgesprochen, und die einfache Zugehörigkeit zu den Christen schlechthin als ein strafwürdiges Verbrechen angesehen, welches die Thätigkeit der Strafjustiz herausforderte.

Damit war unvermeidlich der Anstoß zu schlimmen Verfolgungen gegeben, die zu hindern auch milde und humane Kaiser gar nicht immer in ihrer Hand hatten. Es hing jetzt ungemein viel von der Sinnesweise der Statthalter und der Großbeamten in Rom ab, wie die Lage der Christen sich gestalten sollte. Und an Anklagen konnte es gar nicht fehlen, je mehr bei zunehmender Zahl der Christen auch die Zusammenstöße mit ihren heidnischen Gegnern sich mehren mußten. Neben den wüsten Anschuldigungen mancherlei Art, die gegen sie unter die leidenschaftlichen Massen geschleudert wurden, wirkte wiederholt aufregend der Schaden, welchen das Christenthum den mit den alten Kulten zusammenhängenden materiellen Interessen bereitete. Auch jener schmachvolle Gauner Alexander von Abonoteichos (S. 452) war natürlich ein erbitterter Gegner der Christen. Der „Atheismus" oder vielmehr die Götterlosigkeit ihrer Religion wurde ihnen von edleren, wie von rohen Naturen beständig zum Vorwurf gemacht. Und da ihre Abwendung nicht nur von dem öffentlichen Leben, sondern auch von den Göttern, und ihr entschlossener Kampf gegen die Gesammtheit der alten Götter, mit denen doch das Wohl des Reiches verbunden zu sein schien, nach der Ansicht der Massen die himmlischen Mächte zu gerechten Strafgerichten herausforderte, so dauerte es nicht lange, und alle schweren Kalamitäten wurden ihnen zur Schuld geschrieben. Es verstand sich dann von selbst, daß die meisten Todesurtheile in der schauderhaften Weise der römischen Justiz vollzogen wurden; waren es doch ohnehin meistens Sklaven, Sklavinnen, und niedrige Leute, wie auch

Nichtbürger, welche solchem Loos verfielen und zum Jubel des feindlichen Fanatismus mit den wilden Bestien des Amphitheaters kämpfen, von denselben zerrissen werden mußten. Allbekannt aber ist es, daß nun dieser Zustand oft dauernder Gefahr den rechten Kern der Gemeinde immer fester zusammenhielt, und daß die Christen sehr häufig das schauerlichste Martyrium eher aufsuchten, als mieden. Nicht minder bekannt, daß die Standhaftigkeit, mit welcher die meisten Christen in solcher Lage sich verhielten, oft die Bewunderung der edleren ihrer Gegner hervorrief, und nicht wenige neue Anhänger einem Glauben zuführte, für den so Viele, selbst schwache Frauen nicht ausgenommen, so heldenmüthig im Amphitheater und in den Flammen zu sterben vermochten.

Das durch Kaiser Trajan aufgestellte Programm blieb denn auch für die folgenden Zeiten die gesetzliche Norm für das Verfahren gegen die Christen. Es kam immer darauf an, wie sich je nach ihrer Sinnesweise die verschiedenen Kaiser dazu stellen wollten, ob die Gemeinde im Ganzen ignorirt und faktisch geduldet wurde, oder ob die Wetterzeichen vom Palatin auf Sturm gegen die Christen deuteten. Wiederholt sind es gerade Kaiser sonst edler Haltung und namentlich solche von altrömischer Sinnesweise gewesen, die nur den starren römischen Gegensatz gegen das christliche Wesen kannten und vertraten, und daher die Verfolgung ernsthaft belebten. Hadrian dagegen und der milde Antoninus Pius, — obwohl auch ihre Zeit nicht ganz frei blieb von einigen Blutscenen, — traten entschieden toleranter auf, als das während der letzten fünf Jahre der Trajanischen Regierung geschehen war. Daß aber diese Kaiser, wie man später behauptete, Edikte in dem Sinne erlassen hätten, daß die Christen nicht sofort einfach als solche, sondern lediglich auf Grund wirklich nachgewiesener Verbrechen sollten verurtheilt werden dürfen: das hat die moderne Forschung als unhaltbar herausgestellt. Nur natürlich aber war es, daß die Christen wenigstens diese Sicherstellung zu erzielen suchten. Und schon damals fehlte es unter ihnen nicht an Männern von ausreichender Bildung, geistiger Gewandtheit, und Kraft der Rede, die mit aller Energie, Gluth der Ueberzeugung, Reinheit der Gesinnung und praktischem Takt als Apologeten für ihre Glaubensgenossen auftraten und ihren Zweck darauf richteten, auf die öffentliche Meinung und namentlich auf die der kaiserlichen Machthaber zu deren Gunsten einzuwirken und die ganze Ansicht umzugestalten, die man in den römisch-griechischen Kreisen von den Christen nährte. Neben griechisch schreibenden Männern, die in der Schule der platonischen Philosophie gebildet waren, wie Justinus Martyr von Sichem (der 166 als Märtyrer starb) und sein syrischer Schüler Tatianus, wie Athenagoras aus Athen, der zu Alexandria lebte und 177 n. Chr. seine Schutzschrift an Marc Aurel und Commodus richtete, und manchen anderen, verfaßte die erste auf uns gekommene lateinische Schrift zu Gunsten des Christenthums der mehrfach an Apulejus erinnernde, römische Sachwalter M. Minucius Felix gegen Ende des

2. Jahrhunderts. Dieser völlig auf der Höhe der philosophischen und ästhetischen Bildung seiner Zeit stehende Schriftsteller widerlegte in seinem Dialog „Octavius" die gegen das Christenthum und seine Bekenner bestehenden Vorurtheile und Einwendungen mit Lebhaftigkeit und Schärfe, zugleich mit Geist, Scharfsinn und Beredtsamkeit. Bei mancher Neigung zu überladenen Schilderungen und mangelnder Reinheit der Sprache suchte er antike Vorbilder zu erreichen, und strebte nach gewandter und geschmackvoller Darstellung. Diese litterarischen Kämpfe wurden allmählich auch gegen die Schriften gerichtet, welche aus den Reihen der alten Gesellschaft seit Mitte des zweiten Jahrhunderts gegen das Christenthum sich wendeten. Nicht sowohl der Spott, den Lukian auch über die ihm nur sehr unvollkommen bekannten Christen ausgoß, als die giftigen Angriffe des Fronto, die noch die absurdesten Erfindungen des Pöbels wiederholten, und die des Platonikers Celsus (um 150), der durch einen Juden über den Inhalt der christlichen Lehre genau unterrichtet war, forderten die entschlossene Gegenwehr der Christen heraus. Die Litteratur aber der Zeit erfuhr durch sie ohnehin schon eine große Bereicherung, weil zwischen der Kirche und den zahlreichen, ihr zur Seite gehenden Sekten seit geraumer Zeit schon eine sehr lebhafte Polemik im Gange war.

Wir sehen also, daß das neue gewaltige Moment sittlicher Regeneration, welches durch die neue Religion geboten wurde, zur Zeit noch auf heftigen Widerstand stieß und nur erst die untersten Schichten des großen Reiches zu durchleuchten begonnen hatte. Daß deren Lage von innen heraus, wie nun auch namentlich seit Hadrian in legaler Weise sich besserte, war allerdings um so erfreulicher, weil gerade die Sklaverei immer ausgedehnter weithin die Grundlage der Civilisation geworden war. Wie entsittlichend nichtsdestoweniger die Sklavenwirthschaft nach ihrer schlimmen Art auf Herren und Herrinnen im Reiche zurückwirkte, sei hier nicht nochmals ausführlich wiederholt. Auch das nicht, daß sie namentlich in Rom andauernd der freien Arbeit des Proletariats moralisch und materiell eine böse Konkurrenz machte. Für die Zukunft bedenklicher war aber, daß in verschiedenen Theilen des Reiches namentlich auf dem Lande der Prozeß sich wiederholte, der seiner Zeit die Graechen zur Verzweiflung gebracht hatte: nämlich das Schwinden der kleineren freien Eigenthümer. In dieser Richtung liegt wenigstens ein Theil der unheilvollen materiellen Schwäche und überraschenden Widerstandsunfähigkeit begründet und vorbereitet, welche das Reich den Stürmen der deutschen und anderer Völker gegenüber im dritten Jahrhundert zeigt. Wir sind für diese und die folgende Zeit über die agrarischen Zustände nur sehr theilweise unterrichtet. Aber das scheint sicher: während die romanische Land- und Gartenwirthschaft nach allen Seiten zur höchsten Vollendung und Rentabilität sich entwickelt hatte, dauerte der Krieg des großen Kapitals gegen den kleinen Grundbesitz noch immer fort, und wirkte wie in Italien, so auch in verschiedenen Provinzen fühlbar ein auf

die Verdünnung der Schicht der eigentlichen Bauern. Es war umſonſt, daß verſtändige Beobachter, wie Columella und der ältere Plinius, mit Energie die ausgedehnte Wiederaufnahme der Parcellenwirthſchaft und des freien Pachtſyſtems betont hatten. Die große Sklaven- und Plantagenwirthſchaft behauptete wenigſtens in Italien das Feld. In Sicilien, wo der landwirthſchaftliche Betrieb an ſich virtuos ausgebildet war, hatte die Verödung des Landes erhebliche Ausdehnung gewonnen; nur Orte wie Meſſana, Katane, Syrakus und Agrigent hatten ſich als Handels- und Hafenſtädte ihre Bedeutung bewahrt. Die Lage des Orients iſt uns für dieſe Zeit nur wenig bekannt; doch war hier Aegypten allerdings eher noch volkreicher geworden als vor Actium. Es hatte zu Veſpaſians Zeit (abgeſehen von Alexandria) $7\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner. Dagegen litten Makedonien und Achaja an den Nachwehen der vieljährigen Entvölkerung, und Griechenland ſpeziell unter dem Syſtem der meiſtens zur Weidewirthſchaft verwertheten Latifundien, zeitweiſe auch unter dem Wucher und unter einer gewiſſenloſen, auf Güterausſchlachtung abzielenden Spekulation. Die Zahl der eigentlichen Bauern war hier ſo vermindert, daß in Plutarchs Zeit das Land nur 3000 Hopliten hätte aufbringen können. Die Maſſe des Volkes dagegen drängte ſich bei mäßigem Beſitz theils in die neuen blühenden Städte (S. 438), theils lazzaroniartig nach den Hafenplätzen. Von den großen Provinzen des Weſtens waren Gallien und Spanien damals vorzugsweiſe reich und wohlbevölkert. In Gallien, deſſen Volkszahl von vielleicht 10 Mill. Einwohnern bei dem Beginn der römiſchen Herrſchaft bis zum Ende des 2. Jahrhunderts auf das Doppelte geſtiegen iſt, behauptete ſich andauernd die dreifache Gruppirung der agrariſchen Bevölkerung in große, mittlere und kleinere Beſitzer. Der municipale und römiſche Beamtenadel und viele Senatoren, die in verſchiedenen Theilen des Reiches ausgedehnte Güter hatten, waren auch hier Eigenthümer mächtiger Latifundien. Und auch hier drückte der große Beſitz, namentlich von den Städten aus die großen Decurionen, auf die kleinen Bauern, was allmählich zu bedenklichen Neu- und Mißbildungen den Weg gebahnt hat. Spanien angehend, ſo hatte das Syſtem der Latifundien namentlich wohl in Bätica Boden gewonnen. Aber den Höhepunkt erreichte es ſchon im erſten Jahrhundert der Kaiſerzeit neben der durch die vielen römiſchen Koloniſten betriebenen Klein- und Mittelwirthſchaft doch in Afrika. Mit ſehr großer Rentabilität bei virtuoſer Wirthſchaft betrieben, ſcheint es hier einerſeits im Großbetrieb mit Tagelöhner- und Sklavenarbeit, andrerſeits aber in weit größerem Maßſtabe mit Kleinwirthſchaft verbunden geweſen zu ſein.

Nichtsdeſtoweniger beſtand noch immer in dem römiſchen Reiche, in Italien und in den Provinzen, ſelbſt alſo in Afrika, ein ſehr ausgedehnter freier Bauernſtand; dieſer in zwei verſchiedenen Geſtalten, theils als Eigenthümer kleiner Bauernſtellen, theils aber als kleine bäuerliche freie Zeitpächter. Die Zahl der letzteren, der damals noch freien „Colonen", war in dieſer Zeit wahrſcheinlich die weit überwiegende. Auch der Betrieb

der Großwirthschaft mit Sklaven hat das Colonat nur räumlich zu beschränken vermocht. Dasselbe scheint doch die vorherrschende Gestalt geblieben, viele solcher Zeitpächter zu einem gewissen Wohlstand gelangt zu sein. Mehrfach aber hatte dasselbe eine sehr eigenthümliche Gestalt angenommen, eben auf Grund der Latifundien, die sich theils in der Hand einzelner großen Grundherren, theils als Komplexe von Domänen, in kaiserlichem oder fiskalischem Besitz befanden. Wiederholt nämlich, — die neueste Forschung kennt jetzt diese Gestalt in Italien, und namentlich in Afrika, — waren solche Komplexe von Gütern unter dem Namen von „saltus" von der municipalen Distriktseintheilung eximirt und standen unter der Leitung des Verwalters der Herrschaft. Solche „Saltus" gab es in Calabrien, in Apulien, im nördlichen Samnium, in der Aemilia, wo diese Art der Verwaltung vielleicht auf die Zeiten der späteren Republik zurückgeht. Am ausgedehntesten aber war das System der außer und neben den Stadtbezirken stehenden Saltus wie gesagt in Afrika ausgebildet, wo neben zahlreichen privaten Latifundien dieser Art die Kaiser sehr viele derselben besaßen. So hatte Nero sechs solcher Herrschaften durch Konfiskation gewonnen. Die Form der Bewirthschaftung nun, namentlich auf den kaiserlichen Domänen, scheint diese gewesen zu sein. Ein Theil des Saltus wurde in bäuerliche Parzellen zerlegt und an freie Pächter oder Colonen verpachtet. Der andere Theil mit dem Herrenhaus, der Villa, wurde bei Privatgütern entweder vom Grundherrn selbst, oder durch einen Großpächter mit Sklaven bewirthschaftet. Auf den Domänen bleibt noch das Herrenhaus (oder Palatium) ausgenommen; hier wird dieser Theil des Saltus entweder durch Aktores, meist kaiserliche Sklaven, unmittelbar, oder durch den Großpächter, der hier Conductor heißt, verwaltet.

Die Domanialwirthschaft, wie wir sie für Afrika jetzt namentlich aus einer neuerdings in der Gegend zwischen den Ruinen von Karthago und Bulla (zu Suk-el-Khmis) aufgefundenen Inschrift aus den ersten Jahren des Kaisers Commodus kennen, welche von den Zuständen des Saltus Burunitanus (westlich von Karthago, zwischen Vaga und Bulla) handelt, war sehr detaillirt ausgebildet, zeigte aber bereits in dieser Zeit Keime, die später zu der für die Zukunft des Reiches überaus unheilvollen Umwandlung des freien Colonats in Leibeigenschaft geführt haben. Die kaiserlichen Bauern des Saltus sind noch vollfreie Leute, theils römischen, theils latinischen Rechtes. Die Saltus sind mit Dörfern rings um die Villa besetzt, sie haben eigene Tempel (wie in späterer Zeit christliche Priester), stattliche Bauten, Marktgerechtigkeit, und sind an gefährlichen Stellen auch zur Vertheidigung eingerichtet, entbehren aber der kommunalen Organisation, während sie dafür doch eine religiöse Gemeinde ausmachen. Bei der Masse der kaiserlichen Saltus in Afrika war hier eine Eintheilung nach Sprengeln eingeführt, mit lokaler Oberverwaltung. Die Theilung des Landes nach Domänensprengeln oder „Tractus" fiel nicht zusammen mit der nach Diöcesen

oder Sprengeln für die verſchiedenen Legaten des Statthalters. Es ſcheint eine Hierarchie von Prokuratoren verſchiedenen Ranges beſtanden zu haben. Der vom niedrigſten Range reſidirte auf dem Saltus, über ihm der des Sprengels in der Centralſtadt, (wie Karthago, Hippo, Hadrumetum, Theveſte), über dieſem endlich der Provinzialprokurator. Der Rechtszuſtand aber auf dieſen Domänen war ſehr ungünſtig entwickelt, und hatten die Prokuratoren vollſtändig die Stellung der Statthalter okkupirt. Sie genehmigten die Bauten und dedicirten Gebäude. Nur die Domanialverwaltung entſchied die Streitigkeiten zwiſchen dem Conduktor und den Colonen; gegen Rechtsverweigerung fehlte jede praktiſche Hilfe. Sie konnten ſelbſt gegen nach ihrer Anſicht fehlbare Pachtleute mit Strafen einſchreiten, zu dieſem Zwecke ſogar Soldaten requiriren. Beſchwerden nach Rom zeigen ſelbſt, daß unter Umſtänden auch körperliche Strafen gegen römiſche Bürger verfügt wurden. Indeſſen blieb doch der Inſtanzenzug nach den oberen Inſtanzen und endlich nach Rom offen. Die Konflikte mit den Conduktoren entſtanden namentlich deshalb, weil die letzteren unter Umſtänden, — wo ſie der Konnivenz der Prokuratoren ſicher zu ſein glaubten, Neigung zeigten, über das zuletzt noch durch Hadrian mit wohlthätiger Energie ſehr eng begrenzte Maß hinaus von den Colonen Ackerfrohnden für die Villa und das Hofland zu fordern. Noch dauerte es allerdings längere Zeit, ehe die Reichsregierung die Uebergriffe ihrer Beamten gegen die Colonen ſchweigend duldete. Aber die Zeit war nicht mehr fern, wo das Colonat einen völlig anderen Charakter annehmen ſollte. Die Durchſetzung der Colonen mit vielen an ſich ſchon abhängigen Freigelaſſenen; die natürliche Abhängigkeit des Pächters von dem Grundherrn; die allmähliche Umwandlung der Zeitpacht in Erbpacht, ſind Momente, die ſchließlich, obwohl erſt viel ſpäter, den Zuſtand vorbereiten, wo (obwohl nicht die Colonen allein dieſer Wandlung unterliegen), die Colonen uns in der Lage begegnen werden, daß ſie bei perſönlicher Freiheit und Vermögensfähigkeit an die Scholle gebunden erſcheinen, und dieſe Feſſelung zwangsweiſe auf die Kinder vererbt. Vielleicht hat die Anſiedlung germaniſcher Gefangener als Colonen neuer Art und ſchlechteren Rechtes ſeit Marc Aurel den Anſtoß zu dieſer verderblichen Wendung gegeben. Vorbilder dazu fehlten freilich ſchon jetzt nicht. In Aegypten wenigſtens war Kleinwirthſchaft und Gebundenheit der bäuerlichen Klaſſe ſeit alter Zeit vorhanden. Und auch auf anderen Punkten des Reiches, namentlich auch in Italien ſelbſt, mag ſich die Hörigkeit zuerſt auf dem Wege der Freilaſſung von Sklaven entwickelt haben, die dann perſönlich frei wurden, aber ihre Scholle nicht auf eigene Hand verlaſſen durften. In Gallien aber geſtaltete ſich das wieder in etwas anderer Art. Die wirthſchaftliche Konkurrenz und zeitweiſe, noch vor der Nothzeit des dritten Jahrhunderts, mancherlei unvermeidliche Bedrängniß trieb wohl nicht ſelten die Bauern, bei dem mächtigen Nachbar, dem großen Grundherrn, Schutz und Hilfe zu ſuchen. Sie wurde gewährt;

aber oft unter Bedingungen, die dann nachtheilig wirkten. Die Kinder der Bauern ſollten für einen Theil ihrer Beſitzungen in eine Abhängigkeit zum „Herrn" treten, welche bei perſönlicher Freiheit doch Gebundenheit an den Boden, Frohnden und Zinspflicht bedeutete. Was hier unter Umgehung des Geſetzes durch wirthſchaftliche Noth, advokatiſche Schlauheit und zuweilen Gewaltſamkeit ſich entwickelt hatte, fand endlich ſpäter als „vollendete Thatſache" eine öffentliche Anerkennung; um ſo mehr, als in der Regel doch der ariſtokratiſche oder timokratiſche Zug des Romanenthums die Handhabung des Geſetzes im Intereſſe der beſſer Situirten mit ſich brachte. So war auch hier ein Weg betreten, der endlich zu erheblicher innerer Schwächung der Volkskraft, zugleich aber auch zu verderblichen ſozialen Erſchütterungen führen mußte.

Dritter Abſchnitt.

Das Römiſche Reich von Marc Aurel bis Caracalla.

Erſtes Kapitel.

Marc Aurel und ſeine nächſten Nachfolger.

Als (S. 395) der treffliche Marc Aurel am 7. März 161 die Aufgabe übernahm, das Werk des edlen Antoninus fortzuſetzen, — deſſen erlauchten Namen er nun, (wie alle ſeine Nachfolger bis Elagabal,) ſeinem eigenen hinzufügte, — durfte die römiſche Welt hoffen, unverändert dasſelbe Glück zu genießen, deſſen milder Glanz die Regierung des Greiſes von Lorium verklärt hatte. Wer den wackern Cäſar kannte, wußte, daß ein Mann von ſeltener Reinheit des Charakters und echter Seelengröße die Zügel der Regierung ergriffen hatte. Selbſtloſigkeit, Milde und Herzensgüte, bis zur Peinlichkeit geſteigerte Gewiſſenhaftigkeit, ſind denn auch bleibende Züge dieſes Kaiſers geweſen. Sehen wir ab von der ſchroffen und feindſeligen Stellung zu den Chriſten, gegen welche ſein römiſches Vorurtheil unüberwindlich blieb, ſo konnte ſeine Milde unter Umſtänden faſt zur Schwäche werden, wie im Hinblick auf die mehr als leichtfertige Haltung der jungen Kaiſerin Fauſtina und auf ſeinen Sohn. Es war wohl auch dieſer Zug und die Antipathie eines harten Soldaten gegen die philoſophiſchen Studien des Kaiſers, was ſpäter einen der tapferſten Generale des Reiches zu einer frivolen Erhebung gegen Marc Aurel ermuntert hat. In der That bot der neue Imperator der Welt das ſeltene Schauſpiel eines Philoſophen auf dem Throne. Der reich begabte, hochgebildete und von glühender Lernbegierde erfüllte Marc Aurel nämlich, der lange Zeit als Schüler und Freund von Männern wie Fronto (S. 433) und Herodes Atticus vorzugsweiſe rhetoriſche Studien getrieben hatte, war — nur erſt 25 Jahre alt, — etwa im Jahre 146, der Inhaltloſigkeit des Rhetorenthums überſatt, zur Philoſophie übergegangen, und iſt der Stoa, in deren Lehre ihn Junius Ruſticus einführte, dann bis zum Ende ſeines Lebens treu geblieben. Die ſtoiſche Lehre hatte neuerdings durch den trefflichen Epiktet von Hierapolis, der anfangs zu Rom, ſeit 94 n. Chr. zu Nikopolis in Epirus lehrte, eine beſſere Richtung als früher eingeſchlagen. Dieſer treffliche Mann gab die alte Starrheit und

Schroffheit der Schule auf und wies seinen Anhängern eine durchaus praktische und populär verständliche Richtung, indem er die innere Freiheit des Menschen, die in dem sittlichen Bewußtsein wurzelt, die rechte Selbsterkenntniß, und die Ethik in den Mittelpunkt seiner Philosophie stellte. So wurde jetzt die Stoa eine Schule edler Moral und praktischer Lebensweisheit. In diesem Sinne huldigte ihr auch Marc Aurel, der noch als Kaiser und zwar selbst in den Quartieren eines schweren Krieges an der Donau in seltenen Mußestunden als philosophischer Schriftsteller sich bethätigte: und dieses in einer Weise, die den Ernst, den Adel und die Lauterkeit seiner Sinnesweise, vielleicht auch einen an Mysticismus streifenden Zug seines Wesens, recht deutlich erkennen ließ.

Marc Aurel.

Der fürstliche Philosoph, der in der That es versucht hat, in seinem privaten wie in seinem öffentlichen Leben die strenge Sittlichkeit zur Wahrheit zu machen, die sein Bekenntniß forderte, war bei großer Begabung zur Herrschaft ein Fürst von vollendetem Pflichtgefühl. Das Principat hatte er nicht ersehnt; er war Herrscher nur, weil ihn die Gottheit einmal auf diesen Platz gestellt hatte, — nun aber mit Hingabe seiner ganzen Kraft, die er an sich lieber der Philosophie gewidmet hätte. Seine glücklichen Jahre waren freilich mit Antonins Tode zu Ende gegangen, und das Glück, welches der ausgezeichnete Herrscher den Völkern des Reiches schaffen wollte, wirklich zu verbreiten, — das machte ihm das hereinbrechende Verhängniß der alten Welt unmöglich.

Wohl wurde Marc Aurel im Reiche mit großer Sympathie begrüßt.

Es war auch nur natürlich, daß sein Ansehen und seine Fürsorge der von ihm vertretenen philosophischen Richtung sehr zahlreiche Anhänger gewann. Aber bald traten materielle Schwierigkeiten sehr erheblicher Art ein, die seine angestrengteste Thätigkeit herausforderten. Dabei war ihm sein Schwiegersohn und Mitregent Lucius Verus gar keine Hilfe, wie er gehofft hatte. Dieser jugendliche Fürst scheint nur die schwelgerischen Neigungen seines Vaters besessen zu haben, und war bei seiner trägen, sinnlichen und verschwenderischen Art, — die es ihm erlaubte, unter anderem einmal ein Gastmahl herzurichten, welches mit Einschluß der Geschenke für die Gäste angeblich sechs Millionen Sesterzien kostete (1,315,126 R.-Mark), — für Marc Aurel nur eine Plage. Es war gar oft nöthig, die fatalen Folgen seiner Laster und Thorheiten nach Möglichkeit zu verdecken, oder irgendwie gut zu machen.

Abgesehen von einigen minder bedeutenden Schwierigkeiten in Britannien und auf der deutschen Grenze, so drohte im Orient eine sehr ernsthafte Gefahr. Das Verhältniß des Reiches zu den Parthern war theils wegen der armenischen Frage, theils wegen mancherlei Beziehungen, die sich zwischen Rom und einigen östlichen Nachbarvölkern der Parther gebildet hatten, neuerdings ein sehr gespanntes geworden. Nicht lange nach des greisen Antoninus Tode beschloß der damals in Ktesiphon regierende Partherkönig Vologäses III., es noch einmal mit den Waffen gegen die Römer zu versuchen, und brach mit starker Macht in Armenien ein, wo es ihm gelang, den hier regierenden König Sohämos in die größte Bedrängniß zu bringen. Bald kamen noch schlimmere Nachrichten über schwere Niederlagen römischer Truppen nach der Reichshauptstadt. Nun sollte auf Marc Aurels bestimmten Wunsch L. Verus sich an die Spitze der asiatischen Armee stellen. Dieser aber machte es sich, nachdem er zu Anfang d. J. 162 Italien verlassen hatte, auf der Reise über Griechenland bequem, und ließ sich gern die geistreichen Huldigungen gefallen, welche Lukian in zwei seiner glänzendsten Schriften seiner schönen und anmuthigen Geliebten, der Smyrnäerin Panthea, darbrachte. Als er aber Syrien erreichte, fand er eine vorläufig noch sehr üble Lage. Der römische Statthalter in Kappadokien, der leichtsinnige Gallier P. Aelius Severianus Maximus, war 161 mit nur einer Legion dem Sohämos zu Hilfe gezogen, und hatte in thörichtem Vertrauen auf die Prophezeiungen des Gauners Alexander von Abonoteichos (S. 452) die Parther unvorsichtig angegriffen. Bei Elegeia war er dann mit seiner ganzen Streitmacht eingeschlossen, und dieselbe nach dreitägigem Kampfe vollständig vernichtet worden. Und nun hatte Vologäses III. auch die mehrfach verweichlichten syrischen Legionen des Legaten Attidius Cornelianus geschlagen und die römischen Grenzlandschaften erheblich verheert.

Zum Glück hatte Marc Aurel die wichtigen Posten an der Spitze der kappadokischen und der syrischen Truppen jetzt durch neue, ausgezeichnete Heerführer besetzt. In Kappadokien erhielt jetzt Statius Priscus als Statt-

halter den Befehl, in Syrien dagegen (obwohl damals noch nicht als Statthalter) der harte Avidius Cassius. Der letztere, der sich der Abkunft von dem alten „Befreier" rühmte, mit dem er allerdings republikanische Neigungen und herben Charakter gemein hatte, war der Sohn des griechischen Rhetors Gajus Avidius Heliodoros aus Nordsyrien, der sich durch seine Tüchtigkeit unter Hadrian bis zum Chef der griechischen Kanzlei (zwischen 120 und 122), später bis zum Präfekten von Aegypten (136 bis 148) emporgearbeitet hatte. Avidius war jedenfalls ein Romane, der die alte Art des härtesten Römerthums in seiner Person wieder belebte. Ein ausgezeichneter Feldherr, dabei unermüdlich thätig, und von einer staunenswerthen persönlichen, durch nichts zu erschütternden Tapferkeit, hatte er zugleich einen wahrhaft furchtbaren, an die alten Manlier der Republik erinnernden, Ruf wegen der grauenhaften Strenge, mit welcher er bei Soldaten und Offizieren die Disciplin zu handhaben pflegte. Diesmal war er aber der rechte Mann, um die Schwelgerei, Zuchtlosigkeit und Verweichlichung bei den syrischen Legionen schnell mit der Wurzel auszurotten. Anscheinend als Unterfeldherr für ein größeres Kommando dem Verus zur Seite gestellt, führte er speziell den Befehl über die III. Legion Gallica. Unter solchen Umständen hatte es für den Parthischen Krieg nichts Schlimmes zu bedeuten, daß Verus nach seiner Ankunft in Syrien sich längere Zeit in Laodikeia, dann in Antiochia und Daphne aufhielt, und seine Zeit zwischen Rüstungs- und Verwaltungsgeschäften und Amüsements theilte, dagegen die eigentliche Leitung des Kampfes den Generalen überließ. Priscus und Avidius stellten schnell genug das Uebergewicht der römischen Waffen wieder her. Noch während d. J. 162 wandte sich das Kriegsglück zu Gunsten der Römer, und nun sollte den Parthern die Schuld mit schweren Zinsen heimgezahlt werden.

Der geographischen Natur der beiden feindlichen Reiche entsprechend, verbreitete sich der Kampf allmählich über ein ungeheures Kriegstheater, vom fernen armenischen Norden bis zu dem unteren Tigris, und es bildeten sich dabei, wie in den parthisch-persischen Kriegen sehr häufig der Fall, mehrere Schauplätze. Auch dieser brillante Partherkrieg hat in der römisch-griechischen Welt damals eine ganze Litteratur ins Leben gerufen. Aber nur wenige Trümmer der Ueberlieferung haben sich erhalten, und nur die Hauptzüge dieses Krieges, in welchem eine Menge ausgezeichneter römischer Heerführer aus Hadrians Schule und dessen Armee sich glänzend bewährten, sind für uns erkennbar. Den Hauptstoß führte M. Statius Priscus, — dieser ein alter, unter Hadrian im jüdischen Kriege, zuletzt in Britannien bewährter Feldherr, im Jahre 163 n. Chr. von Kappadokien her gegen Armenien. Bei seiner Raschheit und furchtbaren Energie ein Schrecken der Feinde, vertrieb er die Parther schnell genug wieder aus diesem Lande und eroberte die Hauptstadt Artaxata. Gleichzeitig, so scheint es, führte Avidius Cassius den Krieg mit Erfolg am mittleren Euphrat und im nördlichen Mesopotamien, wo Nikephorion und Dausara bei Edessa ge-

nommen wurden. So ſah ſich Kaiſer Verus in der Lage, den vertriebenen Vaſallenkönig Sohämos im J. 164 wieder in ſein armeniſches Reich einſetzen zu können. Die Einführung ſelbſt in ſeine Herrſchaft fiel einem dritten Unterfeldherrn des Kaiſers zu, dem tapfern und gewandten P. Martius Verus, der ſich dazu eines ſeiner Vertrauten, Namens Thukydides, bediente. Der junge Fürſt perſönlich begab ſich für einige Zeit nach Epheſos, wohin ihm Marc Aurel damals ſeine Braut Lucilla (S. 395) unter Obhut eines älteren Verwandten ſchickte, damit die Ehe nunmehr vollzogen werden ſollte.

Nach dem Verluſt Armeniens koncentrirte ſich der große Krieg anſcheinend für geraume Zeit im nördlichen Meſopotamien, wo nun die Römer wie die Parther ſehr bedeutende Streitkräfte zuſammenbrachten. Bei den Euphratſtädten Europos und Sura kam es zu mörderiſchen Schlachten, in denen nach heißem Kampfe die Römer Sieger blieben. Edeſſa und Niſibis wurden energiſch belagert. Da es damals ſchwerlich ſchon im Plane der kaiſerlichen Politik lag, nach Trajans Vorbild eine neue Provinz zu erobern, ſo ſcheint von Seiten des Hauptquartiers, — Verus iſt ſelbſt am Euphrat erſchienen, — nach den erheblichen Erfolgen der Legionen auf dem Schlachtfelde der Verſuch gemacht zu ſein, mit dem Partherkönig zum Abſchluß eines verſtändigen Friedens zu gelangen.

Der ſtolze Parther mochte ſich aber nicht zu ſolchen Bedingungen entſchließen, wie ſie die Römer gefordert haben werden. So wurde denn der Krieg mit furchtbarer Wuth fortgeſetzt, und jetzt zum ſchwerſten Schaden für die Parther. Es ſcheint, daß die Römer auf zwei Kriegsſchauplätzen operirten. Doch wahrſcheinlich von Armenien her und unter Martius Verus drang die eine Kolonne nach Medien vor. Das Hauptheer dagegen unter dem grimmen Avidius Caſſius machte ſich mit kühner Entſchloſſenheit Bahn durch Meſopotamien und erreichte endlich (165 n. Chr.) ſiegreich den parthiſchen Königsſitz am unteren Tigris. Die prachtvollen Städte Seleukia und Kteſiphon wurden verheert, der Palaſt der Großkönige in Aſche gelegt, und gleichzeitig, — die Römer behaupteten, auf Grund verrätheriſcher Haltung der Einwohner, — die herrliche Stadt Seleukia zerſtört und ein grauenhaftes Blutbad angerichtet, dem bis zu 400,000 Einwohner als Opfer gefallen ſein ſollen.

Die Kraft der Parther war gebrochen. Der Großkönig mußte ſich entſchließen, einen ſehr nachtheiligen Frieden von den Römern anzunehmen. Die Hauptſache war jetzt, daß Meſopotamien bis zu der alten Linie der „Mediſchen Mauer" an die Römer abgetreten wurde, die nunmehr die neue höchſt ſchwierige Provinz durch einen Präfekten mit Prokuratoren regierten, und außer anderem auch durch Kolonien in Karrhä, Singara und Edeſſa zu ſichern ſuchten. Das Wageſtück, von Hadrians Programm abzugehen, hat ſich ſpäter gerächt. Die Vorſchiebung der römiſchen Grenzen bis zum Tigris ſicherte nun zwar Armenien auch von Süden her, legte der ſyriſchen

Provinz ein starkes Bollwerk vor. Aber die römischen Garnisonen in Mesopotamien waren eine beständige Herausforderung für die parthischen Großkönige, wie später für die persischen Sasaniden. Und bis auf Julians Zeitalter ist dieses neue Glacis des Reiches ebenso sehr Zankapfel als Kampfplatz der römischen Legionen und der iranischen Reitergeschwader geblieben.

Es ist sehr fraglich, ob Marc Aurel zu dieser Art der Ausbeutung der parthischen Siege seine Zustimmung gegeben haben würde, hätte er sicher voraussehen können, daß die römische Armee, deren acht in diesem Kriege beschäftigt gewesene Legionen durch Kampf, Hunger, Seuchen schwer gelitten hatten, demnächst einen neuen, schier endlosen Krieg von ungeahnter Furchtbarkeit in drohender Nähe Italiens aufnehmen sollte. Die glänzenden Erfolge der Legionen im Orient hatten die ganze Begeisterung der Griechen und der Römer wachgerufen. Und als Verus nach Abschluß des Friedens, der vielleicht erst zu Anfang d. J. 166 erfolgt ist, Italien wieder erreicht hatte, konnten beide Kaiser, jetzt mit den stolzen Siegestiteln „Armeniacus, Parthicus, Medicus," geschmückt, in der Zeit zwischen dem April und den letzten Tagen des August 166, in Rom einen prachtvollen Triumph feiern. Aber der Jubel im Reiche sollte bald unter dem Eindruck einer Reihe furchtbarer Kalamitäten verklingen.

Die aus dem parthischen Reiche heimkehrenden Legionen nämlich brachten von dort eine schreckliche Geißel der Menschheit mit zurück. Eine schauderhafte Pest hatte auch die Lager inficirt, und diese breitete sich nun, — und zwar für eine Reihe von Jahren mit einer seit Menschengedenken nicht mehr gekannten Wuth und Zerstörungskraft, — auch über das Abendland aus. So viel bekannt, hat die schreckliche Seuche Schritt für Schritt über einen großen Theil der Provinzen das Leichentuch gezogen, um nachher in der Mitte des dritten Jahrhunderts noch einmal für lange Jahre namentlich die Balkanhalbinsel besonders grausam zu verheeren. Zu Marc Aurels Zeit und noch unter seinem Sohne Commodus wurde außer den Heerlagern der Legionen namentlich Italien vorzugsweise schwer mitgenommen. In der Reichshauptstadt betrug die Zahl der Opfer viele Tausende, und keines der Schrecknisse blieb den Römern erspart, welche mit den Verwüstungen solcher Art verbunden zu sein pflegen. Eine weitverbreitete Hungersnoth erhöhte und förderte die Schrecken und die Dauer der Epidemie. Es war nur allzu natürlich, daß solcher Jammer tief entmuthigend wirkte; aber auch materiell hat die Pest den schweren Erschütterungen des dritten Jahrhunderts offenbar in fühlbarer Weise vorgearbeitet. Längere Zeit versuchte sich die Kunst der Aerzte vergeblich in der Bekämpfung dieses neuen furchtbaren Feindes der menschlichen Gesellschaft. Selbst der gefeierte Claudius Galenus, der berühmteste Heilkünstler der antiken Welt seit dem Ableben des alten Hippokrates, — er war als Sohn des Architekten Nikon im Jahre 130 zu Pergamon geboren, und hatte nach Aneignung einer bedeutenden philosophischen Bildung, namentlich im Sinne der Peripatetiker, seit seinem 17. Jahre

zu Pergamon, Smyrna, Korinth und Alexandria Medicin ſtudirt, dann mit 28 Jahren eine Anſtellung als Arzt der Gladiatoren in ſeiner Vaterſtadt erhalten, und ſechs Jahre ſpäter (164 n. Chr.) ſich nach Rom gewendet, und hier namentlich ſeine große Thätigkeit als mediciniſcher und philoſophiſcher Schriftſteller der fruchtbarſten Art begonnen, — ſelbſt dieſer ausgezeichnete Arzt, dem freilich auch der Neid römiſcher Kollegen gegen die großartige geiſtige Begabung und das rationelle Syſtem des ſeltenen Mannes entgegentrat, hielt es in Rom nicht aus, ſondern kehrte 167/8 nach Aſia zurück. Daneben aber ergriff alle Welt eine furchtbare Aufregung. Alle Riten und Formeln der antiken Religion wurden aufgeboten, die Götter zu verſöhnen. Marc Aurel ſelbſt veranſtaltete vor ſeinem Aufbruch nach dem inzwiſchen neu entſtandenen nordiſchen Kriegsſchauplatze eine großartige Luſtration der Reſidenz. Während des Jahres 167 ſchlug das Volk auf unzähligen Hausthüren einen von jenem Alexander von Abonoteichos umhergeſandten Orakelſpruch an, der ein ſicheres Schutzmittel gegen die Seuche ſein ſollte. Dazu aber hat ſehr wahrſcheinlich die paniſche Angſt vor der Peſt, zu der gleich nachher auch der markomanniſche Schrecken trat, die Volkswuth gegen die Chriſten entfeſſelt. Marc Aurel ſelbſt verordnete, daß wer neue unbekannte Religionen einführe, die die Gemüther der Menſchen aufregten und beunruhigten, nach der Verſchiedenheit des Standes deportirt oder mit dem Tode beſtraft werden ſollte. Er hielt ſich ſonſt freilich auf der Linie des an ſich ſchon ſchlimmen Trajaniſchen Edikts, hielt auch daran feſt, daß die vor Gericht geſtellten Chriſten ohne Weiteres frei gelaſſen ſein ſollten, ſobald ſie ihren Glauben verleugneten. Aber ſein Vorurtheil gegen die Chriſten war unüberwindlich, und gerade die ſchwärmeriſche Todesfreudigkeit der mit Ermordung bedrohten Märtyrer und ihr Heroismus im Tode nahm ihn, wie manchen andern Zeitgenoſſen, erſt recht gegen ſie ein. Nach ſeiner Meinung beruhte der Muth der Chriſten nicht auf vernünftiger Ueberlegung, ſondern auf „Gewöhnung und hartnäckigem Trotz"; er fand auch, daß dieſer Todesmuth „der Würde entbehre und ſelbſt etwas Theatraliſches habe". Die wilde Wuth des Volkes und mehrerer lokaler Behörden veranlaßten denn auch neben vereinzelten Gewaltthaten blutige Verfolgungen größerer Art im Jahre 167 gegen die Gemeinde von Smyrna und zehn Jahre ſpäter gegen die zu Vienna und Lyon. Tortur bei der Unterſuchung für Alle, im ſchlimmſten Falle geſchärfte Todesſtrafe für Leute niederen, Enthauptung für ſolche höheren Standes, und namentlich maſſenhafte Abführung nach den Steinbrüchen und Bergwerken (aus den weſtlichen Ländern namentlich nach Sardinien,) und ſtatt der früheren Reſerve jetzt eher ein Aufſuchen der Chriſten, war für mehrere ſchlimme Jahre leider an der Tagesordnung.

Für unſere Auffaſſung unvergleichlich anſprechender dagegen war die kraftvolle Bethätigung echten Römergeiſtes von Seiten des Kaiſers bei der Abwehr der furchtbaren Kriegsgefahr, die den Marc Aurel ſeit 167 beinahe während ſeiner ganzen noch übrigen Regierungszeit in Anſpruch ge-

nommen hat. In dem Rauſche des parthiſchen Siegesjubels und vor dem Ausbruche der Peſt ahnte das römiſche Volk nichts von den Sorgen, mit welchen der Kaiſer von ſeiner Hofburg nach den Feſtungen an der mittleren und unteren Donau blickte, von wo ſeit geraumer Zeit höchſt bedrohliche Botſchaften gekommen waren. Es war unverkennbar, daß jenſeits des großen Stromes in der deutſchen Welt eine große Bewegung herrſchte, die ſich in wiederholten Verletzungen der Grenzen bemerkbar machte. Marc Aurel hatte in einer Zeit, wo verſchiedene der europäiſchen Grenzlegionen in Aſien ſtritten, die Sache durch ſeine Legaten hinhalten laſſen, bis hoffentlich die Herſtellung des Friedens im Orient ihm hier an der Donau die Hände frei machen würde. Aber er hatte noch keine Ahnung von dem wirklichen Umfange der neuen Gefahr, welche die Römer nachmals an die Zeiten Marbods und Hannibals erinnern ſollte. Da loderte der glimmende Brand im Jahre 167 in hellen Flammen auf. Seit 165 war mit Quaden und Markomannen immer lebhafter gefochten worden. Die letzteren, zwiſchen Paſſau und der March ſitzend, hatten wahrſcheinlich zuerſt das nördliche Noricum heimgeſucht, allmählich die Schwäche der römiſchen Beſatzungstruppen erkundet. Zu deren Verſtärkung, ſo ſcheint es, ſchickte Marc Aurel endlich den Gardepräfekten Macrinus Vindex nach den Alpenprovinzen. Nun aber brachen von Weſten her, anſcheinend durch die Thäler der Salzach und der obern Enns, die Markomannen mit geſammter Macht, und von Oſten her ihre öſtlichen Nachbarn, die Quaden, mit anderen Barbaren in das zur Zeit von Truppen entblößte Pannonien ein und erreichten das Thal der Drau. Und nun erfolgte in der erſten Hälfte des Jahres 167 (in Steiermark zwiſchen Sömmering und Gratz) im Murthale eine mörderiſche Schlacht, in welcher Vindex mit 20,000 Mann den Untergang fand. Nun überſchritten die deutſchen Völker die karniſchen Alpen, drangen in Italien ein und brachten Aquileja in die äußerſte Bedrängniß, den ganzen Süden aber in die furchtbarſte Angſt und Aufregung.

Dieſes gewaltige offenſive Auftreten der Germanen, welches mit Einem Male ankündigte, daß die Stellung des römiſchen Reiches zu den Völkern des Nordens ſich in verhängnißvoller Weiſe verändert hatte, war durch verſchiedene Motive veranlaßt. In erſter Reihe machte ſich jetzt jenes Verhältniß fühlbar, welches ſehr weſentlich als die letzte Urſache der großartigen Reihe hiſtoriſcher Bewegungen angeſehen werden muß, die wir, im weiteſten Sinne, die deutſche „Völkerwanderung" zu nennen pflegen. Die große Maſſe der deutſchen Völker zwiſchen Düna und Donau, zwiſchen dem nordiſchen Meere und den Karpathen, die zu Auguſtus' Zeit noch nicht, wie die Stämme im Nordweſten, zu wirklich feſten Sitzen gekommen waren, hatte ſich ſeit der Errichtung des gewaltigen römiſchen „Uferbaues" am Rhein, am Schwarzwalde, und an der Donaulinie, in ihrem Vorrücken nach Südweſten und Süden anderthalb Jahrhunderte lang durch eine überlegene Gewalt gehemmt geſehen. Unter dieſen Umſtänden waren die Germanen

überall zu mehr oder minder seßhaftem Ackerbau übergegangen, neben dem aber die Jagd und die Viehzucht noch immer eine große Bedeutung behaupteten. Diese Veränderung hatte allenthalben, trotz der schweren Menschenverluste in den früheren römischen und in Stammeskriegen, bei der keuschen und naturfrischen Art der damaligen Deutschen, zum Entsetzen der Römer eine gewaltige Vermehrung der Volkszahl herbeigeführt; ähnlich wie ja noch in der Gegenwart die deutsche Volksvermehrung erheblich stärker sich zeigt, als die der modernen Romanen. Aus solcher Uebervölkerung erwuchs allmählich schwere wirthschaftliche Noth, oft im eigentlichen Sinne des Wortes Hungersnoth. Da der deutsche Ackerbau zu jener Zeit noch verhältnißmäßig primitiver Art war und viel Raum verbrauchte; da allmählich bei der Unfähigkeit, zu einem mehr rationellen Betriebe der Ackerwirthschaft und intensiverer Art des Landbaues überzugehen, und bei dem Mangel an anderen Erwerbsmitteln ein bleibender Nothstand empfindlich sich fühlbar machte und nur die Wahl blieb, entweder mit vergleichsweise geringen Erfolgen auch sumpfige und sonst schwierige Striche zu benutzen, oder aber mit Gewalt sich Rettung zu schaffen: so war es bei den überwiegend kriegerischen Neigungen der alten Germanen nur natürlich, daß sie mit Vorliebe an das Schwert appellirten; daß sie endlich wieder ihre älteren Gewöhnungen aufnahmen, und bei dem Wiedererwachen ihres uralten Wandertriebes „mit dem Schwerte pflügten".

Auswanderung also ganzer Stämme oder des Ueberschusses an Kräften aus den ungenügend befundenen Sitzen wurde namentlich seit der Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts die Signatur der Zeit für die Germanen. Es konnte nicht lange dauern, so mußte sich dieser Zug gegen die römischen Grenzen richten. Auf der einen Seite war für viele der vorderen und südlicheren deutschen Stämme der Gedanke höchst lockend, in den schönen und reichen Ländern des romanischen Südens neue Wohnsitze zu gewinnen. Auf der andern Seite übten unverkennbar die Ostgermanen einen starken Druck auf die west- und südgermanischen Völker, und jene wiederum hatten bereits slawische und finnisch-tatarische Völker zu Nachbarn, die ihnen damals vielleicht noch nicht unmittelbar gefährlich wurden, ihnen aber die Wendung nach Osten unmöglich machten. Auf alle Fälle war es für die westlichen und südlichen Deutschen nicht mehr ausführbar, selbst wenn sie es gewollt hätten, sich wieder nordostwärts auszubreiten. Solche Veränderungen aber der Sitze, wie sie wesentlich durch wirthschaftliche Zustände motivirt wurden, waren wiederholt durch sekundäre Anstöße, wie durch das Andrängen mächtiger Nachbarn, innere Kriege, innere politische Neugestaltungen, im einzelnen Falle gefördert.

Nun aber zweitens leitete sich auf Grund solcher Verhältnisse im inneren Deutschland eine vieljährige Bewegung ein, deren Folgen weiter wirken bis zum Abschluß der Kämpfe des Kaisers Aurelian. Es ist die erste Phase der deutschen Völkerwanderung, und zwar hervorgerufen durch die

Gothen. Die gothischen Ostgermanen an der Ostsee und der unteren Weichsel, durch die Ueberfülle ihres Volkes gedrängt, und auf der Nordseite durch das Meer, auf der Ostseite durch die Slawen gehemmt, wandten sich in der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. südwärts, um die untere Donau zu erreichen. Es hat lange gedauert, bis wir sie später in den Dnjeprlandschaften und am schwarzen und asowschen Meere finden. Aber die ersten Phasen dieser Wanderung, wo sie sich theils mit dem Schwerte, theils mit Verträgen ihren Weg bahnen mußten, wirkten bereits empfindlich auf das Römische Reich ein. Die Stämme des starken gothischen Hauptvolkes drangen durch das mittlere und obere Gebiet der Oder und Weichsel aufwärts vor und stießen offenbar zuerst auf die kriegerischen mittel- und süddeutschen Völker. Der Durchbruch nach der mittleren Donau ist hier nicht gelungen. Wohl aber übte der gothische Zug auf die schlesischen Völker, auf die Nariske und Hermunduren weiter westwärts, und auf die Markomannen und Quaden einen gewaltigen Druck aus und führte zu weitreichenden Erregungen und Erschütterungen, so daß nicht wenige Theile solcher Völker dann den Markomannen zugetrieben wurden. Als dann im weiteren Verlaufe die Gothen den Weg an den Karpathen hin nach dem pontischen Südosten genommen hatten, wurden die verschiedensten ihnen verwandten Stämme mit fortgerissen, und diese Bewegung führte dem inzwischen entbrannten Kriege der Donauvölker gegen die Römer immer neue Anregung und immer neues Material zu. Endlich wurden auch Völker anderen Stammes, die auf den dakischen Grenzen unter römischer Hoheit standen, mit und wider ihren Willen in die kriegerische Bewegung gegen das Reich hineingezogen.

Als aber im J. 166/7 der Krieg der Donau-Germanen gegen die Römer entbrannt war, erkannten dieselben (drittens), daß ihre deutschen Gegner auch politisch sich bedeutend entwickelt hatten. Die längere Seßhaftigkeit der einzelnen großen Völker hatte ihre Glieder unter einander mehr genähert, und die Germanen waren in die Phase ihres nationalen Lebens eingetreten, wo sich die einzelnen Stämme, zunächst die markomannischen (sammt ihren nächsten Verwandten), denen die Quaden immer zur Seite gingen, zu größeren Verbänden und Vereinigungen zusammenzuballen begannen. Bei dem Ausbruch aber des großen Krieges stand auch das trotzige Reitervolk der jazygischen Steppenreiter zwischen Theiß und Donau auf Seite der Gegner Roms.

Als die Schreckenskunde nach Rom gelangte, daß die Deutschen vor Aquileja lagerten (S. 473), ergriff Marc Aurel alle möglichen rettenden Maßregeln. Mit erheblichen Streitkräften, wie sie nach der Rückkehr eines Theiles der in Asien verwendeten Truppen ihm jetzt zu Gebote standen, ging er (167) nach dem Norden, von dem ungern den Genüssen der Residenz sich entziehenden Verus nur widerwillig begleitet. Schon die Kunde seiner Annäherung wirkte. Die Feinde, die bis dahin reiche Beute und sehr zahlreiche Gefangene gemacht hatten, wichen über die Alpen zurück und baten

um Frieden, den ihnen aber der Kaiser nicht zu gewähren geneigt war. Nun aber mußte mit aller Energie gerüstet werden, um die durch die Pest gefährlich decimirten Legionen wieder auf ihre Sollstärke zu bringen, und von allen Seiten Hilfskräfte heranzuziehen. Aquileja (und zeitweise auch Sirmium) wurde einstweilen das Hauptquartier; nur daß auch hier die Epidemie unheimliche Verheerungen anrichtete, gegen die jetzt Galenus, den die Kaiser im J. 168 zu sich berufen, mit allen Mitteln ankämpfen sollte. In diesem Jahre gelang es dem Marc Aurel, nach Ueberschreitung der Alpen die Germanen in einer Hauptschlacht gänzlich zu schlagen. Dann konnte alles Land bis zur Donau wieder von den Feinden befreit, und die umfassende neue Sicherung der Stromgrenze ernsthaft in Angriff genommen werden.

Nun glaubte Marc Aurel im Winter 168/9 wieder für einige Zeit nach der Reichshauptstadt zurückkehren zu können. Der jähe Tod des Verus (im Januar 169), den auf der Reise im Wagen neben seinem Adoptivbruder sitzend bei Altinum ein Schlagfluß traf, konnte eher als eine Erleichterung der Regierungssorgen gelten. Aber der Kaiser war noch nicht lange in Rom, als der Donaukrieg neue und noch furchtbarere Dimensionen annahm. Aus den mitteldeutschen, und noch mehr aus den durch den Gothenzug an den Karpathen so stark aufgeregten gothischen Völkern zogen den Markomannen und Quaden offenbar gewaltige Massen zu, so daß die Lage an der Donau eine überaus gefahrvolle Gestalt annahm. Marc Aurel mußte ganz außerordentliche Anstrengungen zur Abwehr machen. Um rasch möglichst viele Geldmittel aufzubringen, wurde selbst das kaiserliche Mobiliar öffentlich versteigert, und zur Vermehrung der Streitkräfte nicht allein jeder brauchbare Mann, Räuber nicht ausgenommen, in die Legionen aufgenommen, bei befreundeten deutschen Stämmen Söldner geworben, sondern auch bewaffnete Abtheilungen aus Sklaven und Gladiatoren gebildet, dabei kein Mittel, selbst nicht die thörichten Anweisungen des Alexander von Abonoteichos verschmäht, um auf die Stimmung des Volkes und der Truppen zu wirken. Wahrscheinlich wurden auch aus dem Orient alle entbehrlichen Streitkräfte herangezogen, und dafür (169) der gefürchtete Avidius Cassius, jetzt Legat von Syrien, in ähnlicher Weise wie einst Germanicus und Corbulo zum Generalkommandanten aller Streitkräfte des Ostens gemacht, während unter demselben der wackere Martius Verus (166 Consul) als Statthalter von Kappadokien fungirte.

Marc Aurel eilte noch vor Ablauf des Jahres 169 nach der Donau, und machte Carnuntum zu seinem Hauptquartier, um von hier aus nach allen Seiten seine Stöße richten zu können. Der Kampf war sehr langwierig und wechselvoll, und es fehlte keineswegs an erheblichen Schlägen, welche die zahlreichen Gegner den Unterfeldherren des Kaisers beibrachten. Allmählich aber trug es doch die Ausdauer und die überlegene Taktik der Römer davon. Ein sehr erheblicher Sieg wurde durch den Kaiser persönlich

im Jahre 170 den Markomannen abgewonnen. Im Winter 171/2 gelang es den Römern, die Jazygen, die südlich von Aquincum die zugefrorene Donau überschritten und Pannonien angegriffen hatten, zuerst auf dem Ufer, dann auf der Eisdecke des großen Stromes gewaltig zusammenzuhauen. Nun wandte sich der Kaiser gegen die Quaden und brach selbst in deren Gebiet an der Gran ein, wo er im Winter 172/3 sein Lager aufschlug. Im Hochsommer 173 gelang es dann in den quadischen (oberungarischen) Gebirgen nach Ueberwindung großer Gefahr durch Wassermangel, — an welche sich die Legende von der Legio XII fulminata knüpft, — auch dieses Volk schwer zu schlagen. So wurde es allmählich möglich, auf der langen Linie von der Regensburger Uferlandschaft bis zur Theiß die Ruhe wiederherzustellen. Im Jahre 174 legten sich namentlich die süddeutschen Völker zum Ziele, und nahmen die harten Bedingungen an, die ihnen Marc Aurel mit großer Klugheit nach einem wohlberechneten System im römischen Interesse aufzwang. Die Jazygen dagegen mit ihrem Zuzuge aus deutschen, dakischen, sarmatischen Stämmen sollten als ein unverbesserliches Räubervolk noch erst gründlicher in ihrer Kraft gebrochen werden. Nur der leidige Umstand, daß im Jahre 175 der sonst für zuverlässig gehaltene General Avidius Cassius auf den Gedanken kam, die Herrschaft an sich zu reißen, nöthigte den Kaiser, den Steppenreitern an der Theiß und mittleren Donau den Frieden früher und günstiger zu gewähren, als es nach seiner Ansicht die römische Staatsraison gut hieß. Der Friedensschluß nun mit den bisherigen drei Hauptgegnern gab dem Reiche nahezu 200,000 Menschen romanischer Zunge zurück, die theils auf dem Wege des brutalen Menschenraubes, theils als kriegsgefangene Soldaten in die Hand der Gegner gefallen waren. Eine eigentliche Vernichtung oder wirkliche Unterwerfung der feindlichen Nachbarn im Norden der Donau war nicht wohl ausführbar. Aber in Erinnerung an die ungeheure Gefahr dieses Krieges, in dessen schlimmster Zeit sogar eine ostdakische Streifschaar, die Costuboken, südwärts bis nach Griechenland gelangt und erst bei Elateia durch die Bürgermilizen dieser Stadt unter dem tapfern Olympioniken Mnesibulos geschlagen worden war, sollte der Strom in neuer Weise gesichert werden. Die Donau sollte nicht mehr von deutschen Kähnen befahren werden. Die bisherigen feindlichen Völker mußten auf dem linken Ufer einen Streifen Landes abtreten, bei den Deutschen eine, bei den Jazygen zwei Meilen breit, der von ihnen nicht betreten werden durfte. Mehr aber, auch tiefer in ihrem Lande sollten römische, stark besetzte Kastelle auf wichtigen Punkten angelegt werden, von wo aus die Völker überwacht werden konnten. Für den Handel und Verkehr mit den Provinzen des Reiches wurden bestimmte Plätze und Zeiten festgesetzt. Endlich wurden die überwundenen Feinde selbst genöthigt, Material zur Ergänzung der durch Krieg und Pest decimirten kaiserlichen Unterthanen zu liefern. Die Jazygen mußten 8000 Reiter für das römische Heer stellen, die großentheils nach Britannien vertheilt wurden. In ähnlicher Weise hatten auch die Quaden und Markomannen regelmäßig

Auxiliarkontingente für das kaiserliche Heer zu liefern, für deren Verwendung auf der afrikanischen Südgrenze und am Eufrat die schlaue römische Politik dann trefflich zu sorgen verstand.

Höchst bedeutsam war es aber, daß Marc Aurel in dieser Zeit, wo das romanische Element noch immer mächtig und innerlich stark genug war, um starke Massen fremder Elemente zu assimiliren, sehr zahlreiche Germanen innerhalb der Reichsgrenzen angesiedelt hat. Es war die Einleitung zu jener Durchsetzung des Römerthums mit Deutschen, welche in der Zeit der Constantiner die Physiognomie der römischen Welt ethnographisch so bunt und seltsam gestaltet hat. Die Ansiedlung dieser Germanen erfolgte unter sehr verschiedenen Bedingungen. Ein Theil bestand wohl aus Trümmern heimatlos gewordener Völker, die nun auf mehreren Punkten des Reiches, in Dakien, Pannonien, Mösien, im Rheinland, und in Italien das ersehnte Land erhielten, und als künftige Kriegsleute des Reiches in der Regel unter günstigen Bedingungen sich eine neue Heimat schaffen konnten. So sind in Dakien vandalische Asdingen aufgenommen worden, die sich zunächst das Verdienst erwarben, in der Moldau die Costuboken kräftig zusammenzuhauen. Die nach Italien geführten Narisker freilich gaben seiner Zeit meuterischen Gelüsten nach, suchten sich der Stadt Ravenna zu bemächtigen und wurden daher nach anderen Punkten, man denkt an den Jura und das Saonethal, zerstreut.

Viel ungünstiger dagegen war die Lage der in Masse als Gefangene angesiedelten Germanen, welche einfach als neues Material höriger, oder vielmehr persönlich zwar freier, aber an bestimmte Güter gebundener Bauern im Reiche vertheilt wurden. Bei diesen Ansiedelungen von „Barbaren", die sich seitdem so oft noch wiederholen sollten, empfahl sich den Römern eben nun wirthschaftlich und militärisch ein System, welches nach verschiedenen Seiten hin merkwürdige Folgen nach sich ziehen sollte. Es war die truppweise Unterwerfung solcher Leute unter einen römischen Patron, welcher dem Staate für sie haftete, und der dadurch zugleich mit frischen Arbeitskräften versorgt wurde. Diese neue Gestalt des „Colonats" neben den sonst bereits mehrfach vorhandenen (S. 464 ff.) Ansätzen zur Bildung eines hörigen bäuerlichen Standes hat auf das Verhältniß des Bauernthums im Reiche und dessen weitere Entwicklung in keineswegs erfreulicher Weise eingewirkt.

Marc Aurel war, wie gesagt, zu dem schnellen Abschluß des jazygischen Friedens durch die von dem kappadokischen Legaten Martius Verus in aller Eile ihm mitgetheilte, sehr unerfreuliche Nachricht bestimmt worden, daß kein geringerer als Avidius Cassius als Prätendent im Orient aufgetreten war. Der starke Chef des Ostens hatte bisher seine Stellung mit gutem Erfolge verwaltet, namentlich auch einen gefährlichen Aufstand unterägyptischer Räuber, halbwilder Hirten und anderer Desperados

(vielleicht 170) mit Kraft niedergeworfen. Der letzte Grund zu dem Pronunciamiento des Avidius Cassius ist jedenfalls in der Geringschätzung zu suchen, welche dieser eiserne Soldat gegen den von ihm so grundverschiedenen Marc Aurel seit längerer Zeit nährte. Die Beliebtheit des Kaisers bei Volk und Senat und die große Rücksicht, die er überall auf das hohe Haus nahm; seine nach allen Seiten entgegenkommende Haltung gegenüber den Senatoren, und die sorgfältige Auswahl seiner Minister und sonstigen hohen Beamten, schloß durchaus nicht aus, daß nicht vielseitig an der ganzen Art des trefflichen Mannes genörgelt wurde. Es gab doch Viele, denen der fürstliche Stoiker zu einfach und zu prunklos lebte; seine Gewissenhaftigkeit und ängstliche Genauigkeit im Rathe und bei gerichtlichen Verhandlungen erschien vielfach als Kleinlichkeit und Mangel an Entschlossenheit; sein Wesen mag vielen als „philiströs", seine Milde als Schwäche erschienen sein. Ihm fehlte namentlich der frische Schwung und das hinreißende Feuer Trajans; sein schlichtes und prunkloses Heldenthum entbehrte des stürmischen Ungestüms und des rechten berauschenden Zaubers für rohere Naturen. Namentlich in der Armee mochte der Philosoph, der Gelehrte, der „Schulmeister" vielen gar sehr fremdartig und wenig sympathisch sein. Am wenigsten war er es dem Avidius Cassius, bei welchem die Beliebtheit, deren er sich bei seinen syrischen Landsleuten, namentlich auch in Antiochia, erfreute, um so eher hochfliegende Pläne nähren mochte, je weniger der jugendliche Cäsar Commodus zu irgend welchen Hoffnungen berechtigen konnte. Avidius wußte auch, daß die Gesundheit des Kaisers bereits sehr schwankend war. Es scheint, daß eine falsche, aber von ihm gern geglaubte Nachricht von Marc Aurels Ableben im Frühjahre 175 seine Entschlüsse zur Reife brachte. Jedenfalls verkündete er in Antiochia, Marc Aurel sei todt, nahm nun selbst den kaiserlichen Titel an, und machte einen seiner angesehensten Anhänger zu seinem Gardepräfekten. Syrien war auf der Stelle gewonnen; auch Aegypten hielt zu ihm, weil hier der Präfekt Flavius Calvisius und der Jurist Mäcianus, der „Gerichtsherr von Alexandria" (S. 84), auf seiner Seite standen. Die Bewegung zitterte durch ganz Kleinasien; aber bald kam sie zum Stehen. Nicht nur Martius Verus hielt zu dem alten Kaiser. Auch der Statthalter von Bithynien, ein sehr tüchtiger Soldat, Clodius Albinus, ein afrikanischer Romane aus Adrumetum, der (wie es heißt) von den adeligen Geschlechtern der Postumier und Cejonier abstammte, blieb treu und hielt mit höchster Anstrengung den Abfall seiner Truppen auf.

So konnte der gefährliche Brand nicht nach Europa hinübergreifen, und die zweifelhaften Elemente hielten sich zurück, bis die Entscheidung gefallen sein würde. Im Orient selbst blieb die Nachricht, daß Marc Aurel noch lebe, gerade auf die abgefallenen Truppen nicht ohne bald fühlbare Wirkung. Als nun Marc Aurel nach Herstellung des Friedens mit den Jazygen sofort mit Heeresmacht nach Asien aufbrach, standen ihm zwei namhafte Feldherrn zur Seite. Einmal jener Martius Verus, dann aber Publius

Helvius Pertinax. Dieſer letztere, am 1. Auguſt 126 in Ligurien als Sohn eines Freigelaſſenen, des Holzhändlers Helvius Successus, geboren, hatte ſich urſprünglich als Grammatiker emporzuarbeiten geſucht, ſpäter aber als glücklicher Soldat ſeine Laufbahn gemacht. In dem Partherkriege als Präfekt einer Auxiliarcohorte ausgezeichnet, nachher in Britannien, und während des markomanniſchen Krieges mit Bekämpfung der Germanen erfolgreich beſchäftigt, die in Noricum und Rätien eingebrochen waren, folgte er jetzt dem Kaiſer nach Syrien.

Die Waffen brauchten ſie jedoch mit Avidius nicht zu kreuzen. Denn ſchon auf dem Marſche erhielt Marc Aurel die Botſchaft, daß (anſcheinend noch vor Anfang des Herbſtes, etwa im Auguſt, 175) ſein Gegner gefallen war. Der harte Soldatenmeiſter war von zwei Männern ſeiner Umgebung, einem Hauptmann und einem Unteroffizier, ermordet worden. Auch ſein Gardepräfekt und jener Mäcianus fanden den Tod. So konnte die bedenkliche Erhebung im Herbſt 175 leicht wieder gedämpft werden.

Marc Aurel, der die abgefallenen Provinzen perſönlich beſuchte, dann den Martius Verus zum ſyriſchen Legaten ernannte, dem Pertinax dagegen den Schutz der Donaugrenze übertrug, verfuhr überall mit erſtaunlicher Milde und Gnade, erlebte aber noch auf der Rückreiſe durch Kleinaſien den Schmerz, daß ſeine Gemahlin Fauſtina, die ihm nach dem Orient gefolgt war, (176 n. Chr.) zu Halal am Fuße des Taurus ſtarb. Trotz mancherlei Verirrungen, die ſie eines ſolchen Gatten nicht gerade würdig erſcheinen ließen, hatte er ſie ſehr geliebt. So ließ er ſie denn konſekriren, erhob das kappadokiſche Dorf, wo ſie geſtorben war, zur Kolonie Fauſtinopolis, und baute ihr hier einen Tempel. Auf der Rückreiſe nach Rom hielt er ſich dann noch in Athen bei ſeinem alten Freunde Herodes von Marathon auf und vollendete (S. 447) hier die neuen akademiſchen Organiſationen, denen Herodes, der ſchon zu Ende d. J. 177 ſtarb, freilich nicht lange mehr vorſtehen konnte.

Als der Kaiſer endlich im Herbſt 176 die Reichshauptſtadt wieder erreicht und (23. Decbr.) den Sieg über die Donauvölker gefeiert hatte, errichtete ihm der Senat jenes prächtige Reiterſtandbild, welches heute zu den ſchönſten Zierden des Campidoglio gehört. Weiter aber wurde auf dem Marsfelde an der Via Lata (einem Theile der Via Flaminia) ein Komplex von monumentalen Huldigungen errichtet. Von einem Triumphbogen, der erſt 1662 zerſtört worden iſt, haben ſich noch die Widmungsinſchrift und einige Skulpturreſte erhalten, namentlich einige Basreliefs, welche die Apotheoſe der Fauſtina darſtellen. Noch heute erhalten aber iſt in dieſer Gegend (ſ. Piazza Colonna) die marmorne Ehrenſäule des Marc Aurel, welche mit Baſis, Kapitäl, Plint und Kapitälsplatte zuſammen 29,55 Meter in der Höhe mißt und, aus 28 Blöcken gebildet, im Innern eine Wendeltreppe von 190 Stufen enthält, auf der Platte aber ſeiner Zeit das bronzene Standbild des Kaiſers trug. Wie die Trajansſäule, ſo umgiebt den Schaft auch dieſer Säule ein Relief in 20 ſpiralförmigen Windungen, welches die

Kämpfe der Römer mit den Donauvölkern darstellt. Nur daß Ausführung und Komposition dieser, erst unter Marc Aurels Nachfolger vollendeten Arbeiten weit hinter dem Trajanischen Originale zurückblieben. „Die Bewegung wird oft überschwänglich, Contouren und Faltenwurf schwer und hart, auch ist das Profil des Reliefs derber als an dem Trajanischen Denkmal.“ Das Standbild ist wahrscheinlich schon um 663 n. Chr. durch den byzantinischen Kaiser Constans II. entführt worden. Im 14. Jahrhundert durch einen Blitz getroffen, wurde die Säule 1589 durch Papst Sixtus V. restaurirt und durch das vergoldete Bronzebild des Apostels Paulus gekrönt. Wahrscheinlich ist westlich davon (auf j. Monte Citorio) nachmals ein Tempel des Marc Aurel erbaut worden.

Marc Aurels Ehrensäule.

Seit seiner Rückkehr nach Rom hatte Marc Aurel endlich wieder einige Zeit frei, um sich den Geschäften des Friedens, die er so sehr liebte, mit neuem Eifer hinzugeben. Die Verwaltung war vortrefflich; nur daß des Kaisers Milde die senatorischen Statthalter nicht immer scharf genug faßte. Abgesehen von verschiedenen bereits erwähnten Momenten (wir erinnern an die italischen Rechtspfleger, und an die richterlichen Kompetenzen der kaiserlichen Großbeamten in Rom), wo die vorbereitete Entwickelung weiter geführt wurde, so gehörte zu den Gegenständen der besonderen Vorliebe dieses Kaisers die Pflege der Trajanischen Alimentarstiftung. Es ist nicht unwahrscheinlich (obwohl nicht zweifelfrei), daß der Kaiser damals diese Stiftung unter einen besonderen consularischen Alimentarpräfekten in Rom stellte. Dann wurde wahrscheinlich die Arbeit der Distriktspräfekten den italischen Rechtspflegern übertragen, die Kuratoren aber der Chausseen mit der Aufgabe betraut, einerseits Uebergriffen der Zollbeamten zu wehren, andererseits auch über die italischen Getreidemärkte, über Zufuhr und Verkauf von Getreide die Aufsicht zu führen. Die ungeheure Finanznoth allerdings während der kritischen Jahre des Donaukrieges ist auch auf die Alimentarstiftung nicht ohne Einfluß geblieben. Der Kaiser, der das Ge-

wicht der Goldmünze auf 7,3 Gr. ſinken, die Legirung des Denars bis auf 25 Procent ſteigern ließ, ſah ſich wahrſcheinlich auch in der Lage, die Alimentarkapitalien von den Grundbeſitzern einzuziehen und die bisher von denſelben für die Stiftung gezahlten Zinſen auf die Staatskaſſe zu übernehmen: ein Moment, was ſpäter ſehr gefährlich wirken ſollte. Marc Aurel wirthſchaftete jedoch ſo verſtändig, daß er ſchon 176 wieder das Volk des Reiches durch Erlaß aller Schulden und rückſtändigen Abgaben an die Staatskaſſen (für einen Zeitraum von 46 Jahren) erleichtern konnte. Wurde ferner das Volk der Reſidenz durch wiederholte Geſchenke an Geld und Getreide inmitten der harten Noth der Zeit erfreut, während der Kaiſer den Fechterſpielen durch Aufſetzen von Knöpfen auf die Waffen der Gladiatoren ihren blutigen Charakter zu nehmen ſuchte, ſo war die Einſetzung eines Prätor Tutelaris ein Beweis der beſonderen Fürſorge, welche der Kaiſer dem Vormundſchaftsweſen widmete. Und wenn weiter Marc Aurel in dem nivellirenden Sinne ſeiner beiden Vorgänger die Ausdehnung des latiniſchen und des römiſchen Bürgerrechts im Reiche energiſch förderte, ſo war er auch bemüht, den Grund zu einer genaueren Statiſtik des Reiches zu legen.

Leider nur wurde ſeine redliche Friedensarbeit immer wieder durch ſchwere Kalamitäten des Reiches unterbrochen. Die Erdbeben zeigten ſich namentlich für Aſia als eine grauſame Geißel; beſonders das Jahr 178 war ſchrecklich, wo die ioniſchen Küſten, vor Allem Samos, Chios, Milet und beſonders das herrliche Smyrna entſetzlich verheert wurden. Hier konnte der Kaiſer rettend eingreifen. Auf die Fürbitte eines der bekannteſten Sophiſten dieſer Zeit, des P. Aelius Ariſtides (geb. 117 oder 129) von Hadrianoi in Bithynien, eines ſchwärmeriſchen Verehrers des antiken Götterthums, wurde namentlich Smyrna erheblich unterſtützt. Aber die ſchwerſten Sorgen bereitete dem Kaiſer doch die Ausſicht in die Zukunft. Der Tod hatte unter ſeinen Kindern grauſam aufgeräumt. Und derjenige ſeiner Söhne, der als präſumtiver Nachfolger galt, machte ihm nur wenig Freude. Marcus Lucius Aelius Aurelius Commodus Antoninus war am 31. Auguſt 161 zu Lanuvium geboren und am 12. Oktober 166 zum Cäſar erhoben worden. Aber der Knabe war von der Natur wenig begünſtigt, und die Bemühungen des Vaters, ſowie anderer tüchtiger Männer in ſeiner Umgebung, wie des alten Cornelius Fronto, wie des großen Galenus, der ſeit 169 als ſein Leibarzt in Rom lebte (und um 200 n. Chr. geſtorben iſt), und Anderer, ihn für ſeine künftige Stellung heranzubilden, blieben ohne Erfolg. Commodus war zwar nicht gerade bösartig, obwohl es ihm nicht an gefährlichen Neigungen fehlte, aber einfältig, furchtſam, unſelbſtändig, und daher vorausſichtlich durch ſeine Umgebungen leicht zu beſtimmen; jedenfalls nicht der Mann, wie ihn in jener Zeit das Reich brauchte. Den Entſchluß aber, ihn durch eine beſſere Wahl von der Nachfolge im Principat auszuſchließen, vermochte Marc Aurel nicht zu faſſen. Vielmehr erhielt Commodus im Jahre 177 die

tribunicische Gewalt und wurde zu bestimmtester Sicherung der Nachfolge schon jetzt berufen, seinem Vater als „Augustus" zur Seite zu stehen.

Nur zu bald sollte die volle Reichsgewalt in die Hände dieses unheilvollen Menschen übergehen. Die Verhältnisse an der mittleren Donau, wo anfangs (S. 480) Pertinax, und nach dessen Uebernahme der mösischen Statthalterschaft die beiden Quintilier das Kommando führten, blieben andauernd schwierig. Die Durchführung der harten Friedensbedingungen wirkte zu immer neuer Erbitterung der deutschen Völker, und schon im Jahre 177 war der große Krieg wieder in hellen Flammen ausgebrochen. Im Jahre 178 wurde es nöthig, daß Marc Aurel persönlich wieder im Felde erschien. Er vermählte jetzt (wenn es nicht schon im Vorjahre geschehen ist) seinen Sohn mit Crispina, Tochter des Consularen Gajus Bruttius Präsens, und brach mit demselben am 5. August nach der Donau auf.

Commodus. (Vatican, Rom.)

Die Donauländer waren jetzt sehr stark befestigt. Bis nach Regensburg westlich war der Strom überaus stark bewehrt. Auf der Donau schwamm eine starke Flotte, die in die Geschwader der drei Haupthäfen Lauriacum, Arelape-Comagenä und Carnuntum gegliedert war. Für Noricum und Rätien hatte der Kaiser (S. 396) neue Besatzungslegionen formirt. In Noricum war Lauriacum der Mittelpunkt der Militärgrenze, auf welcher jetzt auch die Donauchaussee ihre Vollendung erhalten hatte. Die Flußthäler und Straßen, welche zur Donau führten, waren nunmehr ebenso systematisch geschützt, wie die Rheinlinie. Oberhalb Lauriacum drohten die Forts Lentia (auf dem Schloßberge von Linz) und Joviacum (Schlögen bei Haibach),

und unterhalb der Centralfeſtung wurde die große Straße nach Vindobona geſichert durch das für drei Cohorten beſtimmte Kaſtell Lacus Felicis (Mauer bei Oehling an der Url), Elegium (auf dem Felſen von Wallſee), das feſte Lager von Arelape an der Mündung der Erlaf, ferner das Schloß Namare auf dem Felſen von Melk, dem weiter das Kaſtell von Trigiſamum (Traismauer), Faviana (Mautern), und Comagenä (Tulln), endlich am Fuße des Wiener Waldes Citium (Zeiſelmauer) folgten. Noch energiſcher war das nächſte Stück der pannoniſchen Donau gedeckt. Vindobona war durch mehrere Forts flankirt, und neben dieſer ſtarken Feſtung war das Hauptbollwerk Carnuntum, ein mächtiges Viereck, dicht am Steilrande der Donau, hoch über deren ungeſtümem Strome, hinabſchauend über ſeine grauen Fluthen, ſeine grünen Inſeln und die unabſehbare Fläche des Marchfeldes. Ein Brückenkopf (bei Stopfenreut) ſicherte den Uebergang über die Donau.

Ueber den neuen Krieg an der Donau ſind nur wenige Nachrichten erhalten. Er war von Anfang an erfolgreicher, als der frühere. Namentlich gelang es dem trefflichen Tarrutenius Paternus, einem geſchätzten Juriſten und wiſſenſchaftlichen Taktiker, der bisher die lateiniſche Kanzlei geleitet hatte und jetzt als Gardepräfekt kommandirte, zu Ende des Jahres 179 den Germanen in mörderiſchem Kampfe noch eine Hauptſchlacht abzugewinnen. Die Chancen für die Römer geſtalteten ſich immer glänzender: da wollte es der Unſtern des Reiches, daß am 17. März 180 der treffliche Kaiſer an der Peſt im Lager zu Vindobona ſtarb: nun erſt recht geſchätzt, nun tief betrauert, nun vergöttert und vergeblich zurück erſehnt, je düſterer ſich die Zuſtände des ſinkenden Reiches ſofort geſtalteten.

Der noch nicht neunzehnjährige Commodus konnte, durch eines ſolchen Vaters Anſehen getragen, ohne Schwierigkeit die Zügel der Regierung ergreifen. Sein Wunſch war es, möglichſt bald nach Rom zurückzukehren; zuerſt mußte jedoch der Krieg mit den Germanen in anſtändiger Weiſe zu Ende geführt werden. Das war jetzt nicht mehr ſchwer. Marc Aurel hatte ſo gründlich gearbeitet, daß die Gegner fühlbar ermüdet waren. Commodus hatte indeſſen nicht das Zeug, die Verhältniſſe in großem Styl auszunutzen. So kam ein Friede zu Stande, der immerhin als ehrenvoll gelten konnte, dabei aber doch die römiſchen Intereſſen keineswegs durchſchlagend wahrte. Der Hauptſache nach waren die Bedingungen ziemlich dieſelben, wie ſie Marc Aurel vor fünf und ſechs Jahren den Feinden auferlegt hatte; aber auf einem Punkte zeigte Commodus eine bedenkliche Nachgiebigkeit, — er gab nämlich die feſten römiſchen Plätze im Innern der feindlichen Gebiete gänzlich auf. Einſtweilen allerdings, bis zum Tode des Septimius Severus, war der militäriſche Nimbus der römiſchen Waffen noch einmal hergeſtellt, und bis dahin wurden die Donaulinie und die dakiſchen Grenzen immer ſtärker bewacht (S. 396) und verſchanzt. Noch auch hüteten allenthalben die alten und

neuen Generale aus der Schule der parthischen und deutschen Kriege die Reichsgrenzen mit imponirender Kraft. Aber in der inneren Politik des Reiches machte sich bald ein verderblicher Niedergang fühlbar.

Der junge Kaiser Commodus ist nicht von Anfang an der schlimme Despot und groteske Tyrann gewesen, wie ihn die Nachwelt zu betrachten sich gewöhnt hat. Sein Unheil war es, daß ihm der innere Beruf und die geistige Kraft fehlte, die ungeheure Aufgabe zu erfüllen, welche damals mehr denn je die Lage des Reiches an den Träger des Principats stellte. Noch wirkte für längere Zeit die solide Pflichtarbeit Marc Aurels und die treffliche Auswahl der von ihm ernannten höhern Reichsbeamten und Heerführer fördernd nach; nicht minder die Gestalt, welche der Senat unter den drei letzten Kaisern gewonnen hatte. Aber Commodus, der zunächst sich selbst nicht zu beherrschen vermochte, und dessen Neigungen ganz im Sinne der leichtfertigen vornehmen Jugend der Residenz wesentlich auf Lebensgenuß jeder Art gerichtet waren, vermochte die reichen Kräfte, über die er zu verfügen hatte, nicht zu leiten, und noch weniger die Harmonie zwischen dem Reichsrath und der Armee zu erhalten. Bei seinem Mangel an Menschenkenntniß und fürstlicher Würde war er eben so wenig im Stande, den Großen des Reiches zu imponiren, und ihre gegenseitigen Intriguen und Rivalitäten zu durchschauen und im Zaume zu halten.

Commodus hatte sich anfangs noch einigermaßen in Schranken gehalten. Als er aber am 22. Oktober 180 in Rom eingezogen war, trug es die Neigung zu Genüssen und die nichts weniger als edle Umgebung des Kaisers, der seiner Natur nach sehr bestimmbar sein mußte, schnell davon. Die alten Rathgeber seines Vaters wurden bald bei Seite geschoben. Der bedeutendste Mann, der ihn beeinflußte, war Tigidius Perennis. Seit 180 neben dem trefflichen Paternus einer der Präfekten der Garde, und der eigentliche politische Vertraute des jungen Kaisers, zog er die Leitung der Geschäfte wesentlich an sich, und sah es ruhig mit an, wie Commodus sich in ein üppiges Genußleben versenkte. Noch waren die blutigen Neigungen des Kaisers nicht in voller Stärke erwacht; diese wurden aber jäh entfesselt, als eine Verschwörung gegen ihn explodirte, deren letzte Motive und eventuelle politische Verzweigungen uns nicht näher bekannt sind. Als intellektuelle Urheberin des Komplotts gilt des Princeps eigene Schwester; jene Lucilla, des Verus Wittwe, welche Marc Aurel seiner Zeit zu ihrer und ihrer Mutter großen Unzufriedenheit mit einem würdigen Senator, Claudius Pompejanus, wieder vermählt hatte. Wahrscheinlich nicht viel besser als Commodus, damals mit ihrem Gatten zerfallen, und nun auch (unbekannt warum) mit ihrem kaiserlichen Bruder verfeindet, gewann sie ihren Schwiegersohn, der ebenfalls Claudius Pompejanus hieß (er war ein Enkel ihres Gatten, der aus einer früheren Verbindung desselben stammte), trotz seiner Befreundung mit Commodus zu einem Mordversuche gegen ihren Bruder. Der junge Mörder führte (183) eines Tages in einem dunkeln Corridor des Amphitheaters einen Dolchstoß

gegen Commodus mit den Worten: „Das schickt Dir der Senat!" Aber das Attentat mißlang, und Commodus, der sich nun aufs engste an den Chef der Militärgewalt anschloß, der ihm allein für sein bedrohtes Leben Sicherheit zu gewähren schien, rächte den Angriff durch blutige Verfolgung der Schuldigen und aller ihm sonst Verdächtigen. Pompejanus mußte natürlich sammt andern Verschworenen sterben. Lucilla wurde nach Capri verbannt, dann getödet, ein Loos, welches nachher (184) auch der des Ehebruches überwiesenen Kaiserin Crispina zu Theil wurde. Viel bedauerlicher aber war, daß der herrschsüchtige Perennis auch den Paternus, der mit ihm das Kommando der Garde theilte, und den Vater von dessen präsumtivem Schwiegersohne, den ausgezeichneten, allgemein beliebten General M. Salvius Julianus, des großen Juristen Sohn, in diese Katastrophe verwickelte. Eine politische Schuld war zwar nicht auf ihn zu bringen; aber Commodus haßte ihn glühend, weil er ihm den Untergang eines liederlichen Günstlings zur Last legte. Genug, Paternus wurde seiner Stellung enthoben, in den Senat mit consularischem Range versetzt, dann aber wenige Tage später sammt Julianus aus dem Wege geräumt.

Damit ließ nun Commodus seiner launenhaften Mordlust gegen zahlreiche tüchtige, vornehme und reiche Männer die Zügel schießen, und die höheren Klassen der römischen Gesellschaft kamen nach vieljähriger Ruhe wieder für längere Zeit in die unerträgliche Lage, dauernd in Todesfurcht schweben zu müssen: ein schauderhafter Zustand, der jetzt und später viele Unwürdigkeiten, namentlich auch des Senats erklärt, die nur durch diese furchtbare Situation entschuldigt werden. Dagegen war für die Christen eine Zeit der Ruhe eingetreten. Man hat das wohl dadurch erklärt, daß die neue Herrin des Palastes, die Freigelassene Marcia (Pflegetochter des Presbyters Hyacinthus bei der römischen Christengemeinde), früher die Geliebte eines der Genossen des Pompejanus, zu der christlichen Gemeinde gehört haben soll; namentlich verdankten ihrer Fürbitte viele nach den sardinischen Bergwerken deportirte Christen ihre Befreiung.

In Mordfreveln erschöpfte jedoch Commodus seine wüsten Neigungen nicht. Noch einmal erblickte Rom das Schauspiel eines schlechten Buben, der auf dem Throne des Reiches dem „Kaiserwahnsinn" verfiel, und — ohne dabei die grandiose Höhe der Frevel der Caligula, Nero und Domitian zu erreichen, in wilder Gier nach Genüssen aller Art fürstlichen Anstand mit Füßen trat, und bei großartiger Beschränktheit zugleich als blutiger Possenreißer und thörichter Verschwender auftrat. Letzteres bis zu dem Grade, daß (S. 481) während der letzten neun Jahre seiner Herrschaft auch die Gelder für die Alimentarstiftungen nicht mehr gezahlt wurden. Es hat kein Interesse, ein Verzeichniß aller der Frevel und Thorheiten aufzustellen, durch welche dieser unwürdige Sohn des edlen Marc Aurel sich und den Senat herabwürdigte. Nur einige charakteristische Züge mögen berührt werden. Commodus scheute sich nicht, vor Senat und Volk im

Amphitheater als Gladiator und Thierkämpfer aufzutreten. Da er aber sich durch Ausschweifungen aller Art geschwächt hatte, überhaupt auch nicht gewillt war, sich namentlich als Thierkämpfer wirklichen Gefahren auszusetzen, so erlegte er die meisten der wilden Bestien aus sicheren Gallerien von oben her durch sehr geschickte Pfeilschüsse und Speerwürfe; wo er den Thieren wirklich entgegentrat, waren es ungefährliche, und nur solche, die nicht die volle Freiheit ihrer Bewegungen hatten. Dabei wollte er aber doch dem Herkules gleichgestellt, ja demselben übergeordnet werden. Er hielt sich eben den Göttern gleich, und es wurden ihm wie einem Gotte Opfer dargebracht, was ihn jedoch gar nicht hinderte, sich bei seinem Auftreten als Gladiator aus der Gladiatorenkasse erhebliche Summen auszahlen zu lassen. Daneben liebte dieser Kaiser ausländische Kulte und ihre blutigen Gebräuche, und vermehrte im Sinne seines schnöden Genußlebens die Feiertage; immer bereit und um kein Mittel verlegen, neues Geld für sein nichtiges Treiben zu schaffen.

Commodus als Herkules. (Capitol. Mus., Rom.)

Der Senat konnte nicht umhin, sich allen Thorheiten dieses Frevlers und Narren zu fügen. Er benannte sich selbst nach Commodus, „erhob" Rom zu einer „Commodianischen Kolonie", änderte auch nach des Kaisers Wunsche die Namen der Monate nach den wunderlichen Launen und selbstgeschaffenen Ehrentiteln desselben, — und nährte dabei grimmigen Hohn, inbrünstigen Haß, und ersehnte den Tag der Befreiung. Dieser ließ jedoch ziemlich lange auf sich warten.

Die großen Geschäfte des Reiches wurden noch geraume Zeit leidlich verwaltet. Der gewaltsame, ehrgeizige Perennis war, von seiner Habsucht abgesehen, seiner Stellung durchaus gewachsen, und hielt mit Strenge auf

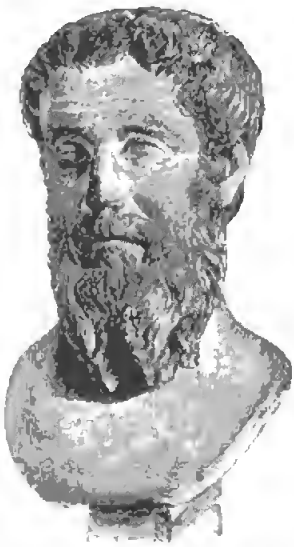
Zucht in der Armee. Aber von hier aus gerade wurde sein Sturz veranlaßt. In Britannien war während der ersten Jahre (vor 184) der neuen Regierung wieder ein Grenzkrieg ausgebrochen. Keltische Schaaren hatten den nördlichen Grenzwall durchbrochen und einige Striche der römischen Provinz verheert. Aber hier stießen sie bald auf den kräftigen und glücklichen Widerstand des tapfern und thatkräftigen Legaten Ulpius Marcellus. So wurde der auswärtige Feind mit Erfolg zurückgeschlagen. Nun aber kam wieder einmal der eigenthümlich selbstbewußte und unruhige Geist zum Vorschein, welchen das seit Jahren in sich fest verwachsene, auf seiner Insel isolirte, britannische Armeecorps wiederholt, anscheinend schon einmal zu Anfang von Marc Aurels Regierung entfaltet hat. Perennis hatte diese Legionen, die ohnehin gegen den überstrengen Marcellus murrten, dadurch verletzt, daß verschiedene sonst für Senatoren vorbehaltene Stellen durch Ritter besetzt wurden. Man dachte selbst an Aufstellung eines neuen Imperators. Es fehlte schwerlich an Beziehungen zu den Mißvergnügten in Rom, und so wurde der militärische Skandal möglich, daß volle 1500 Mann aus England als „Gesandte und Bittsteller" des britannischen Corps nach Italien marschirten. Commodus eilte ihnen, als sie sich der Residenz näherten, entgegen. Nun hieß es, Perennis trage sich mit verwegenen Plänen auf das Principat, zu Gunsten seines Sohnes, und der argwöhnische und feige Princeps gab den bis dahin übermächtigen Günstling der Wuth der Soldaten Preis. Perennis und seine Familie wurden (185) durch Prätorianer kurz und gut in Stücke gehauen.

Nun erhielt Pertinax, der 180 bis 182 in Syrien Legat gewesen, nachher jedoch durch Perennis nach Ligurien verwiesen war, das Kommando in Britannien und stellte hier die Ordnung mit fester Hand wieder her. In dieser Provinz hat nachher auch der treffliche Clodius Albinus (etwa seit 191 n. Chr.), der bisher auf der dakischen, dann auf der niederdeutschen Grenze mit Erfolg die Sicherheit des Reiches gegen innere und äußere Unruhen gewahrt hatte, mehrere Jahre lang kraftvoll die Regierung geführt. In gleicher Weise bewährten die römischen Truppen zwischen 187 und 190 auf der numidisch-mauretanischen Grenze ihre alte Ueberlegenheit gegenüber den feindlichen Stämmen der Eingeborenen. Syrien endlich und die Parthergrenze hütete ebenfalls einer der besten jüngeren Heerführer des Reiches mit ruhiger Kraft. Es war Pescennius Niger, der bei uneigennütziger Haltung und großer disciplinarischer Strenge doch die Gunst der Truppen besaß, und in Gallien, dann an der Donau als Offizier tüchtig bethätigt, in Commodus' letzten Jahren die syrische Statthaltschaft führte, während der vierte unter den großen Generalen dieser Epoche, Septimius Severus (s. unten), in derselben Zeit das obere Pannonien regierte. Desto schlimmer gestalteten sich, um von den wahrscheinlich durch die Ueberlieferung ungebührlich aufgebauschten Thaten des Deserteurs und Räuberhauptmanns Maternus mit seinen Desperados in Gallien, wie sie die unter schlechten Kaisern sehr vernachlässigte Sicher-

heitspolizei damals leicht aufkommen ließ, nur im Vorübergehen zu reden, die Dinge in Rom. Nach der blutigen Beseitigung des Perennis fiel die bestimmende Macht in die Hände des kaiserlichen Kämmerers oder Oberkammerherrn Kleander. Wie überhaupt die Freigelassenen unter Commodus wieder einmal goldene Tage feierten, so erreichte dieser Mensch, ursprünglich ein Sklave, ein phrygischer Lastträger, der in Rom seiner Zeit an den Hof verkauft worden war, durch des Kaisers Gunst eine unglaubliche Machtfülle. Zum Theil auf seinen Antrieb hatte Commodus den Perennis fallen lassen. Nun ernannte Kleander rasch nach einander mehrere neue Präfekten der Garde, und übernahm endlich mit zwei seiner Figuranten dieses Amt selbst, um es bis 189 zu bekleiden. Dieser Machthaber übte bei ebenso blutigen, wie habgierigen Neigungen eine ganz souveräne Gewalt in der rücksichtslosesten Weise aus, wie er unter Anderem in einem Jahre 25 Römer das Consulat bekleiden ließ. Durch Erpressungen jeder Art, durch Verkauf der Aemter und richterlichen Urtheile gewann er ein kolossales Vermögen, was ihm dann allerdings wieder dazu diente, durch Pracht- und Nutzbauten in Rom wie in anderen Städten sich einen Namen zu machen.

Ein Schwager des Kaisers, L. Antistius Burrus, der jenen auf das bedenkliche Treiben des Günstlings aufmerksam machte, wurde durch Kleanders Tücke ehrgeiziger Absichten auf den Thron beschuldigt und aus dem Wege geräumt. Als aber i. J. 189 einerseits die Pest in der Hauptstadt einmal wieder mit großer Heftigkeit auftrat, andererseits aber die schlechte Art der Regierung eine empfindliche Theurung der Cerealien thörichterweise hatte hereinbrechen lassen, der Kleander nicht abzuhelfen verstand: da wußte einer seiner Feinde, der Chef des Proviantwesens der Hauptstadt, Dionysius Papirius, die Noth, und damit die Wuth der Massen gegen Kleander noch künstlich zu steigern. Auch Feuersbrünste suchten die Stadt heim. Und nun, — in einem Moment, wo die jetzt so despotisch regierten Römer nach Art solcher Zustände die Quelle alles Unheils in ihren Beherrschern, und nach einem Schlachtopfer suchten, da lenkte eines Tages bei Gelegenheit der Circensischen Spiele, mit oder ohne künstliche Beihilfe, der Zorn der Massen ein in die Bahn der offenen Empörung. Unter wilden Drohungen wälzen sich die Haufen nach der Wohnung des Commodus, der sich zur Zeit in einer Villa auf dem Mons Cälius befand. Der Versuch Kleanders, die Menge durch die Gardereiter zu zerstreuen, scheitert; vielmehr machen die Prätorianer zu Fuß gemeinsame Sache mit dem Volke gegen die Reiterei. Da unterrichtet Marcia (nach anderen Angaben des Kaisers Schwester Fadilla) den Commodus von dem bedrohlichen Stande der Dinge, und nun giebt der armselige Bursche kurz entschlossen seinen Günstling dem Pöbel Preis. Kleander und sein Sohn werden sofort getödtet; die Masse aber darf die Leiche des Verhaßten durch die Stadt schleifen und sein blutiges Haupt als schauerliches Siegeszeichen triumphirend auf einer Stange durch alle Gassen tragen.

Es war nur natürlich, wenn die Achtung des Volkes und der Garde vor Commodus nach dieser Wendung immer tiefer sank; nicht minder, daß der Kaiser persönlich immer mißtrauischer und immer geneigter wurde, den tollen Rausch seines Lebens durch noch stärkere Züge aus dem Taumelbecher zu steigern. Endlich wurde sein Treiben selbst seiner nächsten Umgebung zu arg. Marcia, ferner der nach wiederholtem Wechsel des Personals zuletzt ernannte Gardepräfekt Q. Aemilius Lätus, und des Kaisers neuer Oberkammerherr, der Aegypter Eclectus, der schon unter Verus als Freigelassener am Hofe sich befand, hatten durch Warnung vor allzu thörichten Schritten sich die Gefahr zugezogen, nun selbst ermordet zu werden. So war das Komplott schnell fertig. Sie wußten, daß Commodus den schnöden Plan hegte, den Neujahrsfestzug d. J. 193 an der Spitze der Gladiatoren von deren Kaserne aus anzutreten, und weiter die für dieses Jahr ernannten Consuln tödten zu lassen. Das sollte verhindert werden. Von dem Volke und den Soldaten war kaum etwas zu fürchten, und für die Zukunft glaubte man sich durch den Plan zu sichern, den allgemein geachteten Pertinax, — der nach Ablauf seines brittischen Kommandos Alimentarpräfekt gewesen war und jetzt als Polizeipräsident im Amte stand, — zum Princeps zu erheben.



Pertinax. (Capitol. Mus., Rom.)

Ob Pertinax selbst in die Verschwörung eingeweiht war, steht dahin. Jedenfalls aber handelten die Verschworenen rasch und durchgreifend. Marcia reichte in der Nacht vom 31. December 192 zum 1. Januar 193 dem Commodus Gift in einer Portion Fleisch. Und als das nicht zu wirken schien, so ließen ihn die Mörder durch den Athleten Narcissus im Bade ersticken. Sonst war ihre Rechnung richtig. Der von ihnen gleich nach der Beseitigung des schließlich aller Welt verhaßt oder doch gleichgiltig gewordenen Commodus als neuer Kaiser proklamirte Pertinax wurde von der Garde und von dem hoch erfreuten Senat bereitwillig anerkannt. Der Senat erklärte mit der wilden Energie des endlich frei sich ergießenden Hasses gegen den todten Kaiser den Commodus sofort für einen Feind des Staates und ließ seine Standbilder umstürzen. Nur die Schleifung der Leiche verhinderte die Festigkeit des Pertinax.

Wer die viel erprobte Tüchtigkeit und Bravheit des neuen Princeps, der nur wenig von den Lieblingsfehlern der römischen Großen dieser Zeit, der Habsucht und der Neigung zur Intrigue, berührt war, und die hohe Achtung erwog, in welcher dieser wackere alte Feldherr auch bei den Legionen stand, der glaubte sicher sich der Hoffnung hingeben zu können, daß ein neuer, aber kraftvollerer Nerva das Scepter ergriffen habe, und daß die schöne

Zeit der guten Kaiser, nach Ablauf der blutigen Episode des Commodus jetzt in neuem Glanze und neuer Dauer sich wiederholen werde. Das aber sollte sich als eine bittere Täuschung erweisen. Dem edeln Pertinax war das Schicksal des Galba bestimmt, und sein Rächer war kein Mann von Trajans Schlage. Die kurze Zeit der Regierung des Commodus hatte nicht allein materiell enormen Schaden angerichtet, sie hatte auch die Disciplin und den soldatischen Geist der Garde in unglaublicher Weise zerrüttet, über die Prätorianer, Offiziere wie Soldaten, eine ungeahnte Demoralisation ausgebreitet, an welcher der alte Kaiser untergehen sollte.

Die Uneigennützigkeit, die Würde und der Ernst, mit welchem Pertinax sich anschickte, die dem Staate geschlagenen Wunden zu heilen, fanden im Reiche und bei allen tüchtigen Elementen der Reichshauptstadt allgemeinen Beifall. Der Kaiser aber fand überall so viel zu bessern, überall ein solches Maß des Unheils, daß er, — bei einem Manne in höheren Jahren wohl begreiflich, in dem Feuer der Reformarbeit vielleicht die nöthige Klugheit hintansetzte und nicht bedachte, daß ein etwas langsameres Vorgehen sicherer hätte zum Ziele führen mögen. Vor Allem die Finanzen waren zerrüttet, so sehr, daß Pertinax die Zahlung der seit neun Jahren rückständigen Alimentargelder in aller Form suspendiren mußte. Die dringend nothwendige Sparsamkeit; die Energie, mit welcher der Kaiser den Uebermuth des Commodianischen Hofgesindes zu bändigen sich bemühte, und die tückischen Intriguen des Gardepräfekten Lätus, der sich wahrscheinlich für seine Thätigkeit bei der Erledigung des Thrones nicht ausreichend belohnt glaubte: das waren die Momente, welche schnell zu einer neuen Katastrophe führten. Schon zweimal hatten die Prätorianer, die entweder bei neuer Erledigung des Principats neue Geschenke zu erzielen, oder durch Einschüchterung des alten Pertinax für sich Vortheile zu erpressen hofften, den verfehlten Versuch gemacht, neue Prätendenten aufzustellen. Endlich aber drangen am 28. März 193 zweihundert der frechsten Gardesoldaten in offener Meuterei in die Hofburg ein. Noch einmal, so schien es, vermochte die Majestät der Haltung und die Gewalt der Worte des Pertinax der frivolen Bewegung Meister zu werden. Da brach die Rohheit eines wilden Belgiers, des Tungrers Taufius, den Zauber; er stieß mit schmähenden Worten den alten Imperator nieder. Mit ihm fiel in tapferem Kampfe der Oberkammerherr Eclectus (der beiläufig der Gatte jener Marcia geworden war), vergeblich bemüht das Leben seines Kaisers zu schützen.

Die furchtbare Erbitterung des Senats und des Volkes der Hauptstadt hatte kein Mittel zur Hand, die schnöde Blutthat der hinter den Wällen ihrer Citadelle höhnisch trotzenden Prätorianer zu strafen. So konnte der Uebermuth dieses demoralisirten Corps momentan noch weiter gehen und der erstaunten römischen Welt noch frecher Trotz bieten. Denn nunmehr boten die Gardetruppen ganz unverblümt den silbernen Lorbeerkranz der Cäsaren für zahlungsfähige Prätendenten aus. Wer ihnen die besten Be-

dingungen ſtellte, der ſollte von ihnen als Imperator anerkannt werden. Wirklich gab es zwei vornehme Römer, die den traurigen Ehrgeiz beſaßen, unter ſolchen Umſtänden um dieſen Preis mit einander zu ringen. Der Polizeipräſident Flavius Sulpicianus, des Pertinax Schwiegervater, den dieſer am Tage vor ſeinem Tode noch zur Beſchwichtigung der Soldaten in die Citadelle geſendet hatte, und der Conſular M. Didius Salvius Julianus Severus, deſſen Neffe mit Pertinax' Tochter verlobt war, traten in dieſer Weiſe neben einander auf. Didius, der für jeden Mann ein Donativ von 5438 R. Mark in Ausſicht ſtellte, wurde wirklich bevorzugt und nun unter dem Druck der Waffen von dem tief empörten Senat zunächſt in das Patriciat aufgenommen, dann aber in aller Form als Imperator anerkannt.

Didius Julianus. (Vatican, Rom.)

Der neue Princeps hatte in jüngeren Jahren nicht erwarten laſſen, daß er einſt zu ſolcher Thorheit die Hand bieten würde. Kaiſer Didius war der Enkel oder Urenkel (S. 435) des großen Juriſten Salvius Julianus; er gehörte von väterlicher Seite zu der aus Mediolanum ſtammenden gens Didia, von der Mutter her war er ein Salvius. In jüngeren Jahren hatte er als Offizier im Zehntland und als Staatsbeamter, namentlich als belgiſcher, dalmatiniſcher und niedergermaniſcher Statthalter unter M. Aurelius ſich einen guten Namen gemacht, auch 175 das Conſulat bekleidet. Seine ſpätere Amtsführung als Statthalter in Bithynien und in Afrika unter Commodus galt dagegen nicht als tadelfrei, und jetzt, wo er 60 Jahre zählte, kannte ihn die römiſche Welt nur noch als einen ſchwer reichen und geldgierigen Mann, der ſeine Schätze in unmäßiger Schwelgerei zu vergeuden liebte. In Wahrheit lebte jedoch bei Didius mehr Ehrgeiz, als man glaubte, und theils durch ſeine Freunde, theils durch die ehrgeizigen Damen ſeines Hauſes, ſeine Gattin Manlia Scantilla und ſeine Tochter Clara geſtachelt, hatte er wirklich jene verhängnißvolle Bewerbung gewagt, die ihm für wenige Wochen den unverſöhnlichen Haß des Senats, die unverhohlene Verachtung des Volkes der Reſidenz und die ironiſche Duldung der Garde erkaufte. Denn während er ſich nun auf dem Throne häuslich einrichtete, ſeinen Schwiegerſohn Cornelius Repentinus zum Polizeipräſidenten machte, fand er zu ſeinem Schrecken, daß weder ſein Privatvermögen noch die kaiſerlichen Baarbeſtände ausreichten, um die ungeheuren Geſchenke zu zahlen, die er der Garde ſchuldete. Und nur zu bald erfuhr er, daß die Legionen des Reiches durchaus nicht gewillt waren, einen Kaiſer von der Gnade der Prätorianer anzuerkennen. Für die romaniſche Welt war ein neues Zeitalter der Thronkriege, wie einſt nach Galbas Tode im Anzuge.

Zweites Kapitel.

Septimius Severus.

Die Botschaft von der Ermordung des allgemein hochgeachteten Pertinax und den unwürdigen Scenen nach seinem Tode hatte namentlich bei den drei zur Zeit politisch wichtigsten Armeecorps des Reiches tiefen und schmerzlichen Unwillen erregt, und ihren Führern es nahe gelegt, dem unvergessenen Beispiele Vespasians zu folgen. Wohl vertraut mit der Sympathie, die ihm das Volk der Reichshauptstadt entgegentrug, erhob sich zuerst in Syrien jener Pescennius Niger, den seine Truppen, dann aber sofort auch die ganze griechisch redende Welt bis zur Adria als neuen Imperator anerkannten; auch aus Ktesiphon hatte der neue syrische Prätendent zur Zeit nur Wohlwollen zu erwarten. Nun war es aber das schwere Unheil für das Reich, daß ziemlich gleichzeitig auch an der mittleren Donau und in Britannien starke Prätendenten auftraten. Am ersten wäre wohl eine Ausgleichung möglich gewesen mit Clodius Albinus, dem britischen Legaten, dem Manne angeblich altpatricischer Abkunft, der unter den Generalen der spezielle Günstling des Senates, in dem Rufe stand, für das Senatsregiment eine ausgesprochene Sympathie zu nähren.

Goldmünze von Pescennius Niger mit der Umschrift: IMP.CAES.C(aius) PESC(ennius) NIGER IVST(us) COS. II. [COS. = Consul.]

Wirklich gefahrvoll dagegen wurde die Lage durch den brennenden Ehrgeiz und die zähe Herrschsucht gerade jenes Feldherrn, der sich seinen Truppen nur als Rächer des edlen Pertinax hinstellte. Es war des Clodius Albinus afrikanischer Landsmann, der in Carnuntum kommandirende pannonische Legat L. Septimius Severus. Dieser General (geboren am 11. April 146 n. Chr.), der nun auch ein Geschlecht afrikanisch-syrischer Provinzialromanen auf dem Kaiserthrone heimisch zu machen berufen war, und schon ein reiches Leben hinter sich hatte, nannte Groß-Leptis in Afrika seinen Geburtsort. Er entstammte einer römischen Ritterfamilie, die schon zu Domitians Zeit in Afrika ansässig war, und längst das römische Bürgerrecht besaß, auch durch mehrere ihrer Mitglieder im Senat und in der höheren römischen Beamtung festen Fuß gefaßt hatte. Der Sohn des M. Septimius Geta und der Fulvia Pia, war der junge Mann nach Art so vieler jugendlich aufstrebender Provinzialromanen etwa 172 zur Vollendung seiner Studien, die mit besonderer Energie der Jurisprudenz zugewandt waren, nach der Reichshauptstadt gekommen, wo ihm sein Oheim Severus, einer der Consularen des Jahres 171, durch seine Empfehlung bei Kaiser Marc Aurel senatorischen Rang oder Aufnahme in den Senat verschaffte. Nun durchlief er nach einander die üblichen römischen Aemter. Zuerst Quästor in Sardinien, dann Legat des Proconsuls von Afrika, im Jahre 175 Volkstribun, und 178

Prätor und Legat des Statthalters des tarraconenſiſchen Spanien, erhielt er 179 das Kommando über die IV. „ſcythiſche" Legion in Syrien. Im Jahre 175 zum erſten Male mit einer Dame Namens Marcia vermählt, die ihm zwei Töchter hinterließ und ſehr früh ſtarb, wurde er wohl in Syrien mit jener vornehmen provinzialromaniſchen Familie zu Emeſa bekannt, aus der er ſpäter ſeine zweite Gemahlin wählte. Vielleicht die Folge einer Ungnade bei Perennis (S. 487) war es, daß Severus unter deſſen Staatsleitung eine Zeit lang amtlos ſich befand und ſo die Muße gewann, in Athen wieder ſich den Wiſſenſchaften zu widmen. Erſt 187 und 188, ſo ſcheint es, tritt er wieder öffentlich auf, jetzt als Statthalter des Lugdunenſiſchen Galliens. Damals auch heirathete er die ſchöne und litterariſch feingebildete Julia Domna aus Emeſa, die zu Lyon am 4. April 188 Mutter des Baſſianus (des ſpäter ſogenannten Caracalla) wurde. Wahrſcheinlich im Jahre 189 hat er dann Sicilien verwaltet; es war die Zeit, wo ihm zu Mediolanum am 26. Mai 189 ſein zweiter Sohn, P. Septimius Geta, geboren wurde. Nachher Conſul, vielleicht auch in Germanien beſchäftigt, erſcheint Severus endlich in des Commodus letzter Zeit als Legat des oberen Pannonien.

Goldmünze mit dem Porträt der Julia Domna, Gemahlin von Septimius Severus. Umſchrift: IVLIA AVGVSTA.

Geta. Goldmünze mit der Umſchrift: P(ublius) SEPTIMIVS GETA CAES.

Nur zu gern folgte der ehrgeizige, nach der Weiſe ſeiner Zeit allem Glauben an Vorzeichen faſt fanatiſch ergebene Mann der Aufforderung ſeiner Armee, die Rache für Pertinax nun ſelbſt als neuer Kaiſer zu vollziehen. Zu Carnuntum oder zu Savaria proklamirt, hat er nun militäriſch und diplomatiſch ſo eifrig als möglich gerüſtet, um möglichſt ſchnell Rom erobern, dann aber den Kampf mit Pescennius Niger aufnehmen zu können, der dem pannoniſchen Prätendenten in der Beſetzung des hochwichtigen Byzantion bereits zuvorgekommen war. Clodius Albinus wurde gewonnen, indem ihn Severus mit dem Range als Cäſar und der Ausſicht auf die Nachfolge einſtweilen abfand. Alle Legionen der Donauländer und des Rheines wurden ſchnell für Severus gewonnen. Dann mußten die Grenzen zum Schutze vor den Germanen genügend beſetzt werden. Eine Legion brach als Avantgarde nach der Balkanhalbinſel auf. Aber ein ſtarkes Heer, Legionsſoldaten und Auxiliaren, aus den zu Severus haltenden Lagern folgte ihm weiter in raſchen Märſchen nach Italien.

Kaiſer Didius war natürlich durch den Abfall nahezu des geſammten Reichsheeres in die höchſte Angſt verſetzt worden. Bald mußte er erkennen, daß gerade Severus, den er anfangs weniger gefürchtet hatte, als den Pescennius, ſein gefährlichſter Gegner war. Bei ſeiner weſentlich hilf- und hoffnungsloſen Lage trugen alle ſeine politiſchen und militäriſchen Schritte das Gepräge der Unfruchtbarkeit. Während er den blutigen Präfekten Lätus als Anhänger des Severus (und mit ihm auch jene Marcia) hinrichten, den

Severus durch den Senat zum Feinde des Staates erklären ließ, und eine Abtheilung ſeiner Truppen unter dem neuen Präfekten Tullius Criſpinus durch die illyriſche Avantgarde bei Ravenna leicht aus dem Felde geſchlagen wurde; während ſelbſt nutzloſe Mordverſuche von ihm gegen Severus angeſtellt wurden, konnten die von Didius angeordneten Rüſtungen und Uebungen aller Art in Rom nur den Zweck haben, ihn ſelbſt über die täglich wachſende Gefahr zu täuſchen. Bei der geringen militäriſchen Brauchbarkeit der Seeſoldaten von Miſenum und bei der ſchlaffen Unzuverläſſigkeit der Garde dachte er endlich im letzten Moment mit Zuſtimmung des Senats, den Severus durch den Antrag, ihn als Mitregenten anzunehmen, zu gewinnen. Aber der Ueberbringer dieſes Vorſchlags, Tullius Criſpinus, wurde als ſchlimmer Abſichten verdächtig auf Severus' Befehl getödtet, der Antrag ſelbſt ſchroff abgewieſen. Sein Nachfolger aber, Veturius Macrinus, mit welchem Severus brieflich in Verbindung trat, und die Prätorianer, denen Severus gegen Auslieferung der Mörder des Pertinax und ruhige Haltung Amneſtie zuſagte, verhafteten die Mörder und ſetzten ſich mit dem Conſul Silius Meſſalla in Verbindung. Und nun wiederholten ſich die Scenen, die Rom ſchon einmal bei Neros Falle erlebt hatte. Der Senat trat zuſammen, verurtheilte den Didius zum Tode, und erkannte den Severus als Kaiſer an. Der unglückliche Didius aber wurde ſammt ſeinem Schwiegerſohne und dem noch zu ihm haltenden Gardepräfekten Flavius Genialis, von allen andern verlaſſen, am 1. Juni 193 in der Hofburg durch Soldaten niedergehauen.

Septimius Severus. (Capitol. Muſ., Rom.)

Kaiſer Severus erhielt die Kunde, daß die klägliche Herrſchaft des Didius zu Ende ſei, noch auf dem Marſche durch eine Huldigungsgeſandtſchaft von hundert Senatoren, die ihn zu Interamna an der Via Flaminia trafen. Nun ging es ſchnell nach Rom, wo ſein erſter Befehl die Voll-

ziehung der Rache für Pertinax' Tod in Scene ſetzte. Die ihm ausgelieferten Mörder wurden hingerichtet; die Garde erhielt dann den Befehl, bei ſeinem Einmarſch vor der Hauptſtadt in Parade aufzuziehen. Hier aber ſahen ſich die Prätorianer plötzlich von den Legionen umſtellt. Und nach einer donnernden Strafpredigt ließ ſie nun der ſtrenge Heermeiſter ihrer Waffen und Pferde berauben, löſte das ehrlos gewordene Corps auf, und verbot den Leuten, ſich jemals wieder in Rom blicken zu laſſen.

Das war nun freilich die vollkommen gerechte Strafe für die bisher verübten ſchmählichen Frevel. Aber die römiſche Welt ſollte gleich nachher erkennen, daß der neue Imperator, der auch ſonſt eine bisher nur ſelten in Rom zum Vorſchein gekommene, eigentlich unrömiſche, Geringſchätzung der „Civiliſten" gegenüber dem Soldatenſtande nährte, eine reine Militärherrſchaft zu inauguriren gedachte, wie ſie das alte Principat bisher ſyſtematiſch vermieden hatte. Die auszeichnenden Schritte, welche das auch äußerlich zu erkennen gaben, werden wir noch kennen lernen. Zunächſt aber zeigte es ſich darin, daß der Kaiſer bei der Neubildung der Garde das Syſtem des Auguſtus fallen ließ. Italien und die bisher für dieſes Corps rekrutirten Länder verloren dieſes Privilegium: die Garde ward nunmehr aus den Legionen gebildet. Seit dieſer Zeit füllten Krieger aus den verſchiedenſten Provinzen, deren barbariſche Namen und Geſichter die Hauptſtadt erſchreckten, die alte Citadelle. Aſiatiſche, afrikaniſche, dakiſche, möſiſche, dalmatiniſche, pannoniſche, thrakiſche, belgiſche Soldaten bewegten ſich in den Gaſſen der Reſidenz. Die Aufnahme erprobter Kriegsleute aus den Legionen auf dem Wege des Avancements in die Reihen der Garde ſollte einerſeits aus dieſem Corps eine Elitetruppe machen, andererſeits aber für die Mannſchaften eine Belohnung werden, da ſie ſomit in die Truppe eintraten, welche dem Range nach die erſte der Armee war, und ihnen durch ihren hohen Sold große Vortheile gewährte. Prinzipiell aber ſollte es andeuten, daß die Legionen jetzt die Herren im Reiche waren. Für Italien hatte das freilich die Wirkung, daß die überſchüſſige Kraft der jungen Leute ſich nun theils in der Gladiatur, theils in Geſtalt von Räuberbanden austobte.

Bei ſeinem Einzuge in Rom jubelnd empfangen und in ſeiner damaligen Haltung gegen den Senat milde genug, — auch das Sicherheitsverſprechen wurde ertheilt, welches ihn verpflichtete, keinen Senator ohne Zuziehung des Senates zu tödten, — trat doch bald eine Verſtimmung wider Septimius ein. Die Haltung der Soldaten, die Alles was ſie brauchten ohne Bezahlung nahmen und bei Widerſpruch mit Plünderung drohten, verdroß das Volk. Der Senat aber war verſtimmt, weil Severus als derber und rückſichtsloſer Realiſt nicht noch perſönlich die Zuſtimmung zur Annahme des Purpurs einholte, und lediglich die Motive mittheilte, die ihn zu ſeiner Erhebung beſtimmt hatten. Man war froh, als der neue Kaiſer, der noch dem Pertinax eine glänzende Todtenfeier hielt und ſelbſt deſſen Namen annahm, nach 30 Tagen die Armee aus Rom wegführte, um in den Krieg wider Pescennius Niger

zu ziehen. Eine Legion war bereits nach Afrika geschickt worden, um zu verhindern, daß der Kaiser des Ostens vom Nil her die Kornkammern der Reichshauptstadt in seinen Besitz bringe.

Zum ersten Male also seit der Schlacht bei Actium stand fast das gesammte Abendland wieder dem gesammten Orient in Waffen gegenüber. Der großartige Reichskrieg entschied sich diesmal in mehreren gewaltigen Landschlachten, die alle auf asiatischem Boden ausgefochten wurden. So tüchtig Pescennius sein mochte, Septimius übertraf ihn bedeutend an durchschlagender Kraft und namentlich an Schnelligkeit und Rührigkeit. So wälzte sich denn im Spätsommer 193 die Masse des abendländischen Heeres auf dem Landwege nach der bereits (S. 494) bis unter die Mauern von Byzantion für Septimius gewonnenen Balkanhalbinsel. Ein Versuch der asiatischen Truppen, vom Bosporus aus auch das wichtige Perinthos zu gewinnen, wurde blutig zurückgewiesen. Dann aber überschritten die Legionen des Septimius den Hellespont und die Propontis und stießen bei Kyzikos zuerst auf den Legaten Aemilian, dessen Heer (194 n. Chr.) geschlagen wurde; der Feldherr selbst fand dabei den Untergang. Darauf kam der Krieg in Bithynien für einige Zeit zum Stehen. Den Legaten des Severus gelang es, so scheint es, die Stadt Nikomedia zu ihrer Operationsbasis zu machen. Indeß näherte sich Pescennius selbst mit sehr bedeutenden Streitkräften. Und in den Engpässen zwischen Kios und Nikäa, wo die Severianer unter Tiberius Claudius Candidus, dem Führer der illyrischen Legionen, eine beherrschende Stellung besetzt hatten und zugleich durch die Pfeilsalven ihrer auf den am Strande des benachbarten Sees auffahrenden, bewaffneten Schiffen vertheilten Kameraden unterstützt wurden, kam es zu einem furchtbaren Zusammenstoße, in welchem Candidus erst nach langem und sehr wechselvollem Kampfe gegen Abend die asiatischen Truppen zu wilder Flucht nach Nikäa zwingen konnte.

Nach dieser schweren Niederlage wurde Kleinasien für Pescennius unhaltbar. Er war erst dann wieder im Stande, die Abendländer in einer neuen Schlacht zu bestehen, als er mit Aufgebot aller Kräfte ein neues Heer versammelt hatte, mit welchem er bei Issos, ein wenig südlich von dem altberühmten Siegesfelde Alexanders des Großen, zwischen dem Gestade des issischen Golfes und den Klippenwänden des Amanos die von der issischen Ebene nach Myriandos führenden Strandpässe besetzt hielt. In wohlgewählter Stellung hielt er hier mit Aufgebot aller taktischen Kunst den Anprall der feindlichen Generale L. Septimius Valerianus und P. Cornelius Anullinus lange mit Glück auf. Erst ein furchtbarer, von einem schweren Gewitter begleiteter Sturm brachte seine Erfolge zum Stocken. Darüber war es dem Valerian gelungen, einen Theil seines Heeres durch einen dichten Wald zu führen, der die rechte Flanke der Asiaten deckte, und den letzteren in den Rücken zu fallen. Von zwei Seiten angegriffen, mußten die Asiaten weichen; die Niederlage kostete sie 20,000 Mann. Nun war Alles verloren, auch Antiochia nicht lange zu halten. Und auf der Flucht aus dieser Stadt nach dem Eufrat wurde der Augustus

des Oſtens bald genug eingeholt; die Verfolger beeilten ſich, ihm den Kopf abzuhauen. Mit Ausnahme Einer Stadt lag jetzt, zu Ende des Jahres 194, der geſammte Oſten dem Sieger bezwungen zu Füßen.

Kaiſer Severus hatte inzwiſchen, ſo ſcheint es, den Krieg und das Reich von Perinthos aus geleitet. Von hier aus war auch unter dem Kommando des Führers der möſiſchen Armee, des Generals L. Marius Maximus Perpetuus Aurelianus, des Chefs der I. italiſchen Legion, der Angriff auf Byzantion mit Energie betrieben worden. Die aſiatiſchen Truppen in dieſer Stadt, nicht minder deren Bürger unter ihrem tüchtigen Führer, dem ausgezeichneten Ingenieur Priscus, und ihre Flotte, die ſie endlich bis auf 500 Segel brachten, hielten aber wacker Stand. Sie hielten auch noch unerwartet lange aus, als Severus den Kopf des Pescennius auf einer Stange vor ihren Mauern hatte zeigen laſſen. Ihre Zähigkeit erklärte ſich zunächſt wohl aus ihrer Furcht vor der rachſüchtigen Grauſamkeit des Severus, der bei aller ſonſtigen Tüchtigkeit doch wirkliche Großmuth ſo wenig kannte, wie die meiſten dieſer harten Römer überhaupt.

Als Severus nämlich in Syrien erſchien, gab es viele Strafgerichte, die an ſolchen Städten und Landſchaften vollzogen wurden, welche entweder beſonders lebhaft für Pescennius Partei ergriffen, ihn eifrig unterſtützt, oder auch ab und zu von früher her gegneriſche, daher ſeit den kleinaſiatiſchen Schlachten mehr ſeverianiſch geſtimmte Gemeinden unter der Herrſchaft des Pescennius ſchwer gemißhandelt, oder ſich dem Sieger ſonſt irgendwie mißfällig gemacht hatten. Rechtsſchmälerungen aller Art und Strafmandate, namentlich ſchwere Kontributionen wurden in Menge verhängt, ſo namentlich gegen Antiochia, während deren alte Rivalin Laodikeia, wie auch Tyros, beides ſeverianiſch geſinnte Plätze, werthvolle Belohnungen erhielten. Dieſe und noch mehrere andere ſyriſche Orte wurden zu dem Range von Kolonien und zwar mit italiſchem Rechte erhoben. Auch die perſönlichen Anhänger des Pescennius wurden verfolgt. Die Todesſtrafe ſcheint indeſſen nur erſt Männer ſenatoriſchen Ranges getroffen zu haben, die als Offiziere unter Pescennius gedient hatten. Viele andere wurden durch Verbannung und Vermögenseinziehung beſtraft. Dasſelbe galt auch von der Gattin und den Kindern des todten Gegners.

Severus verweilte noch längere Zeit in Aſien, theils um überall wieder ſichere Ordnung herzuſtellen, oder aber die Bundesgenoſſen ſeines Gegners zur Strafe zu ziehen, theils auch um mehrere Nachbarvölker heimzuſuchen, die während des Bürgerkrieges die Oſtgrenzen theils räuberiſch, theils als Pescennius' Freunde überſchritten hatten. Es waren meſopotamiſche Araber, und Schaaren aus Adiabene und Osrhoene, die ſich mehrerer Plätze bemächtigt hatten und zur Zeit Niſibis blokirten. Gegen dieſe zog Severus 195 zu Felde und erreichte Niſibis. Seine Legaten Candidus, Anullinus und Titus Sextius Lateranus machten dann eine Reihe glücklicher Vorſtöße gegen die feindlichen Völker. Der Kaiſer aber erhob Niſibis und zwei andere meſopotamiſche Städte zu Kolonien.

Noch stand Severus im Jahre 196 in Mesopotamien, als er die längst erwartete Botschaft erhielt, daß auch Byzantion sich ergeben habe. Die tapfere Stadt hatte der feindlichen Uebermacht zu Wasser und zu Lande mit wahrem Heldenmuthe widerstanden. Endlich brach der Hunger ihre Kraft. Der Krieg zwischen Severus und Clodius Albinus, der sich unverkennbar vorbereitete, war noch nicht zum Ausbruch gekommen, und so mußte sie die Waffen strecken. Die Rache des tief erbitterten Kaisers war sehr grausam. Mit Ausnahme des unschätzbaren Ingenieurs Priseus, den er in seinen Dienst übernahm, wurden die Besatzung und die Beamten der Stadt niedergehauen. Das Vermögen der Byzantier wurde eingezogen, ihre Stadt großentheils zerstört, ihre Riesenmauern so viel als möglich niedergerissen. Noch mehr, die Autonomie und die Privilegien von Byzanz wurden aufgehoben und die staatsrechtlich zu einem Dorfe degradirte Stadt unter die Herrschaft ihrer feindlichen Nachbarn von Perinthos gestellt. Erst viel später griffen in soweit bei Severus mildere Gesinnungen durch, daß er selbst den Wiederaufbau der zerstörten Stadt begann. Caracalla hat ihr später auch einen Theil ihrer Rechte zurückgegeben und auch die Wiederbefestigung der Stadt eingeleitet. Daß sie nachher noch in einer höchst gefahrvollen Periode des Reiches in überaus bedenklicher Weise kraftlos sich zeigte, war eine der vielen traurigen Nachwirkungen der zerstörenden Bürgerkriege dieses Zeitalters.

Clodius Albinus. (Rom, Vatican.)

Als Severus im Vorsommer 196 einen großen Theil seiner Armee aus den östlichen Marken des Reiches wieder nach Europa führte, war es so gut wie gewiß, daß die Waffen nicht ruhen würden. So viel sich erkennen läßt, war es doch die Schuld des Kaisers, daß der Cäsar Clodius Albinus sich auf einen Krieg gefaßt machen mußte. Das sichere Detail der hier entscheidenden Vorgänge kennen wir nicht. Aber Albinus, der vornehme, fein gebildete Patricier, der im Senat viele Freunde hatte und in den westlichen Provinzen ungleich größere Sympathien besaß, als der strenge Septimius, zauderte nicht mehr, zum Schwerte zu greifen, als Severus auf dem Marsche

zu Viminacium an der Donau seinen ältesten Sohn als „Aurelius Antoninus" zum Cäsar erhob (vor dem 30. Juni 196). Nun wurden die britannischen Kerntruppen nach Gallien geführt, und aus den Milizen dieses Landes und aus denen des sammt seiner Legion ebenfalls zu Albinus übertretenden Spaniens neue Streitkräfte gebildet. Die entscheidenden Kämpfe ließen nicht lange auf sich warten.

Die Legionen des Severus ächteten den neuen Gegenkaiser. Severus seinerseits, der für einen Augenblick nach Rom kam, veranlaßte den Senat zu demselben Schritt. Die illyrische Armee und die ihr damals noch zugehörenden rheinischen Truppen gingen, so scheint es, durch Pannonien an der Donau hin nach Obergermanien, und wandten sich nach der Ankunft auf gallischem Boden südwärts nach der Richtung auf Lyon, wo die Macht des britannischen Kaisers versammelt stand. Eine Reihe von Gefechten, zum Theil bedeutender Art, fiel zu Ungunsten der severianischen Legaten aus. Endlich aber kam es zwischen beiden Kaisern zu der furchtbaren Entscheidungsschlacht (18. Februar 197) bei Trinurtium, (jetzt Trevoux) in der Nähe von Lyon. Severus selbst und seine Generale Marius Maximus, Candidus und der Gardepräfekt Plautianus fochten mit großer Tapferkeit; aber der Kampf schwankte lange. Anfangs war Severs rechter Flügel siegreich; dagegen gerieth der linke Flügel in furchtbare Bedrängniß, bis hier die Garde und die furchtbare persönliche Energie des Kaisers den Tag für ihn retteten. Ein Flankenstoß des Generals Lätus mit der Reiterei, der anfangs, so hieß es später, zweideutig zurückgehalten hatte, vollendete den Sieg. Als Alles verloren war, ergriff Albinus die Flucht und rettete sich in ein Haus in der Nähe des Rhone. Als er aber hier fand, daß ihm die Rettung durch die Verfolger abgeschnitten war, machte er seinem Leben selbst ein Ende. Sein Leichnam wurde vor Severus gebracht, der jetzt seiner afrikanischen Natur die Zügel schießen ließ, sich an dem Anblick weidete, seiner Zunge freien Lauf ließ. Dann befahl er den Rumpf hinzuwerfen, das blutige Haupt aber auf einen Pfahl zu stecken und zum Hohn und Schrecken der Anhänger des Albinus dem Senat in Rom zu schicken, der sich nach den ersten Siegen des britischen Kaisers bedenklich zu dessen Gunsten kompromittirt hatte.

Versöhnlicher Art war Severus nicht, und sein Auftreten nach der Schlacht bei Lyon war weit härter, als früher nach des Pescennius Niger Ausgang. In Gallien wurden überall die Reste des Anhanges des Albinus niedergeworfen, so daß bis zu Anfang Mai 197 hier wieder Alles ruhig war. An Hinrichtungen und Gütereinziehungen namhafter Anhänger des Albinus fehlte es natürlich nicht. Ebensowenig in Spanien, wo der General Candidus noch einen Rest des Albinianischen Heeres unter L. Novius Rufus in offenem Kampfe niederwerfen mußte. In Gallien litt namentlich die Stadt Lyon, welche für Albinus Partei ergriffen hatte, unter der Rache des Kaisers und der zerstörenden Raubgier seines Heeres schwer, und erholte sich in der römischen Zeit niemals wieder vollkommen von dem furchtbaren Schlage, den sie damals erhielt.

Ungleich mehr noch hat die Erinnerung der Zeitgenossen bewahrt von der Rache, die Severus an den Anhängern des Albinus in Rom nahm. Es war ein Unheil, daß der Kaiser damals unter dem Einflusse eines ebenso schlechten, als mächtigen Mannes stand. Neben Flavius Juvenalis stand an der Spitze der neuen Kaisergarde ein Verwandter des Kaisers, der ebenso habsüchtige als grausame Gajus Fulvius Plautianus, der seine Stellung zu schlimmen Gewaltthaten mißbrauchte und den an sich schon nicht sehr milden Severus zu einer Reihe blutiger Thaten der Rache bestimmte. Es geschah durch seinen Einfluß, daß nun noch nachträglich die Familie des Pescennius und viele Senatoren seiner Partei hingerichtet wurden; selbst in Syrien sind nachmals noch weitere Verfolgungen in dieser Richtung vorgekommen. In Rom aber, wo der Hof im Vorsommer 197 wieder erschien, ließ Severus 29 Senatoren wegen ihrer Parteinahme für Albinus hinrichten, darunter des alten Pertinax Schwiegervater Sulpicianus. Das hohe Haus wurde mit brutalen Vorwürfen und persönlichen Schmähungen überschüttet, selbst der greuliche Commodus entschuldigt, dann aber das Volk durch reiche Spenden und prachtvolle Spiele und Thiergefechte gewonnen.

Zur Freude des schwer geängstigten Senats blieb der gefürchtete Imperator auch diesmal nur kurze Zeit in der Residenz. Noch einmal sollten die Waffen arbeiten; diesmal aber wieder im Kampfe mit dem alten Reichsfeind im Orient. Die Parther, bei denen auch nach des Pescennius Falle ein Theil seiner Leute Zuflucht gefunden hatte, waren nicht müßige Zuschauer des Krieges zwischen Albinus und Severus geblieben, sondern dem Rufe ihrer erbitterten alten Unterthanen und Vasallen in Mesopotamien gefolgt, und i. J. 196 in diese Provinz eingefallen, in welcher die Römer damals nur die starke, durch Lätus (nicht der Reitergeneral), einen in Kriegs- und Staatsgeschäften gleich ausgezeichneten Mann, tapfer vertheidigte Festung Nisibis zu behaupten vermochten. Der Partherkönig Vologäses IV. (etwa seit 192 n. Chr.), der den Feldzug persönlich leitete, sollte bald erkennen, welches Unheil er dadurch über sein Reich heraufbeschworen hatte.

Tief im Sommer 197 stand Severus bereits wieder mit seinen alten illyrischen Kerntruppen, mit den asiatischen Legionen und andern Truppentheilen auf dem neuen Kriegsschauplatze. Mit ihm die Generale Candidus, Plautianus, Barbarus und der Reiterführer Lätus, der aber als dem Kaiser verdächtig während des Krieges beseitigt wurde. Vor seinem ungestümen Aufmarsche mußten die Parther überall weichen, und wurden bald aus der römischen Provinz Mesopotamien wieder herausgetrieben. Ueberall beeilten sich die schwankenden römischen Vasallen in dieser Landschaft und in Armenien, den furchtbaren Römer wieder ihrer Treue zu versichern. Nun aber galt es in das Reich der Parther selbst zerschmetternd einzudringen. Auf dem Eufrat war eine große Stromflotte eingerichtet worden, welche das schwere Gepäck und einen Theil der Truppen tragen konnte. Theils zu Lande, theils auf dem prächtigen Strome führte nun der Kaiser in der für dieses Klima

bequemen, kühlen herbſtlichen Jahreszeit ſein Heer abwärts nach Babylonien, wo er nun das von ſeinen Bewohnern verlaſſene Babylon einnahm. Dann ließ er den großen Kanal zwiſchen Euſrat und Tigris für die Schiffe praktikabel machen, fuhr nach dem Tigris, beſetzte ſofort das verödete Seleukia und eröffnete den Angriff auf das wohlverſchanzte Kteſiphon. Die Umgegend wurde furchtbar verheert, und nach längerem Kampfe endlich trotz der Seuchen, die unter ſeiner Armee ausbrachen, die parthiſche Hauptſtadt erobert (im Winter d. J. 198). Der Großkönig vermochte mit wenigen Reitern in das Innere zu entkommen. In ſeiner ſchönen Reſidenz aber wurde ein furchtbares Blutbad angerichtet, die Stadt und das königliche Schloß den Soldaten zur Plünderung überlaſſen, 100,000 Menſchen zu Gefangenen gemacht. Weiter dehnte jedoch Severus die Unternehmungen nicht aus. Er vermied das Vorrücken in das innere Reich der Parther, wich auch einer ſpäter noch einmal durch Vologäſes nicht eben ernſthaft angebotenen Schlacht aus, und ſchloß nachher mit demſelben einen billigen Frieden. Als dann die Römer, diesmal den Tigris hinauf, den Rückmarſch und die Rückfahrt nach Meſopotamien antraten, ſollte noch ein Verſuch gemacht werden, die ſchon (S. 357) zu Trajans Zeit den Römern ſo gefährlichen Araber der Oaſe von Atra, oſtſüdöſtlich von Singara, durch einen Handſtreich zu bezwingen. Aber der Stoß mißlang. Nun wurde ſpäter (199) ein beſſer vorbereiteter Angriff auf die Steppenfeſtung unternommen; aber auch diesmal wurden zwanzig Tage lediglich mit erfolgloſen Kämpfen verbracht. Als nämlich trotz der Reiterſtürme, des Pfeilregens und des Naphthafeuers der Araber und trotz der klimatiſchen Beſchwerden der Oaſe bereits Breſche gelegt und der Sturm im Gange war, zog der Kaiſer die Truppen zurück, um die reiche Stadt nicht einer regelloſen Plünderung auszuſetzen. Aber die Araber kapitulirten wider Erwarten nicht, und ſtopften die Breſche. Und nun waren die verdroſſenen europäiſchen Truppen nicht zu beſtimmen, den Sturm noch einmal zu verſuchen; die aſiatiſchen aber vermochten nichts auszurichten.

Seit dieſem Mißerfolg verweilte Severus noch mehrere Jahre im ſyriſch-ägyptiſchen Oſten, theils um die intereſſanteſten Züge des Landes, namentlich des Nilthals kennen zu lernen, theils in Regierungsgeſchäften. In dieſer Friedenspauſe fand er wahrſcheinlich auch die Zeit, die Armee, die ohnehin nach den ſchweren Menſchenverluſten der beiden dynaſtiſchen und der parthiſch-arabiſchen Kriege wieder reorganiſirt werden mußte, um drei neue Legionen zu vergrößern. Dieſe, durch welche die Stärke der Linientruppen auf 33 Legionen gebracht wurde, führten den Namen der I., II. und III. „Parthiſchen“. Die erſte und die dritte dieſer neuen Legionen bildeten die Beſatzung von Meſopotamien; die „dritte“ hatte ihr Hauptquartier in der Kolonie Rheſaina (zwiſchen den Kolonien Niſibis und Karrhä), die mit Zaytha hier die römiſche Stellung decken ſollte. Die große ſyriſche Provinz hatte der Kaiſer bereits in zwei kleinere zerlegt, von welchen „Syria Phönice“ die phöniſiſche Küſte und das angrenzende Binnenland von Heliopolis, Emeſa, Damaskus

und Palmyra, dazu die Kantone Auranitis, Batanea und Trachonitis, „Syria Magna" (oder „Cöle") dagegen den Norden umfaßte.

Kaiser Severus sagte endlich dem Orient für immer Lebewohl und kehrte auf dem Landwege durch Asia und die Balkanhalbinsel nach der Reichshauptstadt zurück. Mit seinem älteren Sohne, der seit 198 als „Augustus" neben ihm stand, befand er sich am 18. März 202 in Sirmium und ist nachher zu Schiff über die Adria gegangen. Die mehrjährige Friedensperiode, während welcher er in Rom verweilte, ist nach verschiedenen Seiten interessant und für die Zukunft wichtig. Es ist auch die Epoche, wo seine nicht nur kraftvolle, sondern auch wirklich tüchtige Regierung den Senat nach mancher Seite hin mit ihm versöhnte. Sehen wir ab von den Festlichkeiten, den Spielen, den Geschenken für Senat, Volk und Garde, mit denen der Kaiser die Rückkehr aus dem Partherkriege und das Fest seiner zehnjährigen Regierung feierte, so hatte er zunächst Mittel und Baulust genug, um die Reichshauptstadt wieder durch neue und stattliche Bauwerke zu schmücken. Er errichtete seinen Lieblingsgottheiten, dem Baechus und dem Herkules, große Tempel, und gab namentlich bei Herstellung der unter Commodus durch einen Brand zerstörten Theile der Hofburg durch den Bau des sogenannten „Septizoniums" (an der Südspitze des Palatin, zwischen S. Gregorio und dem südöstlichen Ende des Circus Maximus) dem Palatin gegen die Via Appia hin eine Art von Prachtfaçade. Das Gebäude, welches wahrscheinlich seinen imposanten Säulenstockwerken den Namen verdankt, hat sich als Prachtruine bis zum 16. Jahrhundert erhalten. Endlich richtete der Kaiser auch vor der Porta Capena, an der Via Appia, das Antoninische Mausoleum durch Erweiterung und Verschönerung zu einer dritten Kaisergruft ein.

Bis auf unsere Tage erhalten haben sich zwei bedeutende Monumente, welche in jener Zeit dem Kaiser und seiner Familie zu Ehren errichtet wurden. Senat und Volk erbauten i. J. 203 am Nordwestrande des Forums, gegenüber dem alten Concordientempel, — drei Meter über dem Niveau des großen Marktes belegen, einen prachtvollen Triumphbogen. Derselbe ist mit Ausnahme des aus Travertin bestehenden Unterbaues aus pentelischem Marmor geformt, und zeigt bei einer Höhe von 23, einer Breite von 25 und einer Tiefe von 11,85 Meter drei Bogendurchgänge. Von diesen ist der mittlere 7 M. weit und 12,30 M. hoch, die seitlichen 3 M. weit und 7,80 M. hoch. Die beiden Langseiten des Triumphbogens werden durch je vier Säulen aus prokonnesischem Marmor senkrecht gegliedert. Das Piedestal der Säulen ist mit Reliefdarstellungen geschmückt, die sich, ebenso wie die großen Reliefbilder über den Seitenbogen, auf die mesopotamischen Kriege des Severus beziehen. Die moderne Kritik findet, daß sowohl die Anlage des Bogens durch überladene, dabei rohe und oberflächliche, Ornamentik und ungefällige Profilirung, wie noch mehr die Reliefs den stark vorschreitenden Verfall der Kunst und des Geschmackes sehr deutlich zeigen. Die Reliefs

sind ohne einheitliche Komposition und beherrschende Hauptgruppen flach übereinander in parallelen Reihen geordnet. Die Gestalten lassen es an Leben und Ausdruck fehlen, und die Technik zeigt etwas Handwerksmäßiges. „Das Ganze ist ohne Ausdruck und Würde, die Arbeit im Einzelnen nachlässig und eintönig, die Zeichnung kleinlich." Die Höhe des Denkmals war seiner Zeit mit einem ehernen Sechsgespann gekrönt. Künstlerisch ebenfalls ungünstig wird das zweite erhaltene Monument beurtheilt, nämlich die kleinere Ehrenpforte am Rindermarkt, welche die Banquiers und andere Geschäftsleute, die hier Handel trieben, i. J. 204 dem Kaiser errichteten: anscheinend zum Dank für Bauten, die er selbst in dieser Gegend ausführen ließ.

Unmittelbar mag der letztgenannte Ehrenbau auch mit der Feier der prächtigen Spiele im Zusammenhang gestanden haben, welche i. J. 204 Severus veranstaltete, als wieder einmal eine Säkularfeier der Stadt Rom begangen wurde. Neben solchen Huldigungen, die auch dieser strenge Herrscher der alten Welthauptstadt nicht vorenthielt, entfaltete der Kaiser eine sehr rüstige Regierungsthätigkeit. Die Folgen der schlechten Regierung des Commodus und der gewaltsamen Erschütterungen seit seinem Tode machten sich jedenfalls vielfach bemerkbar. Wenn nicht Männer wie einst Tiberius mit peinlicher Genauigkeit die polizeiliche Sicherheit Italiens und des Reiches überwachten, so nahm wiederholt ein Räuberthum überhand, welches man immer erst dann mit wuchtigen Schlägen zertrümmerte, wenn es zu unverschämt und zu großartig zu werden anfing. So war es auch jetzt. In Italien mußte Severus in solcher Weise den kühnen Bulla Felix (204) niederschlagen lassen, der drei Jahre lang mit 600 Raubgesellen die Via Appia unsicher gemacht hatte. Viel schwerer mußte es freilich werden, die Erschöpfung allmählich zu überwinden, die unverkennbar durch die Verheerungen der Pest, der Donaukämpfe und namentlich auf Grund der dynastischen Kriege an verschiedenen Punkten des Reiches eingetreten war. Hier konnte neben kraftvoller und intelligenter Verwaltung, wie sie allerdings Severus zu führen verstand, nur ein längerer Friedensstand helfen. Daß solche Gunst der Verhältnisse dem Reiche aber nur noch für kurze Zeit beschieden war, werden wir demnächst zu erzählen haben. Wie gefährlich bereits die finanziellen Schwierigkeiten, in welche die Kriegszeit den energischen Kaiser gestürzt hatte, auf die Münzverhältnisse einwirkten, zeigt die Thatsache, daß die römische Reichskreditmünze, der Denar, dem schon Commodus 30 Procent Billon zugemischt hatte, unter Severus mit einer Legirung von 50 bis 60 Procent ausgeprägt wurde, so daß sein Silberwerth jetzt nur 35 bis 30 R.-Pfennige betrug. Noch freilich ahnte bei dem Beginn des dritten Jahrhunderts Niemand, in welchen Abgrund der verderblichsten Geldverwirrung das Reich binnen zwei Menschenaltern hineintreiben würde.

Einstweilen jedoch führte Severus die Zügel mit Kraft und Einsicht, und war sehr eifrig in legislativer Richtung thätig. Es machte sich bemerkbar, daß der Kaiser einst selbst ein tüchtiger Jurist gewesen war, und

einen der größten Juriſten, die das Römerthum überhaupt hervorgebracht hat, zum Freunde und vertrauten Rathgeber ſich gewählt hatte. Aemilius Papinianus, vielleicht ein ſyriſcher Romane und mit der Kaiſerin Julia Domna verwandt, ein Schüler des Cervidius Scävola (S. 435), ſtand dem Severus im Alter ziemlich nahe und iſt ihm wahrſcheinlich frühzeitig nahe getreten. Er hat bei dem Kaiſer längere Zeit das Amt „a libellis", den Vortrag über die zahlloſen, von Privaten an den Princeps gerichteten Bittſchriften und Beſchwerden, und über deren Erledigung gehabt, und fungirte ſeit 203 (nach Plautian) als Commandeur der Garde. In beiden höchſt einflußreichen Stellungen hat er lange bei den tüchtigſten Geſetzen und Verordnungen des Severus mitgewirkt, und zugleich als juriſtiſcher Schriftſteller von wirklicher Genialität einen unſterblichen Namen erworben. In dieſem Rechtsgelehrten, ſo ſagen die Sachkenner, tritt der eigenthümliche Geiſt der römiſchen Jurisprudenz in ſeltener Vollendung auf. Seine Hauptwerke, die 37 Bücher „Quäſtionen", in denen allgemeine Rechtsfragen, und 19 Bücher „Reſponſa", in denen einzelne Rechtsfragen behandelt wurden, ſind neben ihrer wiſſenſchaftlichen Vortrefflichkeit auch durch eine künſtleriſch plaſtiſche Form der Darſtellung ausgezeichnet. Dabei war Papinianus ein wackerer Menſch, und von einem lebendigen Gefühl für Recht und Sittlichkeit erfüllt. Während ſeiner Verwaltung der Gardepräfektur ſtanden außer anderen Männern dem Papinianus nun auch noch für ſeine Rechtsgeſchäfte zwei jüngere Juriſten als Gehilfen und Aſſeſſoren zur Seite, die nachmals als Chefs der Prätorianer, wie als Rechtsgelehrte erſten Ranges noch zu einer bedeutenden Rolle berufen waren. Einerſeits Julius Paullus (vielleicht aus Padua gebürtig), ſein jüngerer Zeitgenoſſe, Schüler des Scävola, und anfangs Sachwalter, ſpäter alſo juriſtiſcher Gehilfe Papinians, und Rath im kaiſerlichen Conſilium. Andrerſeits aber ein ſyriſcher Romane, der um 170 n. Chr. geborene Domitius Ulpianus von Tyros, der in Severus' Zeit als Aſſeſſor bei einem Prätor in der Reichshauptſtadt durch ſein eminentes Talent zuerſt Papinians Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte, und von dieſem unter ſeine Aſſeſſoren aufgenommen wurde.

Charakteriſtiſch endlich für Severus iſt es, daß unter ſeiner Regierung wieder einmal die Verfolgung der Chriſten in lebhaften Gang gekommen iſt. Seit Eintritt der größeren Ruhe in dieſer Hinſicht nach Marc Aurels Ableben hatte das Chriſtenthum zahlreiche neue Anhänger gewonnen, und machte jetzt auch bemerkbare Fortſchritte in höher geſtellten und wiſſenſchaftlich gebildeten Kreiſen. Seit dem Jahre 202 machte ſich nun wieder, namentlich in Aegypten und Afrika, eine fühlbare Reaktion des Volkes und der Behörden gegen die Chriſten geltend. An ſchauerlichen Martyrien und an Verhaftungen, wie an Abführungen nach Inſeln und Bergwerken fehlte es nicht. Severus ſelbſt, der den Uebertritt ſowohl zum Judenthum, wie zum Chriſtenthum mit Strenge verbot, war ſonſt perſönlich nach dieſer Richtung hin nicht zur Grauſamkeit geſtimmt. Das Ringen aber der alten

und neuen Religion prägt sich gerade für diese Zeit wieder recht deutlich in der römischen und in der griechischen Litteratur aus. Für die Christen trat neben dem früher (S. 460 f.) besprochenen Minucius Felix als kraftvoller publicistischer Verfechter ein Landsmann des Severus auf. Es war der feurige Presbyter Q. Septimius Florens Tertullianus von Karthago, der (sein Leben fällt zwischen 145 und 220 n. Chr.) auch als ein interessanter Vertreter der afrikanischen Latinität gilt. Rhetorisch gebildet und in seiner heidnischen Zeit Sachwalter, dann um 185 n. Chr. zum Christenthum übergetreten, wurde dieser energische und rednerisch überaus begabte Mann von ungestümer Kampflust einer der berühmtesten Apologeten der Gemeinde. Abgesehen von seinem „Apologeticum", der 199 verfaßten glänzenden Schutzrede für den christlichen Glauben, und analogen Schriften focht er mächtig gegen verschiedene Sekten, und vertrat später im Anschluß an die seit 150 in Phrygien entstandene montanistische Richtung mit großer Schärfe und Herbigkeit einen überaus asketischen Rigorismus innerhalb der christlichen Welt. Natürlich kämpfte er auch energisch gegen die Neigung mancher Kleriker und Gemeinden, sich durch wohl angebrachte Gelder unter Umständen von einer Verfolgung loszukaufen. Als Schriftsteller nennt ihn ein moderner Beurtheiler: „gedankenreich und formlos, leidenschaftlich und spitzfindig, seine Sprache beredt und markig, gedrängt und energisch bis zur Dunkelheit".

Ganz auf dem antiken Boden dagegen, im Sinne der modernen Sophistik, deren glänzendste Vertreter denn auch (230 n. Chr.) in ihm ihren Biographen gefunden haben, stand jener Flavius Philostratos, welcher, der Abkömmling einer lemnischen Familie, für seine Person aber anfangs in Athen als Sophist thätig, seiner Zeit nach Rom übersiedelte, wo er ein hohes Alter erreicht und noch die Zeit des Kaisers Philipp erlebt hat. Dieser vielseitig unterrichtete Mann wurde an den Hof des Kaisers Severus gezogen und stand sowohl bei dem jugendlichen Augustus Bassianus, wie namentlich bei der schönen, anmuthigen und geistvollen Kaiserin Julia, die für griechische Wissenschaft und Litteratur (mit Einschluß der Besetzung des kaiserlichen Lehrstuhls zu Athen) viel Interesse besaß, in hoher Gnade. Auf ihren speziellen Antrieb schrieb Philostratos die Geschichte des gefeiertsten „Heiligen der hellenischen Welt", des Apollonios von Tyana, die jedoch bei Juliens Tode (217) noch nicht vollendet war, und in ihrer idealisirenden Weise aus dem Leben jenes Mannes eine Art von religiösem Reise- und Tendenzroman gemacht hat. Ohne direkt gegen das Christenthum zu polemisiren, wird hier einerseits der außerordentlichen Gestalt des Stifters der christlichen Religion thatsächlich eine antike Idealfigur gegenübergestellt, andrerseits die neupythagoräische Philosophie als ein Läuterungs- und Erhebungsmittel für die alte Religion, gegenüber den sie innerlich und äußerlich auflösenden Faktoren hingestellt.

Neben allen solchen Erscheinungen aber bedeutete endlich die innere politische Thätigkeit des Kaisers Severus einen starken Fortschritt auf dem Wege zur Ausbildung der absoluten Monarchie. Die wüsten Frevel

ſeines Sohnes Caracalla, die Abwendung nachher des Alexander Severus von der Politik des Septimius, endlich die verzweifelte Erhebung des Senats gegen den wilden Kaiſer Maximinus haben dieſe Entwicklung noch einmal durchbrochen. Und neben manchen Einzelheiten iſt mit Ausnahme der durch Caracalla verfügten Ausdehnung des römiſchen Bürgerrechts über das geſammte Reich die nachhaltigſte Wirkung der ſeverianiſchen Arbeit für lange ein durch die Zeitverhältniſſe gefördertes hartes Soldatenregiment geblieben. Die Tendenz des Severus war in ſehr kenntlicher Weiſe darauf gerichtet, einerſeits die noch immer bevorzugte Stellung Italiens und Roms im Reiche zu vernichten, und die volle Gleichberechtigung der Provinzen endlich durchzuführen, andrerſeits aber die Reſte der alten „Dyarchie" nach Möglichkeit im Sinne eines militäriſch-abſolutiſtiſchen Regimentes zu beſeitigen.

Severus, der ſich und ſeinen älteſten Sohn (den er „Marcus Aurelius Antoninus" nannte), 195 in das Haus der Antonine „adoptirt" hatte, ſich ſelbſt Bruder des Commodus, Sohn des Marc Aurel nannte und ſeine Dynaſtie bis auf Nero hinaufleitete, — unterwarf zuerſt auch principiell Italien der proconſulariſchen Gewalt, und nahm dieſelbe nun auch in den offiziellen Titel der Kaiſer auf. Seit dieſer Zeit wird zugleich die ſekundäre proconſulariſche Gewalt nicht mehr verliehen, und wurde ſeitdem den zur Nachfolge deſignirten Männern nur noch die tribunicieiſche Gewalt formell ertheilt. Seit dieſer Zeit iſt auch die Feldherrnſchärpe, der „Kaiſerpurpur", die ſtehende Herrſchertracht geworden. Dem Senat gegenüber ſtrebte der Kaiſer, die alte Zweitheilung der Rechte möglichſt illuſoriſch zu geſtalten. Der wirkliche Antheil des Senats an der Beſtellung der Statthalter für ſeine Provinzen wurde unter und ſeit Severus immer ſchattenhafter. Mehr aber: ſchon die Kaiſer Pertinax und Julian hatten bei Uebernahme des Principats ihr Erbgut von dem Fiskus getrennt und ihren Kindern überwieſen. Severus nun trennte ſein Privatgut ſyſtematiſch und in der Verwaltung von dem fiskaliſchen Eigenthum und machte den Fiskus zur eigentlichen Staatskaſſe, neben welcher für das alte ſenatoriſche Aerar, obwohl ſich dasſelbe bis auf Kaiſer Diocletian erhielt, der Raum immer enger, wahrſcheinlich auch die thatſächliche Füllung immer dünner wurde. Das Aerar ſinkt mehr und mehr zur municipalen Kaſſe der Stadt Rom herab, welche letztere übrigens damals einer genauen topographiſchen Aufnahme unterworfen wurde. Gegenüber der ſenatoriſchen wurde die ritterliche Beamtung immer mehr gehoben und gefördert. Die Dirigenten des Fiskus erhalten den vornehmeren Namen „Rationalis"; ihnen, ſowie den ritterlichen Präfekten und den höhern Offizieren wird der neue Ehrentitel „Vir perfectissimus" ertheilt, den übrigen Prokuratoren und den im Heere oder ſonſt ausgezeichneten Rittern der Titel „Vir egregius". In der Beamtung entwickelt ſich mehr und mehr die doppelte Laufbahn hier der Offiziere, die ſpäter in die Prokuratur übertreten; dort die rein juriſtiſche, die durch die Aſſeſſur an den höhern Gerichten geht.

Am ſchärfſten aber ſpringt uns entgegen die Tendenz des Severus,

ein absolutes Militärregiment herzustellen. Die ritterliche Beamtung und die Armee sollten die Pfeiler seines Systems werden, welches dieser stolze Mann nur dadurch wieder erschütterte, daß er gegenüber seinen geliebten Soldaten unter Umständen eine gefährliche Nachsicht an den Tag legte. Zu neuer Belastung des Reiches wurde der Sold der Truppen erheblich erhöht, der Centurionat den militärischen Ritterstellen eingereiht, ein militärischer Titel a militiis für die ausgedienten Offiziere eingeführt, die Soldaten zu Diensten in der Reichsverwaltung herangezogen, die kaiserlichen Freigelassenen dagegen zum Theil selbst aus den subalternen Stellen beseitigt.

Daneben ging die stärkere Besetzung Italiens mit Truppen derart, daß seit seiner Zeit viermal mehr Soldaten als vor Severus im Centrum des Reiches standen. Ganz neu war es, daß jetzt (zuerst die II. parthische) am Albaner Berge bei Rom eine Legion ihr stehendes Quartier erhielt, was bis auf Diocletian so geblieben ist. Die neue Formation der (wahrscheinlich verstärkten) Garde haben wir bereits kennen gelernt. Weiter aber wurde (während die Zahl der städtischen Cohorten auf vier reduzirt, die in dem Kriege gegen Albinus kompromittirte Cohorte in Lyon aufgelöst und durch rheinische Abtheilungen ersetzt war,) die Feuerwehrgensdarmerie nun auch aus römischen Bürgern rekrutirt, die Besatzung der Hauptstadt aber auch noch durch Abtheilungen der Seesolden von Misenum und Ravenna verstärkt. Wahrscheinlich formirte Severus endlich auch noch ein Corps von Polizeisoldaten („Peregrini"), deren Kaserne in der zweiten Region an dem Mons Caelius lag (in der Gegend von S. Maria in Navicella), und die unter einem „Princeps" standen.

Der Centralpunkt aber der militärischen und der civilen Verwaltung wurden die Präfekten der Garde, deren Machtstellung jetzt ihren Höhepunkt erreichte; sie sind jetzt recht eigentlich die Stellvertreter des Kaisers, in ihrer gewaltigen Macht nur durch Einführung und Festhaltung der Kollegialität gebändigt. Es hatte sich allmählich das System ausgebildet, daß die Gardepräfekten einerseits die centrale Direktion der Militärverwaltung und der Militärverpflegung erhielten, andrerseits das Kommando, die militärische Jurisdiktion und Verwaltung über sämmtliche in Rom und Italien stehende Truppen wahrzunehmen hatten, (die städtischen Cohorten und die Legion bei Alba ausgenommen). Die militärische Strafgewalt übte der Präfekt in seinem Namen über die Gemeinen der Garde und der übrigen italischen Truppen, hatte aber als Stellvertreter des Kaisers eine viel weiter gehende Strafgerichtsbarkeit. Seit der domitianischen Zeit war es ferner immer mehr Praxis geworden, daß einer der Gardepräfekten den Kaiser im Hauptquartier ins Feld begleitete. Wie er ferner als Stellvertreter des Kaisers auch Postscheine ausstellen durfte, so gewann er nun im dritten Jahrhundert auch eine allgemeine Oberaufsicht über das kaiserliche Beamtenpersonal. Mußte er somit auch der Verwaltung kundig sein, so (S. 384) bei seiner wachsenden Kompetenz in der allgemeinen Civil- und Kriminaljurisdiktion

ganz vorzugsweise der Jurisprudenz. Daher tritt seit Marc Aurel bereits mindestens bei einem der Präfekten die militärische Seite mehr zurück, werden jetzt immer die ersten Juristen des Zeitalters in eine der Commandeurstellen berufen, und fungirt jetzt der Präfekt als Vorsitzender in dem Consilium des Kaisers.

Wie sehr diese Machtstellung gemißbraucht werden konnte, erlebten die Römer schon unter Severus. Der Ruf des Kaisers, dessen wilde Heftigkeit und Härte in Friedenszeiten mehr zurücktrat, dessen musterhafte Verwaltung, gute Wirthschaft, Rechtsliebe, und tüchtige Auswahl der Beamten allmählich Anerkennung fand, wurde eine Zeit lang stark geschmälert durch den furchtbaren Mißbrauch, welchen der Präfekt Fulvius Plautianus (S. 501) mit seiner Macht trieb. Der furchtbare Haß, den er erweckt hat, äußert sich in den schrecklichen Erzählungen von seiner brutalen und hochmüthigen Anmaßung, Raubgier, Grausamkeit und kaum glaublichen Gewaltthätigkeit. Wir wissen nicht, welche Umstände den Kaiser gegen die Uebergriffe dieses oft höchst unvorsichtigen Frevlers so blind machten, daß er selbst Uebergriffe Plautians in die unmittelbare Sphäre des Kaisers ruhig hinnahm; vielleicht daß auch hier, wie bei dem auffallend abergläubischen Severus so häufig, superstitiöse Motive mitwirkten. Eine bessere Zeit kam, als der Präfekt endlich durch den jungen Kronprinzen Antoninus gestürzt war. Dieser junge Mann nährte, wie einst Drusus gegen Sejan, und wie zu dieser Zeit auch des Kaisers alter Bruder Geta, die höchste Abneigung gegen Plautianus. Und als schließlich der Günstling seine Macht dadurch für immer gesichert zu haben glaubte, daß er den Severus bestimmte, den widerstrebenden Antoninus (im Jahre 202 bei Gelegenheit der Decennalien) mit des Präfekten Tochter Fulvia Plautilla zu vermählen: da war es der Kronprinz, der den Plautianus, ungewiß mit welcher sicheren Begründung der Anschuldigung, bei seinem Vater eines Mordanschlags gegen das Kaiserhaus mit Erfolg verdächtigte und im Palast vor den Augen des Severus mit rascher Benutzung des Momentes niederhauen ließ; in der Nacht vom 22. zum 23. Januar 203. Sein Nachfolger wurde der treffliche Papinian (S. 505). Der Beseitigung Plautians folgte die mehrerer seiner Freunde. Die unglückliche Plautilla wurde nach der Insel Lipara abgeführt, wo sie ihr blutiger Gatte nach seines Vaters Ableben ebenfalls umbringen ließ.

Die letzten Jahre seiner Regierung brachte Severus nicht in Rom, sondern in Britannien zu. Einerseits der Wunsch, seine Söhne Antoninus und Geta (dieser vielleicht schon seit 198 ebenfalls „Cäsar"), die ihm durch ihre Zwietracht und ihre Ausschweifungen vielen Kummer machten, durch den Ernst der Reichsgeschäfte zu erziehen, andererseits verschiedene militärisch-politische Nothwendigkeiten veranlaßten den Kaiser, zu Anfang des Jahres 208 sich nach Britannien zu begeben. Schon nach der Schlacht bei Lyon (197) hatte er, um künftige Erhebungen eines britannischen Statthalters zu erschweren, die Provinz in zwei kleinere, in Ober- und Unter-

britannien getheilt, die nun unter zwei einander koordinirten Legaten ſtanden. Nun hatte ſich aber in Folge der langen Friedenszeit bei den Legionen der Inſel mehrfach ein menteriſcher Geiſt gezeigt; die Disciplin war geſunken. Andrerſeits war noch immer der alte unruhige Geiſt in Wales und bei den Briganten nicht ganz erloſchen. Die Zeit des Krieges zwiſchen Albinus und Severus hatten die Caledonier und Mäaten zu Angriffen auf die Provinz benutzt, die nachher der Legat Virius Lupus nur durch Geld zu beſchwichtigen vermochte. Seit 203 hatten ſie ſich dann wieder von Neuem geregt, ſo daß Severus nun in Papinians Begleitung mit Kraft einzuſchreiten beſchloß. Die Disciplin der Armee wurde jetzt überall kraftvoll wieder hergeſtellt, die Grenzkaſtelle neu armirt, die unruhigen Bewegungen in der Provinz energiſch gedämpft. Die ſtets zu Unruhen neigenden Silurer in Wales, in dem zum kleinen Kriege ſehr geeigneten Gebirgslande am Snowdon und den reizvollen Thälern und Schluchten des Südens, bändigte der Kaiſer, indem er die II. Legion aus der Stellung von Glouceſter nach Caerleon in Südwales verlegte, und am iriſchen Kanal neue Schlöſſer anlegte. Auf der Nordſeite dagegen wurde (S. 368) das alte ſtarke Syſtem der hadrianiſchen dreifachen Schanzlinien in umfaſſender Weiſe reſtaurirt; ebenſo die demſelben nördlich vorliegenden fünf Kaſtelle. Dagegen, ſo ſcheint es, zog der Kaiſer die Beſatzungen aus den Linien des Antoninus Pius (S. 392) zurück. Das letztere iſt wohl erſt nach Abſchluß des großen Feldzuges geſchehen, den er im Jahre 209 gegen die ſchottiſchen Völker unternahm. Es war ein überaus ſchwieriger Krieg. Die Axt, die Radehacke und das Grabſcheit wurden mehr gebraucht, als das Schwert. Es galt, Wälder zu lichten, Hügel abzutragen, Sümpfe zu verſchütten und Brücken zu ſchlagen, um den Schotten nachzudringen, die nur ſchwer zu größeren Kämpfen geſtellt werden konnten, dafür aber den Römern durch Hinterhalte und Ueberfälle gefährlich wurden. Solche Gefechte, die ungeheuren Strapazen und Waſſermangel decimirten die Armee in ſehr empfindlicher Weiſe; ſie ſoll bis zu 50,000 Mann verloren haben. Trotzdem gelang es dem Kaiſer, Schottland bis zu ſeiner Nordſpitze ſiegreich zu durchziehen und die Schotten endlich 210 zu einem für die Römer günſtigen Frieden zu zwingen. Am 5. Mai 210 befand ſich der Kaiſer wieder zu Eburacum. Als ſich die Mäaten dann noch einmal empörten, führte Antoninus den Krieg, während ſein Vater zu Eburacum weitere Rüſtungen betrieb. Viel Freude erlebte der alte Fürſt damals nicht. Denn während ihn die Gicht plagte, ſah er mit tiefem Unmuthe, wie ſein älteſter Sohn, und zwar nicht ohne Erfolg, um die Gunſt der Garden und der Legionen warb, um ſich, im Nothfall ſelbſt gegen des Vaters Autorität, gegenüber ſeinem Bruder Geta, der nun ebenfalls im Jahre 209 Imperator und Auguſtus geworden war, für die Zukunft die Alleinherrſchaft zu ſichern. Es war ein verhängnißvoller Tag für das römiſche Reich, als am 4. Februar 211 n. Chr. der alte Kaiſer tief verdüſtert, hoffnungslos und lebensmüde zu Eburacum ſein inhaltreiches Leben beſchloß.

Zweites Buch.

Von Caracallas Regierungsantritt bis zum Tode des ersten Theodosius.

Erſter Abſchnitt.

Von Caracalla bis Carinus.

Erſtes Kapitel.

Von Caracalla bis Decius.

Der Senat, ſo lautet eine alte Ueberlieferung, ſagte vom Kaiſer Severus: „er hätte entweder nie geboren werden, oder nie ſterben ſollen!“ Gewiß war der Tod des noch keineswegs in greiſenhaftem Alter ſtehenden Severus damals ein harter Schlag für das Reich; um ſo mehr, als er demſelben die unheilvolle Erbſchaft eines zwiſchen zwei feindlichen Brüdern getheilten Principats hinterließ. Keiner der beiden Söhne des alten Afrikaners war der Mann, wie ihn das Reich und das durch Severus neu eingeleitete Syſtem der Regierung nothwendig bedurfte, ſollte nicht aus dem militäriſchen Abſolutismus binnen kurzer Zeit eine unheilvolle, ganz rohe Soldatenherrſchaft werden, wie ſie den Römern ſchon einmal zur Zeit des Otho und Vitellius gedroht hatte. Antoninus allerdings, der ältere Sohn, immerhin der geiſtig bedeutendere der Brüder, gehört wahrſcheinlich auch zu den Geſtalten der römiſchen Kaiſergeſchichte, deren wirkliche Bedeutung durch den furchtbaren

Caracalla. (Rom, Vatican.)

Haß der Zeitgenossen, — diesmal namentlich auch des Zeitgenossen, der seine Geschichte geschrieben hat, uns einigermaßen verdunkelt worden ist. In jüngeren Jahren ein vielversprechender, liebenswürdiger Mensch, hatte Antoninus allmählich sich in wenig erfreulicher Weise verändert, und sehr bedenkliche Züge entfaltet. Das heiße Blut seiner syrisch-afrikanischen Abkunft ließ ihn frühzeitig zu einem rücksichtslosen Wüstling werden, dem man nachmals unbedenklich zutraute, daß er auch um die Ehre seiner eigenen Familie sehr wenig bekümmert gewesen sei. Wir werden bald erfahren, daß seiner Zeit auf dem Hintergrunde einer großartigen politischen Intrigue die Annahme einer leichtsinnigen Verbindung des jugendlichen Kronprinzen mit zwei schönen Cousinen leicht Platz greifen konnte. Die Familie nämlich der Kaiserin Julia Domna von Emesa war seit der Aufrichtung der Herrschaft des Septimius Severus an den Hof gekommen. Die Schwester der Kaiserin, Julia Mäsa nun, hatte zwei schöne leichtsinnige Töchter, Julia Soämias und Julia Mamäa, deren frühere wirkliche oder vermuthete Verirrungen mit Antoninus nachmals für die Geschichte des Reiches eine unerwartete Bedeutung zu gewinnen bestimmt waren. Viel bedenklicher aber mußte den Zeitgenossen Severs die zuerst bei Plautians Ermordung beobachtete Neigung des Kronprinzen zu blutiger Gewaltsamkeit und zu grausamer Rachsucht erscheinen, während ihnen seine sehr stark zur Schau getragene Schwärmerei für Alexander den Großen, mit dem er nur die ungestüme Heftigkeit und die Gewohnheit, das Haupt nach der linken Schulter zu neigen, theilte, und seine etwas gemachte barsche, grobe und herrische Art sich zu geben, eher Stoff zu heimlichem Spott boten. Dabei ließ sich doch nicht verkennen, daß dieser Antoninus einen sehr scharfen Verstand besaß, und daß nicht wenige der Eigenschaften seines Vaters, immerhin in etwas degenerirter Art, auch ihm eigenthümlich waren. Jedenfalls ein höchst energischer Charakter, jedenfalls eine bedeutend angelegte Natur. Nur daß damit ein tüchtiges Maß von Hochmuth und Selbstüberschätzung verbunden war. Nur daß zuerst der Mangel aller Selbstbeherrschung, und weiter der furchtbare Druck einer ungeheuren Blutthat bei ihm, ähnlich wie einst bei Gajus und bei Nero, den heillosen Trieb entfesselte, sich in immer gesteigerten, unaufhörlichen Rausch und Taumel zu stürzen.

Julia Mamäa. Goldmünze mit der Umschrift IVLIA MAMAEA AVG.

Wie weit die unheimlichen Gerüchte begründet waren, die man sich in Rom über eine gewisse angebliche Beihülfe Antonins bei dem Ausgange seines Vaters zuflüsterte, steht dahin. Aber er sorgte dafür, daß die Römer sehr bald Grund hatten, in ihm einen offenkundigen Mörder zu verabscheuen. Als nämlich in Britannien der Friede hergestellt, der Hof und die Garde mit Severs Asche nach der Residenz zurückgekehrt war, brach der alte Hader zwischen den jungen fürstlichen Brüdern Antoninus und Geta in hellen Flammen aus, und war weder durch die Mutter Julia, noch durch ihres Hauses würdigen alten Freund und Rathgeber Papinian zu beschwichtigen. Im Gegentheil

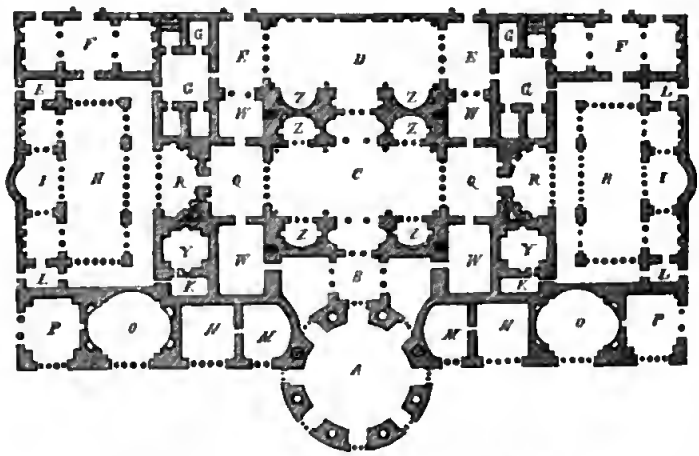
verlor der alte Präfekt durch sein Eintreten sehr bald die Gunst des Antoninus, der ihn endlich unversöhnlich zu hassen anfing, als mehrere Nachstellungen, die jener dem Geta bereitete, durch den Präfekten vereitelt wurden. Um endlich den tödtlich gehaßten Bruder, — den zu ermorden ihm dann auch mehrere schlimme Rathgeber seiner Umgebung, namentlich der Gardepräfekt Lätus, unverblümt riethen, — aus dem Wege zu schaffen, griff er zu einer schnöden List. Er bestimmte nämlich im Februar 212 seine Mutter Julia, ihn und den Geta, dem er sonst auf keine Weise beikommen konnte, zu einer Aussöhnung in ihre Gemächer zu berufen. Und hier hat der Schreckliche den Bruder in den Armen der entsetzten Fürstin durch heimlich mitgebrachte Blutgesellen niederstechen lassen.

Damit war eine grauenhafte Zeit für die Residenz angebrochen. Bei der Treue, mit welcher die Truppen an dem kaiserlichen Hause hingen, galt es für Antoninus, sich unter allen Umständen der Soldaten zu versichern. Wie ein schwer Verfolgter flüchtete er zuerst in die Citadelle der Garde, und erkaufte von den Prätorianern durch ungeheure Summen seine Anerkennung als nunmehr allein regierender Kaiser. Viel schwieriger wurde es ihm, die tief empörten Soldaten der parthischen Legion am Albaner Berge zu beschwichtigen. Von Soldaten begleitet, hat er es dann im Senat versucht, die schauerliche Blutthat als Nothwehr zu rechtfertigen. Als aber diese Förmlichkeit erledigt war, begann am Tage nach des Geta Tode der zweite Akt der Tragödie: die Rache und der Raub. Unter den „Anhängern des Geta", Männern und Frauen, wurde ein furchtbares Gemetzel angerichtet. Gleich zuerst ließ Antoninus den edlen Papinianus vor seinen Augen durch seine Krieger in Stücke hauen. Eine Anzahl namhafter Leute aus den Familien der letzten Kaiser, viele andere ihm irgendwie verdächtige oder widerwärtige Persönlichkeiten vornehmen Standes, aber auch Gesinde, Soldaten, Wagenlenker und Schauspieler, die zu Geta gehalten hatten, mußten sterben; zusammen angeblich 20,000 Menschen (darunter nach einiger Zeit aber auch jener schlimme Rathgeber Lätus selbst), was zugleich sehr umfassende und rentable Konfiskationen möglich machte.

Diese grausige Blutthat, — nicht die letzte seiner Regierung, — zog für immer einen unüberschreitbaren Blutstrom zwischen ihm und allen edleren Elementen des Reiches, und trieb ihn ganz in die Arme des Pöbels, der Wagenlenker und Gladiatoren, und später in die der gemeinen Soldaten. Wie es möglich wurde, daß Julia Domna, die er dann an die Spitze einer Kanzlei gestellt hat, noch jetzt einen modus vivendi für den Verkehr mit dem römischen Kambyses finden konnte, gehört zu den psychologischen Räthselfragen, an denen die Kaisergeschichte so reich ist. Das Volk suchte der blutige Imperator in der üblichen Weise durch Spiele und Geschenke aller Art zu gewinnen. Die massenhafte Vertheilung einer eigenthümlichen Art keltischer Anzüge, die er in Mode zu bringen suchte, hat ihm dabei den bekannten Namen „Caracalla" (eigentlich Caracallus) zugezogen, während

ihm die erbitterten höheren Kreise der Residenz nach einem Gladiator den Schimpfnamen „Tarantas" beilegten.

Neben allen solchen schlimmen Dingen liefen nun aber wieder manche andere Unternehmungen her, die des Septimius Severus würdig waren. Mit diesem und mit den besseren Kaisern theilte Caracalla eine rege Baulust. Außer einer Säulenhalle zu Ehren seines Vaters und mehreren Tempeln der Isis und des Sarapis veranlaßte er namentlich, — dieses gegen Ende seiner Regierung, — die Anlage des kolossalen, für die Bedürfnisse des Volkes bestimmten Prachtbaues, dessen gewaltige Ruinen noch heute ostsüdöstlich vom Aventinus sich erheben. Es sind die berühmten, allerdings erst durch die Kaiser Elagabal und Alexander Severus vollendeten, „Antoninischen Thermen" in der 12. Region. Sie bestanden aus zwei Theilen: aus dem inneren Hauptbau, den eigentlichen Baderäumen, die 1600 Badezellen (S. 424 fg.) enthielten, und einem fast quadratischen, aus einer Menge anderer Hallen und Gemächer bestehenden Umfriedungsbau, welcher ohne baulichen Zusammenhang mit dem inneren Gebäude dasselbe in einer ziemlich beträchtlichen Entfernung umgab. Der innere Bau mißt 220 Meter in der Länge und 114 in der Breite, der äußere 337 und 328 Meter. Der Prachtbau, der noch zu Anfang des 6. Jahrhunderts im Gebrauche



Grundriß der Thermen des Caracalla zu Rom.[1])

1) A Eintrittsraum, eine Rotunde von 50 Meter Durchmesser. B Apodyterium. C der Hauptsaal, das Ephebum, dessen Deckenkreuzgewölbe von acht kolossalen Granitsäulen getragen wurden; Länge 56, Breite 22 Meter. QQ nur durch Säulenstellungen vom Hauptsaale getrennte kleinere Räume, für Zuschauer oder Ringer bestimmt. ZZ ZZ nischenartige Ausbauten. D ein Saal von gleicher Größe wie das Ephebum, in dem sich das große Schwimmbassin (piscina) befand, Nischen ZZ und zwei kleinere Säle EE schließen sich an ihn an. Diese Räume bildeten den, durch seine größere Höhe auch äußerlich schon von den übrigen Theilen unterschiedenen Kern des Baues. Die Deutung der übrigen Räume ist nicht sicher. FF werden für Vestibula oder Bibliotheken gehalten. GG Zimmer für die Vorbereitungen der Ringer, in deren Nähe sich die Treppen zu den oberen Geschossen vorgefunden haben. HH Peristyle mit Schwimmteichen und anstoßenden Uebungsräumen JJ. KK Elaeothesion mit den daneben liegenden Konisterien YY. LL Vestibula, über denen Zimmer mit Mosaikfußboden aufgefunden worden sind. MM Laconicum. NN Caldarium. OO Tepidarium. PP Frigidarium. R exedrae Unterhaltungssäle.

war, zeichnete ſich durch eine überreiche Anwendung von edlem Marmor, Granit und Moſaiken aus. Endlich erſetzte Caracalla durch Anlage der als Via Nova benannten Prachtſtraße den Anfang der Via Appia zwiſchen dem Circus und ſeinen Thermen. Die noch ſtehenden Ruinen, deren Ziegelbauten wahrhaft unverwüſtlich erſcheinen, zeigen übrigens, wie gut ſich in Rom die Bautechnik damals noch erhalten hatte. Die ungeheuren Wölbungen freilich konnten den Verwüſtungen der Zeit nicht ſo gut Widerſtand leiſten. Aber „die Weite ihrer Sprengung zeigt große Erfahrung und Sicherheit im Gewölbebau; wie denn ſchon den Architekten des nächſten Jahrhunderts eine dieſer Wölbungen als ſchlechterdings unnachahmlich erſchien".

Weitaus jedoch die folgenreichſte That des Caracalla war die berühmte Conſtitution, durch welche im Jahre 212 n. Chr. alle damals am Leben befindlichen freien Einwohner des römiſchen Reiches zu römiſchen Bürgern gemacht wurden. Die ſchlimme Finanzwirthſchaft dieſes Kaiſers hat es verſchuldet, wenn es Mode geworden iſt, in dieſem Schritte nur eine finanzielle Spekulation zu erblicken. In Wahrheit erreichte damit die ſeit Hadrian eingeleitete, und namentlich durch Severus geförderte Entwickelung ihren nothwendigen Abſchluß. Damit war die Gleichſtellung der früheren Unterthanen der Republik mit dem alten römiſch-italiſchen Herrenvolke in ihren Grundzügen vollendet, und nun die Nivellirung des Reiches und ſeiner Völker zu einer einheitlichen Maſſe gewaltig gefördert. Die Durchſetzung aller Provinzen mit Römern und Italikern und die immer weiter vorgeſchrittene Ausbreitung des Bürgerrechtes im Einzelnen hatte offenbar auch unerträgliche Rechtsſchwierigkeiten und juriſtiſch-ſoziale Verwirrungen im Reiche nach ſich gezogen: das Alles wurde jetzt einfach ausgeglichen. Nunmehr war die ganze gebildete, die ganze civiliſirte antike Welt das Vaterland der römiſchen Staatsbürger: ein gewaltiger Schritt war gethan, um das bunte Moſaik der Völker und Länder unter der Herrſchaft der Kaiſer zu einer wirkſamen politiſchen Einheit immer ſtärker zuſammenzufaſſen. Es war ferner nur ein Akt der Gerechtigkeit, wenn die Provinzen, mit deren Geld und Blut das Reich ſehr weſentlich wirthſchaftete, nun endlich dem alten italiſchen Kernlande auch ſtaatsrechtlich völlig gleichgeſtellt wurden. Das Reich ſelbſt, deſſen griechiſche Bewohner jetzt anfingen, den im Orient heute noch fortlebenden Namen der „Rhomäer" zu tragen, hatte nur Gewinn davon, wenn jetzt alle freien Bürger der weiten Länder zwiſchen der Hadriansmauer in England und den Nilfällen bei Syene, zwiſchen der Sahara und den Karpathen, die Bahn geöffnet fanden zu dem Genuß aller Rechte und zu der Verwaltung aller öffentlichen Aemter der ungeheuren römiſchen Welt. Und ebenſo werthvoll war es, daß nun auch das Material zur Ergänzung der Legionen in überreicher Fülle neu vermehrt werden konnte.

Den großen Gewinn aber, den Antoninus damals der noch immer ungeheuren Maſſe der Nichtbürger gewährte, hat er ſich allerdings auch furchtbar theuer bezahlen laſſen. Denn während die alten provinziellen

Steuern einfach fortbestanden, mußten nunmehr die neuen römischen Bürger auch die bekannten Abgaben der „römischen Bürger" bezahlen, nämlich die Erbschaftssteuer und die bei der Freilassung von Sklaven zu entrichtenden Procente. Die bei dieser Gelegenheit auch sonst mehrfach zu Tage tretende fiskalische Raubgier dieses Kaisers bestimmte ihn sogar, für die Zeit seiner Regierung die Höhe dieser Abgaben zu verdoppeln. Freilich machte die schlechte Finanzwirthschaft des Antoninus das nöthig. Namentlich das gefährliche System, die Armee durch neue Geschenke und durch noch weiter erhöhten Sold zu verwöhnen, zwang ihn, unter allen Umständen Geld zu schaffen. Das Militärbudget des Severus ist unter Caracalla noch um weitere 61 Millionen R.-Mark erhöht worden. Damit zusammen aber hängt es, daß jetzt, — nachher durch gewaltige innere und äußere Kalamitäten gefördert, — das Münzwesen anfängt, immer schnelleren Schrittes in eine schlimme Verwirrung hineinzusteuern. Die Reichsgoldmünze sinkt jetzt bereits bis auf den Betrag von $^1/_{50}$ Pfund = 6,55 Gr.; es ist der Beginn ihrer fühlbaren Verschlechterung. In Sachen aber des Silbergeldes tritt seit dieser Regierung die Prägung der Denare und Quinare stark zurück. Das neue, durch Caracalla eingeführte, Hauptstück des Reichssilbergeldes, an welchem sich nun der grandios furchtbare Prozeß einer in der Geschichte beispiellosen Münzkrisis vollziehen sollte, ist seit 215 n. Chr. der „Argenteus Antoninianus", welcher das Bild des Kaisers mit der Strahlenkrone oder das der Kaiserin mit dem Halbmonde zeigt. Sein Gewicht steht durchschnittlich auf 5 Gr., normal vielleicht auf $^1/_{60}$ Pfund = 5,46 Gr. Den Münzwerth angehend, so wurde er wahrscheinlich zu $1^1/_4$ Denar oder $^1/_{20}$ des Aureus ausgebracht. Unter Caracalla betrug der Feingehalt noch etwas über die Hälfte: die Zeit war nahe, wo das als ein unerreichbares Ideal gelten sollte.

Caracalla konnte sich nach den Vorgängen des J. 212 in Rom nicht wohl fühlen. So eilte er denn noch zu Ende dieses Jahres oder zu Anfang d. J. 213 nach dem alpinen und germanischen Norden, um von nun an mit Vorliebe bei der Armee zu verweilen. Nur unter den Soldaten fühlte er sich wohl und sicher. Deren Gunst hat er denn auch in vollem Umfange gewonnen, indem er einerseits ihnen Alles gestattete und für sie seine Mittel vergeudete, andererseits aber vollständig mit dem gemeinen Manne lebte, arbeitete und aß, jegliche Entsagung und Beschwerde willig mit demselben theilte. Für die nächste Zukunft aber sollte es höchst verderblich werden, daß er nicht das Talent seines Vaters hatte, ausgezeichnete Feldherren zu finden und zu schulen, vielmehr durch Beförderungen von sehr zweifelhaftem Werthe den Anfang machte mit einer schnell genug gefährlich fortschreitenden Durchsetzung des Heeres mit unfähigen Legaten. Für seine Person endlich ist es charakteristisch, daß er wieder zurückgriff zu dem seit Galba aufgegebenen System, sich neben der Kaisergarde noch eine persönliche Leibwache zu bilden aus fremden Söldnern. In deren Mitte fühlte

er sich am sichersten, weil diese natürlich von römischen Stimmungen noch viel weniger berührt wurden, als die übrigen Soldaten des Kaisers; nur daß wieder bei anderen Truppen sich leicht eine Eifersucht bilden konnte gegen diesen von Caracalla besonders bevorzugten, beiläufig berittenen, Theil seiner Garde. Den Kern dieser Reiter, die nun wieder als bleibende Institution in Rom auftreten, bildeten auch jetzt Bataver und andere Germanen, neben denen unter Caracalla auch Kelten und Sarmaten Aufnahme fanden.

Die Regierung dieses Caracalla wird nun noch dadurch interessant, daß er zuerst mit zwei deutschen Völkermassen in feindliche Berührung gekommen ist, die in einer nun schon sehr nahe gerückten Zukunft als überaus gefährliche Feinde des Reiches auftreten sollten. Auf den Grenzen nämlich des Zehntlandes im südwestlichen freien Deutschland hatte sich allmählich eine neue und bleibende Zusammenballung deutscher verwandter oder auch nur benachbarter Stämme vollzogen, wie das die Römer zuerst zu Marc Aurels Zeiten an der markomannischen Donau zu ihrem großen Schrecken beobachtet hatten. Das neue Volk, welches jetzt am unteren Main und auf der Ostseite des alten Zehntlandes anfing, in lästiger und gefährlicher Weise sich auszubreiten und die äußere Linie des Limes zu durchbrechen, nannte man Alamannen. Es bestand als ein damals noch erst lose zusammengefaßter Bund von zehn bis zwanzig Stämmen, die ihre eigentlichen Namen (wie Lentienser, Buceinobanten, später auch Juthungen,) noch immer führten und eigene Häuptlinge hatten, und erst allmählich zu festerer Vereinigung zusammengewachsen sind. Ihre Hauptmasse bestand aus suevischen Stämmen; namentlich scheinen die zuletzt um 180 n. Chr. in ihren alten Sitzen an der Spree, Havel und Mittelelbe genannten Semnonen einen Hauptbestandtheil der „Alamannen" ausgemacht zu haben. Außerdem aber hatten sich diesem Verbande auch kattische Elemente, Mattiaker, Usipier, Teneterer, ja selbst ein Theil der Tubanten angeschlossen. Der neue Name, den die Römer seit dieser Zeit für sie gewöhnlich brauchen, Alamannen, wird jetzt entweder als „Gesammtmannen", „Bundesmannen" erklärt, oder aber als Alahmannen, „Männer des" (alten semnonischen) „Heiligthums". Sie selbst nannten sich mit dem ältesten Namen des Volkes Suabi; der moderne Unterschied des schwäbischen und des alamannischen Dialektes geht erst auf eine im 13., 14. und 15. Jahrhundert sich vollziehende Entwickelung zurück.

Diese deutsche Gruppe also war es, auf welche Caracalla als auf neue und höchst kraftvolle Feinde stieß, als er i. J. 213 n. Chr. über Aquileja durch die Provinz Norieum nach der Donau und dann von Rätien aus nach Oberdeutschland und Gallien sich bewegte. Wahrscheinlich durch die Theilnahme deutscher Ansiedler im östlichen Zehntlande gefördert, hatten die Alamannen mit starker Macht, auch durch die Katten unterstützt, den Main überschritten, den äußeren Grenzwall durchbrochen, vielleicht im Odenwalde zwischen Main und Jaxt sich energisch weiter ausgebreitet. Es kam

im Sommer 213 zu harten Kämpfen, in welchen Caracalla, der hier auch über Schützen aus Osrhoëne verfügte, endlich soweit das Feld behauptete, um sich den Sieg zuschreiben zu können. Namentlich am Mainstrom wurde im September 213 ein größeres, für die Römer glückliches, Gefecht geliefert. Doch scheint es nicht, daß es damals gelang, die Alamannen aus dem östlichen Zehntland vollständig wieder zu verdrängen. Die größere westliche Masse desselben wurde daher gerade damals durch Caracalla mehrfach gefördert, und namentlich die an sich schon starke Neckarlinie noch erheblich mehr befestigt.

Die Aufnahme eines so energischen Krieges gegen die Alamannen freilich, wie ihn seiner Zeit Marc Aurel gegen die Markomannen geführt hatte, lag nicht in der Sinnesweise dieses Antoninus. So ruhten denn auf dieser Seite die Waffen noch einmal für zwanzig Jahre, und Caracalla ersah sich ein neues Ziel aus, wo er für seine Soldaten Beschäftigung, für sich Beute und Ruhm zu finden hoffte. Es war der parthische Orient. In Ktesiphon war der alte Großkönig Vologäses IV. um das Jahr 207 oder 209 gestorben. Unter seinen Söhnen herrschte Zwietracht; endlich war es zu einer Theilung des Reiches in der Art gekommen, daß Vologäses V. (209—227) den Süden, sammt Susiana und Ktesiphon, Artaban V. dagegen den Norden mit Medien und Adiabene behauptete. Diese Konflikte im parthischen Reiche, so scheint es, gedachte Caracalla zu benutzen. Er kehrte also zu Ende d. J. 213 für kurze Zeit nach Rom zurück, um dann ziemlich früh i. J. 214 zunächst nach der unteren Donau aufzubrechen. Während Rüstungen mancherlei Art getroffen wurden, hielt er sich, langsam vorwärts schreitend, einige Zeit in den Provinzen der unteren Donau auf. In Dakien, so ist es wohl das wahrscheinlichste, stieß er nun zuerst auf das zweite große deutsche Volk, welches ein Menschenalter später dem Reiche so gefährlich werden sollte. Es waren Gothen, deren starke Stämme nun schon seit längerer Zeit in den südlichen Theilen des heutigen Rußland sich ausgebreitet hatten. Ihre Streifschaaren scheinen damals die östlichen Theile von Dakien beunruhigt zu haben. Eine derselben wurde in jener Zeit durch die Truppen des Kaisers zurückgeworfen.

Die Rüstungen Caracallas gegen die Parther waren aber theilweise ziemlich seltsamer Art. Wir bemerkten schon, daß sich der Kaiser, so seltsam sich das bei seiner kleinen Statur ausnahm, als der wieder erstandene Alexander der Große gab. Und wie er sonst überall dem Kultus des Gewaltigen bis zur Possenhaftigkeit huldigte, so sollte offenbar der Zug nach dem inneren Orient den Charakter eines neuen Alexanderzuges tragen. Das ging nun so weit, daß jetzt während des Aufenthaltes in Thrakien eine Phalanx aus 16,000 jungen Makedonen formirt wurde, die Caracalla völlig nach Art der alten Soldaten Alexanders bewaffnen und einexerciren ließ, um sie endlich mit nach seinem nächsten Hauptquartier Nikomedia zu führen. In Philippopolis und in den makedonischen Gemeinden veranlaßte der

Kaiser die Feier prächtiger und kostspieliger Alexanderspiele. Als Caracalla dann, wahrscheinlich mit Hülfe der damals zu Kyzikos stationirten pontischen Flotte den Hellespont und die Propontis überschritten hatte, parodirte er den Alexander und den Achilleus zugleich. Wie einst der große König bei dem Antritt seines Perserzuges gethan, so eilte dieser Antoninus hinauf nach der Burghöhe von Ilion, und besuchte die Ruinen, Denkmäler und Reliquien, die aus der Zeit des trojanischen Krieges herstammen sollten. Dann stieg er hinab nach Kap Sigeion und schmückte das sogenannte Grab des Achilleus mit Blumen und Kränzen, feierte auch dem alten Heros Todtenopfer, Leichenspiele und Leichenparaden, und benutzte den Umstand, daß in diesen Tagen sein Günstling, der Freigelassene Festus starb, um denselben genau nach dem Muster der homerischen Erzählung als seinen Patroklos zu bestatten. Freilich fehlten diesmal die geopferten troischen Gefangenen; dafür aber legte Caracalla eine Locke seines dünnen Haupthaares auf den Scheiterhaufen.

Die Winterquartiere hielt er (214/5) zu Nikomedia, wo die neue Phalanx weiter eingeschult wurde. Die üblichen massiven Unterhaltungen, die brutale Verhöhnung des Senats, die systematische Ausbeutung der finanziellen Kräfte der Senatoren und der Familien dieses Ranges, die massenhafte Vertheilung von Ehrentiteln an verschiedene Städte, die jetzt und später namentlich im Orient gern an zahlreiche Gemeinden ertheilte Erlaubniß, sich nach seinem Namen Aurelia oder Antoniniana nennen zu dürfen, bilden die Arabesken zu seinem Aufenthalt in den hellenistischen Ländern. Dabei aber behielt er den Partherkrieg scharf im Auge. Außer seiner Phalanx stand ihm ja die gewaltige organisirte römische Streitmacht im Orient zur Verfügung. Dazu aber hatte er römische Linientruppen aus Numidien und mauretanische Geschwader nach Asien gezogen. Aus Europa folgten ihm mehrere Abtheilungen der Donaulegionen, ferner die II. parthische Legion unter ihrem Kommandeur Recianus, und außer der deutschen Leibwache ein Theil der Garde unter Papinians Nachfolger M. Opellius Maerinus. Dieser letztere war zu Cäsarea in Mauretanien geboren und stammte aus niederem Stande. Zuerst Güterverwalter des Generals Plautianus, hatte er dann vor seiner Erhebung zum Gardepräfekten mehrere niedere kaiserliche Beamtungen, zuletzt eine Prokuratur verwaltet. Endlich folgten dem Kaiser wahrscheinlich auch einer oder mehrere der gezähmten Löwen, die er für seine beständige Umgebung zu züchten liebte.

Die Partherkönige sahen mit um so größerer Besorgniß einem neuen Römerkriege entgegen, als wahrscheinlich schon im Jahre 214 in Persis jener Aufstand begonnen hatte, der nicht lange nachher dem Hause der Arsakiden so verderblich werden sollte. So machten denn die fürstlichen Brüder ihrem Hader ein Ende und suchten durch schlaue Diplomatie den Sturm zu beschwören. Als nun der nach einem Vorwande zum Kriege haschende Caracalla im Jahre 215 die seiner Zeit durch seine Vermittelung wieder mit Severus ausgesöhnte Stadt Antiochia erreicht, und an Vologäses V. die

Forderung gestellt hatte, zwei vornehme Orientalen auszuliefern, die zu den Parthern übergetreten waren, so säumte der Hof von Ktesiphon keinen Augenblick, diesem Verlangen nachzukommen.

Unter diesen Umständen vertagte Caracalla für einige Zeit seine kriegerischen Absichten und wandte sich nach Alexandria, um hier eine Reihe furchtbarer Blutthaten zu verüben. Die Schwärmerei des Kaisers für Alexander und dessen geniale Schöpfung am ägyptischen Strande war nicht im Stande, den rachsüchtigen Imperator es übersehen zu lassen, daß die boshaften Alexandriner die giftigsten Spöttereien über seinen Brudermord und über sein angebliches Verhältniß zu der noch immer schönen Julia Domna, wie über seine wunderliche Nachahmung des Alexander und Achilleus, in Umlauf gesetzt hatten. Er bezahlte für diese Schmähungen durch ein entsetzliches Blutbad und durch eine rohe Plünderung, die er bei seiner Ankunft durch seine Soldaten in Alexandrien anrichten ließ. Zu noch weiterer Rache wurden alle Fremden mit Ausnahme der Kaufleute aus der Stadt vertrieben, die Schauspiele suspendirt, die Stadt durch Mauern und Kastelle in mehrere Theile geschieden.

Nach Antiochia zurückgekehrt, brach Caracalla im Frühjahr 216 über Edessa und Nisibis gegen das nördliche Parthien auf, diesmal ganz bestimmt zum Kriege entschlossen. Er leitete denselben durch einen Akt perfider Rücksichtslosigkeit ein. Einerseits nämlich hatte der Kaiser schon im Jahre 215, ungewiß ob von Nikomedia oder von Antiochia aus, den damaligen König von Armenien an seinen Hof gelockt und dann in Haft behalten. Als darauf hin die Armenier sich empörten, hatte er von Antiochia aus den Legaten Theokrit gegen sie marschiren lassen. Es war dieses aber eine sehr üble Wahl. Denn Theokrit, der Sohn eines Sklaven und früher Tanzlehrer des Kaisers, besaß wohl des Caracalla Gunst, aber schwerlich erhebliche militärische Talente. Während dieser Feldherr nun seinen Krieg mehr als Räuber, denn als Soldat führte, hat nun im Winter 215 auf 216 Caracalla den Häuptling von Osrhoëne, wahrscheinlich den 28. „Abgar Bar-Maanu", der sich trotz früherer Freundschaft mit dem römischen Hofe irgendwie sein Mißtrauen zugezogen hatte, ebenfalls listig getäuscht, nach Antiochia gelockt, ihn dort verhaftet und dann dessen kleines Reich ebenfalls annektirt. Um nun aber das Motiv zu dem Kriege gegen Artaban V. zu finden, warb er um die Hand der parthischen Königstochter. Und als der Parther das rundweg ablehnte, überschritt der Kaiser den Tigris, brach in Assyrien ein und erzielte in der That verschiedene Vortheile. Namentlich wurde außer andern Plätzen die Stadt Arbela erobert und zerstört, hier auch eine parthische Königsgruft erbrochen und die Asche der alten Fürsten profanirt. Die überraschten Parther konnten einstweilen nirgends Stand halten und mußten in das iranische Hochgebirge zurückweichen, rüsteten aber während des Winters 216 auf 217 mit Energie zu rächender Vergeltung.

Caracalla sollte indessen diesen Angriff nicht mehr zu bestehen haben. Wenig erfreut über die militärischen Mißerfolge, die Theokrit inzwischen in

Armenien gehabt hatte, schwelgte er mit seinen zuchtlosen Schaaren während desselben Winters in den mesopotamischen Quartieren, — da traf ihn mitten unter seinen Soldaten der Dolchstoß eines Mörders. In der nächsten militärischen Umgebung des Kaisers hatte sich neuerdings ein Komplott gegen sein Leben gebildet, an dessen Spitze kein geringerer Mann, als der Gardepräfekt Macrinus stand. Ob etwa dieser Emporkömmling schon sonst ehrgeizige Pläne genährt hat, wissen wir nicht. Wohl aber macht sich hier wieder einmal der wahrhaft unheimliche Einfluß der Magie, der Prophezeiungen, und des bornirten Aberglaubens dieser Zeit auf die Schicksale der Imperatoren recht sehr bemerkbar. Welche dunklen Intriguen diesmal im Hintergrunde spielten, ist uns nicht bekannt. Caracalla aber, so heißt es, wußte, daß in Aegypten ein Seher die künftige Herrschaft des Macrinus geweissagt hatte. Schon sah sich der Präfekt von Seiten des Kaisers mit Mißtrauen und ungnädiger Gesinnung betrachtet. Dann erhielt er durch einen befreundeten Beamten aus Rom die Nachricht, daß in Afrika dieselbe Weissagung noch bestimmter verkündet worden; daß Maternianus, der Polizeipräsident und Chef der städtischen Besatzung in Rom, davon sehr ernsthaft Notiz genommen habe, und die jedenfalls für Macrinus verderbliche Depesche nach Antiochia abgegangen sei, wo damals die Kaiserin-Mutter die fürstliche Kanzlei (S. 515) leitete. Jetzt im höchsten Grade um seine Sicherheit besorgt, beschloß Macrinus, die Ankunft der Depesche in Caracallas Lager nicht abzuwarten, sondern den Kaiser aus dem Wege zu räumen. Er gewann den Legionskommandeur Recianus, zwei Obersten der Kaisergarde, und viele andere Offiziere für seinen Plan. Dann aber veranlaßte man den Gardisten Julius Martialis, der auf Caracalla wegen der Abweisung eines Beförderungsgesuches erbittert war, den Mord auszuführen. Und als der Kaiser am 8. April 217 bei einem Ritt zu einem Opferfest von Edessa nach Karrhä einmal vom Pferde stieg, um bei Seite zu gehen, gelang es dem Martial, ihn zu erstechen: freilich nur, um gleich darauf durch einen Soldaten der deutschen Garde und die zwei mitverschworenen Obersten niedergehauen zu werden.

Goldmünze des Macrinus mit der Umschrift: IMP. C. M(arcus) OPEL(ius) SEV(erus) MACRINVS AVG.

Da Caracalla bei den Soldaten sehr beliebt gewesen war, so trat Macrinus sehr vorsichtig auf und erheuchelte tiefen Schmerz über den jähen Tod des Kaisers. Im Laufe jedoch von drei Tagen gelang es seinen Anhängern, die Garden dahin zu bestimmen, daß sie den bisherigen Präfekten am 11. April 217 zu ihrem neuen Kaiser ausriefen. Der Leichnam des Caracalla wurde feierlich verbrannt. Die Urne mit der Asche mußte dann der bisherige Kollege des Macrinus, Oclatinius Adventus, der bei den Truppen sehr beliebt war, zur Beisetzung in dem Grabmal der Antonine (S. 377) nach Rom führen. Macrinus wünschte ihn einerseits den Augen der Armee zu entziehen, andererseits ihn als Polizeipräsidenten an die Stelle seines Gegners Maternianus zu setzen.

Der Senat in der Hauptstadt war einstweilen froh genug, den gefürchteten Caracalla los geworden zu sein, und erkannte den Macrinus als neuen Herrn des Reiches an; obwohl man im Grunde sehr wenig darüber erbaut war, daß ein Mann von sehr untergeordneter Abkunft, der nicht einmal senatorischen Rang hatte, jetzt den Purpur trug. Und nun wurde es des Macrinus Unheil, daß ihm die Kraft fehlte, als Feldherr den entsetzlich verwöhnten Soldaten zu imponiren, und dadurch den Weg zu gesunden Zuständen wieder zu bahnen. Der schweren Aufgabe, den durch Caracalla so frivol angezettelten Partherkrieg in ehrenhafter Weise zu beendigen, war er weder als Heerführer noch als Diplomat gewachsen. Als nicht lange nach seines Vorgängers Tode König Artaban mit starker Macht in Mesopotamien einrückte, bot ihm Macrinus einen billigen Frieden an. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, weil der Parther außer anderen harten Forderungen namentlich die Räumung von Mesopotamien verlangte. Zwei größere Gefechte in der Gegend von Nisibis fielen nicht zu Gunsten der Römer aus. Da jedoch die Lage der Parther, denen der Proviant zu mangeln begann, ebenfalls wenig behaglich war, so zeigte sich Artaban endlich doch bereit, seinem Gegner um den Preis von 200 Millionen Sestertien (43,504,200 Reichsmark) den Frieden zu verkaufen. Auch mit Armenien wurde der Friede wiederhergestellt, hier jedoch unter minder ungünstigen Bedingungen.

Trotzdem der militärische Geist der Armee durch die übermäßige Gunstbuhlerei des Caracalla bereits erheblich gelitten hatte, so besaß sie doch noch immer römischen Stolz genug, um über diesen Ausgang des parthischen Krieges sehr unzufrieden zu sein. Und nun war Macrinus nicht der Mann, um den Truppen einen frischen und zugleich für seine Herrschaft günstigen Aufschwung zu geben. An wohlmeinenden Absichten und an Versuchen, die schlimmsten Schäden zu heilen, die Caracallas wüstes Regime veranlaßt hatte, fehlte es allerdings nicht. Außer vielen Gnadenakten und verständigen Verfügungen, wie sie nach Caracallas grausam willkürlicher Despotie einem einfach wohlwollenden und halbwegs einsichtigen Regenten sich geradezu von selbst aufdrängten, hob Macrinus namentlich die (S. 518) seiner Zeit durch Caracalla verfügte Verdoppelung der Erbschafts- und der Freilassungssteuer einfach wieder auf. Auch sonst sollten alle neueren ungebührlichen Forderungen für Fiskus und Aerar wieder abgestellt werden. In entsprechender Weise nahm sich Macrinus auch der Alimentarstiftung wieder an. Höchst wahrscheinlich waren, wie einst unter Commodus, in der letzten Zeit des Caracalla die Alimentargelder gar nicht oder nur unregelmäßig ausgezahlt worden. Dieser Mißstand wurde jetzt (217) wieder beseitigt. Dazu aber scheint Macrinus auch das centrale Alimentaramt in Rom aufgehoben, die Kompetenz der „Rechtspfleger" in Italien auf das unter Marc Aurel bestandene Maß zurückgeführt, und für die Alimentarbezirke die alte Einrichtung der prätorischen Distriktspräfekten im Zusammenhang mit der Kuratur der Heerstraßen hergestellt zu haben. Endlich aber machte er entschieden

Anstalt, bei der Armee wieder bessere Zucht und Ordnung zu schaffen, und namentlich den übermäßig hohen Sold zu ermäßigen: neu eintretende Soldaten sollten nicht mehr in der Höhe, wie die Veteranen des Septimius Severus bezahlt werden.

Darüber aber ist der neue Kaiser schnell zu Falle gekommen. Die Truppen, die er — für solche Reformpläne unvorsichtig genug — zu lange in Massen in Syrien bei einander stehen ließ, hatten sich das große Geschenk ganz gern gefallen lassen, das er ihnen bei der Erhebung seines neunjährigen Sohnes Diadumenianus zum Cäsar und „Antoninus" zuwandte. Von Reformen auf ihre Kosten aber mochten die Soldaten um so weniger wissen, je weniger ihnen Macrinus als Heerführer zu imponiren vermochte, und je mehr sie allmählich über die Vorgänge bei Caracallas Tode aufgeklärt wurden. Nun hieß es, er gefalle sich in asiatischer Weichlichkeit; er schwelge in Antiochia und lasse die armen Soldaten darben. Und schnell genug fand sich die Frauenhand, welche den Feuerbrand in den rasch sich häufenden Brennstoff warf.

Macrinus hatte die bei Caracallas Tode in Antiochia lebende Kaiserin-Wittwe Julia Domna, deren Intriguen und deren Reichthümer er wahrscheinlich fürchtete, nach seiner Thronbesteigung einfach vom Hoflager, aus der syrischen Hauptstadt verwiesen, ohne sie sonst weiter zu belästigen. Sie ist ihm auch nicht weiter gefährlich geworden; sie starb nicht lange nachher, es heißt durch eigene Hand. Dagegen schickte sich jetzt ihre schlaue und ebenfalls sehr reiche Schwester Julia Mäsa an, die Blutrache für Caracalla zu vollziehen. Diese Tochter des Bassianus hatte sich ebenfalls nach dem Abschluß der Herrschaft ihres Neffen genöthigt gesehen, wieder nach ihrer Heimath Emesa zurückzukehren, wo sie mit ihren und des um die Zeit von Caracallas Tode zu Cypern verstorbenen Julius Avitus (eines Mannes von consularischem Range,) beiden damals ebenfalls verwittweten Töchtern (S. 514) Soämias und Mamäa lebte. Jede dieser jungen Wittwen hatte einen sehr schönen Sohn. Soämias war die Gattin des Senators Sextus Varius Marcellus von Apameia gewesen, und ihr jugendlicher Sohn war der damals 13- bis 14jährige Varius Avitus. Ihre Schwester dagegen, Mamäa, war zuerst mit dem römischen Prokurator Gessius Marcianus aus dem phönikischen Arca Cäsarea vermählt gewesen. Diesem hatte sie am 1. Oktober 208 bei Gelegenheit eines Alexanderfestes in dieser Stadt im Tempel Alexanders des Großen selbst einen Sohn, Alexianos, geboren. Nach Marcians Tode war Mamäa abermals verheirathet gewesen, jetzt jedoch zum zweiten Male Wittwe. Es sollte nun aber ihr Neffe Avitus zunächst als Waffe gegen den Feind ihres Hauses, den Macrinus, gebraucht werden. Der jugendliche Enkel der schlauen Mäsa war damals zum Oberpriester des Elagabal, des syrisch-phönikischen Sonnengottes, geweiht worden, welcher in der auf stolzer Bergeshöhe sich ausbreitenden Stadt Emesa einen prächtigen Tempel besaß. Während des Winters nun von 217 auf 218 kantonirte eine der Legionen des Macrinus

in der Nähe von Emeſa, und die Soldaten ſtrömten haufenweiſe nach dem Sonnentempel, um den orgiaſtiſchen Kultus und die mit Cymbeln und Pauken um den Altar tanzenden Männer und Weiber zu ſchauen. Vor Allem aber feſſelte der junge Avitus durch die Pracht ſeines Aufzuges und durch ſeine blendende, obwohl etwas weichliche, Schönheit die Krieger, die ſehr bald in ſeinen roſigen Zügen eine Aehnlichkeit mit ihrem unvergeßlichen Caracalla zu entdecken glaubten. Hier ſetzte die ſchlaue Julia Mäſa nun ein. Unter-

Elagabal. (Museum von Neapel.)

ſtützt durch die kräftige Mitwirkung eines Freigelaſſenen, des ſehr gewandten P. Valerius Komazon Eutychianos, wurde das Gerücht verbreitet, daß in Wahrheit Avitus ein Sohn des Caracalla ſei; dasſelbe wurde auch von Alexianos erzählt. Jetzt wahrſcheinlich ſchob man auch den Namen Baſſianus in den Vordergrund, um die Beziehungen zu Caracalla (S. 494) noch deutlicher zu machen. Wie weit dieſes Gerücht wirklich begründet war, muß dahingeſtellt bleiben. Weder die bekannte Lebensweiſe Caracallas, noch die frühere Haltung der beiden jungen Frauen, ſeiner Couſinen, machte die Sache unwahrſcheinlich. Jedenfalls nahmen weder Mäſa noch ihre Töchter in ihrer Herrſch- und Rachſucht die geringſte Rückſicht auf weibliche Ehre,

und bei der wachsenden Verstimmung der Soldaten gegen Macrinus gewann bei diesen der Gedanke immer mehr Raum, dem Usurpator einen Abkömmling des alten syrisch-afrikanischen „Antoninenhauses" entgegenzustellen. Endlich führte Komazon eines Nachts den jungen Avitus in das Lager, und hier gelang es, natürlich unter kräftiger Mitwirkung der reichen Mittel der alten Mäsa, die Truppen zur Erhebung für den jugendlichen Prätendenten zu bestimmen. Am 16. Mai 218 wurde Avitus als „M. Aurelius Antoninus" zum Imperator ausgerufen. Der Geist der Empörung verbreitete sich schnell genug über alle syrischen Garnisonen. Macrinus hatte anfangs der Bewegung ohne große Besorgniß zugesehen. Nun aber wurde er doch bedenklich. Als auch eine Abtheilung seiner Truppen, die er unter dem Gardepräfekten Ulpius Julianus gegen die Meuterer zu Emesa ins Feld schickte, mit den letzteren fraternisirt und ihren Feldherrn ermordet hatte, versuchte er es mit glänzenden Versprechungen zu Gunsten der Soldaten und des Volkes, erhob seinen Sohn formell zum Augustus. Aber seine unsichere militärische Haltung und die muthlose Rückkehr von einem Vorstoße nach Apameia gab der Empörung das Uebergewicht. Allmählich gingen die Meuterer selbst zum großen Angriff vor. Der neue „Antoninus", der sich nach seinem Sonnengotte am liebsten selbst „Elagabal" nannte und sich nun auch in aller amtlichen Form als Sohn des „Divus Antoninus", des blutigen Caracalla gab, folgte selbst mit seiner Familie dem Heere, welches sich vorwärts gegen Antiochia wälzte. Nur noch 180 Stadien oder neun Wegsstunden östlich von der alten Hauptstadt der Seleukiden, bei Immä, kam es am 8. Juni 218 zur Schlacht. Die Truppen des Macrinus, namentlich die durch Septimius Severus einst formirte Kaisergarde, schlugen sich überaus tapfer; aber der Kaiser hielt die Spannung nicht aus. Während sein knabenhafter Gegner sich zu Roß unter den Veteranen zeigte, war Macrinus nach Antiochia zurückgegangen und hatte veranlaßt, daß sein Sohn zu König Artabanos flüchtete. Und als er nun hörte, daß auch die Garde, die noch einen ganzen Tag auf seine Rückkehr geharrt, endlich zu Elagabal übergetreten war, ergriff er die Flucht nach Europa. Bis Chalkedon vermochte er zu kommen. Aber am Bosporus holten ihn die Schergen Elagabals ein und führten ihn zurück. Entweder schon in Kappadokien oder erst in Antiochia ist er dann niedergehauen worden, noch nicht 55 Jahre alt. Auch sein Sohn war auf der Flucht gefangen und getödtet worden.

So hatte das Reich also noch einmal einen „Antoninus" an seiner Spitze; dem Senat in Rom blieb eben nichts anderes übrig, als dem Willen der Armee auch jetzt sich zu fügen. Aber der letzte Träger dieses erlauchten Namens sollte ihn in einer Weise herabwürdigen, die man selbst unter Caracallas Blutregiment für unmöglich gehalten haben würde. Indessen entwickelte sich die wüste Art des neuen Regiments und der ganze volle „Kaiserwahnsinn" des Elagabal erst nach seiner Ankunft in Rom. Daß Macrins letzter Gardepräfekt Julianus Nestor aus dem Wege geräumt und

durch Komazon ersetzt wurde, war an sich nur natürlich. Aber der Senat war doch nicht wenig frappirt, als nun Elagabal, der sein erstes Winterquartier, 218 auf 219, noch in Nikomedia abhielt, von hier aus sein Bild in seiner weibisch üppigen Priesterkleidung nach der Reichshauptstadt schickte, damit es im Senatssaal über dem Altar der Victoria aufgehängt werden sollte. Als er aber im Jahre 219 mit den Damen seiner Familie und mit seinem jungen Vetter Bassianus in Rom angelangt war, begann er sogleich jenes thörichte und niederträchtige Treiben, was seinen Namen für alle Zeiten mit unauslöschlicher Schande bedeckt hat.

Dieser Antoninus nahm eigentlich nur eine Sache ernsthaft, nämlich die Verpflanzung der Gottheit, der er als Priester gedient hatte, und ihres Kultus nach Rom. Die alten Kulte des Abendlandes sollten vor dem des Elagabal sich beugen, die Götter des Westens gewissermaßen zu Dienern der großen Sonnengottheit des syrischen Ostens degradirt werden. So begann der junge Princeps damit, seinem Elagabal zwei Tempel in Rom zu erbauen: der eine entstand in einer Vorstadt, wo sich sonst der Tempel des Orcus befunden hatte; der andere schmückte den Palatin und diente als Schauplatz eines unbeschreiblich prachtvollen und üppigen Kultus. In der Mitte des Sommers aber führte der Kaiser alljährlich einmal seinen Gott, — es war ein schwarzer Stein von eigenthümlich konischer Gestalt, — in glänzender Prozession von dem Palatin nach jenem anderen Heiligthum. Mit dieser drastischen Propaganda hing es auch zusammen, daß der Kaiser das Fest der mystischen Vermählung seines Elagabal mit der karthagischen Mondgöttin, Dido-Anna (Astarta-Aschera), feierlich beging. Deren Bild mit den reichen Opfern ihres Tempels wurde aus Karthago nach Rom geführt, und die Provinzen des Reiches genöthigt, sich bei der Feier durch reiche Hochzeitsgeschenke zu betheiligen.

Dabei war wenigstens noch „Methode". Aber ihren wahren Charakter erhielt diese Regierung durch die über jedes Maß hinaus wüste und schmachvolle persönliche Haltung dieses syrischen Buben, der jeden Augenblick von dem tollen Kitzel gepeinigt zu sein schien, seine fürstliche Allmacht in Ueberspringung aller Schranken zu erproben, wie sie uralte römische Sitte, kaiserliche Würde, öffentliche Meinung, ja selbst nur der gewöhnliche gesunde Menschenverstand und die herkömmlichsten Anstandsbegriffe, selbst bei einem ganz unkultivirten Volke einem Machthaber gewöhnlichen Schlages gezogen haben würden. Es wäre zwecklos, alle tollen, blutigen und gemeinen Streiche, welche die Alten von Elagabal verzeichnet haben, hier nachzuerzählen; auch davon abgesehen, daß bei einem Stoffe so pikanter Art die späteren Anekdotensammler es schwerlich an starken Uebertreibungen und freien Erfindungen werden haben fehlen lassen. Sicher ist nur, daß dieser syrische Schlingel in seiner Verbindung eines kindischen, knabenhaften Eigensinnes, — bubenhafter Frechheit gegenüber ehrwürdigen Männern und Institutionen des Reiches, — rachsüchtiger Blutgier, — verworfener und raffinirter Liederlich-

keit, — üppiger Schwelgerei und sinnloser Verschwendung eine in der Geschichte fast einzige Erscheinung darstellt. Namentlich nach Seiten der Schwelgerei gelang es ihm, selbst in Rom noch wiederholt original aufzutreten. Der alten Praxis guter wie schlechter Kaiser näherte er sich am meisten dadurch, daß auch unter seiner Regierung in der Hauptstadt eifrig gebaut wurde. Abgesehen von den beiden neuen Tempeln seines Gottes, ließ dieser Antoninus namentlich das zu Macrins Zeit durch einen Brand verheerte Flavianische Amphitheater herstellen und vollendete (S. 516) die Thermen seines angeblichen Vaters Caracalla.

Es versteht sich von selbst, daß unter einem so von Grund aus nichtswürdigen Principat die Reichsgeschäfte schlimm genug geführt wurden. Der Bürgerkrieg in Syrien hatte von vorn herein seinen Wiederhall in dem Auftreten kecker Abenteurer und Unruhestifter auf anderen Punkten des Reiches gefunden. Und mochte immerhin Septimius Severus das Reich wieder möglichst energisch zusammengefaßt haben; mochte immer bis zu einem bestimmten Grade selbst unter einer so schlechten Regierung der alte Organismus der Verwaltung leidlich weiter arbeiten: die wiederholte liederliche und gewissenlose Besetzung der Statthaltereien, der bei Elagabals Schleuderwirthschaft unvermeidliche neue Steuerdruck, und die wachsende Entzügelung der Soldaten mußten auf die Dauer in gefahrvoller Weise zersetzend wirken. Wahrscheinlich erhob auch unter dieser Regierung die eine der für die römische Welt furchtbarsten Kalamitäten des dritten Jahrhunderts zum ersten Male drohend und schreckend ihr Meduſenhaupt, nämlich die Münzkrisis, hinter welcher der endliche, grandiose Bankerott des Wohlstandes der antiken Welt gespenstisch lauerte. Seit Caracalla nämlich (S. 518) war der Anfang gemacht worden mit wirklicher Verschlechterung des römischen Geldes, die unter Elagabal bereits gefährliche Fortschritte machte. Während schon von Seiten der Münzstätten des Senats und der Provinzen des Ostens eine Ueberfluthung mit Kupfergeld sich von ferne ankündigte, so ließ Elagabal zwar das Gold, (dessen Ausprägung nach älterer, besserer Art Macrin noch einmal versucht hatte,) in verschiedenen Stücken noch nach dem Fuße des Caracalla ausmünzen, so daß der einfache, zu $^1/_{50}$ Pfund ausgebrachte, Antonind'or noch den Werth von 18 R.-Mark und 28 Pfennigen hatte. Dagegen ließ er den Silberwerth des Denars und des neuen „Antoninianus" (S. 518) in höchst perfider Weise durch starke Legirung erheblich unter die noch durch seinen „Vater" festgehaltene Linie sinken. Man wirft ihm nämlich vor, daß er zwar für seinen und seiner Freunde Gebrauch einen Theil der Silberstücke auf dem bisher noch üblichen Fuße, dagegen die Masse des Silbergeldes erheblich unterwerthig habe ausprägen lassen. Dann aber bezahlte er seine Schulden und die fiskalischen Ausgaben mit der verschlechterten Kreditmünze, und ertheilte zugleich den Befehl, daß — die Steuern und Abgaben an den Fiskus nur in gutem Golde entrichtet werden sollten. Anders ausgedrückt: der römische Kaiserstaat nahm also jetzt sein eigenes Kreditgeld

nicht mehr für voll an. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, um zu verstehen, welches ungeheure Elend durch dieses schmähliche System über unzählige Bürger des Reiches gebracht werden mußte. Noch freilich befand man sich nur erst in der Vorbereitung zum allgemeinen Bankerott. Aber schon meldeten sich schlimme Zeichen. Natürlich erhielt das silberne Kreditgeld jetzt Zwangscours; aber nichts in der Welt hinderte die kaufmännische Welt, das kaiserliche Geld nachzuwiegen und zur Verzweiflung des konsumirenden Publikums ihre Preise je nach Maßgabe der faktischen Entwerthung des Silbers zu erhöhen. Mehr noch, wo nicht eben die Ausprägung immer größerer Werthstücke in Kupfer einigermaßen rettend eintrat, lief man Gefahr, der privaten Falschmünzerei in die Hände zu fallen, die nun trotz der furchtbarsten Strafandrohungen seit dem Beginn der kaiserlichen Münzfälschung mit derselben ein förmliches Wettrennen anstellte. Es verstand sich endlich von selbst, daß auch in manchen Städten des Orients, welche das Recht der Silberprägung noch besaßen, schon längst parallel mit der kaiserlichen Praxis die Silbermünzen immer stärker mit Billon legirt worden waren. Zu der schlechten Wirthschaft in der Reichshauptstadt aber trat nun auch der Umstand hinzu, daß (S. 251) allmählich die Folgen des unaufhörlichen Abströmens des Silbers nach China und Indien recht fühlbar wurden; es begann zuweilen an Silber zu mangeln. Nun war es nur noch nöthig, daß neue große Schwierigkeiten und Kalamitäten in Sachen der auswärtigen Politik die Kräfte des Reiches verbrauchten und seinen Kredit momentan tief erschütterten, — dann war für lange Zeit dem schwersten wirthschaftlichen Unheil gar nicht mehr zu wehren.

Elagabal und seine Genossen in ihrer Beschränktheit hatten schwerlich eine Ahnung von dem furchtbaren Abgrunde, welchem das Reich auf diesem gefährlichen Wege zugeführt wurde. Am wenigsten der Bube im Purpur, der weder um die Meinung der Römer, noch um die der tüchtigen oder doch praktisch verständigen Männer in der eigentlichen Regierung, noch selbst um die seiner klügeren Verwandten sich viel kümmerte. Seine thörichte Mutter hatte es sich ruhig gefallen lassen, als er sie und die Großmutter zu Mitgliedern des Reichsrathes ernannte; ja, als er selbst auf den grotesken Einfall gerieth, einen aus römischen Damen bestehenden Senat unter ihrem Vorsitze zu berufen, der über Fragen des weiblichen Staates berathen sollte. Er lenkte erst dann einigermaßen ein, als sich nicht mehr verkennen ließ, daß selbst die Soldaten, nämlich die Kaisergarde in Rom, anfingen, über den ungeheuren Mißgriff bedenklich zu werden, den sie durch Erhebung dieses Antoninus begangen hatten.

Die kluge Mäsa sah mit schwerer Besorgniß, wie ihr thörichter Enkel bei Senat und Garde täglich unpopulärer wurde. In der bestimmten Absicht, einer gewaltsamen Erschütterung der Herrschaft noch bei Zeiten vorzubeugen, dieselbe mindestens für ihr Haus nicht absolut verderblich werden zu lassen, schob sie endlich den jugendlichen Alexianos Bassianus vor,

der ja ebenfalls als „Sohn des Caracalla" galt und als ein anmuthiger Knabe von den saubersten Sitten und großer Liebenswürdigkeit bei den Truppen damals sehr beliebt war. Man wußte, daß seine Mutter Mamäa — mag sie immerhin in jüngeren Jahren nicht frei von Verirrungen geblieben sein, wie sie ihr heißes syrisches Blut und das Hofleben ihr nahe genug legten —, eine kluge und energische Frau, frei von den Thorheiten ihrer Schwester Soämias war und sich als eine treffliche Mutter bewährte. Alexian erhielt eine ausgezeichnete Erziehung. Er gewann eine vorzügliche wissenschaftliche Ausbildung und wurde durch die Sorgfalt seiner Mutter mit aller Strenge vor einer Berührung mit den furchtbaren Lastern seines schrecklichen Vetters bewahrt. Da gelang es nun der alten Julia Mäsa, einen günstigen Moment wahrzunehmen und den Elagabal in einem lichten Augenblicke zu bestimmen, daß er unter freudiger Zustimmung des Senates seinen jugendlichen Vetter adoptirte und zum Cäsar ernannte; (noch vor dem Herbst des Jahres 221). Bei dieser Gelegenheit erhielt der jugendliche Kronprinz auch den neuen Namen „M. Aurelius Alexander". Der Alexanderkultus seines Hauses und die Erinnerung an seines angeblichen Vaters Caracalla Alexanderschwärmerei sind wohl die Motive gewesen für die spezielle Betonung des letzten Namens.

Nichtsdestoweniger war der Untergang des Elagabal nicht mehr zu vermeiden. Der junge Thor zog das Verderben schnell genug auf sein schuldiges Haupt herab. Er gerieth sehr bald in bittern Zorn darüber, daß sein ernster „Adoptivsohn" theils von sich aus, theils unter dem Einfluß seiner Mutter sich nicht an seiner eigenthümlichen Lebensweise betheiligen wollte. Die Versuche, den Alexander zu beseitigen, scheiterten an der Wachsamkeit der Mäsa und Mamäa, wie auch der Soldaten. Die einander sich kreuzenden Bemühungen der beiden Schwestern Mamäa und Soämias, durch Geschenke um die Sympathien der Garde für ihren Sohn zu werben, fügen zu der wenig erfreulichen Hofgeschichte dieser Tage einen neuen, überaus charakteristischen Zug hinzu. Endlich wagte es der Kaiser zu offener Gewalt zu greifen. Er entsetzte den Alexander durch einen Machtspruch seines Ranges als Cäsar, und befahl durch Boten den Erziehern des Knaben, ihn zu tödten. Aber während diese sich wohl hüten, diese Schandthat auszuführen, erheben sich die Garden in offener Meuterei, führen Mäsa, Mamäa und Alexander in ihre Citadelle, und nöthigen den Kaiser, seinen Vetter zu rehabilitiren. Nun erklärte auch Mäsa offen den Truppen, um sie noch mehr an Alexander zu fesseln, daß nur dieser ein Sohn ihres unvergeßlichen Caracalla sei! So spitzte sich Alles zum entschiedenen Bruche zu. Elagabal wollte im Frühjahr 222 alles Ernstes gegen Alexander vorschreiten. Um sich jede politische Gegnerschaft vom Halse zu schaffen, wurde der Senat genöthigt, die Hauptstadt zu verlassen. Die Garde aber, die ihn wohl verstand, erhob darauf hin eine neue Meuterei. Umsonst eilte jetzt Elagabal mit seiner Mutter und mit Alexander nach der Citadelle, um die entrüsteten Krieger zu beschwichtigen. Es gelang ihm nicht mehr. Es blieb ihm nichts übrig,

als ſich ein Verſteck zu ſuchen, und hier wurde er bald entdeckt und ſammt ſeiner Mutter erſchlagen. Die Leichen wurden in die Tiber geſtürzt. Auch mehrere Vertraute des Elagabal und ſeine letzten Gardepräfekten fielen der Wuth der Truppen als Opfer, die dann ſofort (nach der gewöhnlichen Annahme am 11. März, vielleicht jedoch ſchon vor dem 3. Februar 222) ihren geliebten Alexander zum neuen Kaiſer ausriefen und triumphirend nach der Hofburg geleiteten.

Der Senat, der den neuen Imperator mit lauter Freude als Auguſtus anerkannte, und das Volk der Reſidenz begrüßte die Erhebung des Sohnes der Mamäa mit frohen Hoffnungen. Und Alexander, der ſich jetzt nach dem Stifter der afrikaniſch-ſyriſchen Dynaſtie auch Severus nannte, war ehrlich gewillt, ein beſſeres Regiment zu führen, als die Kaiſer ſeit Severs Tode, — mochte er ſich nun auch immerhin als Sohn des Antoninus (Caracalla) amtlich bezeichnen. Da er indeſſen noch nicht ganz vierzehn Jahre alt war, ſo fiel die wirkliche Leitung der Regierung einſtweilen noch für mehrere Jahre in andere Hände. Die beiden fürſtlichen Damen in der Hofburg, Mäſa und Mamäa, waren klug genug, die neue Herrſchaft nicht ausſchließlich auf die Gunſt der Garde ſtützen zu wollen, die ſeit der Schlacht bei Immä immer unruhiger und zuchtloſer, vor Allem auch immer mehr verwöhnt worden war. Sollte es gelingen, das zerrüttete Reich und die ſeit Severus' Tode in bedenklicher Weiſe desorganiſirte Verwaltung wieder kraftvoll zuſammenzufaſſen, ſo mußte man vor Allem dem Senat wieder die Hand bieten. Und ſo ſehen wir das merkwürdige Schauſpiel, wie nunmehr ſyſtematiſch der Verſuch gemacht wird die durch Septimius Severus ſo kunſtvoll aufgerichtete Militärherrſchaft wieder abzubrechen und noch einmal mit der alten Dyarchie des Auguſtus

Alexander Severus. (Rom, Vatican.)

vollen Ernſt zu machen. Es wird ſich dann zeigen, wie dieſer Verſuch mit einem blutigen Fiasco zu Ende geht, und wie die nackte Soldatenherrſchaft in furchtbarer Weiſe zum Durchbruch gelangt, — freilich nur, um endlich unter dem Druck der ſchwerſten auswärtigen Gefahren allmählich in die Herrſchaft der großen Generale der Grenzlegionen ſich umzuwandeln.

Die neue Regierung begann damit, daß dem jungen Kaiſer ein Regentſchaftsrath von 16 ausgezeichneten Senatoren zur Seite geſtellt wurde, an deſſen Spitze der größte Juriſt dieſes Zeitalters ſtand, nämlich (S. 505) Domitius Ulpianus. Dieſer ausgezeichnete Mann hatte nach Papinians Untergang allerdings ſich in Rom behauptet, ohne daß jedoch ſeine weitere Stellung, — er war eine Zeit lang Chef des Amtes der Bittſchriften, — bis zu Alexanders Antritt ſicher zu beſtimmen iſt. Während der Regierungen des Caracalla und des Elagabal war er in großartiger Weiſe literariſch thätig geweſen; in dieſe Zeit fallen ſeine juriſtiſchen Hauptwerke, namentlich die großen dogmatiſchen Darſtellungen des prätoriſchen und des Civilrechtes. Als juriſtiſcher Schriftſteller, ſo urtheilt neuere Kritik über ihn, beſaß er allerdings nicht die geniale Originalität des großen Papinianus, wohl aber eine umfaſſende, klare Beherrſchung des bis dahin in Theorie und Praxis producirten Rechtsſtoffes, verbunden mit einem ſelbſtändigen und treffenden Urtheil, und der Gabe einer lichtvollen, anſchaulichen Darſtellung. Er war dadurch befähigt, lebensvolle Geſammtdarſtellungen des ganzen Rechtes zu geben, die bei erſchöpfender Reichhaltigkeit und Berückſichtigung fremder Anſichten doch nicht bloße Kompilationen waren, ſondern die ſelbſtändige Auffaſſung eines kritiſch ſondernden und ſichtenden Geiſtes enthielten, und dadurch geeignet erſchienen, nicht nur für Unterricht und Praxis, ſondern auch für ein Geſetzbuch, wie nachmals für Juſtinians Pandekten, die eigentliche Grundlage abzugeben. Auszüge aus ſeinen Schriften bilden ein volles Drittel der ganzen Maſſe der Pandekten. Ulpian, in der erſten Zeit Alexanders Chef des hauptſtädtiſchen Proviantweſens, und wohl auch eines hohen Bureaus, hat nun, eine Zeit lang des jungen Kaiſers Vormund, auf dieſen den größten Einfluß, und bei ſeinem energiſchen Weſen und ſeiner tüchtigen Sinnesweiſe deſſen ausdauernde Anhänglichkeit gewonnen, und ſehr weſentlich die politiſche Richtung angebahnt, in welcher ſich ſeit Alexanders Antritt die reformatoriſche, innere Politik dieſes Kaiſers bewegte. Bei der Zuſammenſetzung des durch ihn präſidirten Staatsrathes, der hauptſächlich mit der oberſten Leitung der Staatsgeſchäfte betraut war, wurden noch zahlreiche andere namhafte Männer dieſes Zeitalters, vor Allem tüchtige Juriſten berückſichtigt. Unter dieſen war der der Nachwelt bekannteſte jener andere Zeitgenoſſe (S. 505) Papinians, Julius Paullus, der unter Elagabal dann einige Zeit die vielleicht erſt durch Caracalla neu geſchaffene Stelle als Magister memoriae (d. h. als Chef des kaiſerlichen Expeditions-Bureaus) bekleidete, hernach aber ins Exil geſchickt worden war. Paullus iſt berühmt als einer der fruchtbarſten juriſtiſchen Schriftſteller

dieſer Zeit, der allerdings erheblich hinter Papinian und Ulpian zurückblieb. Er ſchrieb ſpitzfindiger und unklarer als jene, und ſtand auch an ſchriftſtelleriſcher Gewandtheit, Sorgfalt und Darſtellungsweiſe dem Ulpian entſchieden nach.

Neben dieſem Regentſchaftsrath, den Alexander dann in reiferen Jahren als engeren Staatsrath beibehielt, gelangte das juriſtiſche Conſilium (S. 384) des Kaiſers, (dem übrigens auch die Räthe des eben genannten Collegiums wahrſcheinlich meiſtens als Mitglieder angehört haben,) zu ganz beſonderer Entwickelung. Alexander brachte dasſelbe auf rund 70 Mitglieder, von denen mindeſtens 20 Fachjuriſten waren, und nahm außer den Entſcheidungen des Kaiſergerichtes die Mitwirkung derſelben namentlich bei der Seitens des Princeps in Reſkriptform (S. 381) zu ertheilenden Rechtsbelehrung in Anſpruch.

Bei dem Zuſtand der Quellen über die Geſchichte dieſer Zeit iſt im Allgemeinen nicht leicht zu unterſcheiden, wieweit namentlich vor Ulpians Tode Alexanders ſelbſtändige Ideen zur Geltung gekommen ſind, und wo wir ſpeziell die Spuren der politiſchen Thätigkeit ſeines großen Miniſters zu ſuchen haben. Jedenfalls aber iſt der junge Kaiſer für ſeine Perſon allen Reformgedenken ſehr bereitwillig entgegengekommen, wie er denn auch ſelbſt auf das eifrigſte bemüht war, nach dem Vorbilde Mare Aurels zu regieren. Dieſer ſyriſche Romane iſt perſönlich eine der merkwürdigſten Erſcheinungen dieſes Zeitalters. Er zählt zu den zu ihrem Glück nicht ſehr häufigen milden, weichen, liebenswürdigen, ideal angelegten Naturen, die in wilder und tiefverdorbener Zeit und Umgebung in erſtaunlicher Reinheit und Sauberkeit der Phantaſie, der Lebenshaltung und des Charakters heraufwachſen, und zuletzt mehr oder minder tragiſch untergehen, weil ihre Tugenden nicht auf den Rückhalt durchſchlagender Kraft und zerſchmetternder Energie ſich ſtützen können. In der blutig dunklen Zeit der Merowinger war für fürſtliche Männer und Frauen ſolcher Art das Kloſter das gegebene ſchließliche Aſyl: man denke nur an die edle, unglückliche thüringiſche Radegunde. Ein Idealiſt dagegen wie Alexander in dieſer Phaſe der Kaiſerzeit, wo die übermächtig gewordene Armee wieder zu einem dienenden Gliede des Reiches — nach ihrer Anſicht „degradirt" werden ſollte, wo die alten und neuen Sünden des Beamtenthums in ihrer Maienblüthe ſtanden, mußte ſich aufreiben in dem hoffnungsloſen Ringen mit der Verderbniß des Zeitalters. Er mußte endlich erliegen, ſobald der Zauber ſeine Kraft verlor, den ſeine Schönheit, ſein jugendlicher Enthuſiasmus und ſein redlicher, der Wohlfahrt des Reiches zugewendeter Wille lange ſelbſt auf die wilden und verwilderten Soldaten ausgeübt hatte. Es war der wohlmeinenden Erziehung wirklich gelungen, die Gefahren von Alexander abzuwenden, mit denen ſeine ſüdliche Frühreife und ſein ſyriſches Blut bei dem Erwachen des Temperamentes einen jungen Mann in ſeiner Stellung zu bedrohen pflegten. Alexander beſaß einen trefflichen Charakter; bei liebenswürdigem Gemüthe, bei einem reichen Geiſte,

der an den Traditionen von Roms alter Größe und an der Versenkung in die edelsten Gestalten der älteren und jüngeren Vergangenheit sich gebildet hatte, war ein tiefer Ernst ihm eigenthümlich. Züchtig, nüchtern in seinen Lebensgewohnheiten, sparsam, zeigte er sich in hohem Grade arbeitsam und als ein Princeps von ausgesprochenem Pflichtgefühl und tiefem Bewußtsein seines schweren Berufes. Keineswegs so weich, um nicht unter Umständen auch eine nachdrückliche Strenge entfalten zu können, vermochte er auch durchaus tapfer zu sein. Aber hier schlug der syrische Zug seines Blutes durch: seine Tapferkeit war mehr passiver Art; er erscheint zäh, ausdauernd, wilder Meuterei gegenüber allerdings unerschrocken. Dagegen fehlte ihm leider der frische soldatische Zug der italischen und keltischen, der illyrischen und der spanischen Romanen. Mehr noch, zu seinem Unheil hatte Alexander nichts von der Begabung seines angeblichen Großvaters Septimius als Feldherr. Und doch konnten seine Reformen nur dann wirklich gelingen, wenn der junge Kaiser es vermochte, gegenüber der verwilderten Armee und den neuen Gefahren, die schnell genug die Grenzen des Reiches bedrohten, sein Haupt mit frischen Ruhmeskränzen zu schmücken. Alles zusammengenommen, so machte es sich recht wohl fühlbar, daß Alexander wesentlich von Frauen erzogen worden war, und bis zum Ende seines Lebens auch dem Einfluß seiner von ihm hochverehrten Mutter niemals vollständig entwuchs, — ein Umstand, der später wesentlich zu seinem Sturze mitgewirkt hat. Mamäa theilte ihren Einfluß auf ihren Sohn nur mit ihrer Mutter, die jedoch seine Erhebung nicht allzulange überlebt zu haben scheint, vielleicht schon 223 starb, und nach anfänglichem Widerstreben mit Ulpian, so lange der große Jurist am Leben war. Später war sie doch die Hauptperson neben ihrem Sohne, und scheint trotz ihres scharfen Verstandes, wie manche bedeutende Frauen der verschiedensten Zeiten und Lebensstellungen, niemals den Moment haben finden zu können, wo es für sie rathsam gewesen sein würde, mehr zurückzutreten.

Zunächst aber erfreute sich die neue Regierung großer Sympathien. Der junge Kaiser gefiel durch seinen sittlichen Ernst, seine Liebenswürdigkeit, wie durch die Bescheidenheit und den Takt, mit dem er den Namen „Antoninus" ablehnte, der durch die letzten Träger desselben so tief herabgewürdigt worden war. Seine persönlichen Neigungen trugen alle einen idealen Charakter. Er feierte die Stifter der verschiedensten Religionen als Ideale der Menschheit und stellte ihre Bilder in seiner Hauskapelle zusammen, wo nun Abraham und Christus Platz fanden neben Orpheus als angeblichem Stifter der hellenischen Mysterien, und dem bei der denkenden und sittlich höher gestimmten Heidenwelt jenes Jahrhunderts noch immer hochgefeierten Apollonios von Tyana. Auch die edelsten der früheren Imperatoren des Reiches, denen Alexander außerdem auf dem Forum des Nerva kolossale Statuen setzte, waren in seiner Kapelle aufgestellt. Eine andere enthielt die Standbilder Achills, Cicero's, Vergils und anderer großer

Männer. Unter den Heldengestalten aber der Vorwelt verehrte er, hierin allein dem Caracalla ähnlich, vor Allen den großen Alexander, dessen Kultus bei ihm einen sehr liebenswürdigen Charakter trug, und ihn gegen die schlimmen Züge seines Helden durchaus nicht blind machte.

Daneben aber nahmen die Regierungsgeschäfte einen sehr verständigen Gang. Unter Ulpians kräftiger und intelligenter Leitung wurde das gesammte System orientalischer Art der Hofhaltung, die Elagabal auf dem Palatin eingerichtet hatte, mit der zugehörigen Masse überflüssiger Hofbedienten, mit Einem Schlage über Bord geworfen. Es verstand sich von selbst, daß die Kreaturen des syrischen Buben, unter Verlust ihrer zusammengerafften Schätze in dem Dunkel des Privatlebens verschwanden. Die Eunuchen, die in Masse in den kaiserlichen Dienst eingedrungen waren, und die gemeinen Werkzeuge der wüsten Lüste Elagabals wurden rasch entfernt, und zugleich unter Abstellung des Kultus von Emesa die alte Ordnung des römischen Götterdienstes zurückgeführt. Im schroffsten Gegensatz zu dem letzten Principat bewegte sich Alexander als Kaiser in den schlichtesten, bürgerlichen Formen und mied jede Art des Luxus, der auch seinem Hofe nur in beschränktem Maße gestattet wurde. Die freien und zwanglosen Umgangsformen und die Leutseligkeit des Jünglings erinnerten an Hadrians beste Tage. Seine Lebensordnung endlich war mit studirter Strenge geregelt, und mit größter Entschiedenheit auf angestrengteste Arbeit im Interesse des Reiches gerichtet.

Das Verhältniß des Kaisers zum Senat gestaltete sich wieder wie zur Zeit des Marc Aurel. Wie dieser und Hadrian, so befolgte auch Alexander die Regel, bei Anklagen gegen Senatoren vor dem Consilium nur Räthe von senatorischem Range zu berufen. Mehr aber, es war sein Gedanke, die alte Verfassung des Augustus unter sehr bedeutender Stärkung der Macht des Reichsrathes wieder zu voller Wirksamkeit zu bringen. Die Aufnahme neuer Mitglieder in den Senat wurde von dessen Zustimmung abhängig gemacht. Die Grenzlinie zwischen dem Fiscus und dem Aerar wurde noch einmal schärfer zu ziehen versucht. Die Besetzung der Statthalterposten in den alten senatorischen Provinzen sollte dem Senat nicht mehr thatsächlich durch kaiserliches Eingreifen geschmälert werden. Die Präfektur der Garden sogar sollte jetzt Senatoren zugänglich sein; und wenn diese Stellung einem Manne von Ritterrange ertheilt wurde, so sollte damit der Eintritt in den Senat von Rechtswegen verbunden sein. Mehr noch, für die Besetzung der Garde- wie der Stadtpräfektur erhielt der Senat ein Vorschlagsrecht. Und außer anderen in dieser Richtung in Aussicht genommenen Veränderungen sollte auch die Macht der Prokuratoren geschwächt werden; ihre Namen wurden vor der Ernennung der öffentlichen Kritik übergeben. Und mit solcher Wiederaufnahme, ja theilweiser Erweiterung der guten Beziehungen der Hofburg zum Reichsrath, welche mehrfach die kühnsten Hoffnungen in dem hohen Hause erweckte, ging Hand in Hand die Pflege der Alimentar-

stiftung, die der junge Kaiser wieder in gute Ordnung brachte; bei seiner Anhänglichkeit an seine Mutter hießen die durch ihn dotirten Kinder jetzt die „mamäischen". Noch immer also erhielt sich dieses wohlthätige Institut; ja es waren analoge Stiftungen auch in verschiedenen Provinzen errichtet worden, über welche seit Kaiser Severus die jedesmaligen Statthalter die Aufsicht führten.

Es galt nun aber, überall dem Verfall und der Unordnung zu begegnen, die bereits in gefährlicher Weise eingerissen waren. Die Justiz sollte bei humaner Praxis gerecht, prompt, und nachdrücklich ausgeübt, die Verwaltung wieder geregelt, die Finanzen wieder in Ordnung gebracht, die Wohlfahrt des Volkes überall gefördert, der schrankenlose Uebermuth der Soldaten wieder kräftig gezügelt werden. Es war aber nur natürlich, daß bei der Durchführung dieses Programms, welches zur Abstellung zahlloser festgewurzelter Mißbräuche nöthigte, sehr schnell die Schwierigkeiten, und durch Verletzung sehr zahlreicher persönlicher Interessen die Antipathien gegen das neue System thurmhoch sich häuften. Wurde es nöthig, mit Entschiedenheit zu einer Läuterung des Senates und des zur Beamtung nunmehr systematisch geschulten Ritterstandes zu schreiten: noch weit umfassender mußte unter einem Kaiser, der nichts so sehr verabscheute, als unredliche und gewaltthätige Beamten, unter den Leuten höchst zweifelhaften Werthes aufgeräumt werden, die unter Elagabal in die Armee, in die Justiz und Verwaltung eingedrungen waren. Ob der Umstand, daß jener Komazon, dem (S. 526) der Seitenzweig des syrisch-afrikanischen Hauses sehr wesentlich seine Erhebung verdankte, und der 218 oder 219 die Stadtpräfektur in Rom bekleidet hatte, auch bei dem großen Systemwechsel sich zu behaupten vermochte und i. J. 222 wieder Stadtpräfekt wurde, nur aus der Bedeutung des Mannes oder auch aus der Dankbarkeit der Dynastie zu erklären ist, steht dahin. An Gewaltsamkeiten fehlte es bei dem Wechsel der großen Beamten dabei aber nicht; namentlich in der Residenz selbst. Die Kaisergarde war nach Elagabals Sturz unter zwei erfahrene, auch mit der Verwaltung vertraute Offiziere, Flavianus und Chrestus, gestellt worden. Sie scheinen sich indessen nicht in das neue System gefügt zu haben; daher wurde noch im Laufe des Jahres 222 (vor dem 1. December) Ulpian als dritter und höchster Chef an die Spitze der Garde berufen. Daraus aber entwickelten sich sehr schlimme Verhältnisse. Ulpians Kollegen theilten und nährten die Unzufriedenheit der Prätorianer mit der denselben neu zugemutheten strengen Zucht, und stifteten endlich unter den Truppen eine gegen Ulpians Leben gerichtete Verschwörung an. Der Plan wurde jedoch entdeckt und an beiden Großoffizieren mit dem Tode bestraft. Nun stand Ulpian allerdings unbestritten an der Spitze der Garde, und neben ihm sein juristischer Kollege Paullus; aber seine Stellung zu den Soldaten blieb, wie wir bald sehen werden, eine überaus schwierige.

Einstweilen allerdings behauptete die neue wohlmeinende Regierung das

Feld, und neben ihrer aufräumenden und wohlthätigen Arbeit wurden verschiedene bedeutsame Neuerungen geschaffen. Von geringerer Wichtigkeit war wohl, daß der Kaiser dem Polizeipräsidenten eine Art von Consilium von 14 konsularischen, für die einzelnen Regionen der Stadt ernannten Kuratoren zur Seite stellte. Das Amt dieser Präfekten war jetzt juristisch eben so wichtig geworden, wie das der Gardepräfekten. Innerhalb ihres territorialen Gebietes (S. 383) waren ihnen jetzt, namentlich seit Septimius Severus, die Kapitalsachen allein zugewiesen. Vor die Quästionengerichte der Prätoren mit ihren aus Senatoren und Rittern zusammengesetzten Consilien gelangten nur noch die geringeren Kriminalsachen. Jetzt kamen Anklagen jeder Art und Angeklagte jedes Standes, namentlich auch Senatoren, von Rechtswegen vor das Forum des Polizeipräsidenten. Selbst das Recht, auf Deportation und Bergwerksstrafe zu erkennen, war ihm durch Septimius beigelegt worden. Dabei konnte der Polizeipräsident die Entscheidung der ihm vorkommenden Fälle auch an einen Stellvertreter verweisen; von diesem appellirte man dann nöthigenfalls an den Präfekten selbst, wie von diesem an den Kaiser. In die Civilsachen dagegen griff er viel weniger tief ein; nur daß seit Anfang des dritten Jahrhunderts Seitens der Kaiser es üblich geworden ist, die Appellationen in Civilsachen an den Stadtpräfekten zu delegiren.

Sehr wichtig aber ist es, daß auf der andern Seite unter Alexander Severus bereits die Anfänge einer Veränderung sich zeigen, die später ein großes Grundprincip des diokletianisch-konstantinischen Systems geworden ist. Die Nivellirung der Provinzen machte ihrer Natur nach immer stärkere Fortschritte. Und einerseits die steigende Ausbildung des kaiserlichen Beamtenstandes, andrerseits die zunehmende Romanisirung, bei welcher der große Ausgleichungsakt des Caracalla (S. 517) eine wichtige Etappe bedeutete, machten es allmählich möglich, die Provinzen immer mehr direkt und bureaukratisch in der Art zu verwalten, wie das in der modernen Staatenwelt geschieht. Wir haben bereits wiederholt gefunden, daß große Statthalterschaften in mehrere kleinere zerlegt wurden. Wie dieses System nachmals in der Neugestaltung des Reiches unter Diokletian gipfelte, werden wir später kennen lernen. Daneben aber machen sich schon unter Alexander Severus die Anfänge einer noch tiefer greifenden Veränderung bemerkbar, die nämlich darauf hinausläuft, in den kaiserlichen Provinzen die Civilverwaltung von der Militärgewalt zu trennen. Ob dabei die Absicht, die übergroße Macht der Legaten zu schwächen, das zuerst maßgebende war; ob nicht vielleicht erst noch etwas später die neue und permanente Kriegsnoth des Reiches dieses Princip auf den am meisten gefährdeten Grenzen des Reiches zu weiterer Ausbildung hat kommen lassen, ist nicht wohl zu entscheiden. Wohl aber macht bereits dieser Alexander damit den Anfang, die Stellung des kommandirenden Generals, des Dux, der zuweilen selbst über mehrere Armeekorps eines größeren Reichstheiles den Befehl führte, von der des Präses zu scheiden, der die administrative Verwaltung einer Provinz zu leiten hat.

Der wundeste Punkt der Reichsverwaltung blieben aber auch unter Alexanders mildem Regiment die Finanzen. Es muß ungeheuer schwer gewesen sein, die durch Caracalla und Elagabal so tief gestörte finanzielle Ordnung wiederherzustellen. Am wenigsten glückte es Alexander, den unheimlichen Verfall des Münzwesens aufzuhalten. Die böse Praxis, die Reichssteuern nur in Gold anzunehmen, wurde nicht wieder abgestellt. Und in Sachen der Silberprägung wurde es auch ihm nicht möglich, auch nur auf den Fuß des Caracalla zurückzukehren; ja, wenigstens der Denar sank an Silbergehalt noch tiefer als bisher. Der Kaiser suchte sein Heil in der Kupfermünze, deren Masse und größere Stücke jetzt merklich zunahmen. Erfolgreicher wurde wohl durch Sparsamkeit, namentlich in Abstellung des unnützen Luxus, und in Sachen der Armee gewirkt. So wurde es möglich, von der durch Elagabal veranlaßten Ueberbürdung des Volkes mit Steuern in erheblichem Umfange abzulassen, und die Bevölkerung theils durch Ermäßigung der durch seine Vorgänger geforderten hohen Procentsätze, theils wohl durch Abschaffung schlechter, und Erhebung anderer, mehr rationeller, namentlich auf die größeren Gewerbe und ähnliche Geschäfte gelegter Abgaben zu entlasten. Dabei behielt nach alter Art die Reichshauptstadt noch immer ihren Vorzug. Nicht nur daß mancherlei Rücksichten geboten, hier mit Steuererleichterungen und -Befreiungen möglichst weit zu gehen, so durfte das Proviantwesen, die Sorge für billiges Korn und Fleisch, nicht außer Acht gelassen, so durften die wiederholten Geldgeschenke, die Vertheilung von Naturalien und (so seit Septimius) auch von Oel an das Volk durchaus nicht abgestellt werden. Mehr noch, auch der sparsame Alexander konnte nicht umhin, in der Residenz als großer Bauherr aufzutreten. Abgesehen von den auf dem Forum des Nerva und dem des Trajan aufgestellten Bildsäulen großer Männer der Vergangenheit, so führte Alexander eine neue Wasserleitung nach Rom (von welcher noch einige Pfeiler und eine Brunnenruine sich erhalten haben), und dehnte im Interesse des Volkes die alten neronischen Thermen aus. Auch auf andern Punkten der Hauptstadt wurden öffentliche Bäder errichtet. Außer bedeutenden Pallastbauten, bei denen auch er der Liebhaberei der Zeit für bunte Marmorsorten huldigte, so wurde noch auf dem Marsfelde eine prächtige Basilika erbaut, tausend Fuß lang und ganz von Säulen getragen.

Selbst ein matter Schimmer litterarischen Glanzes fiel auf das Zeitalter des trefflichen Regenten. Die sich bereits erheblich erweiternde christliche Litteratur berühren wir in einem anderen Zusammenhange. Aber es soll nicht übergangen werden, daß neben der Blüthe der Jurisprudenz dieser Zeit die römische wie die griechische Historiographie in diesem Zeitalter noch einmal mehrere sehr achtbare Werke hervorgebracht hat. Während auch die grammatischen Studien, die durch Gargilius Martialis vertretene wissenschaftliche Behandlung der Landwirthschaft, und selbst die didaktische Poesie noch immer Erträgliches leisteten, war der bedeutendste römische Geschichts-

ſchreiber dieſer Zeit der berühmte Marius Maximus, der uns allerdings nur dadurch näher bekannt wird, daß die ſpäteren Bearbeiter römiſcher Kaiſerbiographien mit ausgeſprochener Vorliebe aus ſeinem Werke geſchöpft haben. Es gilt jetzt als ſicher, daß dieſer Hiſtoriker, welcher die Kaiſerbiographien des Suetonius in großer Ausführlichkeit für die Regenten von Nerva bis Elagabal fortſetzte und ſein Werk unter Alexanders Herrſchaft ſchrieb, nicht identiſch iſt mit dem General dieſes Namens unter Septimius Severus. Etwa um die Zeit von Marc Aurels Regierungsantritt geboren und wahrſcheinlich zu Ende von Commodus' Regierung in den Senat eingetreten, mag er identiſch ſein mit dem Manne dieſes Namens, der unter Kaiſer Macrinus (217/8), anſcheinend nach Adventus (S. 523), in Rom als Polizeipräſident fungirt hat. Das angenehm und unterhaltend geſchriebene, vielgeleſene Buch war beſonders beliebt wegen der Neigung des Verfaſſers, Anekdoten und Späße, beſonders pikanten Inhalts, reichlich in die Erzählung zu verflechten; ſonſt wird eine gewiſſe Gleichgültigkeit bemerkt gegen die genaue Reihenfolge der Ereigniſſe, bedingt durch die vorherrſchende Richtung auf die Charakteriſtik. Einer ſeiner Zeitgenoſſen, Sextus Julius Africanus, der unter Elagabal ein chronologiſches, bis zum Jahre 218 n. Chr. herabgeführtes Werk ſchrieb, war der Urheber der vergleichenden heidniſch-chriſtlichen Chronologie. Von ihm beiläufig rührt die Anſetzung von Chriſti Geburt auf Jahr 5500 der Welt her.

Politiſch ungleich bedeutender indeſſen, als das Werk des Marius Maximus, war die römiſche Geſchichte in 80 Büchern, von der Gründung der Stadt bis zum Jahre 229 n. Chr., die ein hochgebildeter Grieche dieſes Zeitalters ſchrieb, nämlich Caſſius Dio Coccejanus. Dieſer jedenfalls für ſeine Zeit ſehr bedeutende Mann, ein erfahrener Politiker und Staatsbeamter, ſtammte aus dem bithyniſchen Nikäa. Mütterlicherſeits ein Enkel des Dio Chryſoſtomos (S. 443), und ein Sohn des unter Marc Aurel im Reichsdienſte thätigen Senators Caſſius Apronianus, war um 155 n. Chr. in Nikäa geboren, aber ſeit ſeinem männlichen Alter in die höhere römiſche Beamtenlaufbahn eingetreten. Er hatte ſeine Thätigkeit als Gerichtsredner in Rom unter Commodus begonnen, war ſeit 180 Senator und im Jahre 193 Prätor geweſen, und ſtand ſpäter in dauernden nahen Beziehungen zu der afrikaniſch-ſyriſchen Dynaſtie. Er hatte gleich anfangs durch eine Schrift über die Träume und Zeichen, die dem Septimius Severus die fürſtliche Zukunft in Ausſicht geſtellt, das Wohlwollen dieſes Kaiſers gewonnen. Nun verſuchte er es, die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben. Seine erſte Schrift in dieſer Richtung, wie man jetzt meint, die Geſchichte der Ereigniſſe von Commodus' Ausgange bis zum Untergang des Peſcennius Niger, die wahrſcheinlich im Jahre 195 publicirt wurde, fand in Rom, auch bei dem neuen Hofe, entſchiedenen Beifall. Dio faßte nun den Entſchluß, die weitere Geſchichte ſeines Zeitalters erſt als den Abſchluß eines großen Werkes über die geſammte Zeit ſeit Gründung der Stadt Rom zu geben. Zehn Jahre

hat er darauf verwendet, allen geschichtlichen Stoff für die vielen Jahrhunderte von Romulus bis Septimius Severus zusammenzutragen; weitere zwölf Jahre verliefen ihm später unter der Ausarbeitung des gewaltigen Werkes. Leider sind uns vollständig nur (neben Fragmenten aus den ersten 36 Büchern) die Bücher 37—54 erhalten, welche die Jahre 65—10 v. Chr. umfassen. Die späteren Partien sind uns durch mehr oder minder genaue Auszüge byzantinischer Gelehrter bekannt. Von dem Jahre 180 an schildert Dio Selbsterlebtes, so daß er jetzt immer bestimmter als der Hauptzeuge für die Vorgänge vom Tode des Commodus bis zu Alexanders Antritt geschätzt wird; die Jahre 222 bis 229 hat er nur im Ueberblick behandelt. Ein kluger und kühler Beobachter, ein Mann von hoher Intelligenz und tief in die politischen Bewegungen seiner Zeit verflochten, gilt er als kritisch, zuverlässig und wahrheitsliebend; absichtlich hat er weder eine Thatsache gefälscht, noch erfunden. Dagegen war er doch sehr stark von den Leidenschaften seiner Zeit berührt, und hielt seinen glühenden Haß gegen manche der finsteren Gestalten dieser Periode, wie namentlich gegen Caracalla, keineswegs objektiv zurück. Alexander Severus wußte seine Talente und seinen Eifer für die Reform wohl zu schätzen; während der Jahre 222 bis 228 hat Dio als Statthalter in Afrika, Dalmatien, endlich in Pannonien regiert, und in letzterer Provinz mit Energie und Erfolg bei den verwilderten Legionen die alte Mannszucht wiederhergestellt. Wir begegnen ihm hernach noch einmal in Rom. Die Zeitgeschichte dagegen eines anderen Griechen, die sonst wegen ihrer anmuthigen und farbenreichen, detaillirten Schilderungen sehr gefeiert war, wird von der Kritik unserer Tage sehr niedrig geschätzt. Es ist das rhetorische Werk des Herodian, der, wahrscheinlich aus dem griechischen Osten gebürtig, nach dem Jahre 238 in acht Büchern die Geschichte der Kaiser von Marc Aurels Tode bis zu Gordians III. Antritt beschrieben hat. Seine Persönlichkeit ist uns nicht bekannt; man nimmt nur an, daß er in kaiserlichen und bürgerlichen Aemtern gestanden hat. Für alle zweifelhaften Fälle erkennt ihm die moderne Forschung gegenüber den andern Quellenschriftstellern, namentlich dem Dio, jedes Gewicht ab.

Kaiser Alexander konnte nun etwa für sechs Jahre mit einiger Zuversicht auf das Gelingen seiner Reformpläne rechnen. Für seine Regierung machte das Jahr 228 n. Chr. in unheilvoller Weise Epoche. Der dumpfe Groll der römischen Kaisergarden gegen das ihnen überaus lästige Sparsystem und die von der neuen Regierung in der Hauptstadt wie in den Provinzen verfolgte strenge Mannszucht war auf die Dauer nicht mehr zu bändigen. Mochte immerhin Alexander die Soldaten zu allen Zeiten möglichst rücksichtsvoll behandeln und die höchste Sorgfalt für ihr Wohlbefinden tragen: sie verziehen es ihm und Ulpian nicht, daß er mit dem Princip der Soldatenherrschaft gebrochen und ihrer planlosen Ausbeutung der öffentlichen Mittel ein Ende gemacht hatte. Wilde Tumulte, wie auch unverhohlene Sympathien mit armseligen Verschwörern, die wiederholt gegen den Kaiser auftraten,

gaben allezeit ihre wahre Stimmung zu erkennen. Und für die weiteren Jahre Alexanders wurde es nun verhängnißvoll, daß i. J. 228 einer der hochgestellten Gardeoffiziere, Namens Epagathos, (zuerst ein mächtiger Freigelassener des Caracalla, dann unter Macrinus in hoher Gunst,) den ganzen Stoß endlich mit wüthender Energie gegen den verhaßten Zuchtmeister Ulpian zu lenken verstand. In der Nacht durch die Meuterer überfallen, konnte Ulpian noch nach der Hofburg sich retten: hier aber wurde er zu den Füßen des schaudernden Alexander von den Schwertern der nachdringenden Mörder durchbohrt.

Seit dieser Blutscene ging es mit Alexanders Herrschaft allmählich niederwärts. Der furchtbar beschimpfte Kaiser konnte jenen abscheulichen Frevel nicht einmal direkt strafen; er wählte den Umweg, den blutbefleckten Epagathos zuerst als Präfekt nach Aegypten zu schicken, um ihn nachher nach Kreta führen und daselbst hinrichten zu lassen. Inzwischen hatte der Löwe Blut geleckt und verlangte nach neuen Opfern. Zwischen den meuterischen Waffenknechten in Rom und in verschiedenen Provinzen bestand die volle Solidarität der Zuchtlosigkeit und des Verbrechens; es war also natürlich, daß des Dio Cassius disciplinarische Strenge in Pannonien die Erbitterung der Garden erregte. Als daher 229 der Legat nach Rom kommen sollte, hatten die letzteren die Unverschämtheit, von Alexander die Auslieferung des strengen Chefs zu fordern: man wollte ihm natürlich dasselbe Schicksal wie dem Ulpian bereiten. Der Kaiser, der ihm damals die Erhebung zum Consulat (zum zweiten Male) in besonders ehrenvoller Weise zuwandte, mußte ihm zugleich befehlen, während des Consulates außerhalb der Residenz zu verweilen! Dio verbrachte die Zeit auf seiner Villa zu Capua und trat nachher für immer aus dem Staatsdienst, um sich dann für den Rest seines Lebens nach seiner Heimath zurückzuziehen. Solche Zustände, zu denen auch die Ermordung des Legaten Flavius Herakleo in Mesopotamien nur allzusehr stimmte, geben uns einen Begriff von den Schwierigkeiten der Reformthätigkeit des jugendlichen Kaisers, der zur Zähmung der Soldaten eine zerschmetternde Härte und durchschlagende Kraft hätte besitzen müssen, wie später Aurelian. Und nun sollte ihm schließlich der Umstand allen Halt entziehen, daß ihm auch eigentliches Feldherrntalent durchaus versagt war.

Die äußere Lage des Reiches hatte während der letzten Jahre durch eine Revolution im inneren Orient eine Veränderung erfahren, die bis tief hinab in die byzantinische Zeit gefahrvoll weiter gewirkt hat, und zunächst in hohem Grade dazu beitragen sollte, die Stellung der römischen Kaiser bis auf Diokletian immer schwieriger zu gestalten. Die inneren Wirren im Reiche nach Caracallas Tode und die elende Regierung des Elagabal hatten es dem parthischen Großkönig Artaban erlaubt, ungehindert einen Theil von Mesopotamien an sich zu reißen und um d. J. 222 auch seinen Bruder Arsakes Chosroës zum König von Armenien zu machen, wo nunmehr das alte Haus der Arsakiden noch zwei Jahrhunderte herrschte. Dagegen wurde

demnächst in Iran die Stellung der Parther unhaltbar. Hier nämlich (S. 521) hatte sich neuerdings derselbe Wechsel wieder vorbereitet, der einst vor langen Jahrhunderten die Führung des inneren Orients aus der Hand der Meder in die der Perser übergehen ließ. Bei diesem kraftvollen iranischen Volke war die Erinnerung an seine alte Weltstellung niemals gänzlich erloschen, und die zunehmende Schwächung der Parther theils durch die unglücklichen Kriege mit den Römern, theils durch Kämpfe im Osten des Reiches, zuletzt durch den Hader zwischen den königlichen Brüdern Vologäses und Artaban, flößte einem tapferen persischen Fürsten den Entschluß ein, seinem Volke die alte Vormacht wieder zu erringen. Ardeschir oder Artaxerxes Babegan (d. i. Sohn des Papek), der Enkel des Sasan, der Stifter der neuen Dynastie der Sasaniden, in der Nähe von Schiraz geboren, hatte (S. 521) als Statthalter von Darabgird seinen Vater Papek bestimmt, den zu Istachr, der Hauptstadt von Persis, regierenden parthischen Vasallenfürsten zu stürzen und hier die Herrschaft an sich zu reißen. Als nachher Papek gestorben war, hatte Artaxerxes erst noch seine eigenen Brüder mit Gewalt zurückgedrängt, dann aber mit Vologäses aufgeräumt. Erst als der Abfall auch Medien ergriff, warf sich Artaban den Persern entgegen. Drei Schlachten wurden geliefert; in der dritten (im Spätjahr 226) bei Hormuz zwischen Behbehan und Schuschter erlagen die Parther, und der letzte Partherkönig fiel vor dem Streitkolben seines Gegners. Nun räumte Artaxerxes in einer Reihe von neuen Kämpfen mit dem Anhang der Arsakiden auf. Auch Armenien suchte er zu einem persischen Vasallenlande zu machen. Während nun die Perser sich anschickten, den größten Theil der Länder unter ihre Hoheit zu bringen, die vor Alters die Basis des Weltreiches der Achämeniden gebildet hatten, suchte Artaxerxes genealogische Beziehungen zu dem alten Heldenstamme des Kyros herzustellen, und bot nun Alles auf, um das alte nationale Wesen der Iranier wieder in den Vordergrund zu schieben. Seit dieser Zeit nun stand auf der Ostgrenze des römischen Reiches ein asiatischer Staat, der diesem viel gefährlicher werden sollte, als die Parther. Anders als die alten Perser huldigt das Volk der Sasaniden, bei grimmiger Unduldsamkeit gegen alle übrigen Religionen, seiner uralten Lichtreligion mit einer Art von hartem Fanatismus und tritt dem abendländischen Wesen und dessen Kultur mit herber, exklusiver Schroffheit entgegen. Die persischen Großkönige in Ktesiphon erneuerten sofort die Ansprüche der alten Achämeniden auf ganz Asien bis zum westlichen Meere, und waren, anders als die wesentlich defensiven Parther, stets bereit, mit ihrer Lehnsritterschaft, mit ihren trefflichen Eisenreitern und gefürchteten Bogenschützen, die römische Grenze zu überschreiten. Dabei war ihr Reich innerlich viel fester gefügt als das der Arsakiden. Nur der Umstand kam den Römern zu Gute, daß die Perser trotz ihrer kecken Ansprüche vor der Zeit des Byzantiners Heraklius doch in der Regel nicht auf eigentlich große Eroberungen ausgingen, sondern wesentlich mit der Gewinnung von Armenien

und Mesopotamien zufrieden waren. Nichtsdestoweniger sahen die Römer dadurch ihre Interessen schwer bedroht; und das Reich war fortan zu seiner starken Erschöpfung genöthigt, nun auch die Ostgrenze dauernd mit angespannter Kraft gegen einen neuen und rührigen Feind zu hüten, während sich allmählich die Verhältnisse zu den deutschen Völkern am Pontus, an den Karpathen und am süddeutschen Hadrianswall immer schwieriger gestalteten. Dabei wurde es sehr empfindlich fühlbar, daß — anders als es sonst im Orient herkömmlich — die Dynastie der Sasaniden nicht nach zwei oder drei starken Regierungen auszuarten begann, sondern von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder neue sehr thatkräftige Träger der Kidaris gegen das Abendland ins Feld zu stellen vermochte.

Es dauerte nicht lange, so begann Artaxerxes, gelockt durch den Verfall der römischen Disciplin in den Grenzprovinzen, seine „Ansprüche" auf Vorderasien mit Waffengewalt geltend zu machen. Seine Geschwader überschwemmten Mesopotamien, bedrohten Syrien, streiften selbst bis nach Kappadokien. So mußte Alexander sich zum Kriege entschließen. Im Jahre 231 führte Alexander, von seiner Mutter nach Antiochia begleitet, ein bedeutendes Heer aus dem Abendlande nach Asien. Er soll bei dieser Gelegenheit auch in seiner Schwärmerei für den großen makedonischen Helden einen erheblichen Theil der Legionen zur Phalanx kombinirt, und eine Elitetruppe mit silbernen und goldenen Schilden bewehrt haben. Sicher ist, daß er alle Mühe hatte, die Disciplin sicher zu stellen; aber er ließ es an Ausdauer nicht fehlen, bis zu der Höhe, daß er sich nicht scheute, es auf die Auflösung und Abdankung einer menterischen Legion ankommen zu lassen.

Hauptquartier wurde zunächst Antiochia. Der Hauptschlag sollte i. J. 232 geführt werden. Der Kriegsplan war vortrefflich. Drei starke Heersäulen operirten gegen die Perser. Die Nordarmee sollte durch Armenien gegen Medien vorgehen. Die Südarmee nahm ihre Richtung auf das untere Mesopotamien. Die Centralarmee dagegen unter Alexanders eigener Führung ging durch das nördliche Mesopotamien ostwärts vor. Alle sollten sich zuletzt im Innern des feindlichen Landes vereinigen. Aber der an Opfern reiche Feldzug hatte nur ein ziemlich mäßiges Resultat. Die Nordarmee drang geraume Zeit in dem armenischen Berglande mit gutem Erfolge vor. Als aber Artaxerxes in Medien hörte, daß die römische Südarmee ebenfalls in sein Reich eingedrungen, warf er sich schnell und energisch nach Südosten. Alexander und die Centralarmee, meistens illyrische Legionen, hatten sich noch nicht weit vorwärts bewegt; klimatische Beschwerden decimirten ihre Reihen und lähmten ihre Thätigkeit. So konnten die Perser mit Ungestüm auf die isolirte Südarmee der Römer fallen, die nun eine sehr schwierige Aufgabe vor sich fand. Eine mörderische Schlacht brachte ihr nur den Gewinn, daß sie wenigstens den Rückzug sich zu erkämpfen vermochte. Unter diesen Umständen mußte Alexander den weiteren Kampf einstellen. Er hatte nur das erzielt, daß die Sasaniden ihre Träume von

einer Eroberung Vorderasiens aufgaben; auch sie dachten während seiner weiteren Regierung nicht mehr an Krieg mit den Römern. Aber das römische Heer hatte theils in Gefechten, theils durch klimatische Leiden, die aus Armenien heimgekehrte Nordarmee durch die Rauhheit des Wetters, schwere Verluste erlitten. Trotz des unleugbar erzielten, aber freilich sehr theuer erkauften Vortheils, die Grenzen wieder gesichert zu haben, war die Stimmung der Armee wenig heiter, als sie wieder in Antiochia eintraf, und Alexander, der nicht die Lorbeeren einer Siegesschlacht mitbringen konnte, sah sich in der Lage, die Truppen wenigstens durch mancherlei Geschenke erfrischen zu müssen.

Wahrscheinlich wurden auch seit dieser Zeit lautere Klagen hörbar gegen sein Regierungssystem. Der Einfluß der Mamäa wurde bitter getadelt; ihre Herrschsucht sollte unleidlich sein; sie sollte ihn gehindert haben, sich am Kampfe zu betheiligen. Mehr noch, man schrieb ihr große Habsucht zu. Auch die Sparsamkeit Alexanders sollte nur persönliche Habgier sein; selbst der Vorwurf ist ihm nicht erspart worden, als habe er speziell für seine Freunde gutes Silbergeld ausprägen lassen, und sonst nur das unterwerthige in Umlauf gesetzt. Und der Tag war nicht mehr fern, wo die Verstimmung, namentlich der Armee, gegen den wohlmeinenden Kaiser in blutiger That sich entlud. Aber nicht die Krieger des Ostens haben ihm den Untergang bereitet.

Alexander war im Jahre 233 wieder nach Rom zurückgekehrt. Hier jedoch konnte er nicht lange verweilen. Die neue Erhebung der Perser und der Abmarsch zahlreicher Legionen aus den rheinischen und den Donaufestungen nach dem Eufrat hatten ersichtlich die deutschen Völker in gewaltige Aufregung gebracht. Die Grenzprovinzen wurden lebhaft beunruhigt, und namentlich das Zehntland hatte schwer gelitten; selbst der Rhein war überschritten und ein Theil Galliens verheert worden. Gegen diese Feinde mußte mit Eifer gerüstet werden. Die Donau wurde nach Kräften gedeckt, der eigentliche Kampf sollte den Alamannen gelten. Im Jahre 234 zog Alexander nach Norden aus; unter seinen Soldaten wieder viele maurische, osrhoënische und parthische Schützen, die von den Germanen besonders gefürchtet wurden. Es gelang auch, die Deutschen über den Rhein zu drängen. Dann aber scheint der Kaiser, zu seinem Unheil auch diesmal von Mamäa begleitet, es an der nothwendigen Entschlossenheit haben fehlen zu lassen; und seine Neigung, mit den Germanen zunächst zu unterhandeln, verstimmte die, übrigens auch hier durch nothwendige Strenge der Disciplin gereizten, Truppen allmählich dermaßen, daß sie arge Pläne nährten und zum Schaden des unkriegerischen Emesaners ihre Augen auf einen der gerade durch Alexander selbst besonders begünstigten Offiziere richteten, der zugleich eine der imposantesten Erscheinungen der damaligen Armee war.

Gajus Julius Verus Maximinus gehörte zu der jüngsten Schicht neuer Romanen, wie sie damals die Legionen zu füllen begonnen hatten, offenbar in Folge der Aufnahme zahlreicher deutscher Ansiedler durch Marc

Aurel. Bei den Einwanderungen unter diesem Kaiser war, so scheint es, ein Gothe Namens Micca im thrakisch-mösischen Gebiete, wahrscheinlich an der untern Donau ansässig geworden. Von einer alanischen Frau hatte er einen Sohn, der (im Jahre 173 n. Chr. geboren) als junger Hirt durch seine prachtvolle Riesengestalt von mehr als acht Fuß und durch seine Kraft seiner Zeit den Septimius Severus interessirte. Severus hatte ihn in die Garde aufgenommen, und nun entfaltete Maximin in der That ausgezeichnete soldatische Eigenschaften, die sein Glück machten. Ein treuer Anhänger der afrikanischen Dynastie, zog er sich nach Caracallas Tode als Gegner des Macrinus in seine Heimath zurück, hielt sich aber auch aus Ekel vor der Gemeinheit Elagabals vom Hofe fern. Unter Alexander dagegen stieg er, nunmehr auch ein Mann senatorischen Ranges, und ein ganz besonderer Liebling des jungen Kaisers, schnell zu den höchsten militärischen Stellungen empor. Als Chef einer Legion hatte er an dem Perserkriege theilgenommen, und stand jetzt wieder mit im Felde gegen die Alamannen, wo ihm speziell auch die Ausbildung der zahlreichen Rekruten überwiesen war. Der Riese von gefürchteter Tapferkeit, der stramme Soldat, der derbe und dabei mit Geschenken nicht kargende Stabsoffizier war unter den Truppen, vorzugsweise unter den pannonischen Abtheilungen sehr beliebt, und schien nicht wenigen dieser Leute, denen Alexander nicht zu imponiren vermochte, und die sich wieder nach den Zeiten der Soldatenherrschaft im Reiche sehnten, viel besser als der feine Emesaner zum Imperator zu passen. Trotzdem hält es die jetzige Forschung für sehr unwahrscheinlich, daß Maximinus selbst Führer oder Mitwisser einer Verschwörung gegen Alexander gewesen sei. Als jedoch eines Tages — wahrscheinlich am 10. Februar 235 — der junge Kaiser in seinem Lager zu Sicila oder Vicus Britannicus (jetzt Bretzenheim), eine halbe Stunde von Mainz am linken Rheinufer, durch einen wüthenden Haufen meuterischer, durch die Strenge seiner Mannszucht erbitterter Soldaten überfallen und sammt seiner Mutter und seinen nächsten Freunden in Stücke gehauen worden war: da trug Maximinus kein Bedenken, die Krone anzunehmen, die ihm die Soldaten, namentlich die pannonischen und mösischen Legionen, anboten.

Goldmünze von Maximinus mit der Umschrift: IMP. MAXIMINVS PIVS AVG.

In Rom war man im Senat wie im Volke ebenso entsetzt wie tief empört über die Beseitigung des tiefbetrauerten Alexander. Auch der italische Stolz war schwer verletzt durch die Erhebung eines Kaisers, dem man unverkennbar den Anstoß zu Alexanders Ermordung zuschrieb, und der in der Hauptstadt trotz seines Ranges und mancher Verdienste nur erst als ein halbcivilisirter Barbar galt. Mit höchstem Unwillen sah zumal der Senat die Schöpfungen der Dyarchie in Staub zerfallen, die Alexander eingerichtet und zugelassen hatte: in der That hatte der Reichsrath allen Grund, von dem neuen Soldatenregiment und dem neuen Machthaber das Schlimmste zu

fürchten. In einer Hinsicht allerdings durften Maximins Leistungen wohl imponiren. Er zeigte sich als ein sehr tüchtiger Heerführer, und die deutschen Völker zwischen dem Main und den Karpathen hatten allen Grund, vor ihm zu zittern. Der Krieg gegen die Alamannen und die Nachbarvölker wurde mit der durch Alexander gesammelten Armee ebenso energisch als glücklich geführt. Maximin drang über den Limes hinaus siegreich tief in das innere Deutschland vor. Das ganze Gebiet zwischen dem Rhein, den südlichen Ausläufern des Thüringerwaldes, und dem Böhmerwalde wurde bis zum Herbst 237 durch die Römer furchtbar heimgesucht. Dann aber zog Maximinus nach Pannonien, wo er zu Sirmium die Winterquartiere aufschlug. Hier rüstete er zu neuen gewaltigen Kriegszügen. Er gedachte nun nordwärts, womöglich bis zur Ostsee, mit den Legionen vorzudringen, und später auch mit den Persern abzurechnen, die neuerdings wieder in Mesopotamien eingefallen waren. Dazu sollte es aber nicht mehr kommen; denn noch während seines Aufenthaltes in Sirmium brachen im Inneren des Reiches die Empörungen aus, die schließlich Maximins Untergang herbeigeführt haben. Diese neuen Bewegungen aber wurden durch die innere Politik des Kaisers veranlaßt.

Wirklich beliebt war Maximin von Anfang an nur bei der von ihm in Deutschland befehligten großen Rhein- und Donauarmee. Dagegen war seine Stellung zu den übrigen Elementen des Reiches, und zwar vorzugsweise zu den römisch-italischen, von Anfang an eine schiefe und gewaltsame. Maximin war ein nur erst sehr oberflächlich civilisirter „Barbar"; er hatte wahrscheinlich seiner Zeit von der feinen römischen Welt manche Demüthigung erfahren, und glaubte sich nach Art solcher Menschen in seiner Lage von den reichen und vornehmen Einwohnern der älteren Schichtungen wahrscheinlich noch weit mehr gehaßt und verachtet, als es wirklich der Fall, während er sich zugleich selbst im Stillen seiner gemeinen Abkunft schämte. Und so hat er denn die römische Welt etwa nach dem Style regiert, wie in unserem Jahrhundert in den südamerikanischen Republiken verschiedene Präsidenten aus den Reihen der Mulatten, der Cholos, oder der reinen Rothhäute wiederholt die verhaßten Creolen behandelt haben. Die Brutalität des Landsknechtes, die Rachsucht des Parvenüs aus Proletarierkreisen, die Leidenschaftlichkeit und Gewaltsamkeit des Halbbarbaren wirkten dabei in einer für die alte Gesellschaft sehr empfindlichen Weise zusammen. Und wie bei anderen, viel schlechteren Kaisern vor ihm machten sich noch zwei andere Momente bemerkbar: die anspruchsvolle Haltung des Reichsrathes bei seiner materiellen Schwäche reizte seine natürliche Rohheit, während er wahrscheinlich die tiefen ethischen Schattenseiten der römischen Zustände nur zu gut kennen gelernt hatte. Und auf der anderen Seite brauchte Maximin für seine Feldzüge und für seine Armee erhebliche Geldmittel, und war auch dadurch oft genug zu argen Erpressungen und zu Konfiskationen schnell zu bestimmen.

Mit seiner Stellung als Fremdling gegenüber übelwollenden und mißtrauischen Römern war sofort ein ewig stachelndes Mißtrauen verbunden.

So hat er denn sofort sich beeilt, die alten Freunde und Anhänger des Alexander und des Senats aus ihren Stellungen zu entfernen. Sein Mißtrauen führte ihn oft und gern zu Bluturtheilen. Und als erst im Jahre 236 zwei Verschwörungen gegen ihn entdeckt waren, steigerte sich die Zahl der Verfolgungen, der grausamen Hinrichtungen und der Konfiskationen. Da er selbst nicht nach Rom kam, so wurden ihm verdächtige Männer, immer von Rang und Ansehen, aus verschiedenen Landestheilen zur Aburtheilung nach seinem Hauptquartier geführt. Und wie immer, so fehlte es natürlich auch für Maximin nicht an brutalen Gesellen in den Provinzen, die mit angeborener Rohheit seine Befehle in seiner Weise ausführten. Darüber entbrannte aber, zumal seine Erpressungen allmählich drückend wurden und selbst die Tempelschätze nicht verschonten, in der Westhälfte des Reiches eine grimmige Erbitterung. Und da er doch immer ein „Barbar" war, so theilte auch die Masse des Volkes diesmal die Wuth der besser situirten Klassen; zumal er den Fehler beging, in der Reichshauptstadt dem Volke das billige Korn zu schmälern und den Fonds für die öffentlichen Spiele einzuziehen.

Zu Anfang des Jahres 238 war die Temperatur im Reiche so heiß geworden, daß es nur eines Funkens bedurfte, um einen allgemeinen Brand zu entzünden. Das Feuer aber kam zuerst in Afrika zum Ausbruche. Hier hatte ein fiskalischer Prokurator, der persönlich noch weit über die von Maximin bestimmte Linie hinausging, durch Härte, Willkür und Grausamkeit alle Welt gegen sich erbittert. Endlich rief ein ganz besonders schnöder Fall roher Willkür einen Aufstand zu Thysdros, südlich von Hadrumetum, hervor; der Prokurator wurde todtgeschlagen. Und nun griff der Brand schnell weiter. Bei Maximins Charakter war für diese Blutthat keine Verzeihung zu erwarten. So wälzten sich denn die Haufen aufständischer Bauern weiter und mit ihnen ein Theil der Truppen, die hier nicht wie auf der Nordgrenze eifrige Anhänger des Kaisers waren. Ein einflußreicher Dekurione gab der Bewegung die Richtung, und man bestimmte den eben in Thysdros anwesenden, allgemein verehrten Proconsul Gordianus, der als reicher, hochgebildeter, einst mit Alexander befreundeter Senator seinerseits von Sirmium her sich stets mit Feindseligkeit betrachtet wußte, als Gegenkaiser aufzutreten; im Februar 238.

M. Antonius Gordianus, dessen Haus zu den edelsten Geschlechtern des damaligen senatorischen Adels gehörte, und dessen Gattin Fabia Orestilla aus der alten Familie der Annier stammte, war ein ebenso vermögender als hochgebildeter Mann. Seiner Zeit auch litterarisch thätig (S. 395), eine milde, liebenswürdige Natur, den Römern und Italikern nach alter Art durch großartige Freigebigkeit werth, auch sonst eine tüchtige Persönlichkeit, hatte er die altherkömmliche Aemterlaufbahn durchgemacht, und regierte nach seinem zweiten Consulat (229) seit mehreren Jahren die Provinz Afrika mit großer Auszeichnung und zu großer Zufriedenheit der Einwohner. So wurde er jetzt mit Enthusiasmus als Kaiser proklamirt, und mit ihm, weil er bereits

80 Jahre zählte, sein gleichnamiger Sohn Marcus (den er aber Antoninus genannt hatte) von der Fabia Oreſtilla, der ihm als Legat zur Seite ſtand: ein Mann von 46 Jahren. Der alte Gordian eilte nun ſofort nach Karthago, trat hier mit kaiſerlichem Pompe auf, und beeilte ſich, mit dem Senat in Rom brieflich ſich in Verbindung zu ſetzen.

Das hohe Haus, damals durch den tüchtigen und charaktervollen Princeps Senatus Valerian vortrefflich geleitet, nahm die Botſchaft aus Afrika mit lauter Freude auf und entwickelte nun eine Energie, wie ſie ſeit langen Jahren von dieſer Stelle aus nicht mehr zum Vorſchein gekommen war. Die gute Zeit unter Alexander Severus und der harte Druck des verhaßten Maximinus hatten ihre Wirkung gethan. Man war diesmal entſchieden gewillt, dem wilden Kaiſer in Sirmium die Spitze zu bieten und nicht ohne Kampf durch deſſen Henker zu fallen. Die Gordiane werden als Auguſte anerkannt; in Rom aber läßt der Senat ſofort durch einen Quäſtor und eine Anzahl Soldaten den verhaßten Gardepräfekten Vitalianus, einen harten und energiſchen Anhänger Maximins, ermorden. Maximin und ſein Sohn werden für Reichsfeinde erklärt, und während die erbitterten Maſſen der Hauptſtadt in wilder Empörung alle Werkzeuge und Anhänger des geächteten Kaiſers niedermachen, und dabei auch die Privatrache und Raubgier ihre Orgien feiert, ernennt der Senat eine Kommiſſion von zwanzig kriegserfahrenen Mitgliedern für die Rüſtungen, und fordert nunmehr brieflich die Provinzen zum Abfall von Maximin auf.

Als die Kunde von dieſen völlig unerwarteten Vorgängen nach Sirmium drang, gerieth Maximin natürlich in gewaltigen Zorn, entſchloß ſich aber ſofort, aus dem ihm treu ergebenen Pannonien nach Rom zu marſchiren, um, ſo hoffte er, mit leichter Mühe die Empörung niederzuſchlagen. Binnen wenigen Tagen war er marſchfertig, und erreichte im Laufe des März 238 die Stadt Aemona, wo die Zuſtände, denen er entgegenging, ſich nun ſchon wieder völlig anders ausnahmen. Der alte Gordian hatte ſich angeſchickt, den Legaten der durch Septimius neu formirten Provinz Numidien, Capelianus, mit dem er ſeit Alters verfeindet war, abzuſetzen. Darauf hin aber empört ſich Capelian, auch ſeinerſeits nach der Herrſchaft lüſtern, ſammelt neben ſeiner Legion ein Heer aus ſtreitbaren Numidiern, und marſchirt auf Karthago. Die Milizen aber, welche die Gordiane nun in aller Eile in und bei Karthago zuſammenraffſten, waren den Feinden nicht gewachſen. Der jüngere Gordian verlor bei dem entſcheidenden Zuſammenſtoße Schlacht und Leben, und auf dieſe Kunde hin gab ſich ſein greiſer Vater ſelbſt den Tod. Das war in der erſten Hälfte des März geſchehen. Aber dieſe unheilvolle Botſchaft aus Afrika ſteigerte nur die Energie des Senates. Das hohe Haus entſchloß ſich ſofort, den Krieg gegen Maximin nun erſt recht nachdrücklich zu führen und ernannte zwei der tüchtigſten Männer aus jener Zwanzigerkommiſſion zu Kaiſern: es waren Decimus Cälius Balbinus, ein reicher Mann von altem Adel und hoher Bildung, ausgezeichnet durch Reinheit der Sitten

und maßvolle Haltung, übrigens in der Verwaltung erfahrener als im Kriegswesen, und der höchst energische und rücksichtslose M. Clodius Pupienus Maximus, ein Stellmachersſohn, der ſich durch eigenes Verdienſt zu den höchſten Ehrenſtellen im Civil- und Kriegsdienſt aufgeſchwungen, das Conſulat und die Stellung als Polizeipräſident verwaltet, und dreimal als Statthalter regiert hatte: ein Mann, der durch militäriſche Tüchtigkeit und Strenge, aber auch durch ſtrenge Gerechtigkeit, Selbſtbeherrſchung und Verſöhnlichkeit, und noch mehr durch ſichere Zuverläſſigkeit zu den tüchtigſten Charakteren dieſer Zeit gehörte. Mit dieſer reinen Senatswahl war aber weder die Garde noch das Volk in Rom zufrieden. Es kam zu bedenklichen inneren Unruhen, die dadurch beſchwichtigt wurden, daß der Senat dahin nachgab, nun auch noch einen Enkel des alten Gordian (es iſt ungewiß, ob von ſeinem Sohne, oder von einer Tochter), den jugendlichen M. Antonius Gordianus III., als Cäſar den beiden Kaiſern zuzugeſellen.

Goldmünze von Gordianus III mit der Umſchrift: IMP. CAES. M(arcus) ANT(onius) GORDIANVS AVG.

Die Hauptſache aber blieb der Krieg gegen Maximinus. Als dieſer gefürchtete Imperator Aemona erreicht hatte, begannen ſeine Schwierigkeiten. Hier an den Grenzen von Italien trat ihm tiefer Haß entgegen. Alles Volk hatte Stadt und Land verlaſſen; nur Schaaren von Wölfen waren zu ſehen, alle Lebensmittel, ſelbſt die Hausgeräthe waren fortgeſchleppt, ſo daß der Marſch über die Alpen nur mit erheblichen Schwierigkeiten in Sachen der Verpflegung ausgeführt werden konnte. Und als das Heer nun im April 238 vor Aquileja erſchien, leiſteten die Bürger dieſer großen und reichen Stadt unter der Leitung von zwei ſenatoriſchen Kommiſſaren dem Maximin den ausdauerndſten Widerſtand. Alle Stürme der Angreifer ſcheiterten, und die Verproviantirung ihrer Armee wurde immer ſchwieriger, weil Pupienus mit der Flotte von Ravenna alle Zufuhr zu Waſſer und zum Theil ſelbſt die zu Lande zu verhindern vermochte. Endlich verlor Maximinus die Geduld und fing an, gegen ſeine eigenen Leute gewaltſam zu verfahren. Damit aber verlor er den letzten Halt und lenkte den keineswegs erloſchenen meuteriſchen Geiſt der von Hunger und Noth gedrückten Soldaten gegen ſich ſelbſt. Und ſo geſchah es, daß im Mai des Jahres 238 Soldaten der II. parthiſchen Legion zu offener Meuterei vorſchritten. Schon waren ſein Sohn und ſein Gardepräfekt Anolinus (oder Anullinus) ermordet: da ſtürzte ſich der alte grimmige Despot mit wilder Entſchloſſenheit in ſein eigenes Schwert.

Ganz Italien jubelte laut auf, als die Botſchaft von dieſen Ereigniſſen die Halbinſel durchlief. Aber leider verbürgte der Untergang des Maximinus allein weder die innere Ruhe, noch irgend welche Sicherheit des weiteren Laufes des zerrütteten römiſchen Staatsweſens. Die Truppen des Maximin ſchickten ſeinen Kopf dem Kaiſer Pupienus nach Ravenna, der nun ſofort nach

Aquileja eilte, hier mit den tapfern Bürgern den Sieg feierte und mit der Armee seines todten Gegners in aller Form Frieden machte, und sie dann in ihre Standquartiere zurückdirigirte. Als er aber nach Rom zurückgekehrt war, verdunkelte sich der Himmel nur allzuschnell wieder. In Wahrheit hatte doch der Senat diesmal sehr entschieden über das Soldatenregiment gesiegt, und dazu sah die alte Kaisergarde in der Hauptstadt begreiflicherweise scheel. Dazu trat der üble Umstand, daß zwischen Balbinus und dem mit Auszeichnungen überhäuften Pupienus sehr zur Unzeit Eifersüchteleien sich bemerkbar machten. Endlich kam man dahin überein, daß sich die Regenten in der Art in die Geschäfte theilen sollten, daß in Rom der junge Gordian nominell an der Spitze zu bleiben, Balbinus die Ueberwachung der germanischen Grenzen, Pupienus die Leitung eines neuen persischen Feldzuges in die Hand zu nehmen hätte. Zur Ausführung dieser verständigen Pläne sollte es aber nicht mehr kommen. Als nämlich Mitte Juni 238 in Rom die Capitolinischen Spiele gefeiert wurden, explodirte plötzlich ein furchtbarer Aufstand der Prätorianer. Die Mißverständnisse zwischen Balbinus und Pupienus verhinderten, daß die treue deutsche Leibwache schnell genug herangezogen wurde. So konnten denn die Prätorianer in die Hofburg eindringen und die Kaiser unter rohen Mißhandlungen nach der Citadelle schleppen. Als nun aber doch die treuen Germanen heransprengten, da hieben die Prätorianer die verhaßten Regenten in Stücke und warfen die blutigen Leichen auf die Gasse.

Nach dieser schauderhaften Katastrophe blieb für alle Theile in der Hauptstadt nichts übrig, als den jungen Cäsar Gordianus III. nunmehr zum Augustus zu erheben. Gordian war ein schöner, anmuthiger, liebenswürdiger Jüngling; aber bei seiner unreifen Jugend, — er war nach der höchsten Angabe damals gegen 16, nach andern nur erst 13 Jahre alt, — wurde der Palast zunächst ein Schauplatz der Intriguen von Damen, Eunuchen und Günstlingen. Endlich aber gelang es einem ausgezeichneten und hochgebildeten Manne ritterlichen Standes, dem Gajus Furius Sabinius Aquila Timesitheus, der schon sonst, und namentlich unter Alexander Severus als belgischer Prokurator, — (seit dem 2. Jahrh. in Trier) —, im Staatsdienst bewährt war, entscheidenden Einfluß auf den jugendlichen Princeps zu gewinnen. Der junge Kaiser heirathete dessen Tochter Sabina Tranquillina, und ernannte seinen Schwiegervater (241) zum Gardepräfekten. Timesitheus wurde jetzt der erste Mann des Reiches und führte ein ganz vortreffliches Regiment. Der seit 238 eingerissene schmähliche Mißbrauch des Stellenverkaufes, und andere Folgen der schwachen Staatsleitung hörten sogleich auf, und die Regierung erhielt wieder einen frischeren Zug.

Nun aber wurde es die Hauptaufgabe, endlich mit den Persern abzurechnen, die jetzt sehr bedrohlich auftraten. Des ersten Artaxerxes seit 240 regierender Sohn, der Schahinschah Sapor I. (240—271), ein bei manchen schlimmen Härten seines Charakters sehr bedeutender Mann und ungestümer

Soldat, hatte wieder den Tigris überschritten. Diesmal war die trotzige Oasenstadt Hatra, die bisher den Persern so tapfer wie einst den Römern widerstanden, erobert und zerstört worden. Die Römer ihrerseits verloren Nisibis und Karrhä, und 241 erschienen selbst Antiochia und Syrien schwer bedroht. Nach Vollendung der Rüstungen gingen daher die Römer unter Gordian und Timesitheus durch die Donauhalbinsel mit starker Macht nach Asien. Auf dem Marsche durch Mösien und Thrakien (242) war man wiederholt genöthigt, mit gothischen, sarmatischen und getischen Streifschaaren zu schlagen, welche damals bereits die untere Donau überschritten hatten und die Dobrudscha und Striche am Balkan heimsuchten. Der große Krieg aber gegen die Perser nahm Dank der glänzenden Feldherrntüchtigkeit des Timesitheus schnell genug für die Römer eine höchst glänzende Wendung. Es gelang, Antiochia zu retten und die persischen Aufgebote aus Syrien zu vertreiben. Und in Mesopotamien wurde der Schahinschah selbst in einer Hauptschlacht bei Resaina aufs Haupt geschlagen, Karrhä und Nisibis zurückerobert. Schon konnte der treffliche Feldherr daran denken, die römischen Adler wieder gegen die Wälle von Ktesiphon zu führen. Da gab die rohe und gewissenlose Herrschsucht eines ehrgeizigen Abenteurers von sehr mäßigen Fähigkeiten den Dingen eine verderbliche Wendung.

Seit der Ausdehnung des römischen Bürgerrechts über das gesammte römische Reich bot das Offizierkorps der Armee eine immer buntere ethnographische Physiognomie, und römische Namen und Uniformen verhüllten oft nur sehr leicht die fremdartigsten Erscheinungen. Einer dieser Männer war damals Philippus, ein Offizier ungemischt semitischen Blutes. Er stammte freilich aus der römischen Provinz „Arabia", und zwar aus deren damaliger Hauptstadt Bostra, die (so scheint es) seit Alexander Severus zur „Kolonie" erhoben war. Aber sein Vater war nicht mehr und nicht weniger gewesen, als der Chef einer Räuberschaar, wie sie die Kantone Auranitis und Trachonitis nur zu häufig hervorbrachten. Abkömmling also eines syrischen Stammes, der den Uebergang zu den eigentlichen Arabern der Wüste bildete, hatte sich „M. Julius Philippus" (geb. anscheinend 204) im römischen Kriegsdienst hoch genug emporgeschwungen, um schließlich in dieser Periode der Glückssoldaten den Griff nach dem Purpur nicht mehr für allzu gewagt zu halten. Aber er bahnte sich den Weg durch lichtscheue Frevel. Es war sein Gift, so ist die Ueberlieferung, durch welches der damals unersetzliche Timesitheus im Jahre 243 aus dem Wege geräumt worden ist. Nun machte er es möglich, daß Gordian III. ihn zum Kommandeur der Garde erhob, und benutzte diese Stellung sofort, um mit den Mitteln der Intrigue den jungen Kaiser zu umgarnen. Hatte sein Vorgänger die Verpflegung der Armee mit ebensoviel Geschick als Sorgfalt geleitet: Philipp ließ absichtlich durch falsche Maßregeln die Soldaten Noth leiden, und wußte dann doch die Schuld auf die angebliche Unfähigkeit Gordians zu schieben. Gleichzeitig gewann er sich durch sein Geld eine mächtige Partei im Heere, und als er erst er-

langt hatte, daß die Truppen ihn dem Gordian als Mitregenten aufdrängten, führte er durch brutale Uebergriffe sehr schnell Konflikte herbei, die ihm zu Anfang des Jahres 244 Chancen boten, den unglücklichen Princeps nun ebenfalls beseitigen zu lassen. Nachher hatte er nichts dagegen, daß Gordian in Rom konsekrirt, und daß dessen Asche nach Rom geführt, zugleich aber in der Gegend des unteren Chaboras, unsern Circesium, bei Zaytha am Eufrat, zu seinem Andenken ein riesiges Grabmal aufgeführt wurde, welches noch in der Mitte des vierten Jahrhunderts sich erhalten hat.

Der neue Kaiser, Philipp „der Araber", war nun nicht der Mann, um im Sinne des Timesitheus wenigstens den Perserkrieg ruhmvoll zu Ende zu führen. Im Gegentheil, nur auf die Sicherung seiner Herrschaft bedacht, zauderte er nicht, mit König Sapor einen Frieden zu schließen, der angesichts der schönen Erfolge des Timesitheus nur sehr unrühmlich zu nennen war. Er gab die Rechte der Römer auf Armenien auf, und scheint auch auf der mesopotamischen Seite den Persern unnöthige Konzessionen gemacht zu haben. Die Verstimmung der Truppen wurde durch reiche Geschenke beschwichtigt, in Asien dann das Heimathland des Usurpators, die „arabische" Provinz, in verschiedener Weise begünstigt; hier ist nachher (zwischen 247 und 249) auch ein Platz, der jetzt Schehbè sich nennt, als Philippopolis zur Stadt, dann auch zur römischen Kolonie erhoben worden. Die Herrschaft selbst suchte sich Philipp vor und nach seiner im Jahre 244 erfolgten Ankunft in Rom namentlich dadurch zu sichern, daß er die wichtigsten Punkte im Reiche durch seine Verwandten und Vertrauten besetzte. Einige Zeit über hatte sein System auch Bestand. In Rom selbst zeigte der Kaiser Interesse für das Wohl des Volkes, und selbst kriegerische Lorbeeren blieben ihm nicht völlig versagt.

Goldmünze von Philippus Arabs mit der Umschrift: IMP. M(arcus) IVL(ius) PHILIPPVS AVG.

Es zeigten sich damals bereits sehr deutliche Spuren des Näherrückens jener ungeheuren Gefahr, die nicht lange nachher vom schwarzen Meere und der unteren Donau her über einen großen Theil des Reiches hereinbrechen sollte. So weit der Zustand der Nachrichten es erkennen läßt, so war schon seit geraumer Zeit die Sicherheit der weiten rumänischen und bessarabischen Niederlande zwischen dem Dnjestr, den Karpathen und der Dobrudscha vollkommen in Frage gestellt. Die Völker, welche damals das südliche Rußland bewohnten, hatten bereits die breite Lücke in der Rüstung des römischen Reiches entdeckt, welche nunmehr für fast ein volles Jahrtausend die große Heerstraße immer neuer germanischer, slawischer und turanischer Massen geworden ist, um sich zwischen den südlichen Karpathen und der walachischen Donau den Weg nach der Balkanhalbinsel oder nach dem Westen zu bahnen. Zur Zeit bereits des Kaisers Philippus hatte sich auf dieser Seite das Gewicht der gothischen Völkergruppe auf dieser Grenze des Reiches sehr empfindlich fühlbar gemacht. Auf das siebenbürgische Gebirgsland scheinen schon

jetzt die Gepiden gedrückt zu haben. Die getischen oder dakischen Stämme aber in den östlichen Theilen Dakiens hatten unter den Anregungen der deutschen Nachbarvölker ersichtlich die römische Hoheit abgeschüttelt und traten nun wieder als rührige Gegner auf; jetzt um so mehr, weil der gefürchtete Timesitheus nicht mehr am Leben war. Damals waren es namentlich die getischen Karpen, welche sich als lästige Gegner der Romanen in dem unteren Donaugebiet zeigten. Und gegen dieses Volk zog Kaiser Philipp anscheinend im Spätjahr 245 zu Felde. Die beiden nächsten Jahre vergingen dann mit Kämpfen wider germanische Schaaren und mit den Karpen im unteren Donauthale; i. J. 247 gelang es, die letzteren entscheidend zu schlagen und zum Frieden zu zwingen. Dann konnte Kaiser Philipp endlich im Jahre 248 durch großartige festliche Spiele die Feier des tausendjährigen Bestehens der Stadt Rom, wie man damals rechnete, mit unerhörter Pracht begehen.

Damit hatten jedoch seine Erfolge ihren Höhepunkt erreicht. Den inneren Schäden des Staatswesens und dem durch seine Usurpation neu angeregten meuterischen Geiste der Armee hatte Philipp nicht zu begegnen gewußt. Er hatte sich aber auch in der Wahl seiner Provinzialchefs mehrfach vergriffen. Namentlich sein Bruder Priscus, der im Orient ein höheres Kommando führte, war durch seinen schweren Steuerdruck und noch mehr durch seine widerwärtige Persönlichkeit zuletzt dermaßen unerträglich geworden, daß unter Führung eines gewissen Jotapian, der von Alexander dem Großen abstammen wollte, in Syrien ein Aufstand ausbrach. Viel bedenklicher noch war es, daß die damals vorzugsweise schwierigen Legionen in Mösien und Pannonien i. J. 249 den Obersten Marinus gegen Philipps in Mösien kommandirenden Schwager oder Schwiegersohn Severian als Kaiser aufstellten. Beide Bewegungen wurden nun allerdings wieder gedämpft. Nichtsdestoweniger zog die Meuterei an der Donau den Sturz Philipps nach sich.

Der Kaiser nämlich schickte jetzt einen der tüchtigsten und angesehensten Senatoren dieses Zeitalters, den tapferen und entschlossenen Decius als neuen Chef der mösischen und pannonischen Legionen nach Illyrien, der dort gründlich die Ordnung herstellen sollte. Umsonst hatte der wackere Mann, der die Folgen dieses Schrittes voraussah, die Aufgabe abgelehnt. Als er an der Donau erschien, nahm die Stimmung der dort befindlichen Armee eine neue Richtung. Sie kam auf den Gedanken, nicht nur jeder Strafe sich zu entziehen, sondern auch dem Reiche einen viel besseren Kaiser zu geben, indem sie dem Decius den Purpur, den er nicht suchte, geradezu aufzwang. So war wieder einmal ein Krieg um den Thron unvermeidlich. Von den beiden nunmehrigen Gegnern wurde rasch und mit großer Anstrengung gerüstet. Der Entscheidungskampf wurde, wie nunmehr noch oft geschehen sollte, in Oberitalien ausgefochten. In der Zeit zwischen dem Anfang Septembers und Mitte Oktober 249 kam es bei Verona zur Hauptschlacht, in welcher Philipp den Kürzeren zog. Es ist ungewiß, ob er selbst

im Gefecht den Tod fand oder erst nach der Niederlage durch seine Leute aus dem Wege geräumt wurde: genug, er selbst fand an der Etsch, sein Sohn in Rom unter den Händen der Garden den Tod, und Decius war jetzt unbestritten der neue Herr des Reiches. Es gehört nun aber zu dem tragischen Charakter dieses Zeitalters des schauerlichen Niederganges der römischen Macht und des alten Glanzes der antiken Welt, daß nunmehr gerade an mehreren ausgezeichneten Kaisern, die zugleich der Armee und dem Senat theuer und werth waren, die Sühne sich vollzieht für die schwere sittliche und politische Schuld der furchtbaren letzten Jahrzehnte.

Gajus Messius Quintus Trajanus Decius war, ähnlich wie die großen Ulpier und Aelier des zweiten Jahrhunderts, Mitglied einer überaus kernhaften Familie tüchtiger Provinzial-Romanen. Er stammte aus einer römischen, in Unterpannonien seiner Zeit angesiedelten, guten Familie, und war i. J. 201 zu Budalia bei Sirmium geboren. Er eröffnet die lange Reihe jener kraftvollen Herrscher- und Heldengestalten, die seit dieser Zeit aus den illyrischen Provinzen hervorgegangen sind. Ein tüchtiger Soldat und bewährter Feldherr, nun schon lange auch eines der angesehensten Mitglieder des Reichsrathes, und mit dem gleichgesinnten Valerian nahe befreundet, war er seit Marc Aurels Tagen endlich wieder ein Kaiser, der anders als die fürstlichen Romanen aus Afrika und Syrien ganz als Römer alten Schlages sich fühlte. Und in diesem Sinne gedachte er die Herrschaft zu führen. Wieder hatte der Senat die Aussicht, bestimmend in den Vordergrund zu treten. Weiter aber hoffte Decius, — ein Idealist, so weit ein Römer das zu sein vermochte, — durch Erneuerung der alten römischen Zucht der wachsenden inneren Zersetzung Meister werden zu können. Es ist für ihn charakteristisch, daß er auf den Gedanken kommen konnte, das alte Amt der Censoren mit seiner sittenrichterlichen, diskretionären Gewalt wieder herzustellen, und die Ernennung des ersten neuen Censors in die Hände des Reichsrathes zu geben. Zur Durchführung gelangte der Plan jedoch nicht, weil der durch Akklamation ausgezeichnete Valerian in klarer Erkenntniß der vielseitigen Mißlichkeit dieser Stellung in

Decius. (Rom, Capitol. Mus.)

damaliger Zeit die Annahme eines Amtes ablehnte, welches nur dem Augustus gebühre.

Der leutselige, rastlos thätige, von seltenem Pflichteifer und tiefem sittlichem Ernst erfüllte Decius wurde leider gerade durch seine altrömische Richtung dahin geführt, den ersten systematischen Feldzug gegen die christliche Bevölkerung des Reiches einzuleiten. Die Christen hatten seit Septimius Severus sich einer vieljährigen Ruhe und ungestörten Duldung zu erfreuen gehabt. Den Kaisern Alexander Severus und Philipp wird sogar eine bewußt günstige Gesinnung gegenüber den Christen zugeschrieben. Sicher ist wohl, daß die halborientalischen Kaiser der neuen Religion nicht mehr so instinktiv feindselig gegenüberstanden, wie die kraftvollen Römergestalten des Abendlandes. Die christliche Gemeinde hatte während der letzten Jahrzehnte an Zahl bedeutend zugenommen; das Christenthum begann allmählich auch in die höher gestellten und gebildeteren Schichten einzudringen. Gerade in der neuesten Zeit breitete sich die Kirche auch in dem außerhalb Lyon und Vienne bisher nur erst wenig berührten Gallien merkbar aus. Ihre Theilnahme an der litterarischen Produktion der Zeit war bereits nicht mehr zu verkennen. Namentlich Afrika brachte mehrere christliche Vertreter der dort neu ausgebildeten Latinität hervor, die meistens den Bahnen des alten Tertullian folgten. Die theils apologetischen, theils praktisch paränetischen Schriften, welche der rhetorisch gebildete Bischof von Karthago (seit 248), Thascius Cäcilius Cyprianus (von etwa 200—257 n. Chr.) in klarer, korrekter und gefälliger Darstellungsweise verfaßte, erfreuten sich eines dauernden Ansehens. In Commodianus aus dem philistäischen Gaza war sogar in der letzten Zeit ein christlicher Dichter aufgetreten, der allerdings mehr Feuer und religiöse Gluth, als formelle Gewandtheit entwickelte. Die Polemik innerhalb der Kirche selbst und mit den Sekten hatte die Gemeinde andauernd belebt. In Alexandria hatte es der geniale Grieche Origenes (geb. 185 n. Chr.) versucht, das Studium der damals neu erblühenden neuplatonischen Philosophie mit der christlichen Glaubenslehre zu verbinden, dadurch freilich auch einen litterarischen Kampf entzündet, der noch mehrere Jahrhunderte ihn überlebt hat. Die Entwicklung der provinziellen Synoden der christlichen Gemeinden war in vollem Gange. Freilich fehlte es auch bei diesem Wachsthum nicht an starken Schattenseiten. Viele schlimme Leidenschaften wurden aus der profanen Welt mit in das neue Leben hinübergenommen, und es wurde immer schwerer, bei Berührungen der christlichen Welt mit der antiken und bei Spaltungen und Gegensätzen, wie sie durch Verschiedenheit der Lehrmeinungen in den Gemeinden sich erzeugten, das hohe sittliche Niveau festzuhalten, welches die christliche Ethik forderte. Und schon damals führte die Leidenschaftlichkeit der Polemik manche Eiferer dahin, ihren Gegnern in starken Ausdrücken die schlimmsten Dinge nachzusagen: dieser schlimme Zug, der später die Erkenntniß der historischen Wahrheit in den Angaben über die Folgen der

Rivalität zwischen Arianern und Homousianern für die Forschung so sehr erschwert.

Nichtsdestoweniger war im Wesentlichen der Stand der Dinge für die Christen doch ein erfreulicher, als die veränderte Politik des Kaisers Decius Anlaß wurde, daß hier Spreu und Weizen sich von einander sonderten. Es war nur natürlich, daß Decius als Wiederhersteller altrömischen Wesens in den Christen principielle Gegner erkannte. Ihre Gegnerschaft gegen die Staatsreligion; ihre theilweise Weltflucht; ihre Existenz als ein neuer Staat im römischen Staate, und was sonst als spezifisch christlich dem spezifisch römischen Wesen entgegenstand, — dieses Alles ließ ihn gar nicht auf den Gedanken kommen, daß die sittliche Kraft, der Opfermuth und die starke innere Organisation der Christen für seine Reformpläne als ein mitwirkendes Moment dienen könnten. Ganz im Gegentheil: die Hebung und Förderung der alten Religion, die er offenbar anstrebte, und sein stolzes römisches Staatsbewußtsein bestimmte ihn, dem Christenthum den Kampf auf Leben und Tod anzusagen. So veranlaßte er denn die erste große und systematische Verfolgung dieses Theiles der Bevölkerung des Reiches. Seine Maßregeln wurden methodisch organisirt und hatten den bestimmten Zweck der Vernichtung des Christenthums.

Anscheinend zu Anfang d. J. 250 erhielten die Statthalter sämmtlicher Provinzen den peremtorischen Befehl, bei schwerer Strafe für den Fall der Säumigkeit oder Lässigkeit, — überall mit Strenge gegen die Christen vorzugehen und dieselben zu zwingen, zu der Staatsreligion zurückzukehren. Es war dabei nicht auf massenhafte gräßliche Metzeleien abgesehen; vielmehr sollte durch Entfaltung eines systematisch sich steigernden Terrorismus und durch einzelne Beispiele rücksichtsloser blutiger Justiz die Masse der Christen zum Abfall von ihrem Glauben geschreckt werden. Abgesehen von der Armee, wo man wohl besonders energisch auftrat, so war das Verfahren dieses. Die Christen wurden aufgefordert, bis zu einem bestimmten Termin dem Edikt des Decius nachzukommen, und durch irgend ein Opfer auf heidnischen Altären, am liebsten durch Weihrauchstreuen vor einem Kaiserbildniß, äußerlich der alten Religion zu huldigen. Geschah das nicht, so wurde erst das gerichtliche Verfahren eingeleitet, und schrittweise immer härtere Gewalt angewendet, je nach dem Grade der Standhaftigkeit der Christen, und der mehr oder minder milden oder grausamen Art der verschiedenen Statthalter. Eifriges Zureden, Gefängniß, Verbannung, oft genug aber auch raffinirte Greuel der Folter. Mit schlauer Berechnung wurde der Hauptstoß gegen die Bischöfe oder sonst angesehene Kleriker gerichtet, um die Gemeinden entweder führerlos zu machen, oder hier scharfe Schreckbeispiele zu geben; über viele dieser Männer ist damals die Todesstrafe verhängt worden. Wie Fabianus, der Bischof von Rom (21. Januar 250), so sind damals, namentlich im Osten des Reiches, gar manche höhere Geistliche der Verfolgung erlegen. Aber auch sonst fanden nicht wenige Christen, Greise so gut wie

Knaben, Frauen und Männer, damals ihren Untergang. Nur zu oft griff auch die fanatische Volkswuth ein, spielten gemeine Angeberei, Privathaß und Raubgier dabei ihre schmähliche Rolle. Besonders wüst verliefen die Dinge, wie immer, in dem allezeit wegen seines grausamen Pöbels gefürchteten Alexandria; auch in Kleinasien kamen arge Mordscenen vor; viel milder ging es in Afrika zu, wo den Christen, die ihre Güter preisgeben wollten, die freiwillige Verbannung nicht verwehrt wurde, der sich auch Bischof Cyprianus unterwarf, um aus der Ferne für seine Gemeinde zu wirken. Während in Griechenland nur vergleichsweise wenige Opfer fielen, so litten erheblich mehr in Rom, wo Decius zeitweise selbst die Verfolgung leitete, und namentlich die Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles nach Kräften zu verhindern bemüht war. Die Katakomben erhielten hier eine neue Füllung mit Leichen von Märtyrern. Damals war nun schon unter Bischof Zephyrinus (202—208) ein neuer Friedhof an der Via Appia auf den Gütern der Cäcilia gegründet, und — als der erste — staatlich anerkannt worden. Er führte seinen Namen nach Callistus, der zuerst als Archidiakonus ihn verwaltete, und hernach (208—222) selbst als Bischof regierte. Dieser Friedhof wurde die Ruhestätte seiner Nachfolger bis auf Miltiades, der 314 starb.

Die Decianische Verfolgung, so schlimm sie im Princip war, darf jedoch nicht als ein umfassendes Blutvergießen angesehen werden. Einerseits dauerte die akute Härte nicht sehr lange; andrerseits aber war damals die Zahl der bequemen Naturen in den Gemeinden erstaunlich groß, die es vorzogen, entweder die geforderten Opfer zu leisten, oder auf irgend welche Weise das Martyrium zu umgehen: ein Moment, welches einerseits viele schwächere Elemente aus den Gemeinden ausschied, andererseits aber später große Streitigkeiten in der Kirche veranlaßte über die Frage, ob solche Abgefallene nach vorhergegangener Reue und Buße wieder in die Gemeinden aufgenommen werden dürften oder nicht. Nichtsdestoweniger blieb für die Christen der Himmel jetzt noch lange umwölkt; denn neue und schwere Kalamitäten brachen über das Reich herein, die namentlich im Orient die Wuth der Massen immer wieder gegen sie aufstachelten.

Kaiser Decius behielt nicht lange Zeit, sich mit den inneren Zuständen des Reiches zu befassen. Die Tage waren gekommen, wo das römische Reich für lange den Anblick einer von allen Seiten blokirten und berannten Riesenfestung darbot, und wo alle Kräfte angespannt werden mußten, um dem furchtbaren Anprall der von der Donau her über das Reich sich ergießenden deutschen Völkerfluth zu begegnen. Es ist schwer, mit Bestimmtheit festzustellen, welches eigentlich der letzte Umstand oder Anstoß gewesen ist, der gerade in der Mitte des dritten Jahrhunderts die Gothen veranlaßt hat, ihre wuchtigen Angriffe auf das römische Reich zu richten. Man nimmt wohl an, daß die Vorenthaltung von jährlichen Geschenken, wie sie seit Alexander Severus gothische Häuptlinge erhalten, unter Philipp dazu mitgewirkt habe. Sicher ist es aber, daß jetzt wo die pontischen Völker die

Zustände des Reiches erkannt und die Grenzlandschaften rekognoscirt hatten, die Raubzüge nach den Donauländern immer gefährlicher wurden, und schließlich den Charakter von Eroberungszügen zu Ansiedelungen auf römischem Gebiet annahmen. Das führende Volk sind damals also die mächtigen und zahlreichen Gothen. Man unterschied unter ihnen zwei Haupttheile: die östlichen, zwischen Don und Dnjepr ausgebreiteten, die später gewöhnlich Ostgothen genannt werden, kannte man als Greutungen; die westlichen bis zu den südwestlichen Abhängen der Karpathen, später Westgothen geheißen, nannte man damals die Thervingen. Ihrem Anstoße aber folgten nun, — nicht gerade ihre gepidischen Stammesbrüder (S. 475 u. 554), wohl aber Völker, wie die dakischen Karpen, wie die mit ihnen nach Süden vorgerückten Theile der deutschen Heruler; dann die Boranen (zweifelhaften Stammes) und verschiedene der pontischen Völker sarmatischen Stammes, die alle durch ihre Unermüdlichkeit und — hier wieder die Gothen an der Spitze — durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen den Römern lange ebenso unbequem als gefährlich wurden.

Damals nun war bei den Gothen der dominirende Machthaber König Kniva, und dieser führte im Jahre 250 zuerst wieder seit dem Erlöschen des markomannischen Krieges einen gewaltigen Stoß mit dem deutschen Schwerte gegen die Romanen. Wahrscheinlich durch das blutige Ringen zwischen Decius und Philippus im Jahre 249 und die damit zusammenhängende Schwächung der römischen Posten in Mösien gefördert, hatte Kniva schon in diesem Jahre die gothischen Massen und was ihnen sonst folgte, gegen das untere Donauthal dirigirt. Große Schaaren drangen in die Dobrudscha ein und warfen sich endlich auf die feste Stadt Marcianopolis. Kniva selbst drang an der Donau hinauf, bis ihn endlich an der Festung Novä der mit der Grenzhut betraute Legat Gajus Vibius Trebonius Gallus aufhielt. Wo die Gothen auf tapfere Vertheidiger hinter festen Mauern stießen, pflegten sie damals fast regelmäßig den Kürzeren zu ziehen, während es lange dauerte, bis die Romanen und nachher die Milizen Kleinasiens namentlich in kleineren Gefechten den furchtbaren und erschreckenden Eindruck zu überwinden vermochten, den die hohen, wilden Gestalten, die flatternden Pelzmäntel, die feurigen Blicke und das furchtbare Kriegsgeschrei dieser nordischen Recken auf sie machte. Vor Marcianopolis erlitten die Gothen eine derbe Schlappe, und auch Kniva richtete gegen Novä nichts aus. Endlich gab er hier den Angriff auf und marschirte gegen Nikopolis am obern Jatrus. Inzwischen war aber zu Ende des Jahres 249 des Kaisers Sohn, der junge Cäsar Herennius Etruskus Messius Decius, doch wohl mit den illyrischen Legionen, die sein Vater bei Verona geführt hatte, nach Mösien vorgerückt, um einstweilen den gothischen Krieg zu leiten, bis der Kaiser selbst erscheinen konnte. Nun warfen sich die Gothen in die Schluchten des Balkan, um nach Ueberschreitung des Gebirges womöglich die reiche Stadt Philippopolis im eigentlichen Thrakien zu überrennen. Hier hielten sich die Truppen und die thrakischen Milizen unter dem makedonischen Statthalter L. Priscus mit großer

Tapferkeit. Als aber das römiſche Heer bei Ueberſchreitung des Gebirges in der Gegend von Beröa Seitens der Gothen überraſchend angegriffen, geſchlagen und zerſprengt, auf die Donauſeſtungen zurückgeworfen war: da hielt ſich Philippopolis nicht lange mehr. Feigheit oder Verrath des Priscus gab die Stadt den Gothen in die Hände, die nun auf dieſer Stelle ein entſetzliches Blutbad anrichteten, dann aber einen Theil des thrakiſchen und makedoniſchen platten Landes ſchrecklich plünderten und verheerten.

Unter dieſen Umſtänden eilte Kaiſer Decius mit ſeinem Freunde Valerian perſönlich nach dem Kriegsſchauplatze; zu Ende des Jahres 250. Es galt, gleichzeitig nach allen Richtungen die größten rettenden Anſtrengungen zu machen. Die Reſte der geſchlagenen Truppen wurden geſammelt, ein neues mobiles Heer zuſammengezogen, ſelbſt unter den barbariſchen Völkern friſch geworben. Dann aber mußte der noch in römiſcher Hand befindliche Theil der dakiſchen Kantone reorganiſirt, die hier wichtigen Punkte verſtärkt und verſchanzt werden. Es mußten ferner in dem Inneren der Balkanhalbinſel die wichtigen ſtädtiſchen Bollwerke, wie Theſſalonike, und die ſtrategiſch entſcheidenden Paßlandſchaften in Eile beſetzt und verſtärkt werden. Damals erhielt auch ein junger Offizier, — derſelbe, der endlich nach 18 grauenvollen Jahren als Kaiſer der Retter der römiſchen Welt werden ſollte, die Aufgabe, die Thermopylen zu decken. Es war der ausgezeichnete illyriſche Romane Marcus Aurelius Claudius aus Dardanien, der ſchon in jungen Jahren, — er war, ſo ſcheint es, am 10. Mai 225 geboren, eines Gordian illegitimer Sohn, — ſeine glänzende militäriſche Befähigung ſo deutlich zu erkennen gab, daß Decius den jungen Oberſt unter der Aufſicht des Statthalters von Achaja mit der Aufgabe betraute, die Oetapäſſe zu hüten. Der Mangel aber an Truppen war momentan ſo groß, daß Claudius von alten Soldaten nur 260 Mann leichter Truppen und 160 Reiter erhalten konnte, und ſich tauſend Rekruten erſt einſchulen mußte.

Als endlich das Netz überall geſchloſſen, die römiſche Armee wieder ſchlagfertig war, konnte in Thrakien das Keſſeltreiben auf die Gothen beginnen. Aber zum Entſetzen des Reiches ſchloß der glänzend angelegte Feldzug im Jahre 251 mit einer ſchrecklichen Kataſtrophe. Zuerſt wurden die gothiſchen Schaaren überall aus dem Felde geſchlagen, und hätten endlich gern alle Beute fahren laſſen, um dadurch den freien Abzug über die Donau zu erkaufen. Das aber wollte und konnte Decius ihnen nicht zugeſtehen. So kam es denn in der Dobrudſcha bei Abritum oder Forum Trebonii tief im November 251 zu der furchtbaren Entſcheidungsſchlacht. Anfangs ſehr glücklich, geriethen die Römer bei ungeſtümem Vordringen zuletzt in einen gefährlichen Sumpf, der die letzten Maſſen der Gothen deckte, und fanden hier, Decius mit ihnen, in dem tückiſchen Moore und unter dem Pfeilhagel der Gegner einen ſchauerlichen Untergang. Es war das ſchreckliche Gegenſtück zu der Kataſtrophe des Varus im Lippiſchen Walde.

Zweites Kapitel.

Die Auflösung des Reiches.

Der Eindruck, den die Kunde von dieser schweren Niederlage auf die Völker des Reiches machte, war im höchsten Grade niederschlagend. Ueberall hatte man das Gefühl, daß es mit der alten Größe Roms zu Ende gehe. Unmittelbar freilich wurde man nicht sogleich wieder bedroht. Die Gothen, durch den Legaten Gallus nicht weiter aufgehalten, kehrten über die Donau mit ihrem Raube zurück. Das Reich fand sofort einen neuen Kaiser in eben diesem Gallus, einem Römer aus Perusia, dem nachher die Schuld beigemessen worden ist, er habe aus Herrschbegier heimliche Verbindungen mit den Gothen angeknüpft und verrätherischer Weise den Decius veranlaßt, sich auf das gefährliche Terrain zu begeben, in welchem dieser den Tod fand. Einstweilen veranlaßte er jedoch, daß sowohl des Decius zweiter Sohn Valens Hostilianus, wie sein eigener, Volusianus, zu Cäsaren erhoben wurden. Darauf aber schloß er mit den Gothen einen schimpflichen Frieden, durch welchen sie ihre ganze Beute behielten und ihnen ein jährlicher Tribut bewilligt wurde. Dann kehrte er (252) nach der Residenz zurück.

Die Römer hatten jedoch nicht viel Zeit, an die brennende Schande zu denken; denn schon war im Inneren des Reiches ein neuer gefährlicher Feind im Anzuge, der zu den Schrecknissen der Münzkrisis und der feindlichen Angriffe gesellt, erbarmungslos die Kräfte der Völker des Reiches verzehrte, und sehr wesentlich die grauenvolle Signatur der nächsten zwanzig Jahre verschärfen half, — nämlich die Pest. Seit 251 nämlich breitete sich wieder, diesmal vom obern Nil her, eine zerstörende Epidemie über die Provinzen des Reiches aus. Wesentliche Symptome dieser (sogenannten „Cyprianischen",) höchst ansteckenden Pest waren starkes Fieber, Pusteln, Durchfälle, viel Erbrechen, starke Affektion des Schlundes, Röthe der Augen, auch wohl brandige Zerstörung der Füße und Lähmung der untern Extremitäten, Taubheit und Blindheit, dazu rasender Durst. Ob es eine Bubonenpest, ob es ein Typhus oder eine Blatternepidemie gewesen, ist unter den Sachverständigen zweifelhaft. Genug, die Seuche suchte zunächst Aegypten und Alexandrien furchtbar heim, und verbreitete sich dann auf dem seit Thukydides' Zeiten gewöhnlichen Wege theils über Asien, theils über die Balkanhalbinsel, und drang jedenfalls durch den Schiffsverkehr, nach Italien und Rom vor, wo seit dem Spätsommer 252 die Verheerungen schrecklich wurden. Auch der Cäsar Hostilianus starb. Besonders empfindlich aber wurde die Menschenverwüstung in den nur erst durch den Gothenkrieg so schwer heimgesuchten Ländern der Balkanhalbinsel. Es ist nun nicht sicher festzustellen, ob bis über die Zeit hinaus, wo nachmals noch der große Kaiser Claudius der Pest erlag, immer dieselbe Epidemie weiter gewüthet hat. Gleichviel aber, ob es so sich ver-

hielt und also nach mehrfachen Zeiten des Sinkens der Zerstörungswuth die Epidemie wiederholt wieder akuter auftrat, oder ob mehrere verschiedene Seuchen damals nach einander auftraten: jedenfalls wirkte diese Pest ganz vorzugsweise unheilvoll auf das Reich. Unmittelbar nämlich decimirte sie namentlich in der Osthälfte des Reiches die Reihen der kämpfenden Truppen und richtete auf dem Lande wie in den Städten wiederholt schlimme Verheerungen an; und es half wenig, daß sie zuweilen auch zu den Feinden hinübersprang und unter denselben Schrecken und Jammer verbreitete. Dazu aber wirkte sie, im Verein mit der wiederholt sie begleitenden Theurung und theilweiser Hungersnoth, und mit der chronischen, in den nächsten Jahrzehnten immer schärfer in den Vordergrund tretenden Münzkrisis gewaltig mit dahin, die Lebens- und Widerstandskraft der Völker des Reiches gegen die Angriffe der auswärtigen Feinde zu schwächen und zu lähmen. Und für die späteren Zeiten bereiteten die Kalamitäten und der Jammer dieser Epoche, bereiteten die Verwüstungen namentlich auch dieser Epidemieen einerseits, die physische Ausartung und Verkommenheit der späteren Generationen andrerseits im Verein mit unaufhörlichen äußeren und inneren Kriegen eine Lage des Reiches vor, wo die massenhafte Durchsetzung des Volkes in den verödeten Provinzen mit fremden Ansiedlern immer unabweisbarer wurde.

Einstweilen unterstützte die große Politik der Machthaber im römischen Reiche die durch die Arbeit der Pest eingeleitete innere Auflösung. Der schmachvolle Friede des Gallus mit den Gothen erbitterte die Armee an der Donau um so mehr, weil er dem Reiche nicht einmal Ruhe gewährte, sondern von verschiedenen der Grenzvölker, namentlich von den Bundesgenossen der Gothen, wie auch von Stämmen, die in den Vertrag nicht mit eingeschlossen waren, gar nicht ernstlich beachtet wurde. Da wußte der neue Legat der mösischen und der pannonischen Legionen, M. Aemilius Aemilianus, ein tapferer und entschlossener General mauretanischer Abkunft, das Ehrgefühl und die Zuversicht seiner Soldaten aufzustacheln. Er versprach ihnen als Lohn den Tribut, der den Gothen gezahlt wurde, und wußte wirklich durch glücklichen Ueberfall eine in das Reich eingedrungene feindliche Schaar zu vernichten. Dann überschritt er die Donau und brachte den Feinden noch weitere erhebliche Schläge bei. Das war in der ersten Hälfte des Jahres 253 n. Chr. geschehen. Leider aber waren weder die Soldaten noch ihr Feldherr mit solchen Erfolgen zufrieden. Die Erhebung Aemilians zum Gegenkaiser in der Mitte des Jahres 253 gab das Signal zu einem neuen Thronkriege, der zwar ziemlich schnell verlief, aber für die äußere Lage des Reiches in ganz überraschender Weise verderblich geworden ist. Denn die durch den neuen inneren Krieg veranlaßte Entblößung der Rhein- und Donaulinie wurde nun Anlaß, daß auf drei Hauptstellen gewaltige deutsche Massen sich auf das Reich stürzten: während der Tod des Decius und der innere Krieg gleichzeitig auch die Perser zur Wiedereröffnung ihrer Angriffe, diesmal in großartigem Style, gelockt hatte.

Aemilianus also marschirte nach seiner Erhebung mit der illyrischen Armee nach Italien, wo abermals die große Entscheidung fallen sollte. Kaiser Gallus aber war nicht gewillt, sofort die Waffen zu strecken, sondern stellte kräftige Rüstungen an. Vor Allem gebot er dem Valerian, damals Befehlshaber in Rätien und Noricum, die rheinischen Armeekorps nach Italien zu rufen. Es scheint, daß dieser Feldherr sich nicht allzusehr beeilt hat, dem Gallus zu Hülfe zu kommen. Wenigstens befand er sich noch in den Alpenprovinzen, als sich das Schicksal des Gallus entschied. Aemilian war unaufhaltsam tief in die italische Halbinsel vorgedrungen. Erst bei Interamna (jetzt Terni) im südlichen Umbrien, nur noch 10 Meilen von der Reichshauptstadt entfernt, traf er auf die Truppen, die Gallus und Volusian ihm entgegenstellten. Zu einem ernsthaften Kampfe kam es aber nicht. Aemilians bisherige Haltung und die stärkere Zahl seines Heeres wirkte so kräftig, daß die eigenen Soldaten seines Gegners diesen und seinen Sohn ermordeten; zu Anfang (im Februar) des Jahres 254. Nun konnte Aemilian ohne Schwertstreich in Rom einziehen und sich von dem Reichsrath als Kaiser anerkennen lassen, dem gegenüber er die größte Ergebenheit an den Tag legte. Seine Herrschaft ließ sich nicht übel an; aber er sollte derselben nicht lange froh werden. Denn schnell genug erfuhr man, daß schon im Jahre 253, schon vor des Gallus Tode, General Valerian, der damals als Mensch und Feldherr überall im höchsten Ansehen stand, dem Wunsche seiner Offiziere nachgegeben und auch seinerseits den Purpur genommen hatte. So schien denn ein neuer Bürgerkrieg unvermeidlich. Jetzt aber machte sich ein anderes Element bemerklich, welches bis zu der Erhebung Diokletians auf den Thron nun wiederholt in den Vordergrund tritt. Mochte immer das römische Heer damals moralisch tief korrumpirt, der gemeine Mann und die Masse der Centurionen damals arg verwöhnt und jeden Augenblick zur Meuterei geneigt sein: die hereingebrochene eiserne Zeit hatte bereits wieder einen trefflichen Stab entstehen lassen, wie er seit des Septimius Severus Tode, — während der langen Epoche, wo keiner der Kaiser zugleich ein tüchtiger Feldherr, — der Armee nur zu sehr abhanden gekommen war. Und diese Stabsoffiziere, so scheint es, waren es jetzt, die keinen neuen Bürgerkrieg wollten. Die Niederlage des Aemilian schien seinen Legaten gewiß. Valerian war nach Aller Ansicht weit mehr zur Herrschaft berufen, als sein jetziger Gegner. So scheinen zwischen den Hauptquartieren beider Kaiser lebhafte Verhandlungen stattgefunden zu haben, deren Ergebniß es war, daß Aemilian auf dem Marsche nach Norden gegen die Legionen des nun rasch sich nähernden Valerian, nur drei Monate nach seinem Einzuge in Rom, im Mai 254 von seinen eigenen Leuten bei einer Brücke in der Nähe von Spoletium niedergehauen wurde. Er so wenig wie Gallus hatte das fünfzigste Lebensjahr erreicht.

Unter diesen Umständen zauderte der Senat, bei dem Valerian ohnehin sehr angesehen war, nicht lange, die Anerkennung des Lieblings der

Armee auszusprechen. Gleichzeitig (im Juni 254) erlangte dessen (damals 35 jähriger) Sohn Publius Licinius Gallienus die Bestätigung des hohen Hauses für die Theilnahme an der Regierung, zu der sein Vater ihn schon im Jahre 253 berufen hatte.

Der neue Herr des römischen Reiches, Gajus Publius Licinius Valerianus, des Valerius Sohn, ein Römer von vornehmem Geschlecht, und wahrscheinlich um 190 n. Chr. geboren, wurde von den Völkern des Reiches und namentlich in der Hauptstadt mit allgemeiner Freude begrüßt. Die Hoffnung war allgemein, daß jetzt endlich der rechte Mann gefunden worden sei, dem es gelingen werde, die furchtbare Noth der Zeit siegreich zu überwinden. Man hatte in der That Grund genug zu solcher Annahme. Valerian war nicht nur eine edle und sittlich tüchtige Natur, und wenig berührt von der tiefen Entartung seiner meisten Zeitgenossen. Wie Decius hatte er, ohne dessen Idealismus zu theilen, ein Bewußtsein der alten römischen Größe und Tüchtigkeit, und galt in Civil- und Kriegsgeschäften als ein vielbewährter Staatsmann. Ein hochgebildeter Freund der Kunst und Wissenschaft, würde er in günstigerer Zeit bei seiner schlichten und gewissenhaften Art, bei seiner nüchternen Klugheit, bei seiner ernsten und rechtschaffenen Sinnesweise wahrscheinlich auch eine sehr glückliche Regierung geführt haben. Aber zu seinem Unheil waren die Schwierigkeiten, die sich ihm jetzt entgegenstellten, so riesig groß, daß die frische Zuversicht, mit welcher der angehende Sechziger die Zügel der Regierung in die Hand nahm, allmählich in müde und hoffnungslose Verzagtheit umschlug.

Gallienus. (Rom, Capitol. Mus.)

Was Valerianus in unermüdlicher Thätigkeit und Sorge für das

Reich wirklich geleiſtet hat, iſt erſt nach ſeinem und ſeines Sohnes Ausgang recht klar zu Tage getreten. Sein bleibendes Verdienſt um die Zukunft des Reiches beſtand hauptſächlich darin, daß er mit glücklichem Blick und ſicherer Hand für die vielen wichtigen Civil- und Kriegsämter die rechten Männer zu finden verſtand. Durch Valerian, der wahres Verdienſt zu fördern und ärmere, aber begabte Männer auf verſchiedene Weiſe zu heben bemüht war, iſt vor Allem jener impoſante Generalſtab geſchaffen worden, in deſſen Reihen nahezu ſämmtliche jener ausgezeichneten Männer ſich befanden, die nachher bis zu Diokletians Zeit als die Retter des Reiches auftraten. Dabei gehörte Valerian zu den einſichtigen Regenten, die neidlos fremde Größe zu würdigen vermögen, und auf den verſtändigen Rath wohlmeinender und wohlbefähigter Freunde mit männlicher Geradheit einzugehen nicht zaudern. Nur ſein Sohn, der junge Auguſtus Gallienus, bei manchen nicht unbedenklichen Schwächen immerhin ein Mann von nicht gemeiner Begabung, war nur eine unſichere Stütze für den alten Herrn; damals hauptſächlich, weil er es nicht verſtand, die Treue der großen Generale an ſeine Perſon zu feſſeln. Und doch wäre gerade dieſes im höchſten Grade wünſchenswerth geweſen; denn die militäriſchen Aufgaben dieſer Zeit nahmen gleich bei Valerians Thronbeſteigung eine ganz koloſſale Ausdehnung an.

Goldmünze von Valerianus mit der Umſchrift: IMP. C(aius) P(ublius) LIC(inius) VALERIANVS AVG.

Der erſte Hülferuf drang nach Rom von der Balkanhalbinſel. Während nämlich Aemilianus im Sommer 253 die illyriſchen Legionen nach Italien geführt hatte, waren gewaltige nordiſche Völkermaſſen über die Donau gezogen, an ihrer Spitze diesmal im Oſten die Gothen, im Weſten die Markomannen, und überſchwemmten alles Land in Thrakien und Makedonien; ihre Streifzüge dehnten ſich bis zu den Grenzen von Griechenland und von Italien aus. Die Noth war groß; indeſſen wußten doch einzelne römiſche Heerführer wacker zu widerſtehen, und die romaniſche wie die griechiſche Bürgerbevölkerung ſah ſich genöthigt, nach langer Ruhe ſich zu ermannen und neben den regelmäßigen Truppen die Mauern ihrer Städte zu vertheidigen. Byzantion, damals nur erſt eine Mittelſtadt und noch dazu ſeit Severs Zeit (S. 499) nicht mehr ſturmfrei, konnte nur wenig wirken. Dafür wurde die heldenmüthige, noch neuerdings von Decius durch eine friſche Kolonie verſtärkte Stadt Theſſalonike, wo der tapfere Legat Valens kommandirte, das ſtarke Bollwerk der großen Halbinſel. An ihren Baſtionen brach ſich die wilde Fluth der deutſchen, ſarmatiſchen und getiſchen Schaaren. Während in Achaja die Griechen zu Landmilizen zuſammentraten, die Thermopylen und andere Päſſe ſperrten, die Athener ihre Stadtmauer wieder vertheidigungsfähig machten, die Peloponneſier nach uralter Praxis wieder eine Mauer über den Iſthmos zogen, hielt die makedoniſche Seehauptſtadt tapfer den nordiſchen Anprall aus, bis nach Valerians Thron-

beſteigung die illyriſchen Legionen wieder nach der Donau marſchiren konnten. Und nun begann ein mehrjähriges Ringen der Römer um die Sicherung der Donaulinie.

Bei der Fülle der Aufgaben, welche die Oſthälfte des Reiches dem Kaiſer ſtellte, überließ Valerian damals die Sorge für den Weſten ſeinem Sohne. Er ſelbſt war in erſter Linie bemüht, die Balkanhalbinſel zu ſichern. Es wurde nöthig (S. 538), den Armeebefehl von der Provinzialverwaltung zu trennen und einen Generalkommandeur der illyriſchen Provinzen zu ernennen, der über alle Streitkräfte in Pannonien, Dalmatien, Dakien, Möſien und Thrakien zu verfügen hatte, während die einzelnen Corps und beſtimmte Terrainabſchnitte unter verſchiedenen, von ihm abhängigen „Duces" ſtanden. Und nun gelang es in der That den alten und den jungen Generalen des Valerian, — Männern wie Ulpius Crinitus, dieſer ein Held erſten Ranges, der ſeine Abkunft auf Kaiſer Trajan zurückführte, wie Macrian, wie Ingenuus und Regalianus, wie Claudius, Aurelian und Probus, unter vielſeitigen Mühen die Legionen wieder zu disciplíniren und zu ſchulen, und den oſtgermaniſchen Völkern die Donau ſicher zu verſchließen. Die dakiſchen Kantone freilich galten ſeit 256 als verloren; nur der ſiebenbürgiſche Kern dieſes Landes, die Hauptfeſtungen und die Goldbergwerke, wurden noch immer unter den größten Anſtregungen behauptet.

Nun aber wollte es Roms Unſtern, daß der Kaiſer weder die Zeit, noch die Mittel behielt, um dieſer ſchwer gefährdeten Fronte des Reiches dauernd ſeine Aufmerkſamkeit und ſeine volle Kraft zuwenden zu können. Denn während auf der Balkanhalbinſel hinter den Legionen Peſt und Hunger zerſtörend arbeiteten, ſtand auch der Orient in vollen Flammen. Der Perſerkönig Sapor I. hatte ſeine Zeit nur allzugut benutzt. In ſeinem ebenſo zähen als wilden Haſſe gegen die Abendländer hatte er zunächſt durch einen großen Schlag Armenien gänzlich an ſich gebracht. Der ſtets zu den Römern neigende arſakidiſche König Chosroës (S. 542 fg.) war im Jahre 253 auf ſeine Veranlaſſung durch Anac, einen ſeiner Agenten, ſammt der übrigen Familie ermordet worden. Nur des armeniſchen Königs jugendlichen Sohn Tertad (Tiridates) vermochte ein treuer Statthalter, Artavasdes, aus dem Hauſe Mandakuni, zu den Römern zu retten, bei denen dieſer dann lange Jahre als Prätendent lebte. Sapor aber machte Armenien für lange zu einer perſiſchen Satrapie, ließ als echter aſiatiſcher Bluthund die Familie des Artavasdes niederhauen, zwang den Armeniern die iraniſche Religion auf, und warf ſich dann 254 auf das römiſche Meſopotamien, wo Niſibis und Karrhä in ſeine Hand fielen. Und nun bot ihm die Zerrüttung des römiſchen Reiches noch glänzendere Chancen. Seit der Zeit, wo aller Orten die Reichsgrenzen von feindlichen Heeren überſchritten wurde, traten nicht nur wiederholt Proletarier und Sklaven auf die Seite der Eindringlinge, ſondern es fehlte auch nicht an Leuten beſſeren Standes, die — mit ihren Landsleuten zerfallen — an ihren Mitbürgern und am Reich zu offenbaren

Verräthern wurden. Namentlich aber regen ſich ſeit der Zeit, wo die Saſaniden als kraftvolle Vertreter der Orientalen in den Vordergrund treten, im römiſchen Orient ſüdlich vom Tauros immer ſtärker ſolche Elemente, die ganz beſtimmt auf Abfall vom Reiche ſinnen. Damals war es ein Syrer von Antiochia, der Wüſtling Kyriades, der — wegen ſchlechter Lebensführung mit ſeinem Vater zerfallen, bei zerrütteten Verhältniſſen in einer durch die Perſer geförderten Revolution das Mittel zu finden hoffte, um als ſyriſcher Kaiſer aufzutreten. Dieſer Frevler alſo ſetzte ſich mit Sapor in Verbindung, und machte es möglich, daß die perſiſche Armee — im Herbſt, Oktober 255, oder im Sommer 256, das herrliche Antiochia überrennen, plündern und theilweiſe zerſtören konnte.

Unter dieſen Umſtänden blieb Valerian nichts übrig als in aller Eile (256) nach Syrien zu ziehen. Nun wurde allerdings Antiochia ſofort wieder gewonnen und mit aller Energie die Wiederherſtellung der Stadt begonnen. Alle weiteren Bewegungen aber der Römer in Aſien gegen die Perſer wurden ſehr erheblich dadurch erſchwert, daß die Gothen nun auch den Weg über das ſchwarze Meer nach Kleinaſien gefunden hatten.

Es war den Gothen und den ihnen folgenden Völkern gelungen, auch die alten helleniſchen Landſchaften auf der Krim und in deren Nähe zu gewinnen, die früher das Bosporaniſche Reich genannt wurden. Damit und durch die ſchmiegſame Politik der den Gothen noch nicht unmittelbar unterworfenen Bürger der Städte dieſer Gegenden kamen die Sieger nun in den Beſitz zahlreicher kleiner Schnellſegler, mit denen ſie nunmehr, zuerſt von ſeetüchtigen griechiſchen Matroſen geführt, ſchnell genug aber ſelbſt zu kühnen Seefahrern umgewandelt, zunächſt die Küſten des ſchwarzen Meeres, und ſpäter auch die griechiſchen Gewäſſer mit einem Erfolge und einer Kühnheit heimſuchten, die an die Züge der Normannen erinnert. Ein erſter größerer Verſuch freilich der Heruler und Boranen gegen Pityus am kolchiſchen Strande im Jahre 255 ſcheiterte gänzlich an der Energie und Entſchloſſenheit des Kommandanten Successianus. Nun aber berief dieſen Valerian im Jahre 256 zu ſich als Gardepräfekten nach Antiochia, um ihm hier die Leitung der Herſtellungsarbeiten zu übertragen. Und als nun die pontiſchen Germanen im Jahre 256 oder 257 mit ſtärkerer Macht das ſchwarze Meer überſchritten, ſcheiterte zwar ihr Angriff auf Phaſis; dagegen fielen nicht nur Pityus, ſondern bei der Feigheit der Beſatzung auch das herrliche Trapezunt in ihre Hände, um geplündert und zerſtört zu werden. Valerian mußte ſelbſt nach Kappadokien ziehen, um weiteren Einbrüchen der Gothen und deren Verbindung mit den Perſern zu wehren.

Und nun reiften auch im Abendlande die unheilvollen Ereigniſſe, welche bereits die ſchauderhafte Auflöſung, der im nächſten Jahrzehnt das Reich verfallen ſollte, vorbereiteten. Zu den gefährlichen Feinden des Reiches waren in neueſter Zeit außer den Markomannen an der Donau und den Alamannen an dem Hadrianswall nun auch noch die deutſchen Rheinfranken getreten.

Der neue Name der Franken scheint zuerst seit Alexander Severus' Zeit gehört worden zu sein. Die deutschen Völker jedoch, die sich nach Art der Markomannen und der Alamannen allmählich zu dieser neuen Völkergruppe zusammengeballt hatten und seit der Mitte des dritten Jahrhunderts in die Reihe der Zerstörer des römischen Reiches eintreten, waren den Römern durchaus nicht unbekannt. Sie sahen jetzt die alten Stämme der Chamaver, Attuarier und Amsivarier, die Sigambrer, einen tüchtigen Theil der Brukterer und der altgefürchteten Katten, wie auch batavische Elemente wieder als Gegner sich gegenüberstehen; nun aber durch die Lage der Zeit und durch die enge Verbündung unter einander dem Reiche weit gefährlicher, als in Trajans Tagen. Im Ganzen hat es allerdings ziemlich lange gewährt, bis diese niederrheinischen Völker in solcher Weise aggressiv und stürmisch gegen das Reich vorgingen, wie damals die Alamannen. Und gerade Franken sind es, die seit dieser Periode für lange Jahrzehnte theils als hochgestellte Offiziere, theils als Ansiedler und Söldner der Römer ganz vorzugsweise das deutsche Material bilden, mit welchem die Kaiser die Angriffskolonnen anderer deutscher Völker, wie jene der persischen Großkönige abzuwehren sich bemüht haben. Aber wenn auch im Ganzen die Ausbreitung der Franken, die wahrscheinlich auf der batavischen Seite begann, nur sehr langsam sich vollzog, so waren sie doch ersichtlich seit Gordians III. Ausgange und nun wieder seit der Katastrophe des Decius und der Erhebung Aemilians als sehr gefährliche Raubschaaren in Gallien eingebrochen. Und ihr damaliges Auftreten, welchem die neuen Einbrüche der Alamannen in das Innere der oberrheinischen Römerlandschaften sehr unangenehm sekundirten, war für die Römer zur Zeit namentlich aus dem Grunde so sehr bedenklich, weil seit Hadrian (S. 396) das Rheinland nur relativ schwach besetzt, weil die Hauptmacht der Legionen seit langer Zeit zwischen Rätien und dem schwarzen Meere aufgestellt, und weil bei den Verwüstungen der Pest und bei der immer kritischer sich gestaltenden Lage der Reichsfinanzen die Aufbietung neuer Heereskörper aus dem Reiche selbst immer schwieriger geworden war.

Postumus. Goldmünze mit der Umschrift: POSTVMVS AVG.

Seit 255 hat Gallienus die gallische Ostgrenze zu schützen sich bemüht. Ihm zur Seite hatte Valerian einen ausgezeichneten Mann gestellt, nämlich den Marcus Cassianus Latinius Postumus, der von geringer Abkunft sich durch eigenes Verdienst in die Höhe gearbeitet hatte, und jetzt zum Statthalter in Gallien und Chef der Rheinarmee ernannt wurde. Er galt bei Valerian und bei den Zeitgenossen als ein überaus wackerer Mensch und besaß bei großer Schärfe des Verstandes und erstaunlicher Gewandtheit des Geistes große Talente, die ihn zu einem trefflichen Verwaltungsbeamten und sehr tüchtigen Feldherrn gemacht hatten. Dieser gewaltige Mensch sollte also als leitender Rathgeber dem jungen Gallienus zur Seite stehen. Für mehrere Jahre hatte das auch guten Erfolg.

Ein schlimmes Unheil freilich wurde nicht verhütet. Wie es scheint im Jahre 256 drang doch ein starker fränkischer Hause in das innere Gallien ein, und es hat nahezu zwölf Jahre gedauert, bis die Trümmer desselben verschwanden. Aber ein Theil dieser Franken hat auch die Pyrenäen passiren, Spanien plündernd durchziehen, 261 selbst Tarragona grausam heimsuchen können; einige Trupps sollen selbst Afrika erreicht haben. Dagegen waren die Alamannen hinter den Neckar gedrängt worden, und unter riesigen Anstrengungen gelang es, das zur Zeit vorzugsweise bedrohte Rheinthal von Mainz bis Coblenz und das Gebiet der Mosel ernsthaft zu schützen und Valerians vollen Dank zu erwerben. Leider aber gehörte zu des Gallienus namentlich für diese Zeit höchst bedenklichen Eigenschaften der üble Umstand, daß er nicht wie sein Vater neidlos Männer von überlegener Größe an seiner Seite zu betrachten vermochte, und theils aus Eifersucht, theils aus Rücksicht auf seine persönlichen Interessen als Regent Schritte that, die nur zu sehr geneigt waren, solche Leute ihm zu entfremden. Das zeigte sich in geradezu verhängnißvoller Weise zuerst im Jahre 258, wo ihn die Botschaft vom Rhein abrief, daß in Pannonien eine Empörung gegen das Kaiserhaus ausgebrochen war.

Wir berühren damit den Anfang der unheilvollen Entwickelung und zugleich jener düsteren Zeiten, welche die späteren römischen Historiker, — bei der damaligen Praxis, einen Usurpator „Tyrannus" zu nennen, — in thörichter und gesuchter Erinnerung an Athens Schicksal nach der Schlacht bei Aegospotamoi das Zeitalter der „dreißig Tyrannen" zu nennen beliebt haben. Es ist vielmehr die furchtbare Episode der Pronunciamientos und des „Provinzialkaiserthums" der römischen Heerführer. Die schreckliche Erscheinung, daß seit 258 fast Schlag auf Schlag die Chefs verschiedener Heere und Provinzen sich für selbständig erklären, den Purpur nehmen, und theils mit Gallienus um die Krone kämpfen, theils nur ihre Provinzen selbständig zu regieren trachten, dadurch aber mit nur Einer Ausnahme die Noth im Reiche auf eine unerhörte Höhe steigern, erklärt sich aus einem Zusammenwirken sehr verschiedener Umstände. Mehrere der namhafteren dieser Provinzialkaiser, namentlich nach Valerians traurigem Ausgange, sind durch den Gegensatz zu Gallienus bestimmt worden, der ihnen trotz mancher guten Eigenschaft weder als Feldherr, noch als Regent imponirte, der auch diesen oder jenen empfindlich verletzt hatte. Wenn aber die Feldherren selbst zu solchem Schritte sich verstiegen, so war es natürlich, daß der alte meuterische Sinn der Legionen sich neu entfesselte. Und da jedes solcher Pronunciamientos für die Soldaten und Offiziere erhebliche Vortheile an Geschenken und Avancements mit sich brachte, so rief die Laune derselben nun wiederholt zwischen den großen Erhebungen auch noch mehrere sekundäre und ephemere hervor. Schlossen sich hieran schnell genug noch andere, völlig frivole Empörungen, so war wenigstens die großartigste Erhebung, die im Orient, für eine Reihe von Jahren nur durch die Nothwendigkeit, den Persern erfolgreich

die Spitze zu bieten, motivirt und daher von Rom aus sanktionirt. Noch andere mögen endlich durch die Stimmung der Provinzialen selbst hervorgerufen sein, die unter Umständen, sei es aus Unwillen gegen einen Befehl der Centralregierung, sei es aus Begeisterung für ihren zeitweiligen, meist blutsverwandten Chef, dessen Ehrgeiz die Richtung auf den Purpur gaben.

Namentlich solche Motive mögen die Empörung des Jahres 258 zuerst bestimmt haben. Damals nämlich wurde der in Kämpfen mit Gothen und Sarmaten erprobte General Ingenuus, ein Liebling der Truppen und Provinzialen, neuerdings aber dem Gallienus entfremdet und verdächtig geworden, von seinen mösischen und pannonischen Legionen zum Gegenkaiser erhoben. Da der alte Valerian überreich durch Gothen und Perser beschäftigt war, so eilte Gallienus vom Rhein nach Illyrien, um den Usurpator zu bekämpfen. In seiner unzeitigen Eifersucht aber auf den stolzen und selbständigen Postumus, der die volle Liebe der gallischen Provinzialen besaß, ließ er als Repräsentanten des Kaiserhauses in Köln seinen jugendlichen Sohn Cornelius Saloninus (von der Kaiserin Julia Cornelia Salonina) als Cäsar zurück, und stellte dem 13jährigen Knaben den Silvanus als Rathgeber zur Seite. Damit war die Drachensaat ausgestreut, die bald blutig aufgehen sollte.

Sobald nun Gallienus die nöthigen Truppen zur Hand hatte, wandte er sich nach Illyrien und eröffnete den Krieg gegen Ingenuus. Die stärkste Hülfe bot ihm der General Gajus Marcus Aeilius Aureolus. In Dakien geboren und ursprünglich Hirt, hatte er sich als Soldat in die Höhe gearbeitet, die Gunst des Gallienus und an dessen Seite die Stelle als Oberstallmeister erworben. Ein ausgezeichneter Reiterführer, entschied hauptsächlich seine Gewandtheit und Energie die Hauptschlacht bei dem pannonischen Mursa (j. Essegg) an der Drau. Ingenuus gab sich auf der Flucht selbst den Tod, und Gallienus konnte die empörte Provinz wieder unterwerfen, was zum Theil unter Anwendung furchtbarer Grausamkeit geschah.

Noch stand er i. J. 260 in Pannonien, als von allen Seiten her die schwersten Unglücksnachrichten zu ihm drangen: vom Rhein, aus Italien und aus dem fernen Orient. Am Rhein hatte Postumus schon i. J. 258 einen Angriff der Alamannen zu bestehen gehabt. Es war ihm gelungen, sie wieder zurückzuschleudern. Nun aber wandten sich alamannische Schaaren, jetzt mit markomannischen Kolonnen vereinigt, nach Südosten. Damals sind die deutschen Sturmhaufen langsam gegen Südosten durch die Alpenländer nach Oberitalien vorgedrungen und bis vor die Wälle von Ravenna gelangt. In Rom selbst wurde das Volk unruhig, und der Senat, damals noch neu belebt durch die guten Beziehungen zu Decius und Valerianus, nahm in Abwesenheit beider Kaiser die Vertheidigung des Landes in die Hand und organisirte die allgemeine Bewaffnung des Volkes. Noch lebte namentlich in Oberitalien, wie man bei Aquileja (S. 550) gesehen hatte, ein guter Theil der alten Kraft; dazu war fast jede Stadt jener Gegenden befestigt, — so konnten die deutschen Streifschaaren nichts Rechtes aus-

richten. Und Gallienus hatte endlich die Arme wieder frei, um i. J. 260 die Alamannen, auf deren Kolonnen er bei Mailand stieß, nachdrücklich schlagen zu können. Zur Trennung aber der Markomannen von den alamannischen Deutschen schloß er eine Allianz mit ihrem König Attalus, überließ diesem einen pannonischen Landstrich, und nahm neben der Kaiserin Salonina nun auch noch dessen schöne Tochter zur Frau. Das selbständige Auftreten des Senats dagegen erfuhr seine bestimmte Mißbilligung. Mißtrauisch, wie er war, und zu sein auch wohl allen Grund hatte, enthob er die Senatoren, wie es hieß, jeder Verpflichtung für das Kriegswesen, schnitt ihnen also den Weg zu den höheren militärischen Stellungen ab. Eine Verfügung, die freilich seine Regierung thatsächlich nicht überdauert hat.

Italien war allerdings wieder frei von Feinden, aber um so unheilvoller lauteten die Nachrichten aus Mesopotamien und vom Rhein. Kaiser Valerianus war mitten unter den großen Schwierigkeiten, welche Perser, Gothen und der Aufstand des Ingenuus damals bereiteten, i. J. 258 in Byzantion erschienen und hatte hier mit der Elite seiner illyrischen Generale, unter denen Aurelian i. J. 257 gegen die Gothen an der Donau sich besonders ausgezeichnet, einen großen Kriegsrath gehalten. Kein Akt aber der Weisheit war es, daß er damals die seit 251 thatsächlich erloschene Verfolgung der Christen energisch wieder belebte. Die furchtbare Noth der Zeit, die Pest, die endlosen und verlustvollen Kriege, hatten die Heidenwelt neu aufgeregt; die Götter, hieß es, hätten aus Zorn über die Christen dem Lande den Rücken gekehrt, wo man sie verachtete. So hatten schon i. J. 257 in Rom und Afrika wieder Befehdungen der Christen begonnen, und Verbannung und Zwangsarbeit war wider sie verhängt worden. Nun aber erließ auf Rath seines Generals Macrianus der Kaiser i. J. 258 vom Bosporus aus neue drakonische Befehle. Die Bischöfe und Priester sollten getödtet werden, christliche Männer senatorischen Ranges wurden mit dem Verlust ihrer Würden, Vorrechte und Güter, bei zähem Widerstande mit dem Tode, vornehme Frauen mit Konfiskation und Verbannung bedroht. So mehrte sich wieder die Zahl der Märtyrer, unter denen namentlich der Athener Xystos (als Bischof von Rom Sixtus II. genannt,) und Cyprian von Karthago namhaft sind.

Kriegerische Erfolge von Bedeutung blühten dem alten Imperator aber nicht. Während er i. J. 259 gegen die Perser im Felde lag und den Truppen des Schahinschah, dessen Massen umsonst das starke mesopotamische Edessa zu Falle zu bringen suchten, anscheinend immerhin glücklichen Widerstand leistete, warf sich, durch einen gewissen Chrysogonos geleitet, — ungewiß ob ein griechischer Landesverräther, oder ein entlaufener Sklave, — ein starkes Heer der westlichen Gothen vom Donaudelta her auf die Westküste des schwarzen Meeres, überschritt auf Fischerbarken den Bosporus, und plünderte Chalkedon. Die städtischen Milizen, die Auxiliaren und die wenigen Linientruppen der Römer, die wahrscheinlich damals auch schlecht bezahlt wurden, hielten sich überaus jämmerlich. So konnten die Gothen

denn ohne nennenswerthe Gegenwehr die reichen Plätze des bithynischen Küstenlandes ausrauben, und als die Ueberschwemmungen des Rhyndakos sie zur Umkehr nöthigten, die Städte Nikäa und Nikomedia niederbrennen. Und nun blieb auch die persönliche Katastrophe Valerians nicht lange mehr aus. Die Aktion seiner Armee i. J. 260 wurde erheblich dadurch gelähmt, daß in den kappadokischen Quartieren die Pest mit furchtbarer Heftigkeit auftrat. Als nun die tapfere Besatzung von Edessa einen glänzenden Ausfall gegen die Perser gemacht hatte, hoffte Valerian, sie von Samosata her entsetzen zu können. Aber er zog durchaus den Kürzeren gegen die Perser und hoffte endlich in verzweifelter Müdigkeit, nur noch durch raschen Friedensschluß den Osten retten zu können. Der tückische Schahinschah jedoch, der auf eine persönliche Unterhandlung bestanden hatte, ließ bei dieser Zusammenkunft tief im Herbst 260 den Kaiser in brutaler Weise festnehmen und als Gefangenen nach Persien schleppen, wo der rohe Mensch zum Hohne der Römer den unglücklichen Imperator noch längere Jahre in ausgesucht gemeiner Weise behandelt hat.[1])

So war denn Gallienus nun der Alleinherrscher des Reiches. Aber in die Lage, den Vater zu befreien oder durch zerschmetternde Schläge zu rächen, sollte er niemals kommen. Zu den nun immer bunter sich verwickelnden Zuständen des Ostens gesellte sich sofort ein neuer schwerer Schlag für ihn im fernen Westen des Reiches. Der geniale Postumus hatte seit 258 die Rheingrenze andauernd mit großartiger Kraft geschützt und die begeisterte Liebe der Armee und des Volkes vollständig gewonnen. Und als nun die Schreckenskunde von Mesopotamien nach dem Rhein drang; als keine Fessel der Pietät den Postumus mehr an die Hofburg band: da (noch 260) benutzte er die Gelegenheit eines Konfliktes mit Saloninus und Silvanus zum offenen Bruch. Er rückte gegen Köln vor, und ließ den Prinzen und seinen Rathgeber, die ihm ausgeliefert wurden, niederhauen. Unter dem Jubel der Westromanen hat er dann den Purpur genommen, und (wie es heißt) seinen erwachsenen Sohn sich als Mitregenten zur Seite gestellt. Die Völker des Westens, wozu natürlich auch Britannien gehörte, hatten sich auch nicht in ihm getäuscht. Der gewaltige Mann brachte 262 den Franken eine so entschiedene Niederlage bei, daß sie mit ihm Frieden und Bündniß schlossen und ihn seitdem selbst durch Hülfstruppen unterstützten. Nur die römischen Ansiedlungen im Taunus und auf dem rechten Mainufer waren den Franken und Alamannen für immer in die Hände gefallen. Auch

1) Wann Valerian endlich seinen Tod gefunden hat, ist zweifelhaft. Man nimmt an, daß er noch bis 266 oder 269 in Schuschter gelebt, und erst dann durch die Perser getödtet worden sei. Seine geschundene Haut ließ der Bluthund Sapor in einem der heiligen Feuertempel aufbewahren. Persische Skulpturen in Schapur, Darabgird und Nakschi Rustam stellen die Gefangennahme des Kaisers dar. Die zwischen Schuschter und Dizful angelegte Stadt Gondi Schapur wurde mit romanischen Gefangenen bevölkert.

für den Wohlſtand des galliſchen Landes wußte Poſtumus zu ſorgen. Freilich die Finanzſchwierigkeiten und die heilloſe Münzkriſis, die damals im Reiche ihren Höhepunkt erreichte, vermochte auch er nicht zu überwinden. Aber Handel und Verkehr, Schifffahrt und Ackerbau konnten überall in den weiten Ländern zwiſchen Rhein und Pyrenäen gedeihen, ſoweit nicht neue Kriegszüge die Grenzen verheerten. Das Letztere war allerdings unausbleiblich. Denn auf die Dauer konnte Gallienus es nicht ertragen, daß ſeiner Herrſchaft ein Haupttheil des Reiches entzogen war. Und jeder Kompromiß zwiſchen Poſtumus und Gallienus war durch das Blut des Saloninus für immer ausgeſchloſſen.

Vorläufig war Gallienus durchaus nicht in der Lage, ſich gegen Poſtumus zu wenden. Denn von Aſien her drohte ſchon 261 ein Stoß, der ſich unmittelbar gegen ſeine Perſon richtete. Nach der verrätheriſchen Gefangennehmung des alten Valerian nahmen die Dinge in Oſtaſien einen hochdramatiſchen Charakter an. Zuerſt war der perſiſche Reitersturm wieder jäh auf Antiochia gefallen, die Stadt abermals überrumpelt, geplündert und theilweiſe eingeäſchert worden. Und es war für die Griechen hier ein armſeliger Troſt, daß König Sapor damals, ſo ſcheint es, jenen ſchuftigen Kyriades, der zur Zeit ſeiner Macht ſeinen Vater ermordet, dann aber ſich durch zu große Selbſtändigkeit dem Schahinſchah läſtig gemacht hatte, jetzt in die Hände der erbitterten Bürger fallen ließ, die ihn nun lebendig verbrannten. Dann aber warf ſich Sapor mit aller Macht auf Kilikien, beſetzte Tarſos, und griff nun das ſtarke kappadokiſche Cäſarea an. Hier fand er einen höchſt energiſchen Widerſtand der Bürger, den der tapfere Demoſthenes glücklich leitete, bis zuletzt ein Verräther den Perſern die Erſtürmung und Ausraubung der Stadt möglich machte.

Weiter aber ſollten die Erfolge der Perſer ſich nicht ausdehnen. Während der letzten Kriegsſcenen hatten die Römer ſich wieder unter zwei kraftvollen Führern geſammelt. Der eine war jener Gajus Marcus Fulvius Macrianus. Abkömmling einer Familie, welche den Kultus Alexanders des Großen in ausgedehntem Maße betrieb und den alten Helden ſich gewiſſermaßen zum Schutzpatron auserkoren hatte, war es ihm gelungen, als ein rechter Glücksſoldat dieſer wilden Zeit durch glänzende Tapferkeit und hohe militäriſche Begabung ſich aus ſehr einfachen Verhältniſſen emporzuſchwingen. In Gallien, in Thrakien, in Illyrien ausgezeichnet, war er zuletzt einer der angeſehenſten Generale Valerians geworden, und führte zur Zeit der Kataſtrophe von Edeſſa, trotz einer Lähmung am Fuß, die erſte Stelle unter den Befehlshabern des Orients. Er ſtand in Samoſata, als Valerian gefangen genommen wurde. Hier nun ſammelten ſich die zerſprengten Theile des römiſchen Heeres, um ſich dann in Emeſa noch feſter zu organiſiren. Und nun war es der letzte Gardepräfekt Valerians, der geniale Baliſta, ein Mann von umfaſſender Begabung und erſtaunlicher praktiſcher Gewandtheit, der mit Ende 260 ſofort die Gelegenheit ergriff, den Perſern, die ſich in ihrem Siegesübermuth in einzelne Haufen zerſtreut hatten, die Römerkraft wieder

nachdrücklich zu zeigen. Er führte eine Abtheilung zu Schiffe nach Kilikien und brachte einem perſiſchen Corps, welches die Stadt Pompejopolis angriff, einen gewaltigen Schlag bei. Aber es war ein Provinzial-Romane des ſyriſchen Oſtens, der die römiſche Waffenehre gegenüber den Perſern erſt recht wieder zu Ehren bringen ſollte.

In der Stadt Palmyra auf der Oſtgrenze von Syrien gegen die ſyriſch-arabiſche Wüſte, oſtſüdöſtlich von Emeſa, — auf einer anmuthigen, üppig fruchtbaren Palmen-Oaſe belegen, ziemlich in der Mitte zwiſchen dem phönikiſchen Geſtade und dem Euſratabſchnitt von Circeſium, — hatte ſich unter der Römerherrſchaft ein beſonders blühendes Leben entwickelt. Die Stadt war als Hauptſtation, namentlich für den Handel mit indiſchen Waaren, auf der Karawanenſtraße, die vom Euſrat her nach Damaskus, wie nach Boſtra und nach Emeſa ging, ein ebenſo belebter wie reicher Handelsplatz geworden, und zeigte auch architektoniſch eine impoſante Phyſiognomie. Wahrſcheinlich erſt ſeit Trajans Zeit (106) römiſch, dann aber durch Hadrian, Septimius Severus und Gordian III. ſehr begünſtigt, und urſprünglich als Stadt griechiſcher Verfaſſung, dann ſeit Septimius Severus als römiſche „Kolonie" mit italiſchem Recht, namentlich während des zweiten Jahrhunderts und zu Anfang des dritten immer reicher entwickelt: war Palmyra bei ſeiner militäriſch ſehr exponirten Lage nichtsdeſtoweniger in der letzten ſchlimmen Zeit der Zerſetzung des römiſchen Reiches von jenen Bewegungen im ſyriſchen Orient nicht unberührt geblieben, welche auf Losreißung von der romaniſchen Herrſchaft und Anlehnung an die Saſaniden hinzielten. So waren in Palmyra Parteiungen entſtanden, wo ſich dann die mächtigen Handelsherren für Rom und Perſien theilten. Unter den Familien der großen Decurionen, deren ſyriſch-arabiſche Namen ſich mehr und mehr unter romaniſchem Firniß verbargen, hatte die des Odeynath oder Odheyna lange zu den treuen Anhängern der Römer gezählt. Endlich aber war Septimius Odenathus I. auf die Seite der perſiſchen Partei getreten. Dafür ließ ihn 251 der mächtige Rufinus ermorden. Sein Sohn Odenath II. ſetzte aber ſeine Politik mit Energie und mit ſolchem Erfolge fort, daß die Mehrzahl der Palmyrener ihm zufiel. Als aber der Perſerkönig Sapor in ſeinem gewohnten brutalen Hochmuth die Geſchenke einer bei Valerians Fall durch Odenath veranlaßten Geſandtſchaft verächtlich hatte ins Waſſer des Euſrat werfen laſſen, und ſich in einer Weiſe geäußert hatte, die deutlich zeigte, daß er keine Allianz, ſondern ſklaviſche Unterwerfung der Palmyrener fordere, war Odenath ſein erbitterter Gegner geworden. Und bei ſeiner glänzenden Begabung zum Herrſcher, bei ſeiner Entſchloſſenheit, Tapferkeit und militäriſchen Befähigung, ergriff er, als Chef des Senats von Palmyra der Herr ſeiner Stadt, die Gelegenheit, um nach der Kataſtrophe von Antiochia und dem Siege des Baliſta, mit den ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln den Perſern einen furchtbaren Schlag beizubringen und zugleich ſich ſelbſt zu einer höchſt bedeutſamen Machtſtellung emporzuſchwingen.

Odenath hatte in Palmyra ein ſtattliches Corps geſammelt und mit demſelben zahlreiche verſprengte römiſche Soldaten verbunden. Mit dieſer tapfern Schaar rieb er nicht nur die perſiſchen Hauſen gänzlich auf, die vor Baliſta flüchteten, ſondern packte auch das perſiſche Hauptheer unter König Sapor bei Samoſata kräftig an. Der hochmüthige Barbar mußte in aller Eile über den Euſrat retiriren. Und nun trieb ihn Odenath durch Meſopotamien vor ſich her, gewann Karrhä und Niſibis zurück, jagte dem Schahinſchah ſeinen Harem ab, und ſcheuchte die Perſer bis nach Kteſiphon zurück.

Dieſe Thaten füllten einen Theil des Jahres 261. Den Kampf gegen die Perſer jetzt noch weiter fortzuſetzen, vermied Odenath, weil inzwiſchen in Kleinaſien die politiſchen Verhältniſſe eine gänzlich neue Geſtalt angenommen hatten. Der Held von Palmyra war bisher immer im Namen des Kaiſers Gallienus aufgetreten, der auch die friſchen Siegesbotſchaften und mehrere perſiſche Gefangene in der Hofburg empfing, und nicht ſäumte, den tapfern Odenath zum oberſten Feldherrn des Reiches im Orient zu ernennen. Mochten nun auch die Pläne des letzteren weit über dieſe Stellung hinausgehen, jedenfalls war es auch ſein Intereſſe, dem Uſurpator zu wehren, der inzwiſchen in Vorderaſien den Purpur genommen hatte. Kaum nämlich war das römiſche Gebiet durch Baliſtas und Odenaths erſte Siege wieder geſichert, ſo trug die wohlbearbeitete Stimmung der Armee, unter erheblicher Mitwirkung des nun als Gardepräfekt weiter fungirenden Baliſta an Stelle des „Weiberhelden" Gallienus dem General Macrianus die Krone an; zu Anfang des Jahres 261. Bei ſeinen großen Reichthümern erwiderte dieſer den Antrag durch Zuſicherung doppelten Soldes (oder eines verdoppelten Antrittsgeſchenkes) für die Legionen, ergriff auch ſofort die Zügel der Regierung mit Kraft, veranlaßte aber, daß formell ſeine beiden Söhne, Gajus Macrianus und Gajus Quietus zu Auguſten erhoben wurden. Nun galt es, den Gallienus zu ſtürzen. Baliſta und Quietus ſollten zum Schutze des Landes in Aſien bleiben. Er ſelbſt und Gajus wollten mit 45,000 Mann die thrakiſchen Meerengen überſchreiten; zuvor mußte nur erſt, was ſehr ſchnell geſchah, die Huldigung des Oſtens mit Einſchluß von Aegypten gewonnen werden. Als Vortrab aber ſchickte er mit einem Theile der übrigen Truppen den tapferen und vielfach ausgezeichneten L. Calpurnius Piſo Frugi im Frühling 261 nach der Balkanhalbinſel. Dieſer ſollte in Thrakien Fuß faſſen, namentlich aber den Widerſtand des alten Helden (S. 565) von Theſſalonike, des Valens, beſeitigen, welcher ein eifriger Freund des Gallienus, perſönlicher Gegner des Macrian, und zur Zeit Statthalter von Achaja war.

Darüber verlor das römiſche Reich mehrere ſeiner beſten Generale. Denn als Piſo ſich dem durch Valens gehüteten Gebiete näherte, ergriff die Truppen beider Gegner der Taumel der „Kaiſermacherei". Wahrſcheinlich nur um ſein Heer überhaupt in der Hand zu behalten, mußte zunächſt Valens den Purpur nehmen. Und wie die aus Aſien kommenden Legionen die

griechische Halbinsel wieder mit der Pest ansteckten, so griff dafür der Geist des Pronunciamiento von Valens' Corps hinüber nach jenem des Piso, der — vielleicht in Thessalien — nicht umhin konnte, sich als Kaiser ausrufen zu lassen. Zu Kämpfen jedoch kam es nicht. Valens wußte, so leid es ihm um den tüchtigen Mann that, unter Pisos Heer eine Meuterei zu entzünden, bei welcher dieser den Tod fand. Aber auch Valens selbst fand gleich nachher den Untergang. Sei es daß die alten Leute des Piso die Blutrache nahmen; sei es daß die hier betheiligten Truppen die Gunst entweder des Macrianus oder der Generale des Gallienus erkaufen wollten: genug, auch Valens starb unter Soldatenhänden. Bis gegen Mitte Juni 261 war diese sekundäre Katastrophe vorüber.

Nun aber zogen von Osten Macrianus und sein Sohn mit 45,000 Mann nach der blutgetränkten Balkanhalbinsel. Der Usurpator des Orients hoffte offenbar, sich mit Aureolus, der jetzt für Gallienus in Illyrien kommandirte, leicht verständigen zu können; was ihn zu solcher Annahme zu berechtigen schien, ist uns freilich nicht bekannt. Aber er hatte sich gänzlich getäuscht. Aureolus blieb der Hofburg treu. Und in der Hauptschlacht, die gegen Ende des Jahres 261 auf der illyrisch-thrakischen Grenze ausgefochten wurde, erlagen die viel schlechteren Truppen des alten Macrian den illyrischen Kerntruppen des Aureolus und dem Ungestüm seines Legaten Domitian. Macrian und sein Sohn fanden den Tod, 30,000 ihrer Leute traten zu dem Sieger über. Nun stürzte überall im Orient die ephemere Macht des Hauses Macrianus zusammen. Im Jahre 262 fand auch Quietus zu Emesa, sei es durch die Bürger der Stadt, sei es durch die Soldaten oder auch durch Balista den Tod. Der letztere, der sich anfangs mit Odenath zu verständigen versucht hatte, wurde schließlich doch auch (ob durch den Palmyrener ist zweifelhaft) auf seiner Villa bei Daphne aus dem Wege geräumt.

So war also Gallienus im Jahre 262 wenigstens nominell der Augustus in allen Landen westlich von den Alpen. Aber Ruhe und Glück sollte er nicht finden. Der wahre Charakter dieses Kaisers gehört zu den Problemen der römischen Kaisergeschichte. Sicher ist nur das Eine, daß er den furchtbaren Aufgaben dieser Schreckenszeit nur unvollkommen gewachsen war, während seine reiche und vielseitige Natur in milderer Zeit ihm wahrscheinlich einen keineswegs ungünstigen Namen erworben haben würde. Aus einer objektiven Prüfung der von den aufständischen Generalen wider ihn geschleuderten Schmähungen, des Lobes aus christlichem Munde, und der Ueberlieferung von seinen Thaten, ergiebt sich nun etwa dieses Bild. Wer in jenem entsetzlichen Zeitalter den römischen Kaiserpurpur mit Erfolg und zum Segen des Reiches tragen wollte, mußte zugleich der größte Feldherr der Legionen und ein administratives Genie sein. Er mußte zugleich eine eiserne Willenskraft, eine grandiose Selbstbeherrschung, eine unerschütterliche zähe Ausdauer, kaltblütige Energie, niemals versagende gleichmäßige Arbeitskraft und Arbeitslust besitzen, — und dabei auf jedes andere Glück, als den blutigen Lorbeer-

Digitized by Google

kranz des Schlachtensiegers, und auf jedes ruhige Behagen für immer verzichten. Zu seinem und des Reiches Unheil ist Gallienus ein solcher Kaiser nun aber nicht gewesen. Er war immerhin ein tüchtiger Feldherr, durfte sich aber nicht mit Generalen wie Postumus, Claudius, Aurelian und Odenath vergleichen. Er war auch persönlich tapfer, und hat zu keiner Zeit das Schlachtgetümmel gescheut, auch nicht wenige kriegerische Erfolge erzielt. Es fehlte ihm gar nicht an Eifer und Thätigkeit für die Regierung; aber hier hielt er mit Postumus und Odenath den Vergleich nicht aus. Nur daß die entsetzliche Krisis der Finanzen und des Münzwesens nicht ihm zur Schuld geschrieben werden darf. Wirklich nachtheilig aber wurden ihm mehrere charakteristische Züge seines Wesens. Anders als sein Vater, ließ sich Gallienus zu stark durch das dem römischen Principat seit seiner Entstehung anhaftende, und durch die ihm in allerdings unerhörtem Maße begegnende, vielseitige Treulosigkeit hochstehender Zeitgenossen immer tiefer bei ihm ausgebildete Mißtrauen bestimmen. Dieses Mißtrauen und die Eifersucht auf kühn aufstrebende Soldaten hat ihn manchen Anhänger gekostet; dies um so mehr, weil er nicht Valerians sicheren Takt in der Auswahl und in der rechtzeitigen Förderung und Belohnung tüchtiger Naturen besaß. Weit mehr jedoch machten ihm seine Gegner in der Armee, und auch mehrere Offiziere, die ihm bis zu Ende treu blieben, zwei andere Eigenschaften zum Vorwurfe. Einerseits war Gallienus nicht so veranlagt, um mit einer gleichmäßigen Rastlosigkeit zu arbeiten. Er hatte die bedenkliche Neigung, nach gewaltigen Anstrengungen gern zu rasten, und sich Genüssen sehr verschiedener Art, wie er sie liebte, hinzugeben. So erhielt seine Haltung etwas eigenthümlich Springendes und Ungleiches. Allmählich brachte ihn das Uebermaß des Unheils zu einer Art von Indolenz, die ihn zuweilen schreckliche Schicksalsschläge mit wahrem Galgenhumor aufnehmen ließ, während er unter Umständen, wenn sein Blut in Wallung gerieth, im Gegensatz zu seiner eigentlich milden Natur, sehr grausam auftreten konnte. Am meisten aber verdroß es die Generale der Grenzlegionen, daß dieser Kaiser neben einer gewissen Neigung zur Schwelgerei und zu den Frauen mit großer Vorliebe sein Behagen und seine Freude an der Pflege mancher Interessen fand, die allerdings nur in Zeiten tiefen Friedens einen römischen Imperator ernstlich hätten in Anspruch nehmen sollen.

Gallienus war ein großer Freund der Kunst und Litteratur, und in ähnlicher Art wie einst Hadrian dem Hellenismus ergeben. Nun aber mußte in Galliens eiserner Zeit, welche unaufhörliche Anspannung aller Kräfte gebieterisch forderte, Vieles als müßige Spielerei oder selbst als frivoles Getändel erscheinen, was in Hadrians Zeit als zierliche Arabeske wie ein eleganter Schmuck die ebenso glückliche, als gigantische Reichsarbeit des großen Ateliers begleitete. Unzweifelhaft hat jedoch ein Theil der späteren Historiker des Gallienus nach dieser Richtung hin die Schilderung ins Maßlose übertrieben. Aber freilich, die Pflege des Gartenbaues, die musi-

kalischen Liebhabereien, der schwärmerische Apollokultus, die anmuthigen Gedichte und die witzige Rhetorik des Gallienus; nicht minder seine Freude an Uebernahme der zu interessanten Alterthümern degradirten attischen Ehrenämter, und die freundschaftlichen Beziehungen zu dem geistvollen Plotin, dem damaligen Haupte der neuplatonischen Schule, dem größten Philosophen dieser Zeit, der seit 244 in der Residenz lebte, nahmen, um es sehr maßvoll auszudrücken, einen viel zu breiten Raum ein in der Thätigkeit dieses Regenten in so blutig dunkeln Tagen. Und die alten Generale hatten gar sehr Grund zu bitterem Unwillen, wenn sie sahen oder hörten, daß nun dieser auch finanziell so bedrängte Gallienus Zeit und Geld verschwendete zur Anlage großartiger Prachtwerke, (darunter seiner eigenen Kolossalstatüe,) die jedoch die späteren Herrscher nicht vollendet haben. Wirklich erhalten hat sich von seinen Denkmälern in Rom nur ein ziemlich unbedeutender Bau. Es war ein schmuckloser, ganz aus Travertin erbauter, Ehrenbogen auf dem Esquilin, der (anscheinend 262 vollendet) dem Kaiser und der Salonina durch den Polizeipräsidenten M. Aurelius Victor dedicirt wurde. Er lag in der Linie der alten Mauer des Servius Tullius, an der Stelle der alten Porta Esquilina.

Sonst freilich war mit Ausnahme der günstigen Botschaften aus dem Orient zur Zeit in Rom nur wenig Anlaß zur Freude. Wirklich tiefere Theilnahme hatte Gallienus gerade jetzt nur einem Theile der Reichsbürger abzugewinnen gewußt, es waren die Christen. Von Natur wohlwollend, und keineswegs den harten altrömischen Idealen eines Decius ergeben, hatte er gleich nach Antritt seiner Alleinherrschaft die gegen die Christen gerichteten Edikte Valerians aufgehoben. Er verfügte noch mehr zu Gunsten jener thatsächlichen Duldung, der sich die Christen nunmehr bis zu Ende von Diokletians Regierung wirklich erfreut haben. Die Bischöfe sollten wieder ruhig und sicher leben, die Heiden aber den Christen deren heilige Versammlungsplätze und Begräbnißplätze wieder einräumen. Mit Valerians Verfolgung war nämlich auch das Verbot aller gottesdienstlichen Versammlungen und des Besuchs der Cömeterien verbunden gewesen, die heiligen Orte für den Fiskus eingezogen worden. Nach dieser Seite gewann also Gallienus jetzt nicht wenige treu ergebene Anhänger.

Dagegen hörten die schweren Leiden des Reiches nicht auf, obwohl so großartige Schreckniſſe, wie sie Sapor dem Orient bereitet hatte, nicht sogleich wiederkehrten. Bei der damaligen zerrütteten Lage der römisch-griechischen Welt und unter dem beängstigenden Druck der Pestluft wurden natürlich die altgewohnten Calamitäten des Südens, — Erdbeben, die 262 in Asien, in Afrika und an der Tiber erheblichen Schaden anrichteten, noch schwerer als sonst empfunden. Das Schlimmste war und blieb jedoch, daß die politischen Erdbeben niemals aufhörten, daß die Epidemie der Pronunciamientos von Provinz zu Provinz, von Lager zu Lager sich fortsetzte, und auch Länder, wie die reichen Provinzen an der afrikanischen Küste

erfaßte. Oft genug mag neben dem Kitzel des Ehrgeizes und neben der Soldatenlaune hier auch der Wunsch der Einwohner mitgewirkt haben, ihre mühsam aufgebrachten Steuern nicht über ihre lokalen Grenzen gebracht zu sehen. Aber die meisten dieser sekundären Erhebungen sind sehr schnell wieder niedergeworfen worden; meistens schneller, als (262) der Raubkrieg, den nach Art der alten Insurgenten zur Zeit des Scipio Aemilianus, auf der Insel Sicilien empörte Sklaven und Proletarier gegen die großen Grundherren der Insel eröffneten.

Nichtsdestoweniger schien nach des Macrianus Untergange i. J. 262 für Gallienus die Zeit gekommen, um endlich die Waffen gegen den rheinischen Usurpator Postumus zu richten. Das wurde jedoch durch zwei neue sehr bedenkliche Bewegungen verhindert. Auf der einen Seite nämlich brach in dem kaum erst wieder gewonnenen Aegypten ein gefährlicher Aufstand aus. Bei der reizbaren, stolzen und herben Sinnesart der Aegypter und bei der händelsüchtigen und unruhigen Art der Griechen von Alexandria war hier einer der landesüblichen Konflikte zwischen römischen Soldaten und ägyptischen Massen zu einem großartigen Tumult angeschwollen. Und über dessen Bekämpfung ergriff Gallienus' Statthalter Tiberius Sestius Alexander Aemilianus die Gelegenheit, sich mit dem Purpur zu bekleiden. Da er sich jedoch genöthigt sah, eine Anzahl ägyptischer Nilstädte erst zu erobern, und nicht über das Meer hinübergriff, so überließ Gallienus das Nilthal einstweilen seinem Schicksal; um so mehr, als im Centrum des Reiches eine größere Gefahr blutig und drohend emporwuchs.

Seit 259 hatte die Reichsgewalt mit Eifer sich bemüht, die Stadt Byzantion, die durch ihre strategisch so sehr wichtige Lage auf der Uebergangsstelle nach Kleinasien, wie als naturgegebenes Bollwerk zum Schutze der Meerengen gegen die pontischen Völker und zugleich der östlichen Balkanhalbinsel, die höchste Sorge erforderte, endlich wieder stark zu verschanzen. Auf Grund namentlich der gothischen Gefahren war nach Macrians Falle hier ein starkes Truppenkorps aufgestellt worden, vielleicht zum Theil aus Macrians alten Truppen bestehend. Unter diesen nun brach i. J. 262, ungewiß aus welchen Motiven, ein furchtbarer Aufstand aus. Dabei wurde die Stadt rücksichtslos geplündert, die Einwohner in Masse ermordet, ihr Wohlstand für mehrere Jahrzehnte ruinirt. Mehr noch, die Gothen, so scheint es, benutzten die Zeit, überschritten die Donau, und schwärmten verheerend nach Thrakien, Makedonien, bis zu den Grenzen von Achaja, wo sie endlich der tapfere General Marcianus aufhielt und zum Rückzuge nöthigte.

Da eilte Gallienus zornentbrannt mit starker Macht nach der Balkanhalbinsel, zwang die Meuterer zur Ergebung, und richtete nun unter den wilden Frevelgenossen ein furchtbares Blutbad an. Bis zum J. 263 blieb er am Bosporus, um dann erst nach Rom zurückzukehren. Dies war einer der Momente, wo er, — was ihm so bitter vorgeworfen wird, — sich jäh in üppige Feste stürzte. Nicht nur, daß er wahrscheinlich den Weg über

Athen nahm, um sich in die Eleusinischen Mysterien einweihen zu lassen: in Rom feierte er das Fest seiner „Decennalien" (S. 8) mit einer Heiterkeit und einer Pracht, die freilich zu dem düsteren Kolorit der Lage des Reiches nur schlecht stimmte.

Nun endlich glaubte er aber an den gallischen Krieg ernsthaft denken zu können. Es galt, sich vor Allem des Orients zu versichern. Der tapfere Odenath hatte nicht aufgehört, die Perser mit Glück zu bekämpfen und anscheinend i. J. 263 sich selbst gegen Ktesiphon versucht. Solche Verdienste, vielleicht aber auch die Besorgniß, daß der Palmyrener mit noch kühneren Gedanken sich trage, bestimmten den Gallienus, auf Rath seiner nächsten Angehörigen, i. J. 264 den gewaltigen Mann zum Mitregenten und Augustus des Orients zu erheben. Dann aber wandte er sich nach Gallien. Einer unter Theodotus vorausgeschickten Abtheilung folgte der Kaiser selbst mit den Generalen Aureolus und Claudius. Anfangs ohne rechten Erfolg operirend, gelang es den Kaiserlichen endlich, ihren großen Gegner trotz seiner deutschen Hilfstruppen aufs Haupt zu schlagen. Nur dadurch, so scheint es, hielt sich Postumus, daß es ihm gelang, einen der Generale des Gallienus, den M. Piauvonius Victorinus, sammt seinen Truppen, fünf Legionen, zum Abfall vom Kaiser zu bestimmen; er gewährte ihm dafür einen Antheil an seiner gallischen Herrschaft. Trotzdem verlor er i. J. 265 abermals eine Schlacht. Als aber Gallienus bei dem Angriff auf eine von Postumus vertheidigte Festung schwer verwundet wurde, gab er, dessen Sache zähe Ausdauer nicht war, den Krieg auf und kehrte nach Italien zurück.

Es ist möglich, daß zu diesem Entschluß des Gallienus ein neuer Aufstand in Pannonien mitwirkte, der wahrscheinlich während seiner Kämpfe mit Postumus ausgebrochen ist. Die Pannonier hatten die grausame Heimsuchung ihres Landes nach der Besiegung des Ingenuus (S. 570) dem Kaiser nicht verziehen, und endlich die Gelegenheit ergriffen, in dem ausgezeichneten General Gajus Publius Regalianus, einem Sohn der dakischen Provinz, der seine Abkunft von dem alten König Decebalus ableitete und sich in den gothischen und sarmatischen Kämpfen, entweder unter Valerian oder erst neuerdings durch einen großen Sieg bei Scupi einen Namen gemacht hatte, jetzt aber in Mösien und Pannonien kommandirte und von Gallienus mit tiefem Mißtrauen beobachtet wurde, ihm einen neuen Gegenkaiser entgegenzustellen. Einen ernstlichen Kampf aber bestand dieser doch nicht mit Gallienus, sondern wurde bei dessen Anmarsch von seinen eigenen Leuten ermordet.

So konnte Gallienus im Jahre 265 nun auch daran denken, Aegypten wieder zu erobern. Auch dieses gelang unerwartet leicht. Der Usurpator Aemilianus trug sich gerade mit großartigen Plänen zur Einleitung einer indischen Expedition, wesentlich zu merkantilen Zwecken. Da faßte ihn der kaiserliche General Theodotus. Der Usurpator wurde geschlagen, gefangen

und nach Rom geschickt, wo Gallienus ihn erdrosseln ließ. So war wenigstens die für den alten Fiskus so sehr wichtige Nilprovinz für den Augenblick wieder gewonnen. Dagegen hatte unter den unablässigen Erschütterungen dieser Epoche ein kleinasiatisches Bergvolk, dessen Name seitdem bis in die Zeiten der mohammedanischen Eroberungen immer wieder unter den Plagen der von römischen und byzantinischen Kaisern beherrschten Länder Kleinasiens in erster Reihe genannt wird, seinen uralten räuberischen Neigungen wieder freien Lauf gelassen. Es waren die wilden und räuberischen, dabei sehr tapfern Isaurier, die — zwischen Lykaonien, Phrygien, Pisidien und Kilikien hausend — neuerdings im Verein mit den Hochländern des „rauhen" Kilikiens sich nicht mehr darauf beschränkten, in ihren Bergschluchten und Felsennestern den Römern Trotz zu bieten, sondern theils als Corsaren die See unsicher machten, theils — und in noch höherem Grade, als Freibeuter zu Lande das benachbarte Niederland ausraubten. Es war ganz im Sinne der Zeit, daß der Häuptling dieser äußerlich unscheinbaren, aber überaus zähen und ausdauernden Bergvölker, Trebellianus von Isaurien, sich nun auch Kaiser nannte, bis er bei einem Angriffe auf das untere Kilikien seinen Untergang fand.

Fassen wir Alles zusammen, so muß die Lage der Centralprovinzen des Reiches zwischen den Alpen, der Meerenge von Gibraltar, der Sahara und dem Halys, über welche bis 266 Gallienus im Wesentlichen noch immer gebot, wahrhaft entsetzlich gewesen sein. Während der durch Postumus beherrschte Nordwesten und das Gebiet des Kaisers Odenath sich in immerhin erträglichen Zuständen befanden, litten gerade die centralen Provinzen unter den verschiedensten Calamitäten auf das furchtbarste. Die Balkanhalbinsel, Illyrien und die Alpenländer waren durch Bürgerkriege und Einfälle der Barbaren allerdings weitaus am schwersten heimgesucht worden. Aber auch die Lage Italiens, Griechenlands und der afrikanischen Landschaften war eine entsetzliche. Denn auf diesen inneren Provinzen ruhte seit Jahren die schwere Last, die gewaltigen Mittel aufzubringen, welche der Kaiser und seine Generale nothwendig brauchten, um nur die Grenzen gegen die Barbaren vertheidigen, und um die immer neuen Usurpationen und Pronunciamientos überwältigen zu können. Es entzieht sich jeder Berechnung, bis zu welchem Umfange die Menschenkräfte dieser Länder für die Armee vernutzt worden sind, von den Verheerungen der Pest hier nicht noch weiter zu reden. Dazu aber trat die Nothwendigkeit, aus den Reihen der befreundeten Grenzvölker, bei verschiedenen deutschen Stämmen, und namentlich bei den afrikanischen Reitervölkern, immer größere Haufen von Auxiliartruppen zu werben. Unter allen Umständen aber war der Steuerdruck entsetzlich. Und nun wurde dieser mehr als verdreifacht durch die immer wüster sich gestaltende Münzkrisis, die gerade im Inneren des Reiches ihre volle Höhe damals erreicht hat.

Das schlimme System, von Staatswegen unterwerthiges Silber in

Zahlung auszugeben, und die Steuern in Gold zu fordern, wurde (S. 539) nicht wieder aufgegeben. Nun aber nahm in der wilden und unruhigen Zeit nach Alexander Severus die Verwirrung nach zwei Seiten hin fortwährend zu. Einerseits nämlich gefiel man sich in Sachen der Goldprägung in einer höchst gefährlichen Regellosigkeit. Und während man dem Bedürfniß durch die Herstellung verschiedener kleinerer Goldstücke entgegenkam, nahm das Sinken des Gewichtes beständig zu. Die Stücke selbst des Goldes scheinen im Verkehr nur noch nach dem Gewicht angenommen worden zu sein. Viel schlimmer stand es aber mit dem Silbergeld. Der alte Denar wurde seit Gordian III. nicht mehr geprägt und nur noch als Rechnungsmünze angesehen. An dem Antoninianus, der ihn jetzt vollständig ersetzte, vollzog sich dafür der ganze Jammer und der furchtbare offizielle Betrug dieser entsetzlichen Zeit. Auch bessere Regenten, — unter ihnen selbst Gallienus in seiner ersten Zeit, — gaben es bald auf, den Feingehalt der Silbermünzen wieder zu steigern. Denn in der Noth der Zeit wurde es bei der verzweifelten Selbstsucht der um die Existenz kämpfenden Bürger üblich, besseres Silbergeld sofort aus dem Verkehr zu ziehen, dasselbe zu vergraben oder einzuschmelzen. Nur für den auswärtigen Handel, oder zuweilen für bevorzugte Beamte im Heer- und Civildienst wurde noch ab und zu bessere Münze ausgeprägt. Im Ganzen aber stellte sich die Sache so, daß die Silbermünze, die noch unter Gordian III. etwas über $^1/_3$ feines Silber enthielt, unter Gallienus schließlich nur noch $^1/_5$, endlich nur noch $^1/_{20}$ Silber zeigte. Und während nun die Staatsregierung sich nicht scheute, ungemeine Massen solchen Kippgeldes in Umlauf zu setzen, trieb auch die private Falschmünzerei ihre Geschäfte immer kecker, und scheuten sich auch die kaiserlichen Münzbeamten nicht, Volk und Staat noch ärger zu betrügen; das heißt, sie veruntreuten selbst noch von den geringen Silberschätzen, die für die Prägung bestimmt waren, erhebliche Summen für sich, und steigerten die Legirung auf eigene Hand. Damit wurde die Reichsmünze thatsächlich zu Kupfergeld, und unterschied sich von demselben nur noch theils durch einen flüchtigen Silberglanz, der durch Weißsieden des Kupfers oder Zumischung von Zinn erzeugt wurde, theils durch die Prägung und das fehlende Zeichen des Senats. Selbst in den Provinzen des Postumus trug die Weißkupfermünze immer entschiedener den kläglichen Sieg davon über das Billon mit schwachem Silbergehalt. Sachlich ausgedrückt, so sollte gegenüber dem Goldstück des Caracalla von 18 Mark 27 Pfennigen der Antoninianus nominell 91 Pfennige werth sein; aber dem Metallwerth nach war er schon damals nur 52, unter Elagabal nur noch 36 Pfennige, unter Gallienus zuletzt nur noch 10 Pfennige werth.

Die Folgen solcher Zustände mußten unsäglich zerstörend sein. Schon lange waren die schlimmsten Preisschwankungen, Differenzkurse und Handelsverluste unausbleiblich. Wer aber nur von Staatsgeldern oder sonst bestimmt bemessenen Einnahmen zu leben hatte und nur Kippgeld empfing, war als Beamter geradezu auf Erpressung oder Betrug hingewiesen, wenn er nicht

darben wollte. Die Armee konnte unter solchen Umständen ohne anderweitige schwere Beeinträchtigung der Unterthanen gar nicht erhalten werden und war immer schwerer von frechen Räubereien abzuhalten. Das Volk aber verfiel jeder Art der Entsittlichung, wie sie aus solchen Krisen bei längerer Dauer zu entspringen pflegt. Als nun aber unter Gallienus das römische Geld zum Kinderspott geworden war; als die Sache vielfach so stand, daß der Aureus von 6,55 Grammen sein Gold mit Stücken von 5 oder gegen 6 Grammen Gewicht, der Antoninianus mit werthlosem Weißkupfer abgezahlt werden konnte; als man zur Abzahlung der Steuern, oder um Gold zu bekommen, den Aureus thatsächlich mit bald 50, bald mehr als hundert Silberstücken kaufen mußte, die zu reinen Assignaten entwerthet waren, da mußten alle Stiftungen zu Grunde gehen, — auch so wohlthätige, wie die Trajanische Alimentarstiftung; da mußte alle Sicherheit des Verkehrs, alle Treue und Zuversicht des Handels und Wandels verschwinden. Hier vor Allem war die furchtbare Entmuthigung der Zeitgenossen, die Kraftlosigkeit des Widerstandes gegen die Barbaren, und die verzweifelte Neigung begründet, nach Art tollkühner Spieler Alles auf einen Wurf, am liebsten auf ein Pronunciamiento, zu setzen. In dieser wilden Zeit ist denn auch weithin der alte Glanz und die alte sonnige Heiterkeit des antiken Lebens für immer erloschen. Rettungsversuche sind freilich vielfach gemacht. Aber die massenhafte Kupferprägung des Senats und der Provinzen, die Einziehung und Umprägung alter umlaufender Silber- und Goldmünzen des Ostens, und die Erklärung der Silbermünzen des Ostens für Reichscourant, die dadurch schnell genug in die römische Misère hineingezogen wurden, half immer nur momentan. An durchgreifende Reformen konnte erst viel später gedacht werden. Einstweilen aber gestaltete sich die Lage des Reiches unter Gallienus noch einmal so gefahrvoll, wie noch nie zuvor, und zwar in Folge neuer Katastrophen im Osten.

Die chronischen Erschütterungen nämlich dieser Zeit beschränkten sich durchaus nicht auf das von Gallienus thatsächlich beherrschte Gebiet. Im Westen war die mächtige Autorität des Postumus seit seinem der Hauptsache nach unglücklichen Kriege mit Gallienus fühlbar gesunken und ein revolutionärer Geist auch gegen ihn zum Durchbruch gelangt. Die Legionen am Rheine stellten daher den L. Aelianus im Jahre 266 als Gegenkaiser wider ihn auf. Es wurde nun zwar dem alten Feldherrn nicht sehr schwer, ihn zu schlagen und seinen Hauptsitz Mainz zu erobern. Als er nun aber seinen Soldaten die Plünderung des schönen Platzes wehren wollte, meuterten sie und ermordeten ihn sammt seinem Sohne, zu Anfang des Jahres 267. Nun überschritten die Germanen den Rhein und wiederholten ihre Raubzüge. Hier trat Aelianus freilich schlagfertig und siegreich auf; aber nur, um von seinen Truppen ebenfalls erschlagen zu werden, als er sie nun zu rüstiger Arbeit an den Kastellen des Stromthals anhalten wollte. Ob Vie-

torinus, jetzt (267) des Postumus natürlicher Erbe, hier die Hand im Spiele gehabt hat, mag dahin gestellt bleiben; jedenfalls fand er sich gleich nach Aelians Tode einem neuen Gegner gegenüber, dem Gajus Marcus Aurelius Marius, einem Emporkömmling, der als riesenstarker Schmiedegesell in das Heer eingetreten, und ein sehr beliebter höherer Offizier geworden war. Auch dieser freilich fand nach einiger Zeit durch die Blutthat eines von ihm beleidigten Soldaten seinen gewaltsamen Tod, und Victorinus hätte sich nun seiner Herrschaft freuen können, wäre er nur im Stande gewesen, seine Neigung zu den Frauen zu zähmen, die seine sonstigen bedeutenden Eigenschaften als Regent und Feldherr verdunkelte. Zu seinem Unheil scheute er sich nicht, auch die Frauen seiner Soldaten und Offiziere zu verführen. Die daraus erwachsende Erbitterung vieler seiner Leute fand endlich, noch im Jahre 267, ihren blutigen Ausdruck, als ein in dieser Weise schwer verletzter Rechnungsführer, Namens Attieianus, der Rächer seiner Ehre wurde und zu Köln eine Meuterei entflammte, bei welcher der Kaiser und sein Sohn erschlagen wurden. Unter solchen Umständen hatte freilich Gallienus vom Westen her nichts zu fürchten, und der General Aureolus, jetzt Chef der gesammten Reiterei, der in Oberitalien die Alpenpässe beobachtete, fand nichts zu thun. Noch aber war an eine Wiedergewinnung Galliens nicht zu denken. Zu den vielen seltsamen Erscheinungen dieser Periode der Auflösung des alten Römerthums gehört es, daß eine herrschsüchtige und herrschaftsfähige Frau damals in dem gallischen Reiche die erste Rolle spielte, ohne daß die wüsten Meutereien der Landsknechte ihre imposante Stellung zu erschüttern vermochten. Es war die Mutter des Victorinus, Aurelia Victoria oder Victorina, die während der Zeit, wo ihr Sohn neben und nach Postumus regierte, sowohl auf die höheren Kreise ihrer Umgebung wie auf die Masse der Soldaten, und auf die Haltung der Regierung den stärksten Einfluß ausgeübt hatte. An Muth, Entschlossenheit, Thatkraft und Charakterstärke durchaus männlich geartet, und ihrer Zeitgenossin Zenobia in Palmyra ebenbürtig, verlor sie auch bei der Ermordung ihres Sohnes und Enkels die Führung nicht aus der Hand, und war jetzt im Stande die Wahl eines Nachfolgers für Victorin auf einen offenbar ganz von ihr abhängigen und durch sie bestimmten Mann zu lenken. Es war dieses Gajus Pius Esuvius Tetricus, ein Mann von senatorischem Geschlechte, ein Consular, der früher Statthalter von Aquitanien gewesen war, und nun (zu Anfang d. J. 268) zu Burdigala den Purpur nahm. So blieben denn Britannien, Gallien und ein Theil von Spanien noch längere Zeit von Rom getrennt.

Die stolze Victorina ist jedoch weder dem Gallienus, noch dem römischen Reiche wirklich gefährlich geworden. Desto drohender gestaltete sich unter der Einwirkung einer anderen großen Dame dieser Zeit die Stellung des Orients zu Rom. Der gewaltige Held Odenath, der auch in Rom hoch verehrt wurde, hatte nach seiner Erhebung zum Augustus die Perser energisch

weiter bekämpft, und namentlich 265 die feindliche Reſidenz Kteſiphon zum zweiten Male belagert. Zum Frieden kam es aber nicht, weil Sapor die Freigebung Valerians hartnäckig verweigerte. Nachher hatte ſich (266) Odenath genöthigt geſehen, die Gothen, die im Jahre 263 das weſtliche Kleinaſien geplündert und den Artemistempel zu Epheſos zerſtört hatten, jetzt aber wieder das ſchwarze Meer überſchritten und Galatien ſammt Kappadokien plünderten, wieder über das Meer zu ſcheuchen. Da ſetzte plötzlich eines Verbrechers Hand ſeinem Heldenleben ein vorzeitiges Ziel.

Gerade der neue Glanz, welchen Odenaths Siege und kraftvolle Herrſchaft über den ſyriſchen Orient ausbreiteten, hatte jene Stimmung immer ſtärker werden laſſen, die auf eine dauernde Losreißung vom Reiche, und in weiterer Entwickelung auf Neubelebung der orientaliſchen Nationalität ſemitiſcher Art gegenüber dem griechiſch-römiſchen Weſen hindrängte. Während Odenath noch ſehr entſchieden als Romane auftrat, war ſeine berühmte Gemahlin Zenobia ganz entſchieden die Gegnerin der Verbindung mit Rom. Wenn nun, wie es doch ſcheint, dieſe geniale Frau zuletzt den Intriguen nicht ganz fremd geblieben iſt, denen Odenath erlag, ſo hing das mit den traurigen Familienzwiſtigkeiten zuſammen, welche ſo oft auf Grund der Vielweiberei (mit und ohne regulären Harem) die Höfe des Orients mit wilden Thaten erfüllt haben. Septimia Zenobia (deren Name früher gern aus dem arabiſchen Zeynab, d. i. Abendſtern, erklärt wurde, während man jetzt dafür „Bath-Zebinah" annimmt, die Tochter eines großen Handelsfürſten von Palmyra, eines der „Marktherren" oder Handelsräthe der Stadt,) war wie Odenath aus fürſtlichem Geblüt; beide mögen aus edlen nabatäiſchen Familien entſproſſen ſein. Es iſt nun wahrſcheinlich, daß ſie zuerſt eine der Frauen von Odenaths älterem Bruder Septimius Airanes (Heyran) geweſen iſt; von dieſem war ſie die Mutter des Vaballathos (Wahballath) Athenodoros, während Airanes von einer anderen Frau den Mäonios hinterließ. Nach des Airanes frühzeitigem Tode wurde Zenobia die Lieblingsgattin des Odenath, (der von einer anderen Frau einen Sohn hatte, den Septimius Herodes,) und dem Zenobia den Herennianus (Airanes) und den Timolaos (Themalles) geboren hat.

Kupfermünze der Zenobia, geprägt in Alexandria in Aegypten, mit der Umſchrift: *CEIITIMIA ZHNOBIA CEBaστή.*

So bedeutend bei Zenobias Schönheit, Anmuth und eminenter geiſtiger Begabung ihr politiſcher Einfluß auf Odenath war: ihr bleibender Groll wurde dadurch erweckt, daß ihr kaiſerlicher Gatte weder den Vaballathos noch ihre jüngeren Söhne zur Theilnahme an der Herrſchaft beſtimmt, ſondern den jugendlichen, ritterlichen, liebenswürdigen Herodes zum Mitregenten ernannt hatte. Das brachte ſie allmählich dahin, mit liſtigen Hintergedanken ſich der Intereſſen ihres Stiefſohnes Mäonios anzunehmen, der wahrſcheinlich durch ſeine Abkunft trotz ſeiner perſönlichen Werthloſigkeit zu herrſchſüchtigen Plänen ſich geſtimmt fühlte. Zuletzt wegen einer wohlverdienten Disci-

plinarstrafe gegen Odenath erbittert; noch mehr gereizt durch die kurze Haft, die wüthende Drohungen gegen den Kaiser dem rohen und leidenschaftlichen Burschen zuzogen, machte er ein Komplott gegen Odenath, bei welchem der Sohn des Airanes selbst einen Theil der Offiziere für sich gewann. Und so wurde es möglich, daß Odenath und Herodes bei einem Feste zu Emesa im Frühjahr 267 ermordet werden konnten. Der armselige Mäonios, den die Soldaten als Kaiser ausriefen, konnte sich aber seiner Schandthat nicht lange freuen. Denn auf die Kunde von Odenaths Tode hatten die Truppen und das Volk zu Palmyra der Zenobia gehuldigt, die sofort ihren Sohn Vaballathos als Mitregenten und für sich den stolzen Titel „Königin des Orients" annahm. Nun schlugen die Soldaten den Mörder Mäonios einfach todt.

Mit Zenobias Thronbesteigung erhielt aber die römische Reichsgeschichte sofort wieder einen hochdramatischen Charakter. Die stolze, in alle weltliche, philosophische und religiöse Bildung dieses Zeitalters tief eingedrungene, hochgesinnte Königin, eine seltene Erscheinung unter der asiatischen Frauenwelt, in ihrem weiblichen Selbstgefühl zu den herbsten Frauencharakteren der gesammten Geschichte sich reihend, wollte ihre Abkunft auf Semiramis, auf Dido, und namentlich auf die Ptolemäer zurückführen. Und wie die letzte Kleopatra, ihr bewundertes Vorbild, der sie aber in allen fürstlichen Tugenden, der sie auch in allen edleren weiblichen Zügen und in sittlicher Sauberkeit unvergleichlich weit voranstand, mit Plänen einer Erneuerung der alten Lagidenmacht sich getragen hatte, so wollte Zenobia in voller Unabhängigkeit von Rom ein großes semitisches Reich auf nationaler Grundlage herstellen. Und zu weiterer Sicherung wurde sofort der Krieg gegen König Sapor eingestellt und eine Allianz mit Persien eingeleitet.

Gallienus seinerseits, der nicht Lust hatte, den syrischen Orient in derselben Weise wie Gallien dauernd vom Reiche getrennt zu sehen, wollte die Vererbung von Odenaths Macht auf dessen Wittwe nicht zulassen, sondern schickte sogleich auf die Kunde von seines palmyrenischen Freundes Ausgang den General Heraclianus nach Asien. Wahrscheinlich mit römischen Abtheilungen von der Balkanhalbinsel und von Kleinasien rückte dieser Feldherr im Frühling 267 nach dem inneren Orient vor. Aber die vollständige Niederlage dieses Heeres vor den Truppen der Königin warf nicht nur die Römer für mehrere Jahre hinter den Halys zurück: sie erleichterte auch ersichtlich den Gothen gerade damals einen neuen furchtbaren Einbruch in die griechischen Provinzen des Reiches.

Gleichviel ob nur die Botschaft von Odenaths Tode, oder ob vielleicht gar eine Anregung aus Palmyra hier mitgewirkt hat: im Frühling des unheilvollen Jahres 267 brachen auf 500 Schiffen etwa 25,000 Heruler und östliche Gothen vom Asowschen Meere gegen Westen auf, verheerten zuerst das untere Donauthal, und wandten sich dann, vielleicht durch Claudius zurückgeschreckt, nach dem Bosporus. Obwohl sie nach manchen Erfolgen sowohl zu

Lande, wie zu Waſſer bei Byzantion derbe Schlappen erhielten, konnten ſie doch durch den Bosporus dringen, da die Wachſamkeit der Römer durch den Tod ihres Admirals Venerianus gelähmt war. Nun zogen ſie plündernd durch die Propontis nach dem ägäiſchen Meere, und landeten endlich in mehreren Abtheilungen in Griechenland. Sparta, Argos, Korinth wurden überrannt, ausgeplündert und durch Feuer verheert. Auch Athen war nicht zu halten und wurde ſchwer heimgeſucht. Endlich aber kam die nordiſche Fluth zum Stauen. Während vom Bosporus her der Admiral Kleodamos eine Flotte nach dem Piräeus führte; während Gallienus perſönlich und General Marcianus in höchſter Eile aus Italien nach Makedonien marſchirten, hatte in Attika der ſeiner Zeit hochgefeierte hiſtoriſche Schriftſteller, Publius Herennius Dexippos, zugleich ein tüchtiger Offizier und bewährter praktiſcher Staatsmann, aus einigen Soldaten, Studenten, Bürgern und Bauern ſeines Kantons in dem Gebirge des Landes eine Freiſchaar von 2000 Mann formirt, mit denen er allmählich die feindlichen Raubſchaaren in vielen kleinen Gefechten aufrieb und endlich vom Oelwalde aus der Stadt Athen immer näher rückte. Endlich gelang es ihm, vielleicht ſekundirt durch die römiſche Flotte, die Gothen und Heruler aus Athen und Attika wieder herauszudrängen.

Die Germanen, die ihre Flotte verloren hatten, mußten ſich entſchließen, durch Ueberläufer und Sklaven verſtärkt, mit ihrer gewohnten Verwegenheit den Weg nach der Donau nordwärts durch die griechiſch-makedoniſchen Kantone zu nehmen. Auf dieſem Zuge aber faßte ſie Gallienus ſelbſt am Fluß Neſtos und brachte ihnen eine gewaltige Niederlage bei. Die kühnen Eindringlinge aber gänzlich aufzureiben, verhinderte ihn die ſchlimme Botſchaft aus Oberitalien, daß nun auch ſein vielbewährter Reitergeneral Aureolus ſich pronuncirt, den Purpur genommen und den Beſchluß gefaßt hatte, nach der Tiber zu marſchiren. Der Verluſt aber von Rom war für Gallienus mit dem Untergange ſeiner Herrſchaft gleichbedeutend. So erhielt denn Marcian den Auftrag, mit einem Theile des Heeres die Gothen völlig aus der Balkanhalbinſel zu vertreiben. Das iſt ihm auch ſehr wohl gelungen. Aber wie er nun mit Claudius die Donaulinie hütete, wurde es beiden trefflichen Heerführern aus vielen Zeichen und Berichten bald zu einer unheimlichen Gewißheit, daß der Gothenzug des Jahres 267 nur eine überaus verwegene Rekognoscirung in großem Styl geweſen war, und daß angeſichts des neuen italiſchen Thronkrieges zwiſchen Don und Donau eine wahrhaft furchtbare Völkerlawine ſich zuſammenballte. Ein deutſcher Eroberungszug von unerhörtem Umfange bereitete ſich vor. Damals vielleicht wurden zwiſchen den großen Generalen an der Donau und in Italien die Depeſchen getauſcht, deren Ergebniß das Todesurtheil des Gallienus war.

Gallienus war im Jahre 267 mit Sturmeseile von der Rhodope nach dem Po zurückgeeilt, und traf an der Adda (zwiſchen Bergamo und Mailand) an einer Stelle, die noch heute den Namen des Aureolus trägt, bei Pontirolo (Pons Aureoli) mit dem Uſurpator zuſammen. Aureolus wurde

völlig geschlagen und dann in Mailand belagert. Und nun zog Gallienus während des Winters auf 268 und im Frühjahr seine besten Heerführer hier zusammen, auch Aurelian, auch Marcian, endlich auch Claudius, der zu Pavia seine Station nahm. Die großen Generale, die sich nun in Menge im Hauptquartier zusammenfanden, waren, nachdem Aurelian und der Gardepräfekt Heraclian bereits den Anstoß dazu gegeben hatten, damals darüber einig, daß zur endlichen Rettung des Reiches, und zumal in Erwartung des neuen Gothenkrieges, Gallienus fallen müsse. Sein Nachfolger sollte der herrliche Claudius sein, den auch der Senat hochschätzte. Claudius war bei seiner ausgezeichneten militärischen Begabung und seiner vorzugsweise wackeren Persönlichkeit schon durch Valerian zu hohen Aemtern erhoben worden, und hatte seitdem auch dem Gallienus mit großem Erfolge gedient, — trotz seiner unter Umständen nicht verhehlten Mißbilligung der Haltung des Kaisers von diesem doch stets mit besonderer Rücksicht behandelt. Seit 265 wieder, wie zuletzt unter Valerian, kommandirender General in Illyricum, war Claudius wegen seiner Sittenstrenge und seiner bescheidenen, gerechten, billigen und persönlich liebenswürdigen Art allgemein hochgeschätzt. Das beste jedoch erwartete man von seiner vielbewährten und unermüdlichen Pflichttreue, seiner rastlosen Thätigkeit und seiner staunenswürdigen Thatkraft. Persönlich, so scheint es, zunächst nicht auf die Uebernahme der Herrschaft bedacht, war er nur im Allgemeinen mit dem Plane, den Gallienus zu stürzen, einverstanden; an der That selbst nahm er keinen Antheil. Die verschworenen Generale hatten anfangs den Gallienus erst nach Eroberung von Mailand beseitigen wollen. Aber ihr Plan war ruchbar, er war auch dem Aureolus bekannt geworden; so schritt man schneller zum Werke. Einige Tage vor dem 24. März 268 wurde in der Nacht im Lager Allarm geschlagen, und Heraclianus eilte zu Gallienus, erzählte ihm, Aureolus mache einen großen Ausfall. In stürmischer Hast besteigt Gallienus sein Pferd, vergißt dabei, den Panzer anzulegen, und wird nun in dem Gewühle in der Dunkelheit durch den dalmatinischen Reiteroberſten Cecropius niedergestochen.

Momentan freilich loderte der Zorn der Soldaten auf; noch mehr ihr wilder Wunsch, die neue Lage zur Erpressung großer Vortheile zu benutzen; aber auch das Leben der Verschworenen hing nur an einem Haare. Da war es die Gewandtheit des Marcianus, das große durch ihn vertheilte Geschenk und die Proklamirung des allbeliebten Namens Claudius, was die Meuterei rasch wieder stillte. Claudius selbst hatte inzwischen zu Pavia die Kunde seiner Erhebung erhalten und eilte nach dem Lager, um hier die Huldigung der Legionen entgegenzunehmen.

Drittes Kapitel.

Die illyrischen Kaiser und die Wiederaufrichtung des Reiches.

Als am 24. März 268 der Brief in Rom eintraf, durch welchen der neue Kaiser Claudius (II.) dem Reichsrath seine Erhebung mittheilte, war die allgemeine Begeisterung gewaltig. Man hatte eben allen Grund, von der Vaterlandsliebe und der Heldenkraft dieses großen Mannes das Höchste zu erwarten. Der Haß freilich gegen den (S. 571) mißtrauischen und auf den Senat eifersüchtigen Gallienus begann sich in Ermordung der Verwandten und Diener des letzteren, und in arger Grausamkeit gegen seine Finanzbeamten zu entladen. Da schritt aber Claudius rasch und energisch gegen ein so schmachvolles Verfahren ein und setzte auch die Konsekration des Gallienus durch. Auf der andern Seite wurde nun mit Aureolus, dessen Vergleichsvorschläge Claudius stolz abwies, rasch ein Ende gemacht, der[1]) dann, ungewiß ob erst nach einem neuen Kampfe oder nach seiner Ergebung, wider den Wunsch, aber unter Zulassung des Kaisers, anscheinend auf Aurelians Veranlassung durch die Soldaten niedergehauen wurde.

Bronzemünze des Kaisers Claudius Gothicus mit der Umschrift: IMP(erator) CLAVDIVS P(ius) F(elix) AVG(ustus).

Claudius, der nun die Riesenaufgabe der Herstellung des Reiches mit ungeheurer Energie und höchster Einsicht in Angriff nahm, eilte zunächst im Sommer 268 nach Rom, um nur erst den Anfang mit der Reorganisation[2]) der inneren Zustände zu machen. Wenn aber die trefflichen Gesetze dieses Kaisers, die Abstellung vieler Mißbräuche, und namentlich die Energie gerühmt wird, mit welcher er die unparteiische Handhabung der Rechtspflege herstellte und der Käuflichkeit der Richter wehrte, so mußte doch seine Hauptsorge auf die auswärtige Politik und die Ordnung der arg verwirrten militärischen Verhältnisse sich richten. An Tetricus und Zenobia mochte der verständige Claudius einstweilen noch gar nicht denken. Die Hauptsache wurde es sehr bald, die ungeheure Gefahr zu pariren, welche von den Gothen her den centralen Provinzen des Reiches drohte.

Vielleicht schon im Jahre 268 oder doch seit dem Frühjahr 269 wälzte sich die gothische Fluth südwestwärts. Greutungen und Heruler hatten alle ihnen folgenden getischen, sarmatischen und deutschen Völker, darunter namentlich Thervingen und Gepiden in Bewegung gebracht, so daß nun eine Masse von 320,000 Menschen (dabei viele Sklaven, Frauen und Kinder)

1) Eine andere Auffassung nämlich dieses schwer zu entwirrenden Details läßt den Gallienus zwar über Aureolus siegen, aber nicht bei Pontirolo, sondern die Addaschlacht erst durch Claudius nach einem Ausbruche des Aureolus aus Mailand ausfechten. Bei Pontirolo hat Aureolus allerdings sein einsames Grab gefunden.

2) Die Angabe, welche den Claudius nun erst noch einen großen Sieg am Garda-See über ein alamannisches Heer erfechten läßt, ist von sehr zweifelhaftem Werthe.

von dem Dnjeſtr her theils zu Lande, theils zu Waſſer mit 2000 Schiffen ſich gegen die Balkanhalbinſel bewegten. Diesmal aber trafen ſie auf ſehr veränderte Verhältniſſe. Die prächtige Perſönlichkeit des Claudius und der friſche Zug, den dieſer Kaiſer wieder in die Staatsleitung brachte, hatten ſchon überall wieder eine neue Zuverſicht und namentlich den Trieb, ſelbſt mit Hand anzulegen, bei den Völkern des Reiches erweckt. Das letztere war freilich ſehr nöthig. Denn die ſtarke Vernutzung der Armee in den letzten inneren und äußeren Kriegen, und die Schwierigkeit, aus den von Claudius beherrſchten, vielfach durch die Peſt entvölkerten Theilen des Reiches und durch Werbungen ſchnell das Material zur Ergänzung der Truppen zu gewinnen; die Münz- und Finanznoth, und die Nothwendigkeit das (zum Theil durch des Gallienus Sorgloſigkeit) erſchöpfte Kriegsmaterial wieder neu zu beſchaffen, hielt den trefflichen Kaiſer noch längere Zeit in Italien auf. Für einen erheblichen Theil des zu erwartenden Kriegsſchauplatzes, namentlich für die griechiſchen Küſten in Aſien und Europa, blieb einſtweilen nichts übrig, — und ſollte doch die beſten Früchte tragen, — als die Abſendung tüchtiger Offiziere und Kriegsbaumeiſter, um überall die Vertheidigung der Städte zu organiſiren und zu leiten.

Unter ſolchen Umſtänden hat der rieſenhafte Angriff der nordiſchen Völker wider ihr Erwarten einen für ſie höchſt ungünſtigen Ausgang genommen. Ihr erſter Stoß im Frühjahr 269 traf die niedermöſiſchen Feſtungen Tomi und Marcianopolis, um an deren Wällen wirkungslos abzuprallen. Nun aber theilten ſich die nordiſchen Maſſen. Ein großer Theil breitete ſich über Möſien aus, um den Widerſtand zu brechen, den ihnen des Kaiſers Feldherren, ſein tüchtiger Bruder Quintillus und der gewaltige Aurelian, an der Spitze der römiſchen Truppen aus Thrakien und Illyrien leiſteten, und namentlich die Oeffnung der Päſſe des Balkan zu erzwingen. Die Lage geſtaltete ſich allmählich ſo bedenklich, daß man mit höchſter Spannung auf die endliche Ankunft des von Claudius ſelbſt in Oberitalien und Illyricum mit ungeheurer Mühe neugebildeten Heeres wartete.

Die gothiſche Flotte ging inzwiſchen ſüdwärts weiter. Aber ſie erlitt bei der Einfahrt in den Bosporus durch reißende Strömungen und Stürme erhebliche Verluſte, verſuchte ſich umſonſt gegen Kyzikos, und wandte ſich dann gegen die thrakiſch-makedoniſche Südküſte. Hier ſchiffte die Maſſe der Krieger ſich aus, und während ſtarke Streifſchaaren Thrakien durchzogen, warf ſich der Gewalthaufen zuerſt auf Kaſandreia, dann auf Theſſalonike. Obwohl nun von hier aus ein Theil der Gothen ſich zu Schiffe weiter ſüdwärts wandte, um die griechiſchen Küſten zu plündern, gerieth die makedoniſche Seehauptſtadt allmählich durch die ungewöhnliche Ausdauer der Gothen in ſo verzweifelte Noth, daß ihr Fall bedenklich nahe ſchien. Da endlich kam in letzter Stunde die Rettung.

Claudius mochte bei der Noth der Balkanhalbinſel nicht länger mehr zögern, obwohl er ſein Heer noch nicht ganz ſo gut geformt hatte, wie er

es wohl wünschen mochte. Er war an der Save abwärts bis zu deren Mündung in die Donau marschirt, und rückte nun aufwärts im Thalgebiete des Margus (j. Morawa), zunächst um die Gothen von ihrer Rückzugslinie völlig abzudrängen, und für sich die bequemsten Verbindungen zwischen Mösien und dem makedonisch-thrakischen Süden zu gewinnen, dadurch aber die gothischen Schaaren in Mösien von denen in Makedonien zu trennen. Als er nun aber vernahm, daß die Gothen sofort die Angriffe auf Thessalonike einstellten, ihre Schaaren überall sammelten, und unter schrecklichen Verheerungen durch das Axiosthal nordwärts zogen, operirte er langsamer, um die Gegner nicht in den schwierigen Paßlandschaften des thrakisch-makedonischen Nordens, sondern in den für seine tüchtige Reiterei günstigen Strichen Mösiens zu bekämpfen. Und so erfolgte der furchtbare Zusammenstoß der koncentrirten römischen mit der gothischen Hauptmacht in der zweiten Hälfte des Jahres 269 in dem oberen Margusgebiet bei Naissus (j. Nisch an der zur bulgarischen Morawa strömende Nissawa). Unter mörderischen Kämpfen gewann hier die Taktik des Kaisers den Gegnern den kolossalen Sieg ab, der mehr denn 50,000 Gothen den Untergang brachte, ihm aber den wohlverdienten Ehrennamen „Gothicus" erwarb. Es war diese Riesenschlacht, die die Existenz des römischen Reiches bis zu dem „Cannä des vierten Jahrhunderts", nämlich bis zu der Niederlage des Valens bei Adrianopel wieder sicher gestellt hat.

Nun galt es, den Sieg zu vollenden, und das ist der Hauptsache nach wohl gelungen. Die Feinde sollten ihre Heimat nicht wieder erreichen können. So wurden schnell die Balkanpässe stark besetzt, die Gothen in das Land südlich von den Gebirgszügen getrieben, und dann Schritt für Schritt wieder nordwärts in die Schluchten des Balkan, ein Theil auch in die Rhodope hinein gedrängt. Freilich erlitten bei diesen Kämpfen auch die Römer einmal eine empfindliche Niederlage; freilich ist es doch einem Theile derselben gelungen, den Römern zu entkommen. Aber bis zum Frühjahr 270 war doch die ungeheure Masse der Gegner auf der Balkanhalbinsel theils durch das Schwert der Römer, durch Mangel und Entbehrungen, und durch die Pest vernichtet, theils in Gefangenschaft gerathen, und entweder als Beute verwerthet, oder aber genöthigt, den Römern nunmehr als Soldaten und als Colonen zu dienen.

Auch die gegen Griechenland ausgesegelten Abtheilungen hatten keinerlei Erfolge erzielt. Während die Hellenen, — für die griechische Art nach mehreren Seiten hin höchst charakteristisch, — selbst in diesem furchtbaren Jahre die Feier der Olympien nicht aussetzten, scheiterten alle Angriffe der Gothen auf die griechischen Seestädte. Unter diesen Umständen, vielleicht auch durch römische Kriegsschiffe bedroht, wandten sich die Gothen ostwärts durch das ägäische Meer, und versuchten dann überall plündernde Landungen auf den Küsten von Kreta und Rhodos, von Pamphylien und Kypros. Aber allenthalben wiesen die Städte dieser Landschaften die gothischen Angriffe

mit glücklichem Erfolg zurück. Endlich erschien auch der römische Statthalter von Aegypten, der tapfere Probus, (wahrscheinlich doch der dritte große römische Feldherr dieser Zeit,) der damals das Nilthal gegen die Gelüste der Palmyrener schützen sollte, mit einer römischen Flotte, und zwang die Gothen unter siegreichen Kämpfen zur Rückfahrt nach Norden. Einreißender Mangel und die Pest, die auch auf ihre Flotte drang, ruinirte ihre Kraft; doch waren sie noch immer stark genug, bei der Fahrt durch das schwarze Meer sich im Frühjahr 270 gegen die thrakische Seestadt Anchialos zu versuchen. Auch hier abgeschlagen, mußten auch sie in ihre Heimat die erschütternde und zum Heil der Römer lange nachwirkende Kunde bringen von dem völligen Mißlingen der ungeheuren Unternehmung.

Den Angriff auf Anchialos hat der treffliche Claudius bereits nicht mehr erlebt. Ruhe hatte er auch nach der Niederwerfung der Gothen nicht gefunden. Nicht die alberne Meuterei zu Bononia in Italien, wo ein Soldatenhaufe dem greisen Consular Censorinus den Purpur aufzwang, um ihn schon nach sieben Tagen zu ermorden, schreckte ihn wieder auf, sondern ein neuer gefährlicher germanischer Angriff an der mittleren Donau. Hier hatten sich nämlich die überaus kriegerischen sueviſchen Juthungen (die beiläufig, s. S. 519, von vielen Neueren für dasselbe Volk gehalten werden, wie die einst in der Mark wohnenden Semnonen), seit der Mitte des dritten Jahrhunderts von ihren bisher mehr östlichen Sitzen westlich nach den Grenzen der Alamannen gezogen, mit denen sie später dauernd eng verbunden erscheinen. Damals nun, zu Anfang d. J. 270, drohten Angriffe dieses Volkes, wie auch der Quaden und sarmatischer Völker, auf die Donaulinie von Vindelicien bis zur Gran, denen Claudius zu begegnen eilte. Er selbst nahm sein Hauptquartier zu Sirmium. Sein Bruder Quintillus mußte bei Aquileja ein Heer zum Schutze Italiens aufstellen. Der tapfere Aurelian dagegen, jetzt Oberfeldherr der illyrischen Armee, eilte nach dem pannonischen Norden und bekämpfte die neuen Gegner mit gutem Erfolge. Da nun griff die Pest, die nicht nur die Gothen decimirte, hinüber nach dem Hauptquartier, und zum lauten Jammer des Reiches und der Armee sank auch des allverehrten Claudius makellose Heldengestalt ins Grab; (im Laufe des März 270).

Die glänzenden Ehren, welche der Senat dem todten Helden weihte, konnten freilich nicht hindern, daß sofort neuer Zwist um die Nachfolge ausbrach. Der Senat und unter Einwirkung eines Donativs auch die Armee bei Aquileja säumten nämlich nicht, den vielfach ausgezeichneten Bruder des Claudius zum Kaiser zu erheben. Aber Quintillus war nicht der Mann, in welchem die illyrische Armee, jetzt das entscheidende Machtelement im Rumpfe des Reiches, den rechten Führer zu neuen Siegen und den Pfleger ihrer Interessen erwartete. Diese Legionen hatten es vorgezogen, den einen der beiden größten Feldherren, welche Rom damals besaß, nämlich den in Pannonien operirenden Aurelian, mit dem Purpur zu bekleiden. Zu einem

Kampfe ist es nun allerdings nicht gekommen. Vielleicht ist auch diesmal zwischen den bestimmenden Männern der Armeekorps verhandelt, zuletzt die italische Armee zum Abfall von Quintillus veranlaßt worden. Wie so oft in der Geschichte dieser wilden Epoche schwanken aber die Nachrichten über die letzten Entscheidungen, so daß es ungewiß bleibt, ob Quintillus (wie wahrscheinlich) durch eigene Hand oder durch die seiner Soldaten gefallen ist, und ob seine ephemere Regierung nur drei Wochen, oder (wie wahrscheinlicher) mehrere Monate gedauert hat. Jedenfalls war im August d. J. 270 Claudius Lucius Domitius Aurelianus unbestritten Alleinherrscher.

Dieser zweite der illyrischen Kaiser war am 9. September (etwa i. J.) 214, und wahrscheinlich als Sohn eines Colonen in einem Dorfe bei Sirmium geboren. Bei mächtiger Gestalt und riesiger, fast unverwüstlicher Naturkraft ein geborener Soldat, hatte er in dieser sturmbewegten Zeit sein Glück in der Armee gemacht. Zu allen Zeiten hatte den Soldaten seine erstaunliche Kraft, Waffentüchtigkeit und persönliche Tapferkeit imponirt, und war er unter ihnen ein populärer Held geworden, dessen Ruhm die Truppen in ihren rohen Liedern feierten. Als Oberst wurde er, charakteristisch genug, von einem gleichnamigen Kameraden durch den Beinamen „mit der Hand am Schwert" unterschieden. Dabei blieb er der rechte Sohn des Volkes, und suchte, da er dessen Noth und Bedürfnisse genau kannte, durch eine furchtbare, und bis zu seinem Tode allgemein gefürchtete, disciplinarische Strenge der Zuchtlosigkeit und Raubgier der Soldaten zu begegnen. „Willst du Oberst sein, ja wenn du überhaupt am Leben bleiben willst," so schrieb er einmal seinem Stellvertreter, „so halte die Soldaten in Zucht. Niemand raube auch nur ein Huhn oder ein Ei, niemand reiße eine Traube vom Stocke oder zertrete die Saat. Keiner fordere Salz, Oel oder Holz; jeder sei zufrieden mit seiner Lieferung. Von der Beute bereichere sich der Soldat, nicht von den Thränen der Bürger. Die Waffen müssen rein, das Eisen muß geputzt, das Schuhwerk stark sein. Der Soldat gehe propre, verthue seinen Sold nicht in der Kneipe, sondern bewahre ihn im Gürtel. Er soll das Saumthier putzen und das Futter nicht verkaufen. Wer erkrankt, soll von den Aerzten unentgeltlich behandelt werden; aber an Quacksalber sollen sie ihr Geld nicht wegwerfen. In den Quartieren halte sich jeder anständig; wer Streit anfängt, soll mit Schlägen bestraft werden". Und wie als Oberst und General, so ist er allerdings in der Armee zwar stets bewundert, aber wegen seiner unerbittlichen Strenge bei militärischen Vergehen und Verbrechen auch mit scheuer Furcht betrachtet worden. Wenn er einmal einen Soldaten, der die Frau seines Quartiergebers entehrt hatte, mit den Füßen an zwei heruntergezogene Bäume binden und durch deren Emporschnellen zerreißen ließ, so war das allerdings entsetzlich. Aber nur das Entsetzen und eine Faust von Eisen konnte endlich das von Blutfeld zu Blutfeld wandernde, wilde, und noch immer an greulicher Zuchtlosigkeit krankende Soldaten-

geſchlecht dieſer Zeit bändigen, und zugleich den immer wieder auflebenden Geiſt der Pronunciamientos ausrotten.

Aurelian hatte als Oberſt unter Poſtumus gegen die Rheinfranken, er hat nachher unter dem General Ulpius Crinitus an der Donau mit Auszeichnung gegen die Gothen gefochten. Und Valerian, der ihm für 258 ein Conſulat verſchaffte, veranlaßte damals zu Byzantion (S. 571), daß Ulpius Crinitus ihn als Sohn adoptirte. Aurelian wurde dann auch Schwiegerſohn des alten Feldherrn. Seine weitere Laufbahn haben wir bereits öfter berührt.

Der neue Imperator des römiſchen Reiches, deſſen hiſtoriſche Miſſion es geweſen iſt, das in Trümmer gehende rieſige Staatsgebäude mit eiſerner Hand wieder zuſammenzufaſſen, war allerdings ganz überwiegend ein Feldherr, und zwar einer erſten Ranges. Er war aber auch ein ſehr bedeutender Staatsmann, und ein Herrſcher, der bei ſcharfer Erkenntniß der Linie, die er ohne Gefahr nicht überſchreiten durfte, innerhalb derſelben „nichts halb that". Allerdings trägt ſeine koloſſale Geſtalt durchaus den Charakter dieſes Zeitalters, in welchem er als Retter der römiſchen Welt auftrat. Liebenswürdig war dieſer ſtrenge Soldat freilich nicht; wie das die großen Männer der Weltgeſchichte überhaupt nicht zu ſein pflegen. Dem Senat gegenüber erſchien er nach ſeinem eigenen Ausdrucke gar oft als herber „Zuchtmeiſter"; und ſeine Formen pflegten im Allgemeinen knapp und kurz, unter Umſtänden ſelbſt etwas rauh und hart, ſeine Ausdrucksweiſe und ſeine Späße etwas derber Art zu ſein. Dazu kommt, daß Aurelian, der Bauernſohn, der Mann des Heerlagers, der ſich eine tiefere wiſſenſchaftliche Bildung nicht hatte aneignen können, mancherlei derbe Liebhabereien pflegte. „Eine ſtarke und etwas grobſinnliche Natur," fand er ſein Behagen an Genüſſen der Tafel und an Poſſenreißern, während üppiger, raffinirter Luxus ihm nicht zuſagte. Man mußte eben, wie ſo oft bei großen Männern, ſolche Schattenſeiten bei dieſer großartigen Perſönlichkeit mit in den Kauf nehmen. Nichtsdeſtoweniger beſchränkte ſich der harte und gewaltſame Zug ſeines Weſens, wenn wir nicht ſehr zweifelhaften Angaben folgen wollen, auf ſolche Momente, wo die harte Staatsraiſon und die Lage der Zeit eine furchtbare Energie und grauſame Strenge wirklich nöthig machten, was ſchlechte Diener in ſeiner nächſten Umgebung wiederholt zu empfinden hatten. Dagegen gewann der gewaltige Menſch als Kaiſer ſchnell genug nicht nur die ſcheue Achtung, ſondern auch die wirkliche Liebe der Völker des Reiches, für welche der Kaiſer, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte und einen großen praktiſchen Takt beſaß, trotz ſeiner rauhen Art ein wahrhaft väterliches Wohlwollen entfaltete.

Aurelian konnte nicht ſogleich von Sirmium nach Rom aufbrechen, ſondern war noch längere Zeit genöthigt, gegen die Juthungen im Felde zu ſtehen. Es gelang auch wirklich, dieſes tapfere Volk entſchieden zu demüthigen. Und als bei den an dieſe Kämpfe ſich ſchließenden Friedens-

Digitized by Google

verhandlungen die juthungiſchen Botſchafter mit ungebrochenem Selbſtgefühl einfach die Wiederherſtellung des (ſo ſcheint es) früher zwiſchen ihnen und den Römern beſtehenden Freundſchafts- und Subſidiarverhältniſſes forderten, wußte der Kaiſer ihnen durch ſeine impoſante, drohende Haltung und ſeine flammenden Worte einſtweilen einen ſehr heilſamen Schrecken einzuflößen. Erſt jetzt konnte Aurelian nach Italien gehen; und die Vermuthung hat viel für ſich, daß erſt jetzt, alſo mehrere Monate nach ſeiner Erhebung, der Sturz des Kaiſers Quintillus (S. 593) erfolgt iſt.

Der Untergang des von dem Senat begünſtigten Quintillus brachte von Anfang an ein kühles Verhältniß zu Wege zwiſchen Aurelian und dem Reichsrath. Und allerdings war die Zeitlage im Sinne des rauhen Kriegsfürſten wenig dazu angethan, um mit dem in ſeinen Augen viel zu anſpruchsvollen Nimbus des hohen Hauſes beſonders große Umſtände zu machen. Lange durfte jedoch Aurelian diesmal nicht an der Tiber verweilen. Die deutſchen Völker waren andauernd in unruhiger Bewegung, und Maſſen von Vandalen, mit gothiſchen Trupps vereinigt, hatten die pannoniſche Donau überſchritten. Aurelian eilte ſogleich nach ſeinem Heimathlande, und in den Niederungen der Donau erkämpfte er einen allerdings ſchwer erkauften Sieg, der die Germanen beſtimmte, bei Nacht den Strom wieder zu überſchreiten und um Frieden zu bitten. Nunmehr, wo der Sieg die Waffen der Römer begleitete, faßte Aurelian einen großen und für die weiteren Schickſale des Reiches rettenden Entſchluß. Er gab nämlich die dakiſchen Provinzen gänzlich auf und überließ ſie den gothiſchen Völkern, nach denen nun dieſes Land für lange benannt worden iſt. Es war für die Römer ſehr ſchmerzlich, die alte ruhmvolle Schöpfung Trajans und die dakiſchen Goldbergwerke aufopfern zu müſſen; aber Aurelian that doch recht. Die Behauptung der verlorenen Gebiete in Siebenbürgen koſtete Anſtrengungen, denen das Reich nicht mehr gewachſen war, ſeitdem nun auch von Mähren bis zum Rheindelta die weſtdeutſchen Völker gegen die römiſchen Grenzen drängten, überhaupt ſeitdem das Reich die Phyſiognomie einer allerorts berannten Feſtung darbot. Aurelian hat es erreicht, daß die gothiſchen Völker auch nach Ueberwindung der ſchrecklichen Verluſte des J. 269 ein volles Jahrhundert lang nicht mehr als Feinde des Reiches in irgend nennenswerther Weiſe auftraten. Die Römer dagegen und die Romanen in den dakiſchen Kantonen ſollten nicht unter deutſche Herrſchaft fallen. Die in unſern Tagen mit erbitterter Leidenſchaft behandelte ethnographiſche Streitfrage, ob und wieweit damals romaniſche Elemente als Ahnherren der heutigen Rumänen jenſeits der Donau zurückgeblieben ſind, erörtern wir erſt in einem viel ſpäteren Zuſammenhange. Von Aurelian aber wiſſen wir, daß nunmehr auf ſeinen Befehl nicht nur alle dakiſchen Feſtungen gründlich geräumt, ſondern auch die romaniſchen Einwohner, (von denen allerdings ſchon viele unter Vergrabung ihrer Schätze das Land unter Gallienus verlaſſen hatten,) mit ihrer fahrenden Habe nach den ſeit

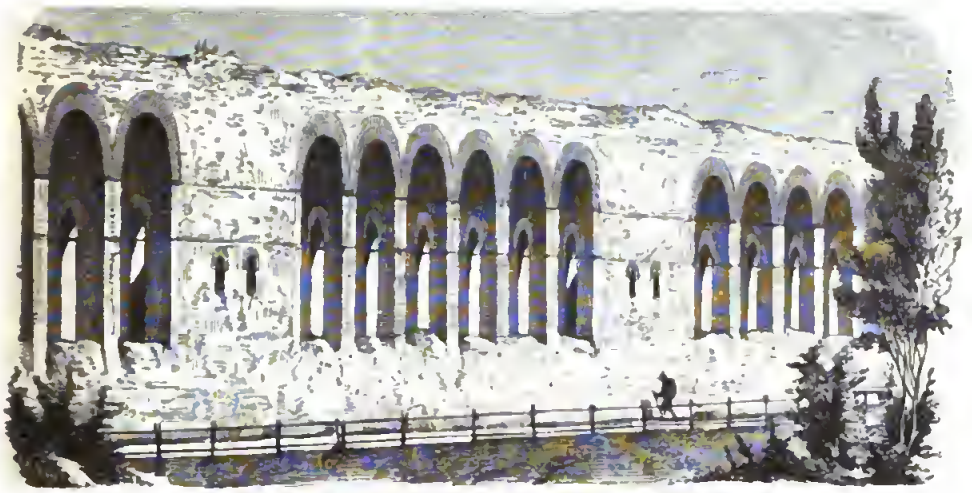
Decius' Zeit durch Kriegsnoth und Pest verödeten südlichen Ufern der Donau zu neuer Ansiedlung geführt wurden. Mit echt römischer Zähigkeit wollte er aber den dakischen Namen nicht aus dem Verzeichniß der römischen Provinzen verschwinden lassen. Er bildete daher mitten zwischen Ober- und Nieder-Mösien zwei neue Verwaltungsbezirke: „Ufer-Dakien" an der Donau mit der Hauptstadt Ratiaria, und südlich von diesem das „mittelländische Dakien" (oder Dardanien) mit der Hauptstadt Serdica (j. Sofia).

Während Aurelian noch an der pannonischen Donau stand und die neue Ansiedlung der dakischen Romanen einleitete, hatten aber die Juthungen in Verbindung mit den Alamannen den Krieg an der oberen und mittleren Donau wieder erneuert und waren durch die Alpenländer in der Richtung auf Oberitalien vorgedrungen. Unter diesen Umständen ließ der Kaiser einen bedeutenden Theil des Heeres sofort nach Italien aufbrechen. Er selbst folgte später mit den übrigen Truppen, zu denen nun auch vandalische Auxiliaren zu Roß gehörten. Die Germanen hatten bereits die Gegend von Mailand erreicht und tüchtig ausgeplündert. Als Aurelian endlich von Nordosten her erschien und sie in der Gegend von Placentia zu fassen suchte, gelang es ihnen, von einem dichten Walde aus die Römer zu nächtlicher Stunde zu überfallen und schwer zu schlagen. Diese Nachricht rief zu Rom nicht nur großen Schrecken, sondern auch eine drohende, meuterische Stimmung hervor. Erst (im Januar 271) die Oeffnung der sibyllinischen Bücher und die daran sich knüpfenden Opfer beruhigten das Volk wieder einigermaßen. Mehr aber that die Arbeit Aurelians, welcher jene Scharte schnell auswetzte und sich mit gewaltiger Wucht siegreich auf die zerstreuten Abtheilungen der Germanen warf. Namentlich die Siege bei dem umbrischen Fanum am Metaurus und zuletzt bei Pavia sind den Alten dauernd in Erinnerung geblieben.

Bronzemünze von Aurelianus mit der Umschrift: IMP(erator) C(aius) AVRELIANVS AVG(ustus).

Als die neue nordische Gefahr wieder beschworen war, eilte der Kaiser nach Rom. Hier erregte er aber gewaltigen Schrecken durch die Härte, mit welcher er die nach der Schlacht bei Placentia vorgekommenen Unordnungen bestrafte, dabei auch Leute der besten Familien nicht schonte. Dagegen war er im höchsten Grade für die Sicherheit der alten Welthauptstadt besorgt, die durch die Alpen und Apenninen nicht mehr ausreichend geschützt zu sein schien. Aurelian ließ nämlich nunmehr Rom in eine Riesenfestung umwandeln. Die alte Servianische Mauer hatte seit Jahrhunderten keinerlei militärische Bedeutung mehr; denn seit vielen Menschenaltern hatten sich außerhalb derselben neue städtische Quartiere, und wieder vor diesen neue Vorstädte angesetzt. Die Reichshauptstadt war unter solchen Verhältnissen bei der schwierigen Lage des Reiches entweder nur durch eine ganze Armee zu schützen, oder leicht einem germanischen Handstreich, oder auch dem Ueberfall eines Usurpators ausgesetzt. Wurde sie dagegen jetzt umfassend verschanzt,

so konnten die in und bei Rom stehenden Truppen mit Hilfe der Bürgerschaft sie recht wohl vertheidigen, bis wirksame Hilfe von Außen herankam. Eine längere Belagerung allerdings konnte nur von einer hinter diesen Mauern stehenden Armee ausgehalten werden. Aurelian zog daher um die damalige Gesammtstadt eine neue, mächtige Ringmauer, deren Ausdehnung auf dem linken Ufer mit Einrechnung der Flußseite auf 11 bis 12 Miglien, genauer auf 12,345 römische Schritt, angeschlagen wird. Das verschanzte Areal betrug dann 1396,469 Hektaren. Diese neue Befestigung, welche 52 Fuß hoch, ohne Graben auf den Hügelrändern laufend, im Norden den Mons Pincius und den Hügel „der Gärten", wie auch die alte Citadelle der Prätorianer, im Süden die Pyramide des Cestius mit umschloß, wurde mit großer Raschheit ausgeführt; derart daß man mehrfach schon vorhandene Substruktionsmauern, ferner die Bögen der Wasserleitungen und viele ältere



Innere Ansicht der Aurelianischen Mauer zu Rom.

Denkmäler mit in das Werk hineinzog. Trotzdem ist der ungeheure Bau erst unter Kaiser Probus (276) vollendet worden. Die Mauer, welche übrigens in der Hauptsache noch jetzt als Stadtmauer dient, wurde aus Backsteinen ausgeführt; die Kenner finden, daß damals die alte bewunderte Technik der Römer im Ziegelbau bereits fühlbare Spuren des Rückganges zeigt. Technisch betrachtet, so bestand die Mauer eigentlich aus zwei dicht neben einander hinlaufenden Mauern, welche durch Tonnengewölbe mit einander verbunden waren. „Diese aber sind durch überwölbte Durchgänge durchbrochen, welche einen fortlaufenden Corridor bildeten, der den an den Schießscharten aufgestellten Vertheidigern zur Verbindung diente. Durch die in den Thürmen angebrachten Treppen gelangte man auf die Zinnenhöhe, auf welcher der Schwerpunkt der Vertheidigung lag."[1]) Die Thore waren gewölbt und mit

1) In Folge der Pest seit 167 n. Chr. und der Noth der Zeit war Rom neuerdings in Ausdehnung und Bevölkerung sicherlich doch gegen das zweite Jahr-

Fallgattern verſehen, außerdem durch je zwei Thürme flankirt, die wieder durch ein Stockwerk über dem Thore mit einander verbunden wurden. Auf dem rechten Ufer war hauptſächlich das Janiculum verſchanzt; hier überſchritten die Vorſtädte die neuen Mauern ziemlich erheblich.

Auch ſonſt hat Aurelian für Rom große Bauwerke in Angriff genommen. Er ließ das Bett der Tiber an ſeichten Stellen vertiefen und die Quais von der Stadt in der Richtung zum Meere fortſetzen. Auf dem rechten Ufer wurden Winterthermen angelegt, und auf dem Gartenhügel, in dem ſalluſtiſchen Garten, eine Rennbahn, die er mit einer Säulenhalle umgab. Gleichzeitig aber mit der Ringmauer begann er den Bau eines Prachttempels ſeiner Lieblingsgottheit, des orientaliſchen Sonnengottes, in der VII. Region, am Quirinal.

Die Hauptſache blieb indeſſen für Aurelian noch lange der Krieg. Die germaniſche Gefahr war einſtweilen kräftig abgeſchlagen; ſo galt es denn, mit aller Kraft den Orient für das Reich zurückzuerobern, wo die ſtolze und hochgeſinnte Zenobia den Römern immer kühner und herausfordernder entgegentrat. Die ſchöne Königin von Palmyra in ihrer ganz einzigen Erſcheinung war in der That völlig dazu angethan, die Völker ihres Reiches ſicher an ihre Herrſchaft zu feſſeln. So groß ihr Liebreiz, ſo anmuthig ihre Perſönlichkeit, deren Eindruck durch eine geſchmackvolle Tracht gehoben wurde, ſo gewinnend ihre Milde erſchien: ſie verband damit eine ungewöhnliche Kraft des Willens, und bei hoher Bildung und lebhaftem Intereſſe für die vielſeitigen religiöſen Streitfragen der Zeit eine ſtaunenswerthe Klarheit und Stärke des Geiſtes. Und wie ſie, wo es ſich nöthig zeigte, nachdrücklichen Ernſt und nachdrucksvolle Feſtigkeit entwickelte, ſo verſtand ſie es auch, wie nur ſelten eine regierende Frau, ihren Truppen als kühne Reiterin, aber auch durch ihre Ausdauer auf Märſchen zu Fuß, und durch großen perſönlichen Muth zu imponiren; je nach Umſtänden mild und freigebig, und wieder ernſt und gemeſſen, theilte ſie in wichtigen Momenten ſelbſt die Trinkgelage ihrer Heerführer. In den großen Staatsfragen endlich trat ſie klug und berechnend auf, und zeigte in der Durchführung der beſchloſſenen Maßregeln eine große Feſtigkeit.

Es war aber nur natürlich, daß die großen Imperatoren, die nach Gallienus' Tode die Macht der Römer wiederherſtellten, um ſo weniger die Herrſchaft dieſer Königin dulden konnten, je ſolider dieſe ihre Stellung zu begründen ſuchte, und je eifriger ſie bemüht war, die materielle Baſis der-

hundert zurückgegangen. Die Stadt hatte mit allen Außenbauten im Jahre 74 n. Chr. einen Umfang von 13,200 Schritt gehabt, und die Vorſtädte ſich noch weiter ausgedehnt, da zwiſchen 74 und 167 die Zahl der Einwohner zwei Millionen mehr als erreicht zu haben ſcheint. Dies wurde aber ſeit 167 anders. Allerdings mag Aurelian nicht alle Außenbauten ummauert, ſondern bei Ziehung der neuen Schanzenlinie auch manche Wohnplätze außerhalb derſelben gelaſſen haben, die nur dann einbezogen werden konnten, wenn man auf die nothwendigen militäriſchen Rückſichten (dominirende Punkte des Terrains, Vermeidung zu großer Ausdehnung der Linien) kein Gewicht legen wollte.

ſelben zu erweitern. Schon Kaiſer Claudius würde bei längerem Leben ohne allen Zweifel gegen die Palmyrener das Schwert haben ziehen müſſen; denn gerade während der letzten Monate ſeiner Regierung griffen dieſe nach der uralten Politik aller aſiatiſchen und helleniſtiſchen, in Syrien ſtarken Mächte nach dem Nilthal erobernd hinüber. Bei den unruhigen Neigungen des ägyptiſchen Volkes, welches der orientaliſchen Königin größere Sympathien entgegenbrachte, als den Römern, fand ſich in Aegypten leicht ein einflußreicher Mann, Timagenes mit Namen, der vollkommen bereit war, eine Invaſion der Palmyrener zu fördern, unter deren Hoheit er dann ſelbſt am Nil zu herrſchen hoffte. Die Entfernung des Probus im Kampfe mit den Gothen machte es möglich, daß zu Ende des Jahres 269 oder zu Anfang 270 ein Heer von 70,000 Mann aſiatiſcher Krieger unter Zabdas Unterägypten eroberte. Der tapfere und ſehr gewandte Probus führte indeſſen nach ſeiner Rückkehr den Krieg an der Spitze ägyptiſcher und afrikaniſcher Truppen mit bedeutendem Erfolge gegen die Palmyrener. Erſt als dieſer Feldherr bei dem Schloß Babylon ſüdlich von Heliopolis eine Schlappe erlitten hatte, konnten die Heerführer der Königin einen Theil des Landes dauernd behaupten; vielleicht daß ſelbſt ein Vertrag unter einer für die Römer ſchonenden Form den neuen Verluſt verhüllte. In analoger Weiſe hatte Zenobia aber auch in Kleinaſien ihre Macht immer weiter ausgedehnt, was bei der andauernd ſo ſchwierigen Lage des römiſchen Reiches ihr ohne Mühe gelang. Die Herrſchaft der Königin war im Jahre 270 bereits bis zu den Marken des galatiſchen Ankyra anerkannt. Nun wünſchte ſie vor allem Bithynien und die dominirenden Stellungen an der Propontis und den Seeſtraßen zu gewinnen, theils aus merkantilen Motiven, theils auch, um ihre Stellung militäriſch abzurunden. Seitdem jedoch mit dem Sommer 270 die Erhebung Aurelians den Romanen neue Zuverſicht einflößte, ſtießen die Palmyrener in dieſer Gegend auf hartnäckigen Widerſtand. Und als während des Jahres 271 Zenobia deutlich erkannte, daß Aurelian ſchwerlich länger als unumgänglich nöthig zaudern würde, um ihr Sonderreich zu zertrümmern, da — ſo ſcheint es — nahm ſie ſofort eine immer ſchärfer accentuirte Stellung gegen Rom ein. Das machte ſich in ihren Beziehungen zu dem galliſchen Sonderreiche, das machte ſich in Aegypten bemerkbar. Und in Kleinaſien drangen ihre Truppen bis zum Bosporus vor.

Das Palmyreniſche Reich bot im Jahre 271 einen ſehr ſtattlichen Anblick dar. Die neue Hauptſtadt des Oſtens, der Centralſitz der gegen das Principat gerichteten nationalen Beſtrebungen, war zu einer wahren Prachtſtadt geworden, die unter dem Schutze gewaltiger Feſtungswerke neben ihrem mächtigen Sonnentempel eine erhebliche Anzahl neuer großartiger Bauten zeigte. Die Verwaltung der Königin, die auf der Baſis der römiſchen Organiſation arbeitete, war vortrefflich, ihre Finanzwirthſchaft muſterhaft. Dabei war Zenobia, die ſelbſt die Hauptſprachen der Zeit redete, entſchieden bemüht, zur Belebung der inneren Einheit ihres neuen Reiches die nationalen

und religiösen Gegensätze im Orient auszugleichen. Die zahlreichen Anhänger der alten syrischen Kulte, die zahlreichen und einflußreichen Juden, die hellenisirte Bevölkerung der meisten Städte, die zahlreichen und wohl organisirten Christen, konnten unter dem Scepter der klugen Regentin unbehelligt neben einander leben. Sie selbst aber, die eine ausgeprägt monotheistische Anschauung pflegte, suchte durch ein ausgleichendes Religionssystem die vielen Gegensätze zu vermitteln. Hier aber war der schwache Punkt ihres Reiches und ihres Systems. Ihre Herrschaft war zu jung, der Zusammenhang der romanischen und hellenisirten Einwohner mit Rom zu alt und zu zähe, um diesen Elementen so schnell eine durchgreifende Losreißung von Italien als wünschenswerth erscheinen zu lassen. Und wenn diese nur den Umständen sich bisher gefügt hatten, so waren die führenden Männer der wirklich lebensvollen Religionen dieser Zeit durchaus nicht geneigt, auf die von Zenobia gewünschte Abschleifung der Gegensätze einzugehen. Die orthodoxen Rabbinen sahen die Bestrebungen der Königin nur mit tiefem Widerstreben an. Und die meisten Führer der christlichen Gemeinden des Nilthals und Syriens waren sehr wenig erbaut über die hohe Gunst, mit welcher Zenobia den Häretiker Paul von Samosata behandelte. Dieser Bischof von Antiochia, der einerseits mit der Philosophie der Zeit vertraut, andererseits der Beibehaltung oder Annahme verschiedener Theile des jüdischen Ritus geneigt war, hatte als Dogmatiker durch seine Lehre von der nicht ursprünglich göttlichen Persönlichkeit Jesu Christi, und durch seine Auffassung des heiligen Geistes als „unpersönlicher Kraft des Vaters", sich in tiefen Gegensatz zu den namhaftesten christlichen Theologen des Orients gesetzt. Auf Grund seiner häretischen Ansichten und zugleich auch schwerer persönlicher Verirrungen wurde er 269 durch eine Synode zu Antiochia aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen. Aber als hoher Verwaltungsbeamter der Königin zu Antiochia erhielt er sich dauernd in großer Macht.

Auch die hellenistische Bevölkerung wurde nicht dadurch gewonnen, daß Zenobia einen der bedeutendsten Vertreter der damaligen griechischen Wissenschaft aus Athen an ihren Hof gezogen hatte. In der alten Stadt des Perikles war während der unruhigen Zeiten des dritten Jahrhunderts die Philosophie noch einmal glänzend repräsentirt, ehe noch auch auf diesem Boden der Neuplatonismus die zähe Gegenwehr gegen das Christenthum annahm. Vor allen gefeiert war damals der Philosoph, welcher durch die Kraft und Schärfe seines Geistes, durch seine tüchtige Gelehrsamkeit, durch die Frische und den guten Geschmack seines Styles, und namentlich durch hohen Seelenadel unter seinen Zeitgenossen hervorragte: nämlich der Platoniker Dionysios Cassius Longinus. Er war der Sohn einer syrischen Dame, Frontonis aus Emesa, und ist als Neffe des zu Athen docirenden Rhetors Fronto von Emesa, wahrscheinlich i. J. 213 und vielleicht zu Athen selbst geboren. Ein Mann von umfassender, wesentlich philosophischer Bildung, ein glänzender Repräsentant der platonischen Schule, hatte er während

seiner Lehrjahre zu Alexandria auch nahe Beziehungen zu den großen Schöpfern der neuplatonischen Theorie, namentlich zu Plotinus, gewonnen. Ein ebenso selbständiger, wie klarer und scharfer Geist, folgte Longinus allerdings in einer Beziehung dem mächtigen Anstoß der neuen alexandrinischen Schule: er nahm eine starke Richtung auf die gelehrte und wissenschaftliche Erklärung des Platon. Aber er hielt sich entschieden fern von der mystischen Weise und der schwärmerischen und theosophischen Richtung, welche die neuplatonische Schule bald genug eingeschlagen hat. Ein Mann mehr des scharfen logischen Denkens als der philosophischen Ethik; ein Mann der imposantesten und präcisesten Gelehrsamkeit (die ihm den Namen einer „lebendigen Bibliothek" eingetragen hat), des geläutertsten Geschmackes und der feinsten kritischen Fähigkeiten, so gewann Longinus, der seit etwa 240 in Athen als philologischer Professor bereits hohes Ansehen besaß, einen Weltruf als der erste Grammatiker und Aesthetiker der Zeit, als brillanter Stylist und überaus fruchtbarer Schriftsteller, und als Kritiker von nahezu kanonischem Ansehen. Die traurige Lage Griechenlands und der athenischen Universität unter Gallienus, vielleicht zuletzt der Gotheneinfall d. J. 267, gaben aber seinem Leben eine andere Richtung. Bei einer Reise nach der syrischen Heimath seiner Familie folgte er dem Rufe der Zenobia nach Palmyra, wo er Ehrgeiz genug hatte, um aus dem Studienrath der Königin und dem Panegyriker Odenaths auch der erste politische Rathgeber der fürstlichen Dame zu werden. Sein Einfluß in Palmyra war jedenfalls sehr bedeutend. Aber wenn es ihm auch gelang, den Neuplatoniker Amelius zur Gründung einer Schule in Apameia zu bestimmen: die sonst wohl von ihm und Zenobia an seine Thätigkeit geknüpften Erwartungen gingen nach der geistigen Seite nicht in Erfüllung. Und wenn Longinus vielleicht den nahen Verfall des Römerthums erwartet und seine besten Hoffnungen auf das Erstarken des palmyrenischen Reiches gesetzt hatte: bereits war das Schwert des illyrischen Romanen erhoben, welches Zenobias Schöpfung und ihn selbst vernichtend treffen sollte.

Aurelian hatte bis zu Ende des Jahres 271 kräftig gegen Palmyra gerüstet. Dann brach er im Frühjahr 272 nach Illyrien auf, schlug eine gothische Streifschaar aufs Haupt, und wandte sich dann, aus den Truppen der Donauländer erheblich verstärkt, nach Byzantion. Vor seinem energischen Aufmarsch fiel alles Land bis nach Kappadokien sehr schnell wieder in seine Hände. Erst Tyana vor den kilikischen Pässen nöthigte ihn zu sehr ernsthaften Anstrengungen. Als dieser feste Platz gefallen war, konnten die Römer wieder mit raschen Schritten bis in die Gegend von Antiochia vordringen. Hier hielt Zenobia selbst; ihr General Zabdas stand mit der palmyrenischen Armee bei Daphne (jetzt Beit-el-Mâ), zwei Stunden südwestlich. Und nun kam es am Orontes zu einem ausgedehnten Gefecht, welches durch Aurelians schlaue Taktik für die Römer so glücklich ausfiel, daß Zenobia es nicht wagte, die Stadt Antiochia zu halten, deren griechische, christliche und orthodox-jüdische Elemente sich ihr jetzt als durchaus unzuverlässig erwiesen.

Sie wich daher möglichſt ſchnell nach dem Inneren zurück, während Aurelian, der überall mit kluger Milde und Schonung auftrat, nun — trotz ſeiner perſönlichen Antipathie gegen das Chriſtenthum und ſeiner Schwärmerei für den Sonnenkultus — auch die Chriſten für ſich gewann, indem er jetzt den Paul von Samoſata abſetzte und auch nach Seiten des biſchöflichen Streites ihren Wünſchen entgegenkam.

Als die Römer dann ihren Marſch oſtſüdöſtlich fortſetzten, trugen ſie bei Immä über die Palmyrener einen neuen glänzenden Erfolg davon, der ihnen ſofort die Thore aller Städte bis nach Emeſa öffnete. Hier endlich warf ſich ihnen das feindliche Hauptheer, 70,000 Mann ſtark, entgegen, und nun entbrannte in weiter Ebene vor der feſten Stadt die furchtbare Schlacht, wo die Bogenſchützen und die Eiſenreiter der Königin, wie die berittenen Hilfsſchaaren der Saraeenen und Amalekiter, mit Aurelians dalmatiniſchen und mauretaniſchen Reitern, mit den Legionen aus den Donauländern und einem Theile der Garden, und mit den in Aſien aufgebotenen Auxiliaren in langem und überaus zähem und mörderiſchem Kampfe ſich maßen. Nur unter bedeutenden Verluſten gewann endlich auch hier, trotz der Minderzahl der Römer, Aurelians überlegene Taktik und die Wucht der Legionen den Sieg.

Nun gab Zenobia auch das nicht mehr zuverläſſige Emeſa auf und gedachte, hinter den Mauern ihrer Hauptſtadt Palmyra den Kampf fortzuſetzen. Denn hier war ſie des Volkes vollkommen ſicher; hier war ſie der perſiſchen Hilfe, auf die ſie beſtimmt rechnete, näher; und hier in der Oaſe mußte den Römern der Belagerungskrieg um ſo ſchwieriger werden, je geſchickter die arabiſchen Stämme der Wüſte in der Kunſt waren, dem Feinde Zufuhren und Verbindungen abzuſchneiden. In der That wurde die Lage der Römer, als ſie den überaus ſchwierigen Steppenmarſch nach der Oaſe von Palmyra vollendet und die Stellungen vor der prächtigen Königsſtadt, die damals faſt fünf Stunden Umfang zeigte, erreicht hatten, nichts weniger als bequem.

Der Widerſtand der Palmyrener war überaus zäh, und auf eine Aufforderung des Kaiſers, nun endlich unter guten Bedingungen zu kapituliren, antwortete Zenobia durch einen ſehr ſtolzen, von Aurelian als ſchwere Beleidigung aufgenommenen Brief. Allmählich aber änderte ſich die Lage der Dinge zu Ungunſten der Königin. Die Perſer, die allen Grund gehabt hätten, ihren Widerſtand zu unterſtützen, zeigten ſich ſehr ſchlaff. Es lag dieſes daran, daß nach dem Tode des Königs Sapor I., der während ſeiner letzten Jahre mit Bekämpfung der neuen Sekte des ſpekulativ-asketiſchen Religionsſtifters Mani aus Kteſiphon (geb. 214), und ſeiner aus altchaldäiſchen, parſiſchen und chriſtlichen Elementen gemiſchten, ſcharf dualiſtiſchen Lehre beſchäftigt geweſen war, — daß nach Sapors Tode 271 in Perſien ein milder, nicht ſehr kriegeriſcher Fürſt, ſein Sohn Hormisdas I. regierte, der ſchon i. J. 272 wieder durch innere Unruhen verdrängt wurde. Erſt ſein Nachfolger, ſein Sohn (Bahram) Vararanes I. dachte daran, den Palmyrenern zu helfen; aber ſeine Hilfstruppen waren ſo

schwach, daß sie von den Römern leicht zerstreut wurden. Dazu nun, so scheint es, war auch Aegypten der Königin gleich zu Anfang verloren gegangen, und nun konnte Aurelian auch von Süden her frischen Zuzug erhalten und die Stadt fester einschließen.

Als die Bewohner anfingen, durch Mangel gedrückt zu werden, gedachte Zenobia, persönlich die Stadt zu verlassen und zu den Persern zu gehen, um diese zu nachdrücklichem Eintreten in den Kampf zu bestimmen. Es gelang ihr, wahrscheinlich durch einen verborgenen Gang in den Mauern, eines Nachts durch die Linien der Römer zu kommen und auf einem Dromedar den Eufrat zu erreichen. Als sie aber eben den Strom überschreiten wollte, holten Aurelians Reiter sie ein und führten sie als Gefangene nach dem römischen Lager zurück. Nun war Alles zu Ende. In Palmyra gewann die Partei die Oberhand, die für Ergebung stimmte, und so konnte (etwa zu Anfang d. J. 273) Aurelian den schwierigen Krieg als beendigt ansehen. Die ungeheuren Reichthümer der Stadt fielen natürlich in seine Hand. Sonst aber wurde Palmyra sehr glimpflich behandelt. Nur an einigen hochstehenden Männern nahm der Kaiser blutige Rache. Auf dem Rückmarsch hielt nämlich Aurelian zu Emesa über Zenobia und ihre politischen Rathgeber Kriegsgericht. Und hier verlor die bisher so stolze Königin, die ihr Leben durch die wüthende Armee bedroht wußte und vor dem furchtbaren Ernst des Kaisers schauderte, ihre fürstliche Haltung und verwandelte sich in ein zaghaftes Weib. Sie schob alle Schuld auf ihre Rathgeber. Diese, der hochgesinnte Longinus an ihrer Spitze, der jenen hochfahrenden Brief verfaßt haben sollte, verfielen denn auch dem Henkerschwerte, die Königin aber sollte den Triumphzug in Rom schmücken.

Noch aber war die palmyrenische Tragödie nicht ganz zu Ende gespielt. Aurelian hatte Asien schnell verlassen und war auf der Balkanhalbinsel wieder damit beschäftigt, einen Einbruch der Karpen zurückzuweisen, als ihm der mesopotamische Legat Marcellinus in aller Eile die verdrießliche Nachricht zugehen ließ, daß in Palmyra ein großer Aufstand ausgebrochen sei. Hier wirkten verschiedene Momente zusammen. In der alten Königsstadt der Zenobia konnte man es begreiflicher Weise nicht so leicht verschmerzen, daß Palmyra aus der Stellung einer vieljährigen Hauptstadt des Orients wieder in die bescheidene einer einfachen Provinzialstadt zurückgeschleudert war. Daneben aber erkannten die Perser, welchen schweren politischen Fehler sie begangen, indem sie das Reich der Zenobia durch die Römer hatten zertrümmern lassen; sie also schürten die Erbitterung der besiegten Asiaten. Und so geschah es, daß damals noch einmal auf drei Punkten Bürgerkrieg und feindliche Invasion das Reich Aurelians bedrohten. In Alexandrien stellte sich der reiche und mächtige M. Firmus, ein alter Anhänger der Zenobia, ein großer Papierfabrikant, Rheder und Handelsfürst, der bisher mit Palmyra in lebhafter Verbindung gestanden hatte und in Aegypten über eine sehr ausgedehnte Popularität verfügte, an die Spitze einer neuen Er-

hebung und nahm den Purpur. In Palmyra dagegen hieben die Massen die neue römische Garnison in Stücke und bekleideten — als der von ihnen zu ihrem neuen Führer ausersehene mesopotamische Legat Marcellinus sich ihnen versagte — den Achilleus, einen Verwandten der Königin, mit den Insignien der fürstlichen Gewalt. Die Perser endlich schickten sich an, ihnen jetzt bedeutende Streitkräfte zuzuführen.

Als Aurelian von dem neuen Brande in Syrien vernahm, führte er auf der Stelle sein Heer in Eilmärschen nach der Oase von Palmyra. Durch seine Schnelligkeit vereitelte er alle Berechnungen seiner Gegner. Die königliche Stadt mußte sich ohne Kampf auf Diskretion ergeben; sie verfiel jetzt einer geradezu entsetzlichen Ausmordung und wurde größtentheils zerstört, um seitdem für immer in politische Nichtigkeit zu versinken. Ein rascher Zug nach Mesopotamien galt dann der siegreichen Abwehr der einbrechenden persischen Geschwader, und nun wandte sich Aurelian südwärts, um auch die meuterischen Aegypter zu strafen. Die Truppen des Firmus konnten das Feld nicht halten. Auch Alexandrien wurde mit Sturm genommen, zuletzt das feste fürstliche Schloß, im „Brucheion", zur Ergebung genöthigt. Und nun griff Aurelian, der Alexandrien gründlich zähmen und der Reichshauptstadt die seit Jahren immer wieder gestörte Kornzufuhr aus der großen fiskalischen Nilprovinz dauernd sichern wollte, wieder einmal mit schrecklicher Energie durch. Nicht nur daß Firmus wie ein Bandit gekreuzigt wurde, so ließ der Kaiser namentlich das prachtvolle Quartier Brucheion mit dem alten Palast der Ptolemäer und dem Museum schleifen.

Und nun endlich eilte er wieder nach Europa, um die letzte Hand an die Wiederherstellung der Reichseinheit zu legen, nämlich auch das durch Postumus geschaffene gallische Sonderreich zu zertrümmern. Große Mühe hat er dabei nicht mehr gehabt; denn der Kaiser Tetricus (S. 584) war schon lange seines glänzenden Elends übersatt. Die Stellung dieses milden, wohlmeinenden, aber der wilden Art seiner Soldaten längst nicht gewachsenen Kaisers war sehr erschüttert worden, als (nicht sehr lange nach des Gallienus Tode) die Kaiserin-Mutter Victorina starb. Die imposante Persönlichkeit des Kaisers Claudius hatte nicht nur die Spanier veranlaßt, von Tetricus abzufallen, sondern auch im Jahre 269 eine abgefallene Legion in Autun bestimmt, den großen römischen Kaiser zu Hilfe zu rufen. Claudius hatte indessen mit Recht zuerst die Abwehr der Gothen sich zur Aufgabe gestellt. Und so konnte Tetricus noch mehrere Jahre den Purpur führen. Nicht zu seiner Freude; denn er sah sich unaufhörlich durch die zuchtlose Haltung seiner Armee, zuletzt namentlich durch die Intriguen des Generals Faustinus, schwer bedrängt. Unter diesen Umständen knüpfte er von langer Hand geheime Unterhandlungen mit Aurelian an, die darauf abzielten, dem großen Wiederhersteller des Reiches Gallien möglichst bequem in die Hände zu liefern. Als nun dieser endlich in Gallien einrückte, fand bei Chalons an der Marne zu Anfang des Jahres 274 eine Schlacht statt,

Digitized by Google

die schnell genug zu Gunsten Aurelians ausfiel, weil Tetricus mit seinen Anhängern zu ihm überging, und die meisten seiner Unterfeldherren in seinem Sinne ebenfalls keinen ernsthaften Widerstand leisteten.

So war also zu Anfang des Jahres 274 das Römische Reich wieder kraftvoll in Einer Hand zusammengefaßt, und Aurelian konnte in Rom seinen prachtvollen Triumphzug feiern, welchen neben zahlreichen gothischen und anderen Gefangenen und überreicher Beute auch die schöne Zenobia und der Senator Tetricus schmückten. Da ließ der große Kriegsfürst überall Milde vorwalten. Zenobia konnte den Rest ihres Lebens in bequemen Verhältnissen auf einer stillen Villa zu Tibur zubringen. Tetricus dagegen wurde überaus freundschaftlich behandelt, mit Ehren überhäuft, mit einem prachtvollen Palast auf dem Mons Cälius in Rom beschenkt und endlich (wie man früher annahm) mit der Verwaltung von Lukanien, nach neuerer Ansicht mit der Stellung als „Correktor von Italien" (s. unten) betraut. Doch scheint er bereits im Jahre 275 oder zu Anfang des darauf folgenden Jahres gestorben zu sein.

Aurelian hat aber auch den schlimmsten inneren Krebsschaden der römischen Zustände mit scharfen Schnitten zu heilen versucht, nämlich die entsetzliche Verwirrung des Münzwesens. Nur daß die Reformen, die er verfügte, nicht sicher chronologisch zu fixiren sind. Die Verderbniß des Silbergeldes war unter Claudius und eine Zeit lang unter seiner eignen Regierung noch einmal gewachsen. Der „Rationalis" Felicissimus, der Münzdirektor in Rom, hatte das infame System, die ihm zugewiesenen Silbermassen zu stehlen und wesentlich Weißkupfer als Silber auszugeben, in der schamlosesten Weise höchst umfassend betrieben. Und nun griff Aurelian endlich mit schrecklicher Energie ein. Nicht nur daß der große Räuber in Rom und seine Schuldgenossen zur Strafe gezogen werden sollten: der Kaiser verfügte auch kurz und bündig, daß die umlaufenden Silbermünzen auf ihren wirklichen Werth von drei Pfennigen auch nominell herabgesetzt werden sollten. Sollte das Chaos endlich einmal wieder gelichtet werden, so war natürlich gerade diese letzte Verfügung unvermeidlich. Aber sie wirkte ebenso begreiflicherweise wahrhaft erdbebengleich. Es verstand sich von selbst, daß dadurch weithin, und namentlich in der Reichshauptstadt und in Italien, furchtbare Vermögensverluste eintraten, scheinbare Reichthümer in Rauch aufgingen: nun erst fühlte man den schrecklichen Bankerott des Staatskredits recht schmerzlich. Dieses war die Temperatur, aus welcher heraus in Rom der blutige Volksaufstand ausbrach, der sich an die Hinrichtung des Schurken Felicissimus knüpfte. Ob diese Scenen etwa mit den Unruhen des Jahres 271 zusammenfielen (S. 596), oder erst 274 sich abspielten, ist unsicher; aber die Erbitterung sowohl der Schuldgenossen des Münzdirektors, wie die der verarmten Römer war so groß, daß in dem entbrennenden Straßenkampfe 7000 Mann, Soldaten und zahlreiche Bürger, erschlagen

wurden. Nun aber schritt Aurelian energisch weiter vor. Er centralisirte das Münzwesen. Er schloß (mit Ausnahme der bis auf Diokletian fortbestehenden von Alexandria) zunächst sämmtliche nicht kaiserliche, also alle kommunalen Münzstätten des Reiches, in denen es zum Theil noch schlimmer zugehen mochte, als in Rom. Wie damals wahrscheinlich überall das verschiedenen Städten noch zustehende Recht oder Privileg der Münzprägung endgültig aufgehoben wurde, so verlor nun auch der Senat sein altes Recht, Kupfermünzen auszugeben. Dagegen sollten nun überall die schändlichen, betrügerischen Mißbräuche in den kaiserlichen Münzen aufhören. Im Speziellen suchte Aurelian bei der Goldprägung den Aureus wieder auf das Normalgewicht von $^1/_{50}$ Pfund zu bringen. In Sachen dagegen des Silbergeldes sollte wieder ehrlich geprägt werden. Aber die Noth der Zeit war so hart, und des Kaisers Regierung zu kurz, als daß er die Reform hätte durchführen können. Es ist nur erst gelungen, das Silberstück wieder mit sechs Procent Silber auszugeben. Auch die Einziehung des Weißkupfergeldes (wo jetzt 500 bis 525 solcher Schandmünzen auf das Goldstück von rund 17 R.-Mark kamen) ist damals nicht vollständig gelungen. Dagegen wurde das Provinzialkupfer vollständig in das Reichscourant aufgenommen, und nun in den Provinzen zahlreiche neue kaiserliche Münzstätten angelegt, die noch in der byzantinischen Zeit in Geltung blieben.

Aurelian suchte auch sonst die Unregelmäßigkeiten und Unterschleife zu beseitigen, die seit Gallienus in der Verwaltung eingerissen waren. Daneben sollte das Volk, namentlich der Hauptstadt, doch auch die alten Begünstigungen nicht entbehren. Nicht nur, daß der Kaiser wiederholt nach seinen Siegen alte Forderungen des Fiskus an zahlreiche Privatleute einfach kassirte, so wurde das Volk der Residenz, deren Versorgung mit Proviant nun wieder die eifrige Sorge der Reichsregierung geworden war, bei festlichen Spendungen nicht nur mit Brodkorn, sondern auch mit Fleisch, mit Oel und mit Kleidern beschenkt.

Daneben geht recht deutlich die weitere Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse in jener Richtung weiter, welche nachmals ihre Krönung durch Diokletian erhalten sollte. Persönlich kehrte Aurelian bereits, sowohl den alten Velleitäten des Senats, wie noch mehr den unablässig zu Meuterei und Auflehnung neigenden Legionen gegenüber den Monarchen heraus, oder vielmehr den Gedanken eines „göttlichen Herrscherrechtes". Er sprach es unverhohlen aus, daß „Gott nicht nur die Herrschaft verleihe, sondern auch ihre Dauer in der Hand halte". Dem entsprechend trug er auch als Kaiser ein Diadem und ein mit Gold durchwirktes Prachtgewand. Das namentlich in der Zeit des Septimius Severus und des Caracalla weitergeführte System, die großen Provinzen in mehrere kleinere zu zerlegen, (wo neben Syrien, S. 502, namentlich auf der pyrenäischen Halbinsel die nordwestlichen Landschaften von Asturien und Gallächien als besondere Provinz von Tarrakonensis getrennt, und Numidien als eigene Provinz unter den Legaten der seit Hadrian zu

Lambäse kasernirten III. Legion gestellt worden,) wurde damals anscheinend noch nicht weiter geführt. Wohl aber schritt Aurelian immer weiter fort auf dem Wege, in den kaiserlichen Provinzen die Militärgewalt von der Civilgewalt zu trennen. Immer weiter setzte sich die Praxis fort, die mobilen Streitkräfte des Reiches, die an den Militärgrenzen koncentrirt waren, unter eigene kommandirende Generale oder Duces zu stellen. Endlich aber betrat auch er den schon seit Caracallas letzten Zeiten eröffneten Weg, zunächst in Bestellung eines „Correktors" für Italien, (der neben und vor den kaiserlichen Curatoren für verschiedene Gemeinden, vielleicht auch schon für einzelne Landschaften, der Halbinsel auftrat,) die endliche „Provinzialisirung" Italiens vorzubereiten.

Aurelian hatte in wenigen Jahren Gewaltiges geleistet. Nichtsdestoweniger gewährte das nun wieder zusammengefügte Reich nach Abwehr der gefährlichen Stürme von Norden und Nordosten, nach Niederwerfung der Sonderstaaten, nach Aufhören der Pest, und unter den Nachwirkungen des großen Münzbankerottes, in vielen Theilen den kläglichen Anblick einer blühenden Landschaft der Tropen nach dem Austoben eines grausen Tornado, oder eines nordischen Küstenlandes nach Abströmen einer verheerenden Sturmfluth. Der alte sonnige Glanz des antiken Lebens war weithin für immer verschwunden, und die letzten erträglichen Zeiten des Alterthums seit dieser Epoche bis zu dem hunnisch-gothischen Sturme im letzten Drittel des vierten Jahrhunderts tragen ganz überwiegend den Charakter harter Prosa und schweren Ringens in dem Kampfe um das Dasein. Aurelian selbst aber ist nicht lange mehr berufen gewesen, die Wiederherstellung des Reiches zu leiten. Der große Kriegsfürst war zu Anfang des Jahres 275 noch einmal in Gallien, dann in Vindelicien, mit der Sicherung der Reichsgrenzen beschäftigt. Dann gedachte er, von Illyrien aus mit starker Macht nach dem Eufrat zu marschiren, um nun gründlich mit den Sasaniden abzurechnen. Aber er sollte Asien nicht wieder erreichen. Einer seiner höchsten Kanzleichefs hatte sich irgendwie bedenklich kompromittirt und fürchtete des Kaisers vielbewährte rücksichtslose Strenge. Um sich zu retten, machte er mehrere höhere Offiziere glauben, der Kaiser habe, theils aus bestimmten Motiven erzürnt, theils einfach ungerecht und undankbar, ihren Tod beschlossen. So bildete sich ein Komplott, und der General Mucapor ermordete den großen Mann zu Cänophrurium, einer Station auf der Propontisstraße zwischen Perinth und Byzantion; noch vor dem 25. März 275.

Sei es nun daß die Generale Aurelians gegenüber den schwer erbitterten Soldaten sich scheuten, nach dem Purpur zu greifen, um nicht den Verdacht einer Betheiligung an dem Morde auf sich zu ziehen; sei es daß ihre gegenseitige Eifersucht zu groß war; sei es endlich daß wirklich in dem Hauptquartier ein verständiger politischer Plan zur Annahme gelangt war: genug, die Generale wandten sich jetzt in voller Uebereinstimmung mit den Soldaten an den Senat, um diesen zur Ernennung eines neuen Herrschers aus seiner

Mitte aufzufordern. Längere Unterhandlungen überzeugten den Reichsrath von dem ernsten Willen der Truppen, und so glaubte man in dem hohen Hause endlich in allem Ernste, die goldene Zeit sei angebrochen, wo das Schwergewicht der Reichsgewalt nunmehr in den Händen des Senats ruhen werde. Die sanguinischen Herren in der alten Curie machten unter diesen Umständen einen schlimmen Mißgriff. Anstatt mit klugem Blick sich an einen der edelsten und ihnen wohlgesinntesten Feldherren zu wenden, oder doch einen Mann in der vollen Frische seiner Kraft zu wählen, bekleidete man einen zwar persönlich hochachtbaren, aber bereits 75jährigen Greis mit dem Purpur, — den trefflichen Princeps Senatus, den alten, reichen Gajus Marcus Claudius Tacitus, der für einen Abkömmling des großen Historikers der Trajanischen Zeit galt; (25. Septbr. 275).

Der Enthusiasmus des Senats war groß und äußerte sich in verschiedenen freudigen Kundgebungen an die namhaftesten Städte des Reiches. Man hielt es wirklich für möglich, mit Zustimmung des Tacitus einen Zustand herzustellen, wo der Senat außer Anderem nunmehr regelmäßig den kaiserlichen Generalissimus ernennen, die Statthalterschaften besetzen, den Edikten des Kaisers durch seine Sanktion Giltigkeit verleihen, die Aufsicht über die Finanzen führen würde. Und doch war diese Episode nur das letzte Aufleuchten des alten senatorischen Glanzes; es war das letzte Mal, daß das hohe Haus selbständig über das Reich zu entscheiden hatte.

Bronzemünze des Kaisers Tacitus mit der Umschrift: IMP(erator) C(aius) M(arcus) CL(audius) TACITVS AVG(ustus).

Tacitus war ohne allen Zweifel ein ganz vortrefflicher Kaiser. Er zeigte sich als einen Regenten von seltener Milde und Humanität. Er hatte lebhaftes Interesse für die Hebung der materiellen Interessen des Friedens, in erster Reihe für das Münzwesen. Ein Freund der Wissenschaften und Künste gebot er auch, die Werke seines großen Vorfahren in allen Bibliotheken aufzustellen und jährlich von Staatswegen je zehn Abschriften derselben herzustellen. Uneigennützig wie er war, machte er sein enormes Privatvermögen zum Eigenthum des Staates, und kam auch der Stimmung der Armee durch Verfolgung der Mörder Aurelians entgegen. Nichtsdestoweniger war seine Herrschaft nur von ganz kurzer Dauer.

Gothische und alanische Schaaren, so vernahm man nicht lange nach seinem Regierungsantritt, — angeblich zuerst durch Aurelian für den Perserkrieg geworben, — hatten das schwarze Meer, oder von Kolchis her die pontische Grenze überschritten und nun im östlichen Kleinasien bis nach Kilikien hinüber ihre Raubzüge ausgedehnt. Da eilte der alte Tacitus mit seinem Bruder M. Annius Florianus, den er zum Gardepräfekten erhoben hatte, nach Asien, und hatte in der That das Glück, die neuen Feinde zurückzuschlagen. Nun aber machten sich bei einem Theile der Offiziere wieder meuterische Neigungen bemerkbar, die namentlich von den noch unbestraften, sich bedroht fühlenden Mördern Aurelians genährt wurden. Zuerst fiel des Kaisers stolzer und strenger Vetter, der syrische Statthalter Maximin; und

gleich nachher wurde der alte Imperator ſelbſt nach nur ſechsmonatlicher Herrſchaft im Frühjahr (April) 276 im pontiſchen Lande erſchlagen. Unter dieſen Umſtänden war es ein ſtarkes Wagſtück, daß ſein Bruder Florian, der weder in dem Senat eine Stütze hatte, noch unter den Generalen eine beſonders hohe Stellung einnahm, jetzt den Purpur an ſich riß. Man fügte ſich im Reiche freilich für einige Zeit, ſo daß er momentan alles Land bis zum Tauros nominell in ſeiner Hand hatte. Aber die Wünſche der Armee neigten ſich jetzt einem ganz anderen Manne zu, dem größten Feldherrn, den das Reich ſeit Aurelians Tode beſaß, dem Probus.

Marmorbüſte des Kaiſers Probus. (Neapel.)

Marcus Aurelius Probus, der dritte der großen illyriſchen Imperatoren dieſer Zeit, war wie Aurelian auf pannoniſchem Boden geboren (19. Auguſt 232), nämlich zu Sirmium. Der Sohn eines Guts- oder Gartenbeſitzers, der aber als Soldat es bis zum Oberſten gebracht hatte, war er bei ſeinen perſönlichen und ſoldatiſchen Vorzügen raſch in der Armee emporgekommen, und durch Valerian, der mit gewohntem Scharfblick ſeine Bedeutung erkannte, noch als „bartloſer Jüngling" zum Oberſten, und nach glänzenden Thaten gegen Sarmaten und Gothen ſogar zum Commandeur einer Legion erhoben worden. Probus genoß das volle Vertrauen der Kaiſer Gallienus, Claudius und Aurelian; wir fanden früher, daß er es wahrſcheinlich war, der von Aegypten aus gegen Gothen und Palmyrener gefochten hat (S. 592, 599, 603). Ein Held erſten Ranges und dabei ein ungewöhnlich gediegener Charakter, genoß er allgemeine Hochachtung. Daher hätte, ſo ſcheint es, Tacitus lieber ſtatt auf ſeine Perſon die Wahl des Senats auf Probus gelenkt. Er machte ihn, den er als die beſte Stütze des Reiches bewunderte, dann auch zum Dux oder kommandirenden General des „Orients" mit dem Hauptquartier Emeſa, d. h. der Landſchaften Meſopotamien, Commagene, Syrien, Phönikien, Paläſtina und Arabien. Als nun aber Florian den Purpur

an sich riß, stellte die Armee des „Orients" ihren glänzenden Chef als Kaiser auf, der zunächst freilich nur noch über Aegypten zu gebieten hatte. Da Florian darauf hin seine an Zahl überlegene Armee aus Pontus nach Kilikien führte, so schien es wieder zu einem blutigen dynastischen Kriege kommen zu sollen. Probus indessen hielt die Bewegungen hin, bis die Gluth des kilikischen Sommers die in der Ebene von Tarsos gelagerten europäischen Truppen seines Gegners zu decimiren begann. Zu ernstlichen Gefechten ist es überhaupt nicht gekommen; denn schon im Juli 276 wurde Florian von seinen eigenen Leuten, wahrscheinlich Offizieren, ermordet, die allmählich immer abgeneigter sich fühlten, den allbeliebten Probus ernstlich zu bekämpfen.

Der große Mann, der jetzt, — sehr wider seinen persönlichen Wunsch, — den Purpur trug, wurde nun ohne Weiteres im ganzen Reiche, am 3. August in aller Form auch durch den Senat anerkannt, der zu seiner Freude den neuen Herrscher vollkommen bereit fand, dem Reichsrath wenigstens eine Reihe der werthvollen Rechte zu belassen, die Tacitus dem hohen Hause verwilligt hatte. Ein milder, humaner, und mit den bürgerlichen Interessen wohl vertrauter Mann, wie Probus war; dazu ein Regent, welcher in dieser eisernen Zeit das goldene Ideal eines künftigen ewigen Friedens im Herzen trug, — war er aber durch die unaufhörlich sich wiederholenden Gefahren auf den Reichsgrenzen genöthigt, in analoger Weise wie Aurelian ganz überwiegend als Feldherr seine Größe zu beweisen. Noch hatte er, bei verständiger Schonung der Partei des Florian, die Mörder seiner beiden Vorgänger Aurelian und Tacitus, gestraft: nun mußte er eilen, den damals besonders gefährdeten Westen des Reiches zu schützen.

Noch immer stand es mit dem Reiche so, daß nur der furchtbare Nimbus eines römischen großen Schlachtenmeisters die Grenzen, namentlich auf der deutschen Seite, wirksam zu schützen vermochte. Seit Aurelians Tode waren für Gallien im Norden die Franken, tiefer im Süden die Alamannen und Juthungen besonders gefährlich geworden. Die Alamannen konnten aus dem von ihnen besetzten Zehntlande jetzt ganz ungenirt durch Helvetien nach dem mittleren Gallien vordringen. Und wie schon zu Gallienus' Zeit Aventicum verheert worden war, so litt jetzt ein sehr erheblicher Theil des nördlichen und mittleren gallischen Landes durch die germanische Ueberfluthung.

Im Jahre 277 war nun Probus endlich im Stande, mit gewaltiger Kraft gegen die Germanen loszuschlagen. Während seine Feldherren die Franken zurückdrängten, entriß er selbst den Alamannen und ihren Verbündeten gegen siebzig bedeutende, von ihnen heimgesuchte Ortschaften, und drängte diese Gegner unter furchtbaren Verlusten nicht nur über den Rhein zurück, sondern warf sie auch zurück hinter den Neckar und die Rauhe Alp. Mehr aber, mit ungeheurer Energie begann er, das alte Zehntland wieder als römische Militärgrenze zu organisiren. An verschiedenen Stellen wurden feste Lager angelegt, das Land mit einer starken Besatzung versehen, und

namentlich die alte Schanzenlinie zwischen dem unteren Main und der oberen Donau wiederhergestellt. Daran reihten sich aber nun Kämpfe mit anderen deutschen Schaaren, die aus verschiedenen deutschen Völkern namentlich den Alamannen, aber auch den Franken, mit denen jetzt auch Probus selbst stritt, zu Hilfe zogen. Burgunder und silingische Vandalen, welche, — jene aus ihren alten Sitzen an der Warthe und Oder, diese aus Schlesien, — schon seit längerer Zeit sich nach dem mittleren Deutschland, nicht fern von dem alamannischen Gebiet, gezogen hatten, näherten sich dem Rhein in der Nähe des untersten Mainlaufes, um durch Probus gründlich geschlagen zu werden. Dasselbe widerfuhr lygischen Schaaren, anscheinend an der oberen Donau. Wie wild aber diese Kriege von den Römern, die über die Unerschöpflichkeit der deutschen Massen und ihre Verheerungen in völlig desperate Wuth geriethen, geführt wurden, erhellt aus dem einen Zuge, daß Probus für jeden Germanenkopf ein Goldstück bezahlte. Endlich wurden die deutschen Fürsten überall zum Frieden genöthigt. Enorme Beute und die Uebernahme zahlreicher Germanen, theils als Colonen, theils als Soldaten für die Armee krönte die Thätigkeit des Probus.

Im Sommer 278 zog der Kaiser dann nach der unteren Donau, um auch hier einerseits die Sicherheit der Grenzen festzustellen, andererseits aber eine neue großartige Colonisirung der Süddonauländer ins Werk zu setzen. Probus nämlich wollte diese während der letzten schrecklichen Jahrzehnte weithin verödeten Landschaften der Balkanhalbinsel wieder neu bevölkern und leitete daher mit mehreren Stämmen im ehemaligen östlichen Dakien Verhandlungen ein wegen deren Uebersiedelung in das römische Gebiet. Während sich die Ausführung dieses Planes langsam vorbereitete, war der große Kaiser persönlich in Kleinasien thätig. Hier gelang es ihm, die wilden Raubschaaren der Isaurier mehrmals empfindlich zu schlagen, und unter erbitterten Kämpfen verschiedene ihrer gefürchteten Felsennester, wie namentlich Kremna in Pisidien, zu nehmen, nicht minder auch in ihre Hochthäler einzudringen, und auf verschiedenen Punkten ihres Gebietes Veteranen seines Heeres anzusiedeln. Gleichzeitig hatten seine Legaten das Glück, die behenden und überaus raubgierigen braunen Blemmyer in Nubien, die trotz ihrer kleinen Gestalten den ägyptischen Bauern seit des Decius Zeit sehr lästig zu werden pflegten, sehr nachdrücklich zu schlagen. Und Probus selbst wußte damals durch seine höchst energische Haltung und durch Aufstellung eines Beobachtungscorps an der persischen Grenze den Hof von Ktesiphon zum Abschluß eines für die Römer durchaus günstigen Friedensvertrages zu bestimmen.

Als dieses Alles geordnet war, setzte der Kaiser i. J. 279 die geplante Uebersiedelung starker transdanubischer Massen nach Mösien und Thrakien ins Werk. Namentlich wurden 100,000 Bastarner, — ursprünglich Germanen, aber stark sarmatisirt, — die in ihren Sitzen früher dem dakischen, später dem römischen Reiche formell unterthänig gewesen waren, jetzt aber den

Druck der Gothen läſtig empfanden, auf römiſchem Gebiete angeſiedelt, wo ſie allmählich in dem rauhen Romanenthum dieſer Landſchaften völlig aufgegangen und gänzlich aſſimilirt worden ſind. Dagegen ſind die Anſiedlungen anderer deutſcher Koloniſten, gepidiſcher, greutungiſcher, vandaliſcher Trupps, nur theilweiſe gelungen; viele dieſer Leute ſtreiften plündernd umher und mußten niedergehauen werden. Die Haufen fränkiſcher Anſiedler endlich, die Probus vom Rhein nach der Küſte des ſchwarzen Meeres geführt hatte, wurden vom Heimweh ergriffen, empörten ſich, wußten ſich in den Beſitz einer großen Anzahl von Schiffen zu ſetzen, und fanden nun wirklich — allerdings in einer Zeit, wo die Aufmerkſamkeit der römiſchen Militärbehörden überall nur auf die Deckung der Grenzen gerichtet war, — den Heimweg, den ſie mit ungeheurer Verwegenheit durch das Mittelmeer, alſo quer durch das römiſche Reich, nach dem atlantiſchen Ocean, endlich nach dem Rheindelta nahmen. Im Herzen des Reiches hatten ſie namentlich in der völlig überraſchten Stadt Syrakus ein ſchlimmes Blutbad angerichtet.

Die großen Verdienſte, welche ſich Probus um das Reich erwarb, vermochten indeſſen durchaus nicht zu hindern, daß nicht die alte böſe Sinnesweiſe und der Hang zu Pronunciamientos in verſchiedenen Reichs- und Heerestheilen noch immer nachwirkte und mehrere ſonſt verdiente Generale geradezu muthwillig mit dem Purpur bekleiden ließ. Ziemlich gleichzeitig (279 und 280) erfolgten ſolche Auftritte im „Orient", wo der mauretaniſche General Saturninus in Aegypten und Syrien als Prätendent auftrat; in dem noch immer über eine harte, in dem Kriege mit Tetricus von Aurelian gegenüber dieſer Stadt verfügte Heimſuchung grollenden Lyon, wo der im Alamannen- und Sarmatenkriege erprobte ligiriſche General Proculus von Albingaunum, und am Rhein, wo der General Bonoſus in Köln, (der in Britannien geborene Sohn eines ſpaniſchen Vaters und einer galliſchen Mutter,) ein berühmter Zecher, aber auch ein tüchtiger Glücksſoldat, den Purpur nahm, weil er für die Nachläſſigkeit Strafe fürchtete, mit welcher er einen Theil der Rheinflotte durch deutſche Streifſchaaren hatte in Brand ſtecken laſſen. Alle dieſe Uſurpatoren verfielen ſchnell ihrem Schickſal. Saturninus erlag in Apameia dem Zorne der kaiſerlichen Armee, Proculus wurde im Kampfe mit Probus durch die Franken dem Kaiſer in die Hände geſpielt, und nur die Niederwerfung des Bonoſus nöthigte dieſen zu größeren Anſtrengungen, während in Rom ſelbſt ein Aufſtand kriegsgefangener Germanen, Sarmaten, Iſaurier und Blemmyer, die zur Gladiatur degradirt worden waren, durch die Beſatzung gedämpft werden mußte.

Alle dieſe Kämpfe ſchulten natürlich eine Menge vortrefflicher Heerführer, und die durch Aurelian und Probus ausgebildete Generalität ſpielt nachmals noch lange eine ſehr bedeutende Rolle. Aber die rechte Vorliebe des Probus war doch andauernd den Arbeiten des Friedens zugewandt, und zwar namentlich der Landeskultur. Verbeſſerung der Schifffahrt, Pflege des Ackerbaues, Kultur von Wüſtungen, und vor Allem die Förderung des Wein-

baues lagen dem Kaiser sehr am Herzen. In letzterer Beziehung wurde es sehr wichtig, daß er eine alte einschränkende Verordnung Domitians endlich aufhob und die Anlage von Weinbergen überall freigab. Spanien, und das für den Bau der Reben so sehr geeignete Gallien bedeckten sich seit dieser Zeit mit großer Schnelligkeit mit Weinbergen. Auch die erste Anlage der Weinberge am Rhein und an der Mosel wird auf diese Zeit zurückgeführt. Persönlich suchte Probus den Weinbau namentlich im oberen Mösien und im südlichen Pannonien einheimisch zu machen.

Während in solcher Weise die materiellen Interessen immer wieder zu ihrem Rechte kamen, sobald nur die wildesten Stürme des Krieges eine Zeit lang aussetzten; während auf vielen Stellen des Reiches die Römer und Romanen wieder ihre noch immer nicht erloschene Kraft bewährten, die zur Ergänzung der dünn gewordenen alten Bevölkerung neu gewonnenen fremden Elemente zu assimiliren, zeigte dagegen, immer die energische Regsamkeit in der christlichen Kirche ausgenommen, das geistige Leben dieser Zeit begreiflicherweise keine besonders glänzende Physiognomie. Mochten immerhin die großen Reichsuniversitäten Alexandria und Athen, welches letztere lange von dem Ruhme des Longinus zehrte, in Rhetorik, Philosophie und Philologie, die ägyptische Hauptstadt namentlich auch in den exakten Wissenschaften, ihre alte Bedeutung behaupten: mit der schönen Litteratur sah es dürftig genug aus. Die lateinische Sprache allerdings gewann immer mehr an Terrain. Aber während die Gebildeten sich noch immer einer gewissen, „geistlos nachahmenden" Korrektheit befleißigten, nahm begreiflicherweise bei den Massen die Barbarei zu, und die Sprache, die in den verschiedenen jüngeren romanischen Gebieten mehr und mehr provinzielle Verschiedenheiten ausbildete, begann im Allgemeinen zu verarmen und zu verwildern. An irgend erheblichen litterarischen Leistungen war gerade das Zeitalter vor der Diokletianischen Reform ganz besonders arm. Als namhaftester Dichter dieser Epoche gilt der Afrikaner M. Aurelius Olympius Nemesianus aus Karthago, der in der Zeit nach Probus ein Lehrgedicht über die Jagd schrieb, von welchem sich 425 Hexameter erhalten haben, die sich mit Gewandtheit, Sicherheit und Wortfülle in den überlieferten Formen bewegen. Namhafte juristische Schriftsteller waren schon seit längerer Zeit nicht mehr aufgetreten. Als gelehrter Sammler dagegen war, anscheinend in der Zeit der Kaiser Valerian und Gallienus, der Grammatiker Gajus Julius Solinus thätig, welcher in einer Schrift: „Collectanea rerum memorabilium" das für seine Zeitgenossen (und mehr noch für die folgenden Geschlechter) Wissenswürdigste in Geographie und Geschichte zusammenstellte. Drei Viertel seines Werkes sind (nicht ohne viele starke Mißverständnisse) aus einem nach des alten Plinius Hauptwerke (S. 427) gemachten Auszuge entnommen; für die geschichtlichen Nachrichten hat Solinus, dessen Darstellung die modernen Kenner „geschmacklos geziert und umständlich" nennen, aus einer Chronik aus guter Zeit geschöpft. Das lexikalische Werk endlich des afrikanischen

Grammatikers und Philosophen Nonius Marcellus, eines völlig mechanischen Compilators, der namentlich den Gellius und andere spätere Quellen benutzt hat, ist noch heute von Werth durch Anführungen aus der älteren römischen Litteratur, während der Schriftsteller persönlich wegen seines Mangels an gründlichen Kenntnissen, an Urtheil und Sorgfalt sehr gering geschätzt wird.

Von den verschiedenen römischen Historikern, welche den Geschichtsschreibern der folgenden Zeiten ein reiches Material über die sturmbewegte Periode seit Severus Alexander hinterlassen haben, sind nur die Namen auf uns gekommen. Weitaus bedeutender aber als alle diese Männer war ein trefflicher athenischer Geschichtsschreiber, aus dessen höchst zuverlässigen Arbeiten nicht nur die nächsten Generationen, sondern noch viele der späteren Byzantiner mit gerechter Sicherheit geschöpft haben. Es war jener Dexippos, den wir bereits (S. 587) i. J. 267 als tapferen Offizier im Kampfe gegen die Heruler kennen gelernt haben. Ein Mann von uraltem attischen Adel und großem Vermögen, als praktischer Staatsmann wie als Gelehrter gleichmäßig tüchtig, und seiner Zeit wahrscheinlich auch an der Universität seiner Vaterstadt beschäftigt, als Rhetor und Philosoph geschätzt, war er namentlich als Geschichtsschreiber sehr beliebt. Er ist sowohl als gelehrter Forscher, wie als sorgfältiger Historiker seiner eigenen Zeit thätig gewesen. Denn neben einer Geschichte der makedonisch-hellenistischen Periode nach Alexander dem Großen (in vier Büchern) schrieb er nicht nur (in wahrscheinlich 12 Büchern) eine allgemeine Geschichte von den ältesten Zeiten an, die er bis auf den Kaiser Claudius Gothicus herabführte, sondern auch ein überaus werthvolles Spezialwerk über die Gothenkriege des dritten Jahrhunderts. Die Bewunderung der späteren Byzantiner hat den Dexippos mit keinem geringeren als dem Thukydides zu vergleichen gewagt; wir mögen ihn aber als Offizier wie als Historiker immerhin neben seinen Landsmann Xenophon stellen.

Der wackere Athener soll noch die Zeit des großen Kaisers Probus erlebt haben. Diese selbst freilich war zum Unheil des Reiches nur sehr kurz bemessen. Auch diesmal nämlich machte die meuterische Stimmung der Soldaten dem Leben eines ausgezeichneten Mannes ein vorzeitiges Ende. Probus hatte nach der guten alten Art, wie sie bis auf Marc Aurel bestand, die Soldaten genöthigt, bei seinen Arbeiten zur Landeskultur eifrig mit Hand anzulegen. Persönlich leitete er in solcher Weise die Dinge in Mösien und Pannonien, und gewann in der Nähe seiner Heimath Sirmium durch Anlage eines Kanals ein großes Sumpfgebiet für den Ackerbau. Aber mit solchen mühseligen Geschäften war der Armee damals nicht mehr gedient. Wie es scheint so brach, man hat an Rätien und Noricum zu denken, bei einem Theile des Heeres ein Aufstand aus, und die Truppen nöthigten einen dem Probus nahestehenden Feldherrn, den alten Gardepräfekten M. Aurelius Carus, einen Dalmatiner aus der römischen Kolonie Narona, (tief im Sommer 282), den Purpur zu nehmen und sofort auf Italien

und die Reichshauptstadt zu marschiren. Die neue Prätendentschaft zeigte sich bald als viel gefährlicher, denn die d. J. 280. Die von Probus gegen den alten Freund detaschirten Truppen gingen zu Carus über. Und während der treffliche Kaiser noch mit seinen weiteren Entschlüssen zögerte, traf ihn jäh das Verderben. Denn als er an einem glühenden Herbsttage (im September oder Oktober 282) die Kanalarbeiten bei Sirmium inspicirte, brach plötzlich die Wuth der Soldaten so ungestüm los, daß sie in wilder Aufwallung den edlen Imperator erschlugen, den einige treue Offiziere vergebens zu retten suchten.

Es half den nichtsnutzigen Mördern wenig, daß sie gleich nachher von tiefster Reue ergriffen wurden und durch Aufrichtung eines prachtvollen Grabdenkmals das Andenken des Probus zu ehren suchten. Der neue Herr des Reiches, Kaiser Carus, war allerdings ein tüchtiger Mann, und bei senatorischer Stellung auch ein Römer von bedeutender Geistesbildung. Aber an Charakter, Sinnesweise und fürstlicher Begabung blieb er weit hinter seinem Vorgänger zurück. Dabei zeigte er eine ungewöhnlich herbe Strenge; wie er denn auch nicht säumte, die Mörder seines Vorgängers zu harter Strafe zu ziehen.

Bronzemünze des Kaisers Carus mit der Umschrift: IMP(erator) C(aius) M(arcus) AVR(elius) CARVS P(ius) F(elix) AVG(ustus).

Die schlimmste Wirkung aber, die sich an den jähen Tod des Probus knüpfte, ist es gewesen, daß die Alamannen, die nun den gefürchteten Helden nicht mehr unter den Lebenden wußten, sofort ihre Angriffe auf das Zehntland mit gewaltiger Energie erneuerten. Damals ist dieses wichtige Vorland des Reiches für immer verloren gegangen. Die Alamannen, noch dazu im Rücken durch die Burgunder gedrängt, breiteten sich mit den Juthungen unwiderstehlich über die Länder an der Rauhen Alp und am Schwarzwald aus, und die römischen Generale hatten alle Mühe, nun wieder wenigstens die Rheinlinie von Mainz bis Basel und bis zum Bodensee zu vertheidigen. Daß aber eine solche Katastrophe möglich wurde, lag in der Gestaltung der politischen Verhältnisse im römischen Reiche. Kaiser Carus nämlich verfolgte von Anfang an den Plan, den großen Krieg gegen Persien auszufechten, den bereits Probus vorbereitet hatte. Trotz des neuerdings (S. 611) geschlossenen Friedens müssen sich die Verhältnisse zwischen Rom und dem Schahinschah Vararanes II. (dem seit 275/6 regierenden Nachfolger des durch die grausame Hinrichtung des Manes (275) bekannten Vararanes I.) bald wieder stark verschlimmert haben. Als daher Carus den persischen Krieg ernsthaft in Angriff nahm, überwies er dem ältesten seiner beiden zu Cäsaren erhobenen Söhne, dem M. Aurelius Carinus, die Aufsicht über die Westhälfte des Reiches und schickte ihn mit einem tüchtigen Heere nach Gallien. Der junge Fürst aber, der nur für die üppigen Genüsse der Residenz Sinn hatte,

Bronzemünze des Carinus mit der Umschrift: M(arcus) AVR(elius) CARINVS NOBIL(issimus) CAES(ar).

überließ den Krieg gegen die Alamannen sehr bald seinen Legaten und kehrte nach Rom zurück.

Inzwischen war Carus mit seinem jüngeren Sohne M. Aurelius Numerianus, einem jungen Manne von trefflichem Charakter, tüchtiger Bildung und bedeutender litterarischer Begabung, zu Anfang d. J. 283 nach dem Orient aufgebrochen und hatte in der That einen überaus glänzenden Feldzug eröffnet. Noch an der Donau war es gelungen, die in das Reich eingebrochenen Quaden und Jazygen in blutiger Schlacht aufs Haupt zu schlagen. Als dann das römische Heer auf der armenisch-mesopotamischen Grenze mit den Persern zusammentraf, wurden auch die iranischen Kriegshaufen ruhmreich zersprengt. Gefördert durch innere Unruhen im persischen Reiche, welche die volle Kraftentwicklung des Königs Vararanes II. merklich lähmten, drang Carus unaufhaltsam durch das Quab des Eufrat und Tigris vor, eroberte Seleukia, dann auch die benachbarte Stadt Koche, und überschritt nun den Tigris, um sich auch der glänzenden persischen Residenz Ktesiphon zu bemächtigen. Damit aber war die Siegeslaufbahn des alten Fürsten zu Ende. In der römischen Armee war keine große Neigung für die von Carus beschlossene Fortsetzung des Krieges in das Innere des persischen Reiches hinein vorhanden. Ein angeblicher Schicksalsspruch wurde im Lager verbreitet, welcher keinem römischen Imperator erlauben sollte, über Ktesiphon hinaus vorzudringen. Und diese Verstimmung der Truppen benutzte ein hochstehender, gewissenloser Streber, der Gardepräfekt Arrius Aper, dessen Tochter mit Prinz Numerianus verheirathet war, in seinem persönlichen Interesse. Soviel sich erkennen läßt, bildete er ein Komplott gegen Carus. Und als in den letzten Decembertagen d. J. 283 eines der in dieser Jahreszeit in jener Gegend sehr häufigen Gewitter mit gewaltiger Heftigkeit losbrach, wurde das Zelt des alten, erkrankten Kaisers in Brand gesteckt, so daß derselbe entweder in der Gluth seinen Tod fand, oder, wenn er schon ermordet war, seine Leiche von den Flammen verzehrt wurde. In der Armee und in den Depeschen nach Rom aber hieß es, ein Blitz habe das fürstliche Zelt zertrümmert.

Nun ergriffen zunächst die Söhne des Carus die Zügel der Regierung. Der verhaßte Carinus in Rom, wie der liebenswürdige Numerianus in Ktesiphon wurden sofort vom Senat als Kaiser anerkannt. Der letztere, der ganz unter seines Schwiegervaters politischem Einflusse stand, setzte den persischen Krieg nicht weiter fort. In sehr langsamen Märschen kehrte die mobile Armee während des Jahres 284 vom unteren Tigris nach dem Bosporus zurück. Die Regierung führte thatsächlich der General Aper; denn die Gesundheit Numerians hatte durch die Beschwerden des persischen Krieges dermaßen gelitten, Hitze und Staub hatten ihm eine so bedenkliche Augenentzündung zugezogen, daß er stets unter einem Zelte verweilen mußte, sich den Soldaten nicht zeigen konnte, und auf den Märschen in einer Sänfte getragen wurde.

Digitized by Google

Unter solchen Verhältnissen erreichte die Armee zu Anfang September 284 den Bosporus. Die Masse der mobilen Truppen blieb vorläufig noch zu Chalkedon stehen. Numerian und die Garden dagegen überschritten den Sund und nahmen bei Perinth ihre Quartiere. Und hier verbreitete sich gegen Mitte September plötzlich bei den Soldaten das Gerücht, der junge Kaiser sei todt, Aper aber verheimliche das Ableben seines Schwiegersohnes, um den Purpur für sich zu erschleichen. Die Sache war nur allzuwahr. Es ist unaufgeklärt geblieben, ob Numerian lediglich eines natürlichen Todes gestorben, oder ob sein schwacher Lebensfaden durch Apers skrupellose Herrschsucht vor der Zeit zerschnitten worden ist. Jedenfalls hatte der Präfekt die gefährliche Thorheit begangen, den Tod zu verschweigen. Und als die Soldaten nun mit Gewalt in das Zelt ihres jungen Kaisers eindrangen und diesen wirklich todt fanden, wurden sie von dem schlimmsten Verdacht erfüllt, und eilten, den Aper, der jetzt jede Besonnenheit verlor und die Lage nicht mehr zu beherrschen vermochte, zu verhaften. An seinem Leben jedoch vergriff man sich nicht; er sollte vielmehr vor das Gericht des neuen Kaisers gestellt werden, welchen eine Versammlung der Obersten und Generale ernennen wollte. Die allgemeine Stimmung nun dieser Repräsentanten der Armee einigte sich sehr schnell auf die Erhebung jenes gewaltigen Menschen, welcher als „Diokletian" ein völlig neues Zeitalter für das römische Reich heraufgeführt hat. Der damals 39 Jahre alte General Diokles war i. J. 245 in der dalmatinischen Stadt Doklea oder Dioklea (14 Stunden nördlich von Scodra, j. Skutari), in sehr niedrigen Verhältnissen geboren. Schon ein Menschenalter nach seinem Tode wußte man nicht mehr bestimmt zu sagen, ob er selbst oder schon sein Vater den Sklavenstand mit dem eines Freigelassenen vertauscht hatte. Nach der gangbarsten Ueberlieferung war indessen sein Vater ein Freigelassener des römischen Senators Anulinus, und später Schreiber. Diokles selbst war zur Zeit des Gallienus, wie so viele andere illyrische Jünglinge, in die Armee eingetreten, und ist bei seinen ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten rasch genug emporgekommen. Es waren nicht gerade auffallend glänzende Kriegsthaten, welche dem Diokles die Gunst der großen Kriegsfürsten jenes Zeitalters und die allgemeine Achtung von Seiten der übrigen Generale erworben haben. Wohl aber schätzte man sein administratives Talent, seine geistige und sittliche Tüchtigkeit, und allgemein galt der Ruf seiner durchdringenden Klugheit und seines zugleich bedächtigen und festen Sinnes. An Beruf zum Regenten überragte nachmals jedenfalls Diokles den ganzen Stab des Carus um ein Bedeutendes. Aber nur einer unter seinen Kameraden, sein vertrauter Freund Maximianus, wußte, daß Diokles, wie manche dieser illyrischen Glückssoldaten ein Mann von überaus eifriger Religiosität und überzeugter Anhänger des alten Volksglaubens und seiner Kulte, seit Jahren an seinen Stern und als eifriger Verehrer der Orakel und Weissagungen mit eigenthümlicher Zähigkeit an die Prophezeiung glaubte, die einst eine keltische Druidin gegen ihn gethan hatte. Noch

als jungem Offizier war ihm aus dieſem Munde in den belgiſchen Quartieren bei Tongern die Weiſſagung geworden, „er werde einſt Kaiſer ſein, wenn er den Eber (aper) erlegt haben werde". Seitdem hatte er viele dieſer Thiere getödtet; jetzt war der Tag gekommen, wo er den „rechten Eber" tödten ſollte.

Diokles kommandirte unter Kaiſer Carus und Numerianus die kaiſerlichen Haustruppen, die eigentliche Leibwache. Als nun auf die Kunde von Numerians Tode die Repräſentanten des Heeres zu Chalkedon die Zukunft des Reiches beriethen, war man bald über ſeine Erhebung einig. Am 17. September 284 wurde er feierlich zum Imperator proklamirt. Nun ſollte ſofort die Unterſuchung über den Tod Numerians angeſtellt werden. Sie verlief ſehr kurz und bündig. Als Aper vor ſein Tribunal geführt wurde, fühlte der neue Kaiſer, wie von einer dämoniſchen Inſpiration erleuchtet, daß das alte keltiſche Orakel ſeiner Erfüllung ſich nahe. Ob und wie weit Aper ſchuldig geweſen, kam bei dieſer Verbindung ſuperſtitiöſer und politiſcher Motive in dieſem Moment nicht mehr in Betracht. Genug, Diokles, der bei ſeiner bisherigen Stellung leicht dem Verdacht einer, und ſei es nur paſſiven, (hiſtoriſch mit Sicherheit weder zu leugnenden, noch zu behauptenden) Mitſchuld an Numerians räthſelhaftem Ausgange ausgeſetzt war, zog ſein Schwert, wandte ſein Geſicht zur Sonne, und ſchwur, daß er an dem Untergange Numerians keinen Antheil habe. Dann aber ſtürzte er ſich auf Aper und ſtieß ihm das Schwert in das Herz mit den Worten: „dieſer hat Numerians Ermordung veranlaßt!"

Nun aber galt es, durch tüchtige Regierung und große Thaten den erſchreckenden Eindruck zu verwiſchen, den ſolche ſultaniſche Juſtiz unzweifelhaft auf ſeine Umgebungen machen mußte. Der neue Kaiſer, der ſich jetzt Gajus Aurelius Valerius Diokletianus nannte, wandte ſich zuerſt nach Nikomedien, wo er am 27. September 284 einzog. Es galt jetzt, den Krieg gegen Carinus einzuleiten, der natürlich nicht gewillt war, ohne Weiteres die Herrſchaft über den Weſten aufzugeben. Und leicht iſt dieſe erſte Arbeit dem Diokletian nicht geworden. Allerdings war Kaiſer Carinus eine durchaus bösartig veranlagte Perſönlichkeit; er galt als laſterhaft, dabei gewaltthätig, rachſüchtig und grauſam, ſo daß ſich ſeine Zeitgenoſſen durch ſein Treiben mehrfach an Nero erinnert fühlten. Während ſeiner kurzen Regierung gewann er eigentlich nur die Liebe der Maſſen in der Reichshauptſtadt, deren unverwüſtlicher Gier nach üppigen und aufregenden Schauſpielen aller Art und nach überreichen Geſchenken Carinus in höchſt verſchwenderiſcher Weiſe entgegenkam. Dafür ſah man ruhig zu, wie dieſer unwürdige Sohn des alten ſtrengen Carus ſeine ſtete Geſellſchaft aus Schauſpielern, Poſſenreißern, Buhlerinnen wählte, und ſich bei gleichzeitiger Trägheit in allen Regierungsgeſchäften mit Behagen allen Ausſchweifungen ergab. Die Zahl ſeiner Liebesabenteuer war übergroß; faſt harmlos erſchien es daneben, daß der rohe Wüſtling ſchnell nach einander neun Frauen heirathete und ebenſo raſch wieder verſtieß. Dabei ſtand er mit dem Senat, den er mit ſchnödem Hochmuth behandelte, auf einem ſehr geſpannten Fuße. Dieſes um ſo mehr,

weil er keine tüchtigen Männer in seiner Nähe ertrug, mit Akten der Grausamkeit schnell bei der Hand war, und sich nicht scheute, ganz unwürdige Subjekte an die wichtigsten Stellen zu setzen. Nichtsdestoweniger war Carinus nicht ohne persönliche Tapferkeit und Feldherrntalent, und in dieser Hinsicht für Diokletian durchaus kein ungefährlicher Gegner.

In der That zog Carinus gegen den neuen Augustus des Ostens aus den Grenzlegionen seines Reichstheils ein bedeutendes Heer zusammen, warf auf dem Marsche durch Venetien in kurzer Zeit einen Usurpator Julianus nieder, der sich nach Carus' Tode hier pronuneirt hatte, und wandte sich dann im Jahre 285 nach Mösien. Hier hat sich der Krieg einige Zeit hingezogen. Und als es endlich (vielleicht erst) im Sommer dieses Jahres bei der Stadt Margus, — die an der Mündung des gleichnamigen Flusses (j. Morawa) in die Donau, zwischen Mons Aureus und Viminacium lag, — zur Hauptschlacht kam, zeigte sich das abendländische Heer den Truppen Diokletians merklich überlegen. Aber die höheren Offiziere des Carinus, welche der thörichte Mann vielfach, nur zu oft durch Verführung ihrer Frauen, erbittert hatte, wollten ihn nicht siegen lassen. Da das Glück sich den Waffen des Diokletian zu versagen begann, so nahm ein in so schmählicher Weise erst ganz neuerdings verletzter Oberst des Carinus den Moment wahr, um diesen im Getümmel zu ermorden. Und nun dauerte es nicht lange, und auch die Armee des Westens, der dann der Senat sofort folgte, huldigte dem Stern des großen Mannes, der jetzt das Werk der illyrischen Helden, seiner Lehrmeister, zu vollenden sich anschickte.

Freilich hatte auch Diokletian die Gewinnung der Alleinherrschaft furchtbar theuer zu bezahlen. Wie nun schon so oft, so hatte auch dieser kurze Thronkrieg, der die Heere des Reiches nach der unteren Donau führte, auf mehreren Stellen des Reiches den Anstoß zu höchst gefährlichen Verwirrungen gegeben. In Aegypten erwachte wieder der alte unruhige Geist, den weder Aurelian noch Probus hatte ausrotten können. Hier fielen wieder die nubischen Blemmyer in das obere Land plündernd ein, und in Alexandria ergriff der ägyptische Usurpator L. Elpidius Achilleus mit solchem Erfolge die Herrschaft, daß das Nilthal mehrere Jahre hindurch vom Reiche getrennt blieb. Pannonien wurde von deutschen und sarmatischen Streifschaaren überschwemmt. Auf der gallisch-deutschen Grenze war die alamannische Besetzung (S. 615) des Zehntlands nun als endgiltig zu betrachten. Und im ganzen Nordosten von Gallien brach eben jetzt eine neue, bisher noch unbekannte Kalamität herein.

Gerade dieser Theil des Reiches mit einer kräftigen und Dank seiner keltischen Abkunft leicht erregbaren und zu kühnen Abenteuern zu entflammenden Bevölkerung hatte unter dem Drucke der Zeitlage seit Postumus' Tode und in Folge der fränkisch-alamannischen Raubzüge besonders schwer gelitten. Die Lage des Bauernstandes war seit Mitte des dritten Jahrhunderts begreiflicherweise in sehr vielen Provinzen eine sehr traurige. Die unauf-

hörlichen Kriege, der Steuerdruck, in ruhigeren Pausen das Streben der großen Grundherren und der städtischen Dekurionen, sich auf Kosten ihrer kleinen Nachbarn und theilweise Untergebenen zu erholen, hatte offenbar in vielen Theilen des Reiches eine schlimme sozial-agrarische Aufregung erzeugt. Zu einem furchtbar großartigen Ausbruche kam aber diese Stimmung im Sommer 285 im nordöstlichen Gallien. Die schwer gedrückten Bauern, gleichviel ob sie noch frei hießen, aber mit Frohnden belastet, oder schon ganz zu „Colonen" solcher Art herabgesunken waren, wie deren seit Marc Aurels Zeit immer zahlreichere aus deutschen Kriegsgefangenen oder unter ungünstigen Bedingungen Angesiedelten erwuchsen, empörten sich in Masse. Freie, Erbunterthänige, Pächter, Leibeigene und Sklaven, ballten sich zusammen. Schnell genug wurden diese Haufen, denen alles mögliche Proletariat, Gesindel, Desperados jeder Art zuliefen, zu bewaffneten Schaaren, die nun in antiker Art alle Greuel der Bauernkriege des Mittelalters, ganz speziell der französischen Jaequerie des 14. Jahrhunderts über das Land ausgossen. Man nannte sie (nach einem keltischen Worte unbekannter Bedeutung) „Bagauden". Zu Fuß und zu Roß verheerten sie das platte Land in wahnsinniger Wuth, kühlten ihre Rachgier in furchtbaren Thaten an den Grundherren, und brannten überall die Dörfer, und wo ihnen städtischer Pöbel die Thore öffnete, auch Städte unter vielen Schreckensthaten nieder. Die Behörden waren momentan völlig waffenlos und ohne Halt. So konnte die Bewegung bis zu der Höhe erstarken, daß die blutigen Banden zwei ihrer Führer, Amandus und Aelianus, zu Kaisern ausriefen. Diese aber verschanzten an der Mündung der Marne in die Seine ein Lager; und von hier aus dehnten ihre Desperados ihre Raub-, Mord- und Brandzüge bis zum Gebiet der Saone aus. Das war der schauerlichste Theil der Erbschaft, die Diokletian jetzt zu übernehmen hatte.

Zweiter Abschnitt.

Das Zeitalter Diokletians und Constantins.

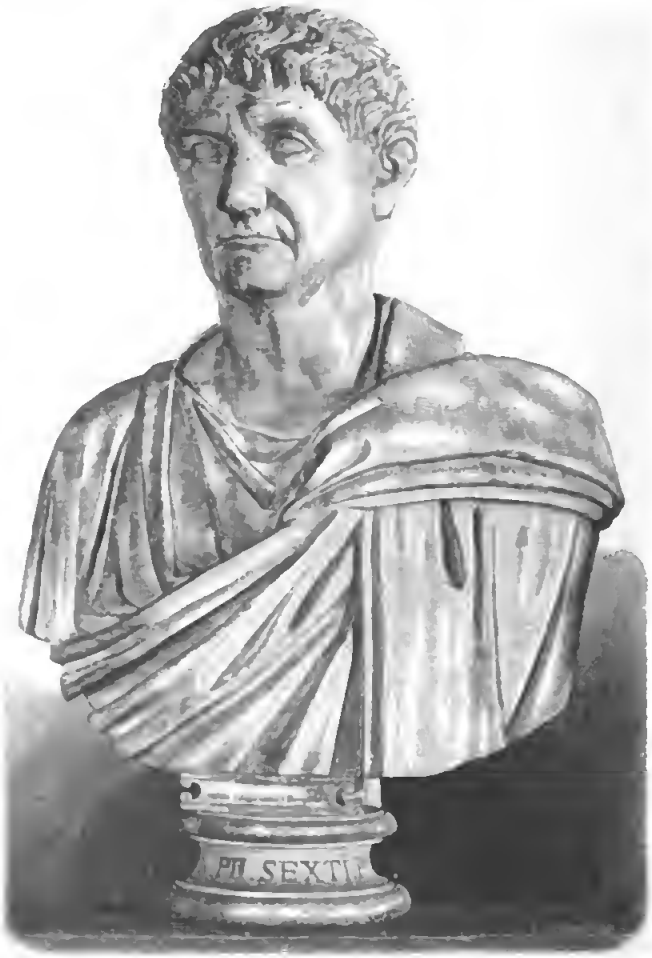
Erstes Kapitel.

Kaiser Diokletian.

Die Lage des Reiches nach dem Falle des Carinus war so ernster und bedrohlicher Art, daß Diokletian die ganze Energie seines Geistes aufbieten mußte, um die weitgreifenden Reformpläne, mit denen er sich trug, in praktisch durchschlagender Weise sogleich mit den kräftigsten Maßregeln zum Schutze der bedrohten Reichstheile zu verbinden. Während der neue Herr des Reiches die Römer durch die seit Menschengedenken bei einem gewaltsamen Thronwechsel nicht mehr gekannte, „ganz unerhörte" Milde überraschte, die er gegen die Partei des gestürzten Carinus an den Tag legte; während also von Blutvergießen, Verbannungen, Konfiskationen keine Rede war, galt es zuerst den Brand in Gallien zu löschen, der theils bedenklich weiter greifen, theils auch die Einbrüche der Germanen fördern konnte. Nun aber forderte auch der Osten des Reiches so sehr die persönliche Thätigkeit des Kaisers, daß dieser einen zuverlässigen Stellvertreter gegen die Bagauden und Germanen schicken mußte. Hier setzte Diokletian zuerst reformirend ein. Um von Anfang an der Gefahr zu begegnen, daß der eventuelle Sieger in Gallien schließlich zum Usurpator werde, so zog der Kaiser sofort seinen bisher vertrautesten Freund dadurch gänzlich in sein Interesse, daß er ihn nicht nur mit dem Kriege in Gallien betraute, sondern auch zum Cäsar erhob, die höchste Gewalt freiwillig mit ihm theilte. Dieser Mann war der schon genannte Maximianus. Der Sohn eines Colonen bei Sirmium hatte dieser vieljährige Waffengefährte des Diokles sich durch Tapferkeit und eigene Tüchtigkeit in der Armee emporgearbeitet; er war ein tüchtiger Heerführer geworden, auch der Verwaltung wohl gewachsen, aber dabei ein roher Soldat geblieben, dem die feinere Bildung seiner Zeit fremd war. Indessen, so rauh und wild seine Art, so bäuerisch und landsknechtsmäßig seine Haltung, so furchterregend sein Blick war: Diokletian hatte diesen Mann, der mit unerschütterlicher Treue an ihm hing und stets wie zu einem höheren Wesen zu ihm hinaufblickte, moralisch vollkommen in seiner Gewalt. Er durfte ihm unbedingt

vertrauen. Der jüngere Freund, der auch durch aſtrologiſche Beziehungen ſich an Diokletian gefeſſelt glaubte, war längſt der verſchwiegene Vertraute aller, auch der geheimſten und kühnſten Ideen des vorſichtigen und ſchweigſamen Imperators geworden.

Während Diokletian perſönlich die Sicherheit Pannoniens herſtellte, eilte der neue Cäſar nach Gallien, um ſich hier vollſtändig zu ſeines großen Freundes Zufriedenheit zu bewähren. Die Bagauden konnten vor der Taktik und der Wucht der Legionen nirgends Stand halten und ſtreckten nach einigen Gefechten überall die Waffen. Und nun verfuhr Maximian, ſelbſt ein Bauernſohn und als ſolcher wenig erfreut oder gar ſtolz auf traurige Siege über dieſe Art von Feinden, bei aller Feſtigkeit und Energie mit großer Mäßigung. Von umfaſſenden Metzeleien und Hinrichtungen war nicht die Rede. Die Noth und die tumultuariſche Strömung, welche die Bauern fortgeriſſen hatte, galt als ein ſtarker Grund zu einer milderen Auffaſſung. In Wahrheit lag es dem Cäſar, wie dem Auguſtus, vor Allem daran, hier die Ruhe möglichſt raſch wiederherzuſtellen, und namentlich Gallien nicht noch mehr zu entvölkern. Freilich ſind die tieferen Motive, in denen die Bagaudie wurzelte, niemals durchgreifend gehoben worden; und wir werden ihr daher ſpäter in Gallien noch wiederholt begegnen.



Marmorbüſte des Kaiſers Diokletian. (Rom, Vatican.)

Zu Anfang des Jahres 286 war die Bagaudie in Gallien niedergeworfen, und nun belohnte der Kaiſer ſeinen Freund, indem er (1. April 286) den ſiegreichen Feldherrn als „Marcus Aurelius Valerius Maximianus“ zum Auguſtus erhob und die Herrſchaft mit ihm theilte. Die Aufgabe, das

ungeheure, jetzt auf so vielen Stellen durch auswärtige Gefahren und innere Bedrängnisse beschwerte Reich überall ausreichend zu schützen, und aller Orten die von Diokletian erstrebte Neubelebung des Römerthums zu erzielen, war so kolossal, daß es schon aus diesem Gesichtspunkte wohlgethan schien, nach einem sicheren Plane — nicht das Reich, wohl aber die Geschäfte der Regierung zu theilen. Während Diokletian sich speziell die Obhut über alle Provinzen von Rätien bis zum Eufrat und zur nubischen Grenze vorbehielt, und als Sitz seiner Kanzlei das bithynische Nikomedia bevorzugte, war Maximian, dessen Regierungssitz nun Mailand wurde, mit der Aufsicht über Italien und Afrika, Spanien, Gallien und Britannien betraut, und hatte die volle fürstliche Machtvollkommenheit, mit Einschluß eines eigenen Reichsschatzes. Die Einheit der Regierung blieb dabei stets gewahrt; nicht sowohl durch bestimmte Vorbehalte, als vielmehr dadurch, daß Diokletian andauernd als „Oberkaiser", als der „leitende Gedanke" angesehen wurde. Aeußerlich stellte sich die Reichseinheit dadurch dar, daß die Edikte und Reskripte, die Münzen, Staatsverträge und zum Theil auch die Inschriften die Namen beider Kaiser an der Spitze trugen.

Medaillon von Maximianus mit der Umschrift: VIRTVS MAXIMIANI AVG(usti).

Weitere durchgreifende Reformen konnten nur allmählich zur Ausführung kommen; denn noch vergingen längere Jahre, bis die Gefahren von Außen her überall nachdrücklich überwunden waren. Maximian zunächst sah sich sofort genöthigt, mit höchster Anstrengung die Rheinlinie zu vertheidigen, welche von Alamannen und Burgundern auf das schwerste bedroht wurde. Die letzteren hatten neuerdings im Rücken der Alamannen festen Fuß gefaßt, und dehnten sich, indem sie sich keilartig zwischen Katten und Alamannen drängten, auf Kosten der letzteren am mittleren Main wie auch an der Pegnitz aus, bis allmählich die alte römische Schanzenlinie im Osten des Zehntlandes die Grenze zwischen ihnen und den Alamannen bildete. Die riesigen, brünetten Recken der Burgunder aber drückten nicht bloß auf ihre schwäbischen Nachbarn, sie zogen zuweilen auch mit ihnen, wie nun eben jetzt, gegen die Römer zu Felde. Ihr Anprall war diesmal so furchtbar, daß Maximianus, der seit dem Frühling 286 seine Stellung in Mainz genommen hatte, erst dann mit Erfolg gegen sie zum Angriff vorgehen konnte, als die Germanen durch Abschneidung der Zufuhr und durch die Flucht des gallischen Landvolkes mit seinem Vieh und seiner fahrenden Habe hinter die Mauern der Städte in arge Verlegenheit gerathen waren. Erheblich leichter dagegen wurde es, einen kleineren Trupp niederdeutscher Völker aufzureiben, welcher an der belgischen Küste gelandet und in das Innere eingedrungen war. Hier nämlich hatte sich ein Theil der an der Ostsee zurückgebliebenen

gothiſchen Heruler mit Korſaren eines niederdeutſchen Volkes zwiſchen Oſtſee und Elbe verbunden, welches zu den nördlich vom Harze und den fränkiſchen Ländern wohnenden Maſſen gehörte, die nur zu bald als „Sachſen“ den Römern ebenfalls furchtbar werden ſollten.

Denn in eben dieſer Zeit fanden die Kaiſer zu ihrem Schrecken, daß ſelbſt die nordgalliſchen und die brittiſchen Küſten nicht mehr ſicher waren. Fränkiſche Schaaren hatten allmählich das Inſelgebiet der Bataver und frieſiſche Bezirke gewonnen, und mit Hilfe der alten Einwohner eröffneten ſie nun kecke Seezüge gegen die Küſten des brittiſchen Kanals bis weſtwärts zur Bretagne. Und die ſächſiſchen Korſaren wetteiferten bei ſolchem Werke mit ihnen.

Der Verſuch Maximians, dieſer neuen Kalamität zu wehren, führte unerwartet zu einem ſchweren Verluſte für das Reich. Dieſer Kaiſer ſetzte großes Zutrauen auf einen menapiſchen Offizier, Carauſius mit Namen, der ſich unter ihm bisher mehrfach ausgezeichnet hatte. Da dieſer Mann früher auf Handelsſchiffen als Kapitän gedient hatte, ſo ertheilte ihm nunmehr Maximian den Befehl, mit der Kanalflotte die deutſchen Korſaren zu vertreiben. Carauſius war auch thätig genug. Aber bald erfuhr Maximian, daß der treuloſe Admiral ſeine Erfolge nur dazu benutzte, um ſich ſelbſt zu bereichern. Ja, es hieß, Carauſius habe die Germanen ruhig bei ſeiner Station Boulogne (Geſſoriacum, ſpäter Bononia) vorüberſegeln laſſen, um ihnen nachher ihren Raub für ſich abzujagen. Als nun der Kaiſer kurz und bündig ihn zum Tode verurtheilte, ſo pronuncirte ſich Carauſius, gewann durch ſein Gold die Flotte zum Abfall, ſegelte nach Britannien, brachte (zu Anfang des Jahres 287) die Beſatzung dieſer Provinz auf ſeine Seite und nahm für ſich den Kaiſertitel an. Dann verſtärkte er ſein Heer und ſeine Flotte (namentlich mit Hilfe geworbener Sachſen und Franken) zu gewaltiger Stärke. Es war ein ſchwerer Schlag für die Römer im nördlichen Gallien, die während der ſtürmiſchen letzten Jahrzehnte die blühende brittiſche Provinz nicht nur als wichtige Flankendeckung, ſondern auch als Fleiſch- und Kornkammer zu ſchätzen gewohnt waren.

Maximian konnte nicht ſofort rächend einſchreiten. Denn noch war es nöthig, im Jahre 287 ein fränkiſches Heer aus dem Moſelthale zu vertreiben, und ebenfalls 287 einen kräftigen Vorſtoß tief in das fränkiſche Gebiet hinein zu verſuchen. Nun endlich konnte er mit Diokletian ernſtlich über die brittiſche Frage ſich benehmen. Der letztere hatte ſeit 286 namentlich die Angelegenheiten des außerägyptiſchen Orients wohl geordnet und namentlich (287) den Arſakiden Tiridates (S. 566), der ſeit langen Jahren im römiſchen Hauptquartier gelebt und ſich zu einem prachtvollen Recken und überaus tüchtigen Manne entwickelt hatte, in den Stand geſetzt, das alte armeniſche Erbe ſeiner Familie unter dem Jubel ſeines Volkes den Saſaniden wieder zu entreißen. Weiter aber war 287 die alte rätiſche Donaugrenze wiederhergeſtellt, die Donau bei Guntia (Günzburg) überſchritten,

das neue Alamannenland verheert, und hier schließlich, wohl im Zusammenwirken mit Maximian, der Friede hergestellt worden. Nun konnte (287/8) endlich Diokletian wieder persönlich mit Maximian zusammentreffen. Im Sinne seines enthusiastischen und superstitiösen Jupiterkultus hat er damals für sich den Beinamen „Jovius" angenommen, seinem Mitregenten in sehr charakteristischer Weise den Namen „Herculius" beigelegt. Aber alle Tapferkeit dieses Herculius vermochte damals noch nicht des Carausius Meister zu werden. Wohl wurde im Sommer 288 im nördlichen Gallien eine neue Flotte ausgerüstet und geschult. Aber der im Jahre 289 gegen Britannien versuchte Stoß scheiterte so gänzlich, daß die beiden Auguste sich entschließen mußten, im Jahre 290 mit Carausius, dessen Flotte das Meer bis nach Spanien beherrschte, Frieden zu schließen und ihn als Augustus von Britannien (mit Einschluß von Bononia) anzuerkennen.

Seitdem war Maximian, offenbar auf Diokletians Rath, seit Februar 291 eifrig damit beschäftigt, verödete Theile von Gallien, zunächst die Gebiete der Nervier und Trevirer, mit fränkischen Kriegsgefangenen als Kolonisten wieder zu besetzen. In diesen Gebieten waren damals die Ansiedler besser gestellt, als sonst gewöhnlich die sogenannten Colonen. Während diese sonst an die Scholle gefesselt und ihren Patronen oder auf den Domänen dem Fiskus erbunterthänig, durch schwere Steuern gedrückt, der Rekrutirung unterworfen, und vielen willkürlichen Forderungen ihrer Patrone, die viele Mittel zur Beugung trotzigen Widerstandes in ihrer Hand hatten, ausgesetzt waren, gab es namentlich in Gallien, und ihre Zahl wurde bald bedeutend vermehrt, bereits erhebliche Ansiedlungen deutscher sogenannter Läten. Diese waren nur dem Kaiser unterthan, besaßen eigene pachtfreie Güter, zahlten keine Kopfsteuer, und hatten nur die Verpflichtung, ihr Grundstück zu bebauen, welches sie weder willkürlich verkaufen noch verlassen durften. Weder zu den Legionen, noch zu den Auxiliaren sollten sie ausgehoben, dagegen als angesiedelte Grenzmiliz verwendet werden. Hier also stellte Maximian die lätischen Ansiedelungen wieder her, und führte ihnen zahlreiche Gefangene als Colonen zu.

Allmählich aber reifte bei dem, bisher andauernd im Orient beschäftigten Diokletian der Plan, das System der Theilung der Reichsgeschäfte nach territorialen Bezirken noch weiter auszudehnen, und damit zugleich eine höchst eigenthümliche Neugestaltung und Sicherung der Thronfolge zu verbinden. Er beschloß daher, zwei der bedeutendsten Männer des Stabes zu Cäsaren zu ernennen, von welchen der eine ihm selbst, der andere dem Maximian zu minderen Rechten als Reichsgehilfe zur Seite stehen sollte. Es waren allerdings, obwohl beide Illyrier, Männer sehr verschiedener Art. Der neue Cäsar des Ostens, Galerius Valerius Maximianus Jovius, der Sohn einer Mutter, die noch aus dem alten Dakien stammte, war bei Serdica in niedrigem Stande geboren, und wie Maximian ursprünglich Hirte gewesen. Er blieb auch in seiner hohen Stellung diesem Kaiser vorzugs-

weiſe ähnlich, nur daß er geiſtig begabter und zum Regenten geſchickter war. Ein tüchtiger Soldat und nicht ohne brave Grundanlage, war er allerdings rauh, heftig und leidenſchaftlich, zu Gewaltthat und Grauſamkeit geneigt, ein Verächter der Wiſſenſchaft, und heidniſchem Aberglauben beſonders eifrig ergeben. Dagegen rühmen die Alten den neuen Cäſar des Weſtens im beſten Sinne des Wortes als eine echt vornehme Natur. Der General Flavius Conſtantius, der als Cäſar noch die Namen „Valerius“ und „Herculius“ annahm, war der Sohn eines vornehmen Dardaners, Eutropius mit Namen; und ſeine Mutter Claudia, des Criſpus Tochter, war die Nichte des gefeierten Helden von Naiſſus, des kaiſerlichen Gothenbezwingers Claudius. Dieſen Illyrier nun, der ſchon die Gunſt und hohe Achtung der ſtrengen Kaiſer Aurelian, Probus und Carus genoſſen hatte, zeichneten nicht bloß glänzende Feldherrneigenſchaften und hohe Intelligenz aus. Conſtantius, — den ſpätere Hiſtoriker, wegen der angeblichen Bläſſe ſeiner Geſichtsfarbe, richtiger wohl, weil Weiß ſeine Lieblingsfarbe war, gern „Chlorus“ zu benennen beliebt haben, — eine treffliche Ergänzung für Maximian, hatte ſich auch im Feldlager und in größtentheils roher Umgebung nicht nur hohe Achtung vor wiſſenſchaftlicher Bildung, ſondern auch ein ſchlichtes, einfaches und leutſeliges Weſen bewahrt. Bei aller Energie und Kraft, die damals kein römiſcher Machthaber entbehren konnte, galt er als ein liebenswürdiger, jeder unnützen Härte, jeder rohen Gewaltthat, und namentlich jeder Bedrückung des Volkes abgeneigter Mann, und die Provinzen, die ihm ſpeziell anvertraut wurden, hatten in der That allen Grund, ſich glücklich zu preiſen.

Wie nun überall in der politiſchen Praxis des klugen Diokletian in höchſt merkwürdiger Weiſe ſeine politiſche Erwägung, ſcharfe Menſchenkenntniß und ſuperſtitiöſe, auf Vorzeichen und Orakel baſirte Motive ſich mit einander verbinden, ſo iſt er auch bei der Auswahl dieſer Reichsgehilfen verfahren. Am 1. März 293 bekleidete ſich in ſeinem Auftrage Galerius bei Nikomedia vor den Truppen und dem Volke in feierlicher Form mit dem Purpur; daſſelbe geſchah an dem gleichen Tage zu Mailand, wo Maximian den Conſtantius in ſeine neue Würde einführte. Um endlich die neuen Cäſaren noch enger mit den Auguſten zu verbinden, mußten ſie ihre bisherigen Frauen entlaſſen, und wurden, Galerius mit des Diokletian Tochter Valeria, Conſtantius mit Maximians Stieftochter Theodora vermählt, beide Männer endlich auch jeder von ſeinem Auguſtus adoptirt.

Für die Zukunft verband nun Diokletian mit dieſem Schritte einen höchſt eigenthümlichen Plan. Durch ſeine ganze politiſche Arbeit geht der Gedanke, zu bleibender Sicherung und neuer Kräftigung des Reiches dem durch Auguſtus vor dreihundert Jahren begründeten Syſtem der Dyarchie grundſätzlich ein Ende zu machen und eine wirkliche Monarchie zu ſchaffen. Der Senat in Rom hatte ſich trotz ſeiner ſtolzen Anſprüche und Erinnerungen, notoriſch als unfähig gezeigt, noch länger den politiſchen Forderungen der Zeitlage zu genügen. Die ſeit Septimius Severus eingeleitete Soldatenherr-

schaft aber mit ihrer absoluten Willkür neigte jeden Augenblick dahin, das Reich in Sonderherrschaften aufzulösen, bot trotz einzelner glänzender Episoden gar keine Gewähr der Dauer, und war die Quelle unaufhörlicher innerer Kriege gewesen. Die neue staatsrechtliche Grundlage für die Zukunft des Reiches fand Diokletian nur in der absoluten Monarchie. Um aber auch diese nur erst sicher zu stellen; um nur erst die Epidemie der Pronunciamientos auszurotten, mußte vor Allem die Erbfolge grundsätzlich sicher gestellt werden. Weil aber einerseits Diokletian keinen Sohn hatte, andererseits es wesentlich darauf ankam, zugleich die Arbeitslast zu theilen und für die Sicherheit des zu reformirenden Reiches zu sorgen, so wurde jetzt ein überaus künstliches System ins Leben gerufen. Der Grundgedanke war zunächst dieser: indem drei namhafte Männer der Armee mit dem Oberkaiser in die Regierung des Reiches sich theilten, war nicht nur deren Ehrgeiz befriedigt, es war auch der frivolen Neigung zu lokalen Erhebungen und zum Kaisermord ein starker Zügel angelegt. Denn der jähe Tod eines einzelnen dieser Männer setzte nicht wie bisher das gesammte Reich in arge Verwirrung, sondern die Elemente der Ordnung hatten an den übrigen einen festen Halt, und ein ermordeter Kaiser sofort seine berufenen Rächer. Weiter aber sollten nach Diokletians Plane die beiden Auguste nicht für Lebenszeit regieren, sondern nach einer Zeit von zwanzig Jahren abdanken, und dann die Cäsaren, zuerst also Galerius und Constantius, in die Stellung als Auguste einrücken, um dann ihrerseits wieder neue Cäsaren zu ernennen. Es sollte also, ohne daß wir über manche schwierige Detailfrage klar sehen können, zunächst ein Zustand hergestellt werden, wo vier Regenten die Herrschaft zugleich führten, die sich durch Kooptation ergänzen, und wo die jüngeren unter Anleitung der älteren für ihre spätere Stellung als Auguste sich einschulen sollten.

Die praktischen Schwierigkeiten, auf welche später die Durchführung dieses neuen Systems stieß, und die Verhältnisse, die endlich zum Durchdringen des Princips der Erblichkeit führte, lernen wir später kennen. Demnächst aber wurden die Geschäfte wirklich getheilt. Constantius erhielt die Verwaltung von Gallien, mit welcher Britannien verbunden werden sollte, während Maximian unmittelbar die Aufsicht über Italien (mit Rätien und Vindelicien), Afrika und Spanien sich vorbehielt. Galerius dagegen sollte Griechenland mit Kreta, Makedonien, die Balkanhalbinsel (außer Thrakien), und die illyrischen Provinzen mit Einschluß von Noricum verwalten, während Diokletian sich die orientalischen Provinzen mit Einschluß der meisten griechischen Inseln vorbehielt. Die Cäsaren hatten in ihrem Bereiche die höchste militärische und richterliche Gewalt, und in der Finanzverwaltung, wie in der Ausführung allgemeiner Reichsgesetze war ihnen ein ziemlich weiter Spielraum gelassen. Dagegen konnte unter Umständen jeder Augustus im Gebiet seines Cäsars mit Truppen erscheinen und die Leitung übernehmen, ihn auch zu bestimmten Aufträgen zu sich entbieten. In der Gesetzgebung fand kein kollegiales Verfahren statt; diese stand lediglich bei den Augusten, thatsächlich

allein bei Diokletian, bei deſſen hohem Anſehen und Gewandtheit es niemals zu „Friktionen“ mit den übrigen Machthabern gekommen iſt. Für die beiden großen Hälften des Reiches endlich gab es wahrſcheinlich nur je eine Hauptkanzlei.

Die erſte große politiſche Unternehmung nach Ernennung der Cäſaren galt der Wiedergewinnung von Britannien, mit welcher Conſtantius betraut worden war. An Veranlaſſungen, mit Carauſius zu brechen, fehlte es nicht. Doch gelang i. J. 293 nur erſt die Eroberung von Boulogne. Noch fehlte es an einer Flotte; noch mußten auch des Carauſius fränkiſche Freunde am Unterrhein und im bataviſchen Rheindelta unſchädlich gemacht werden. Trotz aller Terrainſchwierigkeiten trug nun Conſtantius hier einen überaus glänzenden Erfolg davon, den er weiter dazu ausnutzte, gewaltige Maſſen fränkiſcher Gefangener, namentlich Frieſen und Chamaven, im inneren Gallien, ſpeziell an der Somme und Oiſe (bei Amiens und Beauvais), und bei Troyes und Langres, zwangsweiſe als neue Anſiedler zu vertheilen. Roms Adler hielten jetzt wieder für längere Zeit an dem ganzen unteren Lauf des Rheins und der Maas auf den Wällen neu erbauter Grenzkaſtelle die Grenzwacht gegen die Germanen. Inzwiſchen aber war der Uſurpator Carauſius in ſeinem britanniſchen Sonderreiche durch den Verrath ſeines Gardepräfekten Allectus gefallen, der nun ſelbſt den Purpur nahm. Aber der neue Gewalthaber war an Bedeutung mit ſeinem Vorgänger nicht zu vergleichen. Als daher Conſtantius nach langen, vorſichtigen Rüſtungen, und nach Ankunft Maximians am Oberrhein zur Deckung der Grenze gegen die Alamannen, im Frühling 296 zum Angriff überging, war die Sache ſchnell entſchieden. Ein Theil der galliſchen Flotte unter Asklepiodotus gewann von der Mündung der Seine aus, durch dichte Nebel gedeckt, ohne Kampf die brittiſche Küſte, und nun (im Frühling 296) marſchirte das hier gelandete Corps direkt auf London. Allectus, der bei Dover die bei Boulogne liegende Flotte des Cäſars beobachtet hatte, wandte ſich gegen Asklepiodotus und wurde in übereilt angenommenem Kampfe mit ſeinen fränkiſchen Söldnern geſchlagen und getödtet. Seine flüchtigen Schaaren, die nun London plünderten, wurden darüber durch die Mannſchaften eines dritten, in die Themſe eingelaufenen, galliſchen Geſchwaders niedergehauen. Und als Conſtantius ſelbſt in Kent landete, fand er keinen Feind mehr, und konnte ſich die Sympathie der Provinz durch ſeine kluge Milde und Schonung, und durch die Energie gewinnen, mit welcher er die Sicherheit und den materiellen Wohlſtand zu hüten ſich bemühte, zu welchem die brittiſche Provinz durch Carauſius gediehen war. Zu bleibender Sicherung der Küſten des Kanals gegen die germaniſchen Korſaren wurde ein ſtändiger Admiral deſignirt.

Die Hauptaufgabe blieb es aber noch immer, den Wohlſtand des nordöſtlichen Galliens herzuſtellen und die Rheingrenze möglichſt kräftig zu ſchützen. Das erſtere war freilich nur ſehr langſam und in ziemlich beſchränktem Umfange zu ermöglichen. Es war nicht ſo leicht, Landſchaften

wieder aufzuhelfen, die vielleicht seit Jahrzehnten zerstampft lagen, und überall zerstörte Meliorationswerke, Brücken, Kanäle, Wasserleitungen, Regulirungen der Wasserläufe, Anstalten zur Entsumpfung u. dgl. rasch wiederherzustellen. Am ersten gelang es, einzelne Städte wieder emporzubringen; so namentlich Autun, welches seine Erhebung für Kaiser Claudius i. J. 268 (S. 604) damals schrecklich hatte büßen müssen, und seit 269 noch nicht wieder zu Kräften gekommen war. Für diesen Platz verwandte sich mit Erfolg einer seiner Bürger, des Cäsars eigener Geheimsekretär Eumenius, Enkel eines geborenen Atheners, der früher in Autun als Professor der Rhetorik docirt hatte. Und der Cäsar säumte nicht, bedeutende Mittel zur Herstellung der öffentlichen und vieler Privatgebäude in Autun flüssig zu machen, und eine starke Besatzung dahin zu verlegen, die bei den Arbeiten helfen sollte. Eumenius selbst wurde in ehrenvollster Weise an die Spitze der höheren Bildungsanstalten seiner Vaterstadt gestellt. In ähnlicher Art wurde jetzt die ebenfalls tief herabgekommene Stadt Trier, die seit dieser Zeit wiederholt der Sitz der fürstlichen Machthaber gewesen ist, welche Gallien zu verwalten hatten, durch stattliche Neubauten zu einer prächtigen Residenz umgestaltet: ein imposantes Amphitheater, mehrere Basiliken, ein Forum und andere Bauten, die nachmals Constantin vollendet hat, rief damals der treffliche Cäsar ins Leben.

Daneben wurde Alles geordnet, um die Rheingrenze von Mainz bis Arbor Felix am Bodensee durch neue Schanzbauten gegen die Angriffe der Alamannen und Juthungen zu sichern. Solche Arbeit aber störten 298 diese Gegner sehr empfindlich. In diesem Jahre drang noch einmal ein gewaltiges alamannisches Heer über den Oberrhein tief in Gallien ein. Erst im Gebiete der Lingonen (bei Langres) hielt Constantius sie auf, und brachte ihnen nach langem und schwierigem Kampfe eine kolossale Niederlage bei, die dann gleich nachher durch einen zweiten Sieg bei Vindonissa, und weiter durch Verwüstung des alamannischen Gebiets bis nach Günzburg an der Donau gründlich vervollständigt wurde. Seitdem gewann der Oberrhein für längere Zeit Ruhe. Die Römer haben nun ihre Schanzen erheblich ausgebaut, und namentlich auf der schweizerischen und sundgauer Seite eine doppelte Vertheidigungslinie hergestellt. Der Commandeur dieses Systems stand zu Olino (wahrscheinlich Edenburg bei Neubreisach); an die Stelle des alten in den letzten Kämpfen ruinirten Augusta Raurica (Basel-Augst) trat das neue Castrum Rauracense, dessen Wälle (Kaiser-Augst) großentheils aus den Ruinen der alten Kolonie gebaut wurden. Aehnliche große Bauten sind zu Oberwinterthur und Stein am Rhein ausgeführt worden. Dahin gehört auch die strategisch wichtige Festung Tasgätium (Burg Eschenz) zwischen Stein und Sigmaringen, schon auf dem Boden von Rätien, dessen Statthalter jetzt die Donaulinie und durch eine Flotte den Bodensee hütete. Eine neue Chaussee führte von Vindonissa über Ad Fines (Pfyn) und Stein eben nach der Sigmaringer Gegend zur oberen Donau.

In eben dieſen Zeiten hatten aber die römiſchen Waffen auch auf andern Punkten durchaus nicht geruht. Maximianus war genöthigt geweſen, i. J. 297 Unruhen in Afrika zu dämpfen und mehrere mauriſche Völker, welche die Gelegenheit zu Raubzügen benutzten, energiſch bis zum Atlas zu bekämpfen. Galerius war 293 bis 296 faſt unaufhörlich durch Feldzüge gegen Quaden, Jazygen, Baſtarner und Karpen beſchäftigt geweſen. Endlich aber gelang es ihm, i. J. 296 die Karpen ſo gründlich zuſammenzuhauen, daß ſie ſeitdem aufhörten gefährlich zu ſein. Große Maſſen dieſes Volkes wurden über die Donau getrieben und in der pannoniſchen Landſchaft auf dem rechten Ufer, deren Centrum Aquincum war, als Colonen angeſiedelt. Um ſie koloniſiren zu können, wurden jetzt ausgedehnte Waldſtrecken, namentlich am Plattenſee und bei Sopianä (Fünfkirchen), erſt gerodet. Dieſer Strich erhielt zu Ehren der Prinzeſſin Valeria deren Namen zugetheilt. Zahlreiche andere karpiſche Gefangene wurden mit großem Erfolge als höchſt brauchbare Soldaten unter die römiſchen Truppen vertheilt.

Diokletian perſönlich, der mit ungeheurer Energie die Verwaltung des geſammten Reiches überwachte und namentlich die öſtliche Hälfte des Reiches regelmäßig inſpicirte, hatte ebenfalls gerade während der letzten Jahre mehrere große Kriege ausgefochten. Mit Anfang des Frühlings 295 war endlich der Angriff auf das abgefallene Aegypten eingeleitet worden. Der Kaiſer kam von Nikomedia her durch Syrien, damals einige Zeit durch Galerius unterſtützt, und eroberte Alexandria nach achtmonatlicher Belagerung zu Anfang 296 durch Abſchneidung ſeiner Waſſerleitungen. Die Stadt hatte bereits durch Mord und Plünderung Seitens der Legionen furchtbar gelitten, als der Sieger endlich Gnade gewährte; aber es fehlte auch nachher im Nilthale nicht an Aechtungen und Hinrichtungen, und zu wirkſamer Zähmung des rebelliſchen Geiſtes wurden Orte wie Koptos und Buſiris völlig zerſtört. Daneben aber erfolgten wieder viele zweckmäßige Verfügungen, um Motive zu immer wieder ſich erneuernden Unruhen zu beſeitigen. Zur Ermöglichung endlich einer ſtrafferen Verwaltung wurde jetzt die uralte Gliederung des Nilthals abgeſchafft, und die große Provinz in die drei kleineren Thebais, Jovia und Herculia zerlegt. Es gelang dann auch, die unruhigen Blemmyer aus Oberägypten zu vertreiben und zu einem Frieden zu beſtimmen, der durch Jahrgelder und religiöſe Motive geſichert wurde. Dazu aber veranlaßte der ſchlaue Kaiſer die feindlichen Nachbarn der Blemmyer, die Nobaten, einen oberhalb der Nilfälle bei Syene ihnen angewieſenen Landſtrich zu beſetzen, den ſie nun in ihrem wie im Intereſſe der Römer vertheidigen ſollten.

Während aber Diokletian in Aegypten, Galerius an der Donau mit den Karpen vollauf beſchäftigt war, hatte auf der Oſtgrenze des Reiches der ſeit 292 regierende Perſerkönig Narſehi oder Narſes die Zeit benutzt, die Intereſſen ſeines Reiches auf Koſten der Römer wieder geltend zu machen. Tiridates wurde aus Armenien vertrieben, und nun überſchritten die Perſer

zu Anfang des Jahres 296 auch den Tigris, um ſich gegen das unmittelbare römiſche Gebiet zu wenden. Unter dieſen Umſtänden gebot der Auguſtus des Oſtens ſeinem Cäſar, aus Pannonien zum Schutze Syriens aufzubrechen. Der ungeſtüme Galerius mochte in ſeinem Feuer nicht auf die Ankunft Diokletians warten, überſchritt mit Tiridates den Euſrat, wurde nun aber im Herbſt 296 in der ſeit Alters gefürchteten Ebene zwiſchen Kallinikon und Karrhä von den überlegenen Maſſen der perſiſchen Eiſenreiter aufs Haupt geſchlagen. Als er dann flüchtig dem von Antiochia her zu Hilfe heranziehenden alten Auguſtus begegnete, demüthigte ihn dieſer dadurch zur Strafe höchſt empfindlich, daß er ihn vor den Augen der Armee eine volle Meile weit ſeinem Wagen zu Fuße folgen ließ. Bald aber ſollte Galerius die Scharte auswetzen. Er mußte während des Winters, während Diokletian den Euſrat hütete, in den illyriſchen Provinzen aus römiſchen Veteranen und friſch geworbenen Gothen ein Heer von Kerntruppen formiren. Mit dieſen Streitkräften dirigirte ihn Diokletian im Sommer 297 nach den für die Bewegungen der Legionen viel günſtigeren Gebirgslandſchaften von Armenien. Und nun gelang es dem Cäſar und ſeinem und des Tiridates ſchon unter Probus geſchulten Freunde Lieinius, das Lager des Schahinſchah in der Morgenfrühe mit 20,000 Mann unerwartet anzugreifen. Die Perſer wurden auf das gründlichſte geſchlagen. Narſes ſelbſt mußte die Flucht ergreifen. Sein ganzer Harem, Frauen, Kinder, Schweſtern, viele vornehme Perſer, und die Kriegskaſſe fielen in die Hände der ſiegreichen Römer, die nun bei Niſibis von Diokletian mit den höchſten Ehren empfangen wurden. Der Kriegsmuth des Narſes war völlig gebrochen; er war jetzt ſehr bereit, mit den Römern einen Frieden zu ſchließen, der dieſen als Siegespreis ganz Meſopotamien, und ferner fünf Bezirke nördlich vom oberen Laufe des weſtlichen Tigrisquellfluſſes brachte. Tiridates erhielt ſein armeniſches Erbland zurück, welches durch Atropatene vergrößert wurde. Endlich traten die iberiſchen Häuptlinge aus der perſiſchen in die römiſche Klientel über. Damit war denn der alte Valerian nunmehr ausgiebig gerächt, und die römiſche Oſtgrenze für fünfzig Jahre wirklich vor den Perſern ſichergeſtellt.

So war es denn der vieljährigen Arbeit Diokletians und ſeiner Reichsgenoſſen wirklich gelungen, das Reich in noch anderer und feſterer Weiſe wieder zuſammenzufaſſen, und der große Kaiſer konnte nun daran denken, den inneren Neubau des Reiches noch ſyſtematiſcher weiterzuführen, als es bisher ihm möglich geweſen war. Der Grundgedanke dieſes Kaiſers, deſſen Werk — allerdings mit einigen ſehr bedeutungsvollen Abweichungen — nachmals Conſtantin vollendet hat, war es, das alte Syſtem der Dyarchie, mit Einſchluß aller republikaniſchen Anſprüche und Velleitäten des Senates, gründlich zu beſeitigen, und die abſolute Monarchie zu voller Durchführung zu bringen. In der That bietet das Staatsrecht der folgenden Zeit nach Abſchluß dieſer Neugeſtaltung ein gänzlich verändertes Ausſehen dar.

Von jetzt ab regieren die Kaiſer aus eigenem Recht, nicht mehr auf Grund der Anerkennung durch den Senat; mehr noch, wie es ſchon Aurelian ausgeſprochen hatte, die Theorie des göttlichen Rechtes, der von Gott verliehenen Herrſchaft kommt zu beſtimmter Ausbildung. Der abſolute Monarch iſt nicht mehr an die Geſetze gebunden. „Die Gottheit," ſo iſt die vollendete Theorie, „hat die kaiſerliche Gewalt den Menſchen als ein lebendiges Geſetz geſetzt, dem nun ſelbſt die Geſetze des Staates untergeordnet ſind." Das findet nun ſchon ſeit Diokletian ſeinen ſehr beſtimmten äußerlichen Ausdruck. Mit dieſer Regierung wird die früher gemiedene, nur von wenigen Kaiſern geforderte oder zugelaſſene, den älteren Römern ſo widerwärtige Anrede „Dominus", Herr, mündlich und ſchriftlich zur feſtſtehenden offiziellen Praxis. Bleiben daneben freilich noch immer die alten Formen, die Conſulate, die Bezeichnung der Jahre der tribuniciſchen Gewalt, die Stellung des Kaiſers als Pontifex Maximus, in Gebrauch, ſo wird jetzt neben dem Titel „Dominus", der auch die göttliche Natur des Herrſchers andeuten ſollte, „Sacer" und „Sacratissimus" (heilig und hochheilig) die amtliche Bezeichnung für „kaiſerlich". An Stelle der alten bürgerlichen und ſoldatiſchen Begrüßung tritt der orientaliſche Hofgebrauch der Kniebeugung. Bei feierlichen Audienzen und Feſten erſcheint der Kaiſer nunmehr geſchmückt mit dem Diadem, der weißen und perlenbeſetzten Stirnbinde, und nach Art der perſiſchen Großkönige in ſeidenen, mit Gold und Edelſteinen überladenen Gewändern, ſelbſt die Schuhe mit edlen Steinen geziert. Weiter aber wird die Etikette des Hofes nunmehr ſehr beſtimmt fixirt. Der Zutritt zu der geheiligten Perſon des Kaiſers wird durch neue Ceremonien, durch Wachen und zahlreiche Palaſtbeamte bedeutend erſchwert, und nur gewiſſen Rangklaſſen zugeſtanden. Es war nicht Hochmuth oder der Wahn der Selbſtvergötterung, was den klugen Diokletian, der die ſchweren Bedenken dieſer Iſolirung des Kaiſers von der ſteten unmittelbaren Berührung mit dem Volke ſehr wohl erkannte, zur Einführung dieſes Syſtems beſtimmt hat. Hier hatte der ſtarke Zug des Mißtrauens, welcher dem Princip ſo ſehr eigenthümlich geweſen war und durch die Zeit der unaufhörlichen Aufſtände und Kaiſermorde nur an unheimlicher Stärke hatte gewinnen können, es davongetragen. Es galt für die neu antretenden Selbſtherrſcher des Reiches, in erſter Reihe die Sicherheit ihrer Perſon wiederherzuſtellen, und zugleich die Perſon des Kaiſers dem Volke wie den Truppen gegenüber mit einem ganz neuen, feierlichen, ehrfurchtgebietenden Nimbus zu umgeben.

Den vollſtändigen Ausbau hat das neue abſolutiſtiſche Syſtem mit allen ſeinen Konſequenzen erſt durch Conſtantin erhalten, bei deſſen Regierung wir noch auf verſchiedene wichtige Momente aufmerkſam zu machen haben. Für Diokletian aber kommen ſchon jetzt namentlich noch folgende Punkte in Betracht. Zuerſt die ſyſtematiſche Degradirung Italiens, die Entthronung der alten Reichshauptſtadt Rom, und die thatſächliche Zurückdrängung des Senats.

Zur Vollendung nämlich der Ausgleichung zwischen Italien und den Provinzen wurde das alte Stammland, das alte Herrenland des Reiches, jetzt endlich thatsächlich selbst nach Art der Provinzen behandelt. Im Laufe nämlich der Jahre 290 bis 300 wurde, wie wir dasselbe hernach auch bei den alten Provinzen sehen werden, Italien in eine Reihe kleinerer Amtsbezirke zerlegt, an deren Spitze theils „Correktoren" theils „Consularen" traten. Die alten „Rechtspfleger" hörten auf, ihre Gerichtsbarkeit ging auf die Statthalter über. Die Curatoren aber der Städte wurden nunmehr aus Bürgern derselben durch den Gemeinderath erkoren, die dem Kaiser präsentirt und von demselben bestätigt werden sollten. Damit war verbunden, daß nun auch die uralte, seit der Zeit des Siegers von Pydna, Aemilius Paullus, bestandene Steuerfreiheit des italischen Bodens aufhörte. Kaiser Maximian erhob aus Oberitalien eine Abgabe für seine mailänder Hofhaltung. Mittel- und Unteritalien dagegen hatten zur Versorgung der Stadt Rom Kalk, Holz, Schweine, Rinder und Wein zu liefern.

Nur Rom blieb selbständig, hörte aber jetzt auf, die Reichshauptstadt zu sein. Ebensowohl die Abneigung Diokletians gegen den stolzen Geist der Römer, die sich noch immer als die Erben der Weltherrschaft fühlten und sich nicht in die neue monarchische Art und Etikette finden mochten, wie die praktische Nothwendigkeit bestimmten Diokletian, die alte Welthauptstadt zu degradiren. Theoretisch war der Sitz der Regierung und der Herrschaft stets da, wo er residirte; thatsächlich wechselte er zwischen Sirmium, Antiochia, und namentlich Nikomedia. Doch behielt die alte Welthauptstadt noch immer eine abgesonderte Stellung. Allerdings ist die Legion vom Albaner Berge nun entfernt, die alte Garde numerisch beschränkt worden. Sonst aber wurde Rom keinem Statthalter untergeben. Der Gebieter in Rom wurde der Polizeipräsident, der nach wie vor am Schweinemarkt residirte, und nunmehr „gleichsam als Bürgermeister der alten Reichshauptstadt" im Range den höchsten militärischen und bürgerlichen Reichsbeamten gleichgestellt wird. Er vereinigte in Rom die gesammte militärische, administrative und jurisdiktionelle Kompetenz in seiner Hand. Sämmtliche übrige Behörden daselbst, für die er auch früher die oberste Instanz gebildet hatte, wie auch die Aufsicht über das Proviantwesen, das Löschwesen und das gesammte städtische Regiment, sind ihm nun förmlich unterstellt. Schon seit Septimius Severus gelangten Anklagen jeder Art und Angeklagte jedes Standes vor diesen Beamten, dem damals auch das Recht ertheilt war, auf Deportation und Bergwerkstrafen zu erkennen. Den Senatoren endlich wurde seit der diokletianischen Zeit in ihm ein befreiter Gerichtsstand verliehen, und er galt jetzt als Haupt und Spitze des Senats.

Der Senat sah seinerseits, ohne es aufhalten zu können, daß die alte Verfassung des Augustus für immer zu Grabe getragen war. Nach alter Praxis der Römer hat nun Diokletian den Reichsrath nicht etwa abgeschafft, sondern einfach politisch in Ruhestand versetzt. Er hatte sich nicht

mehr um die Anerkennung desſelben bemüht; er hat ihn quà politiſchen Faktor als Selbſtherrſcher nachher einfach ignorirt. Das hohe Haus in der entthronten alten Hauptſtadt der Welt blieb ſeit dieſer Zeit ein ehrwürdiges Stück Alterthum, für welches ein rechter Platz in der verwandelten Ordnung des Reiches noch nicht gefunden war. Seine Bedeutung beſtand außer ſeinen uralten Traditionen und außer der alten Würde weſentlich darin, daß ſich hier die Repräſentanten ſehr zahlreicher Familien aus allen Theilen des Reiches geſammelt fanden, die zum Theil über ganz außerordentliche Reichthümer, namentlich an Grundbeſitz, verfügten. Dabei blieben die alten Formen allerdings noch lange fortbeſtehen. Die Geſetzgebung wurde jetzt das ausſchließliche Recht des Monarchen; aber man knüpfte in der Art an das alte Syſtem an, daß, — wenn der Kaiſer nicht einfach die Form des Ediktes benutzte, — neue kaiſerliche geſetzliche Ordnungen in der Form eines Anſchreibens an den Senat proklamirt wurden, wie ſie früher dazu gedient hatten, ein Senatsconſult zu veranlaſſen. Von den alten Aemtern der Republik verſchwinden die der Aedilen und Tribunen. Aber die Würde des ordentlichen, jetzt durch die Kaiſer vergabten Conſulats, und die durch den Senat zu beſtellenden Aemter der Ergänzungskonſuln, und namentlich der Prätoren und Quäſtoren blieben beſtehen. Nur daß dieſelben aufgehört hatten, für die Uebernahme gewiſſer Reichsämter formell vorbedingend zu ſein; nur daß ſie jetzt wieder römiſch ſtädtiſche Aemter geworden ſind, und daß die Ernennungen nunmehr einer beſondern kaiſerlichen Beſtätigung bedurften.

Der Abſolutismus aber, den Diokletian ins Leben gerufen hat, iſt keineswegs als ein perſönliches Regiment anzuſehen. Dazu war das Reich viel zu koloſſal angelegt. Vielmehr iſt für die durch Diokletian eingeleitete und durch Conſtantin zum Abſchluß geführte neue Ordnung der Dinge das Charakteriſtiſche, daß ſie in der Schöpfung allgemeiner großer Reichsämter und in der Ausbildung einer fein durchgearbeiteten, reich gegliederten Bureaukratie gipfelt. Wie für das dritte römiſche Jahrhundert die Soldatenherrſchaft, ſo wird im Guten und im Schlimmen für das vierte Jahrhundert die Beamtenherrſchaft das beſtimmende Moment. Unter der Zurückdrängung des Senats tritt nunmehr als eigentlicher Reichsrath immer bedeutſamer in den Vordergrund der Geheime kaiſerliche Staatsrath, das (S. 384) kaiſerliche Conſilium, welches jetzt anfängt, offiziell den Namen „Conſiſtorium" (sacrum) zu führen. Die Mitwirkung des Staatsrathes betraf ſowohl die Geſetzgebung, wie auch die Gerichtsbarkeit in oberſter Inſtanz.

Das entwickelte Syſtem der großen Reichsminiſterien und der zu neuen Kompetenzen ausgeſtalteten prätorianiſchen Präfekturen kann erſt bei Conſtantins Geſchichte ſkizzirt werden. Dagegen hatte ſchon Diokletian den Unterbau ſeiner neuen Bureaukratie vollendet. Während des dritten Jahrhunderts hatte ſich die Ausbildung eines Beamtenſtandes, auf Grund der alten ritterlichen Beamtung, und unter immer beſtimmterer Zurückdrängung der freigelaſſenen Hausbeamten, immer ſicherer vollzogen; und zwar parallel

den übrigen Verhältnissen so, daß sich derselbe in ein überwiegend bürgerliches, juristisches, und in ein wesentlich militärisches Element schied. Das ausgehende Prinzipat hinterließ der neuen Monarchie den Berufsoffizier und den Berufsbeamten. Mit solchem Material arbeiteten Diokletian und später Constantin. Da ist es nun für die folgende Zeit grundlegend, daß Diokletian einerseits bei grundsätzlicher Trennung der Civil- von der Militärgewalt das System des dritten Jahrhunderts, welches auf Zerlegung der alten großen Provinzen hintrieb, zu seiner vollen Höhe entwickelt, die Zahl der Statthalterschaften in außerordentlicher Weise vermehrt, andrerseits aber durch Zusammenfassung mehrerer derselben unter je einer neuen Oberbehörde ein neues Zwischenglied zwischen dem Kaiser und den Provinzialbehörden geschaffen hat. Diese neue Organisation des Reiches ist, wie es scheint, bis zum Jahre 297 n. Chr. durchgeführt worden. Diokletian theilte nämlich das gesammte Reich (mit Ausnahme der 297 den Persern abgerungenen neuen Eroberungen) in zwölf Diöcesen, von welchen die kleinste, nämlich Britannien, in vier, die größte „Oriens" (nämlich Libyen, Kyrene, Aegypten, Syrien, Kypros, Kilikien und Mesopotamien) in 16 Provinzen zerfiel. Im Ganzen hat er damals das Reich in 101 Provinzen zerlegt.

Von großer Bedeutung wurde die Schöpfung der Vorsteher der Diöcesen; sie führten den Titel „Vicarius" (etwa durch Oberpräsident wiederzugeben), und bildeten das neue Mittelglied der Verwaltung zwischen dem Kaiser und den Statthaltern der einzelnen Provinzen. Die letzteren standen je nach ihrer Bedeutung unter Chefs von verschiedenem Range. Den obersten Rang unter diesen nahmen die wenigen „Proconsuln" ein, die man für die neuen kleineren Provinzen Asia, Achaja, Bätika und Afrika Zeugitana (Karthago) kennt. Diese standen den Vikaren im Range gleich und direkt unter dem Kaiser. Die übrigen aber, die „Consularen", die „Correktoren", und die „Präsides", standen unter dem Ressort ihrer Vikare, und waren unter einander in den Rangklassen verschieden. Dieses neue System sollte die schärfere administrative Beaufsichtigung der Provinzen und ein stärkeres unmittelbares Eingreifen in das Leben derselben ermöglichen. Das aber durchzuführen, wurde jetzt dadurch möglich, daß während des Principats und namentlich seit der Ausdehnung des römischen Bürgerrechts über das Reich die Nivellirung, die Ausgleichung zwischen den Provinzen, und deren Romanisirung immer stärkere Fortschritte gemacht hatte. Freilich war mit der neuen Bureaukratie nun auch der Weg gebahnt, um der Physiognomie der Provinzen einen immer eintönigeren Charakter aufzuprägen; um immer sicherer die municipalen Freiheiten der Städte zu absorbiren, und leider auch, wie das sich bald zeigen sollte, in die großen religiösen Streitigkeiten innerhalb der christlichen Gemeinde von Seiten des Hofes in einer Weise einzugreifen, wie sie das Reich bisher nicht gekannt hatte.

Wie den Unterbau der Bureaukratie, so schuf auch, übrigens ebenfalls aus dem Geiste und Sinne dieser Zeit heraus, schon Diokletian die Ordnung

des Titelweſens der Hof- und Staatsbeamten, das nach ſeinen Einzelheiten allerdings erſt unter Conſtantin d. G. näher bekannt iſt. Principiell wichtiger aber war der Abſchluß einer anderen Entwickelung: ſie betraf die Rechtspflege. Für die Strafrechtspflege hatte ſich während des dritten Jahrhunderts die Macht des Polizeipräſidenten der Hauptſtadt und der Gardepräfekten immer höher geſteigert; namentlich ſeitdem die Kaiſer mehr und mehr darauf verzichteten, die an ſie gerichteten Appellationen perſönlich zu erledigen. Für ſeinen Bereich war der Polizeipräſident der Reſidenz allmählich, wenigſtens thatſächlich, ſo gut wie „inappellabel" geworden; (abgeſehen von den Entſcheidungen, für die ihn der Kaiſer ſelbſt zur Entſcheidung an ſeiner Statt delegirt hatte). Was aber die prätorianiſchen Präfekten angeht, ſo ging bereits um die Mitte des dritten Jahrhunderts an ſie die Appellation von den Straſſentenzen der Statthalter; und nun war auch bei dem Abkommen des alten Quäſtionenprozeſſes die Aburtheilung auch ſolcher Perſonen an ſie gekommen, die zu ſolchem Zwecke aus den Provinzen nach Rom geſchickt wurden. In dieſen Fällen entſchied der Präfekt einfach als Vertreter des Kaiſers ſelbſt, „an Kaiſers Statt". Unter Conſtantin endlich iſt die „Inappellabilität" von ihren Sprüchen im Jahre 331 förmlich ſanktionirt worden, während von den übrigen höchſten Behörden, auch vom Polizeipräſidenten, die Appellation an den Kaiſer ſelbſt offen blieb. Für die Civilrechtspflege aber hat Diokletian im Jahre 294 das Geſchwornenverfahren förmlich abgeſchafft, und nun dominirt überall die kaiſerliche Rechtſprechung auf Grund der Unterſuchung und der Relation der betreffenden Beamten, ſoweit dieſelben, namentlich die Statthalter, nicht ſelbſt die entſcheidenden Gerichtsbehörden ſind.

Mit ganz beſonderer Energie endlich arbeitete Diokletian an der Reform des Heerweſens, wo ſein Streben ebenſo ſehr darauf gerichtet war, der Epidemie der Meutereien zu begegnen, wie die Defenſivkraft des Reiches wieder zu ſichern und zu erhöhen. Die im Laufe des dritten Jahrhunderts bereits, wie wir ſahen, auf vielen Punkten des Reiches eingeleitete, nunmehr aber principiell vollendete, durchgreifende Trennung der Militär- von der Civilgewalt, und die Zerlegung der großen Provinzen in kleinere wirkte in erſterer Hinſicht ſehr erfolgreich. Nicht minder die ſpecifiſch militäriſchen Reformen. Auch nach dieſer Richtung können wir erſt bei der Geſchichte des Kaiſers Conſtantin ein einigermaßen vollſtändiges Bild geben, und begnügen uns daher nur erſt mit einigen Umriſſen. Diokletian für ſeine Perſon ignorirte, wie wir bereits fanden (S. 633), die alte Prätorianergarde vollſtändig. Dagegen wurden zu ſeiner und des Maximianus perſönlicher Bedeckung zwei zuverläſſige illyriſche Elite-Legionen zu je 6000 Mann beſtimmt, welche beſonders geübt waren in der Anwendung einer gefürchteten Waffe, nämlich kurzer, mit Blei ausgegoſſener Wurfſpieße, ſogenannter „Martiobarbuli". Die neue Garde des Diokletian erhielt den Namen der Jovianer, die des abendländiſchen Auguſtus den der Herkulianer.

Viel einschneidender aber wirkte zugleich gegen die Möglichkeit großer Soldatenempörungen und für die Vertheidigung des Reiches die Neugestaltung der eigentlichen Armee, bei welcher dann ebenfalls verschiedene Neuerungen zu durchgreifender Ausbildung kamen, die seit längerer Zeit sich vorbereitet hatten. Besonders wichtig ist die Gliederung der Armee in zwei an Rang verschiedene Hauptmassen geworden, nämlich (im Anschluß an ein seit Alexander Severus sich ausbildendes System) in angesiedelte Grenztruppen und in die eigentlich mobile Armee. Die numerische Stärke des Heeres hat bei der Nothwendigkeit, wiederholt auf drei oder vier Grenzen gleichzeitig Krieg führen zu müssen, Diokletian erheblich vermehrt; wirklich zuverlässige Angaben in dieser Richtung stehen uns jedoch nicht zu Gebote. Wir werden später die Zahl der Legionen gegen früher außerordentlich vermehrt finden; aber es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die einzelnen Legionen seit dieser Zeit thatsächlich an Zahl viel schwächer waren, als unter dem früheren System des Principats.

Die erhöhten Kosten der Armee und der Verwaltung nöthigten offenbar zu starker Anspannung der Finanzkräfte des Reiches. Es kam dazu, daß die Nachwirkungen der vielen inneren und äußeren Kriege der früheren Zeiten, und noch mehr der schrecklichen Münzkrisis nur sehr langsam überwunden werden konnten. Dennoch sind die durch grimmige Parteileidenschaft gegen Diokletian erhobenen Klagen über enormen Steuerdruck im Allgemeinen nicht begründet: sie entspringen einerseits der Aufhebung der alten Grundsteuerfreiheit Italiens, und treffen andrerseits nur insofern zu, als auch unter ihm das platte Land und namentlich die Kolonen am schwersten belastet blieben. In Wahrheit führte der Kaiser eine verständige Wirthschaft, und war sehr wohl geneigt, Ermäßigungen eintreten zu lassen, wo es anging. So wurde namentlich die Kopfsteuer, die von jedem gefordert ward, der kein Grundeigenthum besaß und höchstens dem plebejischen Stande angehörte, aus guten Gründen den ohnehin schon stark beschwerten Städten erlassen.

Ganz besonders wichtig wurde es, daß Diokletian endlich die Reform des Münzwesens mit Energie wieder in Angriff nahm, obwohl auch nach dieser Seite erst Constantin wirklich sichere Zustände herzustellen vermocht hat. Am wenigsten gelang es jenem mit dem Golde. Es war allerdings ein Anlauf zum Besseren, daß Diokletian ein neues Goldstück von nahezu 6 Grammen, welches den alten Aureus darstellen sollte, wieder zur Hauptmünze zu machen suchte. Aber bald ist seine und seiner Mitregenten und Nachfolger Goldprägung bis zum Jahre 312 wieder in die frühere Verwirrung und Schwankung verfallen; derart daß das römische Goldstück noch immer zwischen 5,93 und 4,39 Gr. schwankte. Dagegen steuerte Diokletian der Silberverwirrung jetzt definitiv. Er hat seit 292 die solide Silberprägung in umfassender Weise wieder aufgenommen. Das Pseudosilber der letzten schlimmen Jahrzehnte wurde in seinen schlechtesten Sorten eingezogen, die besseren Arten mit mäßig erhöhtem Nominalwerthe im Umlauf als Scheidemünzen gelassen. Dann

aber ließ Diokletian namentlich wieder eine Hauptſilbermünze prägen, die (unter neuem, uns nicht bekanntem Namen) dem alten Neroniſchen Denar zu $^1/_{96}$ Pfund gleichkam, und wieder weſentlich nach guter alter Praxis mit rechtem Feingehalt ausgemünzt wurde. Auch die Kupferprägung, zum Theil unter Beibehaltung des Weißſiedens der jetzt als Kupfergeld ausgegebenen alten Stücke, wurde während der Jahre 296 bis 302 wieder auf regelrechten Fuß gebracht. Als kaiſerliche Münzſtätten waren jetzt namentlich Rom, Aquileja, Arelate, Lugdunum, Trier, Siscia, Nikomedia und Alexandria in Thätigkeit.

Alles zuſammengefaßt, ſo konnte die Regierung dieſes Kaiſers, der mit vollem Bewußtſein den Marc Aurel zu ſeinem Vorbilde genommen hatte, als eine höchſt wohlthätige gelten. Das Elend der unaufhörlichen feindlichen Einbrüche war endlich beſeitigt; das Reich wieder feſt und ſicher zuſammengefaßt, die Epidemie der Pronunciamientos hatte aufgehört. An der Spitze des Geſammtreiches ſtand ein hochintelligenter Mann von wahrhaft ſtaunenswürdiger Thätigkeit, und von ebenſo redlichem Willen, wie von wirklich väterlichem Wohlwollen. Dabei war Diokletian klug genug, harte und ſtrenge Maßregeln, die doch oft unumgänglich nöthig ſich zeigten, in augenfälliger Weiſe in die Hände ſeiner Diener, Rathgeber und Mitregenten zu legen. Für ſeine Perſon behielt er ſich mit Vorliebe die milden, die gütigen Maßregeln, die Akte der fürſtlichen Gnade vor. Nur dann ſchritt er ſelbſt mit zerſchmetternder Strenge ein, wenn er die Majeſtät des Kaiſerthums im Ernſte bedroht zu ſehen glaubte. Daß der wohlwollende Autokrat mit wohlgemeinten Maßregeln ſich unter Umſtänden auch vergriff, war freilich nicht immer zu vermeiden. Intereſſant iſt in letzterer Hinſicht namentlich der verunglückte Verſuch, einer gewaltigen, namentlich auch für die Armee höchſt empfindlichen Theurung, welche in letzter Reihe durch mehrere Mißernten in der Oſthälfte des Reiches veranlaßt war und durch die kaufmänniſche Spekulation erheblich verſchlimmert wurde, im Jahre 301 durch ein umfaſſendes und ſehr in das Einzelne eingehendes Edikt („de pretiis“) zu begegnen, welches für die allgemeinſten Lebensbedürfniſſe im Bereiche des geſammten römiſchen Reiches gewiſſe höchſte, bei Todesſtrafe nicht zu überſchreitende Preiſe feſtſtellte.

Dagegen war die Zeit dieſes Kaiſerthums auf den verſchiedenſten Punkten des Reiches überaus belebt durch maſſenhafte Bauthätigkeit, wie ſie theils durch die Nothwendigkeit, vom Rheindelta bis zur Perſergrenze an Euſrat und Tigris, und weiter auf den Grenzen Syriens, Arabiens und Aegyptens, die Defenſivſtellungen zu erneuern und zu verſtärken, theils durch den Wunſch der Kaiſer, ihre neuen Reſidenzen, wie Trier, Mailand und Nikomedia neu und glänzend auszuſtatten, theils auch durch die Abſicht, wichtige Plätze mit unruhiger Bevölkerung, wie Antiochia und Karthago, zu gewinnen, hervorgerufen wurde. Die bedeutendſte Schöpfung dieſer Zeit, deren Reſte noch heute ſich erhalten haben, iſt (neben dem Amphitheater zu

Verona, deſſen Entſtehung gewöhnlich in dieſe Epoche verſetzt wird,) ein Rieſenbau in Rom. Diokletian und Maximian hatten noch ſo viel Rückſicht gegenüber der degradirten Welthauptſtadt gehabt, um nicht nur mehrere unter Carinus durch eine Feuersbrunſt verheerte, oder ſonſt verfallene alte Prachtbauten wiederherſtellen, ſondern auch einige neue errichten zu laſſen. Dann aber entſchloſſen ſie ſich ſeit 298 n. Chr., auf der in das Plateau des Oſtens auslaufenden nordöſtlichen Abdachung des Quirinals, — in einiger Entfernung weſtlich von der alten Citadelle der Prätorianer, — jenen ungeheuren Thermenbau erſtehen zu laſſen, welcher bei 1200 Schritt Umfang

Reſte der Thermen Diokletians zu Rom.

ſelbſt die gewaltige Anlage des Caracalla an Ausdehnung noch überbot, und wenige Tage nach der Abdankung Diokletians eingeweiht worden iſt. Von dieſem Rieſenwerke ſind noch heute ſehr bedeutende Reſte vorhanden; namentlich mehrere große Säle mit dem hauptſächlichſten Schmucke. Dahin gehört der große Mittelſaal, wahrſcheinlich das ehemalige Tepidarium, der mit ſeinen gewaltigen Granitſäulen jetzt die Kirche San Maria degli Angeli bildet[1]),

1) Es war ein kühn geſprengtes Kreuzgewölbe, welches von vortretenden koloſſalen Wandſäulen (mit darüber befindlichen Gebälkſtücken) getragen wurde: „eine Dispoſition von erhabener, in ſich beſchloſſener Rhythmik".

mit einem anſtoßenden kleinen Rundſaale (einſt das Schwitzbad), welcher dieſer Kirche gegenwärtig als Vorhalle dient; und eine andere Rotunde von 22 Meter Durchmeſſer an einer Ecke des Umfaſſungsbaues, jetzt die Kirche S. Bernardo. Mit aller Pracht der Zeit erbaut, und für (S. 425) eine Zahl von 3200 Badenden eingerichtet, waren dieſe Thermen nach alter Art auch mit Kunſtwerken gefüllt, und mit allen Mitteln zur Unterhaltung reich ausgeſtattet; auch die alte ulpiſche Bibliothek war von Trajans Forum nach dieſem neuen Bauwerke verpflanzt worden.

Wie an gewaltigen Schöpfungen der architektoniſchen Kunſt, ſo war die Zeit der Herſtellung des Reiches auch an litterariſchen Produktionen nicht ganz arm. Das Hauptgewicht fällt jetzt allerdings ſo gut wie ganz auf die Proſa. Hier dominirte immer beſtimmter die oratoriſche Kunſt. Während in der Griechenwelt die Profeſſoren der modernen Sophiſtik zu Athen mit Eifer und Erfolg dahin arbeiteten, ein neues Zeitalter der Blüthe in dieſer Richtung ins Leben zu rufen, deſſen höchſt charakteriſtiſche Phyſiognomie jedoch erſt in der Zeit der Conſtantiner uns in ſcharfen Zügen ausgeprägt ſich darſtellen wird, war die lateiniſche Rhetorik neuerdings in Gallien ganz beſonders reich entwickelt worden. In den vielbeſuchten Bildungsanſtalten des durch die Schreckenszeit des dritten Jahrhunderts wenig berührten Südens, in Maſſilia, Narbo, Toloſa, Burdigala, jetzt nun auch wieder zu Autun, ferner in Rheims und Trier, hatte ſich bei der Lebhaftigkeit und Sprechgewandtheit des keltoromaniſchen Volkes eine Latinität und Redeweiſe ausgebildet, welche ſich gegenüber der Dunkelheit und Geſchraubtheit der romaniſchen Afrikaner durch Glätte und Korrektheit unterſchied, die Art der letzteren auch an Wortfülle überbot, aber freilich an Gedankengehalt hinter ihnen zurückblieb. Aus ſolchen Verhältniſſen heraus entwickelte ſich die Litteratur der ſogenannten Panegyriker; nämlich jener Rhetoren, die, an die alte Art des jüngeren Plinius, in ihrem Styl an die Rundung und Fülle des Cicero anknüpfend, namentlich im Hoflager zu Trier ihre Beredtſamkeit in Vorträgen zu Ehren der großen Machthaber des Weſtens entfalteten. Unter ihnen war zu jener Zeit der ſchon früher (S. 629) erwähnte Eumenius von Autun (geb. um 250 n. Chr.) der bedeutendſte.

Viel unbedeutender hielt ſich dagegen die römiſche Geſchichtſchreibung, deren damalige Vertreter, Aelius Spartianus, Vulcatius Gallicanus und Trebellius Pollio, die zu den ſogenannten „Erzählern der Kaiſergeſchichte“ von Hadrian bis Numerian gehören, in den ihnen zugeſchriebenen Biographien ein ſehr reiches römiſches und griechiſches Quellenmaterial leider in bedauerlich geiſtloſer und ſchriftſtelleriſch ungeſchickter Weiſe verarbeitet haben.

Geiſtig viel bedeutender als dieſe Männer waren dagegen zwei chriſtliche Schriftſteller dieſer Zeit. Einerſeits nämlich der leidenſchaftliche und derbe Rhetor Arnobius aus Sicca in Numidien, der um 295 nach ſeinem Uebertritt zum Chriſtenthum zur Rechtfertigung dieſes Schrittes ſeine energiſche Polemik gegen die alten Kulte verfaßte. Und andrerſeits ſein viel be-

Digitized by Google

deutenderer Schüler, der Rhetor Laetantius Firmianus. Dieser letztere, anscheinend italischer Abkunft und erst in reiferen Jahren zum Christenthum übergetreten, lebte lange in ziemlich ärmlichen Verhältnissen als Lehrer der Redekunst in Nikomedia. Als ungemein fruchtbarer Schriftsteller aber verband der geistvolle, feurige, kenntnißreiche, und an den guten Mustern der Alten tüchtig geschulte Mann die Gluth der Ueberzeugung mit einer damals selten gewordenen Gewandtheit, Glätte und Korrektheit der Darstellung. Längere Zeit erschöpfte sich seine schriftstellerische Thätigkeit in apologetischer Behandlung der christlichen Lehre als der höchsten Wahrheit und in ähnlichen religiös didaktischen Arbeiten. Aber die Zeit war nahe, wo ein gewaltiger innerer Kampf im Reiche den „christlichen Cicero" veranlassen sollte, den ruhigeren Ton der christlichen Ueberzeugung mit der herben Tonart eines glühenden Fanatismus und brausender Leidenschaft zu vertauschen.

Zweites Kapitel.

Der letzte Kampf des Römerthums gegen das Christenthum. Diokletians Diadochen.

Die moderne Forschung ist darüber einig, daß Diokletian, wäre er schon im J. 303 gestorben oder von dem Kaiserthum zurückgetreten, unbestritten als einer der größten und verdientesten Männer der römischen Geschichte gelten würde. Wenn er dagegen politisch mit einem schlimmen Mißerfolg abgeschlossen hat; wenn noch heute in weiten Kreisen sein Name nur mit Haß und Abscheu genannt wird, so hängt das zusammen mit der Stellung, welche er während der letzten Phase seiner Herrschaft zu dem Christenthum eingenommen hat. Bei einem Manne wie Diokletian, der die volle Kraft seines Lebens an die Regeneration des römischen Reiches setzte, und zugleich bei tiefer persönlicher Religiosität der Krone wie dem Reiche den stärksten Rückhalt und neubelebende Kraft durch Auffrischung der alten Kulte zu geben hoffte, mußte natürlich die Stellung, die er zu den Christen einzunehmen hatte, von Anfang an eine Frage der hochwichtigsten Bedeutung werden. Die Christen waren seit dem Toleranzedikt des Gallienus (S. 578), also seit einem Menschenalter, offenbar ein Machtelement im Reiche geworden, welches man nicht mehr übersehen konnte und durfte. Die Zeit war längst vorüber, wo nur Sklaven, Freigelassene und „kleine Leute" die Masse der Gemeinde ausmachten. Als Diokletian das Scepter führte, war die neue Religion auf allen Punkten des Reiches in die Armee eingedrungen. Mehr aber, von Generation zu Generation hatte sich die Zahl der hochgebildeten Männer griechischer und lateinischer Zunge, der ästhetisch, philosophisch, rhetorisch gebildeten Elemente vermehrt, die aus tiefer Ueberzeugung mit den alten Kulten gebrochen und ihren Frieden als neue Glieder

der chriſtlichen Gemeinde geſunden hatten. Noch immer freilich bildeten die Chriſten *numeriſch* nur eine Minderzahl von nicht allzugroßer Ausdehnung. Vielleicht iſt jene Berechnung die zutreffendſte, welche annimmt, daß ſie in Diokletians Zeit ein *Zwölftel* der Geſammtbevölkerung des Reiches ausmachten; etwa ſo daß ſie in der Weſthälfte des Reiches den 15., in der *Oſthälfte*, namentlich öſtlich von Theſſalonike und Euböa, den 10. Theil aller Einwohner abgaben. Aber was ihnen noch an Maſſenhaftigkeit fehlte, erſetzten ſie durch innere Kraft und durch eine vortreffliche Organiſation. Noch immer war im Ganzen und Großen die Sittlichkeit der Chriſten der der heidniſchen Maſſen erheblich überlegen. Noch immer wirkte auf edle Gemüther der zuverſichtliche Glaube an eine ſelige Unſterblichkeit und die chriſtliche Sündenvergebung mit unwiderſtehlicher Kraft: in ſeiner grandioſen Einfachheit und ſchlichten Erhabenheit ganz anders als die düſteren Myſterien, als die furchtbaren Sühnungen und die Taurobolien, durch welche die Heidenwelt nach demſelben Ziele zuſtrebte. Sklaven feſſelte die chriſtliche Freiheit und brüderliche Gleichheit; manchen Unwürdigen freilich auch die großartige Wohlthätigkeit und die Almoſen, wie ſie namentlich die römiſche Gemeinde in umfaſſender Weiſe zu ſpenden gewohnt war. Gaben die Erinnerungen an die heldenmüthigen Märtyrer und deren Pflege den nachlebenden Geſchlechtern eine gewaltige Spannkraft, ſo hatten die wiederholten Verfolgungen und die doch immer nur wenig geſicherte äußere Stellung der Gemeinde, die auch in ruhigen Zeiten immer genöthigt war, ihr Recht auf das Daſein ſittlich und litterariſch zu verfechten, dieſelbe zuſammengehalten. Es war bisher gelungen, alle tiefer gehenden Spaltungen zu überwinden und ſowohl asketiſche Schwärmerei, wie phantaſtiſche Spekulation auszuſcheiden. Noch war bisher der Rahmen weit, die Sinnesweiſe frei genug geweſen, um auf dogmatiſchem und disciplinariſchem Gebiet bereits ziemlich entwickelte Gegenſätze zu ertragen. Dagegen hatte die Verfaſſung der „Kirche“ ihre urſprünglich demokratiſche Phyſiognomie ſchon damals ſo gut wie ganz aufgegeben. Zwar blieb der Gemeinde noch lange die Wahl oder doch die Beſtätigung ihrer Geiſtlichen; aber ſchon war der Unterſchied zwiſchen Klerus und Laien ſehr beſtimmt ausgeprägt, und die Epiſkopalverfaſſung in voller Ausbildung begriffen. Die außerordentlich zahlreichen *Biſchöfe*, in früheren Verfolgungen die Hauptobjekte der gegneriſchen Wuth, die Führer der Gemeinden, — denen die Chriſten ſeit Alters ihre Streitigkeiten unter einander zur Ausgleichung und ſchiedsrichterlichen Entſcheidung vorzutragen gewohnt waren, anſtatt ſie vor die weltlichen Richter zu bringen: ſie waren jetzt in Wahrheit die geiſtlichen Beherrſcher ihrer Kirchen. „Wer in die chriſtliche Verbrüderung trat, der wurde ein religiöſer Unterthan des Biſchofs faſt ebenſo unbedingt, wie er ein politiſcher des Kaiſers war.“ Die zahlreichen provinziellen Synoden vereinigten die Biſchöfe noch insbeſondere als höheren Stand. Unter dieſen ſelbſt aber entwickelten ſich bereits erhebliche Rangunterſchiede. Unter den großen Biſchöfen endlich der provinziellen Metropolen hatten wieder jene das höchſte

Ansehen, deren Gemeinde sich direkt und indirekt auf apostolische Stiftung zurückführen ließ, wie also Jerusalem, Antiochia, Alexandria, Korinth, Thessalonike, und namentlich die alte Reichshauptstadt in Italien, an deren Bischöfe schon jetzt gallische und afrikanische, syrische und ägyptische Geistliche in schwierigen Fragen des Glaubens, des Kultus und der Disciplin mit Vorliebe appellirten. Damit war zugleich in einer Zeit, wo seit langen Jahren jedes politische Interesse vor der Kaiser- und Soldatenherrschaft erstorben oder verdorrt erschien, auch dem Ehrgeiz und der persönlichen Selbständigkeit eine neue Laufbahn geöffnet. Freilich wußten die tieferen Kenner der Kirche recht gut, daß auch sie nicht mehr die alte Reinheit behauptet hatte. Unter den Bischöfen war wiederholt Ausartung in weltliches Treiben beobachtet worden. Haß, Intriguen, Heuchelei und Herrschsucht der Bischöfe hatten wiederholt Aergernisse gegeben. Trägheit und Nachlässigkeit der Laien wie der Geistlichen in religiösen Dingen war vielfach eingerissen. Meinungs- und Sektenhader erbitterte Gemeinden und Priester gegenseitig. Die Brüderlichkeit, die Eintracht, die christliche Demuth waren stark im Schwinden begriffen. Noch immer aber ging ein starker Zug der Einheit, ein kräftiges Gefühl der Zusammengehörigkeit durch die ganze Kirche, und leicht vergaß man den einzelnen Hader, wenn es das gemeinsame Interesse gegen das Heidenthum galt.

Gerade das letztere Moment aber trat intelligenten heidnischen Beobachtern, wie Diokletian, besonders scharf entgegen. Er erkannte in der Kirche einen vollständig geschlossenen neuen Staat innerhalb des Reiches: einen Staat, auf dessen inneres Leben die souveräne Gewalt des Kaisers gar keinen Einfluß hatte, und dessen Angehörige, um von ganz schroffen Aeußerungen leidenschaftlicher Eiferer abzusehen, wenigstens principiell nur soweit zu unbedingtem Gehorsam sich verpflichtet fühlten, als es ihr, oft höchst empfindliches Gewissen zuließ. So war für Diokletian seine Stellung zu den Christen offenbar ein quälendes politisches Problem. Allein, er hat den größten Theil seiner Regierung hindurch sich ihnen eher wohlwollend als feindselig gezeigt. Während seiner ersten Jahre nahmen ihn die Bedrängnisse des Reiches, später die innere Reformarbeit so gut wie ganz in Anspruch. Weiter aber hatten die Christen durch eine dreihundertjährige Existenz thatsächlich, durch Gallienus' Edikt auch rechtlich, eine Berechtigung erworben, die man wohl (wie es 296 geschah) der neuen Sekte der Manichäer versagen, jenen gegenüber aber nicht ohne Weiteres in Frage stellen konnte. Dabei durften doch thatsächlich die Christen im Allgemeinen als die ruhigsten, fleißigsten und sittlich tüchtigsten Unterthanen gelten. Ruhig, beobachtend, überlegend und verschlossen, wie er war, hatte darum der Kaiser den Christen einstweilen volle Freiheit gelassen, ihnen sogar thatsächlich sehr schätzbare Concessionen gemacht. Ihre Zahl wuchs zusehends; selbst in Nikomedia durften sie eine stattliche Kathedrale erbauen. Christliche Beamte wurden von der Theilnahme an Opfern dispensirt, die ihr Amt unter

Umſtänden forderte. Im Haushalt und am Hofe des Kaiſers gab es nicht nur unter den Sklaven, ſondern auch unter den angeſehenſten Beamten mehrere Chriſten. Ja ſelbſt die Kaiſerin Priska und die Prinzeſſin Valeria waren entſchieden chriſtlich geſinnt, ohne förmlich der Gemeinde beizutreten.

Wenn aber die Chriſten mehrfach gehofft zu haben ſcheinen, den Kaiſer endlich gänzlich für ſich gewinnen zu können, ſo war dies ein ſchrecklicher Irrthum. Diokletian ſelbſt, ſo ſcheint es, war allerdings darüber wohl ſich klar geworden, daß im Sinne ſeiner Reichspolitik ihm nur übrig bleiben werde, entweder ſich ſelbſt dieſer gewaltigen Bewegung der Geiſter zu bemächtigen, indem er ſich an ihre Spitze ſtellte, — oder aber, als die Grundlage des alten römiſchen Weſens innerlich zerſtörend, ſie mit aller Macht zu bekämpfen. Aber bei ſeiner leidenſchaftlichen Anhänglichkeit an die alte Religion konnte für ihn der erſte Fall gar nicht in Frage kommen, der für ihn eine koloſſale Revolution bedeutet haben würde.

Die zweite Richtung einzuſchlagen, wurde er vielſeitig gedrängt. Namentlich der Cäſar Galerius, der Sohn einer fanatiſchen Mutter, dazu unter den Gebildeten der Zeit Leute wie der bithyniſche Statthalter Hierokles, — als chriſtenfeindlicher Polemiker freilich viel geringer wiegend, als der (S. 601) hochbegabte Neuplatoniker Porphyrios, — und nicht wenige Opferprieſter, Wahrſager, Zauberer, arbeiteten bei Diokletian gegen die längere Duldung der Chriſten. Der Kaiſer aber hat nur erſt 298 dem Galerius dahin nachgegeben, daß durch einen Armeebefehl die chriſtlichen Offiziere und Soldaten vor die Wahl geſtellt wurden, entweder an den Opfern ſich zu betheiligen, oder aber aus dem Dienſt zu ſcheiden. Es ſteht jedoch dahin, ob dieſes Syſtem mit Konſequenz und im ganzen Umfange der Armee wirklich durchgeführt worden iſt. Weiter aber ging Diokletian einſtweilen nicht; ihn hielt die Erinnerung an die Fruchtloſigkeit der früheren Verfolgungen, und noch mehr der Gedanke an die furchtbaren Folgen zurück, welche die Eröffnung des inneren Krieges gegen die Kirche nach ſich ziehen mußte.

Es iſt nun mit hiſtoriſcher Sicherheit nicht zu ermitteln, welche Motive ihn ſchließlich doch beſtimmt haben, die Sturmfahne gegen die Chriſten zu erheben. Genug, im Spätjahr 302 war er zur Aufnahme des Kampfes entſchloſſen; nur daß er ſich zum erſten Male in ſeinem Leben verrechnet hat, wenn er hoffte, dieſen Kampf ohne Blutvergießen durchführen zu können. Nachdem er zu Nikomedia den Rath des Conſiſtoriums, dann die Entſcheidung des mileſiſchen Apollo eingeholt, gab er am 23. Februar 303 das Signal zum Avanciren gegen die Chriſten: die große Kathedrale zu Nikomedia wurde durch die kaiſerliche Garde niedergeriſſen. Am folgenden Tage wurde öffentlich die Kriegserklärung gegen die Chriſten angeſchlagen. „Die chriſtlichen Kirchen ſollten niedergeriſſen, alle chriſtlichen Schriften ausgeliefert und vernichtet werden, alle gottesdienſtlichen Verſammlungen verboten ſein. Solche Chriſten, die Ehrenſtellen und Würden beſaßen, ſollten dieſelben verlieren, falls ſie nicht der chriſtlichen Religion entſagen würden.

Gegen Christen jedes Standes sollte die Folter zulässig sein. Christen geringeren Standes sollten ihre Rechte als Bürger, Freigelassene unter Umständen die Freiheit wieder verlieren, Sklaven aber, so lange sie Christen blieben, niemals die Freiheit erlangen dürfen!"

Die Hoffnung des Kaisers, dieses vernichtende Edikt ohne Blutthaten durchführen zu können, mußte schon in den nächsten Stunden aufgegeben werden. Auf der Stelle erwachte wieder der alte herausfordernde Trotz, die todesmuthige aggressive Haltung, der seit Alters den Heiden so imponirende Märtyrermuth der Christen. Und sobald erst die „kaiserliche Autorität" in Frage gestellt war, schritt Diokletian zu Maßregeln, die mit grauenhafter Schnelligkeit ihn in ein Meer von Blut trieben, und nur zu rasch durch ihre eigene Schwere ihm die Leitung des Krieges aus der Hand schlugen. Als ein hochgestellter Christ voll bitteren Hohnes das Edikt abgerissen hatte, wurde dieser sofort ergriffen und lebendig verbrannt. Und nun erwachte zunächst die Grausamkeit, die Mordlust und die haßerfüllte Dienstbeflissenheit vieler kaiserlicher Beamten. Der zweimalige Ausbruch einer Feuersbrunst im Schloß veranlaßte Diokletian und Galerius zu dem Glauben, daß ihnen ein christliches Komplott gegenüberstehe; sie antworteten mit einer furchtbaren Untersuchung, die in Schloß und Stadt über Viele die Greuel der Folter und den Henkertod brachte. Und als nun die Kriegserklärung gegen die Christen das gesammte Reich in Bewegung brachte; als in Melitene und Antiochia Unruhen ausbrachen, die auf die Christen zurückgeführt wurden, — da ging Diokletian mit furchtbarer Energie immer weiter. Es galt jetzt für ihn, wie er hoffte, die gefährlichen Gegner schnell zu zerschmettern. Kurz und bündig gebot ein zweites Edikt, alle Vorsteher der Gemeinden festzunehmen; ein drittes Edikt gebot, die Verhafteten loszulassen, wenn sie freiwillig opfern würden, — Widerstrebende aber auf jede Weise dazu zu zwingen. Ein viertes Edikt i. J. 304 dehnte dieses Gebot auch auf die Laien aus.

Damit hatte Diokletian darauf verzichtet, des Sturmes Herr zu bleiben, den er entfesselt hatte. Wie der Krieg der Justiz gegen die Christen sich in den verschiedenen Theilen des Reiches gestalten würde, hing jetzt ganz überwiegend theils von dem Charakter der Auguste und Cäsaren, theils von der Persönlichkeit der verschiedenen Statthalter und Richter, theils endlich von dem Volkscharakter der einzelnen Landschaften des großen Schlachtfeldes ab. Der lange unheilvolle Kampf, der wesentlich bis zum Frühling 311 getobt hat, trägt denn auch eine sehr wechselvolle Physiognomie. Für den ersten Anlauf allerdings schien wirklich Diokletians Plan gelingen zu sollen. Allerorts hörte man von Abfall zahlreicher Christen von ihren Gemeinden. Vielfach wurden die heiligen Schriften ausgeliefert; es fehlte nirgends an Priestern, die ihre Heerden schimpflich im Stiche ließen, oder sich durchaus ohne Haltung zeigten. Aber, die Angreifer machten bald dieselbe Erfahrung wie einst Decius und Valerian. Der Kern der Gemeinde leistete aller Orten den entschlossensten Widerstand und zeigte sich unüberwindlich. Die leidenschaftliche und wild

erregbare Art der Orientalen, der Semiten, der Aegypter, der Afrikaner, die ritterliche Art der Spanier gab den Martyrien in verschiedener Weise ihren Charakter. Im Ganzen aber bewegte sich die christliche Tapferkeit zwischen den Linien des passiven Heroismus, des duldenden Opfermuthes, und des ungestümen und herausfordernden sich Drängens zum Tode oft in grausamster Gestalt: so daß gar manche der Opfer ein schuldbeladenes Leben durch die Schreckniſſe des Martyriums gesühnt zu sehen hofften. Der Orient, Aegypten und Afrika, wo die Christen relativ bereits am zahlreichsten waren, sahen auch die zahlreichsten Opfer fallen. Diokletian und namentlich Galerius gaben natürlich dem ersten Angriff vollen Nachdruck. Im Abendlande folgte Maximian in Italien, in Afrika und in Spanien ihrem Beispiel mit vieler Energie. Der letztere hatte mehr Interesse an Bluturtheilen, als an Zerstörung der Kirchen und Schriften. Constantius Chlorus dagegen hielt eine andere Richtung ein. Der Cäsar des Westens huldigte, wie damals sehr viele gebildete Heiden, einem unklaren Monotheismus, der häufig in der speziellen Verehrung Einer Gottheit, namentlich des Jupiter oder des Sonnengottes, seinen Ausdruck fand und ihnen die Toleranz gegenüber den Christen leicht machte. Den Christen persönlich wohlgesinnt, und von Natur wohlwollend, in seinem Herrschaftsgebiete hoch populär, wußte Chlorus mit großer Gewandtheit eine Linie zu nehmen, welche die Christen nicht zu aggressivem Vordrängen und fanatischer Todessehnsucht veranlaßte, und beschränkte sich bei systematischer Schonung der Personen auf die Zerstörung einiger Kirchen.

Dagegen erhielt die Verfolgung in den Ländern des Ostens namentlich dann ihren höchst blutigen Charakter, als Diokletian, wie wir sehen werden, vom Schauplatze abgetreten und Galerius die bestimmende Persönlichkeit geworden war. Sie mußte aber für mehrere Jahre eine immer grausamere Gestalt annehmen, weil überall, wo nicht (wie in Griechenland und in den illyrischen Ländern) die Christen sich wesentlich passiv verhielten, der hartnäckige, oft bis zum Fanatismus erhöhte, Widerstand derselben die Erbitterung und die Wuth der römischen Beamten aufs Höchste reizte. Wo nicht etwa humane Naturen der Sache in irgend einer Weise ihre Schärfe zu benehmen verstanden, was besonders im Westen häufiger vorkam, galt es vielen der Beamten für Ehrensache, die ihnen unverständliche Zähigkeit und den „strafwürdigen Ungehorsam" der Christen zu brechen. Und so erfüllten denn wiederholt alle Greuel der Tortur und der Hinrichtungen, wie sie damals die völlig verwilderte römische Strafjustiz zu entfalten liebte; es erfüllten alle Schreckniſſe, wie sie die Rohheit, die erfinderische Grausamkeit, und die blinde Wuth erbitterter Beamten, brutaler Soldaten und unter Umständen die blutige Henkerphantasie eines fanatisirten Pöbels, — dieser namentlich in Aegypten, — über wehrlose Gegner jedes Geschlechts nur immer zu verbreiten vermochten, einen erheblichen Theil der römischen Provinzen. Die Zahl der Christen, die in dieser letzten großen Verfolgung ihren Untergang fanden, ist mit einiger Sicherheit nicht zu berechnen. Darüber freilich

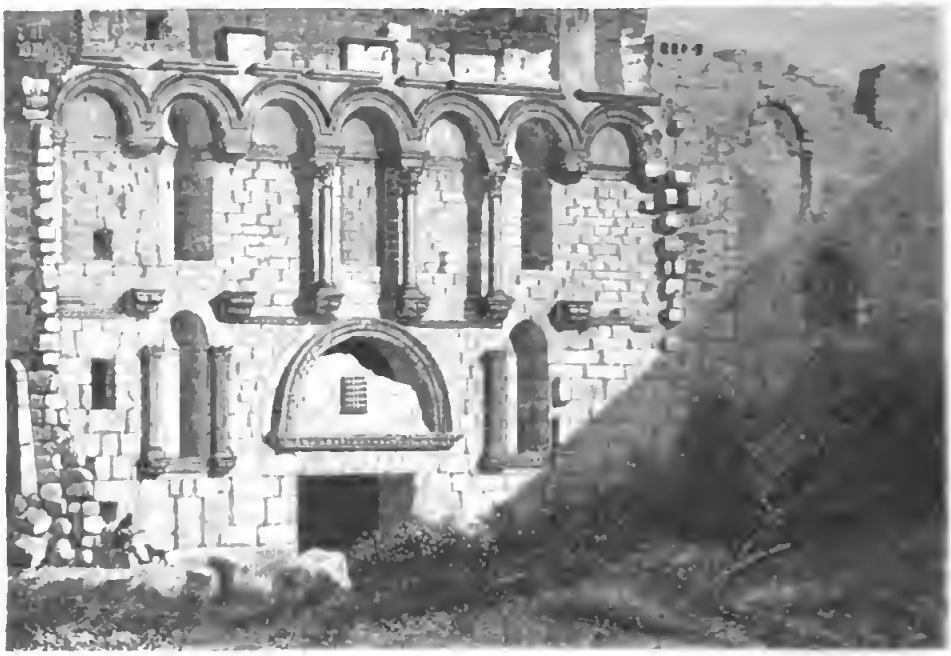
ist niemals ein Zweifel gewesen, daß sie verschwindet vor der Masse ungezählter Opfer, welche in späteren Jahrhunderten durch den gegenseitigen konfessionellen Bluthaß der Christen selbst den Tod gefunden haben. Die Leistungen der Henker des Galerius und seiner Zeitgenossen halten allerdings den Vergleich nicht aus mit denen solcher Prachtblüthen des menschlichen Satanismus, wie Simon von Montfort, Torquemada, Arbues, Alba, und anderer Würger der Folgezeit.

Der Kampf gegen die Christen mußte indessen allmählich, wie jeder Terrorismus, doch erlahmen, sobald entweder die größte Exaltation ausgetobt hatte, oder vielfach die Ueberzeugung durchdrang, daß es unmöglich sei, auf dem Wege der Gewalt mit den Christen zu Ende zu kommen. Es kam dazu, daß sehr bald in der politischen Lage des Reiches Veränderungen eintraten, die einerseits das Interesse der Regenten von dem inneren Kampfe ablenkten, andererseits mehreren derselben Anlaß boten, mit den Christen als einem wichtigen politischen Faktor zu rechnen; nur daß das letztere Moment zeitweise auch wieder den Anstoß zu deren erneuter Heimsuchung bot.

Den Anstoß aber zu diesen politischen Bewegungen gab der Rücktritt des alten Diokletian von der Regierung. Der Kaiser hatte im Jahre 303 zum ersten Male die alte Reichshauptstadt an der Tiber besucht, und hier mit Maximian (20. November) seine „Vicennalien" und den Triumph für alle während seiner Regierung erkämpften Siege gefeiert, bei welchem Anlaß auch eine ausgedehnte Amnestie verkündigt wurde, die damals noch bestimmt war, vielen verhafteten Christen zu Gute zu kommen, (S. 645) falls sie sich zum Opfer bequemen würden. Im August 304 wieder zu Nikomedia, traf ihn eine schwere Krankheit, die ihn in dem schon seit längerer Zeit genährten Plane nur bestärken konnte, nunmehr die Krone niederzulegen und in stiller Zurückgezogenheit das Fortarbeiten des durch ihn geschaffenen, jetzt jüngeren Händen anzuvertrauenden, Staatsorganismus zu beobachten. Am 1. Mai 305 verkündete Diokletian zu Nikomedia in feierlichster Gestalt den Truppen seinen Entschluß und proklamirte den nunmehrigen Augustus Galerius als seinen Nachfolger im Kaiserthum. Gleichzeitig wurde ein Verwandter des neuen Augustus, Daja Maximinus, zum Cäsar des Ostens erhoben. An demselben Tage legte auch, freilich nur sehr widerstrebend, der Kaiser Maximianus, (der vielleicht, S. 621, vor 20 Jahren an diesem Tage Cäsar geworden war), in Mailand das Diadem nieder. Nach Diokletians Plane ging jetzt das Oberkaiserthum auf das Abendland, also auf Constantius Chlorus über, und in Mailand trat als Cäsar des Westens der illyrische General Severus an.

Maximianus zog sich nach einer anmuthigen Villa zurück, die er in Lukanien besaß. Diokletian dagegen, der sich nun wieder „Diokles" nannte, suchte für sein höheres Alter die erhoffte Ruhe in seiner dalmatinischen Heimat. Hier wurde eine Villa bei der Stadt Salonä sein Sitz, und hier hatte er sich an dem kühlem Gestade der Adria einen berühmt gewordenen

Palaſt erbauen laſſen. „Der Grundriß, welcher die Geſtalt eines römiſchen Lagers nachahmte, ein Viereck von 700 Fuß Länge und 600 Fuß Breite, nahm eine Fläche von 16 Morgen ein. An der Stelle der Porta Prätoria führte das „Goldene Thor“ zu dem Haupteingang und ließ im Hintergrund ein Periſtyl von Granitſäulen erblicken, an welches ſich links ein viereckiger Tempel, rechts der achteckige Jupitertempel anſchloß.*) Die nach Süden gerichtete Fronte des Schloſſes war durch einen 500 Fuß langen



Vom Palaſt Diokletians zu Salonä.

Säulengang gedeckt.“ Der kleinere Tempel galt früher als ein Heiligthum des Aeskulap; neuerdings wird er für das bei Lebzeiten errichtete Mauſoleum des Kaiſers gehalten, der jetzt ſich gänzlich auf die friedliche Pflege ſeiner Gärten zurückziehen wollte.

Zunächſt ſchien Diokletians Syſtem bei der geiſtigen Ueberlegenheit des Conſtantius Chlorus über die andern Regenten ſich wirklich bewähren zu ſollen, dem, ſo ſcheint es, auch das momentan gelang, die blutgierigen Rei-

*) „Die Geſammtdispoſition des Schloſſes zu Salonä iſt ſehr eigenthümlich und verräth einen kräftigen Sinn. Das Material der überlieferten Formen iſt frei von den bisherigen konſtruktiven Geſetzen zum Theil völlig abſehend, für den Effekt verbraucht, (Wandbekrönung durch kleine Arkadengallerien auf Conſolen, Säulenſtellungen mit Bögen anſtatt des Gebälkes, oder Wechſel von Bögen und geradem Gebälke u. ſ. w. Die architektoniſche Abſicht iſt ausſchließlich dekorativ geworden; aber das künſtleriſche Vermögen erſcheint bereits greiſenhaft, unfähig, das Beabſichtigte irgendwie zur Anmuth zu entfalten. Alles Einzelne hat ein ſtarres, ſchweres, kümmerliches Gepräge.“

gungen des Galerius und des Maximinus gegenüber den Christen einigermaßen im Zaume zu halten. Aber der unerwartet frühe Tod des Chlorus stellte das System auf eine Probe, bei welcher dessen schwächster Punkt sofort in gefährlicher Weise sich geltend machte, — nämlich der Umstand, daß Diokletian für die Söhne der Kaiser keinen Platz gefunden hatte. Theils die fatalen Erinnerungen der Römer an solche Männer, die wie Domitian, Commodus, Caracalla, Gallienus, Carinus, als Kaisersöhne zur Herrschaft gelangt waren; theils die Absicht, der Gefahr auszuweichen, die unfähige oder unmündige Thronerben über das Reich bringen konnten, hatte Diokletian zu dem System geführt, von der Berücksichtigung der Prinzen als Cäsaren ganz abzusehen. Das sollte sich jetzt rächen, wo gerade einer der übergangenen Kaisersöhne eine ebenso geniale, wie herrschsüchtige Natur entfaltete, nämlich des alten Chlorus Sohn erster Ehe. Der Cäsar des Westens hatte in jüngeren Jahren eine Verbindung mit einem Mädchen niederen Standes geschlossen. Helena, die Tochter geringer Eltern, anscheinend aus Mesopotamien gebürtig, und zur Zeit, als Chlorus sie kennen lernte, Dienerin in einer Gastwirthschaft in der obermösischen Stadt Naissus, hatte hier am 28. Februar 274 dem jungen Offizier einen Sohn geboren, der nachmals als Flavius Valerius Constantinus weltgeschichtliche Bedeutung zu gewinnen bestimmt war. Als Chlorus im J. 293 zum Cäsar berufen wurde, kannte man seinen Sohn bereits als einen schönen, stattlichen Jüngling, der an des Vaters Seite im Waffendienst geschult, durch ungemeine persönliche Unerschrockenheit, gewaltige Stärke und ungewöhnliche Intelligenz auffiel. Die Erhebung seines Vaters war (S. 626) von der Verstoßung seiner Mutter begleitet. Constantin selbst blieb im Gefolge Diokletians, unter dessen Augen sich seine glänzende Begabung, damals zunächst nach der militärischen Seite, immer bedeutender entfaltete. Andrerseits scheint er die Eifersucht und das Mißtrauen des Galerius in merklichem Grade auf sich gezogen zu haben, ohne daß die theils sporadischen, theils parteiisch gefärbten Quellennachrichten uns hier ein recht bestimmtes Urtheil erlauben. Constantin war einer der angesehensten Obersten in Diokletians Umgebung, als im J. 305 der Thronwechsel eintrat. Nun forderte sein Vater seine Rückkehr nach Trier. Galerius willigte anscheinend nur ungern ein. Daher verließ Constantin noch vor der verabredeten Zeit Allen unerwartet Nikomedien, und ließ mit der schroffen Entschlossenheit, die ihn charakterisirt, auf der Reise durch die Donauhalbinsel auf einer Anzahl von Stationen der Reichspost überall die Postpferde durch Zerschneidung der Sehnen lähmen, um sich vor einer befürchteten Verfolgung zu sichern.

Helena.

Er erreichte seinen Vater in dem Augenblicke, als dieser zu Boulogne sich nach Britannien einschiffte, um dieses Land gegen die Angriffe der schottischen Hochländer zu schützen, unter denen jetzt die Pikten namentlich hervortreten. Der neue Feldzug des kaiserlichen, durch ein alamanni-

ſches Hilfskorps verſtärkten, Heeres an der brittiſchen Nordgrenze verlief durchaus glänzend. Aber damit war auch des Kaiſers Chlorus Kraft erſchöpft. Der alte Held ſtarb am 25. Juli 306 zu Eburacum.

Damit gerieth aber das Syſtem des Diokletian in ein höchſt bedenkliches Schwanken. Zunächſt fiel die Würde des Oberkaiſers nunmehr bleibend an Galerius, der einer ſolchen Stellung keineswegs gewachſen und ſchwerlich zu ſolcher Beſtimmung von ſeinem Schwiegervater jemals vorbehalten geweſen war. Dann aber, — während dieſer von ſich aus den in Mailand regierenden Cäſar als Flavius Valerius Severus zum Auguſtus des Weſtens erhob, — erwachte in Britannien die alte Neigung der Armee zur Ernennung von Fürſten ihrer Wahl jäh aufs Neue. Ob Conſtantius ſelbſt noch dazu mitgewirkt hat, ſteht wohl dahin; ſeinen Wünſchen entſprach die Nachfolge des hochbegabten Sohnes jedenfalls. Jedenfalls rief die Armee, deren Gunſt der tapfere, feurige, glühend nach der Herrſchaft ſich ſehnende Conſtantin auch hier ſchnell gewonnen hatte, den jungen Fürſtenſohn enthuſiaſtiſch zum Cäſar aus, und Kaiſer Galerius hielt es auch für angemeſſen, obwohl nicht gerade mit beſonderer Freude, ihm die Beſtätigung als „zweiter Cäſar" nicht zu verſagen.

Büſte des Conſtantius Chlorus. (Rom, Vatican.)

Während nun Conſtantin ſich ſeinen neuen Regentenpflichten mit großer Energie hingab, wirkte aber ſein Beiſpiel weiter und gab nach wenigen Monaten den Anſtoß zu einer höchſt gefährlichen Uſurpation in Italien. Ein zweiter Kaiſerſohn, nämlich des Galerius eigener Schwiegerſohn, Maxentius, des alten Maximian Sohn von der ſyriſchen Eutropia, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, der nach ſeines Vaters Rücktritt auf einer Villa bei Rom an der Labicaniſchen Straße gelebt hatte, benutzte die tiefe Unzufriedenheit der alten Kaiſergarde wegen ihrer Zurückſetzung und die Erbitterung der Römer theils wegen der Degradirung der alten Welthauptſtadt überhaupt, theils wegen des harten Steuerdrucks, den Galerius jetzt auch auf ſie ausdehnte, um mit Hilfe der Garde den Purpur an ſich zu reißen. Am 27. Oktober 306 riefen ihn die Truppen und das Volk an der Tiber zum Kaiſer aus, und die Diokletianiſche Reichsordnung war in höchſt bedenklicher Weiſe geſtört. Maxentius ſelbſt, ſo ſcheint es, gab ſich anfangs nur als „Cäſar", und hoffte wohl, auf ſeines Vaters Anſehen ge-

stützt, von den übrigen Regenten anerkannt zu werden. Das war aber durchaus nicht die Absicht seines Schwiegervaters. Vielmehr veranlaßte dieser den Kaiser Severus, mit aller Energie gegen den jungen Usurpator vorzugehen. Als aber der Augustus des Abendlandes von Mailand her die Nähe der alten Reichshauptstadt erreicht hatte, da versagten seine Soldaten. Die alten Legionen des Maximianus, die sein Heer bildeten, mochten nicht gegen den Sohn ihres alten Feldherrn streiten; dazu arbeitete das Gold des Maxentius, der den Chef der feindlichen Gardetruppen, den Anulinus, zum offenen Abfall von Severus bestimmte. Nur mit schwacher Macht vermochte sich der letztere nach der Festung Ravenna zu retten, wo ihn nun Maxentius, — jetzt durch seinen Vater unterstützt, der nach anfänglichem Widerstreben auch wieder als Augustus aufgetreten war, — mit seiner Armee blokirte. Als Severus erkannte, daß seine Lage hoffnungslos war, ergab er sich zu Anfang des Jahres 307 an denselben alten Maximian, der ihn vor noch nicht zwei Jahren zum Cäsar erhoben hatte, und wurde als Gefangener nach dem latinischen Flecken Trestabernä an der Via Appia abgeführt, wo ihn, so scheint es, Maxentius als Geisel während eventueller Unterhandlungen mit Galerius zu verwahren gedachte.

Die Sache erhielt aber bald einen noch viel wilderen Charakter. Zunächst entwickelten sich zwischen dem alten, derben und herrschsüchtigen Maximianus und seinem Sohne, dem bösartigen Wüstling Maxentius, der allerdings nach dem Urtheil der Zeitgenossen der Herrschaft möglichst wenig würdig war, überaus gehässige Konflikte. Da auch die Soldaten, die das bequemere Leben unter Maxentius der alten strengen Disciplin des Vaters vorzogen, sehr entschieden die Partei des jungen Herrschers ergriffen, so verließ Maximian endlich tief erbittert das Kaiserschloß an der Tiber und eilte nach Gallien zu Constantin, den er damals (etwa im April 307) am Rhein in Kämpfen mit Franken und Alamannen beschäftigt fand. Diesen jungen Helden suchte er jetzt für sich zu gewinnen, um mit seiner Hilfe sowohl dem Galerius wie dem Maxentius die Spitze zu bieten. Der schlaue Sohn des alten Chlorus ließ sich nun zwar bereitwillig die Ehren des Consulats und den Rang des Augustus übertragen; er hat damals auch seine Verbindung mit seines Sohnes Crispus Mutter Minervina aufgelöst und des Maximianus Tochter von Eutropia, die Prinzessin Fausta, zur Gattin genommen. Weiter aber ging er damals nicht. Noch fühlte er sich nicht stark genug, noch hielt er es für gerathen, sich nicht in die politischen Konflikte östlich von den Alpen einzumischen. Man darf diesem gewaltigen Menschen wohl zutrauen, daß er bei seiner Kenntniß der Personen und Zustände die Zeit abzuwarten gedacht hat, wo die übrigen Machthaber im Reiche ihre Kräfte erst hinreichend wider einander verbraucht hätten.

Darüber entbrannte in Italien ein neuer Kampf. Kaiser Galerius wollte mit seinem treulosen Schwiegersohne keinen Frieden auf Kosten seines Freundes Severus schließen, sondern drang im Sommer 307 mit starker Macht aus Illyrien gegen Rom vor. Und nun bedachte der wüste Maxen-

tius sich nicht länger mehr, den Gefangenen zu Trestabernä kurz und bündig erdrosseln und dann in der Gruft des Gallienus (neun Miglien von Rom) beisetzen zu lassen. Galerius war nicht in der Lage, diesen Frevel zu strafen. Denn als er Interamna erreicht hatte, zeigte sich ein Theil seiner Armee ebenso unzuverlässig, wie früher die Soldaten des Severus. So mußte Galerius in aller Eile die Halbinsel der Apenninen wieder räumen, und dachte nun nur daran, das erprobte Ansehen des alten Diokletian anzurufen, um mit dessen Hülfe die Ordnung im Reiche möglichst wieder herzustellen. Auch Maximian war mit diesem Plane einverstanden, und so trafen denn die drei alten Regenten im November 307 zu entscheidenden Beschlüssen in Carnuntum zusammen.

Den Gedanken, selbst wieder die Zügel der Regierung zu ergreifen, lehnte der Alte von Salonä ruhig ab. Dagegen wurde am 11. November ein alter Waffenbruder des Galerius, einer der besten Generale dieser Zeit, der noch im Stabe des Probus geschulte Gajus Flavius Valerius Licinianus Licinius, der in Dakien geboren und durch soldatische Tüchtigkeit aus niedrigem Stande emporgekommen war, an des todten Severus Stelle zum Augustus erhoben, und mit der Herrschaft in Pannonien und den Alpenländern betraut. Maximin und Constantin sollten sich zunächst mit dem neuen Titel „Söhne der Auguste" begnügen. Maxentius wurde einstweilen staatsrechtlich ignorirt, der Kampf gegen diesen Gewalthaber der Zukunft vorbehalten, während der alte Maximian den Purpur wieder ablegte und mit dem Consulat des J. 308 dekorirt wurde.

Damit war nun freilich die Ordnung der Hauptsache nach wiederhergestellt; aber mit Ausnahme der Länder zwischen den Alpen und der brittischen Hadriansmauer, wo Constantin in der vollen Kraft seiner Jugend sich als tüchtiger Regent bewährte, gestaltete sich die materielle Lage eines großen Theiles der Provinzen des Reiches nichts weniger als glücklich. Von Außen her hatte man jetzt allerdings Ruhe und Sicherheit. Aber Italien hatte bereits wieder unter dem Kriege seit der Erhebung des Maxentius fühlbar gelitten. Und nun fingen die Kosten der vielfachen Hofhaltungen und die der theuren neuen Bureaukratie doch an, recht drückend sich fühlbar zu machen. Galerius seinerseits zeigte trotz guten Willens als Oberkaiser weder die Kraft noch die Einsicht des Diokletian, und verstand es nicht, die Willkür der Provinzialbeamten zu beherrschen. Mehr aber, gerade in seinen und des Maximinus Provinzen nahm die Christenverfolgung immer mehr einen blutigen und greuelvollen Charakter an, je mehr die Hoffnung schwand, auf dem Wege der Gewalt mit den tapfern und standhaften Gegnern rasch zu Ende zu kommen, ja überhaupt zum Ziele zu gelangen. Die Willkür der Justiz, die Hinrichtungen, wüste Henkerscenen mit vielseitiger Anwendung des möglichst qualvoll gestalteten Feuertodes, seit 308/9 die nicht minder greuliche Praxis, an die Stelle der Todesstrafe wenigstens Verstümmelungen treten zu lassen, häuften sich in der Art, daß bei denkenden und wohlmeinen-

den Heiden der Ekel an dieser Verfolgung immer stärker wurde, während auf christlicher Seite — neben dem fortlaufenden Abfall nicht Weniger — der bis zum Fanatismus und zu wilder Herausforderung des Martyriums, etwa durch Anzündung eines heidnischen Tempels, gesteigerte, bald düstere bald freudige Todesmuth immer energischer zur Erscheinung kam. Dagegen hatten im Westen des Reiches die Verfolgungen gänzlich aufgehört; auch der rohe und wilder Grausamkeit sonst keineswegs fremde Maxentius war als Gegner des Galerius kein Verfolger der Christen.

Dagegen reisten allmählich neue politische Veränderungen. Der ehrgeizige Maximinus Daja, obwohl in der Gegnerschaft gegen die Christen mit Galerius vollkommen einig, übrigens trotz seiner Leidenschaftlichkeit und Genußsucht ein gewandter und talentvoller Mensch, hatte schon im J. 308 den Oberkaiser dadurch schwer verletzt, daß er auf sein Heer gestützt den Augustustitel für sich in Anspruch nahm. Galerius konnte ihm das nicht verweigern, und versagte diesen Titel nun auch dem Constantin nicht länger. Der letztere war inzwischen in die Lage gebracht worden, mit seinem Schwiegervater Maximian aufzuräumen. Der alte unruhige Herr hatte sich von Carnuntum aus über Ravenna nach Gallien begeben, hier aber sehr bald angefangen, im J. 309 gegen seinen Schwiegersohn gefährliche Intriguen anzuzetteln. Wie es heißt, so benutzte er die Zeit, wo Constantin am Rhein gegen die Franken kämpfte, um wieder als Kaiser aufzutreten. Er bemächtigte sich der ihm zugänglichen öffentlichen Mittel, zog durch Geschenke und Versprechungen einen Theil der Armee an sich, und setzte sich zu Arelate fest. Als nun aber Constantin mit höchster Eile vom Rheine her südwärts zog, mit seinen Truppen zu Schiffe auf Saone und Rhone sich näherte, da wich Maximian nach dem festen Massilia zurück. Hier aber fand er keine Sicherheit, denn sehr bald streckten die zu ihm abgefallenen Soldaten die Waffen, um dadurch Constantins Gnade zu erkaufen. Auch Maximian erhielt noch einmal Verzeihung. Als er aber nicht lange nachher (310) mit neuen gefährlichen Ränken gegen Constantin sich trug, setzte die eigene Tochter, die Kaiserin Fausta, ihren Gatten davon warnend in Kenntniß. Nun griff der junge Herrscher rücksichtslos zu, und Maximian mußte sich entschließen, sich seine Todesart zu wählen; er ließ sich erwürgen. Sein Grab mit seiner noch wohlerhaltenen, einbalsamirten Leiche in einem Bleisarge wurde zu Anfang des 11. Jahrhunderts in Marseille gefunden; damals ließ der Erzbischof Reimbald von Arles die Reste des alten Christenfeindes ins Meer werfen. Parallel mit diesen in düsteres Halbdunkel gehüllten Scenen auf gallischem Boden hatte Maxentius einen Kampf um den Besitz von Afrika zu bestehen gehabt. Alexander nämlich, ein Phryger von Geburt, damals Statthalter dieser Provinz, wurde durch die galerianisch gesinnten Truppen dieser Gegenden aus Abneigung gegen Maxentius i. J. 308 mit dem Purpur bekleidet, obwohl er persönlich ein alter Herr und zu gewagten Unternehmungen keineswegs aufgelegt war. Erst im J. 311 sah sich Maxentius

in der Lage, hier durchzugreifen. Sein General Rufus Voluſianus überwand den Alexander mit leichter Mühe. Der letztere wurde dann erdroſſelt, und der grauſame Uſurpator in Rom rächte den Abfall der Afrikaner durch ſchreckliche Mißhandlung mehrerer Städte, wie namentlich Karthago und Cirta.

Als die Kataſtrophe Alexanders ſich vollzog, hatte inzwiſchen die große Politik des Reiches ſchon wieder eine ganz neue und unerwartete Wendung genommen. Der Oberkaiſer Galerius war endlich doch zu der für ihn höchſt unerfreulichen Ueberzeugung gekommen, daß es ihm unmöglich ſei, die Chriſten zu vernichten. Vielleicht daß noch andere politiſche Motive es ihm räthlich erſcheinen ließen, den Krieg gegen die Kirche zur Zeit einzuſtellen: genug, er entſchloß ſich, die Verfolgung einzuſtellen und vereinigte ſich endlich mit den Kaiſern Licinius und Conſtantin dahin, ein Toleranzedikt zu erlaſſen, welches am 30. April 311 in Nikomedia veröffentlicht wurde. Die beliebte Annahme, daß der verzweifelnde Galerius unter den Schreckniſſen einer langwierigen, entſetzlichen Krankheit ſich zu dieſer Conceſſion verſtanden, iſt nach der neueren Kritik, die jedoch die Krankheit ſelbſt nicht in Zweifel zieht, hinfällig. Das Edikt ſelbſt, reich an inneren Widerſprüchen, ſuchte in ſehr gewundener Weiſe den alten Standpunkt des römiſchen Staates feſtzuhalten, vermied jede Andeutung einer Nachgiebigkeit, und endigte damit, daß nunmehr die chriſtliche Religion als eine erlaubte eine geſetzliche Stellung im Staate erhielt. Die Chriſten ſollten ihren Kultus ausüben, ihre Kirchen wiederherſtellen dürfen, unter der Bedingung, daß ſie ſich der Staatsordnung fügten; ſie ſollten fortan „zu ihrem Gott beten für das Wohl der Kaiſer und des Reiches und ihr eigenes, damit der Staat in jeder Hinſicht wohl erhalten bleibe, und ſie ruhig in ihren Wohnſitzen leben könnten.“ Auch Maximinus publicirte hierauf von ſich aus ein analoges Toleranzedikt.

Galerius überlebte dieſen Schritt nicht lange. In Pannonien war er mit Lichtung gewaltiger Wälder und Ableitung des Plattenſees nach der Donau beſchäftigt geweſen; nun ſtarb er ſchon im Mai 311 zu Sardika an ſeiner furchtbaren Krankheit. Und nun gerieth der alte Bau des Diokletian in neues, diesmal nicht mehr aufzuhaltendes Schwanken. Maximinus, der ſich für den berufenen Nachfolger des Galerius anſah und den Licinius mit dem höchſten Mißtrauen betrachtete, griff ſofort zu den Waffen und brach in Eilmärſchen nach dem Helleſpont auf, ſuchte auch die Provinzen Vorderaſiens durch Steuererlaſſe ſich günſtig zu ſtimmen. In Nikomedia, ſo ſcheint es, fielen auch die Wittwe des Galerius und ein Sohn desſelben aus einer andern Verbindung in ſeine Hände. Da nun auch Licinius mit ſeiner Armee die thrakiſche Küſte beſetzt hatte, ſo ſchien ein Krieg unausbleiblich. Diesmal jedoch kam es am Helleſpont zu einem Vergleiche, in welchem Maximinus die Oberhoheit des Licinius bis zu einem gewiſſen Grade anerkannte, dafür aber ganz Aſien bis zu den griechiſchen und thrakiſchen Gewäſſern behauptete.

Maximinus, der ſeit dieſer Zeit ſeine Reſidenz in Nikomedia aufſchlug,

mußte indessen bald erkennen, daß die Zeit nicht fern war, wo er doch in allem Ernst mit Licinius zu kämpfen haben würde. Für ihn diente bald genug das Schicksal des Maxentius zum bösen Vorzeichen. Der junge gallische Kaiser Constantin nemlich war nun endlich seit der Vereinigung mit Licinius und Galerius zu jenem Toleranzedikt den allgemeinen Reichsfragen näher getreten. Constantin hatte nach seiner Erhebung zum Cäsar bereits viel von sich reden gemacht, nicht bloß wegen seiner Beziehungen zu Maximian. Als er im Sommer 306 der Nachfolger seines Vaters geworden war, fand er sofort Gelegenheit, durch seine Kraft als siegreicher Heerführer die Sympathien seiner Völker zu gewinnen. Auf die Kunde von des alten Chlorus Tode waren fränkische Schaaren in das Reich eingefallen. Auf diese warf sich jetzt Constantin mit zerschmetternder Wucht, schlug sie aus dem Felde, nahm selbst ihre Häuptlinge Askarich und Gaiso gefangen; auch alamannische Angriffe wurden (gegen Ende 306 oder zu Anfang d. J. 307) siegreich abgeschlagen. Aber der tapfere Feldherr befleckte seinen Sieg in wahrhaft schauerlicher Weise, indem er die Barbarei der alten Republik gegenüber besiegten feindlichen Fürsten weit überbot. In dem großen Amphitheater nemlich zu Trier, dessen mächtige Reste noch heute an diese Schrecknisse erinnern, wurden die gefangenen fränkischen Fürsten bei einem „Festspiele" zur rohen Freude der Römer den wilden Thieren vorgeworfen! Natürlich erregten solche Greuel die furchtbarste Erbitterung unter den deutschen Völkern auf dem rechten Rheinufer, und so hatte Constantin während der Jahre 307 bis 310 alle Kraft aufzubieten, um ihres Andrangs Meister zu werden. Indessen diesmal stand das Glück den Römern zur Seite. Der junge Kaiser überschritt bei Köln den Rhein und drang, anscheinend i. J. 307, tief in das Gebiet der Brukterer ein, die dann aufs Haupt geschlagen wurden. Auch diesmal ließ Constantin nach furchtbarer Verheerung des feindlichen Landes eine Masse gefangener Brukterer in Trier durch wilde Thiere zerreißen. Etwa mit 308 begann er auch zu dauernder Einschüchterung der Franken bei Köln den Bau einer stehenden Brücke von Stein über den Rhein; es war die erste, welche der prächtige Strom jemals getragen hat. Ihre baufälligen Trümmer sind erst im 10. Jahrhundert durch Erzbischof Brun, des Kaisers Otto I., des großen Liudolfingers Bruder, abgetragen worden; einige Reste sah man noch im Jahre 1766. Den Brückenkopf bildete „Castra Divitensia", das heutige Deutz. Der Schutz der Rheingrenze, unter Mitwirkung der Stromflotte, wurde auch sonst kräftig gehandhabt, die Siege über die Germanen durch ein periodisches Fest, die „fränkischen Spiele", verherrlicht. Auch die Verwaltung wurde sorgsam und verständig geleitet, Trier durch neue Bauten ausgestattet, und — wie es später von dem Bezirke von Autun bezeugt wird, — die Grundsteuer um ein Viertel herabgesetzt und fünfjährige Steuerrückstände erlassen.

Als nun aber Galerius im Mai 311 gestorben war, wandte sich Constantins hochstrebender Ehrgeiz anderen Aufgaben zu. Dem Tode des Ober-

kaiſers, ſo ſcheint es, folgte eine Zeit diplomatiſcher Sondirungen zwiſchen den vier Machthabern im Reiche, unter denen der wilde Maxentius Ehrgeiz genug beſaß, auf Abreißung eines Theiles der illyriſchen Länder von dem Reiche des Licinius zu ſinnen, der jetzt über die geſammte Balkanhalbinſel gebot. In irgend nähere Beziehungen zu Conſtantin zu treten, lehnte der italiſche Machthaber ab, um bald zu erkennen, daß der kluge Auguſtus von Trier den Licinius ſehr bereit fand, ſich mit ihm enger zu verbinden und ſich mit ſeiner Schweſter Conſtantia zu verloben. Nun nahm allerdings Maxentius den Antrag des Maximinus, mit ihm ein geheimes Bündniß zu ſchließen, gern an, und war kühn genug, — ſo ſcheint es, — „als Rächer ſeines Vaters" dem verhaßten und gefürchteten Conſtantin die offene Fehde anzuſagen.

Maxentius galt damals bei Chriſten und Heiden in gleicher Weiſe als ein ſchlechter, wollüſtiger, raubgieriger, grauſamer Mann, der noch dazu ſich düſterer Magie mit ihren blutigen Greueln ergeben hatte. Aber es fehlte ihm weder an politiſchem Geſchick, noch an der Fähigkeit, die Truppen, denen er allerdings Alles nachſah und große Freigebigkeit zeigte, feſt an ſeine Perſon zu feſſeln. Mehr noch, als endlich zu Anfang des Jahres 312 der Bruch mit Conſtantin vollendet war, verfügte Maxentius über ein weit größeres Heer, als ſein Gegner. Nun aber war Conſtantin ſeinem Schwager und deſſen Generalen an Feldherrngenie und an energiſcher Thätigkeit ganz unvergleichlich überlegen. Obwohl (nach einer allerdings ſehr hohen Angabe) der italiſche Imperator über 170,000 Mann und 18,000 Reiter verfügte, ließ er es doch geſchehen, daß Conſtantin mit einer wahrhaft an Julius Cäſar erinnernden, ſtürmiſchen Eile den Mont-Cénis mit etwa 90,000 Mann und 9000 Reitern, — brittiſchen, galliſchen und deutſchen Kerntruppen, — überſchreiten konnte, um ſich nun auf die in Oberitalien vertheilten Corps des Maxentius zu ſtürzen, welche mit einer Treue und Hingebung für Maximians Sohn ſich ſchlugen, wie ſie der wüſte Menſch kaum verdient hatte.

Es war ein Feldzug, der an die glänzendſten Thaten der alten Römerfeldherren erinnerte. Nach raſcher Erſtürmung der Feſtung Seguſio (Suſa) warf ſich Conſtantin auf die feindlichen Abtheilungen bei Turin, wo die ſchweren Eiſenreiter des Maxentius durch die feine Taktik Conſtantins und durch die eiſenbeſchlagenen Keulen niedergeworfen wurden, mit denen dieſer ſeine Krieger bewehrt hatte. Turin und Mailand öffneten ſofort ihre Thore. Aber nach einem glücklichen Reitergefecht bei Brescia kam der Kampf unter den Mauern von Verona wieder zum Stehen. Hier kommandirte des Maxentius beſter General Ruricius Pompejanus; hier waren auch neue, bedeutende Heeresmaſſen aus Mittelitalien angelangt. Erſt als in langer, mörderiſcher, nächtlicher Schlacht der tapfere Ruricius gefallen war, konnten die Maxentianer in die Stadt zurückgedrängt werden. Als dann nach einiger Zeit Aquileja ſich ergeben hatte, ſtreckte auch die Beſatzung von Verona die Waffen. Um die Kriegsgefangenen hier an Deſertion zu hindern, mußten erſt aus ihren Schwertern Feſſeln geſchmiedet werden.

Digitized by Google

Nun huldigte auch die Festung Mutina, und Constantin, der die Pässe der Apenninen ohne Vertheidiger fand, konnte sein Heer zur letzten Hauptschlacht nach der Campagna von Rom führen. Es schien anfangs, als wollte Maxentius, der über große, aus allen Theilen seiner Herrschaft herbeigeführte, Proviantmassen verfügte, sich hinter der noch durch neue Werke verstärkten Aurelianusmauer vertheidigen. Aber wider Erwarten führte er nun doch in den letzten Tagen des Oktobers 312 sein noch immer sehr zahlreiches Heer ins offene Feld; jetzt, wie es heißt, durch zu seinen Gunsten gedeutete sibyllinische Orakel ermuntert. Er nahm mit seiner, den Truppen Constantins an Zahl noch immer bedeutend überlegenen Armee seine Aufstellung neun Miglien nordwärts von Rom, bei Saxa Rubra, der zweiten Poststation auf der Via Flaminia (anscheinend an der Stelle, wo jetzt die Häuser von Prima Porta stehen). Nach der Darstellung des großen deutschen Strategen der Gegenwart[1]), der wir hier folgen, war nun des Maxentius Aufstellung zur Schlacht durchaus nicht so thöricht oder verzweifelt, wie es gewöhnlich geschildert wird. Wahrscheinlich „machte der Kaiser diesseits Saxa Rubra Halt und ordnete seine Massen auf dem freien und ebenen Hügelrücken zwischen Celsa und Valca zur Schlacht. In dieser Stellung hatte er den erstgenannten Bach vor der Fronte. Sein rechter Flügel lehnte an dem hohen, felsigen Abhang zur Tiber; die linke Flanke wurde durch das tief eingeschnittene Thal der oberen Valca gedeckt. Das Angriffsterrain seines Gegners war ein durchschnittenes und wenigstens für Reiterei schwieriges." Für den Rückzug blieb dem Kaiser nicht nur die alte bekannte Milvische Brücke offen, die fast eine deutsche Meile hinter dem Rücken seines Heeres lag. Er hatte einerseits noch weiter stromaufwärts eine Schiffbrücke schlagen lassen. Andererseits hinderte im Nothfalle Nichts, auf dem rechten Ufer der Tiber die vier Wegstunden bis nach den Brücken der Hauptstadt zurückzulegen.

Am 27. Oktober 312 führte nun Constantin sein Heer gegen die Maxentianer, deren dichte Massen in gewaltiger Ausdehnung ihm gegenüberstanden. Die Schlacht, von deren Details uns wenig bekannt ist, begann mit einem für Constantin glücklichen Reitergefecht. Dagegen gab es mit der Masse des maxentianischen Heeres einen langen und theilweise sehr heißen Kampf. Die italischen Aufgebote freilich schlugen sich nur lau. Tapferer widerstanden die Truppen aus Afrika und den Inseln; die alten Prätorianer endlich ließen sich fast sämmtlich auf ihrem Posten niederhauen. Maxentius erlitt eine vollständige Niederlage, und der Rückzug wurde zu einer regellosen Flucht, bei welcher sehr Viele in der Tiber ertranken. Der Kaiser selbst, der möglichst schnell den Strom zwischen sich und die Feinde bringen wollte, fand in den Wellen der Tiber seinen Tod; sei es, daß sein Pferd sich mit ihm überschlug und ihn in dem Flusse begrub, als er denselben durch-

1) Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke, Generalfeldmarschall. Dritte Auflage. Berlin 1879. S. 117 ff.

ſchwommen hatte und nun auf dem ſteilen Lehmufer ſich emporarbeiten wollte, ſei es, daß die wirre Maſſe der Fliehenden ihn von der zuſammenbrechenden Schiffbrücke in das Waſſer drängte. So der Ausgang dieſer berühmten Schlacht, die auch in der chriſtlichen Legende, wie in der Kunſt eine ſo bedeutende Rolle ſpielt.

Maxentius.

Am folgenden Tage wurde die Leiche des Maxentius gefunden, und ſein Haupt auf einer Stange nach Rom getragen, wo das Volk und der Senat jauchzend Conſtantin als Befreier begrüßten. Grund genug dazu hatten ſie. Denn der todte Uſurpator hatte ſich bei ihnen auf das äußerſte verhaßt gemacht; waren doch in der blutdampfenden alten Reichshauptſtadt einmal bei einem Streite mit ſeinen Soldaten 6000 Menſchen umgekommen; hatten doch die Erpreſſungen noch für den gegenwärtigen Krieg wie Afrika und Italien, ſo auch Rom überaus ſchwer heimgeſucht.

Conſtantin, nunmehr der Herr der geſammten Weſthälfte des Reiches und ein mit Recht bewunderter Schlachtenmeiſter, zeigte ſich mit großer Klugheit, wie überhaupt ſeinen neuen Unterthanen, ſo namentlich den Römern überaus milde und gnädig. Es gab nur wenige Gewaltthaten. Das alte Gardekorps wurde jetzt für immer aufgehoben, deſſen alte Citadelle niedergeriſſen, der Stamm des Maxentius ausgerottet und deſſen nächſte Freunde getödtet. Während die Rachgier der Römer im Zaume gehalten wurde, eilte Conſtantin, die Opfer der harten Regierung ſeines Vorgängers perſönlich zu rehabilitiren, und konfiscirte Güter ihren Eigenthümern zurückzugeben. Dabei war er feiner Politiker genug, um durch äußere Ehren, die ihn zu nichts verpflichteten, die Gunſt des Senats zu gewinnen, der wenigſtens noch für Rom und Italien einen Reſt ſeiner alten Bedeutung behauptete, und den neuen Herrn, der an ſolchen Dingen ſtets ſeine Freude hatte, nun mit Dankes- und Ehrenbezeugungen aller Art überſchüttete.

Es iſt der Sieg des Conſtantin über Maxentius und die Eroberung der weſtlichen Reichshälfte nunmehr weltgeſchichtlich bedeutungsvoll geworden, weil Conſtantin jetzt die erſten entſcheidenden Schritte that, durch welche der ſpätere vollſtändige Sieg des Chriſtenthums vorbereitet wurde. Das pſychologiſche Problem, die in unſeren Tagen ſo oft erörterte Frage wegen Conſtantins innerer Stellung zu der chriſtlichen Religion, berühren wir erſt ſpäter. Hier handelt es ſich vielmehr um ſeine politiſche Stellung zu der „Kirche“. Der junge Kaiſer hatte bereits auf dem Feldzuge gegen Maxentius ein chriſtliches Abzeichen den altheidniſchen Symbolen ſeines Heeres eingereiht. Er hatte nämlich, offenbar in Anwendung eines bei den Chriſten wohl ſchon vorkommenden Gebrauches, die Schilde ſeiner Krieger mit dem Monogramme des Namens Chriſti, den verſchlungenen Buchſtaben XP, zeichnen laſſen. Die Chriſten wußten ſpäter zu erzählen, es ſei in Folge eines Traumgeſichtes geſchehen. „Das Heerzeichen der Flavier“ iſt ſeit dieſer Zeit binnen weniger Jahrzehnte das gebräuchlichſte und be-

Digitized by Google

deutendste Zeichen der siegenden Kirche geworden. Im J. 312 dagegen war es für Constantin nur erst „ein symbolisches und doch nicht mißverständliches Bekenntniß politischer, vielleicht zugleich superstitiöser, Art zum Christengott, der hier zum ersten Mal als Lenker der Schlachten aufgeboten wurde im Kampfe gegen einen in den Künsten der heidnischen Mantik und Magie sich erschöpfenden Feind." Trotz des Toleranzediktes v. J. 311 war dieser Schritt noch immer ein Akt kühnsten Entschlusses, mochte auch Constantin seiner Armee völlig gewiß sein. Wie weit jedoch diese Neuerung über die Reihen des Heeres hinaus größere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, steht dahin. Wirklich imposant aber war die Bedeutung des großen Schrittes, zu dem Constantin, nachdem er als Sieger bereits ein neues Toleranzedikt erlassen, zu Anfang d. J. 313 in Mailand mit Licinius sich verband.

Das nunmehr publicirte Religionsedikt, der Ausgangspunkt einer ganz neuen inneren Entwickelung im römischen Reiche, verkündigte zunächst uneingeschränkte Religionsfreiheit für Alle, namentlich aber für die Christen. Alle Schranken, die bisher noch die Ausübung des christlichen Kultus eingeengt hatten, alle Hindernisse, die noch dem freien Uebertritt zum Christenthum entgegenstanden, wurden einfach aufgehoben. Das Christenthum war fortan nicht mehr eine zugelassene Religion im Reiche, sondern eine vollkommen gleichberechtigte geworden. Die Kirche wurde jetzt als Korporation gesetzlich anerkannt. Alle ihre während der Verfolgung konfiscirten Versammlungsorte, Kirchengüter und Privatbesitzungen, sollten vom Fiskus wie von Privatpersonen unentgeltlich sofort zurückgegeben werden; heidnische Privatpersonen, die solche durch Schenkung oder Kauf erhalten hatten, wurden an die Vergütung durch kaiserliche Gnade gewiesen.

Dieses Edikt, an welches sich später immer neue Gunstbezeugungen Constantins gegenüber der Kirche gereiht haben, hat nun keineswegs, wie früher oft geschrieben wurde, das Christenthum zur Staatsreligion erheben sollen. Vielmehr hob es, namentlich durch seine Motivirung, principiell die Idee einer Staatsreligion auf. Praktisch aber hat es in der That durch die vollständige Freistellung des Christenthums dessen Obsiegen im Reiche möglich gemacht. Unter allen Umständen war es von Seiten des Kaisers Constantin eine überaus kühne That. Es war der eine der beiden Schritte, der seinen Ruf als ein wahrhaft genialer Staatsmann für alle Zeiten begründet hat. Constantin, ein Mann von erstaunlicher Intelligenz und schärfster Beobachtungsgabe, hatte an Diokletians Hofe vor und nach Ausbruch der Verfolgung, und weiter als selbständiger Beherrscher des Westens, Zeit und Mittel genug gehabt, um über die Politik sich vollkommen klar zu werden, die das Kaiserthum unvermeidlich gegenüber den Christen, wie gegenüber den alten Kulten einschlagen mußte. Er hatte deutlich erkannt, daß die alte Religion, mochte ihr noch immer die weit überwiegende Mehrheit der Reichsbürger angehören, innerlich vollkommen haltlos, geistig ohne Kraft, überhaupt vollständig unfähig geworden war, dem Reiche noch ferner als

eine nachhaltige Stütze zu dienen. Auf der anderen Seite war der Staat mit allen ſeinen Machtmitteln und mit allen Waffen der brutalſten Gewalt bei dem Verſuche, die Chriſten zu überwältigen, vollſtändig geſcheitert. Die Hinfälligkeit der alten Religion, welche rettungslos zerbröckelte, und die Unmöglichkeit, das Chriſtenthum auszurotten, war gar nicht mehr zu beſtreiten. Mehr aber, Conſtantin erkannte, — und dadurch ragte er hoch empor über die Menge toleranter und wohlmeinender Heiden ſeiner Zeit, — daß die unbezwingliche Macht der Chriſten, die längſt aufgehört hatten, nur „einen ſtillen Erbauungsverein" zu bilden, eine weltgeſchichtliche ſei, daß ihr die Zukunft gehören müſſe. Ebenſo kühn wie ſcharfblickend, hielt er es nun für geboten, nicht mit mürriſcher Duldung zuzuſehen, wie allmählich der neue Staat im Staate von ſich aus den alten Staat ſprengte oder eroberte, ſondern ſich ſelbſt an die Spitze dieſer Bewegung zu ſtellen, ſich ihrer durch einen großen Entſchluß zu bemächtigen. Längſt hatte die alte Auffaſſung des Staates von Seiten der Chriſten einer anderen Raum gegeben, die eine Ausgleichung ſehr wohl möglich machte. Conſtantin konnte hoffen, wenn er jetzt der Kirche zugleich klug und kraftvoll die Hand bot, die ſtärkſte geiſtige Macht der Zeit, die impoſante, kompakte, einheitliche, wohl organiſirte chriſtliche Welt, — die kraft- und lebensvollſte neue Geſtaltung im Reiche neben der Armee, — in ſeinen Dienſt nehmen und für die Neubelebung und innere Zuſammenfaſſung des auseinanderfallenden Reiches gewinnen zu können. In dieſem Sinne war das Edikt von Mailand erlaſſen; in dieſem Sinne begann Conſtantin damals das, was man ſeine Politik der Parität nennen mag.

Die Tage zu Mailand waren neben ſo wichtigen Entſchlüſſen auch durch Feſte belebt; damals nämlich fand die Hochzeit des Licinius und der Prinzeſſin Conſtantia ſtatt. Damals aber kam es auch zum Bruche zwiſchen den beiden großen Machthabern und dem fürſtlichen Einſiedler zu Salonä. Der alte Diokletian war bisher noch wiederholt von den aktiven Machthabern um ſeinen Rath angegangen worden. Sehr erbaut konnte er über die Lage der Verhältniſſe nicht ſein, wo ſein mühſam aufgerichtetes Syſtem vollſtändig in Trümmer zerfiel, wo ſein großartiger Feldzug gegen die Chriſten unverkennbar mit dem vollſtändigen Siege dieſer ſeiner Gegner zu Ende ging. Nun hatten ihn damals die Kaiſer Conſtantin und Licinius nach Mailand eingeladen. Diokletian aber, der beide Männer wohl kannte, mochte der gefährlichen Berufung keine Folge leiſten. Der alte Regent wußte wahrſcheinlich, daß ſowohl für Licinius, wie für Conſtantin, (der auch nachmals die ihm früher durch Diokletian erwieſene Zuneigung durch hämiſche Reden vergalt und ſein Andenken zu verdunkeln liebte,) Rückſichten der Dankbarkeit und der Pietät nicht vorhanden waren, ſobald ihre politiſchen Intereſſen in Frage kamen. Er wußte, wie geſpannt bereits die Verhältniſſe zwiſchen Licinius und Maximinus waren, und ſcheint perſönlich mit dieſem zähen

Gegner der Christen sympathisirt zu haben. Um so gereizter war dafür die Stimmung des Licinius, der vielleicht eine offene Parteinahme des Alten für Maximin fürchtete. Befanden sich doch zur Zeit die Kaiserinnen Prisca und Valeria in der Gewalt des letzteren. Licinius wußte freilich nicht, daß die Wittwe des Galerius keineswegs geneigt war, auf den Heiratsantrag Maximins einzugehen.

Sicher ist, daß Constantin und Licinius an den Alten von Salonä nunmehr drohende Briefe abgehen ließen. Constantin ließ sogar aller Orten die Statüen und Bilder der alten Kaiser „Jovius und Herculius" vernichten. Und es ist stets unsicher geblieben, ob der Tod, der nicht lange nachher, noch vor dem Sommer 313 den tief erschütterten Diokletian zu seinen Vätern versammelte, nicht durch den eigenen Entschluß des unglücklichen Greises beschleunigt worden ist. Er fand seine Ruhestätte in dem (S. 648) bereits erbauten Mausoleum. Ein Sarkophag mit den Reliefs der kalydonischen Jagd, wo der gegen den Eber ausholende Meleager an die entscheidende Scene seines Lebens (S. 618) erinnerte, umschloß seine Asche. Constantin ließ es zu, daß der Senat in Rom Diokletians Apotheose beschloß: „die letzte im heidnischen Sinne".

Unmittelbar darauf folgte der Untergang des Kaisers Maximinus im Kampfe mit Licinius, während Constantin von Mailand sich nach Trier begeben hatte. In diesem Kriege stießen thatsächlich die neuen zu Mailand proklamirten Ideen mit den alten Kulten zusammen. Maximinus hatte nach seinem Anschluß an das Edikt des Galerius im Jahre 311 die Verfolgung der Christen nur sechs Monate hindurch suspendirt. Nur zu gern hatte er der Forderung einer fanatischen Partei in seinem Reiche, Priester, Magier, städtische Beamte an ihrer Spitze, nachgegeben und Plackereien, Verbannungen, Verstümmelungen, zuweilen auch Hinrichtungen von Christen wieder freien Lauf gelassen. Dazu versuchte er es auch, durch Ausbildung einer heidnischen Hierarchie und durch andere mehr geistige Mittel das Christenthum zu bekämpfen. Der Forderung des Constantin und Licinius, das Edikt von Mailand nun auch zu proklamiren, wagte er dann doch nicht sich zu widersetzen, suchte aber durch eine andere Einkleidung, die er demselben verlieh, seine Unabhängigkeit zu wahren. Als ihm aber klar wurde, daß die beiden Schwäger es auf seinen Sturz abgesehen hatten, griff er, rasch entschlossen wie er war, mit Ungestüm zu.

Noch vor Ablauf des Winters 313 zog er mit starker Macht in Eilmärschen aus Syrien nach der Propontis und erreichte das thrakische Perinth. Hier aber stieß er auf die Truppen, die Kaiser Licinius so schnell als möglich zur Abwehr seines energischen Gegners zusammenzog. Zwischen Perinth und Adrianopel kam es (30. April 313) zu einer Schlacht, in welcher Maximin der überlegenen Taktik, vielleicht auch der Popularität des Licinius unterlag, zu welchem ein Theil seines Heeres überlief. Auf seiner Flucht machte er erst in Kappadokien Halt. Es galt jetzt, durch Sperrung der Päße des

kilikiſchen Tauros die Gegner aufzuhalten und im Südoſten des Reiches neue Truppen zu ſammeln. Aber unter ſolchen Arbeiten ſtarb Maximin im Juli 313 zu Tarſos an einer Krankheit, nachdem er noch vorher nun auch die Chriſten des Oſtens, denen Licinius bereits zu Nikomedia ſein Toleranzedikt verkündigt, durch ein günſtigeres Geſetz für ſich zu gewinnen verſucht hatte.

Nun war Kaiſer Licinius ohne Widerſpruch der Herr der geſammten öſtlichen Hälfte des Reiches. Aber er beſudelte ſeinen Sieg in der ſchändlichſten Weiſe. Offenbar in der völlig brutalen Abſicht, ſich jeder möglichen Prätendentſchaft bei Zeiten zu entledigen, ließ er zu Nikomedia die Familien des Galerius, des Severus und des Maximinus, darunter ſelbſt unſchuldige Kinder, kurzweg tödten. Zur Vollendung aber der Greuel dieſer ſcheußlichen Zeit ließ Licinius auch auf die flüchtigen Kaiſerinnen Priſca und Valeria Jagd machen und beide Damen enthaupten, als ſie 314 zu Theſſalonike aufgegriffen worden waren. Er ſollte ſeiner blutbefleckten Herrſchaft ſich nicht lange unangefochten erfreuen. Es dauerte nämlich nur kurze Zeit, ſo erfolgte das Unvermeidliche, und die beiden Erben der Diadochen Diokletians geriethen in ihrer wilden und rückſichtsloſen Herrſchſucht mit einander in ſcharfen Konflikt.

Conſtantin hatte nach ſeiner Rückkehr aus Italien im Jahre 313 gefunden, daß die Franken abermals ſein Reich bedrohten und am Niederrhein, in drohende Maſſen zuſammengeballt, ſich zu einer neuen Invaſion anſchickten. Es gelang auch diesmal, ſie mit Hilfe einer Kriegsliſt vollſtändig zu ſchlagen und ihr Gebiet zu verheeren. Ein Theil der Gefangenen wurde nach ſeiner niederträchtigen Praxis wieder den wilden Thieren des Amphitheaters zu Trier überliefert.

Dann begann die große Arbeit der inneren Reform, welche dieſen Kaiſer ſeitdem für lange Jahre in Anſpruch genommen hat. Sie wurde jedoch im Laufe des Jahres 314 momentan unterbrochen durch die neue Wendung der großen Politik. Auf der einen Seite, ſo ſcheint es, die Begehrlichkeit Conſtantins nach einigen Stücken des öſtlichen Reiches; auf der andern eine blutige, dunkle Familienintrigue, welche den Conſtantin veranlaßte, ſeiner zweiten Schweſter Anaſtaſia mit Licinius verwandten Gatten Baſſianus zu beſeitigen, während Licinius ſich beſtimmt weigerte, desſelben ſchwer kompromittirten Bruder Senecio auszuliefern, führte zu ſtarker Spannung zwiſchen beiden Kaiſern. Als endlich nach dem Brauche dieſes Zeitalters der Bruch dadurch äußerlich ſignaliſirt worden war, daß man in der illyriſchen Grenzſtadt Aemona, (die wieder zu Pannonien gehörte, ſeitdem Diokletian den Kamm der Alpen als Italiens Grenze feſtgeſtellt hatte,) die Standbilder Conſtantins umſtürzte: da eröffnete dieſer mit ſeinem gewöhnlichen ſtürmiſchen Ungeſtüm den Krieg.

Mit nur 25,000 Mann Kerntruppen drang der kühne Imperator von Italien her in das Herz von Illyrikum ein und ſtieß endlich in dem öſtlichſten Theile des Duabs der Drau und Save auf ſeinen Schwager. Bei

Cibalis (oder Cibalä, jetzt Sevilei oder Svilaja), ſüdlich von Murſa und 16 Stunden nordweſtlich von Sirmium, kam es am 8. Oktober 314 zu einer mörderiſchen Schlacht. Da Licinius ſelbſt ein ausgezeichneter Schlachtenkommandant und um 10,000 Mann ſtärker war, als Conſtantin, ſo mußte dieſer während eines langen Tages ſeine ganze taktiſche Kunſt und endlich ſeine perſönliche Tapferkeit rückſichtslos aufbieten, um endlich den überaus hartnäckigen Widerſtand der tapferen Illyrier zu überwinden. Nun wich Licinius ſchnell nach Sirmium zurück, ernannte hier den Commandeur von Obermöſien, Valens, zu ſeinem Cäſar und eilte, in Thrakien neue Truppen zu ſammeln. Als Conſtantin ihm endlich nachgedrungen und bis in die Gegend von Philippopolis gelangt war, kam es nach dem Scheitern verſuchter Verhandlungen zwiſchen dieſer Stadt und Adrianopel in der Mardiſchen Ebene zu einer neuen Schlacht, in welcher Licinius zwar taktiſch den Kürzeren zog, ſich aber ſo zäh gehalten hatte, daß Conſtantin es für gerathen erachtete, den Bogen nicht zu überſpannen, alſo mit Licinius jetzt einen billigen Frieden zu ſchließen. Der Cäſar Valens freilich mußte unter allen Umſtänden fallen; die Bildung einer dritten Dynaſtie wollte Conſtantin nicht dulden. Dagegen behielt Licinius die Maſſe der öſtlichen Provinzen mit Einſchluß von Thrakien und Niedermöſien. Als Siegesbeute konnte Conſtantin Noricum, Pannonien, Obermöſien, Dalmatien, Makedonien und Griechenland zu ſeinen alten Beſitzungen hinzufügen. Wahrſcheinlich in dieſem Kriege hatte außer anderen Germanen der Franke Bonit dem Kaiſer Conſtantin, — der trotz ſeiner Grauſamkeit gegen einen Theil der fränkiſchen Kriegsgefangenen das deutſche Element in ſeinem Reiche in auffallender Weiſe begünſtigte und verwerthete, — ſehr erhebliche Dienſte geleiſtet.

Mit der neuen Machtausdehnung Conſtantins trat das Reich für längere Jahre in eine allen Theilen höchſt erwünſchte Friedenspauſe ein, welche für die ſpätere Stellung des abendländiſchen Imperators nach vielen Seiten hin höchſt bedeutungsvoll geworden iſt. Ein bleibendes Verdienſt erwarb ſich Conſtantin in dieſer Zeit zuerſt durch die endliche Durchführung der Münzreform, die mit dem Jahre 312 begonnen wurde. Die noch immer fortwährende unheilvolle Verwirrung in der Goldprägung beſeitigte er mit Einem Schlage, indem er zunächſt einfach zur Waage zurückkehrte, um bei den Bürgern des Reiches endlich wieder das Vertrauen zu ſeinem neuen Syſtem herzuſtellen. Das Goldpfund wurde die alleinige Norm für jede Werthſchätzung; die Goldmünze ſollte „nur einen paſſenden kleinen Theil jener, für das praktiſche Bedürfniß natürlich viel zu großen Werthseinheit darſtellen.“ So rief der Kaiſer denn das Syſtem ins Leben, wo das neue goldene „Ganzſtück“, der ſogenannte Solidus (angeſetzt auf $^1/_{72}$ Pfund = 4,55 Gr.) die Grundlage bildete; (im Werthe von 12 R.-Mark 70 Pf.) Gute und ſolide Prägung, ſtrenge Feſthaltung des Gewichtes und des Feingehaltes, ſind dieſer neuen Reichsmünze bis auf die ſpätere byzantiniſche

Zeit eigenthümlich geblieben. Auch die Silberprägung hielt ſich nunmehr durchaus wieder in regelrechten Bahnen. Conſtantin behielt von Diokletians Silbermünzen nur den erneuerten guten Denar bei, deſſen Prägung erſt mit dem Jahr 360 aufhörte. Dagegen ließ er zu bequemerem Anſchluß der Silberſcheidemünze an die neue Goldwährung ein neues Silberſtück prägen, Miliarenſe oder Miliareſion (zu 91 R.-Pf. Werth) genannt, welches als $^1/_{1000}$ des Goldpfundes gelten ſollte, und wovon $13^8/_9$, beziehentlich 14 auf den Solidus kamen.

Die adminiſtrativen und militäriſchen Verhältniſſe, welche unter mehrfacher Modification oder Weiterbildung der Schöpfungen Diokletians der neue Herr des Reiches als Grundlage für die folgenden Jahrhunderte hinterlaſſen hat, können erſt da näher beſprochen worden, wo von Conſtantins Alleinherrſchaft die Rede ſein wird. Zunächſt verfolgen wir nur den weiteren Gang ſeiner politiſchen wie ſeiner kirchenpolitiſchen Thätigkeit; namentlich die letztere fällt für die Zeit nach der Eroberung von Illyrien ſehr fühlbar ins Gewicht. Nach jener Seite iſt für mehrere Jahre eigentlich nur die Feier ſeiner Decennalien (316) von Intereſſe und zwar aus antiquariſchen Motiven. Conſtantin nämlich erſchien damals wieder in der alten Welthauptſtadt Rom, wo ihm der Senat eine prachtvolle architektoniſche Huldigung bereitet hatte, die freilich zugleich ein merkwürdiges Licht wirft auf den damaligen Stand der Kunſt. An ſich ſchon waren die Römer ſehr bereit geweſen, die Erinnerung an den ſehr bauluſtigen Maxentius im Intereſſe des neuen Herrn auszulöſchen. Der wilde Sohn des alten Maximianus hatte namentlich zwei impoſante Neubauten geſchaffen: einen Cirkus außerhalb der Stadt an der Via Appia, der (ſo ſcheint es) den Namen ſeines Sohnes Romulus trug, und auf der Velia eine große Baſilika, die noch jetzt als gewaltige Ruine dem Nordweſtabhang des Palatinus gegenüber emporragt. Der letztere Bau, der übrigens wie jener des Cirkus zugleich für die fortſchreitende Ausartung der Ziegelbautechnik und für die enorme Zähigkeit des die Steinlagen verbindenden Tuffſandmörtels recht charakteriſtiſch iſt, wurde (wie andere Schöpfungen des Maxentius) nach d. J. 313 unter Conſtantins Namen geweiht. Daneben aber hatte der Senat nach des grimmen Uſurpators Fall beſchloſſen, für Conſtantin einen prachtvollen Triumphbogen zu errichten, der nun 316 vollendet erſchien. Dieſes ſchöne, noch heute wohlerhaltene Werk — zwiſchen dem Palatin und dem Coloſſeum — zeigt eine Höhe von 21, eine Breite von 25,70 und eine Tiefe von 7,40 Metern, und bildet drei Durchgänge, von welchen der mittlere in der Breite und Höhe 6,58 und 11,50, und jeder der beiden äußeren 3,36 und 7,40 M. mißt. Die beiden Frontſeiten ſind durch je vier Säulen, die ſich auf vorſpringenden 3,65 Meter hohen, 1,80 breiten und ebenſo tiefen Piedeſtalen erheben, gegliedert. Die drei Seiten der letzteren ſind mit Reliefs geſchmückt. Der Plan der Anlage übertrifft den des Septimianiſchen Bogens erheblich an Schönheit und ſcheint mit einem Theile des architektoniſchen Materials

einem uns nicht mehr erhaltenen Vorbilde entlehnt zu sein. Die Reliefs aber, die zum Theil Kriegsscenen aus des Kaisers Leben, namentlich aus der letzten Schlacht bei Rom, darstellen, stammen nur theilweise aus dieser Zeit, wo sie dann überall den tiefen Verfall der Plastik verrathen, und plump, inkorrekt, roh und geschmacklos erscheinen. Die Masse freilich ist von Monumenten Trajans einfach übernommen worden: eine künstlerische Rohheit, welche noch weit die seit mehreren Jahrhunderten eingerissene Unsitte überbietet, ältere Standbilder durch Veränderung der Inschrift und Aufsetzung eines neuen Porträtkopfes jedesmal neu zu feiernden Machthabern zuzueignen. Constantin selbst schuf nachmals in Rom neue Thermen auf dem Quirinal und verschönerte den großen Cirkus in verschiedener Weise.

Besonders bedeutsam aber sind diese Jahre dadurch geworden, daß Constantin, ohne darum in irgend fühlbarer Weise mit den alten Kulten zu brechen, der christlichen Kirche und ihren Repräsentanten persönlich immer näher getreten ist. Soweit die großen politischen Fragen in Betracht kamen, war der junge Held, war der gewaltige Wiederhersteller der Reichseinheit immer bestimmter zu der Ueberzeugung gelangt, daß die einheitliche Kirche als ein ausgezeichnetes Organ für die zukünftige neue Stärkung des Reiches werde dienen können; aber er lernte auch bereits auf einer der gefährlichsten Stellen die Schwierigkeiten kennen, welche der fanatische Sektengeist auch wohlwollenden Kaisern sofort bereitete, sobald der blutige Druck der Verfolgung von der Kirche genommen war. Constantin hat Alles gethan, um die Kirche, die als Korporation juristisch anerkannt wurde und das werthvolle Recht erhielt, Erbschaften zu empfangen (321), nun auch äußerlich möglichst zu fördern. Während er selbst, trotz seiner christlichen Mutter Helena, noch gar nicht daran dachte, sich unter die Katechumenen der Kirche aufnehmen zu lassen, war er bereits von den Bischöfen des Abendlandes umgeben, die ihm mehr oder minder persönlich nahe traten, ihn über die Geheimnisse der christlichen Lehre unterrichteten, und namentlich die neuen Streitfragen erörterten, welche fast unmittelbar nach dem Erlöschen der großen Verfolgung die Kirche erregten. War nun der Kaiser persönlich gegenüber der Kirche und ihren Priestern freigebig genug, so galt es als überaus wichtig, daß der Kirche Steuerfreiheit, den Geistlichen aber die Befreiung von öffentlichen Lasten und Aemtern zu Theil wurde, namentlich von dem damals mit Recht immer mehr verabscheuten städtischen Dekurionat; (313 und 319). Freilich war er schon 320 genöthigt, durch Verbote dem Zudrang reicher Leute zum geistlichen Stande zu begegnen, die auf diesem neuen Wege sich des Dekurionats zu entledigen hofften. Weiter aber gab Constantin der Kirche auch ein Stück weltlicher Macht offen in die Hände. Es war bisher (wie in späteren Jahrhunderten bei den Griechen unter osmanischer Hoheit) Gebrauch der Christen gewesen, bei ihren Streitigkeiten, ehe sie sich an den weltlichen, heidnischen Richter wendeten, die schiedsrichterliche Ausgleichung durch ihre Bischöfe in Anspruch zu nehmen. Mißfiel ihnen

der Spruch, ſo konnten ſie nachher noch immer an die weltlichen Gerichte appelliren. Dieſes letztere Verfahren nun hob Conſtantin auf. Um jede Konkurrenz und jeden Streit zwiſchen Biſchöfen und weltlichen Richtern erſter und letzter Inſtanz abzuſchneiden, machte er, falls die Chriſten ſich zuerſt an einen Biſchof gewendet hatten, den Spruch des letzteren ſo bindend, „als hätte der Kaiſer ſelbſt ihn gegeben.“ Der Kaiſer ordnete ſogar eine Art Sonntagsfeier an, wo das Handwerk und die Gerichtsverhandlungen ruhen ſollten; doch ließ er es zu, daß die Heiden ſie nicht beachteten. Damit jedoch der Sonntag wenigſtens in der Armee gemeinſam begangen werden könnte, ſchrieb er ein allgemein monotheiſtiſches Gebet vor, an welchem die Heiden beinahe ebenſo wenig Anſtoß zu nehmen vermochten wie die Chriſten.

Ernſtliche Schwierigkeiten freilich bereiteten ihm die Differenzen innerhalb der chriſtlichen Kirche. Aus der Verfolgungszeit heraus hatte die letztere neben dem erhabenen Bewußtſein, durch ungeheure Standhaftigkeit und Glaubenstreue einen großartigen Sieg gewonnen zu haben, doch auch manches Hochbedenkliche mitgebracht. Auf der einen Seite war der Sieg der Kirche von wilden profanen Leidenſchaften begleitet. Es iſt menſchlich ſehr wohl begreiflich, aber darum doch keineswegs erfreulich, zu beobachten wie rohe Schadenfreude, ſchneidender Hohn bei dem Unglück der Gegner, und die wildeſte Rachſucht in vielen Gemüthern tobte. Die berühmte Schrift des Lactantius „Von den Todesarten der Verfolger“, die zu Ende d. J. 313 oder zu Anfang des J. 314 erſchien, — eine mit grimmigem Fanatismus erfüllte Tendenzſchrift über das Ende aller Verfolger des Chriſtenthums von Nero bis auf Galerius und Maximinus Daja, — bewegt ſich in einer Leidenſchaftlichkeit, und vereinigt die ſeit Alters gewohnte antike Roheit gegenüber beſiegten oder todten Gegnern mit einer mehr modernen Gluth der Empfindung nur zu charakteriſtiſch für den Geiſt, der jetzt in weiten Kreiſen der Kirche zum Durchbruch kam. Denn leider hat die glühende Rachſucht gegenüber den Heiden und ferner der Geiſt der Verfolgung gegenüber Andersdenkenden ſeit dieſer Epoche der großen Veränderung in der Stellung der Kirche immer tiefer und kräftiger Wurzel geſchlagen, um dann die folgenden Zeiten immer entſchiedener zu beherrſchen. Zunächſt, lange Jahre zuvor, ehe noch unter Conſtantins Nachfolgern der Krieg gegen die Antike eröffnet wurde, war bereits in die Kirche eine Spaltung eingedrungen, — viel bedenklicher, als alle früheren, die man ſeit Alters immer glücklich überwunden hatte. Gerade aus den Stürmen der Verfolgung heraus waren mehrfach die Elemente der ſchwärmeriſchen und todesmuthigen Hingebung zu erbitterter, ja fanatiſcher Feindſchaft vorgegangen gegen ſolche Glieder der Gemeinden, die während der Schreckenszeit ſich ſchwach oder feige gezeigt, oder auch nur durch erlaubte Mittel chriſtlicher Klugheit ſich gerettet hatten. Am wildeſten machte ſich dieſe Richtung in Afrika bemerkbar, wo die kirchlichen Differenzen vorzugsweiſe einen ſchroffen und unverſöhnlichen Charakter anzunehmen pflegten. Hier entſtand aus ſolcher ſchroff rigoroſen Sinnesweiſe, wie ſie namentlich

der ebenſo begabte, als fanatiſche Biſchof Donatus vertrat, noch unter Maxentius, im Anſchluß an eine ſtreitige Biſchofswahl zu Karthago, — wo zuerſt Majorinus, dann Donatus gegen Cäcilian aufgeſtellt wurde, — die böſe donatiſtiſche Spaltung, die Afrika bis in die Zeit der Vandalen hinein mit wildem religiöſem Hader, mit Blut und mit rauchenden Trümmern erfüllt hat. Denn dieſe Fanatiker, die ihre asketiſche Kirchenzucht und die ablehnende Schroffheit gegen die übrigen Chriſten auf die höchſte Spitze trieben, verbanden ſich auch mit den durch Steuern und Frohnden erbitterten numidiſchen und mauretaniſchen Bauern, die hier vielfach ähnliche Stimmungen nährten, wie die Bagauden in Gallien. Als nun Conſtantin nach Ueberwältigung des Maxentius auch in Afrika Herr geworden war, nahm er ſich des (S. 653) durch Maxentius ruinirten Landes mit Energie an; die zerſtörte Centralſtadt Cirta wurde als Conſtantina wieder erbaut, die Provinz, deren Centrum ſie damals war, Numidia Conſtantina genannt. Nun aber appellirten die kirchlichen Parteien des afrikaniſchen Landes, die ſich unter einander nicht mehr zu verſtändigen vermochten, i. J. 313 an die weltliche, an die kaiſerliche Gewalt. Conſtantin entſchied endlich nach Anhörung mehrerer Synoden zu Gunſten des Cäcilian. Als aber dann gewaltſam gegen die Donatiſten vorgegangen und mehrere Kirchen derſelben abgebrochen wurden: da entbrannte der donatiſtiſche Fanatismus, dem ſich namentlich 316 das agrariſche Proletariat, — wüthende religiös-politiſche Schwärmer, Circumcellionen genannt, an der Spitze, mit zerſtörender Vernichtungswuth anſchloß, in ſolcher Gluth und zeigte einen ſo grimmigen Märtyrermuth, daß der kluge Kaiſer ſofort einlenkte und weitere Fehler zu machen vermied. Conſtantin ergriff ſeitdem gegenüber der geſpaltenen Kirche die Politik, in ſolchen Streitfragen ſich allerdings beſtimmt für eine Partei zu erklären, derſelben aber keinerlei ſtrafende Machtübung gegen die andere zu geſtatten. So lenkte der Kaiſer jetzt in Afrika in ſehr geſchickter Weiſe ein, ermahnte zu gegenſeitiger Sanftmuth und Duldung, und gewährte thatſächlich den Donatiſten freien Glauben und Gottesdienſt.

Gegenüber ſolcher feinen Politik mußte nun aber das Verfahren des Kaiſers Licinius ganz auffallend abſtechen. Das Mißgeſchick, welches dieſen Machthaber ſchließlich betroffen, hat auch die Nachrichten ſo gut wie ganz verdunkelt, die uns über die ſehr wahrſcheinlich von langer Hand gegen ihn vorbereiteten Intriguen Conſtantins aufklären könnten, und ihn offenbar nach manchen Seiten über Verdienſt in ungünſtiges Licht geſtellt. Es ſcheint doch, daß er als Regent ſich um den ſchwer gedrückten Bauernſtand und um das Gedeihen der Städte wirkliche Verdienſte erworben hat. Und wenn dieſer rohe Soldat ſich gegenüber der wiſſenſchaftlichen Bildung ſehr feindſelig verhielt, ſo ſtand er mit ſolcher Sinnesweiſe in dieſer wilden, eiſernen Zeit nicht gerade allein. So wenig wie gegenüber den Familien der früheren Kaiſer (S. 661), mag er auch ſonſt ſich geſcheut haben, ein nützliches Verbrechen zu verüben oder zuzulaſſen. Dagegen iſt es ſehr wenig wahrſcheinlich, daß

der Kaiſer, der ſeit Alters auf ehrbare Sitten gehalten hatte, mit einem Male ſich in einen rohen Wüſtling umgewandelt hat, wie ihm ſeine Feinde ſpäter nachſagten. Wohl aber machte er in der Kirchenfrage einen für ihn ſelbſt höchſt gefährlichen Fehler.

Licinius war auf der einen Seite an und für ſich ſchwerlich geneigt, eine ſo weitgehende Begünſtigung der Kirche gutzuheißen, wie ſie Conſtantin betrieb. Auf der anderen Seite muß ihm ſeit dem erſten Kriege mit ſeinem Schwager deſſen Reichspolitik, deſſen weitgreifender Ehrgeiz immer verdächtiger geworden ſein. Das Detail iſt uns hier unbekannt. Und nun konnte ihm gar nicht entgehen, daß die immer glänzender ſich geſtaltende Lage der Kirche in ſeines Schwagers Provinzen allmählich das höchſte Intereſſe der Chriſten ſeines Reiches für Conſtantin entzündete, — eine Stimmung, die ſie auch durchaus nicht verhehlten. Und nun glaubte Licinius in ihnen ſeine Gegner, die Parteigänger ſeines Feindes erkennen zu müſſen, und er machte ſeit 319 den gefährlichen Fehler, in ſeinem Groll gegen Conſtantin ſie zu bedrücken und zu beläſtigen. Licinius hatte in ſeinem Groll offenbar die Geduld verloren. Als Politiker ohnehin lange nicht ſo geſchickt, wie als Feldherr, griff er ſeit 319 zu Mitteln, die nur zu ſehr geeignet waren, die Chriſten ſeines Reiches erſt recht zu eifrigen Anhängern ſeines mit Argwohn betrachteten Schwagers zu machen. Er wollte zwar keine Verfolgung, die ohnehin der heidniſchen Bevölkerung in Erinnerung an die maximiniſche und galerianiſche Blutzeit und deren nutzloſe Greuel nur widerwärtig geweſen wäre: aber er bewegte ſich in einer Reihe von Plackereien, welche trotz ihrer Kleinlichkeit ab und zu in das Colorit einer Verfolgung hinüberzuſpielen begannen, und unter allen Umſtänden die Chriſten fühlbar erbitterten. Licinius wollte an ſeinem Hofe und zum Theil auch in ſeiner Armee keine Chriſten dulden. Offiziere, die nicht opfern wollten, degradirte er, und entließ chriſtliche Beamte. Viel empfindlicher wurde es den Chriſten, daß der Kaiſer alle, ihm politiſch verdächtige Synoden der Biſchöfe unterſagte, und unter wunderlichen Vorwänden den chriſtlichen Kultus aus den Städten, namentlich aus Nikomedia, auf das freie Feld verbannte. Die Biſchöfe ſollten die Grenzen ihres Sprengels nicht überſchreiten, die chriſtlichen Frauen ihre religiöſe Belehrung nicht mehr durch Geiſtliche, ſondern durch Lehrerinnen erhalten. Ob wirkliche Martyrien vorkamen, iſt ſehr ſtreitig und zweifelhaft. Doch wurden in Pontus mehrere Kirchen zerſtört oder geſchloſſen, und es fehlte auch nicht an Fällen von Verhaftungen, der Confiskation, der Verbannung, der Verurtheilung zu Bergwerksſtrafen, des Verkaufes in den Sklavenſtand, ſelbſt gegenüber angeſehenen und gebildeten Leuten.

Während in ſolcher Weiſe für das Reich des Oſtens, deſſen chriſtliche Kreiſe gleichzeitig durch den neu entbrannten dogmatiſchen Streit, der ſich an die Lehre des Arius von Alexandria knüpfte, gewaltig erregt wurden, die Temperatur immer heißer ſich geſtaltete, trieben die Verhältniſſe

zwischen Licinius und Constantin endlich wieder zum offenen Bruche, das will sagen zum letzten Kampfe um die Alleinherrschaft.

Constantin hatte, — damals noch mit Licinius in äußerlich gutem Einverständniß, — am 1. März 317 seinen ältesten Sohn (von der Minervina), den Crispus, und den ersten Sohn der Kaiserin Fausta, den anscheinend gegen Ende d. J. 316 oder im Februar 317 zu Arelate geborenen Constantin, zu Cäsaren erhoben; gleichzeitig wurde diese Würde auch des Licinius nur erst zwanzigmonatlichem Söhnchen Licinianus ertheilt. Dem sehr tüchtigen, hoffnungsvollen Crispus, der damals etwa 16 oder 18 Jahre zählte, übertrug Constantin nachher die Regentschaft in Gallien, während er selbst seinen Sitz jetzt in Illyrien, namentlich in dem Centralplatz Sirmium nahm. Crispus zeigte sich als der rechte Sohn seines Vaters. Es gelang ihm, i. J. 320, in einem Kriege mit den Franken, wohl auch mit Alamannen, am Rhein diesen Gegnern erhebliche Vortheile abzugewinnen. Zu Anfang d. J. 321 konnte sich der junge Sieger mit frischen Lorbeeren geschmückt in Sirmium seinem Vater vorstellen, der ihn bald zu noch größeren Dingen bestimmte. Nicht lange nachher entbrannte ein anderer Krieg an der unteren Donau, der anscheinend in die Jahre 321 und 322 fällt. Sarmatische Jazygen und ein Theil der Gothen traten wieder als Gegner der Römer auf. Die Sarmaten griffen (so scheint es) die Donaulinie südlich von Buda-Pest an, und zogen dabei den Kürzeren. Nun aber kamen ihnen gothische Schaaren unter dem Häuptling Rausimut zu Hilfe und versuchten eine Diversion gegen die Festung Bononia (wohl nicht die bei dem j. Neusatz, sondern die obermösische, bei dem j. Widdin). Hier aber wurden sie durch Constantin empfindlich geschlagen. Der Römer überschritt sogar die Donau und zwang diese Gegner durch einen neuen derben Schlag zum Frieden.

Nun aber waren, so scheint es, bei diesen letzten Kämpfen auch die Grenzen des östlichen Reichs beiderseits berührt worden, und die Operationen des Constantin auf dem Gebiet seines Schwagers füllten für letzteren das Maaß der Uebergriffe und Intriguen, die er von Constantin nicht länger mehr ertragen mochte. Die Spannung zwischen beiden Kaisern war so hoch gestiegen, daß der Krieg in der Luft lag. Die Römer erkannten aus Constantins nächsten Schritten sehr deutlich, was sich vorbereitete. Dieser Kaiser nemlich verlegte nach Abschluß des sarmatisch-gothischen Krieges seinen Sitz nach Thessalonike, wo er nun seit Mitte des Jahres 322 einen großartigen Kriegshafen ausgraben ließ. Gleichzeitig wurden, — nunmehr von Licinius Zug um Zug erwidert — gewaltige Rüstungen, diesmal auch zur See angestellt. War die altehrwürdige Stadt Athen bisher von Constantin mit auszeichnender Gunst und Sympathie behandelt worden: jetzt sah sie seit Jahrhunderten wieder zum ersten Male ihren Piräeus durch eine sehr zahlreiche Flotte von Kriegs- und Lastschiffen belebt, welche der Kaiser namentlich aus seinen griechischen Provinzen sammelte. Parallel damit zog Licinius aus den Seeprovinzen des Ostens eine mächtige Flotte im Hellespont zusammen.

Endlich im Frühling 323 warfen beide Kaiſer die letzte Maske ab und waren bereit, einander auf der Wahlſtatt zu begegnen. Weit entſchiedener als im Jahre 312 zeigte es ſich, daß dieſer Kampf der Herrſchſucht zweier kriegeriſcher Selbſtherrſcher um den Alleinbeſitz des Reiches nun auch ein Principienkrieg werden ſollte. Licinius hatte zuletzt in ſeiner zornigen Leidenſchaft ſich vollſtändig wieder als Heiden präſentirt. Er hatte ſich mit ägyptiſchen Zauberern, Gauklern und Opferern umgeben, Traumdeuter und Orakel befragt, überhaupt den neu entbrennenden Krieg als einen Entſcheidungskampf bezeichnet zwiſchen den alten Göttern und dem „neuen fremden Gott“. So nahm der Krieg in der That noch einmal das Colorit eines gewaltigen bewaffneten Ringens um die große religiöſe Schickſalsfrage des Reiches an.

Die beiden großen Heerführer hatten diesmal Kräfte aufgeboten, wie ſie kaum zur Zeit des Septimius Severus gegen einander ins Feld geſtellt worden waren. Beide verfügten auch über maſſenhafte deutſche Hilfstruppen, der abendländiſche über rheiniſche und gothiſche, der oſtrömiſche über gothiſche in Menge geworbene Krieger. Conſtantin hatte zu Lande 120,000 Mann, dazu an Reiterei und Schiffsſoldaten zuſammen 10,000 aufgeſtellt, und gebot über 200 Kriegs- und 2000 Transportſchiffe. Licinius dagegen deckte den Helleſpont durch 350 Kriegsſchiffe unter dem Admiral Amandus (oder Abantos) und hütete Thrakien mit 150,000 Mann und 15,000 kleinaſiatiſchen Reitern. Während nun der letztere mit der Maſſe ſeiner mobilen Armee bei Adrianopel hielt, gewann Conſtantin, deſſen Flotte unter Prinz Criſpus bei Theſſalonike eingetroffen war, von hier aus auf der Küſtenſtraße vorgehend und durch die Flotte auf ſeiner rechten Flanke gedeckt und unterſtützt, von Südweſten und Süden her den Eintritt in das thrakiſche Land. Dann drang er energiſch im Hebrosthale aufwärts vor, und griff endlich die Stellungen an, welche Licinius mit ausgezeichneter Kunſt und Sorgfalt bei Adrianopel gewählt hatte. Auch diesmal zeigte ſich Conſtantins militäriſches Genie der vielbewährten Meiſterſchaft ſeines Gegners überlegen. Nach längerem, von beiden Seiten brillant durchgeführtem Ringen erzwang Conſtantin durch eine verwegene Umgehung am 3. Juli 323 die Hauptſchlacht, in welcher Licinius eine ſchwere Niederlage erlitt. Conſtantin, der ſelbſt verwundet wurde, erſtürmte das feindliche Lager, ein Theil der Truppen ergab ſich ihm. Licinius aber, der in aller Eile von dem mit 34,000 Leichen bedeckten Schlachtfelde nach dem Bosporus zurückwich, gedachte von den Wällen der Feſtung Byzantion aus den Krieg mit zäher Ausdauer fortzuſetzen. Aber während nun die Conſtantiner die ſtarke Stadt am bithyniſchen Sunde blokirten, machte die Gewandtheit und das Glück des Prinzen Criſpus auch dieſe Stellung des Licinius bald genug unhaltbar. Der junge glänzende Cäſar nemlich drang auf des Vaters Befehl mit der Flotte verwegen in den Helleſpont ein. Bei Kallipolis gelang es ihm, die über-

Licinius.

legenen Geſchwader des Abantos ſchwer zu ſchlagen; und ein Sturm richtete am folgenden Tage einen großen Theil der letzteren, (und mit ihnen eine Maſſe von Truppen, die Licinius aus Thrakien nach Aſien zurückſenden wollte), vollſtändig zu Grunde. Unter dieſen Umſtänden hielt Licinius es für gerathen, mit der Maſſe ſeiner Krieger Byzantion zu verlaſſen. Er nahm bei Chalkedon eine neue feſte Stellung. Sein Reichskanzler Martinianus, den er zum Cäſar ernannte, mußte mit ſtarker Macht von Lampſakos aus den Helleſpont und die Propontis beobachten. Er ſelbſt ſammelte theils aus ſeinen orientaliſchen Provinzen, theils durch neue gothiſche Werbungen bei Chalkedon ziemlich ſchnell wieder ein neues impoſantes Heer. Nun war es aber dem Conſtantin, der als wirklich tüchtiger Feldherr nicht einzelne Feſtungen, ſondern das Heer des Gegners zu beſiegen ſtrebte, gelungen, mit Hilfe leichter Fahrzeuge den Bosporus zu überſchreiten und auf deſſen aſiatiſcher Seite bei dem ſogenannten Hieron (jetzt Anadoli-Hawak) feſten Fuß zu faſſen. Da rief denn Licinius in aller Eile Martinians Corps nach dem Sund zurück, und am 18. September 323 kam es bei Chryſopolis zu der zweiten Hauptſchlacht dieſes Krieges, die für Licinius zu einer ſchrecklichen Niederlage ſich geſtaltete. Er verlor von ſeinen 130,000 Kriegern nur an Todten etwa 25,000 Mann und brachte auf dem nun unvermeidlichen ſchnellen Rückzuge nur noch 30,000 Mann mit nach Nikomedia. Byzantion und Chalkedon gingen jetzt ſofort zu Conſtantin über, und bald war auch Nikomedia blokirt. Da unterhandelte endlich Licinius durch ſeine Gattin Conſtantia mit dem Sieger. Conſtantin ſagte ſeiner Schweſter das Leben ihres Gatten eidlich zu. Nun ergab ſich Licinius, legte ſeinen Kaiſerpurpur ab, und wurde nach Theſſalonike internirt. Conſtantin war jetzt der Alleinherrſcher im geſammten Umfang des gewaltigen Reiches. Er ſäumte nicht, ſeinen Sieg auch nach der religiöſen Seite hin auszunutzen. Der Sieg über Licinius wurde durch ein großes enkauſtiſches Bild ſymboliſchen Inhalts verherrlicht, welches vor den Thoren der Reichshauptſtadt aufgeſtellt ward. Man ſah den Kaiſer und ſeine Söhne, zu ihren Füßen wand ſich der Ueberwundene als Drache mit Pfeilen im Leib, unter ihm der Abgrund; über dem Ganzen ſchwebte das Kreuzeszeichen. Den neuen Unterthanen aber im Oſten des Reiches kündigte Conſtantin gleich nach ſeinem großen Siege in zwei Erlaſſen das Programm ſeiner ferneren Religionspolitik an. „Es war im Weſentlichen das alte von Mailand, nur lebhafter vorgetragen und ſchärfer beſtimmt. Innerhalb der Grenzen des Edikts von Mailand hielt er ſich, wenn er jetzt auch für den Orient alle Nachwirkungen der Verfolgung für die Kirche und ihre einzelnen Glieder beſeitigte. Ebenſo, wenn er nachdrücklich betonte, daß jeder die Freiheit haben ſolle, in religiöſen Dingen zu thun, was er wolle; der Tempelkult ſei mit nichten, wie man fälſchlich ausgeſprengt habe, aufgehoben. Er freilich würde allen Menſchen rathen, ſich der reinen und unbefleckten Religion zuzuwenden, wenn nicht die Macht des Irrthums in den Herzen etlicher zu tief eingewurzelt wäre.“ — Beſtimmter aber als

früher zu Mailand offenbarte Conſtantin jetzt ſeine perſönliche Stellung, indem er das Heidenthum als „unfromme Meinung", als eine „Macht der Finſterniß" bezeichnet. „Doch die „Irrenden" mögen immerhin ihre „Lügentempel" behalten! Denn den Kampf für die Unſterblichkeit aufzunehmen, darf Niemand durch Strafen gezwungen werden; nur möge, wer nicht geheilt werden will, dies nicht einem Andern zuſchreiben, da das Heilmittel Allen offen angeboten ſei, und ſich hüten, die wahre Religion zu verachten." Genug, auch dieſe Erlaſſe athmen noch immer den Geiſt der Toleranz, noch immer wurde durchweg die Freiheit der Ueberzeugung betont.

Bald ſollte auch der neue Herr des Reiches die Gelegenheit finden, dieſelbe Kirche, die er jetzt wenigſtens erſt auf die Bahn der zukünftigen Alleinherrſchaft geleitet hatte, in ganz eigenthümlicher Weiſe ſich unterthan zu machen. Leider glaubte er aber ſeiner neuen impoſanten Machtſtellung nicht eher ſicher ſein zu können, als bis er, — was weder die edleren Vertreter des alten, noch die des neuen Glaubens gutheißen durften, — die ſeiner Schweſter gegebene Zuſage gebrochen und „nach ziemlich kurzer Anſtandsfriſt" gegen den Mai des Jahres 324 den entthronten Licinius in Theſſalonike aus Motiven der rückſichtsloſeſten, mißtrauiſchen Staatsraiſon hatte erdroſſeln laſſen.

Drittes Kapitel.

Conſtantins des Großen Alleinherrſchaft.

Des alten edlen Chlorus gewaltiger Sohn hatte das Ziel ſeines glühenden Ehrgeizes erreicht, dem er unter blutigen Kämpfen ſeit einer langen Reihe von Jahren mit furchtbarem Nachdruck und niemals fehlender Sicherheit zugeſtrebt hatte. Der Reſt ſeiner Herrſchaft aber ſollte für die Zukunft, nicht nur des römiſchen Reiches, noch ungleich bedeutungsvoller werden. Nicht weiter von großartigen Schlachten und genial geplanten Feldzügen iſt fortan zu berichten. Aber wir haben den Kaiſer nunmehr zu zeichnen als Moderator in den leidenſchaftlichen Kämpfen der neu ſich bildenden chriſtlichen Konfeſſionen, — als den Schöpfer einer neuen Welthauptſtadt, — und bei der abſchließenden Arbeit, den adminiſtrativen und militäriſchen Organismus des großen Reiches auf den Grundlagen der Diokletianiſchen Schöpfungen neu zu geſtalten.

Während unverkennbar die Arbeit der Neugeſtaltung des Reiches ſeit 312 unabläſſig im Gange war, nöthigte die Entwicklung der kirchlichen Verhältniſſe den Kaiſer nicht lange nach des Licinius Untergange zu einem Schritte von ganz außerordentlicher Bedeutung. Die Kirche, ſahen wir ſchon, war aus der langen Zeit der Verfolgung ſehr verändert herausgetreten. Hatte die unerſchütterliche Ausdauer, Standhaftigkeit und Glaubenstreue der Bekenner

einen glanzvollen Sieg davongetragen: jetzt, wo des gewaltigen Constantinus volle Gunst ihr zugewandt war, und wo nach den seit 20 Jahren mit der noch etwa vorhandenen inneren Kraft der alten Kulte gemachten Erfahrungen die Wiederkehr neuer Angriffe nicht mehr zu erwarten stand, zeigte sich an vielen Stellen ein massenhafter Zudrang neuer Proselyten zu der Kirche. Es waren keineswegs immer Menschen, die durch tiefen inneren Drang ihr zugeführt wurden; nur zu oft mehrte sich jetzt die Zahl der Christen aus sehr äußerlichen Motiven. Und leider war jetzt auch die Zeit gekommen, wo die religiös assimilirende, wo die sittlich erneuernde Kraft der Kirche erheblich abnahm, wo die geistige Energie der führenden Männer immer bestimmter auf innere, auf dogmatische Streitfragen sich richtete. Mit dem lebendigsten Dankgefühl gegen Gott, der sie soweit geführt, und gegen Kaiser Constantin; mit tiefem Selbstbewußtsein und stolzem Kraftgefühl verband sich schon frühzeitig eine wachsende, leidenschaftliche, feindliche Unduldsamkeit gegen das Heidenthum und dessen äußere Erscheinung. Zugleich aber auch eine glühende Leidenschaftlichkeit in den nun unter den Christen selbst entbrennenden Kämpfen über die geheimnißvollsten Probleme des Glaubens und der dogmatischen Spekulation.

Als Constantin das Reich des Licinius erobert hatte, fand er die Kirche des Ostens in gewaltiger innerer Bewegung. Die Kirche war in das Zeitalter eingetreten, wo sich eine Dogmatik auszubilden begann. Der scharfe Verstand und die uralte Neigung der Griechen und der hellenistisch gebildeten Völker zu philosophischer Spekulation hatte sich immer bestimmter auch innerhalb der Kirche geltend gemacht. Und wenn bisher noch immer die ethische Seite des Christenthums das Uebergewicht behauptet hatte; wenn es bisher noch immer gelungen war, trotz mancher heftigen Meinungskämpfe während des zweiten und dritten Jahrhunderts tiefer gehende und bleibende Spaltungen zu vermeiden: jetzt war über die Frage um die Person Christi ein Kampf ausgebrochen, der mit schrecklicher Schnelligkeit die Kirche in zwei feindliche Lager theilte und auch für die politische Entwicklung nicht nur der Romanen, sondern auch der Germanen, die uns später begegnen werden, verhängnißvoll geworden ist.

Der Presbyter Arius in Alexandrien, ein Mann von strengem asketischen Wandel, großer Gelehrsamkeit und scharfem Verstande, in griechischer Philosophie und Dialektik wohl bewandert, hatte die schon während des 3. Jahrhunderts vielfach behandelte theologische Frage über das Verhältniß „des Sohnes zum Vater" mit Energie neu aufgenommen, hatte dieselbe prinzipiell zu fassen und auf einen bestimmten, greifbaren Punkt zu fixiren gesucht, und war auf dem Wege der Dialektik zu dem Resultat gekommen, daß Jesus Christus, obwohl Gott, Gott im vollen Sinne und „vor der Zeit" entstanden, doch nicht „als ewig" anzusehen sei. Es habe ein „Einst" gegeben, wo er noch nicht war, und er selbst sei — vor Entstehung der Welt — durch einen Akt des Willens des Vaters geschaffen. Auf Grund dieser Theorie, die er in seiner Pfarr-

kirche unter großem Zudrange predigte, war er mit ſeinem Biſchof Alexander, der die gegentheilige Anſicht (etwa die ſpätere nikäniſche) lebhaft verfocht, etwa ſeit 318 oder 319 in einen theologiſchen Conflikt gerathen, der ſehr ſchnell die alexandriniſche Kirche in zwei Parteien theilte, die einander mit großer Heftigkeit befehdeten. Der Biſchof war endlich unbeſonnen genug, im Jahre 321 durch eine Synode der Biſchöfe von Aegypten und Libyen den Presbyter ſeiner Stellung entſetzen zu laſſen. Damit goß er aber Oel in die Flammen. Arius vertheidigte nicht allein ſeine Theorie in einer größeren Schrift; er dichtete auch populäre arianiſche Lieder, die allenthalben in das Volk eindrangen. Mit erſtaunlicher Schnelligkeit verbreitete ſich der Streit über die Provinzen des Orients. Die geſammte chriſtliche Welt des Oſtens, bis hinab in die letzten Schichten der ſogenannten arbeitenden Klaſſen, nahm für und wider Arius Partei; in und bei Nikomedia trat Biſchof Euſebius mit ſeinen Anhängern auf deſſen Seite. Und als ſich Conſtantin im Jahre 324 an der Spitze des geſammten Reiches fand, ſah er den Zwieſpalt zu einer furchtbaren Höhe entwickelt. Natürlich zur Freude der Heiden, welche ſpottend den Streit ſogar auf ihre Bühne brachten.

Jetzt, wo durch Conſtantins chriſtenfreundliche Politik die junge Kirche bereits mit dem römiſchen Reiche und dem römiſchen Staatsintereſſe innig verknüpft war, gewann der große dogmatiſche Kampf eine ganz andere Bedeutung als früher. Und es war nicht mehr zu vermeiden, daß die politiſchen Verhältniſſe, welche der Kirche ihre neue Stellung geſchaffen hatten, auch auf die nächſte Entſcheidung und den weiteren Verlauf des Streites den ſtärkſten Einfluß ausübten. Conſtantin wußte ſich auch der geſpaltenen Kirche gegenüber ſchnell zurecht zu finden. Mehr noch, wie es ihm jetzt und ſpäter gelungen iſt, bei ſcheinbar widerſpruchsvollem Verfahren mit ſicherer Hand ohne gewaltſame Erſchütterungen das Reich aus der heidniſchen in die chriſtliche Zeit hinüber zu führen, — ſo wurde es ihm jetzt auch möglich, die ſiegreiche Kirche nun ſeinerſeits zu beſiegen und zu feſſeln, ſie zu einem mächtigen Organ der Reichsgewalt zu geſtalten. Dazu benutzte er der Hauptſache nach eben die tiefe Spaltung der Kirche.

Sehr entſchieden gewillt, die vorhandenen Mißverhältniſſe auszugleichen, die Gegenſätze zu verſöhnen, die Einheit, wie des Reiches, ſo der Kirche feſtzuhalten, verſuchte er anfangs, durch eine Ermahnung zum Frieden, durch Abmahnung von „müßigem Streite über unerforſchliche Dinge", die Gemüther zu beruhigen. Aber dieſer Verſuch ſcheiterte gänzlich. Es zeigte ſich bald, daß — ſo ſchien es, nur auf der Grundlage eines feſtgeſtellten und allgemein angenommenen Lehrſatzes von der Sohnſchaft Chriſti die erwünſchte Einigung zu hoffen war. Conſtantin entſchloß ſich daher, die Streitfrage durch ein allgemeines Concil entſcheiden zu laſſen. Ein ſolches bot ihm zugleich den Vortheil, daß er dadurch mit den führenden Männern der chriſtlichen Welt des Oſtens unmittelbar in Beziehung treten konnte. So erſchienen denn auf Einladung des Kaiſers im Juni 325 in dem bithyniſchen Nikäa etwa

318 Biſchöfe; es waren meiſtens orientaliſche, nur 7 oder 8 aus dem Abendlande, auch Rom war nur durch zwei Presbyter vertreten. Mit den Biſchöfen waren ein zahlreiches prieſterliches Geleit und viele in der Dialektik erfahrene Laien in Nikäa erſchienen. Die Verſammlung dieſer Männer, von denen ſo viele die harte Zeit der Verfolgung tapfer und ehrenvoll beſtanden hatten; die in idealer Auffaſſung die Einheit und Geſammtheit der Kirche, und die neue Verbindung der Kirche mit dem römiſchen Weltreiche repräſentirte, war unleugbar eine großartige hiſtoriſche Erſcheinung. Bald aber ſollte es ſich zeigen, daß die Kirche ihre alte Selbſtändigkeit aufgegeben hatte, und daß die neue Zeit gekommen war, wo die kaiſerliche Gewalt auch auf die dogmatiſche Subſtanz und auf das innere Leben der Chriſtenheit ihren beſtimmenden Einfluß auszuüben begann. Raſch genug trat es zu Tage, daß der Kaiſer, obwohl er der Kirche auch noch nicht einmal äußerlich angehörte, doch der Mittelpunkt der Verhandlungen des Concils war. Hatte er, was nun das Recht der Krone blieb, den Ort und die Zeit des erſten großen „ökumeniſchen" Concils ſelbſtändig beſtimmt, ſo eröffnete er nun auch die Verhandlungen; es iſt üblich geblieben, daß ſpäter die Kaiſer, wenn ſie nicht ſelbſt erſchienen, ihre Commiſſare zur Leitung der Concile abordneten. Auf die letzte Entſcheidung des großen dogmatiſchen Kampfes, der zu Nikäa ausgetragen werden ſollte, übte Conſtantin den fühlbarſten Einfluß aus. Es hatten ſich bald drei Hauptgruppen kenntlich geſondert. Auf der einen Seite führte Arius die nicht allzu große Zahl ſeiner ſtrengeren Anhänger. Dieſen gegenüber ſtand die ebenfalls nicht übermäßig zahlreiche Schaar der Männer, welche in dem ſpaniſchen Biſchof Hoſius von Corduba und in dem jungen Diakonus des Biſchofs von Alexandrien, in dem hochbegabten, enthuſiaſtiſchen, genialen Redner Athanaſius, dem impoſanteſten Repräſentanten der Orthodoxie dieſer Zeit und dem erſten der großartigen „hierarchiſchen" Charaktere, welche die alte Kirche hervorgebracht hat, ihre Führer fanden. Dieſe Partei vertrat die Idee „von der Ewigkeit des Sohnes", zugleich von der „ewigen Zeugung des Sohnes"; „ſofern der Sohn von Ewigkeit her gezeugt ſei, ſollte die Abhängigkeit, Bedingtheit, Endlichkeit ſeines Weſens als eines Gezeugten in der Ewigkeit ſeines Seins wieder aufgehoben werden". Das unergründliche Geheimniß von der gleichen Ewigkeit des Vaters und des Sohnes wollte dieſe Partei durch das (nicht bibliſche) Wort „Homouſios" (weſensgleich) ausgedrückt wiſſen. Zwiſchen beiden Parteien ſtand die Maſſe der minder Entſchiedenen, die (wie die Anhänger des Euſebius von Nikomedia) zum Theil mehr nach der arianiſchen Seite neigten, im Allgemeinen aber mehr mit einem allgemeiner gehaltenen Glaubensbekenntniß ſich hätten begnügen mögen. Die Debatte darüber begann und erhitzte ſich immer mehr. Endlich kam durch den Einfluß des Kaiſers die Entſcheidung. Conſtantin hatte eine Zeit lang ſich den Arianern genähert. Schließlich trug es jedoch die entſchloſſene Partei der Homouſianer davon, deren einer Führer, Hoſius von Corduba, ohnehin ſchon ſeit Jahren ihm perſönlich nahe ſtand. Conſtantin

erklärte ſich für die Formel „Homouſios"; ſie wurde mit einigen entſprechenden Zuſätzen in das „Symbol von Nikäa" aufgenommen. Aber nur ungern entſchloß ſich die Maſſe der Verſammelten, die Formel zu unterſchreiben, welche immer nur die dogmatiſche Theorie einer Minorität geweſen war. Hier wirkte nun der kaiſerliche Einfluß ſehr beſtimmt. Conſtantin hat die Maſſe der Schwankenden beſiegt durch ſeine kluge Liebenswürdigkeit, Geduld, Demuth, Bitte und feſſelnde Rede. Die Zäheren dagegen, ſelbſt der nikomediſche Euſebius, widerſtanden nicht weiter, als kaiſerliche Ungnade und Abſetzung von ihren geiſtlichen Stellen drohend in der Ferne gezeigt wurde. Nur Arius und zwei ägyptiſche Biſchöfe verweigerten ſtandhaft ihre Unterſchrift.

Für die Kirche wurde nunmehr der Begriff der „Homouſie" der charakteriſtiſche Ausdruck für das aceeptirte Verhältniß des Sohnes zum Vater. Nur daß dieſe Theorie, welche in vollendet abſtrakter Weiſe ſich dabei an das Bild des Lichtes und des Lichtabglanzes hielt, noch weit davon entfernt war, wirklich durchzudringen; nur daß die Kirche, das Reich, die deutſchen Nachbarvölker, welche das Chriſtenthum allmählich ergriff, erſt an der Schwelle langer und überaus erbitterter Kämpfe ſtanden. Nach dieſer Richtung war es ein böſes Zeichen des ſchonungsloſen Eifers der Parteileidenſchaft und des nach Austoben der Verfolgungsſtürme bedauerlicher Weiſe immer raſcheren Schwindens der alten Brüderlichkeit, daß nicht allein während des Concils gar viele der Biſchöfe wider einander bei Conſtantin Anklageſchriften eingereicht hatten, die der Kaiſer freilich vernichten ließ, ſondern daß auch die große Verſammlung mit einem Akt ſchroffſter Härte geſchloſſen wurde. Denn mit der Ablehnung der Theorie des Arius, deſſen Schriften der Vernichtung verfallen ſollten, wurde eine Verfluchungsformel verbunden. Und wie Arius, die beiden zu ihm bis zuletzt haltenden ägyptiſchen Biſchöfe, und einige Presbyter abgeſetzt und nach Illyrien verwieſen wurden, ſo mußten auch die Biſchöfe Euſebius von Nikomedien und Theognis von Nikäa, welche das Anathema zu ſanktioniren ſich weigerten, in das Exil nach Gallien ziehen. Der Kaiſer begab ſich dann zu mehrmonatlichem Aufenthalt nach Rom, wo er im Sommer 326 ſeine Vicennalien mit großem Pompe feierte.

Conſtantin ſelbſt, der als der eigentliche Sieger aus dieſer weltgeſchichtlichen kirchlichen Kriſis heraustrat, erſchreckte gleich nachher Chriſten wie Heiden durch die dunkelſten Thaten ſeines Lebens, deren Geneſis und Verlauf freilich niemals vollſtändig ans Licht getreten iſt. Sicher war nur, daß ziemlich ſchnell nach einander auf des Kaiſers Befehl zuerſt ſein trefflicher älteſter Sohn, Prinz Criſpus, der Liebling des Volkes und der Armee, in dem dalmatiniſchen Pola (etwa im Sommer 326) getödtet, dann aber nicht ſehr lange nachher des Kaiſers Gemahlin Fauſta in einem heißen Bade erſtickt worden iſt. Es ſcheint, daß Conſtantin, als deſſen ſtärkſte Leidenſchaft rückſichtsloſe Herrſchſucht hervortritt, auf ſeinen glänzenden Sohn eiferſüchtig geworden war. Es iſt möglich, daß in Erinnerung an die

noch unvergessene diokletianische Aera und deren Erbfolgesystem Prinz Crispus bei Gelegenheit der Vicennalien seines Vaters an Diokletians und Maximians Abdankung nach zwanzigjähriger Herrschaft erinnert hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Mißverhältnisse zwischen Vater und Sohn und die Erbitterung des Kaisers durch böswillige Zwischenträger, namentlich aber durch eine Intrigue der für ihre Söhne arbeitenden Kaiserin Fausta, bis zu dem Grade gesteigert wurden, daß endlich entsetzliche Frevel nicht mehr zu hindern waren. Als dann nach des Crispus und des eilfjährigen Licinius, (Constantins Neffen) schnöder Beseitigung die Leidenschaft des Kaisers verflogen war und wilde Reue sich einstellte, da, so scheint es, war es wieder der Einfluß der fast 80jährigen Kaiserin-Mutter Helena, der den Kaiser bestimmte, die blutige Intrigue und seine persönliche Schuld an der schuldvollen Fausta, und wahrscheinlich auch an manchen dem Hofe nahe stehenden Theilnehmern dieser furchtbaren Episode durch rücksichtslose, sultanische Justiz zu rächen. Aber keine Reue und keine Rachethat konnte die jämmerliche Thatsache gut machen, daß er den besten Mann seines Hauses aus dem Wege geräumt, daß er die Zukunft seines Hauses und des Reiches nunmehr wesentlich auf Faustas Söhne verwiesen hatte.

Die älteste der in diese Schreckensgeschichte verflochtenen Persönlichkeiten, die alte Helena, verschwand bald ganz von dem Schauplatze. Die hochbejahrte Dame trat wohl noch im J. 326 eine längere Reise nach dem gelobten Lande an, wo sie, so heißt es, bei der Entdeckung der Grabstätte und des wahren Kreuzes Christi mitwirkte, Kirchen auf den heiligen Stätten gründete, und sehr zahlreiche Reliquien sammelte. Wie lange nach ihrer Rückkehr an den Hof sie gestorben ist, steht allerdings dahin.

Dagegen lenkte Constantin persönlich die schaudernde oder zornige Aufmerksamkeit der Zeitgenossen sehr bald von den blutigen Bewegungen an seinem Hofe ab durch diejenige That seiner Regierung, die neben seiner Anerkennung der christlichen Kirche für die gesammte Folgezeit bis auf unsere Tage als die bedeutungsvollste sich erwiesen hat: nämlich durch die Gründung einer neuen Welthauptstadt. Die historische Forschung unseres Zeitalters nimmt als sicher an, daß Constantin mit einer gewissen unabweisbaren Nothwendigkeit dahin getrieben wurde, an Stelle der alten Stadt des Romulus und des Augustus sich eine neue Residenz zu schaffen. Constantin zog in seiner genialen Weise für das Römische Reich auf allen Punkten die Summe der ungeheuren Veränderungen, welche seit einem Jahrhundert sich eingeleitet und in weitem Umfange bereits durch Diokletian ihr Recht erhalten hatten. Wie die alte Siebenhügelstadt schon längst nicht mehr als geeignet erkannt war, um das Reich militärisch und administrativ zu überwachen: so konnte sie noch weniger die Welthauptstadt bleiben, seit einerseits die Dyarchie und die letzten republikanischen Velleitäten des Senats dem bureaukratischen Absolutismus Platz gemacht, seitdem andrerseits das Kreuz thatsächlich den Sieg über die Olympier davongetragen hatte. Für den Mittel-

punkt des nach neuen Ordnungen zu regierenden Reiches brauchte Conſtantin einen völlig neuen Boden; wie ein geiſtreicher Kenner dieſes Zeitalters es ausgedrückt hat, „eine traditions- und vorausſetzungsloſe Reſidenz und Einwohnerſchaft, die ihm Alles verdankte, ſich nur auf ihn bezog, die für ſo vieles Neue in Staat und Geſellſchaft das Gefäß abgeben konnte". Wahrhaft genial zeigte ſich Conſtantin, — hierin mit Alexander bei der Gründung der griechiſchen Seehauptſtadt von Aegypten zu vergleichen, — in der Auswahl des Platzes ſeiner neuen Reſidenz, wodurch die Penſionirung Roms endgiltig ſanktionirt worden iſt. Und die Bewunderung vor ſeinem Scharfblick wird dadurch nicht getrübt, daß der Gewaltige nicht ſofort, ſondern erſt nach einigem Schwanken zwiſchen verſchiedenen anderen Punkten der Oſthälfte des Reiches ſich entſchloß, ſein „neues Rom" an den Geſtaden des Goldenen Hornes und des Bosporus zu erbauen, und damit zunächſt auch äußerlich den neuen illyriſchen Kernländern des Reiches, die jetzt vollſtändig an die Stelle von Italien getreten waren, „die Ehrenkrone" zu verleihen. Soldaten, Hiſtoriker und Geographen wetteifern in unſerer Zeit, die impoſanten Vortheile im Einzelnen nachzuweiſen, welche die Halbinſel zwiſchen der Propontis, dem Bosporus und dem ſüdlichen Ufer des Goldenen Hornes in militäriſcher, in politiſcher, in kommerzieller Beziehung nicht nur für ſich, ſondern auch für die kraftvolle Zuſammenhaltung eines großen, über drei Welttheile ausgeſpannten Reiches darbietet. Die ganze weitere Geſchichte ſelbſt, die wir hier noch zu erzählen haben, wird uns zeigen, wie zunächſt die Offenſiv- und Defenſivkraft der illyriſchen Provinzen, die bisher weſentlich auf Sirmium, Adrianopel und namentlich auf Theſſalonike geſtellt war, durch die neue Rieſenfeſtung am Goldenen Horne, mit ihren von der Mündung des Bosporus in den Pontus bis ſüdwärts zur Inſel Tenedos reichenden Außenlinien mindeſtens verdreifacht, wie aber weiterhin die Exiſtenz eines byzantiniſchen Reiches bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts ganz vorzugsweiſe durch die ungeheure Stärke dieſer durch Conſtantin neu geſchaffenen Centralſtellung gerettet worden iſt. Und unſer eigenes Zeitalter hat es erlebt, wie bedeutende Elemente dieſer defenſiven Stärke das byzantiniſche Conſtantinopel auf das osmaniſche Stambul vererbt hat.

Wenden wir uns den hiſtoriſchen Details zu. Sobald Conſtantin ſich einmal entſchloſſen hatte, die neue Welthauptſtadt an den Ufern des Goldenen Hornes zu begründen, ſo konnte er ſich unmöglich mit dem ſchmalen Raume der alten griechiſchen Mittelſtadt Byzantion auf der Oſtſpitze jener Halbinſel begnügen. Die Erweiterung aber derſelben zu einer majeſtätiſchen Weltſtadt konnte bei der Natur des Terrains nur nach der thrakiſchen Seite hin ſtattfinden. Es wurden daher die Ringmauern von Byzanz auf der Weſtſeite abgebrochen. Die neue Stadt ſollte den Raum einnehmen, der ſich von der alten Stadtgrenze aus noch 15 Stadien (45 Minuten) weiter weſtwärts mit raſch zunehmender Breite zwiſchen den Fluthen der Propontis und des Goldenen Hornes ausdehnt. Die neue Ringmauer, welche die

Stadt gegen ihre Campagna abschloß, wurde bis zu der Gegend des heutigen Blangaboſtan vorgeſchoben. Als ſogenannter Gründungstag der neuen Welthauptſtadt gilt der 4. November des Jahres 328 n. Chr. Es war der Tag, wo nach Vollziehung mehrfacher Weihungen und ſymboliſcher Handlungen der Kaiſer in eigener Perſon, einen Speer in der Hand, den Lauf der neuen Ringmauer bezeichnete und den Grundſtein legte. Die alten und die neuen Theile zuſammen erhielten damals den Umfang von $2^1/_5$ geographiſchen Meilen. Von den ſieben Hügeln, welche Conſtantinopel ſpäter im 5. Jahrhundert bedeckte, gehörten ſchon fünf zu der Stadt, welche der Kaiſer damals ſchuf. Deren erſter, auf dem alten Stadtboden, ſollte das neue prachtvolle Kaiſerſchloß am Bosporus tragen.

Zu Conſtantins ſtärkſten, nicht bloß am Bosporus bewährten, Leidenſchaften gehörte die Bauluſt, in welcher er vielleicht den alten Trajan noch übertraf und dem Hadrian mit Erfolg nacheiferte. Daher betrieb er denn ſowohl den Bau der neuen Ringmauer, wie den der zahlreichen öffentlichen Nutz- und Prachtbauten, mit ſolcher Energie und mit ſo fieberhaftem Feuer, daß die ſogenannte „Einweihung" der neuen Stadt, die bereits den volksthümlichen Namen Conſtantinopel gewonnen hatte, ſchon am 11. Mai 330 feierlich begangen werden konnte. Viele der Großbauten freilich, deren Anlage ſo ſehr überhaſtet wurde, bedurften theils früh genug koſtſpieliger Reparaturen, theils wurden ſie erſt während der folgenden Regierung wirklich vollendet. Der 11. Mai aber galt ſeit dieſer Zeit offiziell als der „Geburtstag" von Conſtantinopel und wurde von den Einwohnern alljährlich feſtlich begangen. Die Einweihung ſelbſt, welche Conſtantin perſönlich leitete, beſtand aus einer Reihe großer Feſtlichkeiten, bei denen heidniſche Formen, magiſche Begehungen und chriſtliche Riten in einer für des Kaiſers eigenthümliche, innere Zwitterſtellung zwiſchen „Hellenismus" und Chriſtenthum höchſt charakteriſtiſchen Weiſe einander durchkreuzten. Den Abſchluß der Feſtlichkeiten bildeten nach herkömmlicher Weiſe großartige Cirkusſpiele, die in den folgenden byzantiniſchen Jahrhunderten ſpeciell auf dieſem neuen Boden für das ſpätere Parteiweſen noch in ganz anderem Sinne eine klaſſiſche Bedeutung gewinnen ſollten, als zu Rom oder ſelbſt zu Antiochia. Unter den vielen architektoniſchen Schöpfungen in der neuen Weltſtadt ſind manche für die Geſchichte der folgenden Zeit ſehr bedeutungsvoll geworden. Zunächſt hatte man die concentrirte Pracht und, freilich nur im Sinne dieſes Zeitalters, auch die künſtleriſche Schönheit hauptſächlich in der Oſthälfte von Conſtantinopel zu ſuchen. Auch für unſere Geſchmacksrichtung wahrhaft impoſant wirkte wohl nur die Geſammterſcheinung der neuen Stadt, wie ſie auf ihren Hügelterraſſen inmitten einer grünen, wunderbar ſchönen Landſchaft aus den blauen Fluthen emporſtieg, die ſie auf drei Seiten umſchloſſen. Sonſt aber ſcheint im Allgemeinen der Charakter dieſer neuen byzantiniſchen Pracht ein überaus bunter und unruhiger geweſen zu ſein; und mit dieſer Richtung in Styl und Dekoration der Bauwerke, wo ſich noch kein

bestimmter, am wenigsten ein reiner und geläuterter Geschmack wieder ausgebildet hatte, stimmte nur zu sehr die Neigung zur Ueberladung, und zu wahrhaft massenhafter Anhäufung plastischen Schmuckes, den der Kaiser aus der gesammten klassischen Welt nach dem Bosporus zusammentrug. Abgesehen nun von den gewaltigen, im Laufe der folgenden Jahrhunderte wiederholt noch erheblich ausgedehnten und verstärkten Festungswerken, mit welchen Constantin seine Stadt umgürtete, so wurde die östliche stumpfe Spitze des byzantinischen Dreiecks die Basis des neuen Kaiserschlosses: von da bis auf diesen Tag ein schicksalsschwerer Platz für eine halbe Welt. Wie das Serai der Osmanen, so wird auch dieses Schloß. als ein ausgedehntes System mannichfaltiger Prachtgebäude mit Gärten, mit zahlreichen inneren und äußeren Höfen, mit den Amtswohnungen vieler vornehmer Beamten, mit großen Hallen für die verschiedenen Abtheilungen der Schloßgarde, der Schloßpolizei und der Hofdienerschaft zu denken sein. Von hier aus brauchte man nun beinahe fünf Viertelstunden, um durch das westlichste Festungsthor, das sogenannte Goldene Thor, die Campagna zu erreichen. Der architektonische (obwohl nicht genau der mathematische) Mittelpunkt der Stadt war das kolossale Constantinische Forum auf der Mitte der Linie, welche früher die Ringmauer von Byzanz auf der Landseite beschrieben hatte. Dieser riesenhafte Markt war durch drei große Prachtstraßen mit dem Schloß verbunden, welche ihrerseits mehrere der wichtigsten Punkte der neuen Stadt mit einander verbanden. Die südlichste dieser Linien berührte den gewaltigen, zum Theil auf starken Substruktionen ruhenden, Hippodrom (jetzt der osmanische Atmeidan,) — später wiederholt der Schauplatz und Ausgangspunkt der wildesten Parteibewegungen. Die mittlere Linie passirte in der Nähe des Schlosses die neue Irenenkirche, die unter Constantius II. ihren Namen an die seit 343 der „heiligen Sophia", d. h. der „Weisheit Christi" zu Ehren ausgebaute, mit ihr verbundene, Sophienkirche abtrat, und den Senats- und Justizpalast; weiter aber das Augustäum, nämlich den großen Platz, ein längliches Viereck, mit Säulenhallen umgeben, mit der Porphyrstatüe der Kaiserin-Mutter Helena und mit einer Nachbildung des goldenen Meilenzeigers in Rom: von hier nahmen jetzt die Meilenzahlen der großen Reichsheerstraßen ihren Anfang. Die nördliche Linie endlich folgte dem Laufe des Goldenen Hornes. Unter den Bauten dagegen in der westlichen Hälfte der Stadt wurde, ehe die auch dort entstandenen kaiserlichen Paläste zu ihrer historischen Bedeutung gelangt sind, von speciellem Interesse die neue Apostelkirche, die erst durch Justinians I. riesige Sophienkirche gänzlich verdunkelt worden ist. Aus buntem Marmor aufgeführt, hochgewölbt, (wahrscheinlich ein griechisches Kreuz mit Kuppel), die Decke ganz mit Gold bedeckt, auch die äußere Bedeckung aus vergoldetem Erz; frei stehend inmitten eines großen Hofes, den von allen Seiten Hallen, kaiserliche Säle, Wächterwohnungen umgaben: so wurde diese Kirche, wo der Thron des Kaisers neben dem Sitze des Bischofs aufgestellt war, nunmehr das Mausoleum der römischen Kaiser, zunächst der

Constantiner, welche im Orient residirten, und zugleich der Bischöfe der neuen Weltstadt. Wenn nun Constantin seine neue Stadt nicht nur mit imposanten Kirchen, sondern auch mit Göttertempeln ausstattete, so zeigte er nach der Ueberlieferung die Parität, — und für seine Person die mit innerer religiöser Neutralität, mindestens mit kenntlicher Unklarheit verknüpfte Neigung, alle geistigen Mächte seiner Zeit mit sich und seinen Schöpfungen in nächste Beziehung zu setzen, noch frappanter auf andere Weise. Noch heute zeigt Stambul eine merkwürdige Ruine aus dieser Zeit, die sogenannte „verbrannte Säule". Es ist (soweit die Zerstörung durch Sturm und Blitz am 5. April 1101 übrig gelassen hat) der Rest eines riesigen, fast 33 Meter hohen, Monolithen von Porphyr aus der ägyptischen Thebais, welchen Constantin damals auf dem Mittelpunkt seines Forums aufstellte. Der Platz wurde schnell genug Objekt eines phantastischen Kultus; denn nicht allein soll der Kaiser unter der (etwas über 6 Meter hohen) aus weißem Marmor bestehenden Basis der Säule das heimlich entführte Palladium der Stadt Rom verborgen haben. Die Säule selbst trug auf ihrer schwindelnden Höhe einen bronzenen, antiken Koloß des Apollo; aber der Kaiser hatte den Kopf des Sonnengottes durch seinen eigenen Portraitkopf ersetzen lassen, und zugleich in dem Koloß ein Stück des wahren Kreuzes Christi verborgen. Wir bemerken endlich noch, daß die Straßen der Stadt am Abend durch Lampen tageshell beleuchtet waren.

Mit der Gründung der neuen Stadt waren nun natürlich von Anfang an die mächtigsten Rückwirkungen auf einen großen Theil der sozialen Zustände dieses Zeitalters verbunden. Im Zusammenhange mit den zahlreichen Bauwerken, welche der Kaiser in andern Theilen des Reiches aufführen ließ, erhielt natürlich die Thätigkeit aller möglichen Klassen von Bauhandwerkern und Bautechnikern, erhielt der Betrieb der verschiedensten Künste, und die Ausbeutung der edlen Steinbrüche auf der ganzen Linie vom Taygetos bis nach Prokonnesos und Synnada, und wieder bis zum Rothen Meere und den Granitfelsen bei Syene eine neue, frische und gewaltige Anregung. Dagegen war bei der bereits sehr fühlbaren materiellen Erschöpfung der antiken Welt die neue Blüthe der Weltstadt am Goldenen Horn nur auf Kosten eines erheblichen Theils namentlich der östlichen Provinzen zu erzielen. Die für die neuen Schöpfungen nöthigen außerordentlichen Kosten waren allerdings ihrer Natur nach nur vorübergehender Art; man hat sie auf 60 Millionen Francs berechnet. Dagegen konnte eine starke Bevölkerung von Constantinopel nur durch Entvölkerung namhafter Theile des Reiches geschaffen werden. Denn das Abströmen zahlreicher Bürger und Bauern nach dem Bosporus konnte jetzt zu Hause entweder gar nicht mehr, oder doch nur durch Aufnahme fremder Barbaren in den Reichsverband gedeckt werden. Um aber seine Schöpfung möglichst schnell durch ein neues Volk zu beleben und zahlreiche Ansiedler zur Uebersiedelung zu locken, wandte Constantin alle möglichen Mittel und Begünstigungen an. Nicht nur daß Constantinopel als Gemeinde mit allen Rechten und Privilegien der alten Welthauptstadt

an der Tiber begabt wurde und mit dem „italiſchen Rechte“ die Befreiung von Reichsſteuern erhielt, ſo ſtellte der Kaiſer auch den einzelnen Anſiedlern namhafte Vortheile in Ausſicht. Zu letzteren gehörten leider auch die ſchlimmſten ſtaatswirthſchaftlichen Gewohnheiten des kaiſerlichen Rom. Denn für die ärmere Bevölkerung wurden auch hier die heilloſen römiſchen Spenden an Korn, Wein, Fleiſch und Oel in Ausſicht geſtellt. Dieſelben ſind ſeit dem 18. Mai 332 dauernd in Gang gekommen und erreichten allmählich eine ſolche Höhe, daß man ſpäter 80,000 Perſonen zählte, die täglich von Staatswegen Brod erhielten. So ſammelte ſich denn ſchnell genug neben dem Hofe, neben der Beſatzung und den großen Reichsbureaus, neben den Großen des Reiches, neben zahlreichen wohlhabenden Bürgern und einer beſſer ſituirten „arbeitenden Klaſſe“ auch ein künſtlich produzirter Pöbel, der das römiſche Schlagwort „Panem et Circenses“ nach dem Goldenen Horn verpflanzte, und an Grauſamkeit, Wildheit, an Neigung zu Unruhen und zu Brandſtiftungen mit jenem der älteren großen lateiniſchen und helleniſtiſchen Centralplätze erfolgreich wetteiferte. Während aber der ſchnell ſich ausbildende, mächtige Verkehr der neuen Weltſtadt auf die nähere Umgebung ſehr günſtig wirkte, war und blieb es die Sorge der Kaiſer und des Großhandels, wie früher nur Rom, ſo jetzt auch Conſtantinopel ſtets zu rechter Zeit mit billigem Korn zu verſorgen. Aſia und Syrien und vor Allem das Nilthal kamen hier ſehr weſentlich in Betracht. Nach Conſtantins Verordnung wurde ein Theil der ägyptiſchen Naturalabgaben zur regelmäßigen Verproviantirung der neuen Stadt beſtimmt. Theils unter den Lockungen, die damals wie heute ſolche Großſtädte ausüben, theils unter dem Drucke der ſpäteren politiſchen, namentlich der kriegeriſchen Ereigniſſe, nahm die Einwanderung nach Conſtantinopel mit jeder Generation immer energiſcher zu; ſchon zu Anfang des fünften Jahrhunderts hatte die Stadt mehr als ½ Million Einwohner. Die Provinzialſtädte empfanden außer Anderem namentlich das Uebertreten vieler Dekurionen in den Rath der neuen Hauptſtadt ſehr ſchmerzlich.

Ein anderes Moment wurde namentlich in den helleniſchen Provinzen ſehr bitter empfunden. Conſtantin war unabläſſig bemüht, ſeine neue Schöpfung einerſeits in allen Stücken zu einem Abbild Roms zu geſtalten, andererſeits aber möglichſt prachtvoll zu dekoriren. Nach jener Richtung wurde in Conſtantinopel mit dem ganzen Gerüſte der ſtadtrömiſchen Beamtungen in dem Stadtrath der neuen Reſidenz zugleich ein neuer Senat hergeſtellt. Dieſer Senat, der bei den prächtigen kaiſerlichen Schauſtellungen doch nicht fehlen durfte, verhielt ſich zu den Curien der öſtlichen Provinzen nun (ähnlich wie für den Weſten, bei freilich koloſſalen hiſtoriſchen Traditionen, der römiſche) in dieſer neuen Zeit als der höchſte und angeſehenſte Stadtrath des Oſtens — mit höheren Ehren und geringeren Laſten, als die unglücklichen Dekurionen der Landſtädte. Ein gewiſſes Maß municipialer Juriſdiction, die übliche Laſt hoher ſtädtiſcher Aemter, die nicht minder altherkömmliche Plage der „Leiturgien“ der öffentlichen Spiele; dann die Ehren-

auszeichnung, daß (wie an den römischen, so auch) an diesen Senat, gleichsam als an eine Art Repräsentation der Bevölkerung des Reiches, die neuen kaiserlichen Gesetze und Verordnungen zuerst mitgetheilt wurden: das etwa waren die Auszeichnungen dieses Senats, den nachmals noch Kaiser Julian wesentlich in allen Stücken mit den Rechten und Privilegien des römischen begabt hat.

Viel empfindlicher aber wurde die plastische Dekoration der Hauptstadt für das feinste Geistesleben der Hellenen. Constantinopel sollte in großartigster Weise mit ächten Kunstwerken geschmückt werden. Da solche in dieser Zeit nicht mehr herzustellen waren, so griff der Kaiser in einer in der That barbarischen Weise zurück zu der alten Praxis der republikanischen Prokonsuln und der Agenten des Nero. Er ließ durch seine Beamten namentlich in den griechischen Provinzen überall, theils aus verlassenen oder entbehrlichen Tempeln, theils aus anderen geweihten Stätten des Landes, theils aus der Fülle der noch immer an Kunstwerken verschiedenster Zeiten überreichen griechischen Städte, massenhafte Kunstschätze nach Constantinopel führen, wo sie nun theils ohne Weiteres, theils mit oft sehr willkürlichen Umformungen, zur Dekoration der neuen Plätze und Prachtbauten verwendet worden sind. Auch hierbei verleugnete sich die Richtung des Kaisers und seiner Zeit sowohl auf das Massenhafte, — selbst auf Kosten des reinen Geschmacks und der bewußten Wirkung des einzelnen Kunstwerkes, — wie auf Neutralisirung des Antiken und des damals Modernen, nämlich des Christlichen, nicht. Anhäufungen großer Massen von Bildwerken (man fand unter Anderem später an der Sophienkirche volle 427 Statüen aller Art und Zeit zusammengestellt,) Degradirung alter historisch geweihter Stücke, wie des im Hippodrom aufgestellten platäischen Siegesgeschenks der Panhellenen aus Delphi, zu müßigen Dekorationen, Verwendung antiker Kunstwerke zu christlichen Zwecken, sind weitere charakteristische Momente bei dieser großartigen Verpflanzung künstlerischer Alterthümer nach dem neuen riesigen Museum am Bosporus.

Obwohl nun die Gunst der Lage, der Kaiser, und die politischen Verhältnisse gemeinsam dahin gewirkt haben, ein rasches Aufblühen der neuen Reichshauptstadt zu ermöglichen, so hat es doch sehr lange gedauert, bis die alten großen Centralpunkte der antiken Welt ihre Rivalität gegen diesen „Parvenü unter den Städten" aufgaben. Obwohl Constantinopel schnell genug ein wesentlich griechisches Gepräge angenommen hat, so hat es doch erst in den späten Zeiten der Paläologen den Rest der griechischen Welt so ausschließlich vertreten, wie heute etwa Paris Frankreich. Dagegen machte sich noch mehrere Menschenalter hindurch Seitens der übrigen Großstädte ein starker litterarischer, sozialer, politischer und namentlich kirchlicher Gegensatz geltend. Die Universitäten Alexandria und Athen standen in dauernder Rivalität gegen die neue Universität Constantins auf dem byzantinischen Capitol, der gegenüber Athen erst seit des zweiten Theodosius Zeit den kürzeren

zog. Die ſoziale und politiſche Machtſphäre der neuen Hauptſtadt wurde noch lange im Orient durch Antiochia und Alexandria fühlbar eingeengt. Und namentlich in Sachen der kirchlichen Verhältniſſe ſtieß jeder Verſuch der byzantiniſchen Biſchöfe auf Gewinnung eines anerkannten Primats noch lange auf zähen Widerſtand. Dieſes ſo ſehr, daß die helleniſchen Kirchen noch bis zum 8. Jahrhundert in bewußtem Gegenſatz zu Byzanz — feſt zu Rom hielten, und daß gar manche der grimmigen dogmatiſchen Kämpfe, welche dem Ausleben des Arianismus folgten, ihren beſtimmenden Charakter eigentlich der harten Rivalität zwiſchen den fürſtlichen Kirchenſitzen am Nil und am Goldenen Horn verdankten.

Die Vorliebe des Kaiſers Conſtantin für architektoniſche Schöpfungen machte ſich, ſoweit es ſich nicht um die neue Hauptſtadt handelte, außer Anderem namentlich auch in Anlage der kirchlichen Bauten bemerkbar, die unter ſeiner Hand emporwuchſen, je mehr ſeine Gunſt mit den Jahren der chriſtlichen Kirche ſich thatſächlich zuwandte. Ueberhaupt aber macht ſich jetzt der Einfluß des Chriſtenthums auch auf die Kunſtübung in verſchiedenſter Weiſe ſehr beſtimmt fühlbar. Die ungeheure geiſtige und ſittliche Veränderung, welche durch das ſiegreiche Durchdringen und ſpäter durch die Alleinherrſchaft der Kirche in dem inneren und äußeren Leben der antiken Welt in der Uebergangszeit bis zu dem Obſiegen der Germanen und bis zu dem Uebergange der griechiſchen Hälfte des Reiches in den Byzantinismus hervorgerufen wurde, hat mit und neben der Kirchenbaukunſt auch ſonſt vielfache Spuren in den künſtleriſchen Schöpfungen dieſer und der folgenden Zeiten zurückgelaſſen. Dieſes um ſo mehr, weil die alte Kunſt ſchon ſeit mehreren Jahrzehnten auf neuen Bahnen ſich verſucht hatte.

Die Kunſt, ſchwankend und unſicher ſchon zur Zeit der Antonine, nahm ſeit deren Epoche mancherlei fremdartige Elemente in ſich auf und verfiel einem mehr und mehr „willkürlichen“ Betriebe. Es machte ſich dabei das Streben nach einer prunkvoll dekorativen Wirkung in ſteigendem Maße geltend. Nur das Aeußerliche des Scheines wurde erſtrebt, während das Gefühl für lebendige Durchdringung der Form abzuſterben begann. Das dritte Jahrhundert, welches ſich zunächſt noch in den Bahnen und der Richtung des zweiten zu bewegen fortfuhr, bezeichnet bereits die in ſolcher Weiſe ſich kundgebende, immer fühlbarere Entartung, der Beginn aber des vierten Jahrhunderts die nothwendig folgende raſche Verarmung des künſtleriſchen Vermögens. „Schwere und Erſtarrung im Ganzen des Kunſtwerkes, kümmerliche Dürftigkeit in ſeinen Einzelheiten ſind das letzte Ergebniß, obgleich allerdings nicht zu überſehen iſt, daß inmitten des Verfalls Elemente neuer, einer künftigen Zeit vorbehaltener Entwicklungen ſich kundgeben.“ Dabei zeigt ſich in der Architektur namentlich der Gewölbe- und Bogenbau im ſiegreichen Kampfe gegen die alten Formen griechiſcher Tempelbauten. In des großen Conſtantins Zeit endlich reihen ſich an die ausgehende heidniſche nun eben in kenntlicher Weiſe die Anfänge der chriſtlichen Kunſt.

Eine lebhafte Umbildung des römischen Architekturstyls hatte sich dabei in den orientalischen Provinzen ergeben, wo der asiatische Geist sich aufs Neue zu regen begann, und sich in einer Entfaltung von prunkendem Schimmer und phantastischer Laune zu entfalten suchte.

Während in Kleinasien das dominirende Griechenthum diese neue Richtung noch immer in Schranken hielt, nahm die römisch-asiatische Architektur ihren größten Aufschwung in Syrien, namentlich in Heliopolis (Baalbek) und in Palmyra, zur Zeit der kurzen und staunenswerthen Blüthe dieser Oasenstadt. Von ihren Bauten sind noch ansehnliche Ruinen erhalten. Die Trümmer von Palmyra, Tempel und Höfe, mächtige Säulengänge durch die Stadt, Bogenpforten und thurmartige Grabmonumente, zeigen im Ganzen eine ruhigere Pracht. „Das dekorative Gesetz macht sich in reicher Entwicklung geltend, man findet geschmückte bauchige Friese, Consolen an den Säulenschäften, zum Tragen für Bildsäulen bestimmt u. dgl. m., aber die großen Linien herrschen vor. In der Bogendekoration, wo Pfeiler und Bögen durchweg mit Ornamentfüllungen versehen zu sein pflegen, ist hiermit eine eigenthümliche, verhältnißmäßig noch edle Wirkung erreicht." In den Tempeln und Tempelhöfen dagegen von Heliopolis sondern und scheiden sich die Massen, im Ganzen wie im Einzelnen, gern in ein buntes Nischenwerk, zu dessen Dekoration die antiken Architekturformen in mannichfachster, oft willkürlichster Weise verwandt werden. „Hier ist Alles auf phantastische, überraschende, die Sinne einigermaßen verwirrende, Wirkungen abgesehen."

Petra im römischen Arabien, in engem Felsenterrain erblüht, hat eine erhebliche Anzahl von Monumenten, welche zum Theil im Freibau ausgeführt waren, zum Theil ebenfalls, so namentlich die Grabfaçaden, aus dem Fels gemeißelt sind. Sie erscheinen zumeist als phantastisch barocke Compositionen, welche die antiken Bautheile in willkürlicher Weise für abenteuerliche Wirkungen verwenden: einige noch in brillanter Durchbildung, andere schon in entartet roher Behandlung.

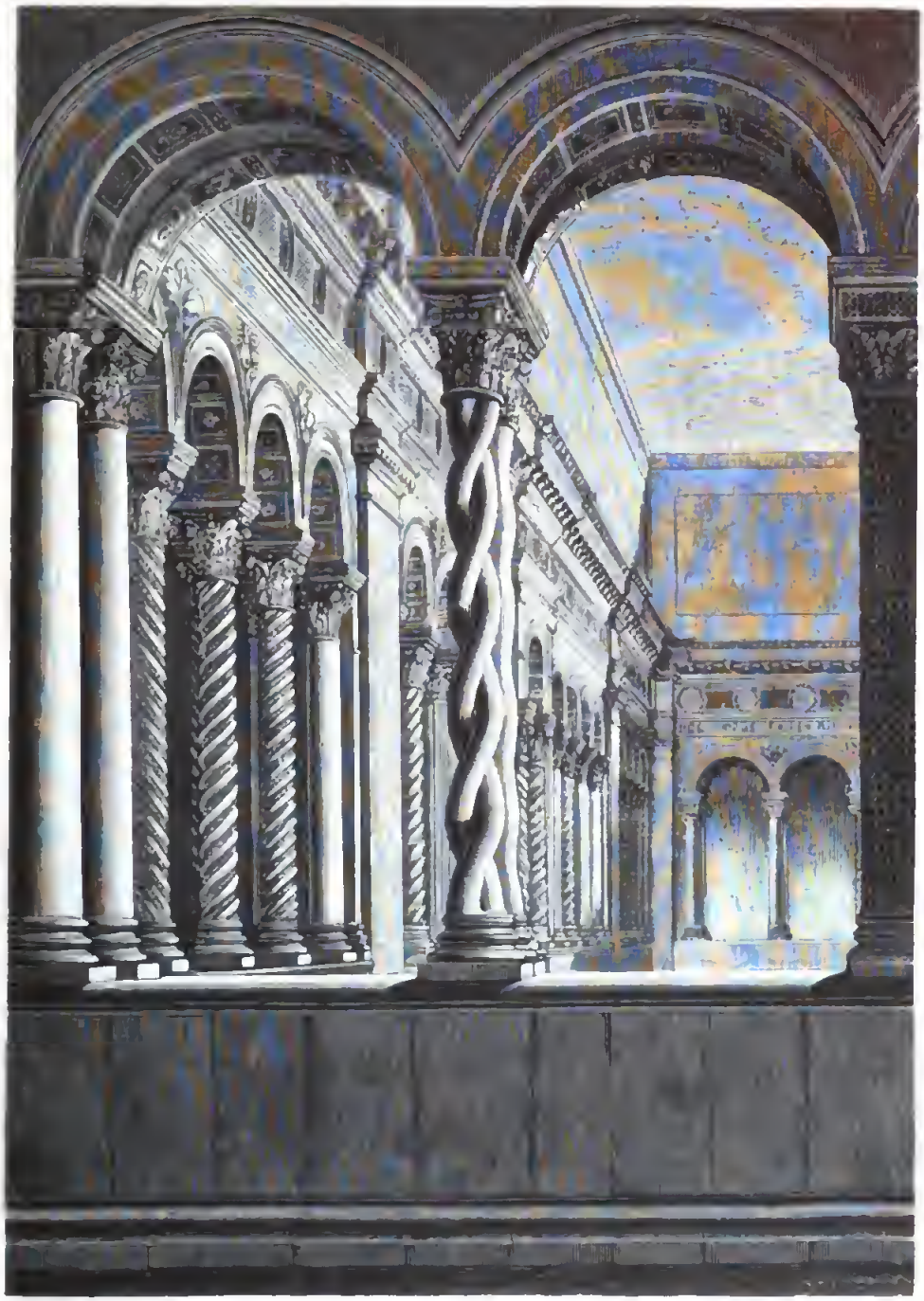
Einige Monumente geben dann Kunde von der Uebertragung des asiatischen Geschmacks auf die abendländische Architektur. Dahin gehören namentlich zwei Thore zu Verona, die sogenannte Porta de' Borsari (265 n. Chr.), und der verbaute Arco de' Leoni. Die erstere hat zwei Durchgangsbögen und über denselben zwei Geschosse von Arkadenfenstern „mit zierlich spielender architektonischer Umrahmung". Sonst ist namentlich Gallien reich an neuen und imposanten Thorbauten, wie zu Besançon, Reims, Saintes, Carpentras. Speziell auch interessant zu Autun aus dem dritten Jahrhundert die „Porta d'Arroux", eines der Beispiele einer neuen, auf die Vertheidigung berechneten, und zugleich malerisch wirksamen Anordnung, indem sich über dem Thore selbst, — hier zwei große Haupteingänge mit zwei Nebenpforten, — eine architektonisch dekorirte Arkadengallerie hinzieht.

Wenden wir uns dagegen zu der nunmehr immer bestimmter in den Vordergrund tretenden christlichen Kunst, so kommen hier zuerst die Versamm-

lungshäuſer der chriſtlichen Gemeinden zu gemeinſamer gottesdienſtlicher Erbauung in Betracht. Als weſentliche Muſter und Vorbilder galten dafür die ſeit Alters in der römiſchen Welt gebräuchlichen Baſiliken: jene großen Gerichts- und Börſenlokale, — Langräume, welche ſich durch Säulenſtellungen und Gallerien über dieſen in mehrere Schiffe ſonderten, und an welche ſich an der hinteren Schmalſeite eine große Halbrundniſche für das richterliche Tribunal anſchloß.

Sobald nun eine öffentliche Bethätigung des Gemeindelebens geſtattet war, wurden, ſchon im dritten Jahrhundert in Menge, unter und ſeit Conſtantin aber überall, Kirchen nach ſolchen Muſtern angelegt. In dem Langraume der Baſilika und auf den Gallerien ſammelte ſich das Volk; in dem Halbrunde auf der hinteren Schmalſeite ſaßen die Prieſter, vor denen der Altar errichtet war. Wer noch erſt der Aufnahme in die chriſtliche Gemeinſchaft harrte, fand ſeinen Platz in der Vorhalle des Gebäudes. Reſte der älteren Kirchen haben ſich namentlich im nördlichen Afrika erhalten. Seit Conſtantin aber entfaltete ſich das Syſtem dieſer Kirchenbauten immer ſelbſtändiger und durchgebildeter. Jeruſalem, Conſtantinopel, Rom zeigten bereits unter dieſem Kaiſer höchſt ſtattliche Kathedralen, bei denen zuweilen ältere Bauten für kirchliche Zwecke umgeſtaltet wurden. Noch vorhanden iſt die durch die Kaiſerin-Mutter Helena gegründete Marienkirche zu Bethlehem, die allerdings einige Jahrzehnte ſpäter einer Erneuerung unterworfen worden iſt. Dieſe Kirche iſt eine große fünfſchiffige Baſilika; aber als wirkungsvoller Fortſchritt macht ſich bemerkbar, daß hier über den Säulen des in ſelbſtändiger Erhebung emporſteigenden Mittelſchiffes, des Hauptraumes, gerade Gebälke ſich befinden, und über dieſen keine Gallerien mehr, ſondern abſchließende, durch Fenſter geöffnete Oberwände. Ein hoher ſäulengetragener Bogen führte aus dem Mittelſchiff zu einer ſtattlichen Querhalle vor der „Tribuna", welche — durch die Bedingungen des nun reicher ausgeſtatteten Altardienſtes veranlaßt, — mit ihren Fenſteröffnungen dem heiligen Raume des Altars den hellſten Lichtzufluß gewährte. Die in ganz derſelben Weiſe erbaute, von Conſtantin in Rom gegründete Peterskirche hatte noch einen weiten, mit Säulenſtellungen umgebenen Vorhof, welcher das Gebäude von dem Treiben des Tages ſonderte; in der Mitte desſelben lag, als weſentliches Zubehör der größeren Baſilika, ein Brunnen zur Reinigung vor dem Eintritt in das Heiligthum. Gegen Ende des vierten Jahrhunderts entſtand in Rom noch die mächtige fünfſchiffige Baſilika S. Paolo fuori le mura, die bis auf unſer Jahrhundert ſich erhielt, und nach einem Brande im J. 1823 der alten Anlage thunlichſt entſprechend erneuert worden iſt. Sie hat bereits die Eigenthümlichkeit, daß die Säulen des Mittelſchiffes durch Bögen verbunden wurden. In dieſer Kirche wurden auch die Innenräume ſehr reich ausgeſtattet; neben den Marmorſchmuck der Fußböden und den Schmuck der Felderdecken mit prächtigem vergoldetem Täfelwerk, traten die muſiviſchen Malereien, welche die Oberwände des Mittelſchiffes,

welche ferner den Bogen, der zur Querhalle führte und als Siegesthor des christlichen Glaubens „Triumphbogen" genannt wurde, und die Nische der Tribuna bedeckten. Auch die große Basilika zu Trier war durch die wieder-



Kreuzgang von S. Paolo fuori le mura zu Rom.

holte Verbindung großer Apſiden mit den Haupträumen eigenthümlich bemerkenswerth.

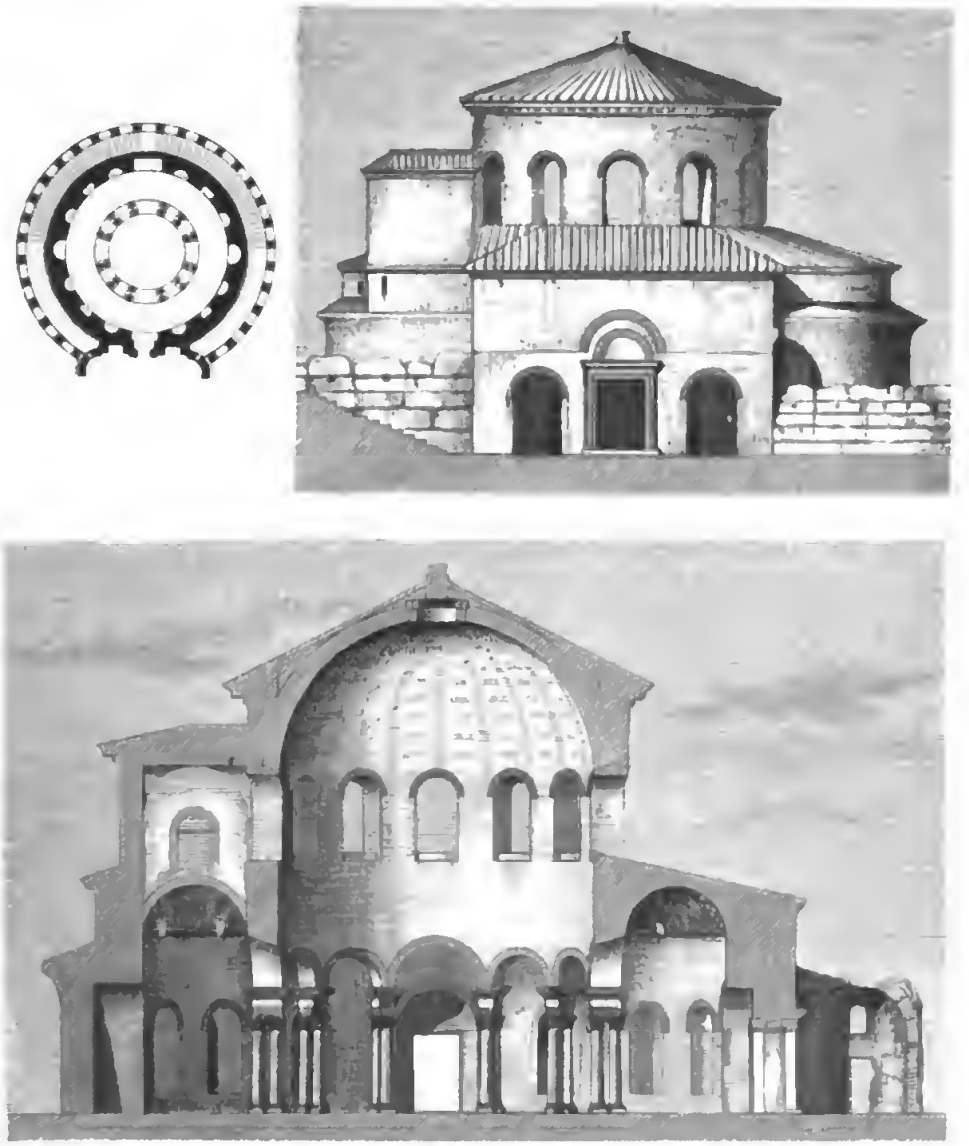
So hotte ſich im Laufe des vierten Jahrhunderts das Weſentliche in Form und Behandlung der chriſtlichen Baſilika für die Zwecke des Kultus feſtgeſtellt. In Rom und in den von hier aus beſtimmten Ländern hielt man an dieſen Ergebniſſen feſt, wenn auch die dreiſchiffigen Kirchen die Regel wurden, die fünfſchiffigen mehr nur als Auszeichnung für kirchliche Metropolen von beſonders hohem Ronge blieben. Im Orient dagegen, namentlich in Conſtontinopel, nahm man von der römiſchen Entwicklung des Kirchenbauſtyls nur wenig an. Man behielt hier namentlich die Gallerie über den Seitenſchiffen bei, die den Frauen zum beſonderen Aufenthalt angewieſen wurden. Dabei ſtrebte mon namentlich noch glönzender Entfaltung des orchitektoniſchen Details, wobei nun die aſiatiſchen Prochtwerke der ſpöt-ontiken Zeit zum Muſter genommen wurden. Auch in Aegypten entwickelte ſich eine, ſpäter der koptiſchen Kirche eigenthümlich gebliebene, Abzweigung des Boſilikenbaues. Noch eigenthümlicher ſind die Formen der chriſtlichen architektoniſchen Kultur in Syrien, wo ſich (aus der Zeit zwiſchen 282 und 565) zohlreiche monumentale Quaderbouten dieſer Art erholten haben. Im Hauran führte der Holzmangel frühzeitig zu einer durchgöngigen Anwendung von granitenen Gewölb- und Steindecken, die mit ſchwerem, ſchmuckloſem Pfeilerbau ſich verbinden. Bei ſtrenger Schlichtheit der Formen, kommt zuweilen bereits ein Thurm im Anſchluß an das heilige Gebäude vor. Dann erſcheinen auch kleine Kuppelbauten ols quadratiſche Kapellen mit Vorhallen; ſpöter kommen großartige Anlagen dieſer Art vor, wie (512) die Kathedrale von Boſtra. Doch dringt ouch hier ollmählich die Geſtalt der Baſilika, mit Aufnahme des Säulenbones, durch, die nun (drei- und fünfſchiffig) beſonders im nördlichen Syrien dominirt. Hier aber zeigt die Boſilika weder Querhallen noch Emporen, aber zuweilen drei Apſiden; dazu weſtliche Vorhallen, ſelbſt mit Doppelthürmen eingefaßt.

Die Form der Baſilika blieb jedoch nicht die einzige, die für Kirchenbauten zur Anwendung kam; namentlich ſoweit orientaliſche Geſchmacksrichtung ſich geltend mochte. Schon unter Conſtantin war die Hauptkirche zu Antiochia in achteckiger Geſtolt mit Umgängen und Gallerien erbaut. Die zu Conſtontinopel vom Gründer der Stadt erbaute Apoſtelkirche erhielt, ſo ſcheint es, eine Kreuzform, ſpöter mit einer Kuppel in der Mitte.

Am meiſten aber wich mon do von der Form der Boſilika ab, wo es ſich um Bauten handelte, die nur für einzelne Andachtszwecke beſtimmt waren, alſo namentlich bei Grabkapellen und Taufkapellen. Bei jenen boten antike Muſter thurmartiger Rundbauten für ſepulcrale Zwecke den Anſtoß zur Anlage von Rundkapellen, wie die Kirche S. Coſtanza[1]) eine war.

1) Urſprünglich das Grabmal von Conſtantins Schweſter Conſtantia, nach deren Tode 328 an der Via Nomentana erbaut; die heutige Kirche S. Coſtanza.

Anderweit empfahl sich auch die Kreuzform des Grundrisses, so daß man die Arme des Kreuzes zur Aufnahme der Sarkophage, den Mittelraum zur



S. Costanza zu Rom.
Grundriß Aufriß und Durchschnittsansicht.

Vollziehung der kirchlichen Dienste benutzte. In solcher Art hat sich aus dem fünften Jahrhundert erhalten (s. unten) die Grabkapelle der Kai-

Dieses Bauwerk gilt, trotz der erstarrten Behandlung der Form, als eine für jene Zeit zukunftreiche Neuerung in architektonischen, bereits völlig unantiken, Kombinationen. Es ist ein erhöhter Rundbau, dessen Mauermasse auf einem Kreise gedoppelter Säulen

ſerin Galla Placidia, das ſogenannte Kirchlein SS. Nazario e Celſo zu Ravenna. Hier ſind die Kreuzarme durch Tonnengewölbe, der viereckige Mittelraum aber, erhöht, durch ein entſprechendes Kuppelſegment überwölbt. Für die Taufkapelle dagegen empfahl ſich eine centrale, kreisrunde oder polygone Geſtalt, wobei die Mitte des Raumes durch das weite Taufbecken eingenommen wurde. Die bedeckten Schwimmteiche in den römiſchen Thermen gaben zu ſolcher Anlage ein natürliches Vorbild; von ihm erhielt die Taufkapelle den Namen des Baptiſteriums. Das älteſte bekannte derſelben ſtammt aus dem vierten Jahrhundert; es iſt die Kirche S. Maria Maggiore bei Nocera, in der Gegend von Neapel.

Die Katakomben endlich bei Rom, die nicht nur als chriſtliche Begräbnißplätze gedient hatten, ſondern auch als Zufluchtsſtätten in den Zeiten der Verfolgung und zur Ausübung der Andacht über den Gräbern der Märtyrer, bei denen der Grabdeckel als Altarplatte diente, waren ebenfalls architektoniſch ausgebaut, die Kapellen in denſelben oft mit Eckſäulen und einer gewölbartig gegliederten Decke ausgeſtattet worden. Ihre Räume (S. 456 ff.) ſind auch ſchon ſehr frühzeitig in ausgedehnter Weiſe durch Wandgemälde geſchmückt worden. Man erkennt dabei eine Ausſtattung der Räume, welche das Dekorationsprincip der antiken Wandmalerei, wie in den Grabhallen der antiken Zeit, ja ſelbſt an den Wänden von Pompeji, aufnimmt; „eine wohlgeordnete Feldertheilung, ein Schmuck von Umrahmungen und Füllungen, der einen an heitere Würde gewöhnten Sinn bekundet“. Darin vertheilen ſich Figuren und Scenen chriſtlich ſymboliſirenden Inhalts, dazu auch Geſtalten und Scenen des chriſtlichen Lebens. Während des dritten, und auch noch im vierten Jahrhundert herrſcht bei der Behandlung dieſer Malerei noch immer im Aeußeren das antike Gepräge vor. Daneben aber macht ſich eine neue und ſelbſtändige Empfindung geltend: „es iſt eine Stille der Seele, eine Leidenſchaftsloſigkeit, eine ruhige Größe bei dieſen Verſuchen, die ihnen bei allen Mängeln oft einen eben ſo eigenthümlichen, wie tief innerlichen Reiz gibt“. Die Katakomben der h. Agnes, des h. Calixtus, des h. Cyriacus, des h. Saturninus, und andere bieten zahlreiche Beiſpiele dieſer Art. Dagegen verwildert während des fünften Jahrhunderts die Form immer mehr, während der Ausdruck etwas Ekſtatiſches gewinnt. „Es iſt eine Epoche, die ſich bei ſinkenden Mitteln in ihrem leidenſchaftlichen geiſtigen

ruht, welche unter einander durch Gebälke und mit dem nächſten Paare durch Bögen über dem Gebälke verbunden ſind: von einer Kuppel überwölbt und von einem niedrigen, gleichfalls gewölbten Umgange umgeben. Dagegen gehören die Reliefs an ihrem Porphyrſarkophage, welche Rankengewinde und traubenleſende Genien darſtellen, und die an dem Sarkophage der alten Kaiſerin Helena, (beide jetzt im Vatikaniſchen Muſeum) zu den Belegen für das Erſtarren der Skulptur in dieſer Zeit. „Das Handwerk in der Bewältigung des ſchwierigſten Materials, und die künſtleriſche Kraft ſtehen hier in empfindlichem Gegenſatze“ Die künſtleriſche Kompoſition und Ausführung der Reliefs iſt bereits ſehr mangelhaft.

Schwunge zu bekunden strebt." Für diese Zeit scheinen namentlich die Darstellungen in den Katakomben der Priscilla maßgebend zu sein. Endlich aber gehören dem fünften und sechsten Jahrhundert andere Darstellungen an, welche darauf abzielen, die Personen der heiligen Geschichte und Momente derselben unmittelbar zu vergegenwärtigen, sie groß und feierlich zu zeigen, ihre Bedeutung in charakteristischen Typen auszudrücken. Die Kunst ist dabei allerdings lediglich auf das Niveau des Handwerks herabgesunken; aber im Ausdrucke — namentlich in dem Ideal des Christuskopfes — wird noch immer Bewunderungswürdiges erreicht. Nach dieser Seite sind die Katakomben des h. Pontianus besonders wichtig.

Aehnlich wie die Kapellen der Katakomben sind wahrscheinlich auch die älteren kirchlichen Gebäude im Inneren ausgestattet gewesen. Sehr bald aber überwog die Neigung, die Wände und die Wölbungen der letzteren mit musivischen Gemälden zu bedecken, die besonders geeignet schienen, um dem strengen Ernst des Gedankens und der Andeutung eines majestätischen ehrfurchtgebietenden Daseins zu dienen. In solcher Weise zeigen im vierten Jahrhundert die Wölbungen der Kirche S. Costanza in Rom reiche Mosaikdekorationen, diese noch in antikisirendem Geschmack; einen reichen bildlichen Charakter gewinnen die musivischen Darstellungen des fünften Jahrhunderts. Hier sind besonders bedeutend die Mosaikbilder des Baptisteriums S. Giovanni in Fonte zu Ravenna, mit der Taufe Christi in der Mitte der Kuppel und dem feierlichen Reigen der Apostel. Nicht minder der reiche Mosaikschmuck in SS. Nazario e Celso. In Rom zeigt die Mosaikdarstellung in S. Maria maggiore den ältesten Versuch einer eigentlichen Geschichtsdarstellung, mit Scenen des alten Testaments an den Oberwänden des Mittelschiffs, und mit Scenen des neuen Testaments, nebst symbolischen Einzelheiten, am Triumphbogen. In der Mitte des fünften Jahrhunderts wurde die Vorderfläche des Triumphbogens an S. Paolo fuori le mura zu Rom mit einer großartigen Mosaikdarstellung versehen: ein riesiges Brustbild Christi in der Mitte, zu den Seiten die Symbole der Evangelisten, die 24 Aeltesten der Apokalypse, die Gestalten von Petrus und Paulus. Als das Meisterwerk der erhaltenen altchristlichen Mosaik gelten die Bilder (aus der Frühzeit des 6. Jahrhunderts) in der Halbkuppel der Tribuna und an der dieselbe umschließenden Bogenwand von SS. Cosma und Damiano zu Rom. An der Bogenwand finden sich symbolische Darstellungen, Engel und die Aeltesten der Apokalypse; in der Halbkuppel eine segnende Christusgestalt von Wolken getragen, und fünf Gestalten heiliger Männer, mit ihnen als sechster der römische Bischof Felix IV., der das Werk gestiftet. Darunter endlich ein Fries mit Lämmern, symbolischen Figuren Christi und der Apostel.

Dagegen ist die Skulptur für die christlichen Kunstzwecke nur in geringerem Maße zur Anwendung gekommen. Die eigentliche Bildnißskulptur wurde noch im dritten Jahrhundert und weiter eifrig betrieben. Dabei erhielten Prunk und Forderungen der Mode eine vorwiegende Geltung. Ge-

wänder aus buntem Marmor, bewegliche ſteinerne Perücken, die nach Belieben und Bedürfniß gewechſelt werden konnten, finden ſich ſeit dieſer Zeit nicht ſelten. In den früheren Zeiten des Chriſtenthumes dagegen iſt nur erſt ſehr ſelten von Bildnißſtatüen oder Statuetten die Rede. Dafür hat man ſich durchaus nicht bedacht, für die Zwecke des chriſtlichen Gedankens die Weiſe des Reliefs zu verwenden, wie ſie die ſpätere Zeit der Antike für die Skulptur der Sarkophage ausgebildet hatte.[1]) „Wie dort die alten

Altchriſtlicher Sarkophag. (Rom, Lateran.)

Die Muſchel in der Mitte enthält die Bildniſſe der Beigeſetzten; die übrigen Reliefs ſtellen ohne beſondere Scheidung folgende Scenen der alt- und neuteſtamentlichen Geſchichte dar: Erweckung des Lazarus; Verleugnung Chriſti durch Petrus, charakteriſirt durch den Hahn; Moſes die Geſetztafeln empfangend, das Opfer Abrahams; Pilatus die Hände waſchend. In der unteren Reihe: Moſes in der Wüſte Waſſer aus dem Felſen ſchlagend; die nächſte Gruppe iſt vielleicht als Gefangennahme Petri zu erklären, Daniel in der Löwengrube, Hiob; Chriſtus heilt den Blindgeborenen; eine Darſtellung der wunderbaren Speiſung bildet den Schluß.

Mythen in ſymboliſirender Bilderſchrift, ſo reihen ſich hier die Figuren und Scenen der chriſtlichen Symbolik neben einander, bald einen feſteren Gedankengang ausſprechend, bald das herkömmlich Gewordene in loſerer Verknüpfung zuſammenfügend, zum Theil ohne ſehr bemerkliche Scheidung der

1) In umfaſſender Weiſe wurde damals auch ſonſt die Pflege der Reliefbilder an Sarkophagen fortgeſetzt, die ſeit der Antoninenzeit in Aufnahme gekommen war. Die helleniſtiſche Richtung der Kunſt ſprach ſich hier nochmals in Darſtellungen namentlich mythologiſchen Inhalts aus. Manches erinnert in Auffaſſung, Anordnung und Behandlung noch in anſprechender Weiſe an glücklichere Epochen; das meiſte freilich zeigt die wachſende Abnahme der künſtleriſchen Kraft. Ein ſinniges Element jedoch gewinnen dieſe Arbeiten, indem die Künſtler Darſtellungen ſchaffen „die im Tode zugleich die Sehnſucht, die Hoffnung eines neuen, verklärten Daſeins ausſprechen". Die antiken Mythen, darunter auch die von Amor und Pſyche, werden hierzu in neuer Sinnbildnerei verwendet. Sehr ergiebig war weiter der Mithrasdienſt (S. 451) für derartige ſymboliſche Darſtellungen. Erſt die Conſtantiniſche Periode kennt nur noch die

Gruppen, zum Theil und besonders in den jüngeren Arbeiten mit einer Trennung derselben durch Säulen- und sonstige dekorative Architekturstücke." Rom erscheint als ein Hauptsitz solcher Arbeiten; aber auch an anderen Orten Italiens, wie namentlich Ravenna, sind sie gefunden worden. Berühmt ist ferner ein Sarkophag in der Franziskanerkirche des dalmatinischen Spalato, mit der trefflichen Reliefdarstellung des Unterganges Pharaos und des Zuges der Israeliten durch das Rothe Meer. Im Allgemeinen freilich tritt seit dem vierten Jahrhundert hier ein schneller Verfall des künstlerischen Vermögens entgegen.

Vorderseite eines altchristlichen Sarkophags mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte. 4.—5. Jahrh. (Rom, Lateran.)

Durch 6 spiralförmig cannellirte korinthische Pilaster ist die Fläche in fünf Felder getheilt. In dem Mittelfelde steht das Labarum, von einem Kreuze getragen und umgeben von einem Kranze, welcher ein Sinnbild des ewigen Lohnes ist. Auf jedem Arme des Kreuzes sitzt eine Taube; sie picken an dem Kreuze: eine Andeutung der Hoffnung auf die mit Christus zu theilende Krone des ewigen Lebens. Die beiden Soldaten unter dem Kreuze scheinen sich auf die Wache am Grabe Christi zu beziehen. In den Darstellungen von zweien der Seitenfelder steht Christus vor Pontius Pilatus; über ihm hängt eine Krone: der Lohn derer, die ihn vor den Menschen bekennen. Auf der andern Seite setzt ein Soldat Christus eine Krone aufs Haupt, doch gleicht sie nicht einer Dornenkrone. Im letzten Felde trägt Christus, von einem Soldaten bewacht, sein Kreuz, über dem wieder eine Krone, die des verheißenen Lohnes, schwebt.

Entwickelt aber hat sich das gesammte bildnerische Element der christlichen Kunst aus einer Reihe zumeist einfacher Symbole, die den Geist der Gläubigen an die heiligen Momente des christlichen Lebens erinnern und als Erkennungszeichen für die Genossen des heiligen Bundes dienen sollten. Das Monogramm des Namens Christi, der Weinstock, der Fisch, das Lamm waren Sinnbilder des Erlösers, Fisch und Lamm auch des Getauften und

unfreie und starre Wiederholung vorhandener Typen und zeigt ein entschiedenes Unvermögen zu deren selbständiger Verwendung und irgendwie belebter Erfindung. Während endlich die Malerei des dritten Jahrhunderts und der nächstfolgenden Zeit, nur auf das völlig Aeußerliche gerichtet, nur für das rein Aeußerliche verwendet wurde, und namentlich bei den Porträtbildern die Tracht die Hauptsache geworden war, blieben die Mosaikfußböden mit bildlichen Darstellungen andauernd beliebt, auch die Technik in diesem Zweige noch immer recht achtbar; so unter Anderem bei der Darstellung von Fechterspielen auf dem zu Nennig bei Trier entdeckten Mosaik. Jedenfalls entsprach die „starre Pracht" des Mosaiks gar sehr dem Wesen der jetzt immer mehr „erstarrenden" Kunst.

Altchriſtlicher Sarkophag (aus dem 5. Jahrh.?) mit einer Darſtellung der Arche Noah. (Trier, Muſeum.) In dem von Säulen begrenzten Mittelfelde ſind in der Arche unter allerlei Thieren vier Menſchenpaare, je ein Mann und ein Weib, dargeſtellt.)

des Jüngers. Das Schiff deutete auf die Kirche, die Lyra auf den Gottesdienſt, die Palme auf den Sieg über den Tod, das Kreuz auf den Opfertod. Solche Zeichen haben ſich vielfach auf den Geräthen der älteren chriſtlichen Zeit, Lampen von Erz oder von gebranntem Thon, und auf anderen Gegenſtänden erhalten. Erſt allmählich iſt man zu bildlichen Darſtellungen chriſtlichen Inhalts von ſelbſtändiger lebensvoller Kraft übergegangen, blieb aber auch dann in der ſymboliſchen Richtung und übertrug die orientaliſche Weiſe der Gleichnißrede in die bildliche Darſtellung. Mit ganz beſonderer Vorliebe wird Chriſtus in ſolcher Art unendlich oft unter dem Bilde des guten Hirten dargeſtellt, der ſeine Heerde bewacht und tränkt, und das verlorene Schaaf aus der Wüſte rettet. Weiter wurden Scenen aus der Geſchichte des alten Bundes dargeſtellt, welche ſymboliſch oder prophetiſch die des neuen vorzudeuten ſchienen. Damit verknüpften ſich weiterhin wieder Scenen des neuen Bundes, welche die alten Zeugniſſe der Propheten von der meſſianiſchen Sendung erhärteten. Die Darſtellung Chriſti in ſolchen Darſtellungen wurde zunächſt nicht die einer individuellen Perſönlichkeit, vielmehr entſchieden ideal, „dem Genius der altrömiſchen Anſchauung entſprechend, als

feierlich gewandet, noch unbärtiger Jüngling, nicht als historische Bildnißgestalt, sondern als eine Verbildlichung des göttlichen Logos". Als endlich die Kirche zur herrschenden Macht wurde, suchte man auch ein persönliches Abbild Christi und seiner Züge zu gestalten; aber auch so wurde die heilige Gestalt nicht aus der Glorie der Verklärung in die Beschränkung des sinnlichen Thuns hinabgezogen, sondern nur „bei solchen Handlungen vorgeführt, deren symbolisches Gewicht wiederum über das Maß des Ereignisses selbst wesentlich hinausging".

Weiter aber gewann jetzt auch ein alter eigenthümlicher Kunstzweig einen christlichen Charakter. Es waren die sog. Diptychen, nämlich gedoppelte Tafeln aus edlem Metall, Elfenbein, Holz, Schiefer, Pergament oder Papyrus, deren mit Wachs überzogene innere Seiten zum Schreiben dienten, während die Außenseiten mit mehr oder minder reichen Reliefs geschmückt wurden. Sie dienten als Notizbücher, die man an einem Bande oder am Gürtel bei sich trug. Solche Diptychen machte man einander am Neujahrstage oder als Andenken zum Geschenk. Namentlich geschah dieses von Seiten der Consuln und andrer Magistrate; sie schenkten deren bei ihrem Amtsantritt und bei den Spielen dem Volke, dann aber auch den Kaisern, den Senatoren und ihren Verwandten und Freunden. Das Bild des Consuls in seiner Amtstracht zierte die Außenseite der Diptychen, die übrigens auch mit andern Bildern geschmückt waren.[1]) Bald wurde der Gebrauch dieser Schreibtafeln auch in der Kirche eingeführt, wo er schon im 4. Jahrhundert allgemein war. Auf dem „Ambo" (etwa der Kanzel) verlas man während des sonntäglichen Gottesdienstes die Namen der höchsten Behörden, der mit der betreffenden Kirche in Gemeinschaft stehenden Bischöfe, die der Märtyrer und Bekenner, der Verstorbenen, endlich der Lebenden, welche die liturgischen Liebesgaben darbrachten. Die zur Aufzeichnung dieser Namen dienenden Tabletten wurden zuletzt ebenfalls Diptychen genannt. Der Name wurde auch dann noch beibehalten, als die beiden Elfenbeintäfelchen (das eine für die Todten, das andere für die Lebenden) nur noch den Deckel bildeten, in dessen Innerem sich die nach Bedürfniß wachsende Anzahl von Pergamentblättern befand. Die Bilder auf den kirchlichen Diptychen sind meist aus der heiligen Schrift entlehnt oder zeigen Darstellungen Christi, der Maria, und anderer von der Kirche verehrter Gestalten. Man scheint selbst fortlaufende Cyklen von bildlichen Darstellungen aus der biblischen Geschichte auf den Diptychen angebracht zu haben; ein Prachtstück dieser Art aus dem 4. Jahrhundert besitzt die Kathedrale von Mailand. Eine erhebliche Zahl von Diptychen, wie jenes des

1) Das älteste uns erhaltene Denkmal dieser Art ist das Diptychon des Stilicho aus d. J. 405. Das von uns in Abbildung mitgetheilte ist das Diptychon des Consuls d. J. 506 Flavius Areobindus Dagalaiphus in Constantinopel; es gehört dem erzbischöflichen Archiv zu Lucca.

Das Diptychon des Conſuls Areobindus.
(Zürich, Stadtbibliothek.) Abbildung der vorderen Tafel.

Mit den fünf Löchern am linken Rande correſpondieren eben ſo viele in der unteren Tafel. Beide wurden mittelſt Schnüren, welche durch dieſe Löcher gezogen wurden, verbunden. Die Aufſchrift lautet: FL. AREOB. ADGAL. AREOBINDUS. VL. Das heißt: Flavius Areobindus Dagalaiphus, Areobindus, Vir Illustris. Er iſt dargeſtellt im Conſulargewand, der geſtickten Toga. Unter dieſer liegt das Schultertuch (Superhumerale, Omophorion); zwei breite Streifen, die ſich von den Schultern her auf der Bruſt vereinigen und von denen einer bis zu den Füßen herabhängt (in der Abbildung durch den doppelten Saum und das kleinere Muſter von der Toga unterſchieden). Das dritte Kleidungsſtück iſt die Tunica mit langen anliegenden Aermeln, am Halſe und am unteren Saume mit einer Bordüre von Palmblättern geſtickt. Die Muſter aller drei Kleidungsſtücke ſind verſchieden. Die Füße des Conſuls ſind mit den Calcei consulares bekleidet, die kreuzweis gebundene Bänder um Fuß und Bein feſthalten. Die Füße ruhen auf einem Schemel wegen der Höhe der Sella curulis, auf welcher der Conſul ſitzt, und die zu beiden Seiten mit zwei Victorien verziert iſt. — In der rechten Hand hält der Conſul ein zuſammengefaltetes Tuch, die Mappa circensis: es iſt das beſtimmte Zeichen der Spiele. In der linken Hand trägt der Conſul ein Scepter, das ein Adler in einem Lorbeerkranze und über dieſem ein ſtehender Krieger ziert, der einen (abgebrochenen) Speer und einen Schild trägt. — Die beiden hinter dem Conſul ſtehenden Figuren ſind als Diener oder Untergebene zu betrachten. — Daß die Köpfe nicht Porträts ſind, verräth die ſteife und ausdrucksloſe Ausführung. dieſe Tafeln wurden, da ſie vielfach gebraucht wurden, vermuthlich auf Vorrath gearbeitet und nur die Inſchriften dem jedesmaligen Zweck entſprechend hinzugefügt.

Auf beiden Tafeln iſt das Bild des Conſuls und ſeiner Umgebung ganz gleich. (Daher hier nur einmal abgebildet.) Unter demſelben ſind auf beiden Tafeln verſchiedene Darſtellungen von Spielen, durch die der Conſul ſeine Amtsführung verherrlicht hat. Eine verzierte Brüſtung ſchließt den Kampfplatz ab, auf den Zuſchauer herabſehen. Auf der Vorderſeite kämpfen vier Gladiatoren mit vier Löwen. Die Kämpfer tragen Beinkleider, die vom Gürtel bis zum Knie reichen. Das Knie iſt nackt, Unterſchenkel und Fuß haben beſondere Bekleidung. Nackt iſt auch der Oberleib, nur von der Bruſt hängt zum Schutze ein viereckiges Stück Leder. In der Mitte des Kampfplatzes ſchreitet der Magister oder Exercitator Bestiariorum, der die Kämpfenden anfeuert. Die vier Thorflügel an den Seiten bezeichnen die Käfige der Thiere.

Das Bild auf der Rückſeite (ſ. S. 697) ſtellt einen Kampf mit Bären dar und zwar die ſogenannte Venatio, bei der die Thiere

Consuls Areobindus (S. 695 Anm.) ist aus ursprünglich bürgerlichem Gebrauch in kirchlichen übergegangen, wiederholt auch zu Buchdeckeln verwendet worden. Gern wurden die Diptychen zum Schmucke auf den Altären aufgestellt. Aus dieser Gewohnheit haben sich in der gothischen Periode nachmals an den feststehenden Altären die sogenannten Flügelaltäre entwickelt, während auch die Gewohnheit aufkam, die Diptychen älterer Zeit an den kleinen Tragaltären und Reliquiarien anzubringen.

Constantin der Große hatte durch seine gewaltige Bauthätigkeit auch der architektonischen Kunst seiner Zeit noch einmal eine mächtige Anregung zu geben vermocht. Aber weder seine persönliche Anregung, noch seine großen Thaten, noch die tiefgreifenden Veränderungen, welche seine Reichspolitik und der Sieg der Kirche herbeiführten, waren im Stande, der schönen Litteratur in lateinischer wie in griechischer Sprache einen neuen Aufschwung zu geben. Soweit nicht das geistige Interesse sich auf Kanzelberedtsamkeit oder auf theologische Beredtsamkeit concentrirte, wo die Palme dem genialen Bannerträger der nikänischen Orthodoxie, dem alexandrinischen Athanasius blieb, so zeigt eigentlich nur die Kunstrhetorik einen neuen Aufschwung, der allerdings bis dicht zu den furchtbaren Katastrophen im letzten Viertel des 4. Jahrhunderts sich erhalten hat. Während Gallien nach wie vor die Reihen der lateinischen Lobredner (S. 640) ergänzte, unter denen damals Nazarius der bedeutendste gewesen zu sein scheint, blühte auf der Universität zu Athen, die während der Zeit der Constantiner ein neues Blüthenalter erlebt hat, die Kunst der griechischen Prachtrhetorik noch einmal in einer imposanten Weise auf. Hier standen namentlich zwei Professoren mit einander in leidenschaftlicher Rivalität, Apsines von Sparta und der allerdings geistig weit bedeutendere Julianos (zwischen 307 und 340) aus

auf mancherlei Weise geneckt wurden. Zu der Ecke rechts hält ein Bestiarier einem Bären eine Art von Drehkreuz vor, an dem er sich halten und schnell herumdrehen konnte; indeß scheint der Bär ihn schon gepackt zu haben. Ein zweiter steht mit einer erhobenen Schlinge in der Mitte der Scene und ein dritter springt, die Beine spreizend, über den nach ihm schnappenden Bären hinweg. Ein vierter, wie auch der erste, mit einem Tuche versehen, welches den Thieren vorgehalten und über den Kopf geworfen ward, wird auf der Flucht von dem dritten Bären am Fuße gepackt. Den Hintergrund bildet der steinerne Bärenkäfig mit verschlossener Thüre. Auch sieht man den Magister. Die unförmliche Gestalt, welche neben dem Käfig bemerkbar ist, ist vermuthlich eine ausgestopfte Figur, die gebraucht wurde, um die Thiere zum Kampfe zu reizen. Unerklärt bleibt der, auch auf der Vordertafel befindliche Kreis mit dem Zeichen des Kreuzes. (Nach S. Bögelin.)

dem kappadokiſchen Käſareia. Nur daß uns von den Produktionen dieſer Griechen, über deren für unſern Geſchmack freilich ſehr zweifelhaften Werth noch ſpäter zu ſprechen ſein wird, nichts erhalten iſt. Dagegen war die Geſchichtſchreibung noch immer nicht wieder im Stande, auch nur die Höhe wieder zu erreichen, auf welcher einſt Caſſius Dio ſich bewegt hatte. Von den Memoiren, welche der für die Litteratur perſönlich intereſſirte Kaiſer Conſtantin verfaßt hatte, ſind nur wenige Spuren erhalten. Und über die griechiſchen Hiſtoriker Onaſimos von Sparta, der in Athen als Sophiſt docirte und des Probus Leben beſchrieben hat; Praxagoras von Athen und Demarchios von Käſareia, welche als des großen Kaiſers, ihres Zeitgenoſſen, Biographen auftraten, läßt ſich nach den vorhandenen Fragmenten nichts Sicheres urtheilen. Dagegen verurtheilt die heutige Kritik als ſervil und unredlich jene Biographie Conſtantins, welche der gelehrte Biſchof von Käſareia in Paläſtina, Euſebios (zwiſchen 270 und 340) verfaßt hat. Von ſeinen zahlreichen übrigen Werken, die zum Theil dem Gebiet der Theologie angehören, ſind für die Geſchichtswiſſenſchaft namentlich ſein weſentlich chronologiſcher Abriß der Weltgeſchichte (bis 325) und ſeine bis 324 in 10 Büchern geführte Geſchichte des Chriſtenthums von deſſen Urſprung an, von bleibender Bedeutung geblieben. Unter den lateiniſchen Hiſtorikern dieſer Zeit dagegen gilt als der erträglichſte Flavius Vopiscus von Syrakus, welcher die Biographien der Kaiſer und der Uſurpatoren von Aurelian bis auf Numerian geſchrieben hat. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, bei welcher er ſich Suetonius und Marius Maximus zu Muſtern nahm und weſentlich zuverläſſiges Material zu ſammeln bemüht war, ohne nach künſtleriſcher Geſtaltung des Stoffes zu ringen, begann gleich nach des Diokletian Abdankung i. J. 305; er ſchrieb verſtändig, nüchtern, klar und parteilos, ohne gerade beſondern hiſtoriſchen Tiefblick zu beſitzen, und verfügte über leidliche hiſtoriſch-antiquariſche Kenntniſſe. So wenig erfreulich nun freilich der Blick ſich geſtaltet, den uns dieſes Werk auf das geiſtige und litterariſche Niveau dieſes Zeitalters geſtattet, ſo ſteht doch ſelbſt Vopiscus noch immer hoch über ſo kümmerlichen Geſellen, wie Aelius Lampridius, der ſeine unſäglich armſeligen Biographien des Elagabal und des Severus Alexander dem Kaiſer Conſtantin zu widmen ſich nicht entblödet hat, und wie Julius Capitolinus, der für den Verfaſſer der Biographien der Kaiſer Maximinus (des alten thrakiſchen Unholdes, S. 547), der Gordiane, des Maximus und Balbinus gilt. Gegenüber ſo ſtümperhaften Arbeiten in der hiſtoriſchen Proſa und neben mehreren tüchtigen Juriſten, wie namentlich Chariſius und Hermogenianus, fehlt es auch jetzt nicht ganz an Dichtern. Nur daß die Dichtung weſentlich bloß ſchulmäßig weiter arbeitete und der Hauptſache nach „von mehr und mehr verblaſſenden Reminiscenzen beſſerer Zeit" fortlebte. Mit Vorliebe wurde in der Conſtantiniſchen Zeit eine Art grammatiſches „Wort- und Verſeſpiel" kultivirt. Nachdem noch zuletzt einige Dichter, wie namentlich Repoſianus, der um das Jahr 300 geblüht zu haben ſcheint, in ganz

hübschen Versen mit Unbefangenheit und nicht ohne frivole Grazie sich auf dem Boden der alten Mythologie bewegt hatten, die aber auch für die Heiden ganz und gar zur bloßen Dekoration geworden war, kam man jetzt auf die Idee, Verse des Vergil stückweise zum Aufbau neuer Gedichte ganz verschiedenen Inhalts zu verwerthen. Zeigte sich hierbei noch immer Feinheit und Geschmack, so verfielen dagegen andere auf die seltsamsten Einfälle. Man formirte „figurirte" Gedichte, welche „behutsam" geschrieben, z. B. einen Altar, eine vielröhrige Hirtenflöte, eine Orgel vorstellen; man verfiel auf Vereinigung aller römischen Versmaße in Einem Gedicht; auf Aufzählung von Thierlauten, auf anacyklische Verse, die man vorwärts und rückwärts lesen kann, u. dgl. m. Das Wunderlichste in Ueberwindung solcher seltsamen Schwierigkeiten leistete ein angesehener christlicher Afrikaner, Publilius Optatianus Porphyrius, der aus irgend einem Grunde in die Verbannung geschickt war, und nun durch eine Anzahl unglaublich künstlicher Gedichte, die zugleich mit Complimenten für Constantin und Crispus gefüllt waren, die Gnade des Kaisers sich wieder erwarb.

Darüber waren nun aber auch die Christen in die antike Poesie eingetreten. Aber die biblische Geschichte konnte von ihnen nicht mit der Freiheit behandelt werden, wie die Heiden den antiken Mythus bearbeiteten. Daher trugen die Bearbeitungen der alt- und neutestamentlichen Geschichte in epischem Versmaße, mit welcher der spanische Presbyter Gajus Vettius Aquilius Juvencus (329) unter Benutzung namentlich der Vergilischen Phraseologie auftrat, den Charakter einer Trockenheit, für welche das deklamatorische Element keinen Ersatz bot.

Das letztere zeigte dagegen recht deutlich, wie sehr noch immer, und gerade wieder während des vierten Jahrhunderts ganz vorzugsweise, die rhetorische Bildungsweise die gebildete alte Welt beherrschte; und zwar die Christen in demselben Grade, wie die Anhänger der alten Kulte. Bis zu den Katastrophen, die mit der hunnischen Völkerwanderung nachmals über das Reich hereinbrachen, blieben die Menschen dieser Zeit ein Geschlecht, dessen Lebensäußerungen im Guten wie im Schlimmen wesentlich rhetorisch gefärbt waren. Die Rhetorik mit ihren Nebenwissenschaften, durch deren Aneignung man damals ein gebildeter Mann wurde, diente noch in dieser Zeit des Verfalls der Antike der gebildeten Welt als rechte Ergänzung der übrigen hochgeschätzten bildenden und redenden Künste. Alle Wissenschaft der Zeit, die Medicin nicht ausgenommen, bedurfte der Redekunst, um die Säle der Docenten mit Zuhörern zu füllen. Die Technik der Rhetorik selbst war immer systematischer ausgearbeitet worden, und die Freude an der schönen rednerischen Form, an dem oratorischen Concert, unbeschadet der sachlichen Inhaltlosigkeit, war mit voller Kraft bei Christen wie bei Heiden wiedererwacht, sobald nur die furchtbaren Ungewitter des dritten Jahrhunderts ausgetobt hatten. Kaiser Constantin, der selbst ein eifriger Liebhaber der Redekunst war, bestätigte gern den Professoren dieser Kunst, den Grammatikern, und den

ebenfalls sehr privilegirten Aerzten die Immunität von lästigen städtischen Aemtern und Leistungen, befreite sie namentlich von der schauderhaften Plage des Dekurionats, wie ferner von Einquartierungslast und vom Kriegsdienste, Exemtionen, die auch auf die Frauen, die Söhne und die Besitzthümer dieser Männer ausgedehnt wurden. Die entscheidenden Verfügungen in dieser Richtung hat Constantin in den Jahren 321, 326 und 333 erlassen. Vollkommen aber im Geiste der kaiserlichen Praxis dieser und der folgenden Zeiten, welche einen guten Theil der öffentlichen Lasten den Städten zuzuwälzen bemüht war, lag es, daß die Dotirung solcher Professoren auch auf Stellen von ursprünglich kaiserlicher Stiftung, wie zu Athen, der Hauptsache nach in Anweisungen auf den städtischen Fiskus bestand, sobald nicht die Kaiser zu persönlichen Zulagen und Auszeichnungen für Einzelne sich bestimmt fühlten. Wir bemerken dabei, daß neben den sophistischen, philosophischen und medicinischen Hochschulen des Reiches seit Diokletians Zeit auch das seit Alters durch die Kaiser hoch begünstigte phönikische Berytos als Sitz einer berühmten Juristen-Universität einen glänzenden Aufschwung nahm. Die Pflege aber der juristischen, wie besonders der Studien, durch welche die junge Männerwelt sich jene stylistische Gewandtheit und Wohlredenheit erwerben konnte, die als unentbehrliche geistige Ausstattung galt für den Eintritt in den Staatsdienst, mußte gerade unter Constantins Regierung ganz besonders zunehmen, welche die Neugestaltung der römischen Bureaukratie in umfassender Weise zu Ende geführt hat.

Kaiser Constantin der Große hinterließ in der That den Diokletianischen inneren Staatsbau des Reiches allseitig abgeschlossen. Wenn man von der Gründung der neuen Reichshauptstadt, wie von der ungeheuren Veränderung einmal absieht, die durch die thatsächliche Ersetzung der alten Religion durch das Christenthum als der stärksten geistigen Stütze der kaiserlichen Gewalt herbeigeführt wurde, so ist gar nicht zu verkennen, daß weitaus die meisten der Neugestaltungen auf dem Gebiet der inneren Verwaltung schon auf Kaiser Diokletian zurückgehen. Aber sie galten doch jahrhundertelang, und nicht mit Unrecht, als Arbeiten Constantins. Auf dem Gebiete des Heerwesens, des Reichsorganismus im Großen, des Hofwesens, des feineren Details der Bureaukratie, wie nach Seite des neuen fürstlichen Absolutismus und seines Ceremoniells, hatte der Sieger von Saxa Rubra und Chrysopolis überall zwar die Erbschaft Diokletians angetreten. Aber vielfach waren die Schöpfungen seines gewaltigen Vorgängers doch nur erst halb vollendet. Erst Constantin fand die volle Macht und die volle, lange Zeit, um — mehrfach gewandelt — das Werk Diokletians, der, auch von seiner Feindschaft gegen die Christen abgesehen, vollkommen hinter dem Glanze des neuen Augustus zurücktrat, zu krönen und allseitig zu ergänzen.

Wie es nur natürlich war, so konnte das System der bleibenden administrativen Theilung des römischen Reiches in vier große Ländermassen; so

konnte ferner die planmäßige Durchführung der neuen Organisation der Wehrkraft des Reiches; so konnte endlich das Steuersystem Constantins, — und neben solchen Gestaltungen die große Neugestaltung aller Hofchargen, mit Einschluß der Schöpfung großer Reichsministerien, recht systematisch erst seit dem Moment durchgeführt werden, wo auch der starke Kriegsfürst Licinius die Waffen vor seinem furchtbaren Schwager hatte strecken müssen. Wir geben demnächst eine Skizze der Gestalt, wie sich seit der Alleinherrschaft des Siegers von Adrianopel und Chrysopolis das römische Staatswesen zunächst äußerlich ausnimmt.

Materiell hielt Constantin an der administrativen Gliederung des Reiches in vier große Komplexe von Provinzen fest, die jetzt noch viel bestimmter, als zur Zeit der Diokletianischen Auguste und Cäsaren von einander geschieden wurden. Das Reich zerfällt seit dieser Zeit in vier große „Präfekturen"; in die des Orients, welche fünf Diöcesen mit zusammen 46 Provinzen, — Illyricum, die zwei Diöcesen mit 11 Provinzen, — Italien, die vier Diöcesen mit 30 Provinzen, — und Gallien, die drei Diöcesen mit 29 Provinzen umfaßte. Aus dem administrativen Verband aber der Präfekturen waren ausgelöst die zwei kleinen modernen, proconsularischen Provinzen „Asia" und „Afrika" mit Karthago, die unmittelbar in des Kaisers Namen verwaltet wurden, und ferner die beiden großen Reichshauptstädte Rom und (seit 359/60) Constantinopel, die mit ihren Bezirken unter selbständigen, den Chefs der großen Präfekturen vollkommen gleichgestellten, Präfekten standen. So zerfiel nunmehr das ganze Reich in 14 Diöcesen und 120 Provinzen. In das feinere Detail gehen wir nicht ein, machen nur auf einzelne Punkte noch aufmerksam, die in der Geschichte der Folgezeit wiederholt hervortreten. Die Präfektur des Orients war nicht auf Asien und das Nilgebiet beschränkt, sondern umfaßte auch noch auf der Balkanhalbinsel die thrakische Diöcese. Die illyrische Präfektur enthielt wahrscheinlich schon seit der Constantinischen Reichsordnung, (nicht erst seit der Reichstheilung im Jahre 395), nicht sämmtliche „illyrische" Provinzen. Vielmehr unterschied man jetzt ein „orientalisches" Illyricum oder die dakische Diöcese, und ein „occidentales" oder die pannonische Diöcese. Die letztere, die Alpenprovinzen und Afrika standen unter der Verwaltung des italischen Präfekten. Weiter ist noch zu beachten, daß jetzt wie später die Tendenz der Reichsverwaltung, die noch immer ziemlich ausgedehnten Provinzen fortwährend in kleinere zu zerlegen, immer bestimmter in den Vordergrund tritt.

An der Spitze nun des neu gegliederten Reiches erscheint jetzt ganz anders mächtig und bedeutsam als während der langen Zeit der militärischen Kaiser, der Hof mit seinen Chargen. Im Gegensatz zu der bisherigen Hofgeschichte, einige Momente nur des ersten Jahrhunderts ausgenommen, wird für den neuen Hof der Constantiner und ihrer Nachfolger, an die sich nachher die unabsehbare Reihe der Byzantiner anschließt, der mächtige Einfluß der kaiserlichen Damen und der christlichen Geistlichkeit auf die Schicksale

des Reiches charakteriſtiſch. Man möchte ſagen, die Atmoſphäre, die auf dem Hofe der Conſtantiner ruht, muthet ſchon „mittelalterlich“ an; nur daß noch lange der Abglanz der Antike wie ein glühendes Abendroth auf dem neuen Kaiſerſchloſſe am Bosporus ruht; nur daß der koloſſale Zug, den die vielhundertjährige Weltherrſchaft dem römiſchen Kaiſerthum aufgeprägt, erſt nach dem Tode des zweiten Baſilius aus der Phyſiognomie dieſes Hofes verſchwindet. Sonſt aber entwickelt ſich an dem neuen römiſchen Hofe in Ton und äußeren Formen ein eigenthümliches Mittelding zwiſchen der Neigung zu einer Nachahmung des Pompes und der feierlich ſteifen Würde und Grandezza, wie ihn bis dahin der innere Orient, zuletzt namentlich der Hof von Suſa und Kteſiphon entwickelt hatte, — und ſtarken Reſten der Sitten und Bräuche, wie ſie ſeit Actium die römiſche Dyarchie und weiter das Kaiſerthum der großen Generale in der Palatiniſchen Hofburg und im Heerlager erzeugt hatten. Eines allerdings tritt immer ſchärfer und charakteriſtiſcher hervor. Während ſelbſt jetzt, — ſelbſt in dieſer neuen Zeit, wo endlich wirkliche Dynaſtien ſich auszubilden anfangen, — ein unanfechtbares legitimes Erbrecht in Sachen des römiſchen Thrones ſtaatsrechtlich ſo wenig ſich ausgeſtaltet, daß noch in der Zeit der älteren Byzantiner die „Rhomäer“ gegenüber den Perſern die wahrhaft heilloſe Unbeſtimmtheit ihrer Thronfolge als „Freiheit“ rühmen, tritt der abſolutiſtiſche Zug trotz der bureaukratiſchen Organiſation des Reiches immer ſchärfer und ſchneidiger in den Vordergrund. Schon Conſtantin und noch viel mehr die meiſten Conſtantiner ſtehen thatſächlich auf dem Standpunkt des „l'état c'est moi“; und die Auffaſſung greift immer mehr um ſich, daß der Staat eigentlich einzig um des Kaiſers willen da ſei. Recht deutlich zeigt ſich das in der Geſtaltung der großen Reichsminiſterien, die jetzt endlich, mehr als 300 Jahre nach der Trockenlegung der alten Republik, ins Leben gerufen worden ſind. Waren früher die großen Hofchargen des juliſch-claudiſchen Hauſes aus perſönlichen Bedienungen des Princeps zu wichtigen Staatsämtern geworden: in der Monarchie der Conſtantiner fallen die Stellen der großen Reichsminiſter eigentlich mit Hofämtern wieder vollkommen zuſammen.

Fünf große Chargen treten uns ſeit Vollendung der Diokletianiſch-Conſtantiniſchen Reichsordnung in der römiſchen Geſchichte wiederholt als politiſch vorzugsweiſe bedeutſam entgegen. An der Spitze des Hofes ſteht der ſogenannte „Vorſteher des heiligen Gemaches“ d. h. der kaiſerliche Oberkammerherr, der Chef von vier Klaſſen fürſtlicher Diener, der eigentlichen Kämmerer und Bedienten des Palaſtes, der Pagen am Hofe, der Garderobebeamten, und der dreißig Silentiarier der Hofburg. Später ſteht auch die Verwaltung der kaiſerlichen Chatoullengüter in Kappadokien, mit Einſchluß der großartigen Stutereien am Berge Argäos, unter ſeiner Leitung. Unmittelbar politiſch wichtiger dagegen waren die Aemter des „Magister officiorum“ und des Quäſtors. Der erſtere nämlich muß gleichzeitig als Palaſtmarſchall und als Staatskanzler bezeichnet werden. Nach der

einen Seite bekleidet er ein wichtiges Hofamt. Er nahm die Gerichtsbarkeit wahr nicht bloß über die ihm unmittelbar untergebenen Beamten, sondern auch über die Hofdienerschaft im engeren Sinne. Unmittelbar unter seinen Befehlen standen die verschiedenen (angeblich schon zur Zeit der Gordiane zuerst ins Leben gerufenen) „Kriegsschulen", nämlich eine Anzahl von Elitekompagnien der „Scholaren", 3500 Mann, welche den Wachdienst im Schloß und bei der Person des Kaisers hatten, und erst seit Kaiser Zeno militärisch werthlos geworden sind. Eine dieser Abtheilungen, die der „Agentes in rebus", (später 248 Offiziere, 250 Unteroffiziere und 750 Gemeine), waren kaiserliche Couriere und Feldjäger, wurden aber mit Vorliebe zu Zwecken geheimer politischer Polizei, zur Ueberwachung des Reiches, und zu geheimen, oft gewaltsamen und blutigen Akten mißtrauischer Sicherheitspolitik und grausamer Kabinetsjustiz gebraucht. Dazu treten noch einige andere Kategorien niederer Beamten. Auf der anderen Seite war aber der Palastmarschall mit der obersten Leitung wichtiger Zweige der Verwaltung betraut. Das Reichspostwesen, alle Waffenfabriken des Reiches, eine kontrolirende Mitwirkung im Departement des Militärwesens, und für den Hof die Aufsicht über das Ceremonienmeisteramt gehörten zu seinem Ressort. Als Staatskanzler endlich stand er an der Spitze aller allgemeinen Gesetzgebungs- und Verfassungsangelegenheiten, der Justiz und Verwaltung, und namentlich der auswärtigen Angelegenheiten. In letzterer Beziehung waren ihm alle Dolmetscher für fremde Sprachen unterstellt und hatte er die Audienzen fremder Gesandten bei dem Kaiser zu vermitteln, denen er hinter einem Vorhange beiwohnte. Unter seiner Leitung standen vier große „Scrinia" oder Ministerialbureaus mit etwa 150 Beamten, nämlich das S. memoriae, das kaiserliche Expeditionsbureau, dem wahrscheinlich die Erledigung aller kürzeren kaiserlichen Resolutionen, dann der Kabinetsordres „aus eigener Bewegung", alle Gnaden- und Anstellungssachen zufielen; das S. epistolarum, die Kanzlei für auswärtige Angelegenheiten; das S. libellorum, das Justizdepartement, und das S. dispositionum, die Kanzlei für Ausführung administrativer Anordnungen. Die drei ersten Bureaus standen je unter einem Unterstaatssekretär, das vierte unter einem Comes. Die gewaltige Machtfülle, die in der Hand dieses Reichsministers lag, wurde nun aber mehrfach abgeschwächt. Einmal nämlich wurde ein erheblicher Theil der Angelegenheiten des Reiches, selbst in oberster Instanz, schon durch die Chefs der großen Präfekturen erledigt. Dazu aber tritt die auch in der Bureaukratie der Constantiner beibehaltene Kürze der Amtsdauer auch dieser hohen Beamten, und weiter der Umstand, daß der Staatskanzler dem Kaiser nur schriftliche Vorträge erstattete, beziehentlich die der Landesbehörden genügend durchgearbeitet vorlegte.

So theilte er denn theoretisch einen starken Theil des politischen Einflusses auf den Kaiser mit dem sogenannten Quästor, d. i. mit dem eigentlichen Kabinetsminister, welcher allein bei dem Kaiser den mündlichen Vortrag hatte. Dieser empfing die fürstlichen Resolutionen und hatte dieselben,

— was als Geſetz oder als Befehl veröffentlicht oder auf Bittſchriften verfügt werden ſollte, — in der von dem Kaiſer beſtimmten Faſſung aufzuſetzen, die dann der weiteren Ausfertigung zur Grundlage diente. Neben der weſentlichen Mitwirkung in der Geſetzgebung gehörten zu dem Reſſort dieſes Miniſters alle in das ſogenannte „kleinere Buch" einzutragenden Anſtellungen. Ein eigenes Bureau hatte der Quäſtor nicht, ſondern wählte ſich ſeine Arbeitskräfte, zuſammen 26 vornehme Beamte, aus den Bureaus des Staatskanzlers.

Von außerordentlicher Wichtigkeit war viertens die Stellung des Reichsfinanzminiſters (des ſogenannten „Comes der heiligen Spenden"). Dieſer Großbeamte der Krone hatte die oberſte Leitung des direkten und des indirekten Steuerweſens für das ungeheure Reich in den Händen. Die Ueberwachung der Naturallieferungen, der öffentlichen Transportanſtalten für die Naturalvorräthe aller Art, die Verwaltung des Reichsſchatzes, die Aufſicht über die fiskaliſchen Beziehungen des Handels, über die Erträge der Bergwerke und der Münze, über die Magazine, und die überaus zahlreichen von Staatswegen betriebenen Fabriken lag in ſeiner Hand. Die Laſt der Geſchäfte wurde allerdings dadurch erleichtert, daß einerſeits die Provinzialbehörden die Vertheilung und Erhebung der Steuern zu beſorgen hatten, andererſeits aus den großen Präfekturen nur die Ueberſchüſſe in die Centralkaſſe floſſen. Die Zahl der von dieſem Miniſterium reſſortirenden Beamten war natürlich ſehr bedeutend; ſie war um ſo größer, je mehr ſeit der Neugeſtaltung der Reichsorganiſation und bei dem energiſchen Ringen um die Erhaltung des Reiches in der ſpätrömiſchen, wie nachher in der byzantiniſchen Zeit das Schwergewicht auf die fiskaliſche Seite fiel. Von dieſem Miniſter alſo reſſortirte in jeder Diöceſe ein Finanzdirektor, in den einzelnen Provinzen eine Anzahl fiskaliſcher Beamten oder Rationalen, endlich die Chefs der verſchiedenen Provinzialkaſſen, Münzen, Fabriken und Transportanſtalten. Das große Centralbureau des Finanzminiſteriums zerfiel wieder in eine Anzahl von Spezialbureaus; (ſeit der ſpäteren Reichstheilung im Orient in 15, im Abendland in 13).

Der fünfte dieſer Großbeamten war der „Comes des h. Privatvermögens", der eigentliche kaiſerliche Schatzmeiſter, der mit Verwaltung des Kronſchatzes (der jetzt wieder vom Reichsſchatze getrennt iſt) und der Staatsdomänen, (kaiſerlichen Schlöſſer, Güter, Waldungen, Dominialgefälle, der meiſten Stutereien), confiscirter Privatvermögen und herrenloſer Güter betraut war.

Im Range dieſen Miniſtern gleichgeſtellt und noch zu den Hoſchargen zählend waren endlich die beiden Chefs der kaiſerlichen Leibwache (domestici et protectores) oder der Haustruppen zu Fuß und zu Roß. Waren die Stellen dieſer hohen Offiziere vorzugsweiſe Vertrauensposten, ſo erſcheinen auch die Mannſchaften dieſes hoch privilegirten und glänzend beſoldeten (vielleicht ſchon durch Septimius Severus eingerichteten) Corps, theils aus bewährten und beſonders ſtattlichen Soldaten zuſammengeſetzt, (es waren nur Veteranen, ausgediente Centurionen,) theils aus jungen Leuten von vornehmer

Abkunft, die hier ihre militärische und politische Schule machten, und oft mit wichtigen Aufträgen betraut wurden.

Neben den großen Hofchargen und Ministern steht nun noch einerseits als ein Großbeamter von hoher Bedeutung der Primicerius der Notare oder Oberhofnotar, welcher das sogenannte Große Buch, das Verzeichniß aller Aemter und Titel sowohl des Civil- als des Militäretats zu führen, wahrscheinlich auch das gesammte Anstellungswesen zu überwachen, und in den häufig vorkommenden Rang- und Ancienneetätsstreitigkeiten zu entscheiden hatte. Andrerseits aber das Consistorium des Kaisers, dessen Ausbildung seit der Zeit Hadrians wir bereits mehrfach beobachtet haben. In demselben hatten regelmäßig Sitz und Stimme: der in der Residenz anwesende prätorianische Präfekt, die anwesenden großen Generale (s. unten), der Staatskanzler, der Quästor, die beiden Finanzminister, und eine unbestimmte Anzahl von „Comites" oder „Wirklichen Geheimräthen". In besondern Fällen wurden zu den Berathungen auch außerordentliche Theilnehmer zugezogen, Männer hohen Ranges und vornehme Beamte.

Die neue Bureaukratie des Römischen Reiches gliederte sich nun aber erheblich weiter, zugleich in die Breite und in die Tiefe. Einerseits nämlich erinnern wir an die seit Diokletians neuer grundlegender Arbeit durch Constantin vollendete Hierarchie der Provinzialbeamten. Hier haben wir speziell nur noch der vier neuen Chefs der großen Präfekturen zu gedenken, auf welche jetzt der Titel der „Prätorianischen Präfekten" übergegangen war. Diese Großbeamten erscheinen gewissermaßen als Vicekaiser für ihr Gebiet; sie machen die kaiserlichen Gesetze bekannt und erlassen in geeigneten Fällen selbst Edikte für ihr Gebiet. Sie stehen für dasselbe an der Spitze der Administration und des Finanzwesens. Sie haben als Repräsentanten der höchsten Instanz in der Rechtsverwaltung Gewalt über Leben und Tod, konnten jedoch (nach einer späteren Verordnung) an Geld nicht über 50 Pfund Gold (etwa 45,000 Mark) strafen. Von ihren Entscheidungen fand keine Appellation an den Kaiser statt; eventuell war nur der Weg der Bitte offen gelassen. Die Sitze der vier Präfekturregierungen waren zu Constantinopel für den Orient, zu Sirmium für Illyrikum, zu Mailand für Italien, und zu Trier für Gallien. (In der alten Reichshauptstadt Rom residirte mit seinem Bureau nur der für die eine, die eigentliche Halbinsel der Apeninnen umfassende, Diöcese Italien bestimmte Vikar.)

Die Präfekten hatten in jeder Diöcese einen Stellvertreter, den Vikarius (S. 635); nur die dakische wurde von dem illyrischen, das abendländische Illyrien von dem italischen Präfekten unmittelbar verwaltet. Es folgen dann für die Provinzen die verschiedenen Gruppen von Civilstatthaltern, — drei Proconsuln, 37 Consulare, 71 Präsiden, und fünf Correctoren (s. S. 635). Alle diese sind ordentliche Richter, theils erster Instanz für bestimmte Kategorien von Rechtssachen, theils höherer Instanz für jene, die von den städtischen Gerichten an sie appelliren durften. Abgesehn von den Bezirken der drei Pro-

conſuln (ſ. u.), ſo wurde von den Urtheilſprüchen der Statthalter theils an den Vikar, theils an den reſſortirenden Präfekten unmittelbar appellirt, womit es dann alſo gewöhnlich ſein Bewenden hatte. Bei dem Gerichtshofe des Präfekten des „Orients" arbeiteten unter Andern 150, bei dem Vikar oder Comes der Diöceſe „Orient" 40, bei dem des Vikars von Aegypten 50 Rechtsanwälte. Vikare und Statthalter ſtanden unter der Disciplinargewalt des reſſortirenden Präfekten, der ſie ſogar ſuspendiren und proviſoriſch durch andere Beamte erſetzen konnte. Dagegen wurde ihre Ernennung durch den Kaiſer vollzogen, an welchen (beziehentlich an den Staatskanzler) die Vikare ihre eigenen, und die Berichte der Statthalter unmittelbar einſandten.

Auch dieſe Hierarchie fußte nun auf breiten Bureaus, d. h. auf einer neuen, in die Tiefe hinab fein gegliederten, überaus zahlreichen Maſſe von ſubalternen und niederen Beamtungen; gewöhnlich ſo, daß ſich nach dem Primicerius oder Kanzleidirektor die Angeſtellten in drei (in der Kanzlei des Präfekten in fünf) Hauptgruppen theilen: die für das Gerichtsweſen, die für das Finanzweſen beſtimmte Klaſſe, und die ſchreibende, ausfertigende und vollziehende Klaſſe. Das Detail der Bureauverfaſſung gehört nicht in unſere Darſtellung dieſes Zeitalters. Wir dürfen uns mit der Bemerkung begnügen, daß dieſelbe weit genauer für die Bureaus der Provinzialverwaltung, als für die Miniſterialbureaus bekannt iſt, und daß es ſich dabei ſehr weſentlich um die Schulung und Gruppirung der maſſenhaften niedern und ſubalternen Beamten handelte. Die neue Monarchie hatte, wie wir wiſſen, mit der Erbſchaft des ausgelebten Principats die nun vollkommen entwickelte Richtung auf Ausbildung und Verwendung der „Berufsbeamten" übernommen, während die perſönliche Arbeit, wie ſie theoretiſch Sache des Princeps geweſen war, aus der Reichsverwaltung zurücktrat. Was die höheren Reichsämter angeht, ſo ließ Conſtantin zunächſt noch immer dieſelben ſo gut wie ausſchließlich den Rittern. Aber noch vor Ablauf ſeiner langen Regierung kam die Erkenntniß zum Durchbruch, daß die Ausſchließung des ſenatoriſchen Adels von der Theilnahme an der Reichsverwaltung ein entſchiedener Fehler ſei, und daß es jetzt darauf ankomme, die Kräfte dieſes Standes wieder umfaſſend zur Arbeit im Staatsdienſt heranzuziehen. Auf der andern Seite war es mit der Verwendung von Sklaven und Freigelaſſenen in Beamtungen für immer zu Ende. Der „dritte" Stand wurde in großem Umfange zu den untern Stellen zugelaſſen; ſo bildete ſich nunmehr eine Subalternenearrière im modernen Sinne und ein in ſich geeinigter Reichsbeamtenſtand.

Unter der Maſſe der unteren und der ſubalternen Beamten dieſer Bureaus ſchieden ſich natürlich ſolche, die eine wiſſenſchaftliche Befähigung nicht oder nur in geringem Maße beſaßen, und daher nur zu niederen Dienſten oder zu rein praktiſchen Aufträgen verwendet wurden, ſcharf ab von der Menge jener, die juriſtiſche Studien gemacht hatten, und nun (als „Notarien" im weiteſten Sinne des Wortes, oder als „Rechtskandidaten") ihre

gewöhnlich sehr langwierige Laufbahn durch die verschiedenen Stufen der Bureaus machten.

Es giebt nun aber noch eine Reihe von Momenten, welche dem römischen Staatswesen, welches aus einem Militärstaate in eine kolossale Bureaukratie umgeformt worden war, nunmehr, immer im Anschluß an eine länger schon fühlbar gewordene Entwicklung, eine ganz eigenthümliche Physiognomie verliehen haben. Dahin gehört in erster Reihe die sehr systematisch ausgearbeitete Rang- und Titelordnung, welche seit Constantins Zeit fertig ausgeführt dasteht. Ganz außerhalb der bureaukratischen Hierarchie standen mehrere Würden oder Titel. Den des Gloriosus führten die Consuln, die als Eponymen des Jahres und Vorsitzende des Senates nur noch einen alterthümlichen Schnörkel darstellten: die reale Macht war ihnen damals etwa so vollständig geschwunden, wie heutzutage den Rektoren unserer Universitäten. Der alte Geburtsadel der Republik, das Patriciat, wurde nunmehr, wie etwa in unseren Tagen die höchsten Stufen hoher Orden, als persönliche Auszeichnung namentlich an hochgestellte Reichsbeamten (später auch an deutsche Häuptlinge,) verliehen, während das Nobilissimat als eine Ehrenauszeichnung für Prinzen von Geblüt eingeführt war. Nun aber unterschied man in der höheren Bureaukratie die Viri Illustres (die Erlauchten), zu denen die sechs Präfekten des Reiches, die Kronfeldherren (s. unten), der Oberkammerherr, die vier großen Reichsminister gehörten; — die Spectabiles (die Hochansehnlichen), den modernen „Excellenzen" zu vergleichen, zu denen neben einigen Hofchargen der Oberhofnotar, die Unterstaatssekretäre, die Proconsuln von Asien, Afrika und Achaja, die Oberpräsidenten der Diöcesen, und die kommandirenden Generale in den Provinzen (diese erst nach 361) zählten; — die Clarissimi (die Vielberühmten), unter denen neben zahlreichen Hofbeamten namentlich die Civilstatthalter der Provinzen und die Senatoren rangirten; — und die Perfectissimi (die Vollkommensten); dieses ein Rang, der vielfach an hohe fiskalische Beamte, Bureauchefs und andere verliehen, und bei der wachsenden Titelsucht gern auch auf Nachsuchen, dann für Geld, vergeben wurde. Der Titel Egregii („Ausgezeichnete") scheint den Rittern zugestanden zu haben, während der Titel Honorati solchen zustand, die, ohne eine Amt bekleidet zu haben, nur den Titel eines solchen erhielten. Selbständig tritt neben diesen Rangklassen vielfach der Titel Comes auf, was man gewöhnlich der Kürze halber, obwohl nicht zutreffend, mit „Graf" wiedergibt; richtiger ist vielleicht „Wirklicher Geheimrath". Dieser Titel hängt eben noch zusammen mit dem Brauche des Principats, die vertrauten Rathgeber des Princeps, die ihm auch auf Reisen folgten und unterwegs als „Consilium" dienten, mit dem offiziellen Titel der „Begleiter", der „Comites Augusti" zu bezeichnen. Die Mitglieder des Consistoriums, die Finanzminister, der Vikar der Diöcese „Orient", dann aber die Chefs der Leibwache und mehrere der wichtigsten Militärkommandanten in den Provinzen führen den Titel „Comes" regelmäßig. Es versteht sich endlich

für dieſes Syſtem von ſelbſt, daß innerhalb aller dieſer Rangklaſſen wieder Abſtufungen und Rangverſchiedenheiten beſtanden, die nicht lediglich auf die Verſchiedenheit des Dienſtalters begründet waren. Und weiter entſprachen den neuen Ehrenprädikaten eine Reihe analog abgeſtufter, hochtönender Anreden, die zum Theil auch die Begleitung gewiſſer Aemter waren. Conſtantin perſönlich war in Erfindung ſolcher neuen, dem Geſchmacke der Zeitgenoſſen ſo wohlgefälligen Ehrentitel ungemein ausgiebig geweſen.

Zu den Auszeichnungen, die mit den neuen Würden der höheren Beamten verbunden waren, gehörten auch noch einerſeits die äußeren Amtszeichen und das äußere Gepränge, welches dieſelben umgab, andrerſeits die Sinnbilder, die in der Regel den Beſtallungsbrief derſelben zierten, und theils deren öffentlichen Charakter, theils den Geſchäftskreis bezeichneten, in welchem ſie ſich bewegten. Es waren Schildereien, eine oder mehrere Tafeln aus Holz und Metall, auf denen die weſentlichen Attribute des Amtes, (bei den Statthaltern die Perſonifikation ihrer Provinzen in weiblicher Geſtalt, bei den Kronfeldherren die Wappenſchilder ihrer Truppenabtheilungen, bei den Generalen die charakteriſtiſchen Züge ihres Rayons), in Farben gemalt erſchienen; dieſe, ſo ſcheint es, wurden in den Amtsſtuben aufgehängt und den Beamten bei feierlichen Gelegenheiten vorausgetragen. So war ein roth gedeckter Tiſch mit einem Buche in grünem Leder, auf dem Rücken das Bild des Kaiſers in Gold, und um den Tiſch her Gold und Silber in Barren, mehrere Gefäſſe mit Goldſtücken, und vier zugebundene Säcke, das Sinnbild des Finanzminiſters. Eine vergoldete Säule, und ein in Purpur gebundenes Buch auf einem Tiſche, rings umher 15 weibliche Geſtalten mit Geſchenken in ihren Händen, das Sinnbild des „Comes" des Orients. Ein Tiſch mit einer weißen, goldbordirten Decke, darauf das Geſetzbuch mit dem Bildniß des Kaiſers, zu beiden Seiten brennende Kerzen in goldenen Leuchtern, war das Sinnbild des Präfekten von Illyrikum.

Der neue Beamtenſtaat war aber auch darauf bedacht, ſeine Diener auch materiell gut zu ſtellen, ſo daß dieſelben, — auch wenn ſie es vermochten, ſich der alten römiſchen Sünde, der Neigung zu Erpreſſungen, zu enthalten, — recht gut beſtehen konnten. Nach Seite der Salarirung wurde nicht gekargt; und dazu traten nun vielerlei Vortheile, Privilegien und Exemtionen, welche der Natur der Sache nach mit jeder Stufe aufwärts ſich ſteigerten. Der demokratiſche Geiſt unſerer Tage, welcher, weſentlich auf radikale ſoziale Nivellirung gerichtet, unter den größeren modernen Kulturvölkern namentlich Deutſchland und Frankreich gänzlich beherrſcht, betrachtet wenig Erſcheinungen in der Zeit der antiken Völker und des Mittelalters mit größerer Befremdung und Abneigung, als gerade dieſes Syſtem der Privilegien und Exemtionen. Aber gerade dieſe erhielten ſeit dieſer Epoche eine immer größere Ausdehnung und wurden für die Maſſe der übrigen Bevölkerung immer drückender; namentlich für die zur Uebernahme ſtädtiſcher Würden und Aemter verurtheilten Laſtthiere dieſer Tage, gebildeten Standes, für die

städtischen Dekurionen, deren Zahl auch dadurch immer mehr sank, daß das Gesetz die Reichs- und Hofbeamten von dieser Plage freisprach. Für die höheren Provinzialbeamten war endlich auch das Recht der Postfreiheit für ihre Person, und die Berechtigung, sie bis zu einem bestimmten Umfange auch anderen zu ertheilen, sehr schätzenswerth. Es war nur natürlich, daß gegenüber der alten senatorischen und municipalen Aristokratie im Reiche aus den Familien der Hof- und Reichsbeamten, bei denen die Privilegien, auch für den Fall der Pensionirung, forterbten, und die über die municipale Misère der Zeit erhaben standen, ein neuer Hof- und Dienstadel sich bildete.

Gegenüber nun dieser vielseitigen Gunst, mit welcher die Beamtenhierarchie von Seiten des Kaisers bedacht wurde, spielte aber andauernd eine höchst charakteristische Rolle das tiefe und unverhüllte, allerdings vielfach nur zu wohl begründete Mißtrauen, welches die absolute Monarchie von dem Principat geerbt hatte. Dasselbe richtete sich sowohl nach der politischen, wie nach der eigentlich dienstlichen Seite. Der neue Absolutismus konnte der Natur der Verhältnisse nach nur ein auf Bureaukratie basirter sein. Aber unausrottbar blieb am Hofe auf Grund der herben Erfahrungen einer Reihe von Menschenaltern der tiefe Argwohn gegen die politischen Intriguen und den hochstrebenden Ehrgeiz mächtiger Beamten. Um hier allen Gefahren vorzubauen, wurde neben vielfachen künstlichen Mitteln und manchen, nach moderner Auffassung nicht immer dem Interesse des Dienstes entsprechenden Maximen in der Vertheilung der Geschäfte, das alte schlimme aus der Republik vererbte System konsequent beibehalten, welches immer nur eine ziemlich kurze Belassung derselben Männer in denselben Aemtern für wohlgethan erachtete. Auch in den großen Bureaus fungirten vielleicht nur die Unterstaatssekretäre und die Bureauchefs der Provinzialbehörden für längere Zeit. Dagegen wurden die niederen und subalternen Beamten nicht leicht über ein Jahr hinaus in derselben Stellung belassen. Hier scheint nun neben anderen Motiven namentlich ein tiefes Mißtrauen gegen die moralische Haltung der Beamten bestimmend gewesen zu sein. Unleugbar stand das moralische Niveau der Romanen und Griechen dieses Zeitalters sehr tief. Und wie die Leidenszeit des dritten Jahrhundert wesentlich auf die Rechnung der Soldatenherrschaft kommt, so lastet die Schuld einer furchtbaren Masse von Unheil während des vierten auf der tiefen Verderbniß der Beamten. Was in den oberen Etagen durch bösartige Intriguen, Gewaltsamkeit, Betrug, Corruption, Erpressungen, in Menge gefrevelt ward, fand im kleineren Format in den unteren überreiche Nachahmung: Schäden, denen auch Constantins harte Strafgesetze gegen Erpressung und die Arbeit wohlmeinender Kaiser nur selten mit Erfolg zu begegnen vermochten.

Nicht ein modern liberaler Gedanke, nicht das sogenannte „konstitutionelle" Mißtrauen, sondern das derbe politisch-soziale war es denn auch, was Constantin und dessen Nachfolger veranlaßt hat, zur Ueberwachung des Beamten-

thums von unten her dem Institut der provinziellen Landtage einen neuen Aufschwung zu geben. Während mit der Bureaukratisirung und der nun unaufhaltsam weiter fortschreitenden Nivellirung im Reiche die alten noch etwa verhandenen Eigenthümlichkeiten städtischer Verfassungen (namentlich in den griechischen Provinzen) immer mehr verschwanden und zugleich die noch vorhandenen Reste municipaler Selbständigkeit und municipaler Steuerfreiheit immer mehr verkümmert, die municipalen Aristokratien immer mehr auf den Standpunkt etwa der griechischen Primaten unter osmanischer Herrschaft herabgedrückt wurden, sollten jetzt die Landtage als ein lebendiges Glied des großen Organismus arbeiten. Es war allerdings die Absicht der Constantiner und später der pannonischen Kaiser, daß die Provinziallandtage (seit 382 auch Diöcesantage) das Recht haben sollten, vollkommen unabhängig von den Statthaltern regelmäßig jährlich, wie auch außerordentlicher Weise, zusammenzutreten, die vorhandenen Bedürfnisse und Beschwerden ihrer Provinzen in Erwägung zu ziehen, und ihre Bitten und Beschwerden durch Gesandtschaften mit freier Fahrt auf der Post an den zuständigen prätorianischen Präfekten und durch diesen an den Kaiser zu bringen. Jede Behinderung und jede Verstümmelung der Landtagsbeschlüsse durch die Statthalter (die davon nicht einmal Einsicht nehmen sollten) war bestimmt untersagt. Den Bescheid ertheilte der Kaiser dann selbst in Reskripten, die unmittelbar an den Landtag gerichtet waren. Die Geschichte dieser Landtage läßt sich urkundlich über das erste Drittel des fünften Jahrhunderts hinaus nicht mehr sicher verfolgen. Aber man sieht doch, daß die Kaiser, — obwohl sie zuweilen den Präfekten das höchst bedenkliche Recht einräumten, manche Beschwerden der Landtage direkt selbst zu erledigen und „nur das geeignet befundene" an den Kaiser zu bringen, stets dahin drängten, das Recht der Landtage gegen die Eingriffe der Statthalter sicher zu stellen. Materiell hat diese Einrichtung den Provinzen wiederholt wirklich Nutzen geschaffen. Doch muß man sich gerade hier gar sehr vor einer optimistischen Ansicht der römischen Verhältnisse hüten.

Parallel endlich mit der Vollendung des neu organisirten Hof- und Beamtenstaates läuft die abschließende Neugestaltung des Heerwesens, wie sie Constantin seinen Nachfolgern hinterließ; ebenfalls auf Grundlage wie seiner persönlichen Erfahrungen, so der Schöpfungen Diokletians. Auch hier begegnen uns an der Spitze nunmehr Persönlichkeiten, deren Kompetenz das gesammte Reich umfaßte. So lange die neugewonnene Reichseinheit bestand, stehen an der Spitze der Armee zwei große Kronfeldherren oder „Magistri militum" („Heermeister", Feldmarschälle): ein General der Infanterie und ein General der Kavallerie, die jedoch nicht viel später, weil sich eine solche Theilung wohl als unpraktisch erwies, durch Heermeister „beider Waffengattungen" ersetzt, und deren Zahl unter Constantius II. auf vier erhöht wurde, wobei es dann bis auf Theodosius I. geblieben ist. Die Kronfeldherren am Hofe („de praesenti") hatten ein centrales Generalkommando, und hatten die ein-

trale Verwaltung des Heerwesens unter ihrer Aufsicht. Angelegenheiten des Avancements, Versetzungen, die Militärgerichtsbarkeit, gehörten zu ihrem Ressort. Dagegen war im Sinne der mißtrauischen inneren Politik des Kaiserthums die große Kompetenz dieser militärischen Machthaber dadurch wieder eingeengt, daß einerseits die Chefs der Grenztruppen unter der Gerichtsbarkeit des Staatskanzlers standen, andererseits aber die Anstellung eines bestimmten Theiles der Stabsoffiziere zu dem Ressort des Quästors gehörte.

Die römische Armee selbst, die jetzt ihre militärischen Mittelpunkte in den großen Commandos fand, die an den Centralpunkten der großen Präfekturen domizilirt waren, bietet (S. 636 ff.) seit der diokletianisch-constantinischen Reorganisation eine ganz neue Physiognomie. Den Zeitgenossen und den Historikern des fünften Jahrhunderts erschien als besonders charakteristisch die neue Gruppirung der römischen Streitkräfte, die allerdings aus den veränderten Bedürfnissen der Zeit sich überwiegend erklärt. Seitdem das Reich einer fast auf allen Seiten blokirten Riesenfestung glich und an hundert Stellen die Einbrüche barbarischer Grenznachbarn abzuwehren hatte, war, — namentlich seit Alexander Severus — immer entschiedener das System ausgebildet worden, die langgestreckten Stromlinien der Grenzen und ferner auch die „trockenen" Grenzen des Reiches durch angesiedelte, nur für diesen Dienst bestimmte, Kriegshaufen zu schützen, die zur Deckung des Landes vollständig ausreichten, so lange es sich nicht um einen Krieg größeren Styles handelte. Diese Truppen, die Grenzmiliz, die auch in dem verwilderten Latein dieser und der späteren Zeit mit dem Namen der riparienses und castriciani oder castrensiani bezeichnet werden, wurden natürlich mit Vorliebe aus den Bewohnern der betreffenden Provinzen selbst formirt. War das nicht oder nicht ausreichend ausführbar, wie namentlich im Orient, so kolonisirte man auch Soldaten aus anderen Gegenden, aus dem Abendland, oder aus übergetretenen deutschen Stämmen an solchen Grenzen. Diese „Grenzer", die in sehr zahlreiche Reiterregimenter und Infanteriebataillone getheilt waren, sollten in der Regel aus ihren Bezirken nicht weggezogen werden und standen unter den Befehlen des kommandirenden Generals ihrer Provinz. Einen Rückhalt, so scheint es, erhielten die Grenzer durch einen Theil der Linien- und Auxiliartruppen geringeren Ranges, nämlich durch die Abtheilungen der sogenannten Pseudocomitatenser oder Besatzungstruppen, die namentlich in Gallien zahlreich standen, wo es so gut wie keine Grenzer gab.

Das mobile Heer dagegen, die große Reichsarmee, zerfiel in zwei Hauptmassen, in die Eliteabtheilungen, die in dem „Palatinischen" Heere vereinigt waren, und in das „Comitatensische" Heer. Das Palatinische Heer umfaßte an Legionen etwa $^1/_5$ bis $^1/_6$ des gesammten, an Reiterei gegen $^1/_4$ bis $^1/_3$ des Totalbestandes, und eine erhebliche Masse von Auxiliartruppen zu Fuß. Die Comitatenser bildeten das eigentliche Linienheer. Die ethnographische Zusammensetzung der Armee war in dieser Zeit immer

bunter geworden; denn während zwar ſeit Caracalla die Romaniſirung der Völker des Reiches die erheblichſten Fortſchritte gemacht hatte, nöthigte die Entvölkerung in den meiſten Provinzen die Kaiſer, immer umfaſſender die Hilfe fremder, namentlich deutſcher Söldner in Anſpruch zu nehmen. Noch immer, ſo ſcheint es, hielt man allerdings daran feſt, daß die Legionen, wenigſtens die palatiniſchen und comitatenſiſchen, aus Romanen und Rhomäern gebildet wurden. Dagegen beſtanden die Auxiliarabtheilungen, namentlich die Reiterregimenter, neben mauriſcher und dalmatiniſcher Kavallerie, jetzt wohl ganz überwiegend aus fremden Kriegsvölkern, die wenigſtens zum Theil auf dieſem Wege ſich allmählich romaniſirten.

Die äußere Erſcheinung des Reichsheeres wurde dadurch natürlich immer bunter, die Fülle der verſchiedenen, oft höchſt klangvoll martialiſchen Namen der Truppengattungen immer verwirrender. Die Zahl der Legionen allein, die freilich die alte numeriſche Stärke von 6100 Mann nicht mehr hatten, erreichte jetzt allmählich die Höhe von 175, von denen nur 28 noch die alten, aus der früheren Geſchichte wohlbekannten Namen führten. Von dieſen Truppenkörpern kamen etwa (ſoweit die nach dieſer Richtung nur erſt begonnenen Unterſuchungen des ziemlich unklaren und mangelhaften Materials zu ergeben ſcheinen) 25 Legionen auf das Palatiniſche, 70 oder mehr auf das Comitatenſiſche, und 37 auf das Pſeudocomitatenſiſche Heer. Aber neben allen dieſen Heerhaufen gab es noch mancherlei kleinere Abtheilungen. Dahin gehören die mehrfach erwähnten Detaſchements von „Läten" (S. 625) und (ſarmatiſch-deutſchen) „Gentilen"; in Gallien ſtanden auf der langen Bogenlinie von der unteren Seine bis nach Lyon zwölf Abtheilungen von Läten unter Präfekten, und namentlich in Italien 21 dergleichen von Gentilen. Beſonders wichtig waren die Flotten und Flottillen auf den Grenzſtrömen des Reiches und deren Nebenflüſſen geworden; neben der Donau war namentlich die Save in dieſer Weiſe armirt worden. Aber auch der Euphrat hatte ſeine Flotte, und im Inneren des Reiches tragen ſpäter die Seine, die Saône und der Rhone bewaffnete Fahrzeuge. Die Noth der Barbarenkriege hatte es dahin gebracht, daß auch Seen, wie der Comer- und der Neuenburgerſee in ſolcher Weiſe geſchützt und militäriſch verſtärkt waren. Dagegen ſcheint es unmöglich, über die wirkliche numeriſche Stärke des römiſchen Heeres ſichere Berechnungen aufzuſtellen; ſicher nur, daß die Zeitverhältniſſe es unumgänglich nöthig machten, ein viel zahlreicheres Heer auf den Beinen zu halten, als das noch zu Caracallas Tagen der Fall geweſen war.

Für die militäriſchen Zuſtände ſeit Conſtantin iſt aber Verſchiedenes ſehr charakteriſtiſch. Den Zeitgenoſſen war beſonders auffallend, daß der Kaiſer zuerſt von der alten ſeit Auguſtus üblichen Praxis abwich, die mobile Armee an den Grenzen zu concentriren. Nach der jetzt in ganz Europa üblichen Weiſe wurden unter ihm die meiſten Truppen dieſer Art in das Innere gezogen und in oder bei namhaften Städten vertheilt gehalten. Die für den Kaiſer beſtimmenden Gründe ſind uns nicht bekannt;

Digitized by Google

vielfach mag es ſich aber als unräthlich gezeigt haben, die großen Centralplätze des Reiches mit unruhiger Bevölkerung und zahlreichem Proletariat aller Art ohne ſtets bereite Beſatzungen zu laſſen.

Die Zerlegung der Armee einerſeits in eine ſehr große Anzahl ſelbſtändiger Truppentheile von immer nur geringer numeriſcher Stärke; andrerſeits in eine Reihe größerer Maſſen, die an Rang, Sold und Privilegien von einander fühlbar verſchieden waren, ſollte ſehr beſtimmt zur Abwehr der Gefahren dienen, die ſeit der Ermordung des Alexander Severus dem Throne wie dem Reiche während jener langen Reihe entſetzlicher Jahre bis zu Diokletians Erhebung in ſchauerlicher Regelmäßigkeit durch meuteriſche Armeekorps und ehrgeizige Generale bereitet worden waren.

Sonſt nahm die römiſche Armee aus der Zeit dieſes neuen Auguſtus, der — anders als der Schöpfer der Dyarchie und des ſtehenden Heeres — ſeine Truppen ohne Aufhören viele Jahre lang von Sieg zu Sieg geführt hatte, noch einmal die Traditionen mit von der gewaltigen, zerſchmetternden Kraft der römiſchen Waffen. Bis zu den Tagen des Romulus Auguſtulus blieb hier ein mächtiger Reſt römiſchen oder doch romaniſchen Kraftbewußtſeins lebendig, und erhielt ſich in der Armee ein ganz eigenthümliches, ſelbſtändiges Leben. Noch weit über die Zeit hinaus, wo das alte Heidenthum von Staatswegen geächtet und unterdrückt wurde, konnten ſich innerhalb der Armee auch heidniſche Soldaten und Offiziere behaupten. Und bis zu Ricimers Tagen war die Armee der Boden, wo immer neue Elemente den Romanen ſich aſſimilirten und am raſcheſten für römiſche Reichsintereſſen gewonnen wurden. So lange das Reich noch gewaltige Feldherren zu erzeugen oder die Söhne fremder Stämme zu ergebenen und glücklichen Heerführern der Römer zu machen vermochte, gelang es auch, die ſehr verſchiedenen Elemente feſt zuſammenzuhalten, aus denen die Armee ſich ſeit dieſer Epoche mehr und mehr zuſammenſetzte. Denn neben der Maſſe angeworbener Fremdlinge, deren Menge naturgemäß von Epoche zu Epoche ſich ſteigerte, war ohne Zweifel ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen Soldaten, wie ſie neben den afrikaniſchen Reitervölkern die kriegeriſchen Kernprovinzen mit illyriſcher Bevölkerung lieferten, und dem bunten Moſaik, das ſich aus den Söhnen der Grenzer, aus denen unzähliger Veteranenfamilien, und wieder aus dem Material zuſammenſetzte, wie dasſelbe jetzt theils durch Aushebungen aus den Colonen, theils durch Vermittlung einer Maſſe von Agenten, die man Rekrutenhändler nannte, zuſammengebracht wurde.

Der innere Organismus der Truppentheile war gegen früher nicht ſehr verändert. Die Hauptſache iſt, daß jetzt, — wo nun ſchon ſeit vielen Jahrzehnten der Soldat von den niedrigſten Stellungen durch Glück und Tapferkeit bis zu den höchſten Höhen menſchlicher Größe gelangen konnte, der Stand der Berufsoffiziere vollſtändig ausgebildet war. Die verſchiedenen kommandirenden Generale der einzelnen Provinzen, Heeres- und Landestheile heißen jetzt duces; eine Auszeichnung war es, wenn der

Feldherr nicht als Dux, ſondern als Comes regierte. Die Legionskommandeure hießen ſchon ſeit Gallienus' Zeiten nicht mehr Legaten, ſondern Präfekten. Die Chefs kleinerer Abtheilungen werden nicht ſelten auch als „Präpoſiti" bezeichnet; ein Name, der jetzt auch für die Tribunen oder Kommandeure der einzelnen Cohorten (mit Ausnahme der erſten) wiederholt gebraucht wurde. Unter den Kommandeuren der Cohorten ſtehen dann die Centurionen, deren fünf erſte als Ordinarien oder Oberoffiziere fungiren. Die Bewaffnung, die auch in der Zeit ſeit Conſtantin bei den thatſächlich und nominell romaniſchen Abtheilungen dieſelbe geblieben zu ſein ſcheint, war jetzt in der Art geordnet, daß die fünf erſten Cohorten der Legion Pila führten, und zwar jeder Mann deren zwei, ein größeres (Spiculum) und ein kleineres (Vericulum), beide wohl von dem alten Pilum verſchieden. Die fünf letzten dagegen trugen die ſogenannte Lancea, eine zum Werfen beſtimmte und mit einem Wurfriemen verſehene Waffe. Dazu führte der Legionar ein langes Schwert. Bei dem Aufmarſch war die Legion in zwei Treffen formirt. Das erſte bildeten die fünf erſten Cohorten, von denen die erſte auf dem rechten Flügel, die dritte im Centrum, die fünfte auf dem linken Flügel ſtand. In dem zweiten Treffen nahm die ſechſte den rechten Flügel, die achte das Centrum, die zehnte den linken Flügel ein.

Welche Veränderungen nun die, wie wir ſahen, vorauszuſetzende Reduktion der numeriſchen Stärke der Legionen auch nach dieſer Richtung herbeigeführt hat, liegt noch im Dunkeln. Dagegen tritt allmählich immer mehr in den Vordergrund der Einfluß, den das deutſche Element auf die Art des römiſchen Kriegsweſens ausgeübt hat. Und auch nach dieſer Richtung hin iſt die Regierung Conſtantins des Großen epochemachend. So grauſam gerade dieſer Kaiſer, wie wir früher fanden, wiederholt gegen beſiegte deutſche Kriegsleute am Rhein aufgetreten iſt, ſo wenig feindſelig hat er ſich grundſätzlich gegen die maſſenhafte Aufnahme von Germanen in den Reichs- und Heeresverband gezeigt; mit ſo demonſtrativer Gunſt, mit ſolcher gewinnenden Feinheit und Gewandtheit hat er die Deutſchen, ſpeciell namentlich auch die Gothen behandelt. Conſtantin bildete auch nach dieſer Seite die Grundlinien jener ſpätrömiſchen und byzantiniſchen Politik vor, welche das nationale Element immer mehr in den Hintergrund drängte, dafür alles Gewicht auf die Erhaltung des Staates, gleichviel mit welchen Unterthanen, auf die Kirche, und auf die kraftvoll zuſammenhaltende Verwaltung legte und den Mangel an Rhomäern durch maſſenhafte Aufnahme fremder Zuwanderer deckte. Nur daß die Dinge in Conſtantins Zeit noch immer nicht allzu bedenklich ausſahen; nur daß er wohl noch hoffte und glaubte, die Maſſe von Germanen, die in den großen römiſchen Miſchkeſſel geſtürzt wurden, zu römiſchem Metall umſchmelzen, — ihrer, welche die neue materielle Stütze des Reiches abgeben ſollten, in analoger Weiſe Meiſter bleiben zu können, wie der neuen geiſtigen Hilfsmacht, nämlich der Kirche. Die langſam wirkenden Mittel zur Erhaltung des echten romaniſchen Stammes,

wie sie die Kaiser seit Nerva versucht hatten, genügten dem raschen und energischen Constantin offenbar nicht mehr. Das Alimentarsystem, welches wahrscheinlich mit Eintritt der neuen Organisation Italiens durch Diokletian sein Ende erreicht hatte, nahm Constantin nicht wieder auf. Desto energischer wurde unter ihm die Ueberfülle deutscher Kräfte zum Nutzen des Reiches verwendet; dabei fand sich zugleich das bequemste Mittel, die Neigung der Germanen zu Einbrüchen in das Reich zu schwächen, indem man den Ueberschuß ihrer jungen militärischen Kräfte für die römische Armee anwarb. Deutsche Ansiedler sind damals unter Constantin in erstaunlicher Menge in das Reich gekommen, namentlich nach der östlichen Hälfte Galliens, wo die Franken die Hauptrolle spielten, und nach der nördlichen Hälfte der Balkanhalbinsel. Der Einfluß der fränkischen und der gothischen Offiziere tritt in der Folgezeit immer fühlbarer hervor. Die Folgen dieses Systems für das Reich sind in den weiteren Jahrzehnten bis zu den ersten furchtbaren Wogenschlägen der hunnisch-gothischen Wanderung sehr merkwürdig. Mit Ausnahme einstweilen noch der Kirche und der antiken Kulte tritt, — so daß allerdings die romanischen Provinzen viel stärker davon berührt werden, als die griechisch redenden, — schon jetzt eine überaus starke Durchsetzung des Reiches mit deutschen Elementen hervor. Deutsche Soldaten halfen die Kriege des Reiches gegen die deutschen Nordsee-, Rhein- und Donauvölker, gegen Perser und Afrikaner schlagen. Deutsche Bauern füllten als freie Ansiedler, als Läten, als Colonen auf kaiserlichen Domänen und auf den Gütern der großen Grundherren, und als Sklaven die furchtbaren Lücken aus, welche die Pest, die Münzkrisis und die schrecklichen Kriege des dritten Jahrhunderts an hundert Stellen in die agrarische Bevölkerung des Reiches gerissen hatten. Deutsche Sklaven und Sklavinnen füllten die Paläste der reicheren Bevölkerung in allen Provinzen zu allen Diensten, wie sie die Gewohnheiten der Alten mit sich brachten. Aber aus den Reihen der angesiedelten Unterthanen des Reiches und aus der Armee drangen die deutschen Romanen, wie die noch ungemischten Deutschen auch viel weiter vor. Auf dem Wege zumal durch die Armee sind sie allmählich bis zu sehr hohen Stellungen auch am Hofe gelangt. Als Soldaten wegen ihrer ausgezeichneten kriegerischen Eigenschaften, ihrer Zuverlässigkeit und Disciplin hoch geschätzt, sind ihrer allmählich sehr viele in die unmittelbare kaiserliche Leibwache, und namentlich wieder in die Reihen der „Candidaten", d. i. der aus den stattlichsten und erprobtesten der Gardesoldaten erlesenen Elitekompagnien, aufgenommen worden. Als Offiziere sind sie, — mochten sie nun auf deutschem oder auf römischem Boden geboren sein, — nach und nach immer zahlreicher in die höchsten Stellen eingedrungen. Die Geschichte wird uns zeigen, wie stark schon zur Zeit der hunnischen Wanderung das deutsche Element selbst unter den leitenden Männern des Reiches geworden war.

Um die Lage des Reiches seit dieser Zeit in Bezug auf die Durchsetzung mit neuen, namentlich mit deutschen Elementen richtig zu würdigen,

muß man den Blick auf das moderne Mexico und die ſpaniſchen Republiken von Südamerika richten. Wer aus der Ferne nur darauf achten wollte, daß dort Völker wohnen mit ſpaniſcher Sprache, mit weſentlich ſpaniſcher Sitte, und unter den Formen der römiſch-katholiſchen Kirche, — der möchte leicht wähnen, das weite Gebiet von Monterey bis nach Puerto Montt und bis nach Patagonien ſei lediglich von einem jüngeren Zweige der hiſpano-romaniſchen Gruppe bewohnt. Aber in Wahrheit bergen ſich unter jenen ſpaniſchen Formen mehr als $^2/_3$ Miſchlinge aller Art, und ganz oder halb civiliſirte Indianer; und ſelbſt Vollblutindianer mit den wohlklingenden alten ſpaniſchen Namen wie Alvarez, Juarez und viele andere haben ſich ſeit dem Sturze der Gachupinos längere Zeit ſchon mit den romaniſchen Kreolen in die politiſche Herrſchaft wirkſam getheilt. Ganz ähnlich haben wir uns zunächſt für die Zeit der Conſtantiner und der pannoniſchen Kaiſer die Zuſtände im römiſchen Reiche zu denken. Denn täglich mehrte ſich damals in der Armee und im „Civil" die Zahl der Menſchen, die unter volltönenden romaniſchen Namen fremdartige germaniſche, und als Soldaten unter römiſchen Uniformen ihre deutſchen Hünengeſtalten bargen. Und in vielen Theilen des Reiches mochte denkenden Männern altromaniſcher Zunge ernſtlich bange werden, wenn ſie fanden, wie das brünette und ſchwarzäugige Volk überall Boden verlor vor der wachſenden Ueberfülle der blonden Menſchen mit blauen Augen und hochragender Geſtalt.

Es gab endlich noch ein Moment, welches ſeit der Diokletianiſch-Conſtantiniſchen Epoche für die Schickſale des Reiches in überaus einſchneidender Weiſe ſeine Wirkung ausübte, nämlich das des mehrfach umgeformten Steuerweſens. Im Ganzen ſteht dasſelbe bei der hiſtoriſch-politiſchen Kritik in keinem guten Rufe, und es iſt ſicher, daß die großen Schöpfer der neuen Organiſation des Reiches nach dieſer Richtung hin am wenigſten ſchöpferiſche Kraft entfaltet haben. Was Conſtantin perſönlich angeht, ſo war (S. 663 ff.) ſein bedeutendſtes Verdienſt die Herſtellung ſicherer und guter Münzzuſtände. Seine Regierung, die nicht mit Unrecht als eine „geldmachende" bezeichnet worden iſt, hat unzweifelhaft ſehr bedeutende Mittel gebraucht, und abgeſehen von der perſönlichen Freigebigkeit des Kaiſers auch damit abgeſchloſſen, das Budget des Reiches bleibend und fühlbar zu erhöhen. Die gewaltige Bauthätigkeit, die ſich namentlich an die neue Reichshauptſtadt knüpfte, konnte ihrer Natur nach auf weitere Kreiſe ſehr wohlthätig wirken. Die Koſten für die aus zwingenden Gründen erheblich vergrößerte Armee dagegen, und noch mehr die für den Beamtenſtaat und den Hof mußten das Budget jedenfalls ſehr ſtark belaſten. Man kann nun allerdings ſagen: bei der verzweifelten Lage, in welche die Erſchütterungen des dritten Jahrhunderts das Reich gebracht hatten, blieb zu ſeiner Erhaltung für weitere zwei Jahrhunderte kaum ein anderes Mittel übrig, als die kraftvolle Zuſammenfaſſung der noch vorhandenen Kräfte und Mittel in der Hand des in-

telligenten Absolutismus; und so gut wie die Vergrößerung der Armee war auch die kräftige Centralisirung der Verwaltung auf der Basis einer fein gegliederten Bureaukratie unvermeidlich geworden. Aber die Völker des Reiches haben den unter neuen Formen fortgesetzten Kampf um die Existenz des Reiches sehr theuer zu bezahlen gehabt.

Bloß an und für sich betrachtet, so war wahrscheinlich die Summe, welche das römische Budget unter gewöhnlichen Verhältnissen auch in dieser Zeit beanspruchte, gar nicht übermäßig hoch; aber das System der römischen Steuerwirthschaft namentlich dieses Zeitalters war vielfach so sehr fehlerhaft und drückend, daß es nur dann leichter auszuhalten erschien, wenn einmal so intelligente und so sparsame Verwalter, wie später Prinz Julian in Gallien, oder so gründliche Kenner der Bedürfnisse des Volkes, wie Kaiser Valentinian I., das Heft in der Hand hatten, oder wenn einmal diese oder jene Provinz unter ganz ausnahmsweise intelligenten, wohlmeinenden, und die Finanzbeamten scharf überwachenden Chefs stand. Viel wesentlich Neues ist allerdings in der Diokletianisch-Constantinischen Epoche nach der finanziellen Seite hin nicht geschaffen worden; das neue System basirt ganz und gar auf den seit Alters hergebrachten Steuern des Reiches, und seine Mängel sind hauptsächlich aus einer Praxis erwachsen, die freilich durch die Wissenschaft unserer Zeit mit Recht verurtheilt wird: noch nicht zu reden von den furchtbaren Uebelständen, welche die tiefe Korruption eines großen Theiles der Beamten nach sich zu ziehen pflegte.

Das Wesen der „Steuerreform" dieser Zeit war natürlich, daß man die Saugkraft des Fiskus zu verstärken bemüht war. Während alle bestehenden Monopole, Regalien und sonst bestehenden Rechtstitel der Staatskassen auf irgend welche Einnahmen sorgsam konservirt wurden, beruhte die große Haupteinnahme des Reiches auf der durch Diokletian endlich auch auf Italien ausgedehnten Grundsteuer, welche seit seiner Reform auf Grund einer Eintheilung alles Grundeigenthumes in gleiche (übrigens je nach den Provinzen verschieden benannte und mehrfach verschieden gestaltete), sorgfältig nach Klassen, Bodenwerth und Ertrag abgeschätzte, genau katastrirte „Steuerhusen" erhoben wurde. Die Steuer war theils in Geld, theils in Naturalien zu entrichten; in beiden Fällen verband sich mit ihr noch eine Zuschlagssteuer an Naturalien (annona), — nämlich Nahrungsmittel aller Art, aber auch Viehfutter, Holz, Kleidung, — die für die Besatzungen und die Beamten in die fiskalischen Magazine geliefert, zuweilen jedoch auch in Geld gezahlt ward. Fiel die Grundsteuer, von deren Entrichtung nunmehr weder die Grundstücke früher steuerfreier Orte (wie selbst Athen), noch auch die des senatorischen Adels ausgenommen waren, hauptsächlich auf den Stand der Possessores, der Gutsbesitzer, welche den wichtigsten Theil der städtischen Bevölkerung ausmachten, so hatte der Stand der Negotiatores, nämlich Kaufleute jeden Ranges, Fabrikanten jeder Art, und die Gewerbetreibenden im umfassendsten Sinne des Wortes, die soge-

nannte perſönliche Steuer zu zahlen, die je nach Umſtänden nach dem beweglichen, nach dem unbeweglichen Vermögen, und nach dem Arbeitsgewinn bemeſſen wurde. Es iſt dann in der nachdiokletianiſchen Zeit üblich geworden, alle Negotiatoren einer Stadt in eine Matrikel einzuſchreiben und zu einer Korporation zu verbinden. Dieſer wurde nun eine Steuerſumme im Ganzen auferlegt — (ſie erſcheint unter verſchiedenen Namen, von denen „Chryſargyrum" der bekannteſte iſt), — und ihr es überlaſſen, dieſelbe ſelbſt unter ihre Mitglieder zu repartiren. Die eigentliche alte „Kopfſteuer", die mehr und mehr den Charakter einer Hausſtandsſteuer annahm, iſt allmählich gänzlich auf das Landvolk beſchränkt worden. Die ärmere ſtädtiſche Bevölkerung ſuchte man ſoweit als möglich zu der Gewerbeſteuer heranzuziehen, (mit Einſchluß ſelbſt der Huren); die ärmſten ließ man ganz frei von direkten Steuern. Dafür fiel jene Hausſtandsſteuer mit Wucht auf die Colonen des platten Landes. Deren Kopfſteuer wurde von dem Herrn des Gutes, zu welchem ſie gehörten, zugleich mit der Grundſteuer eingezahlt, durch dieſe aber wieder von ihnen eingetrieben.

Der fiskaliſche Charakter der neuen Zeit, der im Laufe der folgenden, namentlich der byzantiniſchen Jahrhunderte ſich immer entſchiedener ausprägte, tritt für uns Spätere weſentlich auch in der Bedeutung zu Tage, die für die Chronologie der weiteren römiſchen und byzantiniſchen Geſchichte die Rechnung nach „Indictionsperioden" gewonnen hat. Zunächſt in Aegypten begann man ſeit 312 n. Chr. nach fünfzehnjährigen Indictionsperioden zu rechnen. Seit Ende des 4. Jahrhunderts, wo die olympiſchen Spiele von Staatswegen unterdrückt wurden, und im Laufe des fünften gewann dann dieſe neue Art der Zeitrechnung im Reiche allgemein das Uebergewicht. Es ſcheint eben, daß immer nach Ablauf einer Periode von 15 Jahren die Erneuerung der Steuerkataſter ſtattfand.

Es iſt, wie ſchon bemerkt wurde, immerhin nicht unwahrſcheinlich, daß die Höhe der großen direkten Steuern, welche der römiſche Fiskus alljährlich aus dem Reiche zog, an ſich nicht gar ſo gewaltig war. Aber es iſt nicht minder wahrſcheinlich, daß nach dem Verlaufe der Schreckenszeiten des dritten Jahrhunderts einerſeits die wirkliche Steuerkraft der Völker des Reiches erheblich abgenommen hatte, andrerſeits aber Dank der neuen Organiſation die Saugkraft der fiskaliſchen Organe bedeutend zugenommen hat. Nun aber waren die Romanen noch durch viele andere Laſten beſchwert. Abgeſehen von manchen Abgaben, die nur in einzelnen Fällen gezahlt wurden; abgeſehen ferner von der beſondern Beſteuerung einzelner Vermögensobjekte, ſo war doch auch die Wirkung der vielen Zölle und Gefälle nicht zu unterſchätzen. Dazu traten die maſſenhaften Sporteln, welche durch die Organiſation des neuen Beamtenſtaates ſo ſehr vermehrt waren; nicht minder die Koſten der Gebühren, derart daß auch die Beamten für ein Anſtellungs- und Aufrückungsreſkript anfangs 5 Goldſtücke, ſpäter noch weit mehr zu zahlen hatten. Endlich noch andere materielle Laſten, welche die

Digitized by Google

fehlerhafte Staatswirthschaft dieser Zeit nach sich zog. Gerade Constantin hatte dem kaiserlichen Postwesen, welches in der folgenden Zeit eine sehr wichtige Rolle spielte, eine ganz besondere reformatorische Aufmerksamkeit geschenkt. Aber auch dieser intelligente Monarch ist unbegreiflicherweise niemals auf den Gedanken gekommen, dieses Institut zu einem allgemeinen Verkehrsmittel zu machen, und dadurch zugleich für die Völker des Reiches nutzbar, und für die Staatskassen gewinnbringend zu gestalten. So blieben denn nach wie vor die Hand- und Spanndienste und sonstigen Kosten der Post eine schwere Reallast der Bevölkerung, und wurden von Geschlecht zu Geschlecht als eine immer härtere Plage empfunden.

Selbst von diesen Umständen abgesehen, so waren mit der Erhebung der direkten Steuern die schwersten Uebelstände verbunden. Seit alter Zeit zeigt sich Hang zu Erpressungen jeder Art und zu unredlichem Gewinn als eine unausrottbare Sünde des römischen Beamtenthums; und nach dieser Seite ist es auch unter den Constantinern und den Pannoniern, oft zum schweren Unheil ganzer Provinzen, nicht besser geworden. Das Uebelste aber war, daß — die Grundsteuer ausgenommen, — die Steuerschraube mit ihrer vollen Wucht auf die mittleren und unteren Besitzer im Reiche drückte. Wirklich leidlich befand sich in dieser Hinsicht nur die unterste Stufe, die Sklaven, — und die oberste, das heißt die vielen zum Schaden der Uebrigen von den öffentlichen und den municipalen Lasten Eximirten. Die Art, wie die Steuern die Colonen trafen, macht es uns verständlich, wie schwer auf diese auch sonst vielgeplagte, und der Willkür der Patrone gar sehr ausgesetzte Klasse die Pression der Gutsherren drücken konnte. Aber auch die Negotiatoren hatten schwer zu leiden. Diesen Stand angehend, so war hier der ewige Krieg im Gange zwischen den Steuerbeamten, die bei Indiktionen und Superrevisionen mit peinlicher Genauigkeit jedes steuerbare Objekt zu erforschen suchten, und den Steuerpflichtigen, die namentlich im Orient mit möglichster Zähigkeit sich dagegen wehrten. Und nun wurden gegen Restanten und gegen solche, die mit oder ohne Grund im Verdachte standen, falsche Angaben über ihr Vermögen zu machen, alle möglichen Mittel mobil gemacht: mit Einschluß der erzwungenen Aussagen der nächsten Angehörigen gegen ihre Väter und Gatten, ja selbst der Schläge und der Folter. Greuel, gegen welche allerdings Constantin, der überhaupt von fiskalischen Plackereien und Schindereien nichts wissen wollte, mit großer Lebhaftigkeit ankämpfte, ohne sie jedoch ausrotten zu können. Das an sich schwerste Loos aber war das der städtischen Dekurionen, deren Bestand der Staat ebenso bestimmt zu erhalten und zu steigern suchte, wie umgekehrt die unglücklichen Männer der municipalen Aristokratie kein Mittel unversucht ließen, um aus dem furchtbaren glänzenden Elend ihres vor Alters so ersehnten Standes zu entkommen. Denn die Dekurionen des municipalen Steuerbezirks hatten die Aufgabe, die demselben auferlegte Grundsteuersumme an die Staatskasse zu liefern. Das bedeutete aber: sie mußten zunächst

nach der Cenſusliſte dieſe Summen auf die einzelnen Poſſeſſoren des Bezirks repartiren, hernach aber für die richtige Ablieferung der ſämmtlichen Anſätze mit ihrem Vermögen einſtehen, — alſo das an den einlaufenden Beträgen Fehlende aus ihrem eigenen Vermögen zuſetzen. Für die Dekurionen kamen dann noch die vielen rein municipalen Koſten und Laſten hinzu, die ſich bei der Neigung der Reichsregierung, mancherlei Ausgaben den Städten zuzuweiſen, immer ſteigerten. Namentlich die Dotirung höherer Studienanſtalten aus ſtädtiſchen Fonds, und wahrſcheinlich auch mehrfach chriſtlicher Kirchen aus denſelben Mitteln, vermehrte nach dieſer Richtung wiederholt die Wucht der Laſten, ſo daß für dieſen Stand die Ausſicht in die Zukunft immer trüber und entmuthigender wurde.

Die letzten Jahre der langen Regierung Conſtantins des Großen ſeit der Einweihung der neuen Reichshauptſtadt waren im Vergleich mit den früheren an politiſchen Ereigniſſen arm. Der alternde Schlachtenmeiſter hat im Jahre 332 noch einmal eine glückliche Fehde gegen die Gothen an der Donau geleitet, und im Jahre 334 an 300,000 Vandalen, die ſich jenſeits der Donau gegen Gothen und Sarmaten nicht mehr behaupten konnten, in den Reichsverband aufgenommen und großentheils in den nördlichen Provinzen der Donau- und Balkanhalbinſel, namentlich in Pannonien, angeſiedelt.

Daneben läuft die weitere Entwickelung der kirchlichen Verhältniſſe, die wir aber immer nur in ihren Umriſſen darſtellen. Die „Parität" zwiſchen den Chriſten, deren Zahl ſeit 323 begreiflicherweiſe in beſtändiger Zunahme ſich befand, und den Anhängern der alten Kulte hat Conſtantin bis an ſein Ende energiſch und geſchickt vertreten. Andauernd hielt der kluge Politiker darauf, daß die Heiden ſich nicht zurückgeſetzt fühlen und verſtimmt werden konnten. Dieſem Theile ſeiner Unterthanen gegenüber trat er andauernd als Pontifex Maximus auf, während zugleich die Kirche immer entſchiedener und augenfälliger begünſtigt wurde. Wenn im Jahre 326 das Verbot erging, verfallene Tempel herzuſtellen; wenn Kulte von ganz beſonderer Schmutzigkeit und Scheußlichkeit unterdrückt, wenn verödete Heiligthümer inmitten chriſtlicher Bevölkerungen ihrer Schätze beraubt wurden, um Conſtantinopel zu ſchmücken: ſo war doch die alte Religion als ſolche keineswegs bedrückt, beengt, oder auf den Standpunkt einer geduldeten zurückgedrängt. Nach wie vor wurden die heidniſchen Prieſter bei ihren Rechten und Einkünften erhalten, und zuletzt noch durch Geſetz in der Freiheit von öffentlichen Dienſten und Laſten beſtätigt. „Noch in ſeinen letzten Jahren (335—337) ertheilte der Kaiſer dem italiſchen Städtchen Hiſpellum oder Flavia Conſtans (j. Spello in Umbrien, zwiſchen Foligno und Aſſiſi) die Erlaubniß, ſeinem Geſchlechte, der gens Flavia, einen Tempel zu erbauen und daſelbſt ſceniſche Spiele und Gladiatorenkämpfe zu veranſtalten; nur daß das ſeinem Namen gewidmete Heiligthum nicht durch den „Trug irgend eines anſteckenden Aber-

glaubens befleckt werden sollte." Selbst auf seinen Münzen ließ der Kaiser zwar heidnische „Legenden" verschwinden, bediente sich aber seitdem vielmehr einer „neutralen"; und wenn die erste Münze mit christlichem Symbol spätestens 326 geprägt wurde (vermuthlich aber nicht vor 324), so sind nachher nur erst vier Münzen Constantins mit christlichen Emblemen zuverlässig bekannt. Das Gesetz endlich kannte unter ihm keinerlei Unterschied zwischen heidnischen und christlichen Bürgern des Reiches, und in der Praxis des öffentlichen und des Hofdienstes, in welchem nun zahlreiche Christen ihren Platz fanden, machte sich die Parität erst recht geltend.

Das schloß nun aber durchaus nicht aus, daß nicht Constantin selbst bei seinem scharfen Verstande recht wohl voraussah, daß die Parität schließlich entschieden zu Gunsten der Christen ausschlagen werde. Er selbst hatte bereits seine Söhne von der Fausta als Christen erziehen lassen, und konnte wohl voraussetzen, daß eine Zeit kommen werde, wo die alten Kulte von Staatswegen zurückgedrängt werden würden. Auch unterließ er es nicht, durch seine Mittel das Wachsthum der Kirche namentlich indirekt zu erleichtern und zu fördern, und immer deutlicher zu zeigen, wohin seine persönliche Neigung sich richtete, Neubekehrte durch Gnadenerweisungen auszuzeichnen, auch wohl in noch rein heidnischen Gegenden Kirchen zu erbauen und reich zu dotiren, damit sie durch Wohlthätigkeit neue Gemeinden um sich zu sammeln vermöchten.

Daneben aber machte ihm bis zum Ende seines Lebens die konfessionelle Zerklüftung der Kirche schwere Sorge. Constantin hatte bald erkannt, daß die große Entscheidung von Nikäa nicht im Stande gewesen war, den inneren Frieden der Kirche wiederherzustellen. Der Arianismus gewann immer mehr Boden, wenn auch nicht in seiner strengsten Form. Das nicht biblische Wort „Homousios" (S. 675) erregte vielen Anstoß, und es zeigte sich allmählich, daß in den orientalischen Provinzen die Stimmung sehr nach einem „etwas dehnbaren" Bekenntniß drängte, welches den verschiedenen Auffassungen des großen dogmatischen Problems Spielraum lasse.

Constantin wünschte unter diesen Umständen sehr, zu einer Ausgleichung zu gelangen. Er näherte sich den Arianern, und als der alte Arius schließlich aus seinem Exil heraus (S. 676) sich nachgiebig und zum Frieden gestimmt zeigte und ein neues, allgemein gehaltenes Glaubensbekenntniß ausstellte, in welchem nur die Formel von der „Wesensgleichheit" fehlte, durften er selbst sowohl wie seine Anhänger (328/9), und bald auch die andern, die exilirten Bischöfe, aus ihrer Verbannung zurückkehren und wurden zu Gnaden angenommen. Zur Vollendung der äußeren Ausgleichung sollte nun Arius seine alte Pfarrstelle in Alexandria wieder übernehmen. Hier aber war i. J. 328 jener gewaltige Athanasius, der Idealtypus der homousianischen Hierarchie der ganzen Zeit vor Ambrosius von Mailand, Bischof geworden, und dieser entschlossenste Gegner des Arianismus stellte der Bitte, wie später auch den Drohungen des Kaisers den zähesten Widerstand entgegen. Athanasius war einerseits einer jener nicht sehr zahlreichen Kleriker dieser und der

folgenden Zeit, welche ſich gegen das Eingreifen der kaiſerlichen Gewalt in das innere Leben der Kirche ſtreng ablehnend verhielten. Auf der andern Seite war dieſer Biſchof, der die wilde und nachhaltige Energie, mit welcher die Märtyrer den Krieg und die Angriffe der Verfolger gegen die Kirche überſtanden hatten, nun auch in dem *inneren* dogmatiſchen Kriege entfaltete; war dieſer „Vater der Orthodoxie" wirklich ein großer Mann, voll bedeutender Ideen und Zwecke, deſſen impoſantes Auftreten auch auf Conſtantin mächtig einwirkte. An großartiger Glaubenskraft, an Gluth und Tiefe der Empfindung, an Bewußtſein von der Würde des prieſterlichen Amtes, wie an Gelehrſamkeit und Großartigkeit der Spekulation, an Gewandtheit in der Rede und der Schrift, war er das gegebene Haupt ſeiner homouſianiſchen Glaubensgenoſſen. Die Gluth ſeines Enthuſiasmus, ſeine Standhaftigkeit, die kein Opfer ſcheute und keine Menſchenfurcht kannte, ſein weiter und durchdringender Blick, ſeine Rückſichtsloſigkeit gegen ſeine perſönlichen und gegen fremde Intereſſen, endlich ſeine Thatkraft, die unter Umſtänden auch Gewaltſamkeiten nicht ſcheute, machte ihn zu einem überaus wirkſamen und erfolgreichen Führer in dem langwierigen konfeſſionellen Kriege, der ſeit jener Periode die Kirche zerrüttete. Gegen ihn operirte nun nach dem Scheitern der auf des Arius Reſtitution gerichteten Verſuche der feine Biſchof *Euſebios* in Nikomedia (S. 676), der nach ſeiner Rückkehr aus dem Exil der Führer der ſogenannten „ſemi-arianiſchen" Mittelpartei war und jetzt wieder am Hofe in großem Anſehen ſtand. Eine Reihe von Intriguen wurde in Scene geſetzt und eine ganze Anzahl perſönlicher und politiſcher Anklagen *gegen* Athanaſius mobil gemacht. Endlich gelang es, den *Kaiſer* zu beſtimmen, daß der trotzige Biſchof von Alexandria vor ein Unterſuchungsconcil berufen wurde. Dasſelbe fand i. J. 335 n. Chr. zu *Tyrus* ſtatt, und hier nahmen ſeine dogmatiſchen Gegner, die entſchieden die Oberhand hatten, Rache für Nikäa. Wohl konnte Athanaſius die Nichtigkeit der meiſten wider ihn vorgebrachten Anſchuldigungen ſiegreich erweiſen. Aber (ſo ſcheint es) von dem Vorwurf einiger arger Gewaltthätigkeiten vermochte er ſich nicht zu reinigen, und nun eilten ſeine Gegner, ihn für ſchuldig und abgeſetzt zu erklären, während *Arius* wieder in die Kirchengemeinſchaft aufgenommen wurde. Eine wiederholte ſynodale Verhandlung zu Conſtantinopel beſtätigte das über Athanaſius gefällte Urtheil, und *Conſtantin* ſchickte den ſtolzen Biſchof in ein mildes Exil nach Trier; doch ſollte der biſchöfliche Stuhl zu Alexandria einſtweilen nicht neu beſetzt werden. Hatte nun der Kaiſer bei dieſen Verhandlungen gezeigt, daß er für zähe Opponenten noch eine andere Sprache hatte, als die milde und demüthige, in welcher er gewöhnlich mit den Biſchöfen zu verkehren pflegte; hatten die Arianer ihr neues Uebergewicht in wenig würdiger Weiſe ſofort gegen ihren größten Widerſacher gemißbraucht: ſo zeigten wieder im Jahre 336 die Homouſianer, wie verheerend die neue dogmatiſche Parteiwuth in der Kirche wirkte. Der faſt 80jährige *Arius* ſollte in *Conſtantinopel* unter großen Feierlichkeiten wieder in die Kirchengemeinſchaft

aufgenommen werden. Aber am Tage vor dieſer Scene flehte der homouſianiſche Biſchof der Reſidenz vor allem Volke zu Gott um ein Wunder: „um den Tod des Erzböſewichts vor ſeiner Aufnahme in die heilige Gemeinſchaft". Und als nun unheimlich genug am Abend oder am anderen Morgen Arius wirklich unter plötzlichen furchtbaren Convulſionen auf einem öffentlichen Abtritt ſtarb, hatten die wildeſten Homouſianer nur Hohn und Triumphgeſchrei über dieſe düſtere Kataſtrophe.

Die Weiterführung dieſer Kämpfe ſollte Conſtantin nicht mehr erleben, ſein Ende war nahe. Wir verſuchen es, dieſen außerordentlichen Menſchen zu charakteriſiren. Auch Conſtantin gehört zu den Geſtalten, an deren richtiger Würdigung die Späteren bis auf unſere Tage in Liebe wie in Haß ſich immer wieder verſucht haben; auch ſein Charakter gehört bis zu einem gewiſſen Grade zu den zahlreichen pſychologiſchen Problemen der römiſchen Kaiſergeſchichte. Täuſcht uns unſere Beobachtung nicht, ſo war Conſtantins Charakter ſehr eigenthümlich gemiſcht. Aber als der Alles beſtimmende und beherrſchende Grundton erſcheint doch eine gewaltige Herrſchſucht; aber ſo, daß ſie ſtets auf das Höchſte gerichtet war, ſo daß ſie unter der auszeichnenden Gunſt der Zeitverhältniſſe dieſen groß veranlagten, durch erſtaunliche Intelligenz, durchdringenden Scharfblick, ungewöhnliche Menſchenkenntniß und vorwiegend ſcharfen Verſtand imponirenden Menſchen ebenſo wohl dahin trieb, als in den Stand ſetzte, die Entwicklung der antiken Menſchheit, und nicht dieſer allein, für Jahrhunderte in neue Bahnen zu lenken. Dieſer mächtigen Leidenſchaft aber erſcheinen bei Conſtantin alle übrigen Züge ſeines Weſens untergeordnet. Ihr diente natürlich ſeine ungemeine diplomatiſche Begabung und ſeine Kunſt, in politiſchen Dingen zu warten, allerdings um im paſſenden Moment mit der Schnelle und der Wucht des Blitzſtrahls zuzugreifen oder loszuſchlagen. Ihr diente ſeine jugendliche, friſche Heldenkraft und ſeine, an Roms ſtolzeſte Siegestage gemahnende Feldherrngröße. Ihr diente endlich die furchtbare Energie ſeines Willens, die vor keinem Hinderniß, aber auch vor keiner Gewaltthat, und leider auch vor einem nützlichen Trug und vor Tücke nicht zurückſcheute. Die gerechte, wohlwollende, und liebenswürdige Art ſich zu geben, hatte Conſtantin von ſeinem edlen Vater Chlorus geerbt; nicht aber deſſen ſchlichte und milde Sinnesweiſe. Und wie Diokletian alle Rückſichten ſchwinden ließ, wenn er die kaiſerliche Autorität bedroht glaubte, ſo kannte Conſtantin keine Pietät und keine Schonung, wenn er ſeine Machtſtellung bedroht wußte oder meinte. Hier war in der That das berühmte „Hab' ich einmal zu fürchten angefangen, ſo hab' ich auch zu fürchten aufgehört", der präciſe Ausdruck ſeines Weſens.

Goldmünze, Solidus, Conſtantins des Großen. Auf der Vorderſeite der Porträtkopf Conſtantins mit dem Lorbeerkranze und der Umſchrift: CONSTANTINVS Pius Felix AVGustus. Die Kehrſeite trägt die Umſchrift: VICTORIA CONSTANTINI AVGusti und zeigt Conſtantin von Victoria bekränzt. SIRM iſt die Prägſtätte Sirmium in Ungarn. (Kgl. Münzcabinet zu Berlin.)

Es war nun aber nur natürlich, daß die perſönliche wie die politiſche Haltung dieſes Kaiſers im Laufe ſeiner langen und wechſelvollen Regierung durch den Wechſel ſeiner Schickſale nicht unweſentlich beeinflußt worden iſt. Daß ſeine Natur groß angelegt war, hat ſich allerdings niemals ganz verleugnet. Und gemeine Züge, Hang zu rohen materiellen Genüſſen, zum Spiel, zu Ausſchweifungen mit Frauen, haben auch ſeine Feinde dem ſtolzen Selbſtherrſcher, dem Freunde feiner, wiſſenſchaftlicher Bildung, nicht vorgeworfen. Aber ſcharfblickende Zeitgenoſſen, wie ſein Geheimſchreiber Eutropius, machten doch mit Recht einen erheblichen Unterſchied zwiſchen der erſten und der zweiten Hälfte ſeiner Regierung. Unbeſtritten blieb ihm der Ruhm, daß ſeine Herrſcherkraft und ſeine ſtaatsmänniſche Feinheit und ſichere Hand ihm niemals untreu geworden. Aber die Zeit nach dem Falle des Licinius läßt zwar nicht den Reichthum an großen und ſchöpferiſchen Ideen vermiſſen, wohl aber den friſchen Schwung ſeiner kriegeriſchen, ſturmbewegten, Jugendjahre. Und was ſchlimmer iſt: der Beſitz der Alleinherrſchaft, die Stellung als abſoluter und weithin gefürchteter Selbſtherrſcher wirkte, wie die Geſchichte es uns ſo oft zeigt, auch auf ihn nicht ſehr günſtig. Härte, Willkür, unbändige Leidenſchaft und Hingabe an die Fehler ſeines Charakters machten ſich gar ſehr bemerkbar. Wohl blieb der Kaiſer immer ein lebhafter Geiſt, und ein ſehr thätiger Geſetzgeber. Die Unterthanen erkannten es dankbar an, daß Conſtantin ſtets die Geſandtſchaften und die Beſchwerden der Provinzen perſönlich hören wollte. Aber ſein alter ſtolzer Ehrgeiz wurde mehr und mehr zu ungemeſſener Eitelkeit und Lobgier. Seine erſtaunliche Thatkraft und raſtloſe Thätigkeit ſchlug wohl in unruhige Launenhaftigkeit um. Seine Stellung zu den Freunden und Günſtlingen ſeiner Umgebung erinnerte mehrfach in bedenklicher Weiſe an die dunkleren Tage des großen Hadrian. Sein Hof war ein gefährlich glatter Boden. Conſtantin liebte den heitern Verkehr und die freie Hingabe an ſeine Freunde, mit denen er übrigens noch lieber neckend und ſpottend, als gerade verbindlich zu verkehren pflegte; aber die ihnen gewährte, gewöhnlich auch materiell werthvolle Gunſt konnte unter Umſtänden jäh und furchtbar mit Ausbrüchen wilden Zornes wechſeln. Wenn der Kaiſer einmal Grund zu haben glaubte, über Treuloſigkeit oder über Mißbrauch ihrer Stellung Seitens der Männer ſeiner Umgebung zu klagen, ſo fehlte es nicht an Erſchütterungen, bei denen unter Umſtänden das Schwert des Henkers in drohender Nähe ſich zeigte. Daneben fehlte es auch nicht an Klagen über die Vergeudung der öffentlichen Mittel durch zu große Prachtliebe und durch allzu ausgedehnte perſönliche Freigebigkeit. Sicher wird es ſein, daß Conſtantins Genie, ſeine Regententüchtigkeit, ſeine militäriſche und organiſatoriſche Begabung, ſein großartiges Geſchick, die neuen Mächte ſeines Zeitalters zu erkennen und in den römiſchen Reichsorganismus einzuführen, unbeſtritten bleiben; aber ſympathiſch wird uns der Charakter des neuen Auguſtus nicht leicht anmuthen.

Nur mit wenigen Worten endlich ſei das perſönliche Verhältniß Con-

ſtantins zu dem Chriſtenthum berührt. Die Geſchichte iſt nach Lage unſerer Quellen nur im Stande, über die Religions- und Kirchenpolitik dieſes Kaiſers ein ſicheres Urtheil zu gewinnen. Wir haben es oben verſucht, an der Hand der tüchtigſten und berufenſten Forſcher unſerer Tage uns darüber auszuſprechen. Das pſychologiſche Geheimniß aber der inneren Stellung Conſtantins zu der Ethik und der Lehre der Kirche, welcher er den Weg zur künftigen Herrſchaft gebahnt hat, zu ergründen, — dazu fehlen uns die hiſtoriſchen Mittel. Mit Sicherheit läßt ſich hier nur ſehr wenig ſagen. Conſtantin war kein Menſch wie der gewaltige Judenkönig David, der ſeine Hand nicht minder tief in Blut getaucht hat, als der Sohn der alten Helena, und dabei

Reſte der Baſilika Conſtantins zu Rom; vgl. Seite 664.

doch die erſchütterndſte Reue und die heißeſte Gluth religiöſer Empfindung genährt hat. Der harte Politiker, der leidenſchaftliche Herr des Reiches und ſeines eigenen Hauſes, der ſo raſch nach einander die Blutbefehle gegen Licinius, Criſpus und Fauſta erlaſſen konnte, ſtand noch ganz und voll auf antikem Boden, und die ideale Forderung des Chriſtenthums, den ganzen inneren Menſchen von Grund aus zu erneuern, iſt ihm ſchwerlich jemals ernſtlich nahe getreten. Auch der wilde Kampf zwiſchen den chriſtlichen Confeſſionen hat dem Kaiſer ſchwerlich ein tieferes inneres, auch nur wiſſenſchaftliches, Intereſſe abgewonnen. Wie weit hinaus über die ſichere Erkenntniß und kräftige Anerkennung der welthiſtoriſchen Macht des Chriſtenthums und des chriſtlichen Geiſtes Conſtantin religiöſe Gedanken genährt hat, das

wie geſagt bleibt uns verborgen, und wir halten uns nicht berechtigt, über die letzten Geheimniſſe ſeines Herzens ein Urtheil zu fällen. Nur das iſt äußerlich erkennbar, daß der Monotheismus, dem Conſtantin von ſeinem Vater her huldigte, bei ihm allmählich eine chriſtliche Färbung gewonnen hat. Es iſt möglich, daß der lebhafte Verkehr mit den Repräſentanten der Kirche in ſeiner Umgebung ihn endlich auch von der Wahrheit des Chriſtenthums überzeugt hat. Sicher aber, daß er ſein Leben als ein Mitglied der chriſtlichen Gemeinſchaft beſchloſſen hat.

Das Uebergewicht des römiſchen Reiches im Orient war ſeit dem letzten Siege des Galerius und Diokletian (S. 631) mehrere Jahrzehnte hindurch völlig unerſchüttert geblieben. Mehr noch, während der ganzen Zeit ſeit 297 konnte das befreundete Armenien unter der langen und glänzenden Regierung ſeines Königs Tiridates als Vormauer des Römerthums gelten. Die Herrſchaft dieſes Mannes wurde für die Zukunft namentlich dadurch ſo wichtig und folgenreich, daß unter ſeiner entſchiedenen Begünſtigung jetzt das Chriſtenthum ſiegreich in das ſchöne Alpenland eindrang. Ein Prinz aus einer Seitenlinie der Arſakiden, den man gewöhnlich Gregor „den Erleuchter" nennt, führte hauptſächlich die Armenier dem Evangelium zu. Schon 302 wurde auch Tiridates getauft. Das Chriſtenthum ſollte, als armeniſche Kirche geſtaltet, in ſpäterer Zeit in analoger Weiſe eine Hauptſtütze des armeniſchen Volksthums werden, wie in der Zeit der Osmanenherrſchaft die anatoliſche Kirche für die Griechen. Zunächſt allerdings ſtand noch immer eine ſtarke Partei des Adels der neuen Lehre feindlich entgegen und neigte zu den Saſaniden, die nach langer Ruhe in Conſtantins letzter Zeit den Frieden wieder zu ſtören gedachten.

In Kteſiphon regierte ſeit 309 des armſeligen Perſerkönigs Narſes Enkel Sapor II. (309—380). Er war noch als Säugling zur Herrſchaft beſtimmt worden, hatte aber, zum Jüngling gereift, eine ungewöhnliche Kraft und Thätigkeit zu entfalten begonnen, die freilich mit arger Grauſamkeit gegen beſiegte Landesfeinde verbunden war. Ermuthigt durch einen großen Sieg über arabiſche Stämme; mißtrauiſch gegen Conſtantin als Freund der Chriſten, die in Perſien noch immer höchſt brutal verfolgt wurden; und in Sorgen wegen der Gunſt, die ſein früher aus Perſien vertriebener Bruder Hormisdas in Conſtantinopel genoß; endlich in ſeiner ſtolzen Weiſe gewillt, die alte Schmach ſeines Großvaters zu ſühnen und das Gebiet zurückzugewinnen, welches 297 an die Römer hatte abgetreten werden müſſen: ſo fing er zuerſt an, diplomatiſche Zerrereien mit Conſtantin einzuleiten, forderte endlich kurz und gut die Rückgabe des einſt von Narſes abgetretenen Landes, und ſchritt wirklich auf der meſopotamiſchen Seite zu Grenzverletzungen.

Unter dieſen Umſtänden mußte der alternde Selbſtherrſcher des römiſchen Reiches noch einmal zu den Waffen greifen. Bedeutende Rüſtungen wurden angeordnet; einer der Söhne des Kaiſers, der Cäſar Conſtantius, ſtand bereits an der perſiſchen Grenze. Conſtantin ſelbſt war zur Abreiſe nach dem zu

erwartenden Kriegsschauplatze bereit, als er in der Osterwoche des Jahres 337 heftig erkrankte. Die Thermen des bithynischen Drepanon, das er seiner Mutter zu Ehren Helenopolis genannt hatte, brachten ihm nicht die erwartete Genesung. Er fühlte das Nahen seiner letzten Stunde, und ließ sich nunmehr in der Märtyrerkirche dieser Stadt in die Reihe der christlichen Katechumenen aufnehmen, dann aber nach der Villa Achyrona bei Nikomedia bringen. Nach dem damals beliebten Brauche, erst dicht vor dem Tode sich taufen zu lassen, um entsündigt zu Gott einzugehen, ließ sich der Kaiser endlich bei dem mächtigen Fortschreiten seines Leidens am Pfingstfeste durch Bischof Eusebius taufen, empfing das heilige Sakrament, und starb am letzten Tage des Festes, am 22. Mai 337, um Mittag. Bei dem Tode des Gewaltigen hat sich die für sein Uebergangszeitalter so charakteristische Mischung der religiösen Auffassungen wiederholt. Der Senat nämlich zu Rom verlieh auch diesem getauften Imperator die Apotheose. Die anatolische Kirche, deren Priester ihn den „Apostelgleichen" zu nennen sich gewöhnten, die armenische und die russische verehren ihn als „Heiligen" und feiern sein Fest am 21. Mai. Die römische Kirche dagegen hat ihn nicht kanonisirt.

Die Leiche des großen Selbstherrschers wurde in einem goldenen Sarge nach Constantinopel gebracht und zunächst mit allem kaiserlichen Pompe in der Hofburg ausgestellt, um dann nach Ankunft des Cäsars Constantius mit dem höchsten kirchlichen und militärischen Gepränge in einem herrlichen Grabmale in der Apostelkirche beigesetzt zu werden. Aber an die Bestattung des alten Imperators knüpften sich nur zu schnell entsetzliche Ereignisse, die nur zu sehr mit der blutigen Familiengeschichte der Diadochen Diokletians in Einklang standen.

Constantin hatte, wie wir sahen, mit ungeheurer Anstrengung und unter gewaltigen Kämpfen die Reichseinheit wieder hergestellt. Aber er muß sich schließlich überzeugt haben, daß nach Crispus' Tode unter den zahlreichen Prinzen seines Hauses keiner sich befand, der die Kraft und das Talent besaß, das gesammte Reich in seiner Weise weiter zu leiten, — und noch weniger ein so hervorragender Mann, daß der Neid und die Eifersucht der übrigen sich ohne Weiteres vor ihm hätte beugen mögen. Es blieb ihm, so scheint es, nur der Ausweg übrig, zu einem Theile der Maximen des Diokletian zurückzukehren und verschiedene Theile des Reiches an die nächstberechtigten Erben in Gestalt von Sonderherrschaften zu verleihen; so blieb das Reich dann doch immer in der Hand der Dynastie der Constantiner. Dabei gedachte der Kaiser jedoch nicht ausschließlich seine drei Söhne von der Fausta territorial zu dotiren. Wie es scheint, so sollte auch die Nachkommenschaft der Söhne der Prinzessin Theodora (S. 626), die bereits erwachsenen Söhne eines seiner Stiefbrüder, jetzt in einen Theil der Rechte eingesetzt werden, die jenen einst durch seine eigene Erhebung abgeschnitten worden waren. Seine eigenen Söhne waren insgesammt zu dem Range von Cäsaren erhoben worden: Constantin, der älteste (geb. 316) im Jahre 317, der zweite, Constantius,

(geb. 317) im Jahre 323, und Conſtans, der jüngſte (geb. 323) zu Ende des Jahres 333. Dieſelbe Stellung ertheilte der Kaiſer im September 335 dem energiſchen und reichbegabten Sohne ſeines Stiefbruders Dalmatius, der des Vaters Namen trug. Und nun war bereits im Jahre 335 das Reich adminiſtrativ in der Art unter des Kaiſers präſumtive Erben vertheilt worden, daß Conſtantin (II.) als der älteſte Sohn die galliſche Präfektur, Conſtans Italien mit Afrika und den eigentlichen illyriſchen Provinzen, Dalmatius Thrakien mit Conſtantinopel, Makedonien und Achaja, Conſtantius den geſammten Oſten jenſeits der Propontis und der griechiſchen Gewäſſer übernahm. Im Orient aber war als fünfter Regent, wohl unter des Conſtantius Oberhoheit, ein Bruder des Cäſars Dalmatius, Prinz Hannibalian, der des Kaiſers Tochter Conſtantia zur Frau hatte, beſtimmt; derſelbe ſollte mit fürſtlichem Range über Pontus, Kleinarmenien und Kappadokien ſchalten.

Die verſchiedenen kaiſerlichen Prinzen regierten in der That ſeit 335 ihre Gebietstheile. Trotzdem ſcheiterte die friedliche Durchführung der Beſtimmungen des alten Conſtantin nicht lange nach ſeinem Tode an einer in ihrer Wirkung ganz entſetzlichen Vereinigung dunkler Intriguen, die ihren Mittelpunkt in der politiſchen Umgebung des Cäſars Conſtantius hatten, und des Wiedererwachens ſoldatiſcher Neigungen zur Kaiſermacherei. Der alte Imperator hatte ſeine und Fauſtas Söhne als Chriſten erziehen laſſen; aber es war nur gelungen, ihre konfeſſionellen Leidenſchaften anzuregen, nicht aber ſie zu Menſchen zu erziehen, an denen die chriſtliche Gemeinde ihre Freude hätte haben mögen. Von den großen Talenten und den imponirenden Eigenſchaften des Vaters, und von der Seelengröße des Großvaters Chlorus war auf dieſen Zweig der Conſtantiner nur verzweifelt wenig übergegangen. Dafür beſaßen ſie namentlich die bedenklichen Züge der Familien, denen ſie entſproſſen waren, in nur zu ausgiebiger Weiſe, und das ſollte ſchnell zu Tage treten. Es ſcheint doch, daß die drei Brüder, namentlich aber der immerhin bedeutendſte unter ihnen, Conſtantius, nur mit tiefem Unwillen die Betheiligung ihrer Vettern an der Reichsregierung ertragen hatten. Und nun fand offenbar gerade Conſtantius, der zeitlebens aus den Banden einer wahrhaft entſetzlichen Camarilla ſich nicht loszumachen vermocht hat, unter ſeiner perſönlichen Umgebung Rathgeber der allezeit bösartigſten und niederträchtigſten Sorte, die dann weiter, ſo ſteht zu vermuthen, nach des großen Conſtantius Ableben dem jungen Fürſten den Dienſt erwieſen, für ihn zu intriguiren und zu handeln. Mit Benutzung der leidenſchaftlichen Anhänglichkeit der Armee an den großen Feldherrn und freigebigen Spender Conſtantin wurde es möglich, die höheren Offiziere der in Conſtantinopel ſtehenden Truppen als Akteurs in den Vordergrund zu ſchieben, dann die Soldaten in der abſcheulichſten Weiſe zu verhetzen, und dabei dem Cäſar Conſtantius die Rolle zu ſichern, daß er, was nun kommen ſollte, „nur mehr geſchehen ließ". Und bei Gott, er ließ dann ſehr viel „geſchehen".

Es handelte ſich zunächſt, unter brieflich eingeholter Zuſtimmung der

Cäsaren Constantin und Constans, nur darum, die durch den todten Imperator vorgezeichnete Reichsordnung umzustoßen und die Herrschaft lediglich Constantins Söhnen zu sichern. Aber den Faiseurs dieses empörenden Staatsstreiches —, der auf dem Boden der neuen Welthauptstadt zum ersten Male dynastische Greuel in Scene setzte, die später unter den Byzantinern und Osmanen nur zu oft Nachahmung gefunden haben, — kam es noch weit mehr darauf an, die Seitenlinien des Hauses der Constantiner und deren politischen Anhang ein für allemal zu entwurzeln. Es ist wohl möglich, daß dabei mit arger List neben anderen aufregenden Einflüsterungen das Gerücht in den Kasernen und in der Residenz verbreitet worden war, als sei der große Kaiser durch seine Stiefbrüder vergiftet gewesen und habe noch auf dem Todtenbette befohlen, ihn zu rächen. Genug, zu Anfang September 337 brachen die lange vorbereiteten Soldatentumulte in Constantinopel aus. Die tobenden Soldaten riefen, nur die Söhne Constantins sollten ihre Auguste sein, und eröffneten dann das blutige Werk des Fürstenmordes. Die ganze Nachkommenschaft aus des alten Chlorus zweiter Ehe, also die noch lebenden Stiefbrüder des Kaisers Constantin, dazu mit Einschluß der (wahrscheinlich nach der Hauptstadt gelockten) Fürsten Dalmatius und Hannibalian, sechs Enkel des Chlorus, und die Gemahle der Prinzessinnen, außerdem der einst sehr einflußreiche Präfekt Ablavius, wurden in Stücke gehauen. Daß der eine der Brüder Constantins, Julius Constantius, (Vater der einzig diesem byzantinischen Palastgemetzel entronnenen minderjährigen Prinzen Gallus und Julianus), zugleich des Cäsars Constantius Oheim und Schwiegervater, daß Hannibalian des Constantius Schwager war, kam nach den Traditionen dieser Dynastie nicht in Betracht. Hier namentlich mag indessen Constantius nach dem Ausdrucke eines hochstehenden Zeitgenossen „mehr zugelassen, als veranlaßt haben".

Nachdem die untergeordneten Werkzeuge der blutigen Intrigue ihre Arbeit vollendet und in der Hofburg gründlich aufgeräumt hatten, fiel dem Senat die Aufgabe zu, die drei Söhne Constantins am 9. September 337 öffentlich als die neuen Kaiser zu proklamiren.

Dritter Abschnitt.

Von Constantin I. bis zum Code Theodosius I.

Erstes Kapitel.

Die Constantiner.

Unter so schauerlichen Scenen leitete sich der Uebergang der romanischen und griechischen Völker ein aus der welthistorischen Epoche Constantins in das letzte Zeitalter, wo noch einmal von einem einheitlichen Reiche die Rede war, wo ferner von einer Art äußerer und innerer Ruhe und Sicherheit noch gesprochen werden konnte. Freilich hat es auch während der Periode von dem Antritt der drei jungen Constantiner bis zur Thronbesteigung des ersten Theodosius, oder vielmehr bis zu dem Uebergange des westgothischen Volkes über die Donau und dessen Folgen, am Euſrat, wie an Rhein und Donau nicht an gewaltigen Kriegen gefehlt, die auf der persischen Seite schließlich zu einer schlimmen Demüthigung der Römer geführt haben. Freilich kannte auch dieses Zeitalter drei dynastische Kriege, von denen wenigstens einer die Kräfte des Reiches in ähnlicher Weise in Anspruch nahm, wie einst der letzte Kampf zwischen Constantin und Licinius. Aber im Ganzen angesehen, so waren doch, im Vergleich mit den furchtbaren Zeiten des sturmbewegten dritten Jahrhunderts, der alternden Menschheit der antiken Welt noch einmal vier Jahrzehnte geordneter Verhältnisse vergönnt: eine Zeit, während welcher die neuen Schöpfungen der Diokletianisch-Constantinischen Epoche nach allen Richtungen hin sich einleben und ihre volle Wirksamkeit und Tragweite entfalten konnten.

Auch dieses Zeitalter entbehrt weder großartiger Gestalten im Guten wie im Bösen, im Staatsleben, in der Armee, in der Kirche, im sinkenden Heidenthum. Selbst an anmuthigen Episoden fehlt es keineswegs inmitten einer Zeit harter Prosa und schwerster Arbeit in dem Kampfe um das Dasein. Aber abermals im Ganzen betrachtet, so liegt doch vorwiegend eine düstere Beleuchtung, eine schwere Atmosphäre ausgebreitet über dem historischen Bilde dieser Periode. Schon äußerlich, physisch, war nach Beweis aller erhaltenen Zeugnisse der alte Stamm, namentlich in den oberen Ständen, die Nachkommen der Menschen aus der durch Krieg, Hunger, Pest, Finanzmisere

Digitized by Google

ſo grauſig geſtalteten Nothzeit des dritten Jahrhunderts, größtentheils zu arger Häßlichkeit und Verkümmerung entartet. Die Neugeſtaltung des Reiches, die neue Zuſammenfaſſung der Kräfte des Reiches, und ſeine neue, bis zu der Mordſchlacht bei Adrianopel kraftvoll behauptete Machtſtellung gegenüber den nordiſchen Völkern wurde nun aber nicht nur nach der finanziellen Seite hin überaus theuer bezahlt. Nicht nur, daß der Steuerdruck, wie wir wiſſen, ſo ſchwer auf dem mittleren Beſitz und auf dem Landvolke wuchtete: auch der Druck des Beamtenthums, deſſen zeitweiſe zu entſetzlicher Höhe geſteigerte Frevel uns wiederholt blitzartig die unergründliche ſittliche Verſunkenheit der Menſchen dieſes Zeitalters wahrhaft geſpenſtiſch illuſtriren, und die mit der Barbariſirung des Reiches immer grauſamer, barbariſcher, blutgieriger, ſich geſtaltende Juſtiz machen es begreiflich, wie nachmals ſeit dem Eintreten friſcher und unabhängiger deutſcher wie hunniſcher Maſſen in die geſchichtliche Bewegung nicht wenige Griechen und Romanen kurz entſchloſſen dem glänzenden Elend der antiken Civiliſation den Rücken zu kehren und unter ganz primitiven Zuſtänden bei deutſchen und hunniſchen Häuptlingen ihre Zuflucht zu ſuchen vermögen. Neben dem glänzenden Elend aber dieſer Zeit, aus welchem allein die ſchwerfällige Pracht der Hofburg und die hohe, wie die niedere Bureaukratie, die neben Armee und Kirche ſich ein eigenes ſelbſtändiges Leben ausbildete, ſich behaglich und in ſatten Farben abheben, arbeiten die beiden jungen Mächte, die den hiſtoriſchen Beruf hatten, zunächſt noch das Römerthum zu ſtützen, zugleich aber dasſelbe innerlich und endlich auch äußerlich gänzlich umzugeſtalten. Die Germanen, deren Stellung zum Reiche erſt ſeit der Schlacht von Adrianopel eine akute Veränderung erfährt. Und in vorläufig weit höherem Grade die Kirche. Dieſe führt einerſeits mit wachſender Energie und wachſendem Erfolge den Krieg gegen die täglich mehr zuſammenſchwindende heidniſche Majorität; die Periode ſchließt ab mit der von Staatswegen verfügten gewaltſamen Unterdrückung der alten Kulte. Auf der andern Seite bringt der konfeſſionelle Kampf innerhalb der Gemeinden ein neues und kraftvolles Parteileben und neue dominirende Intereſſen in das Leben dieſer Zeit. Aber die Parteiwuth erreicht allmählich die entſetzliche Höhe, daß noch vor Ablauf des vierten Jahrhunderts von Staatswegen das erſte Blut chriſtlicher Ketzer vergoſſen wird. Aber der dogmatiſche Bürgerkrieg ſchwächt nicht nur die miſſionirende, ſondern auch die ſittlich verjüngende Kraft der Kirche in bedauerlichem Grade, und treibt nicht nur zu ſchlimmen Gewaltthaten, nicht nur zu harten und überaus gehäſſigen Verfolgungen, nicht nur zur endlichen Vernichtung aller wirklichen Religionsfreiheit, ſondern auch zu der ſchlimmen Gewohnheit, immer entſchiedener das Schwergewicht nicht mehr auf das chriſtliche Leben, ſondern auf die je nach dem konfeſſionellen Standpunkte verſchieden gefaßte „Rechtgläubigkeit" und zwar gerade in jenen Fragen zu legen, die ganz vorzugsweiſe den tranſcendentalen Höhen des Unbegreiflichen angehörten. Und mit der äußeren, immer glänzender ſich entfaltenden

Machtausdehnung der Kirche und mit dem inneren Kriege erwuchſen auch ſpezifiſch chriſtliche Fehler: Unduldſamkeit und Herrſchſucht, verketzernder und verdammender Haß und wilder Fanatismus, wie ihn die wüſten und hoffnungslos verdorbenen Maſſen, die jetzt der Kirche zuſtrömten, am ſchnellſten begriffen: dieſe ſchrecklichen Epigonen der antiken Welt, an deren Entartung die ganze Kraft der damaligen Kirche ihre Schranken fand. Und dennoch brachte andauernd der neue Glaube Millionen Troſt, warf er ein neues Licht in unzählige Gemüther, wirkte er in dem Kampfe mit der alten Weltanſchauung auch ſittigend zurück auf die Edelſten der Heidenwelt, trieb die Kirche eine Reihe wahrhaft großartiger Erſcheinungen hervor. Kraft, Friſche und neues Leben waren weſentlich doch auf ihrer Seite, und — ſobald es ſich nicht um den dogmatiſchen Krieg handelte, — war doch immer die ſittliche Haltung der Geiſtlichkeit und eines guten Theiles der Laien ein lichtes Moment in dem Dunkel dieſer Zuſtände; und im Kampfe gegen das materielle Elend, wie gegen die Greuel der Juſtiz und der ſchlechten Beamten, und gegen die Corruption der Zeit war der Epiſkopat der Träger einer humanen Arbeit und einer neuen und wirkſamen öffentlichen Meinung.

Wie immer, ſo entzieht ſich auch hier die ſtille, ſegensreiche Arbeit des Chriſtenthums und ſeine verjüngende und ſittlich erfriſchende Kraft im Kreiſe unzähliger tüchtiger Familien dem näheren Einblick. Aber die großartige Wohlthätigkeit innerhalb der chriſtlichen Welt, — die natürlich in dem Bereiche chriſtlicher Familien in verſchiedenſter Weiſe ausgeübt werden konnte, — nahm in der Hand der Biſchöfe eine wahrhaft ungeheure Ausdehnung an, und ſicherte durch ihre zahlreichen Krankenhäuſer, Waiſenhäuſer, und andere Anſtalten zum Beſten der zahlloſen Armen und Bettler dieſer finſtern Zeit gerade nach dieſer Seite hin gar ſehr die moraliſche Stellung der Kirche bei den leidenden Maſſen, die in der ariſtokratiſchen Zeit der antiken Welt nur ſehr ſporadiſch, wirkſam doch nur durch die Lebensmittelvertheilungen in den größeren Städten, öffentliche Unterſtützung erhalten hatten. Dagegen führte die in den ernſteren chriſtlichen Familien ſeit Alters vielfach geübte Entſagung von Genüſſen und Freuden der Welt, führte die hochgeſteigerte chriſtliche Aſkeſe, zuerſt im Orient, endlich zu neuen und ſehr eigenthümlichen Geſtaltungen, nämlich zu den Anfängen des Mönchthums. Aegypten, wo von früher her jüdiſche Therapeuten am mareotiſchen See und bei den Sarapistempeln in Zellen eingeſchloſſene Einſiedler beſtanden hatten, ſah die erſten chriſtlichen Anachoreten oder Eremiten, die theils aus Ekel und Ueberdruß an dem Weltleben, theils im Drange der Aſkeſe und in der heißen Sehnſucht, durch Reue und Buße ein ſündiges Vorleben zu ſühnen, ſich zu einem einſamen Leben voll härteſter Entbehrungen und unter möglichſter Ertödtung des ſinnlichen Weſens in die Einöden dieſes Landes, namentlich des oberen Nilthales zurückzogen. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts beginnt dieſes Eremitenthum einen neuen charakteriſtiſchen Zug des chriſtlichen Lebens im Nilthale darzuſtellen. Aus dem Anachoretenthum

gehen allmählich große Kolonien solcher Eremiten hervor, die allerdings zu einem sehr großen Theile sich aus den gedrücktesten Schichten des ägyptischen Landvolkes ergänzten, und ihre erste, namentlich auf Erziehung zum Gehorsam gerichtete, Ordnung durch Pachomius erhielten. Neben dem Distrikt von Tabenna zwischen Tentyris und Theben entstanden solche Mönchskolonien allmählich auch bei Arsinoë in der Gegend des Mörissees, dann in der nitrischen Wüste westlich vom Delta, und auf anderen Punkten. In den letzten Jahrzehnten des vierten Jahrhunderts erfolgte dann der Uebergang zu dem eigentlichen Klosterleben, dem auch die Frauen als Nonnen nicht mehr fremd blieben. Neben der Arbeit waren Gebet, Gottesdienst und vielfache Kasteiungen das wesentlichste Element des ägyptischen Mönchthums. Daneben dauerte aber das alte eigentliche Einsiedlerwesen noch immer in einzelnen Erscheinungen fort.

Es dauerte nicht lange, so griff das Mönchthum auch nach Asien hinüber. In Palästina breitete sich, vielfach mit Ackerbau und Weinbau verbunden und weniger concentrirt, die Praxis der Anachoreten weithin aus, und dehnte sich nach Syrien, Mesopotamien, und verschiedenen Theilen Kleinasiens aus. Für Armenien, Paphlagonien, Pontus, wurde ein wesentlicher Urheber des Mönchthums der strenge Bischof Eustathios von Sebasteia. Die edelste Erscheinung aber war Basilios der Große von Käsareia, der um 375 n. Chr. von seinem Sitze am Flusse Iris aus, dem Mönchthum zunächst für Kappadokien und Galatien eine neue, sehr wirksame Stellung schuf, dasselbe durchaus veredelte und idealisirte und die Idee der „Weltflucht" zu einer Rückkehr zur Natur gestaltete. Stilles, gottseliges Leben im Geist, Bedürfnißlosigkeit und Selbstbeherrschung, als Nachbild der Geduld und des Leidens Christi sind hier die leitenden Gedanken; das einsiedlerische Leben tritt in den Hintergrund. Im Abendland, in Italien und Gallien, fand das Mönchthum erst in den achtziger Jahren des 4. Jahrhunderts Nachahmung, ohne aber so charakteristische Erscheinungen zu erzeugen. Erst mit Benedict zu Anfang des 6. Jahrhunderts beginnt hier ein für das Kulturleben des jungen Mittelalters wichtiger Aufschwung. Vorläufig erhielt jenseits des Nilthals die Klosterwelt stets wachsenden Zuzug, seit neben dem chronischen Druck der römischen Zustände und neben dem Drange tief gläubiger Gemüther, sich ganz den Versuchungen des Weltlebens zu entziehen, mit den schrecklichen Ereignissen am Ausgange der hier geschilderten Periode und zunehmend darüber hinaus, die Sehnsucht nach gänzlicher Entfernung aus einer Welt, deren Lage immer hoffnungsloser sich zu gestalten schien, täglich sich steigerte.

Es gab aber noch ein Moment, welches den chronischen Druck der inneren Reichslage fortschreitend zu erhöhen gar sehr geeignet war. Während nämlich die Verbindung der kaiserlichen Gewalt mit dem fürstlichen Uebergewicht auch in der Kirche, und der Ausbau der Bureaukratie als einer dauernden Stütze des Staates und einer Trägerin aller Verwaltungstraditionen auch zu Gunsten minder befähigter Kaiser, bereits in erkennbarer Weise die

Digitized by Google

Zustände vorbereitet, welche später für den sogenannten Byzantinismus so charakteristisch geworden sind: so macht sich der fiskalische Geist, der diese Richtung belebt, namentlich auch dadurch fühlbar und drückend, daß die Gesetzgebung seit der diokletianisch-constantinischen Epoche immer mehr dahin arbeitet, die Bevölkerung des Reiches — gewissermaßen in Kasten zu gliedern, jedenfalls aber die Söhne der Männer der verschiedensten Berufsstände soviel als immer möglich in dem einmal bestehenden Verhältniß ihrer Klassen festzuhalten, ja festzubannen. Bei den gedrücktesten Klassen des Reiches fing das am ersten und wirksamsten an. Für die Colonen und die auf diese Stufe herabgesunkenen einst freien Bauern hatte das gar keine Schwierigkeit. Hier hatte man schon den erbunterthänigen und principiell an die Scholle gefesselten Stand, aus welchem heraus (sobald der Patron nicht dem eventuellen, aber seltenen Ueberschuß junger Leute den Uebertritt zu andern Geschäften gestattete) es gewöhnlich nur zwei Auswege gab. Der eine führte, wie wir sahen, in Aegypten, dem typischen Lande der harten Ackerfrohnden, die ländlichen Proletarier in das Mönchthum der Wüste, der andere ging durch die Rekrutirung in die Armee. Alle diese Auswege aber waren den Dekurionen verschlossen. Hier sollte die unheilvolle Ehre der municipalen Aristokratie forterben; der Sohn eines municipalen Grundherrn konnte dabei weder Kaufmann noch selbst Soldat werden, wenn er nicht etwa einen Bruder hatte, der den Vater einst als municipales Lastthier ersetzen konnte. Dieselbe Gebundenheit war aber auch einer Reihe von Innungen und sonstigen Korporationen auferlegt; so daß z. B. Münzknechte, Purpurfärber, Schwertfeger, für Rom und Byzanz die Kornschiffer, Viehhändler, Bäcker, und wer von ihnen abstammte, an ihren Stand oder ihre Herkunft mehr oder minder fest in der Art gebunden waren, daß sie für den ersten in Anspruch genommen werden konnten, in welches Verhältniß sie sich immer begeben mochten. Auch die Armee sollte in solcher Weise sich großentheils wieder aus sich selbst ergänzen. Schon seit Alexander Severus sollten die den „Grenzern" angewiesenen, niemals als Privatgut zu behandelnden Ländereien auf die Söhne der Soldaten nur dann vererben, wenn diese selbst wieder Soldaten würden. Jetzt wurde der Kriegsdienst für die Söhne der Veteranen, und zwar mit Einschluß der Offiziere, gewissermaßen zu einer erblichen Verpflichtung gemacht, auch die Väter veranlaßt, bei eigener Verantwortung ihre Söhne mit dem 18. Jahre zu dem nämlichen Dienst vorzustellen, den sie selbst einst geleistet hatten. Ein sehr wirksames Zwangsmittel war dabei dieses. Die ausgedienten Krieger wurden in dieser Zeit je nach ihren Wünschen bei ihrem Dienstaustritt entweder als Gutsbesitzer, oder für den Fall mit Geld dotirt daß sie ein Handelsgeschäft übernehmen wollten. Dazu wurden sie in Rang und Ehren den Dekurionen der Städte gleichgestellt, wo sie sich niederließen, aber von den lästigen und drückenden municipalen „Ehren", Leistungen und Pflichten befreit, die Kaufleute auch von Zöllen und Gewerbesteuer. Wollten oder konnten nun ihre Söhne nicht ebenfalls Soldaten wer-

Digitized by Google

den, so mußten diese wirkliche Dekurionen werden und an allen Plagen dieses Standes theilnehmen.

Fiskalischer Conservatismus traf bei diesem System zusammen mit der Tendenz, durch möglichst wirksamen Zwang der allgemeinen socialen Auflösung zu begegnen, wie sie sicherlich das klägliche Ergebniß der Nothzeit von Philippus bis Carinus gewesen war. Jetzt aber, nach Constantins Tode und nach dem Mordfest in seiner Residenz, waren es zunächst andere Mächte als die nordischen Sturmkolonnen und die meuterischen Legionen, als die Falschmünzer und die Bagauden, die an dem neuen Riesenbau des Siegers von Adrianopel und Chrysopolis rüttelten.

Die drei jungen Kaiser aus Constantins und Faustas Blute haben die ihren Vettern Dalmatius und Hannibalianus entrissene Beute im Sommer d. J. 338 bei einer Zusammenkunft zu Sirmium getheilt, und noch durch spätere Unterhandlungen ihre neuen Besitzverhältnisse bestimmter regulirt und ausgeglichen. Endlich standen die Dinge so, daß Constantius II. Aegypten, ganz Asien, und Thrakien mit der neuen Residenz, Constans die illyrische und die italische Präfektur, Constantin II. die gallische Präfektur und einen Theil des westlichen Nordafrika als selbständige Reiche regierten. Große Sympathien bestanden nicht zwischen den jungen Fürsten. Obwohl „Christen", war doch die brüderliche Gesinnung unter diesen letzten „Flaviern" nicht viel lebendiger, als zur Zeit des alten Principats zwischen den meisten Gliedern des julisch-claudischen Hauses. Mehr noch, der konfessionelle Hader hatte nun auch die Kaiserfamilie in Parteien getheilt. Constantius neigte entschieden zu den Arianern, während seine Brüder eifrige Verehrer des Athanasius waren. Nichtsdestoweniger brach gerade zwischen beiden letzteren der erste Hader aus, — aus sehr profanen Motiven. Heftige Streitigkeiten über die Ausführung der Theilung von Nordafrika erhitzten den Kaiser Constantin I. dermaßen, daß er im J. 340 mit einem Ungestüm, das an die stürmische Art seines Vaters erinnerte, in rasch begonnenem Kriege aus Gallien durch die Alpenländer gegen das Herz des Mittelreiches vordrang. In der Nähe von Aquileja stieß er gegen Anfang April auf die Vorhut des von Constans' erfahrenen Generalen gesammelten Heeres. Unbesonnen genug griff er mit schwacher Macht die Gegner an und ließ sich in einen Hinterhalt locken. Bald wurde er umzingelt und getödtet, und die Wellen des Flüßchens Alsa trugen die blutige Leiche nach den Lagunen der Adria. Constans hätte nun mit Constantius theilen müssen; aber er zog es vor, das gesammte Reich in der Ausdehnung zu behalten, wie es sein Vater vor dem Kriege d. J. 323 besessen hatte. Er konnte das allerdings wohl wagen, weil sein Bruder zur Zeit in den schweren persischen Krieg verstrickt war, den Constantin seinen Söhnen als ihr nächstes militärisches Problem hinterlassen hatte.

Digitized by Google

Der Tod des gefürchteten Kaisers Constantin hatte die Perser zu kühnerem Vorgehen gegen Mesopotamien ermuthigt, und seit 338 n. Chr. war der lange suspendirte Krieg zwischen Iraniern und Romanen wieder in vollem Gange. Bis auf die großartig heroische Episode des Kaisers Julian ist dieser Krieg wieder viele Jahre lang in der altherkömmlichen Weise dieser asiatischen Grenzfehden geführt worden, obwohl König Sapor sich wiederholt als ein kühner und geschickter Feldherr zeigte, gegen den Kaiser Constantius wenigstens persönlich als Heerführer nicht aufzukommen vermochte. Der Brand ergriff auf der einen Seite Armenien, wo der christenfeindliche Theil der Ritterschaft gegen Tiridates für die Perser Partei nahm, und auf der andern namentlich Mesopotamien. Aber die Einbrüche der großen persischen Feudalheere führten bei der Schwerfälligkeit und Planlosigkeit des iranischen Heerwesens wohl zu großen Raubzügen durch das Zweistromland; wiederholt auch sind Römer und Perser mit wechselnden Erfolgen in größeren Schlachten zusammengestoßen. Aber die Perser, denen die Römer jetzt doch immer weit zäher und glücklicher widerstanden, als einst zu Valerians Zeit, erzielten keinerlei bleibende Ergebnisse, weil ihre ganze Macht sich immer wieder an den ausgezeichnet vertheidigten Mauern der stolzen Festung Nisibis, wie an einem mächtigen Fluthenbrecher brach. Zuerst im J. 338 mußte Sapor nach einer fruchtlosen Belagerung von 68 Tagen von Nisibis ablassen und wieder über den Tigris zurückkehren, nicht ohne daß nun die Römer verheerend über diesen Strom folgten. Günstiger wurden die Chancen der Perser auf der armenischen Seite, als König Tiridates i. J. 342 vergiftet worden war. Sein schwacher Sohn Khosru II. vermochte sich gegen die feindliche Adelspartei und die Perser nicht in der Art seines Vaters zu behaupten. Aber i. J. 346 scheiterte wieder ein gewaltiger Angriff der Perser auf Nisibis; ein Mißgeschick, dem, so scheint es, i. J. 347 ein Waffenstillstand folgte.

Kaiser Constantius II. ist durch diese schwierigen Verhältnisse nicht nur gehindert worden, mit Constans wegen der ausschließlichen Ausnutzung des Sieges von Aquileja zu seinem persönlichen Vortheil zu rechten. Er sah sich auch zu seinem Verdruß dadurch gehindert, sich so ausgiebig, wie er wünschte, mit den kirchlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Die Söhne Constantins hatten die theils paritätische, theils klug reservirte Haltung ihres großen Vaters in Sachen der Religionspolitik sogleich aufgegeben und eine nichts weniger als heilsame Richtung eingeschlagen. Als Christen, wie sie nun hießen, hatten sie sofort eine aggressive, feindliche Stellung gegen das Heidenthum eingenommen. Und in der kirchlich-konfessionellen Streitfrage nahmen sie viel zu leidenschaftlich persönlichen Antheil an den theologischen Problemen, und machten den weiteren schlimmen Fehler, den durch sie unterstützten Parteien freie Hand zu lassen zu Gewaltthaten, Rache und Verfolgung. Das Hauptgewicht in dieser Richtung fällt dabei immer auf Constantius, weil in seinem Gebiet einerseits das Heidenthum bereits am fühlbarsten im Rück-

Digitized by Google

gange begriffen, andererseits aber der Arianismus besonders tief gewurzelt und weit verbreitet, die theologischen Leidenschaften aber ganz vorzugsweise wild entflammt waren.

Christliche Eiferer, — so namentlich (nach dem Jahre 340) der furchtbare Agitator Julius Firmicus Maternus, (nicht zu verwechseln mit seinem sicilischen, heidnischen Zeitgenossen gleiches Namens und vielleicht Verwandten, dem neuplatonischen Mathematiker und Astrologen,) in seiner Brandschrift „über den Irrwahn der profanen Religionen", — hatten von Anfang an mit wahrhaft wüthendem Fanatismus die jungen Kaiser zu einem Vertilgungskampfe gegen das Heidenthum aufzustacheln versucht, wie ihn dann 40 Jahre später der Spanier Theodosius wirklich in Scene gesetzt hat. Davon konnte jetzt allerdings noch nicht die Rede sein. Aber Constantius eröffnete 341 den Feldzug gegen das Heidenthum durch ein scharfes Edikt gegen den „Wahnsinn" der Opfer und die „Superstition"; so wurde nunmehr amtlich das Heidenthum genannt, eine Revanche für den Ausdruck „Atheismus", den die Heiden gegen das Christenthum zu schleudern liebten. Indessen war nicht einmal mit einer bestimmten Strafe gedroht; nur die nächtlichen, sogenannten „magischen" Opfer, die mit vielen Verbrechen und schlimmen Unsittlichkeiten verbunden waren, wurden unter strenger Strafe verboten. Thatsächlich bestanden die alten Götterdienste noch immer fort; aber principiell war allerdings die Gleichberechtigung der Religionen, ja die Berechtigung der alten Kulte überhaupt aufgehoben. Nur dachte man jetzt, und nach den späteren viel weitergehenden Edikten des Constantius, und auch nachher noch viele Jahrzehnte lang, nicht daran, die Anhänger der alten Kulte persönlich zu verfolgen. Mehr aber, bis herab zu den ersten schwachen Versuchen des armseligen Kaisers Honorius dachte man aus zwingenden praktischen Rücksichten nicht daran, die Heiden etwa von Beamtenstellungen, oder gar von Offizierstellen auszuschließen. Ein Verhältniß, welches im Ganzen auch innerhalb der Christen stattfand, wo man sich auch seitens des Staates wohl in Acht nahm, lediglich der Konfession halber Arianer oder Homousianer von Aemtern auszusperren. Kaiser Constans wagte es in seinen noch ganz überwiegend heidnischen Provinzen mit den dort viel fester organisirten alten Kulten noch weniger, so energisch wie sein Bruder aufzutreten. Wohl erklärte er sich (namentlich 346) sehr bestimmt gegen die „Superstition", schloß auch wohl in stärker christianisirten Landstrichen ab und zu einen Tempel, war aber klug genug, namentlich in wichtigen Grenzländern, wie Griechenland, sich doch auch zu den Anhängern der alten Kulte freundlich zu stellen. Für die Griechenwelt wurde es vortheilhaft, daß der junge Fürst sehr stolz war auf die gerade damals in voller Pracht sich neu entfaltende Blüthe der Universität Athen, deren damals glänzendster Vertreter, übrigens der einzige Christ unter seinen Collegen, der gefeierte Professor Proäresios, auch seine volle persönliche Gunst zu gewinnen wußte.

Dagegen beeiferten sich beide Brüder, die Kirche auch positiv immer

eifriger zu begünstigen, sie immer reicher auszustatten, die Priester durch immer neue Freiheiten, Vorrechte und Immunitäten auszuzeichnen. Aber die konfessionelle Gegnerschaft erzeugte bald genug ein sehr übles Verhältniß zwischen den Brüdern, zumal Constans nicht daran dachte, den Kaiser des Ostens in dem Kriege gegen die Perser zu unterstützen. Nur ungern hatte sich Constantius im Jahre 338 unter Einwirkung seiner Brüder entschlossen, die Bitte des Athanasius zu gewähren und den berühmten Kirchenfürsten, der ihm als Homousianer, wie als Vertreter einer gewissen Selbständigkeit der Kirche gegenüber der Krone gleich antipathisch war, die Rückkehr nach Alexandria zu gestatten, wo gleich dessen festlicher Einzug zu Tumulten Anlaß gab. Als nun bei der Energie des großen Agitators gegen den Arianismus und bei der Erbitterung und den Intriguen der Gegenpartei die gesammte christliche Welt des Ostens bald genug wieder in allgemeine leidenschaftliche Aufregung gerieth, die von der Fischerhütte bis zur Hofburg sich fortsetzte, hielt Constantius im Jahre 341 zu Antiochia eine große Synode ab, welche einerseits ein neues, das alte Streitwort „Homousios" ausschließendes, Symbol schaffen sollte, andererseits aber den Athanasius wieder seines Bisthums für verlustig erklärte. Der Widerstand des großen Kirchenfürsten und seiner enthusiastischen Anhänger und Anhängerinnen in Alexandria wurde unter überaus widerwärtigen Auftritten durch Waffengewalt gebrochen, der wenig würdige Gregor als neuer Bischof eingeführt und Athanasius zur Flucht nach dem Abendland genöthigt, wo er nun bei der Kirche von Rom unter Bischof Julius und bei Kaiser Constans die möglichst sympathische Aufnahme fand. Nach längeren Verhandlungen sah sich später der Kaiser des Ostens durch seinen Bruder, den Athanasius und die Römer inspirirten, bestimmt, nach dem dakischen Sardika ein neues großes Concil zu berufen, wo die Symbolfrage erledigt werden sollte. Auf dieser Synode (347) erschienen aber die europäischen und afrikanischen Bischöfe in solcher Menge, daß die des Orients, — noch dazu durch das Erscheinen des Athanasius verstimmt, dessen Sache noch einmal zu prüfen die ihm sympathische Mehrheit schroff ablehnte, — bald wieder die Stadt verließen und sich nach Philippopolis zurückzogen. Der Versuch freilich, den nun die Rumpfsynode zu Sardika machte, schon jetzt für den Bischof von Rom oberrichterliche Befugnisse zu gewinnen und ihm namentlich das Recht zu ertheilen, die Appellation abgesetzter Bischöfe anzunehmen und die Revision des Prozesses zu veranlassen, — scheiterte an dem heftigen Widerstreben des Orients. Auch der dogmatische Streit blieb natürlich ungelöst; aber anders stand es mit der zu Sardika ausgesprochenen Rehabilitirung des Athanasius. Nicht die leidenschaftliche Fehde zwischen den Bischöfen der beiden Rumpfsynoden, sondern die hohe Politik hatte hier zu entscheiden. Thatsächlich war es doch der starke Druck, den die Uebermacht des Kaisers Constans ausübte, was den Constantius bestimmte, im Jahre 349 sich in die Rückkehr des Athanasius zu fügen, dessen Triumpheinzug in der ägyptischen Seehauptstadt mit der ganzen Exal-

tation begrüßt wurde, wie sie mit solchen Siegen kirchlicher Parteien über den Staat und über die Gegenpartei verbunden zu sein pflegt.

Gerade damals war der Krieg auf der Persergrenze wieder in vollen Flammen ausgebrochen. König Sapor brach im Jahre 348 den Waffenstillstand und griff die mesopotamische Festung Singara an, die zu erobern und zu zerstören ihm auch gelang. Die Armee des Constantius griff rachedurstig, es war tief im Hochsommer, das persische Lager bei Hileja an, wo ein Sohn des Sapor den Befehl führte, erstürmte es, nahm den Prinzen gefangen und richtete ein furchtbares Blutbad an, — wurde dann aber, völlig erschöpft, in der folgenden Nacht durch frische persische Truppen angegriffen und nun ihrerseits schwer mitgenommen. Die Wuth der Römer trieb die Soldaten dann zu der unverantwortlichen Thorheit, den gefangenen Perserprinzen grausam zu ermorden, während die persische Armee über den Tigris zurückwich.

Unter solchen Umständen gewann endlich das Jahr 350 durch neue große Katastrophen auf verschiedenen Punkten des Reiches ein hochdramatisches Interesse und mehr noch, die Schicksale der Römerwelt nahmen wieder einmal eine ganz neue Wendung. Zunächst eröffnete der Perserkönig den Feldzug diesmal mit Heeresmassen von ganz ungewöhnlicher Stärke; es galt, das furchtbare Bollwerk Nisibis unter allen Umständen zu überwältigen. Die tapfere Besatzung unter dem Commandanten Lucianus, und die wackere Bürgerschaft, deren Energie der fromme Bischof Jakob immer von Neuem zu entflammen verstand, hatten schwere Proben während einer furchtbaren viermonatlichen Belagerung zu bestehen. Denn der Perser ließ, da der Felsenboden der Umgegend andere Arbeiten ausschloß, zuerst den die Stadt durchfließenden Mygdonios, dessen Gewässer durch den schmelzenden Gebirgsschnee hoch geschwollen waren, unterhalb der Stadt abdämmen. Als die Versuche, auf diese Weise der Stadt zu schaden oder mit Kähnen sich ihr zu nähern, scheiterten, wurde der Fluß oberhalb gestaut, dann die Wassermasse jäh gegen Nisibis losgelassen und eine ungeheure Bresche gelegt. Aber ein furchtbarer, durch Reiterhaufen und Elefanten geführter Sturmangriff scheiterte vollständig, und die Vertheidiger konnten nicht gehindert werden, den Mauerbruch sofort wirksam zu stopfen.

Während aber die römische Feldarmee unter Constantius durch die schwere Bedrängniß ihrer mesopotanischen Hauptfestung im fernen Orient festgehalten wurde, erreichten den Kaiser unheilvolle Botschaften aus dem Abendlande. Gewaltige Erschütterungen waren im Gange, die sich ganz unmittelbar gegen den Fortbestand des Hauses der Constantiner richteten. Kaiser Constans hatte, auch abgesehen von der Antipathie der großen heidnischen Partei gegen sein Regime, neuerdings sich große Feindschaften zugezogen. Der junge, lebensfrische Regent hatte anfangs bessere Hoffnungen erweckt und namentlich in den Jahren 341 und 342 mit Tapferkeit und Glück gegen die Rheinfranken gefochten. Als aber sein trefflicher Minister, der Oberkammerherr Eutherius, nicht mehr den bestimmenden Einfluß auf ihn behauptete; als Männer wie der raubgierige Staatskanzler Eugenios und

andere Günstlinge sein Ohr hatten: da trugen es die schlimmen Züge bei Constans davon. Tyrannisches Wesen, Geiz und Hang zu Erpressungen wurden von den Völkern des Reiches übel genug empfunden. Persönlich theilte der junge Kaiser, wenn ihn nicht die kirchliche Politik in Anspruch nahm, seine Zeit zwischen schmachvoller Wollust und dem Betrieb des Waidwerkes. Allmählich verstimmte er auch die Armee; diese namentlich durch auffallende Begünstigung der naturfrischen Germanen, — zumal sein Verhältniß zu mehreren schönen jungen deutschen Sklaven und Geiseln, denen er alles erlaubte, so auffallend und schamlos war, daß er überall die Verachtung und den Zorn der Truppen erweckte.

Auf dem Hintergrunde der allgemeinen Verstimmung der Romanen erwuchs nun im Jahre 350 in der nächsten Umgebung des jungen Thoren ein mit ganzer Energie gegen die Dynastie gerichtetes Complot. Der Finanzminister Marcellinus, ein Todfeind des Hauses der Constantiner, unterstützte mit allen Mitteln den hochfliegenden Ehrgeiz des Commandeurs zweier auserlesener palatinischer Legionen, des Generals Magnentius. Dieser Mann war ein Deutscher, ein Sohn fränkischer Läten, die unter Constantin dem Großen in Gallien eingewandert waren; er gehörte zu jener Sorte von Deutschen, die bis heute nicht ausgestorben ist, — zu jener, die damals so schnell und so energisch als möglich sich zu romanisiren strebte. In seinem thörichten Ehrgeiz bedachte er nicht, daß die Romanen auf die Dauer ihm seine deutsche Abkunft niemals verzeihen würden, und setzte die Revolution keck, energisch und ungestüm in Scene.

In Abwesenheit des Kaisers erfolgte das wohl vorbereitete Pronunciamiento zu Autun. Das gedrückte Landvolk und die Truppen fielen schnell genug dem Usurpator zu, und für den völlig überraschten Constans, der die Schreckenskunde auf der Wildbahn erhielt, blieb nichts übrig, als mit einer Handvoll Begleiter die Flucht nach Spanien zu versuchen. Es wurde sein Todesritt. Nicht mehr fern von den Pyrenäen, in dem Städtchen Helena (j. Elun) holte ihn ein deutscher Offizier des Magnentius, Gaiso, mit seinen Leuten ein. In einem Tempel des Städtchens wurde Constans niedergehauen, und starb in den Armen seines letzten Begleiters, des deutschen „Candidaten" Laniogaiso am 18. Januar 350.

Die Gefahr für Constantius war sehr groß. In dem ersten Rausche der Revolution waren alle Provinzen des Westens bis zu der illyrischen Grenze dem Magnentius zugefallen. Und während Constantins des Großen letzter Sohn durch die furchtbare Gefahr der Festung Nisibis im fernen Mesopotamien festgehalten wurde, gab es für ihn gar kein Mittel, um den Anfall Illyriens an den fränkischen Kronräuber zu verhindern. Kam es aber so weit, so standen die Chancen des Constantius noch viel schlechter, als einst jene des Licinius gegen Constantin. Bei so schwieriger Lage rettete ihn wider Erwarten der Ausbruch des menterischen Geistes und der alten Neigung zur Erhebung von Kaisern ihrer Wahl bei den Legionen von

Illyricum. Hier mochte man sich dem fränkischen Augustus nicht fügen, sondern erhob nach alter Praxis des dritten Jahrhunderts kurz und gut den eigenen kommandirenden General zum Kaiser. Es war der alte Vetranio, ein biederer und gutmüthiger Haudegen von ziemlich beschränktem Gesichtskreis, der wenig geeignet war, die Schlingen zu erkennen, die ihm vom Orient her sofort gelegt werden sollten.

Kaiser Constantius war ein Mensch, dessen Fähigkeiten nicht entfernt an die seines gewaltigen Vaters heranreichten, und dessen Charakter nicht leicht über ein gewisses niedriges Niveau sich zu erheben vermochte. Aber seine Zeitgenossen erkannten, daß ausnahmsweise diese höchst gefahrvolle Krisis seine ganze Kraft erweckt, und ihn zur Entfaltung einer Gewandtheit und einer Energie getrieben habe, die ihn zeitweise als einen echten Constantiner erscheinen ließen. Von Anfang an war er viel zu stolz, um von seinem legitimen Recht als Nachfolger seines Bruders sich etwas abhandeln zu lassen. Sobald er nun erkannte, daß der Ausbruch des illyrischen Brandes das bequeme Hinübergreifen der fränkischen Usurpation nach der Donauhalbinsel unmöglich machte, galt es, den alten Vetranio zu gewinnen, diplomatisch zu überflügeln, endlich sanft bei Seite zu schieben. Es gelang zunächst, ein freundschaftliches Verhältniß zu dem illyrischen Kaiser herzustellen und mit demselben Verabredungen zum Kriege gegen Magnentius zu treffen. Aber ernsthaft konnte an Krieg gegen den Franken doch erst gedacht werden, wenn die Perser nicht mehr zu fürchten waren. Und nun wollte es das Glück des Constantinerhauses, daß in Sapors vor Nisibis lagernder Armee endlich auch noch Seuchen und Mangel ausbrachen. So mußte wohl der tief gedemüthigte Sasanide nach ungeheuren Verlusten ruhmlos über den Tigris zurückkehren. Zum Frieden kam es freilich nicht. Aber die letzten schlimmen Erfahrungen und die Nothwendigkeit für Sapor, das iranische Reich auf seiner Nordostseite gegen die Angriffe wilder Stämme zu vertheidigen, führten thatsächlich zu einer etwa neunjährigen Waffenruhe. Nun endlich hatte Constantius die Arme wieder frei. Das Schwanken des alten Vetranio gegenüber den Angeboten des Magnentius wurde geschickt überwunden, der alte Herr durch die Anerkennung als College des Constantius, und durch das Angebot der Hand der schönen Prinzessin Constantia (der Wittwe Hannibalians) vollständig sicher gemacht. Daneben wurden heimliche Verbindungen mit den Offizieren der illyrischen Armee angeknüpft, um sie durch überaus reiche Geschenke wieder für die Dynastie des noch unvergessenen großen Constantin zu gewinnen. Namentlich ein deutscher Oberst der Gardeabtheilung der Goldbeschildeten, der Alamanne Gomoar, zeigte sich bei dieser unterirdischen Arbeit sehr thätig. Endlich war verabredet worden, daß Constantius und Vetranio zum Abschluß der letzten Unterhandlungen und Vereinbarungen im December 350 bei Naissus zusammentreffen sollten. Es geschah. Und nun bestieg Constantius die Rednerbühne und wußte dann mit einer bei ihm ganz überraschenden Redegewandtheit so geschickt

unter Neubelebung der constantinischen Erinnerungen die Gemüther der Soldaten zu bewegen, daß die Truppen des Vetranio endlich mit einem gewaltigen Ruck zu dem kaiserlichen Redner übergingen. Der Schatten des großen Constantin hatte für seinen Sohn gesiegt, und (24. December) dem alten, schwer getäuschten Vetranio blieb nichts übrig, als sofort abzudanken. Ganz wider seine Natur und sonstige Praxis zeigte sich Constantius in diesem Falle gnädig, und erlaubte dem alten General, die noch übrigen sechs Jahre seines Lebens in bequemer Muße in dem bithynischen Prusa zuzubringen.

Viel schwieriger dagegen gestalteten sich die Kämpfe mit Magnentius. Freilich mußte der Franke schnell genug erkennen, daß die Romanen nach Verlauf des ersten Rausches ihn nur mit sehr geringer Sympathie ertrugen. Es war selbst möglich geworden, daß in Italien offener Aufstand wider seine Regierung ausbrach. Ein Prinz des alten Kaiserhauses, ein Enkel von Constantins des Großen jüngster Schwester Eutropia, Nepotianus mit Namen, der zufällig dem Gemetzel d. J. 337 entgangen war und bei geringer Einsicht doch große Verwegenheit besaß, rechnete auf die Abneigung namentlich der Römer gegen den deutschen Usurpator, sammelte einen Haufen von Gladiatoren und Landstreichern, ließ sich am 3. Juni 350 als Kaiser ausrufen und schlug auch wirklich die aus demselben Material bestehenden Schaaren in die Flucht, mit denen des Magnentius Stadtpräfekt Anicius die Hauptstadt Rom zu schützen suchte. Leider verfiel dann aber die alte Metropole des Reiches einer wüsten Plünderung, mit welcher sich selbstredend zahlreiche Mordthaten verbanden. Nichtsdestoweniger war Magnentius eine viel zu mannhafte Persönlichkeit, um vor solchen Schwierigkeiten zu weichen. Allerdings ist er darüber, — rauh, heftig und durchgreifend, wie der frische, schöne Franke, damals ein kraftvoller Vierziger, überhaupt war, nur zu schnell zu einem harten und rücksichtslosen Tyrannen geworden, der namentlich an Erpressungen es nicht fehlen ließ, um reiche Geldmittel zur Gewinnung zuverlässiger Soldaten sich zu schaffen. Denn während der Usurpator, persönlich zwar Christ, die Heiden durch volle Toleranz und Wiedergestattung der magischen Opfer zu gewinnen suchte, verließ er sich materiell auf seine deutschen Landsleute, auf Franken und Sachsen, die in immer größeren Massen für seine Armee angeworben wurden. In Italien aber stellte ihm sein Freund Marcellinus, jetzt Staatskanzler, schnell genug die Ruhe des Kirchhofs her. Vor dessen regulären Truppen stürzte schon nach 28 Tagen die Herrschaft des Nepotianus zusammen. Dieser ephemere Machthaber wurde geschlagen, sein Kopf durch die Straßen Roms getragen, und auf Veranlassung des Bluthundes Marcellin die ganze zu Rom befindliche Nachkommenschaft der Constantiner, namentlich die Damen, und viele Anhänger des Hauses, ermordet und ihr Vermögen geraubt.

Magnentius hat dann auch, um in seiner höchst gespannten Lage wenigstens den Vortheil des kühnen Angriffs sich zu sichern, im Jahre 351 den Kampf gegen Constantius eröffnet. Beide Gegner ließen in ihren

Reichen „Cäsaren" als Stellvertreter zurück. Magnentius in Gallien seinen Bruder Decentius. Constantius dagegen ernannte den älteren seiner noch vorhandenen Vettern, die bei den Mordscenen i. J. 337 übrig geblieben, seines Oheims Julius Constantius Sohn Gallus, am 15. März 351 zum Cäsar, vermählte ihn mit der mehrerwähnten Prinzessin Constantia und schickte ihn nach Antiochia. Unter Aufbietung aller Kräfte soll Constantius ein Heer von etwa 80,000 Mann aufgebracht haben, mit welchem er den Anprall des Magnentius aufzuhalten hatte, der allerdings (bei der Nothwendigkeit, die erbitterten Provinzen in seinem Reiche nicht unbesetzt zu lassen) ein an Zahl geringeres Heer mitbrachte, dafür aber deutsche Kerntruppen in überwiegender Menge hatte, und erhebliche Feldherrntalente zeigte.

Beide Gegner, so scheint es, stießen im Frühling oder zu Anfang des Sommers 351 im oberen Gebiet der Save zusammen; etwa so daß Constantius, der namentlich an Reiterei stark war, von Siscia her den von Emona aus operirenden Magnentius aufzuhalten suchte. Der letztere zeigte aber zunächst ein ganz entschiedenes Uebergewicht; namentlich wurde ein bis zum Gebirge vorgeschobenes Corps des Constantius bei dem Rückzuge in den Pässen von Adrans sehr übel zugerichtet. Dagegen gelang es, den voreilig versuchten Uebergang der Abendländer über die Save bei Siscia durch einen kräftigen Vorstoß glücklich abzuwehren, und für das Hauptheer den sichern Rückzug nach der festen Stellung bei Cibalä im östlichen Theile des Duabs der Save und Drau zu gewinnen. Unterhandlungen, welche Constantius anknüpfte, — sei es, daß er muthlos geworden war, sei es, daß er zugleich die gegen Vetranio mit Erfolg versuchte Diplomatie wieder zu erproben gedachte, — scheiterten an der übermüthigen Forderung des Magnentius, Constantius solle abdanken und auch das östliche Reich abtreten.

Dieser sinnlose Hochmuth sollte zu Falle kommen. Ein Angriff der westlichen Armee auf Sirmium scheiterte. Und als Magnentius nun bei den Stellungen des Constantius vorüber marschirte und sich auf Mursa an der Donau warf, zog er auch hier entschieden den Kürzeren. Nun entschloß sich Constantius, der tapferen Stadt mit ganzer Macht zu Hilfe zu kommen. Eine gewaltige Schlacht bereitete sich vor, und abermals bereitete der Schatten des großen Constantin dem Sohne einen erheblichen Erfolg. Denn ehe noch die Heersäulen auf einander stießen, schwenkte ein junger deutscher Heerführer, des Franken Bonit (S. 663) glänzender Sohn Silvanus, mit dem ganzen prächtigen Gardecorps der „Armatur-Reiterei" zu Constantius ab. Der Jüngling hatte sein Commando noch von Constans erhalten und vermochte es nicht, im Moment der großen Entscheidung gegen die Familie zu fechten, durch die sein Haus groß geworden war. Ein Hinterhalt aber, den Magnentius den östlichen Truppen gelegt hatte, wurde von Mursa aus entdeckt und vollständig vernichtet.

Die Schlacht bei Mursa am 28. September 351 gehört zu den schrecklichsten Metzeleien der Kaisergeschichte und rieb in frevelhaftem innerem Kampfe

massenhafte Kräfte auf, die später überall an den gefährdeten Grenzen des Reiches vermißt wurden. In dieser mörderischen Schlacht lehnte Constantius seinen rechten Flügel an die Drau, vereinigte seine ganze Reiterei auf dem linken. Es gelang zuerst, die Kavallerie des Magnentius zu sprengen und aus dem Felde zu schlagen. Um so zäher und tapferer hielt das abendländische Fußvolk aus, vor Allem die deutschen Truppen. Endlich mit Einbruch der Nacht wandten auch die romanischen Legionen sich zur Flucht. Und nun fielen die Reiterschaaren des Constantius mit furchtbarer Wucht auf die deutschen Abtheilungen, die schon durch den Pfeilhagel der asiatischen Schützen schrecklich dezimirt wurden. Und auf der nun unvermeidlichen Flucht ertranken viele noch in den Wellen der Drau. Constantius hatte vollständig gesiegt, — es hieß nachher, Dank den Gebeten des Bischofs Valens von Mursa, der nebst dem Bischof Ursacius von Singidunum zu den eifrigsten

Constantius II.

Goldmedaillon vom Gewicht eines Achtelpfundes (9 Solidi). Dominus Noster CONSTANTIVS MAXimus AVGVSTVS, der Sohn Constantins des Großen. Auf der Kehrseite der Kaiser als Triumphator im Sechsgespann. Im Abschnitt A N, die Prägstätte Antiochia, und Darstellungen von Ehrenzeichen und Spenden, welche beim Triumphzuge vertheilt wurden: drei Kränze, drei Halsringe (torques), in der Mitte ein Gefäß mit überfließenden Geldstücken. (Unicum des Kgl. Münzcabinets zu Berlin.) Originalgröße.

Führern der Arianer zählte; aber unter den 54,000 Todten, welche das Schlachtfeld bedeckten, gehörte die größere Masse der Armee des Ostens an.

Jedenfalls war auch Constantius, der den Silvanus nach der Schlacht zum Danke zum General der Infanterie beförderte, dermaßen geschwächt, daß der Krieg gegen Magnentius, der sich bis dahin zu Aquileja hielt, erst gegen Mitte d. J. 352 fortgesetzt werden konnte. Doch war es bis dahin gelungen, durch die Flotte Afrika, Spanien und den größten Theil von Italien zum Abfall zu bringen. Aber der Kaiser verschmähte auch nicht die Anwendung eines infamen, in Betracht der Lage des Reiches geradezu selbstmörderischen Kriegsmittels. Er stachelte nämlich die Alamannen durch Briefe und Geldgeschenke zu einem großen Einbruche in Gallien an. Als nun Mitte 352 die Operationen gegen Italien eröffnet, die Alpenpässe durch die Constantianer überschritten wurden, gestaltete sich des Magnentius Lage auch in Ober-

italien, trotz eines Vortheils, den er noch am Ticinus zu erfechten vermochte, bald vollkommen unhaltbar. Und nun verlor er auch in Gallien den Boden. Auch hier nahm der Abfall überhand; tief im Jahre 353 verlor der Usurpator noch einmal eine Schlacht in den Cottischen Alpen und floh dann in voller Verzweiflung nach Lyon. Um nicht gar durch seine eigenen Soldaten an Constantius ausgeliefert zu werden, tödtete er zuerst seine Mutter, dann einen seiner Brüder, endlich sich selbst. Decentius dagegen war durch den Alamannenfürsten Chnodomar geschlagen worden und hatte sich, von Alamannen in Sens blokirt, endlich auch mit eigener Hand getödtet.

Im August des Jahres 353 stand Constantius unbestritten als Alleinherrscher des großen Reiches da. Aber sein Sieg sollte den Völkern des Reiches nach keiner Seite hin zum Heile gedeihen. Es waren nur die schlimmsten Züge seines höchst bedenklichen Charakters, die es jetzt bei ihm davontrugen. Constantius hatte unleugbar manche ganz schätzenswerthe Eigenschaften. Als Regent war er in der That ein Mann von entschiedenem Pflichteifer und bei eiserner Gesundheit von ungemeiner Thätigkeit, der zugleich für seine Person den strengen Forderungen seiner christlichen Erziehung in dem äußeren Leben eifrig nachkam. An seinem üppigen Hofe lebte er selbst ohne Prunk und Aufwand; strenge Mäßigkeit in Speise und Trank, und eine durch keinerlei Verleumdung oder Geheimgeschichte in Zweifel gestellte Keuschheit darf ihm auch die Geschichte nachrühmen. Auch den Wissenschaften nicht fremd, war er stets bereit, den Schlaf den Geschäften zu opfern. Nichtsdestoweniger war Constantius niemals eine liebenswürdige oder populäre Herrschergestalt. Ein finsteres und unsympathisches Naturell, ein kleinliches Wesen war für diesen Kaiser nur zu charakteristisch. Und die steife Würde, die er überall festzuhalten suchte, mischte die alte römische Grandezza nicht eben glücklich mit der Despotie des drückenden Ceremoniells, der er sich nur zu gern unterwarf. Zu allem Unheil trug eine seiner stärksten Leidenschaften, die Herrschsucht, die ihn in den ersten Tagen seiner Regierung zu jener schrecklichen Politik getrieben, Dank welcher das Kaiserhaus nunmehr verödet lag, durchaus nicht den großartigen Charakter, wie bei seinem Vater. Ganz eingeschrumpft zu kalter, herzloser Selbstsucht, erhielt sie bei Constantius ihre bestimmte Physiognomie durch einen chronischen Argwohn und durch ein finsteres Mißtrauen, welches diesen christlichen Kaiser zu Thaten fortriß, die seiner schlimmsten heidnischen Vorgänger mehr als würdig waren. Die politische Spionage, die falschen Denunciationen, die Folterknechte und die Henker durften unter dieser Regierung nur selten feiern. Bei scharfem Verstande und durchdringendem Blicke für die Schwächen der Menschen, fehlte diesem Kaiser das Organ der fürstlichen, ja selbst nur der klugen Milde so gut wie ganz. Gnade hat er bei politischen Prozessen kaum jemals geübt. Und trieb ihn auf der einen Seite die immer neu aufgethürmte Blutschuld immer tiefer in bigottes Wesen hinein, so andererseits die an den alten Tiberius erinnernde Angst vor persönlichen Nachstellungen in die Arme einer Camarilla, die

an Verworfenheit ihres Gleichen suchte, und welche nicht nur die Kunst mit Meisterschaft ausübte, den auf seine Würde und Selbständigkeit so eifersüchtigen Monarchen schlau zu lenken und zu beherrschen, sondern auch hinter seinem Rücken bald die Ausraubung der Unterthanen erfolgreich betrieb, bald sich in wahrhaft teuflischen Intriguen gefiel. Von ihrem Chef, dem Oberkammerherrn Eusebios, galt der bekannte blutige Hohn des derben, alten Historikers Ammianus, „daß der Kaiser viel bei ihm vermocht habe".

Constantius war der Gedanke ganz fremd, die traurige Lage, in welche der letzte Bürgerkrieg große Theile des Reiches gestürzt hatte, durch humanes, wohlwollendes Walten nach Kräften zu mildern. Ganz im Gegentheil: anstatt der nach der Katastrophe von Mursa proklamirten Amnestie nach des Magnentius Fall, ebenso klug als großmüthig, nun erst recht die weiteste Ausdehnung zu geben und durch solchen Versöhnungsakt eine neue Aera des inneren Friedens einzuleiten, wurde jetzt in den bisher durch Magnentius bestimmten Provinzen die systematische Blutjagd eröffnet auf alle namhaften wirklichen oder vermutheten Anhänger des todten Usurpators. Die blutgierigen Beamten, die Constantius im October 353 in dem Hauptquartier zu Arelate mit dieser Aufgabe betraute, — unter ihnen der verrufenste der Notar Paulus, mit dem Beinamen „Catena" (die Kette), begnügten sich nicht mit der Jagd nach wirklich Compromittirten, sondern brachten aus Raubgier auch Schuldlose durch erdichtete Anklagen zu Falle. Spionage, Denunciation, Folter, Todesstrafe, Confiskation und Verbannung waren die Segnungen, welche das neue Regime zwei Jahre lang über das Abendland verbreitete.

Die Verbrechen der Camarilla wirkten aber auch unmittelbar zum schweren Schaden für die äußere Sicherheit des Reiches. Der Zustand der nordöstlichen Hälfte von Gallien war seit dem Zuge des Magnentius nach dem Sawethale und seit Entfesselung der Alamannen durch Constantius' schmachvolle Politik (S. 744) wieder eben so schlimm geworden, wie einst nach des großen alten Postumus Tode im dritten Jahrhundert. Sachsen, Franken und Alamannen durchzogen das Land unter wilden Verheerungen, und eine große Zahl von Städten verfiel wieder der Zerstörung. Zahllose Einwohner wurden in die Sklaverei über den Rhein geschleppt, gewaltige Beute mitgenommen, viele Orte von ihren geängstigten Bewohnern verlassen. Bis nach Autun hatte alle Sicherheit aufgehört. Zwei kurze Vorstöße, die Constantius persönlich gegen die Alamannen versuchte, — zuerst im Jahre 354 in der Gegend von Basel, dann im Frühjahre 355 in Begleitung des Generals der Kavallerie, Arbetio, westlich vom Bodensee, — hatten gar keinen nennenswerthen Erfolg. Viel Besseres schien dagegen der junge General Silvanus (S. 743) leisten zu sollen, der nach diesem letzten Feldzuge von Constantius zum Schutze der Rheingrenze als kommandirender General nach Köln geschickt wurde. Silvanus, eine durchaus edle Persönlichkeit, der bereits viel von den besseren Zügen der romanischen Bildung angenommen hatte,

ohne darüber die tüchtigen Eigenschaften seines Stammes zu verlieren; ein trefflicher Feldherr und zugleich ein Mann von milder Art und großer Rechtschaffenheit, hatte sich glücklich durch die zwischen Autun und Reims schweifenden Alamannen durchgeschlagen, Köln erreicht, und mit kräftiger Hand die Zügel ergriffen. Es sah wirklich so aus, als sollte es ihm gelingen, im nördlichen Gallien die Sicherheit wenigstens gegen die Franken wieder herzustellen. Da zettelte aber der auf seine hohe Gunst bei Constantius eifersüchtige General Arbetio mit Hilfe einer Anzahl hochstehender Männer am Hofe zu Mailand, wo der Kaiser damals residirte, eine Intrigue an, um mit wahrhaft staunenswerther Kunst der Niederträchtigkeit und frechen Verlogenheit dem Kaiser den Glauben beizubringen, Silvanus gedenke den Weg des Magnentius zu gehen. Nun trat freilich des Silvanus wackerer Landsmann und Freund, der Oberst Malarich von der Gardekompagnie der Gentilen, tapfer und geschickt für die Ehre des Silvanus ein, und brachte es auch, durch die vielen Franken am Hofe unterstützt, wirklich dahin, daß nicht nur die sofort gegen ihn selbst sich richtenden Ränke scheiterten, sondern auch das Komplott enthüllt und mehrere der Gegner des Silvanus ernsthaft zur Verantwortung gezogen wurden. Das half aber dem edlen Silvanus nicht mehr. Der tapfere General wußte nur, wie schwer er bedroht war; er hatte, wie er den Kaiser jetzt kannte, Alles zu fürchten, und entschloß sich endlich, da auch die Flucht über den Rhein unrathsam schien, in seiner verzweifelten Lage sich durch die Empörung zu retten, die ihm seine Feinde in Mailand angedichtet hatten. Als nun die heillose Botschaft von seinem Pronunciamiento nach Mailand gelangte, blieb dem Kaiser nichts übrig, als zu schnöder List zu greifen. Er stellte sich gegen Silvanus, als ob ihm dessen Abfall noch unbekannt sei, und schickte den Ursicinus, General der Kavallerie, der bisher unter arger Ungunst des Hofes zu leiden gehabt hatte, mit geheimen Aufträgen nach Köln. Von Silvanus, der ihn als seinen Leidensgenossen betrachtete, arglos und freundlich aufgenommen, arbeitete der Römer mit arger Gewandtheit am Verderben des edlen Feldherrn, und brachte wirklich zwei gallische Abtheilungen dahin, daß sie eines Abends — 28 Tage nach des Silvanus Erhebung — eine Meuterei begannen, bei welcher dieser in Stücke gehauen wurde. Dann folgte die übliche Blutjagd auf die Anhänger des Todten; doch zog ihr aus Rücksicht auf die fränkischen Offiziere Constantius selbst klüglich ziemlich enge Grenzen.

Die Folge nun von der Beseitigung des Silvanus war es, daß die Rheingrenze jetzt völlig schutzlos dalag. Die Franken überschritten den Rhein, und diesmal ging selbst das stolze Köln, ging das linke Rheinufer noch im Jahre 355 für die Römer fast vollständig verloren. Die Noth im nördlichen Gallien erreichte eine furchtbare Höhe, bis zuletzt ein verwegener Freischaarenführer auf eigene Hand den Guerillakrieg gegen die fränkischen Hausen organisirte. Das war der schreckliche Charietto. Seiner Abkunft nach selbst ein Franke und ursprünglich ebenfalls ein wilder Raubfahrer, der

geraume Zeit den Romanen Galliens sich furchtbar gemacht hatte, war er aus uns unbekannten Gründen nachher mit seinen Landsleuten zerfallen und auf römisches Gebiet nach Trier übergesiedelt. Als jetzt die Franken wieder das Land westlich vom Rhein verheerend überschwemmten, ergriff Charietto offen Partei wider sie und begann als ein Mann von riesiger Gestalt und Körperstärke, und als ein Recke von staunenswerther Verwegenheit, einen Privatkrieg auf eigene Faust. Er überfiel die fränkischen Streifschaaren zu nächtlicher Stunde, wenn sie schlafend oder trunken dalagen, in ihren Lagern und wurde völlig handwerksmäßiger Kopfabschneider. Sein blutig-unheimliches Treiben schüchterte die Franken bald genug fühlbar ein; der furchtbare Mensch aber gewann für seine Sache andere wilde Abenteurer, an deren Spitze er nun als Freischaarenführer den kleinen Krieg gegen die Germanen mit vielem Glück fortsetzte. Natürlich konnte aber die Centralregierung den Schutz des gallischen Landes nicht lediglich in solchen Händen lassen. Die Nothwendigkeit für Constantius, entweder persönlich sich am Rhein und an der Mosel in die Bresche zu werfen, oder aber einen zuverlässigen Feldherrn nach Gallien zu schicken, führte jetzt den letzten Mann aus dem Hause der Constantiner auf den Schauplatz der großen Politik.

Wir erinnern uns, daß dem Prinzenmorde des Jahres 337 in Constantinopel nur zwei Knaben fürstlicher Abkunft entgingen, des Julius Constantius (S. 729) Söhne, der damals 12/13jährige Gallus und der (geb. 331) damals kaum 7jährige Flavius Claudius Julianus. Die Knaben sind nach Ablauf jener schauerlichen Scenen auf des Kaisers Constantius Veranlassung zuerst der Erziehung des Bischofs Eusebius von Nikomedia, später unter der Leitung eines alten Eunuchen ihres Hauses den öffentlichen Studienanstalten der bithynischen Großstadt überwiesen, mit reiferen Jahren jedoch durch den ewig argwöhnischen Kaiser nach dem kappadokischen Schloß Macellum bei Käsarea geführt worden. Schon damals bereitete sich in der Seele Julians die Stimmung vor, die ihn viele Jahre später zu dem unglücklichen Versuche getrieben hat, die Folgen der Kirchenpolitik Constantins d. Gr. mit aller Macht zu bekämpfen. Die jungen Prinzen wurden natürlich als Christen erzogen. Aber nur Gallus ging ernstlich auf den Ton ein, auf den ihn die damals beliebte Erziehung zu stimmen bemüht war. Anders Julian. In diesem letzten überlebenden Sprossen des stolzen Kaiserhauses lebte ein Geist, der in andern Zeiten in früher Jugend ihn zu einem Helden hätte machen müssen; zugleich auch eine reiche Begabung und eine feine Empfänglichkeit für die heitere Schönheit der Antike. Zu dem Christenthum, das ihm entgegengebracht wurde, verhielt er sich wohl schon frühzeitig in innerer Opposition. Es war das nur natürlich. Die neue Weltreligion trat dem lebhaften Knaben und Jüngling nur in einer Gestalt entgegen, die auf ihn nicht sympathisch wirken konnte. Der „Christ" Constantius galt ihm als der blutige Verderber seines Geschlechts. Der trüben Askese und der herben Recht-

gläubigkeit, die man von ihm forderte, mochte er sich wohl äußerlich unterwerfen, auch ein reiches Wissen in der ihm gebotenen christlichen Bildung gewinnen; aber wie niederschlagend und drückend mußte gerade in der Zeit seiner kräftigen Entwickelung der wilde Fanatismus und die leidenschaftliche Streitsucht auf ihn einwirken, welche damals, in der Blüthezeit der Kämpfe um die durch Arius entzündete dogmatische Frage die Kirche, namentlich die des Orients erfüllte. Wirklich edle Persönlichkeiten unter den einflußreichen Christen, mit denen er bis zu seiner Sendung nach Gallien in Berührung kam, mögen ihm kaum begegnet sein. So gab er sich innerlich ganz der Richtung hin, die ihn dahin gebracht hat, wegen der Fehler der Personen und der ihm bekannten Repräsentanten des Christenthums diese Religion selbst zu verwerfen. Um so glühender sehnte er sich, je länger zumal er von jeder praktischen Bewährung seiner eminenten fürstlichen Begabung als Soldat und Regent abgesperrt war, mit seiner liebebedürftigen, enthusiastischen Natur, die dabei der Milde und zarten Empfindungen keineswegs fremd war, — nach der alten Herrlichkeit des antiken Griechenthums. Alle seine Ideale lagen bei dieser groß und edel angelegten Natur in der Vergangenheit. Endlich kam die Zeit, die nach verschiedenen Richtungen hin für seine Zukunft von entscheidender Bedeutung werden sollte.

Goldmünze mit dem Porträt des Julianus. Umschrift lautet: FL(avius) CL(audius) IVLIANVS P. F. AVG.

Als während der schweren politischen Krisis des Jahres 351 Kaiser Constantius sich entschloß, den Prinzen Gallus als Cäsar nach Antiochia zu senden, durfte Julian endlich nach Constantinopel kommen, um hier den Studien zu leben. Aber seine anziehende und bedeutende Persönlichkeit machte hier zu viel Aufsehen, als daß nicht der ewig mißtrauische Kaiser ihn bald wieder nach Nikomedia dirigirt hätte. Die Freiheit aber, in der er hier sich bewegen durfte, führte ihn in die Arme der neuplatonischen Philosophen des vorderen Kleinasien. Die einst in Alexandria entstandene, weitverbreitete Schule des alten großen Plotin (205—270) repräsentirte damals neben den letzten Resten der alten Akademiker und der Aristoteliker, den letzten Aufschwung der antiken Philosophie, und umschloß zugleich alle geistig bedeutenden Männer des Ostens, die auf dem Boden des Hellenismus den religiös-wissenschaftlichen Kampf gegen das immer siegreicher sich ausbreitende Christenthum führten. Von Anfang an war die neuplatonische Schule nicht auf dem Boden der reinen und nüchternen Spekulation der antiken Philosophie geblieben, sondern hatte mit altplatonischen (aus Aristoteles ergänzten) Ideen bedeutende Theile orientalischer Momente verbunden, hatte ferner der Wundersucht und der Schwärmerei der spätrömischen und spätgriechischen, wie der hellenistischen Welt starke Handhaben geboten, wie sie andrerseits der auch in der edleren Heidenwelt namentlich des dritten Jahrhunderts immer stärker sich regenden Sehnsucht nach Hebung der Moralität und der Richtung auf Askese entgegenkam. Man nahm Einen, pantheistisch gedachten, Gott an als Urquell und Ausfluß

aller Dinge und Wesen, in bestimmt absteigenden Graden des Daseins, und statuirte zwischen den Menschen und der Gottheit noch zahlreiche, in 8 Stufen gruppirte Mittelwesen, unter denen namentlich die Dämonen eine große Rolle spielen. Auch die Seele des Menschen galt als eine unmittelbare Emanation des göttlichen Wesens, mit dem sie sich zeitweise ganz wieder vereinigen könne. Man glaubte an eine Wanderung der Seelen zu höheren Klassen, bei den besten an eine Versetzung nach gewissen Gestirnen.

Die neue Theorie bot nun einerseits die Möglichkeit, nicht nur die landläufige Mythologie als Hülle physischer, religiöser und sittlicher Wahrheiten symbolisch zu deuten, sondern auch die volksthümlichen Göttergestalten als „demiurgische Mittelwesen" zu Dämonen zu degradiren. Letzteres eine Auffassung, die auch den Christen vielfach nicht fremd war; nur daß diese dann in den alten Göttern böse und menschenfeindliche Dämonen erblickten. Andererseits drang die neue Schule, namentlich ihr edler Stifter und sein bedeutendster Schüler, der berühmte christenfeindliche Schriftsteller Porphyrius (geb. 233 n. Chr.) auf sittliche Reinheit, höhere Moralität, und selbst auf Kasteiung, und pflegte die Erinnerung an besonders begnadigte Götterfreunde der Vergangenheit. Aber während die Theorie von dem Abfall der Menschheit, von ihrer Verunreinigung durch die Materie, von der Nothwendigkeit ihrer Reinigung, zu höherer Sittlichkeit hintrieb: während noch Plotin und Porphyrius am liebsten bei der „Anschauung Gottes mittelst der Ekstase" als höchstem Ziel der Philosophie stehen blieben: so trug es allmählich, namentlich zunächst für das vierte Jahrhundert, — wesentlich unter dem Einfluß des Jamblichos aus Chalkis in Kölesyrien (starb um 333) — die mystische Seite, ja leider selbst der Hang zur Wunderfucht und zur Magie davon. In der Stufenreihe nämlich der aus der Gottheit „emanirten" Wesen „wirkte (nach dieser Theorie) Geist auf Geist und Geist auf Natur in magischer Weise, und den Schlüssel zu dieser Magie glaubten die Eingeweihten zu besitzen". Damit war aber dem Versinken in allen möglichen Spuk und Aberglauben die Bahn geebnet. Die Verehrung, Anrufung, und Unterscheidung der verschiedenen zwischen Gott und Menschen stehenden Wesen wurde Lebensaufgabe, und in der Theurgie, in der Kunst der magischen Beschwörung und Bannung der Götter, Dämonen und abgeschiedenen Seelen, einer Hauptaufgabe der neuplatonischen „Weisen" dieser Zeit, glaubten sie eine wesentliche Waffe gegen das Christenthum zu besitzen. Als nun Prinz Julian mit den Repräsentanten dieser Theurgie, dieser concentrirten Verbindung von Philosophie, Magie, Zauberkünsten und Mysterienwesen, zusammentraf, wurde er bald vollständig gewonnen. Der scheinbare Tiefsinn dieser Lehre, und der einem Zuge seines eigenen Wesens entsprechende mystische Zauber, der auf dieser Theorie ruhte; die kunstvolle Symbolisirung des Mythus, und der Rest antiker Schönheit, der selbst unter so trüben Nebeln noch immer sich barg, zogen seinen scharfen und feinen Geist gänzlich hinein in diesen Wahn. Und so erwuchs bei ihm der zweite Irrthum, über den er nicht hinausgekommen

ist. Er ahnte nicht, wie sehr gerade diese exclusive Schule den Rest des heidnischen Wesens alter Art zersetzte, und täuschte sich über die Art der altgläubigen Stimmungen bei den noch immer heidnischen Massen der Völker des Reiches in einer für ihn selbst später sehr schädlichen Weise. Zunächst aber bezauberten ihn Männer wie Aedesios von Pergamon und namentlich Maximus von Ephesos vollkommen. Der letztere, ein glühend beredter, überaus gelehrter Mann und gewandter Dialektiker, persönlich eine ehrwürdige Erscheinung, fesselte ihn nicht nur durch seine phantastische Lehre, sondern prophezeite ihm auch den Thron und den künftigen Beruf, die Altäre der alten Götter wieder aufzurichten.

Einen Augenblick freilich schien es, als sollte ein neuer Blutbefehl des Constantius auch diesen Constantiner vorzeitig zum Hades befördern. Julians Bruder, der Cäsar Gallus und seine schlimme Frau Constantia hatten in Antiochia in einer Weise gewirthschaftet, die selbst neben dem harten und grausamen Regime des Kaisers durch ihre wüste Abscheulichkeit auffiel. Das blutgierige und raubsüchtige System dieses schändlichen Paares und die erbitterten Klagen der hohen Reichsbeamten über den neuen Caracalla erregten endlich den tiefsten Unwillen seines kaiserlichen Vetters, der zugleich von schwerer Besorgniß geplagt war, ob nicht Gallus entweder durch seine Thorheit Aufstände veranlassen, oder aber nach Art mancher Usurpatoren des dritten Jahrhunderts in einer desperaten Stimmung seine Tollheiten durch offenen Abfall krönen werde. In seiner listigen Weise ließ er endlich, nachdem die Prinzessin Constantia bereits auf der Reise nach Mailand gestorben war, den Cäsar durch ausgesuchte Schlauheit von Antiochia nach Illyricum locken. Unterwegs aber wurde Gallus von Pettau ab, bereits als Gefangener, nach Pola geführt, um hier, wo einst Prinz Crispus den Tod gefunden, gegen Ende d. J. 354 enthauptet zu werden.

Damals schwebte auch das Leben des Julian, den Gallus auf seiner Reise zum Schaffot unterwegs gesprochen, in höchster Gefahr. Die Camarilla des Constantius rieth dringend, auch diesen Prinzen aus dem Wege zu räumen, und Julian, der nach Italien abgeführt und in Como internirt worden, blickte trübe genug in die Zukunft, obwohl keinerlei Schuld auf ihn zu bringen war. Zu seinem Glück fand er eine mächtige Fürsprecherin am Hofe. Die jugendlich schöne und anmuthige Kaiserin Eusebia, eine reizende Griechin von vornehmer Abkunft aus Thessalonike, mit welcher nach dem Ableben seiner ersten Frau, Julians Schwester, der Kaiser Ende 352 oder Anfang 353 sich vermählt hatte; die einzige liebenswürdige Gestalt an diesem schauderhaften Hofe, — (und doch auch sie angeblich nicht so rein, daß nicht nachmals auch ihr schlimme Dinge in Sachen ihrer Gehässigkeit gegen Julians spätere Gattin hätten nachgesagt werden mögen) — war dem Julian wohlgesinnt. Ihrem Einfluß hatte es der Prinz zu verdanken, daß ihm im Mai 355 erlaubt wurde, sich zu neuen Studien nach der Universität Athen zurückzuziehen.

Nichts konnte für Julian erwünschter sein, als diese neue Verbannung nach der Stelle der alten Welt, die damals noch die ganze Fülle ihrer herrlichen Denkmäler aller Zeiten bewahrt hatte; nach der Stadt des Perikles und des Plato, wo jeder Stein an unvergänglichen Ruhm und alte Herrlichkeit erinnerte; wo endlich noch immer der alte heidnische Hellenismus in voller Kraft lebte und an den Professoren der Universität die beredtesten Vertreter fand. Die vorwiegende Richtung auf die rhetorischen Studien und die Begeisterung, die damals im Osten wie im Abendlande, ja selbst unter der ritterlichen Jugend der armenischen Alpenthäler für Athen lebte, hatte diese Stadt zu der damals wahrscheinlich besuchtesten Universität des Reiches gemacht. Die Stadt Athen, die die jungen Männer aus allen Theilen des Reiches in ihren Mauern sich sammeln sah, und auf diesem Wege noch einmal einen Abglanz ihrer alten Weltbedeutung gewonnen hatte, ging jetzt vollständig auf in akademischen Interessen, und ihre Bürger und Behörden nahmen an den Parteiungen der studirenden Jugend ebenso leidenschaftlich theil, wie an den Intriguen und Rivalitäten der großen Professoren, und an den oratorischen Probekämpfen und Kunststücken, welche der Neubesetzung eines erledigten Lehrstuhles regelmäßig vorauszugehen pflegten. Die Spezialgeschichte Griechenlands für diese Zeit unterrichtet uns sowohl von dem eigenthümlich ausgebildeten, in Hinsicht auf das studentische Verbindungswesen vielfach fast modern anmuthenden, und doch wieder vielfach ganz seltsam fremdartigen Leben und Treiben der studirenden Jugend, wie von den großen Professoren dieses Zeitalters und der letzten Blüthe athenischer Redekunst mit ihrer merkwürdigen Formvollendung, bei dauerndem Mangel an tieferem Gehalt, und mit ihren an modernes Virtuosenthum anklingenden persönlichen Gegensätzen; wie endlich auch von der noch immer mit Erfolg fortlebenden Neigung der Docenten, unter Umständen in den höheren Staatsdienst zu treten. Prinz Julian nun, der in Athen auch mit mehreren jener Männer zusammengetroffen ist, die später als gefeierte Häupter der Kirche glänzten, wie Basilios von Käsareia und Gregor von Nazianz, fand namentlich zwei Professoren als Zierden der Universität gepriesen, die vor Allem dieser Epoche Athens ihren Charakter aufgeprägt haben: den bereits alternden, christlichen Proäresios aus Kukusos im römischen Armenien (geb. 276/7), und ihm gegenüber den eifrigen Heiden Himerios aus dem bithynischen Prusias (geb. um 315), der sein besonderes Interesse gewonnen hat. Wichtiger noch wurde ihm Athen als die Stadt der Eleusinischen Mysterien. In der That hat Julian damals in Athen in aller Stille seinen Rücktritt zum „Hellenismus" vollzogen, indem er sich durch einen neuplatonisch gebildeten Hierophanten von Eleusis, der fortan einer seiner einflußreichsten Vertrauten blieb, in die Eleusinischen Mysterien aufnehmen ließ.

Julian konnte jedoch nur bis zum Oktober 355 in Athen verweilen. Die schreckliche Lage Galliens (S. 748) machte es nöthig, daß an die Spitze dieses Landes eine fürstliche Persönlichkeit gestellt wurde, sei es auch

nur, um den Bewohnern dieser Provinz einiges Zutrauen zu dem ernsten Willen des Hofes, sie zu schützen, einzuflößen. Es war abermals die Kaiserin Eusebia, die, so scheint es, mit scharfem Blick die hohe Begabung des Prinzen Julian erkannt hatte und jetzt seine Berufung nach Mailand durchsetzte. Nur ungern entschloß sich Constantius zu diesem Schritte; offenbar

Reste des olympischen Zeustempels zu Athen, mit der Ansicht der Akropolis.

fürchtete er selbst, und noch weit mehr die blutige Camarilla, daß Julian eines Tages auf den Gedanken kommen möchte, für die Mordthaten des J. 337 und nun wieder für die Beseitigung seines Bruders Gallus die Blutrache zu vollziehen. Endlich scheint aber der Gedanke überwogen zu haben, daß Julian in den gallischen Nöthen sich schnell abnutzen und vielleicht den Untergang finden werde.

Genug, Julian wurde nach Mailand berufen, „rasirt und in prächtige Gewänder gesteckt“, am 6. November 355 den Truppen als neu ernannter

Cäsar vorgestellt, mit des Kaisers Schwester Helena vermählt, und dann nach Gallien abgeschickt. Seine Lage war über alle Begriffe schwierig. Er sollte eine wichtige Provinz aus schlimmster Gefahr retten: erst zu Turin (2. December 355) erfuhr er, daß auch Köln verloren gegangen war. Schlechte und räuberische Beamte hatten das Volk erbittert; die Armee, die Constantius ihm nur zögernd und mißtrauisch verstärkte, war einerseits nicht sehr zahlreich, andrerseits wenigstens theilweise demoralisirt. Dabei fand er sich von Spionen des Hofes umgeben; und während die Leute vom Hofe ihre billigen Späße machten über den wenig formgewandten, „unpraktischen" Gelehrten, waren die Instruktionen für die höheren Offiziere und Beamten in Gallien nicht nur darauf berechnet, dem unerfahrenen Cäsar passend zu Hilfe zu kommen, sondern zielten weit mehr darauf ab, ihn zu überwachen und möglichst an selbständigen Schritten zu hindern. Auch die Soldaten und Offiziere konnten nicht sogleich zu dem „griechischen Windbeutel", zu dem „Schulmeister" rechtes Zutrauen fassen. Da brach aber in dieser Zeit der Noth die große Seele, die Heldenkraft, die — sagen wir Themistokleische — Genialität dieses großen Mannes siegreich durch. Es ist wahrhaft staunenswerth, wie es diesem Jüngling gelingen konnte, gleichsam mit Einem imposanten Ruck aus der Stille der Studirstube und aus dem Dämmerlicht einer phantastischen Philosophie sich emporzuschwingen zu der kühnsten und großartigsten, eminent praktischen Auffassung seiner kolossalen Aufgabe. Einmal vor die fast verwirrende Fülle der Geschäfte gestellt, entfaltet dieser große Mensch nicht nur eine wahrhaft heroische Tapferkeit und zähe Ausdauer, sondern auch einen kühnen Schwung, eine soldatische Begabung, ein administratives Genie, welches an den großen Constantin erinnerte, und seine Gegner diesseits und jenseits der römischen Grenzen vollständig verblüffte; und dazu eine Seelengröße, welche ihn, vereint mit seinem fürstlichen Glück als Regent und Feldherr, schnell zum angebeteten Liebling der Armee und des Volkes machte.

Julians erstes Hauptquartier in Gallien wurde Vienna am Rhone, wo er das Consulat i. J. 356 antrat, und nun für den Feldzug dieses Jahres rüstete. Erst im Juni konnte er mit anfangs nur schwachen Streitkräften ausrücken, und erreichte zuerst am 23. d. M. Autun, welches eben noch mit eigenen Mitteln sich eines Angriffs der Alamannen hatte erwehren müssen. Ein gewandt geleiteter Marsch führte ihn dann mitten durch schwärmende deutsche Haufen nach Tricassi (Troyes) und Reims, wo er sich mit der Armee des Heermeisters Marcellus vereinigte. Und nun machte er eben so kühn, als geschickt und siegreich seinen ersten Vorstoß gegen die Alamannen am Oberrhein, in deren Hände damals die Uferstädte von Straßburg bis Mainz gefallen und verwüstet waren, und entfaltete überall wieder, am Oberrhein, dann am mittleren und unteren Rhein, nun auch gegenüber den Franken, kühn die römischen Fahnen und beschloß diesen ersten, mehr zur Rekognoscirung angestellten Feldzug durch die Wiedereinnahme der Ring-

mauern von Köln. Dann wandte er sich über Trier nach dem Inneren, um in Sens an der Yonne, 40 Meilen westlich vom Rhein, die Winterquartiere zu beziehen. Aber während die Armee über verschiedene benachbarte Landstriche vertheilt war, erschien plötzlich ein deutscher, vermuthlich fränkischer Heerhaufen und blokirte die momentan nur schwach besetzte Stadt. Sechzig Tage hielt Julian tapfer aus, bis die Feinde wieder mit leeren Händen abziehen mußten. Ein anderer Vortheil folgte: der General Marcellus hatte aus Trägheit oder Böswilligkeit den Cäsar durchaus nicht unterstützt, und nun entschloß sich doch auch der Kaiser, bei welchem Julian jetzt durch den wackeren Oberkammerherrn Eutherius (S. 740) tüchtig vertreten wurde, den Elenden durch den viel besseren General Severus zu ersetzen.

Jetzt in seiner Stellung erheblich gekräftigt, gedachte Julian den Feldzug d. J. 357 in großem Style, und die Vertheidigung Galliens in einer des alten Eroberers dieser Provinz würdigen Weise durch einen imposanten Angriff auf das Gebiet der Germanen zu führen. Nach Abrede mit Constantius sollte dessen Heermeister Barbatio, der eben damals Dank der Tapferkeit seiner Soldaten die Juthungen glücklich aus Rätien herausgeschlagen hatte, mit 25,000 M. vom helvetischen Süden her Julians von Westen kommenden Stoß gegen die Alamannen secundiren. Schwer genug wurde die Durchführung dieses Planes dem jungen Helden gemacht. Nicht nur daß es nöthig wurde, gleich zu Anfang einen verwegenen Haufen meuterischer Läten, welche sich zwischen die römischen Heersäulen drängten und bis vor Lyon gelangten, niederzuwerfen, so legte der nichtsnutzige Barbatio, als endlich der Krieg sich am Oberrhein entwickelte, von seiner Stellung bei Basel aus dem bei Trestabernä (Zabern) operirenden Cäsar durch verschiedene Schurkereien die schwersten Hindernisse in den Weg. Endlich ließ er sich auch durch die Alamannen sehr empfindlich schlagen, und führte nun mitten im Sommer sein Corps in die Winterquartiere, um persönlich dann nach Mailand abzureisen. Unter diesen Umständen wuchs der Muth der Alamannen gewaltig, und sieben ihrer Häuptlinge, unter ihnen der riesige Chnodomar der mächtigste, sammelten ein Heer von etwa 30,000 M. und nahmen eine Stellung bei Straßburg ein, sicher, die kaum halb so starke Armee Julians nun leicht überwältigen zu können.

Julian aber war entschlossen, den schweren Kampf zu bestehen. Dieser ließ auch nicht lange auf sich warten. Nicht allzufern von einer stark verschanzten Lagerfestung, die der Cäsar hatte anlegen lassen, stießen die Römer auf das alamannische Heer, welches in der alten Weise, des Fußvolks Masse zu einem imposanten Keil oder „Eberkopf" vereinigt, ihnen begegnete. Als die Deutschen bemerkten, daß Julian seine gesammte Reiterei auf den rechten Flügel zog, stellten sie ihre Reiter, mit Plänklern gemischt, jenen gegenüber auf ihre Linke. Vor ihrer Fronte hatten sie in tiefen Gräben verdeckt aufgestellte Schützen postirt. Bald entbrannte an diesem heißen Augusttage der Kampf, den die Vortruppen der Alamannen gegen das Fußvolk der

Römer mit ungestümer Heftigkeit, aber ohne Erfolg führten. Nun aber gelang es der deutschen Reiterei, die gefürchteten römischen Panzerreiter über den Haufen zu werfen. Mit verzweifelter Anstrengung wußte der Cäsar die Fliehenden aufzuhalten, die sich dann hinter den Legionen wieder sammelten. Die Alamannen aber, die nun mit ungeheurer Energie auch das Fußvolk zu durchbrechen suchten, scheiterten mit allen Anstrengungen, zumal an der römisch geschulten Tapferkeit germanischer Auxiliaren; und als endlich doch das erste römische Treffen geworfen war, stellten die Abtheilungen der Bataver die Schlacht wieder her. Endlich entschlossen sich die alamannischen Fürsten, die letzte Reserve, die sie diesmal gespart hatten, zu verwenden. Und wirklich wurde diesmal die Mitte und der halbe linke Flügel des römischen Vordertreffens völlig zerrissen. Da traf nun aber ihr wilder Anprall auf Julians starke Reserve; und an den besseren Waffen und der Taktik der Elitelegion der „Primaner" scheiterte die alamannische Heldenkraft in unheilvoller Weise. Jetzt wurde aus dem Kampfe eine wilde Flucht; in fürchterlichem Gemetzel kamen die Alamannen in Masse um, noch viele andere bei dem Versuch, über den Rhein zu schwimmen. Chnodomar selbst gerieth in römische Gefangenschaft, und wurde nach dem Hofe des Kaisers geschickt, um später in Rom am Heimweh zu sterben.

Julian rastete nicht auf seinen schwer erkämpften Lorbeeren, sondern wandte sich, nachdem er noch einige Zeit bei Zabern gehalten hatte, rasch nach Mainz, überschritt hier den Rheinstrom, richtete nun eine Reihe gewaltiger Verheerungen auf alamannischem Gebiet an, und nöthigte drei feindliche Häuptlinge zu einer auf zehn Monate zu schließenden Waffenruhe, um dann über Köln und Jülich unter erfolgreichen Kämpfen mit fränkischen Haufen den Rückmarsch nach Reims anzutreten und weiter von seinem bevorzugten Winterquartier Paris aus (Lutetia Parisiorum, damals nur erst die kleine Stadt auf der Seine-Insel) einen starken Stoß gegen die Franken vorzubereiten.

Im Mai des Jahres 358 wandte sich der Cäsar zuerst gegen die sog. Salier, die sich seit längerer Zeit als Ansiedler in „Toxandrien" (d. i. das Land südlich der Waal und östlich der Schelde, jetzt Nordbrabant und ein Theil von Antwerpen) festgesetzt hatten, und brachte sie durch diplomatische List und kräftige Machtentfaltung zur Unterwerfung unter die römische Hoheit. Eine Reihe glücklicher Gefechte nöthigte die Chamaven zum Frieden. Noch wichtiger aber wurde es, daß Julian einerseits die Verbindung mit Britannien wieder zu sichern vermochte; das war sehr werthvoll, weil aus dieser reichen Getreideprovinz die römischen Bewohner und Soldaten des verödeten nördlichen Gallien am schnellsten den Proviant erhielten, der sonst nur aus dem weit entfernten Aquitanien zu beziehen war. Andrerseits aber hatte die glückliche Bekämpfung der fränkischen Stämme die nützliche Folge, daß der Rhein wieder von römischen Schiffen frei befahren werden konnte, deren Julian sofort 600 auf den stolzen Strom werfen ließ. Derselbe Feldzug hatte ihm

nun auch die Gelegenheit geboten, jenen schrecklichen Charietto, der wohl schon 356 oder 357 sich Julian persönlich genähert hatte, regelrecht in seine Dienste zu nehmen. Mit seiner durch salische Franken verstärkten, jetzt als römisches Auxiliarcorps arbeitenden Schaar diente er weiter mit großem Erfolge in den Vorposten- und Rekognoscirungskämpfen, die der Cäsar nach Besiegung der Franken gegen einen Theil der bis zum unteren Rheine vorgerückten, anscheinend mit den Chamaven verbündeten Sachsen (namentlich Chauken) zu bestehen hatte.

Im Spätsommer desselben Jahres folgte Charietto dem Cäsar dann weiter südwärts, als Julian sich wieder nach Mainz wandte und nun zum zweiten Male den Oberrhein überschritt und durch schreckliche Verheerungen zwei andere alamannische Fürsten zum Abschluß für die Römer günstiger Verträge zwang.

Das Jahr 359 endlich machte es möglich, nach Anlegung einer Reihe neuer Festungen am Niederrhein, mit starker Macht den Oberrhein zu überschreiten und 15 Meilen weit in alamannisches Gebiet bis zur burgundischen Grenze (zwischen Kocher und Jagst) vorzudringen, und überall die alamannischen Häuptlinge zu schrecken und zum Frieden mit den Römern zu zwingen. Gegen einen gefährlichen Einbruch schottischer Völker (Picten und Scoten) in Britannien wurden aus der gallischen Armee zu Anfang des Jahres 360 Verstärkungen abgeschickt.

Die Bewohner der gallischen Provinzen hatten allen Grund, Julians Regierung zu preisen. Die Armee war wieder trefflich organisirt und hatte wieder zu ihrer Kraft Vertrauen gefaßt, durch die neuen Erfolge die größte Zuversicht zu seiner Führung gewonnen. Die äußere Sicherheit war wieder hergestellt, 20,000 Gefangene nach ihrer Heimat zurückgeführt, den überrheinischen Grenzvölkern allenthalben ein heilsamer Schrecken eingeflößt worden. Noch höher aber schätzte das Volk Julians Verwaltung. Der Cäsar war ein Mann von staunenswerthem Pflichtgefühl, der es mit seiner fürstlichen Aufgabe in einer damals beispiellosen Weise schwer und ernst nahm. Die höchste Arbeitsamkeit, lauteres Rechtsgefühl und Rechtsliebe, und — damals zum Entsetzen selten — verständige Milde charakterisirten von Anfang an sein System. Und was noch mehr imponirte: Julian arbeitete mit ebensoviel Energie und wirthschaftlicher Einsicht, als gutem Erfolge dahin, die gerade auf Gallien mit seinen damals vielleicht nur noch 8 Millionen Einwohnern besonders schwer wuchtende Last der Steuern erheblich zu ermäßigen. Die Zustände unter Constans und Magnentius, nicht minder unter dem Drucke der raubgierigen Camarilla des Constantius waren notorisch unerträglich gewesen, und die Raubzüge der Germanen hatten das Uebrige gethan. Julian aber, der mit der lebhaftesten Sorgfalt für das Wohl der Unterthanen die reichste Begabung für die Verwaltung vereinigte, wußte so ausgezeichnet zu wirthschaften, daß er endlich die Grundsteuer auf weniger als den dritten Theil des von seinen Vorgängern erhobenen

Betrages, — genauer „die Abgabe für das Simplum von anfangs 25 auf 7 Goldstücke" herabsetzen konnte. Leider aber war das schnelle Ende dieser glücklichsten Zeit in des großen Mannes Leben schon sehr nahe.

In den übrigen Theilen des großen Reiches, namentlich in den mittleren und in den östlichen Provinzen hatten inzwischen unter des Constantius verderblichem System die inneren Gegensätze sich zu einer immer gefährlicheren Spannung entwickelt. Das gilt wesentlich von den religiösen Zuständen. Der Kaiser hatte einerseits schon i. J. 353 nicht lange nach dem Untergange des Magnentius den großen Schritt wirklich gethan, den man so oft irrthümlich schon seinem Vater zuschreibt: das Christenthum war thatsächlich zur Staatsreligion gemacht worden. Denn das bedeutete jenes wilde Gesetz, welches die Schließung der Tempel anordnete und die Opfer verbot, Zuwiderhandelnde aber mit Hinrichtung und Gütereinziehung bedrohte. Thatsächlich hat nun freilich diese principielle Aechtung der alten Kulte damals nur erst sehr unvollkommen durchgeführt werden können. Verfolgungen und Hinrichtungen von Heiden erfolgten nur wegen der vielbeliebten Befragung von Orakeln über den eventuellen Nachfolger des Kaisers, wie auch wegen Pflege der 357 und 358 verbotenen Magie und anderer abergläubischer Dinge. Dagegen war die Bureaukratie noch viel zu stark mit Heiden durchsetzt, war das System der Bestechung und der Connexionen viel zu mächtig, als daß nicht die Provinzialchefs an hundert Stellen Gesetze solcher Art, die ihnen bedenklich oder unangenehm waren, einfach ad acta gelegt oder mindestens höchst saumselig ausgeführt hätten. Am häufigsten geschah es, daß (namentlich im Orient) Tempel geschlossen, an Günstlinge verschenkt oder zu Kirchen eingerichtet wurden. Manche freilich fanden schmachvoller Weise auch eine Bestimmung als Wohnsitz öffentlicher Dirnen. Noch andere sind unter oft schrecklich stürmischen Scenen durch fanatische Bischöfe mit ihrem Anhang zerstört worden. Der alte Glanz freilich des alten Kultus war weithin erloschen; selbst in Rom ärgerte Constantius i. J. 357 persönlich den Senat, indem er aus dessen Sitzungssaal die uralt heilige Statüe der Victoria mit ihrem Altare entfernen ließ.

Viel energischer aber als der dumpfe Groll der schwer gereizten heidnischen Mehrheit im Reiche tobte der Kampf innerhalb der Kirche. Die Parteiwuth, mit welcher, die Hauptstadt Constantinopel nicht ausgenommen, die Arianer und Homousianer einander bekämpften, war in dauernder Zunahme begriffen. Sie wuchs, als Constantius nach dem Untergange des Magnentius sich mit erhöhter Energie der thörichten Aufgabe zuwandte, die Glaubenseinheit wiederherzustellen. Gelungen ist ihm vorläufig nur Eines, der Sturz seines verhaßten Gegners Athanasius in Alexandria. Die Bischöfe eines zu Mailand i. J. 355 versammelten Concils, welches die arianischen Hofbischöfe Valens und Ursacius leiteten, ließen sich durch den rücksichtslos entfalteten Druck des Kaisers mit wenigen Ausnahmen bestimmen, die Verurtheilung und Absetzung des Athanasius zu unter-

schreiben, der dann durch Waffengewalt unter neuen abscheulichen Scenen der Gewaltthat und des beiderseitigen Fanatismus aus Alexandria vertrieben wurde, und nach den Einöden der Thebais flüchtete.

Dagegen ist es dem Kaiser nicht gelungen, unter Beseitigung der ihm tief verhaßten Formel „Homousios" ein neues Symbol zu erzielen, welches im Stande gewesen wäre, die tief gespaltene Kirche wirklich zu versöhnen. Nicht nur daß das Abendland und die alten hellenischen Länder zäh zu Nikäa hielten, während in den illyrischen Ländern die Parteien einander ziemlich gleich, im Orient die Gegner des „Homousion" in der entschiedenen Mehrheit standen: auch die Gegner von Nikäa waren wieder in Parteien gespalten, die schroff genug zu einander standen. Die schroffsten Arianer nämlich hatten als Parteischiboleth für sich den Ausdruck „Heterousios" (wesensanders) für den Sohn aufgestellt; man nannte sie auch „Anomöer", weil sie den Sohn als dem Vater unähnlich darstellten. Viel zahlreicher jedoch war die Mittelpartei der „Semi-Arianer", welche den Streit durch Annahme der Formel „Homöusios" (wesensähnlich) zu vermitteln suchten, und daher „Homöusianer" genannt wurden. Daneben hatten sich von diesen größeren Parteien noch zahlreiche kleinere Gruppen von verschiedener Ansicht abgezweigt.

Constantin huldigte der Theorie der Homöusianer und suchte in dieser Richtung die Vereinigung herzustellen. So wurden denn unter immer wachsender Erhitzung der Gemüther und unter immer leidenschaftlicherer Steigerung der gegenseitigen, oft unbeschreiblich rohen Beschuldigungen größere und kleinere Synoden in Menge abgehalten. Aber der Kaiser erntete nur den Spott der Heiden, er habe die Post ruinirt, — weil er nämlich den zu den vielen Synoden reisenden Bischöfen die Benutzung der Post kostenfrei gewährte.

Allmählich aber schien es doch, als sollte eine Art Ausgleichung erzwungen werden können. Nach langen theologischen Kämpfen schlugen endlich die Führer der Arianer dem Kaiser vor, den Streit um die bisher bräuchlichen Formeln fallen zu lassen und die Herstellung der allgemeinen Einheit dadurch zu erzielen, daß man für das streitige Verhältniß zwischen Gott und Christus die biblisch zu begründende Formel anwende: „der Sohn ist dem Vater „ähnlich", „ebenbildlich" (Homöos) in allen Stücken, wie die heiligen Schriften lehren". Und nun traten auf des Kaisers Veranlassung im Jahre 359 wieder zwei große Concilien zusammen. 400 Bischöfe aus der gesammten westlichen Welt mit Einschluß von Afrika, tagten unter des italischen Präfekten Taurus Vorsitz im Juli zu Rimini, 200 des Morgenlandes im November zu Seleukia in Isaurien. Durch des Kaisers vertraute Bischöfe Valens und Ursacius eingeleitet, begannen die Debatten zuerst in Rimini. Allein, wenn auch damals der Arianismus schon Mailand und dessen bischöflichen Sitz erobert hatte: die Mehrheit war — und blieb nikänisch und hielt nicht nur zäh an dem Homousion fest, sondern schleuderte auch gegen Bischof

Valens die Exkommunikation. Als aber die Boten des Concils nun am Hoflager des Kaisers erschienen, wurden sie nach langen Unterhandlungen doch dahin gebracht, ein neues durch den Kaiser patronisirtes Symbol zu unterschreiben, welches auf Grund der Formel „Homöos" entworfen war, und nun auch durch alle Mittel der Ueberredung, der Ermüdung, des sanften Zwanges, endlich durch ziemlich verständliche Drohungen bei den Vätern zu Rimini zur Annahme gebracht wurde. Die inzwischen unter Leitung des kaiserlichen Kabinetsministers Leonas zusammengetretene Versammlung in Selenkia, die in ihrer großen Mehrheit aus Homöusianern bestand, und bald genug von den Minderheiten der Homousianer und Anomöer verlassen wurde, war anfangs gewillt, ebenso bestimmt an dem Homöusion festzuhalten, wie anfangs die Abendländer an dem Homousion. Aber ihre Gesandten wurden am Hoflager des Kaisers noch schneller umgestimmt, als die von Rimini, und so unterschrieben auch sie im Namen der Synode von Seleukia das neue „Homöische Symbol von Rimini".

Damit schien denn die lang erstrebte kirchliche Einheit wiedergewonnen zu sein. Kaiser Constantius half in seiner Weise kräftig nach. Denn das neue Symbol wurde nunmehr im ganzen Reiche jedem einzelnen Bischof zur Unterschrift vorgelegt, und in allen Provinzen wurden homousianische, wie homöusianische Bischöfe, die an ihrem bisherigen Glauben festhielten und die Unterschrift verweigerten, zur Strafe abgesetzt und meist durch stramme Arianer ersetzt. Mitten hinein aber in diese wilde Gährung schlug wie der Blitz die Kunde von einem neuen politischen Pronunciamiento. Abermals im fernen Orient, unter dem Drucke eines Perserkrieges, wie zur Zeit des Magnentius, — und abermals aus Gallien erhielt der Kaiser solche Kunde. Diesmal aber hatte Constantius selbst das Unheil verschuldet, und diesmal stand ihm kein romanisirter Franke gegenüber, sondern der Sieger von Straßburg, Cäsar Julian.

Auch Constantius hatte seit der Entsendung Julians nach Gallien wiederholt auf anderen Punkten der Grenzen die Waffen zu führen gehabt. Er war seit dem 28. April 357 einige Zeit in der alten Welthauptstadt Rom gewesen, deren monumentale Herrlichkeit selbst seine kalte Natur zu unverhohlener Bewunderung hinriß. Er hatte nachher im Spätjahr 357 sich nach Sirmium wenden müssen, um von dieser Basis aus die Quaden und Jazygen zu bekämpfen, die sich wieder als schlimme Feinde der Provinzen Pannonien und Mösien zeigten. Und seit dem Frühjahr 358 überschritt nun Constantius die pannonische Donau, drang in ihrem Lande verheerend nordwärts vor, schlug die nördlichen Jazygen und die Quaden in einer heißen Schlacht, und nöthigte sie zum Abschluß eines für die Römer günstigen Friedens. Die südlichen Jazygen dagegen, die sogenannten Limiganten, wurden in längerem Kriege furchtbar zusammengehauen, ihr Gebiet entsetzlich verwüstet, und noch über die Theiß hinaus die Heerfahrt fortgesetzt. Der wilde Krieg endigte erst zu Anfang des Jahres 359 mit erheblicher Zurück-

drängung der Jazygen von dem Grenzstrich zwischen der Donau und der unteren Theiß.

Inzwischen war aber der Krieg mit Persien wieder ausgebrochen. Die noch 357 wiederholten Versuche, mit dem Hofe von Ktesiphon zu festem Frieden zu gelangen, scheiterten, weil (358) Sapor kurz und bündig die Abtretung von Mesopotamien und Armenien forderte. Und noch i. J. 358 war der Schahinschah wieder in das römische Gebiet eingebrochen, diesmal durch einen römischen Verräther unterstützt. Er eroberte endlich nach mehrmonatlicher Belagerung (7. Oktober 359) die Festung Amida am obern Tigris, wo er abscheuliche Frevel verübte. Dieser neue, sehr lästige und schwierige Krieg nun war es, was den Kaiser dahin trieb, an Julian Forderungen zu stellen, an denen sich ein neuer Bürgerkrieg entzünden sollte.

Die äußeren und inneren glänzenden Erfolge, die Julians Namen weithin im Reiche populär machten, hatten die Eifersucht und die Scheelsucht des Constantius allmählich immer höher gesteigert. Seine Gattin Eusebia, andauernd Julians Gönnerin, war wohl schon gestorben. Und seine niederträchtige Umgebung säumte nicht, einerseits sich in schnöden Spöttereien über die Großthaten des trefflichen Prinzen zu ergehen, andererseits die stille Besorgniß des Kaisers vor eventuellen hochverrätherischen Absichten seines Vetters zu steigern. Da gab nun die Nothwendigkeit, gegen die Perser kräftig zu rüsten, dem Hofe zu Constantinopel, unter heimlicher Mitwirkung des Florentius (des eigenen prätorianischen Präfekten an Julians Hoflager), die erwünschte Veranlassung, einen, wie man hoffte, höchst erfolgreichen politischen Stoß gegen Julian zu führen. Es schien billig, daß der siegreiche Cäsar einen Theil seiner bewährten Kriegshaufen zur Deckung der asiatischen Grenzen abgebe. Vielleicht wurde es auf diese Weise allmählich möglich, den gefürchteten Julian militärisch so weit zu schwächen, daß er später ohne Gefahr abberufen werden konnte, — jedenfalls sich außer Stande finde, eine Erhebung zu versuchen. Aber der pfiffige Plan wurde so ungeschickt als möglich ins Werk gesetzt. Gegen Ende des Jahres 359 nämlich ging auf des Kaisers Befehl der Oberst Decentius nach Paris, um dem Präfekten Florentius und dem Heermeister Lupicinus die Verfügungen des Constantius, — die dem Cäsar nur nachrichtlich mitgetheilt wurden, zu überbringen. Vier der bewährtesten Auxiliarbataillone, dazu 300 auserlesene Soldaten aus allen Abtheilungen, sollten sofort nach dem Orient abmarschiren. Außerdem sollte der Stallmeister Sintula aus den Gardeabtheilungen der Scutarier und Gentilen die tüchtigsten Freiwilligen ausheben und nach dem persischen Kriegsschauplatze führen. So unangenehm der unerwartete Befehl für Julian war: er fügte sich, machte aber auf den bedenklichen Mißgriff aufmerksam, gerade solche Auxiliarkorps nach dem Orient ziehen zu wollen, deren deutsche Soldaten nur unter der Bedingung sich hatten anwerben lassen, daß sie nicht über die Alpen geführt würden. Natürlich nahm des Kaisers Agent auf diesen sehr berechtigten Einwand keine Rücksicht. Sintula

führte inzwischen die Freiwilligen und die Eliteſoldaten ſüdwärts ab; verſchiedene militäriſche Motive machten es dagegen nöthig, den Abmarſch der Auxiliaren noch einige Zeit zu verſchieben. Darüber aber gewann die Verſtimmung im nördlichen Gallien eine beſtimmtere Geſtalt. Das Volk grollte bitter; die Armee der Provinz war ohnehin nicht ſtark, und von einer Schwächung derſelben fürchtete man eine Wiederkehr fränkiſcher und alamanniſcher Raubzüge. Die für den Orient beſtimmten Soldaten aber, ohnehin durch die Nichtachtung des Vertrags erbittert, ſcheuten den Zug nach den glühenden Steppen von Meſopotamien, und erinnerten ſich voll wachſenden Mißmuthes noch anderer Beſchwerden, die ſie gegen das von Seiten des Conſtantius beliebte Syſtem der Armeeverwaltung zu führen hatten. Die Verſtimmung ergriff allmählich auch die übrigen Truppen, und bald begann die für Julian begeiſterte Armee zwiſchen ihrem Cäſar und dem Conſtantius ihre, dem Kaiſer ſehr ungünſtige, Vergleichung zu ziehen.

Noch immer ſuchte Julian die Unzufriedenheit zu beſchwichtigen. Da brachte die Thorheit des Decentius die Lawine ins Rollen. Wider den Rath des Cäſars, wahrſcheinlich gerade weil Julian abgerathen hatte, führte dieſer Höfling die Auxiliaren über Paris, und machte natürlich hier auch noch einen Raſttag, der ſeinem Kaiſer verderblich werden ſollte. Denn hier reifte die Verſtimmung der Truppen zur raſchen That. In der Nacht vor dem in Ausſicht ſtehenden Weitermarſch kam die Meuterei zum Ausbruch. Die Truppen rückten aus ihrem Lager bei Paris aus und marſchirten unter gewaltigem Geſchrei nach dem Palaſt. Julian wußte, was ſie von ihm begehren würden: und er war nicht gewillt, die Rolle des Germanicus zu ſpielen, und nach Allem, was ſeit 337 geſchehen war, nun auch noch ſein Leben nutzlos für dieſen Conſtantius zu opfern. Das letzte Schwanken machte feſter Entſchloſſenheit Platz, als — ſo heißt es, — auf ſein Flehen zu Zeus um ein Omen vor ſeinem tief erregten Geiſte eine Viſion erſchien: „der Genius des römiſchen Reiches, der ihn aufforderte, dem Rufe zu folgen“. Mit Sonnenaufgang zeigte ſich der Cäſar den Soldaten, die immer ungeſtümer nach ihm gerufen hatten. Noch einmal ſucht er ſie zu beruhigen; aber es iſt umſonſt, ſchon werden ſie drohender, und endlich bricht der ungeſtüme Geiſt dieſer Armee mit aller Macht durch. Unter brauſendem Geſchrei wird Julian zum Auguſtus ausgerufen, nach deutſcher Weiſe auf den Schild erhoben, und ſtatt des Diadems mit der Ehrenkette eines Offiziers gekrönt. Die Abtheilung aber des Sintula kehrte auf die Kunde von dieſem Pronunciamiento ſofort nach Paris zurück.

Die Erhebung Julians war noch im Winter d. J. 360 erfolgt. Aber der edle Regent hatte durchaus nicht die Abſicht, ohne dringende Noth das Reich in einen Bürgerkrieg zu ſtürzen. Ganz im Gegentheil, — wie er ſeinen Feind Florentius ungehindert entkommen ließ und ſich hernach damit begnügte, den ihm verdächtigen General Lupicinus einfach in Haft zu nehmen, — ſo verſuchte er es zunächſt, durch verſtändige und höchſt maßvoll

gehaltene Vorschläge mit Constantius sich zu verständigen. Wie es scheint, so wollte er sich einfach mit dem bereits in seiner Hand befindlichen Theile des Reiches, der gallischen Präfektur, begnügen. Der Versuch scheiterte jedoch an der zornigen Abneigung des Kaisers gegen den verhaßten Vetter. Als die Boten Julians den Constantius endlich im Sommer 360 in dem kappadokischen Käsareia erreichten, gerieth der Kaiser in den wildesten Zorn. Und sein Kabinetsminister Leonas mußte an Julians Hoflager den Entschluß des Kaisers mittheilen, daß Julian nur dann Verzeihung erhalten könne, wenn er sich mit der Stellung als Cäsar begnügen würde: eine Zumuthung, die das Heer und Volk in Gallien gewaltig aufregte, und mit welcher auch Julian sich nicht mehr begnügen konnte. Es schien doch, als müsse jetzt zwischen den beiden letzten Constantinern das Schwert entscheiden. Noch hatte Julian einen Raubzug der attuarischen Franken mit blitzartiger Schnelligkeit und Wucht durch einen Vorstoß von Xanten aus gegen deren Wohnsitze an der oberen Ruhr gerächt. Nun aber nahm er für 360/361 die Winterquartiere zu Vienna, um die Verhältnisse des Ostens besser beobachten zu können. Hier starb seine Gattin Helena. Hier aber wurde Julian auch inne, daß Constantius offenbar damit umging, gegen ihn das einst mit Glück gegen Magnentius versuchte Spiel zu wiederholen und die Alamannen zu einem neuen Angriff auf Gallien aufzustacheln. Der schon länger mit Constantius im Einverständniß stehende Häuptling Vadomar, dessen Stamm jetzt auf der schweizerischen Seite wieder den Rhein plündernd überschritten, zeigte sich so verdächtig, daß Julian ihn mit raschem Entschluß durch List in seine Gewalt brachte und nach Spanien führen ließ, um dann zu Anfang d. J. 361 seinen Stamm durch eine kräftige Demonstration wieder zur Ruhe zu bringen. Vadomar selbst, ein gewaltiger Kriegsmann, zugleich in den Künsten der List wohl erfahren, hat sich nachher vollständig romanisirt und ist später noch unter Julian zum Commandanten von Phönikien gemacht worden. Noch später ist er zu diplomatisch-militärischen Aufträgen mit Erfolg benutzt worden, hat aber namentlich eine staunenswerthe Meisterschaft in der römischen Belagerungskunst, also als Ingenieur, sich angeeignet.

Als Julian endlich inne wurde, daß Constantius mit aller Energie dahin arbeitete, den Perserkrieg zum Stillstand zu bringen, um dann mit gesammter Macht sich gegen Gallien zu wenden, so entschloß er sich kurz. Es galt, mit raschen Märschen das zur Zeit schwächer besetzte Illyrikum zu überrennen und die wichtigen Paßlandschaften zu gewinnen, welche das Gebiet der unteren Donau mit Thrakien verbinden. Und diese militärische Aufgabe hat Julian in wahrhaft Cäsarischem Geiste und mit staunenswürdiger Schnelligkeit ausgeführt. Sein Freund Sallustius blieb als prätorianischer Präfekt in Gallien zurück. Im Mai 361 erfolgte der große Aufmarsch nach Illyrien. Julian hatte sein Heer in drei starke Colonnen getheilt. Die erste, die er selbst führte, zog quer durch den Schwarzwald und das Land der Alamannen nach der oberen Donau. Die zweite unter

dem General der Kavallerie Nevitta, einem Gothen, folgte der Straße ſüdlich des Bodenſees über Bregenz. Die dritte unter dem General der Kavallerie Jovinus ging durch Oberitalien. Als Julian die Gegend von Wien erreicht hatte, ſchiffte er auf der Donauflotte 3000 Mann ein, während der Reſt ſeiner, und die zweite Colonne, zuſammen 20,000 M., den Landweg nach Sirmium nahmen. Es gelang, die Donaufahrt ſo ſchnell zu vollenden, daß Julian ſchon am Abend des eilften Tages zu Bononia, acht Stunden vor Sirmium, eintraf. In Sirmium hatte man noch gar keine Ahnung von ſeiner Nähe; ſo konnte der Gardeoberſt Dagalaiphus noch in derſelben Nacht ungehindert mit ſeiner Schaar in Sirmium eindringen, den hier kommandirenden General Lucillianus im Schlafe überfallen und gefangen zu Julian führen. Und als nun der kühne Imperator des Weſtens mit ſeiner nur erſt ſchwachen Macht vor der ſtolzen Centralſtadt Illyriens erſchien, huldigten ihm (tief im Spätſommer) Volk und Beſatzung unter lautem Jubel. Auch Italien und Sicilien waren Julian ohne Schwertſtreich zugefallen, der nun noch mit raſchem Vormarſch die ſtrategiſch alle Zeit hochwichtigen Päſſe von Succi, die dominirende Stellung auf der großen Straße zwiſchen Sardika und Philippopolis, ohne Kampf beſetzen konnte. Zu Naiſſus machte er dann für längere Zeit Halt, um des Conſtantius weitere Schritte zu erwarten. Zur Vorſicht wurden zwei Legionen und ein Schützenbataillon, die bisher in Sirmium geſtanden hatten, nach Gallien dirigirt, wo ſie die Rheinlinie decken ſollten. An die Armeekorps, die Provinzen, und an die wichtigſten Städte des Reiches, (darunter auch Julians Lieblingsſtadt Athen), erließ, was er ſchon in Pannonien begonnen hatte, der junge Imperator in Geſtalt von Manifeſten verſchiedene Schreiben, in denen er in kräftiger, aber ruhiger Sprache das ſeit 337 von Seiten des Conſtantius gegen ihn und ſein Haus befolgte Verfahren ſchilderte und ſeine Erhebung zu rechtfertigen bemüht war. Nicht überall freilich blieb die Stimmung für Julian ſo günſtig, wie namentlich in Athen und Griechenland, wo man bereits von ſeinen religionspolitiſchen Abſichten unterrichtet war. Die aus Sirmium nach Gallien beſtimmten Truppen nämlich, mißvergnügt über dieſe Dislokation, ließen ſich auf dem Marſche durch Oberitalien durch den meſopotamiſchen Reiteroberſten Nigrinus zur Meuterei fortreißen, beſetzten die Feſtung Aquileja, wo die Maſſen noch für Conſtantius geſtimmt waren, und ſuchten von hier aus auch andere Striche Italiens zu gewinnen. Und General Jovinus, der mit Julians dritter Colonne ſofort gegen die Meuterer dirigirt wurde, konnte wohl Aquileja einſchließen, hatte aber bei der Belagerung keinerlei Erfolge.

Dieſe Diverſion der Conſtantianer hätte für Julian ſehr bedenklich werden können, wenn er wirklich genöthigt worden wäre, die Waffen mit Conſtantius zu kreuzen. Dazu aber ſollte es nicht mehr kommen: mit Anfang nämlich des Novembers 361 ſtand nur wieder Ein Kaiſer an der Spitze des Reiches. Obwohl Conſtantius perſönlich auch diesmal im Perſerkriege

keine erheblichen Lorbeeren zu erfechten vermochte, so hatten doch die Perser im J. 360 von allen ihren Eroberungen auf römischem Gebiet nur Bezabde am Tigris zu behaupten vermocht. Constantius hatte zu Antiochia überwintert, und im Frühling sein Hauptquartier nach Edessa verlegt. Die große persische Armee, welche Sapor wieder nach dem Tigris führte, wurde nach einiger Zeit wieder nach Hause geschickt, weil bei der seltsamen Weise dieser Asiaten der Schahinschah sich durch hindernde Zeichen erschreckt fühlte. Und Constantius, der — er stand schon im Herbst — die unerwünschte Kunde von Julians Eilmarsch nach Pannonien erhielt, wandte sich nun nach dem Abendlande, um unter eifriger Zustimmung seines Heeres den „undankbaren Empörer" anzugreifen. Gegen Ende Oktober verließ er Antiochia; aber schon zu Tarsos fing er an zu kränkeln, und zu Mopsukrene am Fuße des Tauros ergriff ihn ein hitziges Fieber mit solchem Ungestüm, daß er am 3. November 361 starb. Ob dieser Mann wirklich in seinem letzten lichten Momente es hat über sich gewinnen können, im Angesicht des Todes reuevoll den letzten Mann seines verödeten Hauses, den so lange bitter gehaßten Julian, selbst zum Kaiser designiren, mag dahin gestellt bleiben. Sicher ist wohl nur, daß man nachher amtlich der Sache eine solche Wendung gab, als trotz der Agitation der Camarilla die angesehensten Beamten und Offiziere seiner Umgebung den einzig verständigen Beschluß faßten, nun ohne Weiteres dem Julian zu huldigen; (ein Schritt, dem nachher auch Aquileja folgte). Zwei der namhaftesten Offiziere reisten sogleich nach Naissus ab, um dem neuen Augustus die große Botschaft zu bringen, die nun dem gesammten Reiche den Frieden wiedergab.

Der Zug des Kaisers Julian von Naissus nach dem Goldenen Horn gestaltete sich bei seiner großen Beliebtheit und bei den großen Erwartungen, mit denen man seiner Alleinherrschaft entgegensah, zu einem wahren Triumphzuge. Schon zu Perinth begrüßten ihn die jubelnden Massen von Constantinopel; am 11. December 361 hielt er in der Reichshauptstadt seinen glänzenden Einzug. Es war der letzte Moment ungetrübten Glückes und Glanzes für den großen Mann.

Es trat sofort zu Tage, daß mit Julians Thronbesteigung ein neuer Geist in der Hofburg zur Herrschaft gelangt war, von dessen Walten viel Gutes für das Reich zu hoffen stand. Schon die mehrjährige Verwaltung Galliens hatte gezeigt, daß Julian nicht nur die reichste Begabung für die Regierung besaß, sondern auch als ein Fürst von hohem Seelenadel gerühmt werden durfte. Seine Hingabe an die Antike und an den Neuplatonismus hatte die gute Folge gehabt, daß er mit aller Kraft „nach der Tugend" strebte und mit Erfolg dahin arbeitete, die auch diesem Constantiner angeborene Leidenschaftlichkeit, seine Leichterregbarkeit, und die schlimme Mitgabe seines wilden illyrischen Blutes zu überwältigen. Und in der That konnte nur der

leidenschaftlich erregte Fanatismus seiner späteren kirchlichen Gegner bestreiten, daß den neuen Augustus eine Reihe der edelsten Tugenden zierten, wie sie auf dem römischen Throne nur sehr selten geleuchtet haben. Seine Sittenreinheit war über jede Versuchung erhaben. Mit der größten persönlichen Einfachheit der Lebensweise und mit einer rastlosen Thätigkeit für das Wohl der Völker des Reiches verband Julian eine große Gerechtigkeitsliebe, Mäßigung und persönliche Kraft der Selbstüberwindung. Milde, Güte, Schonung — seit langen Jahren unbekannte Dinge am römischen Hofe, — und richtige Einsicht in die materiellen Bedürfnisse des Volkes, bestimmten Julians Schritte, und ließen es hoffen, daß seine Regierung von den Bürgern des großen Reiches gesegnet werden würde. Für die Armee wie für das Volk hatte es ja wenig oder gar nichts zu bedeuten, daß psychologische Beobachter in der edlen Haltung des jungen Kaisers einen reflektirten und einigermaßen studirten Charakter finden konnten. Um mit einem der feinsten modernen Beurtheiler dieser hochinteressanten Persönlichkeit zu sprechen: in seinem Enthusiasmus für die große klassische Vorwelt und für seine großen Vorbilder Alexander, Cäsar und Marc Aurel „wußte Julian allerdings beinahe in jedem Augenblicke, wessen Beispiel er folge, und indem er ihm nachahmte, glaubte er ihm gleichzukommen".

Nicht dieser Zug war es, der nachher den großartig veranlagten Fürsten in unüberwindliche Schwierigkeiten gestürzt hat; auch nicht die ungemessene Eitelkeit, die für ihn nach echter Art der Philosophen seiner Zeit eigenthümlich war, und ihn, den geistvollen und eleganten Redner und Schriftsteller nicht nur dahin trieb, bei jeder Gelegenheit durch Reden zu glänzen, sondern auch veranlaßte, in der gesuchten Einfachheit seiner äußeren Erscheinung bis zur Uebertreibung zu gehen. Zunächst jedenfalls begann seine Regierung unter günstigen Auspicien. Es erregte allgemeine Befriedigung, daß Julian, — nach Beisetzung der Asche seines Vetters in der Apostelkirche, — die entsetzlichen Frevler, welche unter Constantius so namenloses Unheil veranlaßt hatten, vor einen Staatsgerichtshof zu Chalkedon stellen ließ, der die schlimmsten dieser Unholde zu hundertmal verdienter Todesstrafe verurtheilte. Persönlich dagegen mied der Kaiser jetzt wie später jede Verfolgung solcher Männer, die sich gegen ihn oder seinen Bruder Gallus früher feindselig gezeigt hatten. Die rücksichtslose Abstellung des ausgedehnten und verschwenderischen Hofhaltes und die Entlassung der Masse der Hofdienerschaft, so hart dieser Schritt viele Einzelne traf, wirkte mit dazu, daß der sparsame Kaiser die schweren Reichssteuern um $^1/_5$ ihres Betrags herabsetzen konnte. Auch sonst wurde die treue Sorgfalt und ungeheure, rastlose Arbeitsthätigkeit des Kaisers nach verschiedenen Seiten des öffentlichen Dienstes wirksam und fühlbar.

Da war es nun der unheilvolle Gedanke, den Kampf gegen das dominirende Christenthum aufzunehmen und das sinkende Heidenthum innerlich und äußerlich wieder zu verjüngen, was Julian binnen kurzer Zeit in Schwierig-

keiten so unlöslicher Art gestürzt hat, daß sein früher Tod auf dem Felde der Ehre, der das Reich seines größten Feldherrn beraubte, für ihn wie für das Reich eigentlich als ein Glück angesehen werden mußte, — so verderblich auch diese Katastrophe unmittelbar auf die militärische Stellung des Reiches gewirkt hat. Wir zeigten oben, wie Julian dazu gekommen ist, sich innerlich immer entschiedener von der Kirche abzuwenden; wir machten auch darauf aufmerksam, welche falsche Auffassung Julian von dem Christenthum, wie von dem Heidenthum seiner Zeit gewonnen hatte. Das tragische Moment in der Geschichte dieser Regierung liegt aber darin, daß ein edler, hochgesinnter und hochbegabter Machthaber seine reiche Kraft und seinen besten Willen nutzlos in aufreibendem Kampfe für einen ungeheuren Irrthum verbraucht hat. Freilich war es der Irrthum einer genialen Natur; und auch so nur möglich, weil einerseits die Entwickelung des römischen Absolutismus seit Constantius Tode das Beispiel von Kaisern, wie namentlich Constantius, gegeben hatte, die sich den Beruf zuschrieben, die religiöse Wahrheit durch ihren Willen festzustellen und den Bürgern des Reiches aufzunöthigen, und weil andrerseits der in allen praktischen Dingen so klar verständige und findige Julian durch einen mystischen Zug geleitet wurde, der ihn an seinen Beruf glauben ließ, die Dienste der alten Götter wiederherzustellen. Zu Julians Unheil lagen alle seine Ideale in der Vergangenheit: und im Kampfe für dieselben ist es ihm gegangen, wie allen, immerhin großen, edlen, liebenswürdigen Männern der Geschichte, die es je versucht haben, gegen das Urtheil des Gottes, der in der Geschichte waltet, zu appelliren und gegen weltbewegende Mächte zu streiten, deren Sieg für nüchternere Naturen bereits als entschieden gilt.

Nicht bloß für ihn war es zu beklagen, daß ein Mann von seinem Geist und Charakter und von seiner Bildung der Kirche gänzlich entfremdet war. Indessen, selbst wenn Julian einmal entschlossen war, zu den alten Altären zurückzukehren: ein so vollendeter Verstandesmensch wie einst Constantin würde wahrscheinlich sich mit der Politik begnügt haben, wie sie nach Julians Untergang ein persönlich sehr eifriger Homousianer, der Kaiser Valentinian I., mit gutem Erfolge zum Heile des Reiches eingeschlagen hat, nämlich mit der Proklamirung und strengen Durchführung allgemeiner Religionsfreiheit und strenger Parität für alle Kulte und Konfessionen. Es ist nun eben Julians Verderben geworden, daß er weiter zu gehen gewagt hat.

Julian war in Vienna am 6. Januar 361 zum letzten Male in der Kirche gesehen worden. Nun aber warf er die lästige Maske ab und erklärte sich wieder offen für die alten Kulte, gebot aller Orten die Tempel wieder zu öffnen, verfallene herzustellen und zerstörte neu zu erbauen, auch die Opfer nach der alten Sitte zu feiern. Während solche Verfügungen in Provinzen, wie Griechenland, wo die alten Kulte noch entschieden fest wurzelten, mit enthusiastischem Jubel begrüßt wurden; während Julian persönlich als Pontifex Maximus anfing, die priesterlichen Pflichten dieser Stel-

lung mit gläubiger Inbrunst und peinlicher Gewissenhaftigkeit auszuüben, und sich mit äußerster Vorliebe in dem Kreise seiner neuplatonischen Vertrauten bewegte, wurde gleichzeitig nach Seite des Christenthums die vollkommenste Freiheit für alle Glaubensrichtungen und Kulte verkündigt. Und nun war es die Schuld der Christen, daß zunächst diese Maßregel unter ihnen die wildeste Verwirrung anrichtete. Sobald der Druck weggefallen war, den bislang Kaiser Constantius auf die Kirche ausgeübt hatte, fiel die durch diesen erzwungene Glaubenseinheit jäh auseinander. Die abendländischen Synoden sagten sich möglichst energisch von dem Symbol von Rimini los, erklärten das alte Symbol von Nikäa als das einzig wahre. Dasselbe geschah mehrfach im Orient, wo daneben die Homöusianer wieder auf ihr Symbol von Seleukia zurückgriffen, und die Anomöer nicht minder streng ihr Bekenntniß verfochten. Die wildesten Auftritte aber zerrütteten viele Gemeinden, als auch die durch Constantius vertriebenen Bischöfe und Priester nach ihren früheren Sitzen zurückkehrten. Hatte aber Julian, vor dessen Augen in der Hofburg eine Anzahl der Vertreter der verschiedenen Parteien auf das Heftigste an einander geriethen, etwa gehofft, für seine Pläne aus solcher Zerklüftung Vortheil zu ziehen, so hatte er sich schwer getäuscht. Denn in dem grimmigsten Hasse gegen den „Apostaten" fanden sich alle Konfessionen zusammen, als nun die gegen die Stellung der Kirche gerichteten Pläne des Kaisers zu Tage traten.

Julian war viel zu klug, und auch zu human, um eine Verfolgung gegen die Christen als solche einleiten zu wollen; kein Christ sollte wegen seines Glaubens beschimpft, bedrückt, geplagt werden; er wollte keine Märtyrer sich gegenüber sehen. Aber darum waren die beiden Hauptschläge nicht minder empfindlich, die er gegen die Kirche führte. Zuerst nämlich verfügte er — hart und drückend genug, daß alle städtischen Güter, welche seit Constantin den christlichen Gemeinden geschenkt waren, den Städten zurückgegeben, Tempel und Tempelgüter wieder herausgegeben, die geistliche Gerichtsbarkeit, das Recht der Kirche, Erbschaften zu empfangen, die Immunität der Geistlichkeit von der Gewerbesteuer und den lästigen municipalen Aemtern aber aufhören sollten.

Ungleich gefährlicher noch für die Kirche war die zweite Verfügung (29. Juli 362), durch welche den Christen verboten wurde, die Stellen von Rhetoren und Grammatikern zu bekleiden. War seit Alters innerhalb der christlichen Gemeinde die Richtung stark verbreitet gewesen, welche die Schöpfungen der Heidenwelt streng genommen als Teufelswerke ansah, so lag es jetzt Julian nahe genug, mit Spott darauf hinzuweisen, daß bei solcher Sinnesweise die Christen unmöglich als Lehrer ihre Schüler mit Schriftstellern bekannt machen dürften, die sie als gottlos verdammten. Aber thatsächlich stand die Sache doch erheblich anders. Einerseits hatten bei dem Verfall des alten Heidenglaubens in den gebildeten Klassen die Werke der Alten, selbst Homer und Hesiod kaum ausgenommen, längst aufgehört, als religiöse Urkunden zu gelten.

Andrerseits aber war die alte schroffe christliche Auffassung nach dieser Seite längst im Schwinden. Nicht nur die Masse der Söhne aus christlichen Familien schöpften ihre wissenschaftliche Bildung aus dem Studium der Alten; auch die Führer der Kirche waren mit ihnen vollständig vertraut, schon um aus diesem Material die Waffen zu ihrer Polemik gegen das Heidenthum zu holen. Aber natürlich war es christlichen Eltern sehr wichtig, ihre Kinder nur unter der Leitung von christlichen Gelehrten diese Studien betreiben zu sehen; denn sie galten ihnen keineswegs als ungefährlich. Es war wohlbekannt, wie oft namentlich das fast noch ganz heidnische Athen die Anhänglichkeit junger Männer an das Christenthum wieder erschüttert hatte. Andrerseits war die christliche Auslegung der Alten wiederholt zu einer scharfen Waffe gegen die antiken Kulte gemacht worden. Julians Plan war also darauf berechnet, die Christen, soweit es auf diesem Wege überhaupt möglich, von aller Weltbildung der Zeit auszuschließen, oder aber sie zu nöthigen, zu deren Gewinnung sich gänzlich dem Einflusse der heidnischen Gelehrten und Rhetoren niederer wie höherer Ordnung zu unterwerfen.

Parallel nun mit diesen großen taktischen Mitteln in dem neuen Feldzuge gegen die Kirche ging die Arbeit, das Heidenthum neu zu beleben. Auch hier ging der Kaiser in verschiedenartiger Weise vor. Einerseits versuchte er es, das bunte Mosaik der alten Kulte und Priesterthümer bis zu einem gewissen Grade einheitlich zu organisiren. So sehr aber stand er selbst unter dem imposanten Eindrucke der christlichen Welt, daß er hierbei und bei allen übrigen positiven Schöpfungen, durch welche der sinkenden Antike ein neuer geistlicher Halt verliehen werden sollte, nicht mehr umhin konnte, zu Mitteln zu greifen, welche den alten Religionen fremd und der christlichen Kirche entlehnt waren. Der letzteren nämlich suchte er eine neue, in dem kaiserlichen Pontifex Maximus gipfelnde, Hierarchie gegenüberzustellen, derart daß an der Spitze jeder Provinz ein Oberpriester stand, welchem alle geistlichen Kollegien derselben und die übrigen Priester untergeordnet waren. Weiter aber sollte das gute Beispiel des Christenthums den alten Kulten nicht länger verloren sein. Wie der Kaiser persönlich dahin strebte, durch seine unleugbar ausgezeichnete sittliche und erhabene Haltung zu beweisen, daß auch die alte Weltanschauung eine großartige Tugendübung möglich mache, so sollten nun auch die Priester seiner Tempel in allen Stücken den unbestritten achtungswerthen Wandel der christlichen Geistlichkeit nachahmen. Mehr noch, sie sollten selbst sich der Askese befleißigen und der Seelsorge annehmen. In den Tempeln wurden — eine völlig unerhörte Neuerung — Kanzeln eingerichtet, und die neuplatonischen Philosophen veranlaßt, einerseits ihre Ethik, andrerseits ihre Art der antiken Religionsauffassung zu predigen. Endlich aber sollte unter starker Beihilfe öffentlicher Mittel auch die christliche Mildthätigkeit von Seiten der heidnischen Welt fortan nachgeahmt werden.

Mit solchen Mitteln also hoffte Julian der weiteren Ausbreitung des Christenthums begegnen und den sinkenden „Hellenismus" wieder zu seiner

alten Machtstellung zurückführen zu können. Er mußte aber schnell genug erkennen, daß er nach allen Seiten hin hoffnungslose Aufgaben übernommen hatte. Bis zu einem gewissen Grade freilich schien er Erfolge haben zu sollen. Wohl jauchzte ein großer Theil der Heidenwelt ihm bei seinen Dekreten gegen das Christenthum zu. Und unter den Christen selbst gab es immerhin nicht wenige innerlich haltlose Leute, die der veränderten Windrichtung folgten und theils dem Spott, theils den Mitteln der Verführung nachgaben, die Julian namentlich in der Armee und in der Büreaukratie anwandte, um möglichst Viele wieder für die alten Kulte zu gewinnen. Aber weit reichten diese Erfolge doch nicht. Es fehlte schon unter den hochstehenden Laien nirgends an charaktervollen Männern, die, wie in der Armee der spätere Kaiser, damals Oberst Valentinian, der Ungnade des Kaisers kaltblütig Trotz boten, oder wie der alte Professor Proäresios in Athen die Ausnahme nicht annahmen, die Julian zu ihren Gunsten von dem Unterrichtsgesetz gemacht wissen wollte. Der geistig entscheidende Theil aber der verhaßten „Galiläer", wie Julian die Christen verächtlich nannte, nahm den Kampf mit ungeheurer Energie auf. Der junge Kaiser hatte noch keine Ahnung gehabt von der religiösen Gluth, der zähen Glaubenskraft, der stürmischen Begeisterung, die trotz der schnellen Ausartung der Kirche unter den dogmatischen Streitigkeiten im Inneren der Gemeinden lebte, und sah sich nun mit einem Male einer geschlossenen Phalanx von leidenschaftlichen Gegnern gegenüber. Alle kirchlichen Parteien hatten wieder ihre Einheit gefunden in dem gemeinsamen Gegensatze gegen die versuchte Restauration. Mit erstaunlicher Rührigkeit suchte man die Wirkungen des Unterrichtsgesetzes zu schwächen, indem man, um die christliche Jugend nicht in die Hände heidnischer Gelehrten geben zu müssen, sich anschickte, eine christliche schöne Litteratur nach den Mustern der Antike zu improvisiren. Leider aber trieb die kampflustige und inbrünstige Begeisterung, der Zorn und die Erbitterung über die feindselige Stellung des Kaisers zu der Kirche nicht wenige ihrer Vertreter in ihrer Polemik gegen Julian weit hinaus über jedes irgend zu rechtfertigende Maß. Das in den konfessionellen Kämpfen großgezogene wilde Ungestum kehrte sich in Schriften und, — da die Christen volle Freiheit des Kultus behalten hatten, — in glühenden Kanzelreden mit brausender Leidenschaft, oft unter wilden und fanatischen Schmähungen gegen Julian. Aus dieser Litteratur stammt das schmähliche Zerrbild, welches in älterer Zeit wiederholt von diesem Kaiser entworfen worden ist.

Während nun Julian gegenüber dieser zähen und thatkräftigen Opposition in Wahrheit keinen Schritt vorwärts zu kommen vermochte, ließ ihn die ungeheure Masse der heidnischen Laien und Priester vollständig im Stiche. Es zeigte sich bald, wie gewaltig der Kaiser in der Auffassung der wirklichen Verhältnisse auch nach dieser Seite sich getäuscht hatte. Nicht daß es auch auf dieser Seite an fanatischen Naturen gefehlt hätte. Aber die Masse der gebildeten Anhänger der alten Kulte verhielt sich schon lange dem Christen-

thum gegenüber mit einer gewissen vornehm ironischen Indolenz oder Indifferenz. Weder bei diesen, noch bei der Masse der von ihren Tempelpfründen bequem lebenden Priester war irgend welche Neigung vorhanden zu einem energischen Kampfe gegen die Kirche. In schlaffer Behaglichkeit war man ganz zufrieden, wenn Julian diesen Kampf ausfechten wollte und konnte; aber von Opferwilligkeit, von frischer Begeisterung, von irgend welcher Neigung, sich auf die lästigen und unbequemen Neuerungen des Kaisers einzulassen, war so wenig die Rede, daß man eher die peinliche Superstition, die Neigung zur Verwendung massenhafter Opferthiere, und den exakten Ritualismus belächelte, mit welchem der fürstliche Pontifex sein Amt wahrnahm. Dabei verstand es sich von selbst, daß der Versuch vollkommen hinfällig war, den unteren Schichten mit ihrem alten Götterglauben die neuplatonisch umgewandelte alte Religion als neuen lebendigen Glauben einzuflößen. Einstweilen hielten nur die reichen Mittel, welche der Kaiser auf Herstellung der alten Kulte und Tempel verwenden konnte, den Schein einigen Erfolges aufrecht. Und wohl nur wenige selbst der neuplatonischen Hofphilosophen des Kaisers mochten überzeugt sein, daß ihre Sache noch eine Zukunft habe.

Es war bald genug unschwer vorauszusehen, daß Julians unglückselige selbst gewählte Lebensaufgabe mit einer großartigen Niederlage abschließen werde. Aber damit wäre, wenn der unglückliche Idealist lange Zeit zu weiteren Anstrengungen behalten hätte, die Sache schwerlich zu Ende gewesen. Dank seiner mächtigen Willenskraft und Selbstbeherrschung wollte der Kaiser mit aller Energie darauf halten, daß der nun entzündete Kampf nicht zu einer Verfolgung der Christen sich gestalte. Mit Feuer warf er sich persönlich darauf, die Kirche und das Christenthum, — dem gegenüber er auch wieder die Juden zu begünstigen begann, litterarisch zu bekämpfen. Persönlich ist er, namentlich als er seit Mitte des Jahres 362 den syrischen Orient erreicht hatte, den schroffsten Angriffen einzelner Bischöfe gegenüber gelassen geblieben. Aber der absolute Selbstherrscher des Reiches konnte doch nicht hindern, daß an vielen Stellen der wild entbrannte Hader zu schrecklichen Scenen führte. Der Uebereifer mancher Beamten, die nicht alle so taktvoll, gemäßigt und tolerant sich hielten, wie der neuplatonische Oberpontifex von Lydien, Chrysanthios, und die Ausbrüche der Volkswuth gegen einzelne verhaßte christliche Persönlichkeiten waren sicherlich immer schwerer im Zaume zu halten. Und noch weniger der alte ungestüme Märtyrermuth, mit welchem einzelne Christen Gewaltthaten verübten, namentlich Tempel, die wieder geöffnet werden sollten, in Brand steckten, und die heidnischen Massen zu blutiger Rache geradezu herausforderten. Unter manchen Schreckensscenen solcher Art, wie sie die glühende Temperatur dieser Tage erzeugte, trug wieder Alexandria den Preis davon. Hier hatte der arianische Bischof Georg, ein auch sonst übel berufener Mann, die heidnischen Elemente schwer gereizt. Ein alter unter Kaiser Constantius II. der Kirche geschenkter Tempel des Mithras hätte nach Julians Edikt den Heiden zurückgestellt werden

sollen. Nun aber hatte der Bischof gerade diesen Platz zu einer neuen Kirche bestimmt; er holte aus dem Allerheiligsten Skelette und Schädel hervor, altes Handwerkszeug der Mithrasprieſter, erklärte ſie für Ueberreſte von Menſchenopfern, und die chriſtlichen Haufen trugen ſie ſpottend durch die Gaſſen. Da brachen die Heiden (im Sommer 362) los; des Biſchofs Freund, der als wüſter Frevler verrufene General Artemius, war nicht lange zuvor nach Antiochia zu Julian berufen und ſeiner Verbrechen halber hingerichtet worden; ſo war des Biſchofs letzte Stütze gefallen. Es kam zu ſchlimmen Gewaltthaten und Biſchof Georg wurde von den Wüthenden in ſchauderhafter Weiſe ermordet. Julian konnte nur ſchwer gegenüber ſolchen Epiſoden zu nachdrücklicher Strafe ſich entſchließen. Er ſelbſt wehrte ſonſt immer ab, Märtyrer zu machen, hielt ſich auch perſönlich noch immer reſervirt; nur daß der nach Georgs Tode aus der Verbannung nach Alexandria heimgekehrte Athanaſius, der ſofort wieder als Biſchof antrat und viele Heiden für das Chriſtenthum gewann, auf ſeinen Befehl die ägyptiſche Hauptſtadt wieder verlaſſen mußte. Allein, es iſt gar nicht abzuſehen, wie lange bei dieſem inneren, täglich erbitterter ſich geſtaltenden Streite Julians Selbſtbeherrſchung ſeine natürliche Leidenſchaftlichkeit wirkſam im Zaume zu halten vermocht hätte. Und noch weniger, welche tiefen Erſchütterungen das Reich hätten bedrohen mögen, wenn der Kaiſer endlich zu wirklichen Gewaltthaten ſich hätte drängen laſſen. Die einſichtigſten Freunde des jungen Herrſchers mochten es daher wohl als ein Glück betrachten, daß er ſchon ein anderes Ziel zu neuer und glänzender Entfaltung ſeiner Heldenkraft ſich gewählt hatte: den Perſerkrieg.

Der kluge Schahinſchah Sapor hatte mit Schrecken vernommen, daß an die Stelle des wenig furchtbaren Conſtantius der gefürchtete Sieger von Straßburg in das Kaiſerſchloß am Bosporus eingezogen war. Er hatte in der That Grund zu ſchwerer Beſorgniß. Denn Held Julian war von Anfang an höchſt entſchieden gewillt, die durch ſeinen Vorgänger vielfach kompromittirte römiſche Waffenehre am Tigris gründlich herzuſtellen und als ein neuer Alexander die alte Siegesbahn des großen Makedonen, Trajans und des Septimius Severus wieder aufzuſuchen. Ob und wieweit der Perſer es wirklich verſucht hat, den drohenden Gewaltſtoß durch billige Friedensvorſchläge abzuwehren; ob Julian wirklich alle ſolche Vorſchläge kurz und bündig abgewieſen hat, iſt nicht ſicher zu ermitteln. Sicher aber, daß der junge Kaiſer etwa in der zweiten Hälfte des Mai 362 von Conſtantinopel nach Aſien aufbrach und im Juli Antiochia erreichte, wo nun ernſthafte Vorbereitungen zu der perſiſchen Expedition getroffen wurden. Der längere Aufenthalt in dieſer Großſtadt, wohin er auch den atheniſchen Profeſſor Himerios als ſeinen Sekretär zu ſich berief, bereitete dem Kaiſer beinahe nur höchſt verdrießliche Eindrücke. Eine ſchlechte Ernte veranlaßte einen großen Nothſtand, den Julian vergeblich zu lindern bemüht war; er vergriff ſich in ſeinem Eifer zuletzt ſogar ſo ſehr, daß er es mit dem verfehlten Syſtem verſuchte, durch beſtimmte Taxen die Lebensmittelpreiſe reguliren zu wollen.

Dazu erschien Julian in seiner asketischen und in der äußeren Erscheinung vernachlässigten Haltung den üppigen und zugleich bissigen und spottlustigen Antiochenern als komische Person. Der Kaiser dagegen war empört über die religiösen Zustände, die er traf. Nicht nur daß unter den 200,000 Einwohnern der großen syrischen Metropole wohl mehr als die Hälfte bereits der Kirche angehörten, so verletzte ihn noch mehr die grade hier in drastischer Weise ihm begegnende Gleichgültigkeit der massenhaften Heiden gegen ihren eigenen Kultus. Als endlich am 22. Oktober der große, durch Julian prachtvoll restaurirte Tempel des Apollo in der schönen Gartenvorstadt Daphne abbrannte, erreichte des Kaisers Zorn einen sehr hohen Grad. Er bezweifelte nicht, daß die Feuersbrunst böslicherweise durch die Christen veranlaßt sei, und ließ nun, auch abgesehen von strengen Untersuchungen, als Gegenstoß die Kathedrale der Stadt schließen. Um so mehr sehnte er sich, obwohl an sich es mit dem mesopotamischen Feldzuge nicht gerade eilte, aus der ihm widerwärtigen Stadt heraus; um so mehr drängte es ihn, aus dem unheilvollen Wirrwarr heraus, in den ihn seine Restaurationsversuche gestürzt hatten, wieder in frische Luft und auf ein Terrain zu kommen, wo er wieder wie früher am Rheine seine gewaltige Heldenkraft in einem Kampfe für die Ehre und die Sicherheit des Reiches zur Geltung bringen konnte. Die Rüstungen waren vollendet, gothische Auxiliaren in großer Menge angeworben, auch die Hilfe des armenischen Hofes in Anspruch genommen, die Truppen der Feldarmee bereits über den Eufrat vorgeschoben. Da brach auch Julian am 5. März 363 von Antiochia auf, um sich in das Lager zu begeben. Und nun entfaltete er in der That wieder eine Verbindung von umfassender Vorsorge, von Klugheit und genialer Verwegenheit, von strategischer Kunst und persönlicher Tapferkeit, und eine Gabe, die Truppen zu begeistern, die ihn für dieses Jahrhundert zu einer fast einzigen Erscheinung unter den großen römischen Heerführern gemacht hat.

Julian hatte etwa 100,000 Mann aufgeboten. Um die Perser zu täuschen und sie glauben zu machen, daß er gesinnt sei, durch das nördlichste Mesopotamien nach der Tigrislinie vorzudringen, entsandte er eine Heersäule von 30,000 Mann unter den Generalen Prokopius und Sebastianus in dieser Richtung. Diese sollten womöglich, mit den Armeniern vereint, nach dem südlichsten Theile Mediens vorstoßen, dann aber am unteren Tigris mit ihm zusammentreffen. Er selbst wandte sich wider Erwarten der Perser mit 65,000 Mann nach der Eufratlinie. Am 1. April 363 erreichte er die Grenzfestung Circesium. Am 5. April überschritt er den Grenzfluß Chaboras. Nun ging es mit dem altgewohnten Ungestüm vorwärts. Die Armee folgte dem linken Ufer des prächtigen Stromes, auf dessen Gewässern eine Flotte von 1100 Schiffen schwamm. Tausend derselben führten Proviant und Kriegsbedarf; die übrigen waren bewaffnet, und konnten im Nothfalle zur Anlegung von Schiffbrücken verwendet werden. Rasch fielen verschiedene Castelle und verschanzte Städte, welche den persischen Theil der Stromlinie schützten, in

seine Hand. Die große und stark befestigte Stadt Pirisabora wurde nach nur eintägiger Bestürmung durch die furchtbaren Angriffswaffen der römischen Ingenieurkunst zu Fall gebracht; auch ihre Citadelle mußte nach zweitägiger Vertheidigung kapituliren. Die Waffen des jungen Helden schienen gefeit zu sein. Die außerordentlichen Hindernisse, welche damals das reich entwickelte Kanalsystem und die Sumpfstriche der Landschaften im südlichen Mesopotamien, oder richtiger im nördlichen Babylonien dem Vordringen der Römer entgegenstellten, wurden alle glücklich überwunden. Auch die gewaltige Festung Maogamalcha, nur noch zwei oder drei Meilen von der persischen Residenz entfernt, deren Vertheidiger zum entschlossensten Widerstande sich stellten, wurde in der Nacht, die dem zweiten Tage der Belagerung folgte, unter Benutzung eines glücklich geführten Minenganges mit Sturm genommen und gänzlich zerstört. Julian und der ausgezeichnete gothische General Nevitta hatten den Angriff persönlich geleitet. Nun konnte die Armee ohne Weiteres bis in die Nähe der Ruinen von Seleukia und der auf dem rechten Ufer des Tigris belegenen Vorstadt von Ktesiphon, Koche genannt, vorrücken, und nach Eroberung der Festung Sabatha die Ueberschreitung des gewaltigen Stromes vorbereiten.

Um das aber ausführen zu können, ließ der Kaiser einen vom Eufrat zum Tigris führenden Kanal, den einst Trajan angelegt, die Perser aber gestopft hatten, wieder schiffbar machen. Als auch das mit überraschender Schnelligkeit vollendet war, segelte die Römerflotte nach dem Tigris. Nun aber fand Julian die persische Armee auf dem hohen linken Ufer des breiten und reißenden Stromes in höchst günstiger Stellung verschanzt. Trotzdem wagte er in der nächsten günstigen Nacht den Uebergang. Vergeblich schossen ihm die Perser die fünf ersten Schiffe in Brand. Sie vermochten die Römer nicht an der Ueberschreitung des mächtigen Stromes zu hindern, und als erst die Sturmkolonnen Julians die Uferhöhen erstiegen hatten, begann um Mitternacht die mörderische Hauptschlacht, die am Mittag des folgenden Tages mit der vollständigen Niederlage der iranischen Schaaren endigte, welche unter dem wüthenden Nachdrängen der Gothen in wildester Flucht nach Ktesiphon retirirten (wie man berechnet hat am 27. Mai 363).

Julians Glück und Kriegsruhm hatte seine Sonnenhöhe erreicht. König Sapor war dermaßen erschüttert, daß er sich zu großen Opfern entschloß und durch den im feindlichen Lager befindlichen Prinzen Hormisdas (S. 726) Frieden zu gewinnen suchte. Es sollte Julian persönlich und den Römern zu schwerem Unheil gedeihen, daß der junge Held diese glänzenden Chancen zurückwies. Zu seinem Schaden trugen es diesmal bei ihm die Alexanderträume davon über die Gebote der Staatsraison und über die alte Erfahrungsweisheit der römischen soldatischen Tradition, die ein Vordringen über den Rayon von Ktesiphon hinaus für durchaus unräthlich erklärte.

Es galt also, den Marsch in das Innere des iranischen Reiches fortzusetzen. Nun hatte Julian, so streng er die Disciplin hielt, so schwer er

Feigheit und Nachläſſigkeit ſtrafte, die ganze Begeiſterung und zähe Anhänglichkeit der Soldaten erweckt durch ſtaunenswerthe perſönliche Tapferkeit, durch die rückſichtsloſe Preisgebung ſeiner Perſon, durch die Theilnahme an allen Mühen und Strapazen, wie durch die größte perſönliche Selbſtloſigkeit bei Vertheilung der Beute. So konnte er es denn freilich wagen, die Proviantflotte zu verbrennen, die er den Perſern in Kteſiphon nicht überlaſſen mochte. Ein Corps zu ihrem Schutze am Tigris zurückzulaſſen, war aber unthunlich, weil die Colonne der Generale Prokop und Sebaſtian, theils wegen deren Uneinigkeit, theils durch Schuld der Armenier, nicht eingetroffen war.

So wurde alſo der verhängnißvolle Weitermarſch nach dem inneren Iran angetreten, vermuthlich in nordöſtlicher Richtung auf Ekbatana gewendet. Bald aber zeigten ſich ſehr erhebliche Schwierigkeiten. Die entſetzliche Junihitze dieſer Gegend wirkte auf die Truppen, namentlich auf die deutſchen Abtheilungen, höchſt verderblich. Die greuliche Inſektenplage dieſer Landſchaften wurde unerträglich. Und nun fing nur zu ſchnell es an Proviant zu mangeln an. Denn ſo fruchtbar das Land war: die perſiſchen Truppen, die zwar nirgends ernſtlich Stand hielten, aber doch durch ihre Reiterſchwärme ſehr läſtig wurden, hatten, durch den grimmigen Römerhaß des Volkes unterſtützt, mit rückſichtsloſer Energie überall das Land verwüſtet, alle Dörfer niedergebrannt, überall die Vorräthe und die Ernte auf den Feldern zerſtört. Schon nach vierzehn Tagen erkannte Julian, daß er umkehren müſſe. Die Noth, die allen Alexanderträumen ein Ende machte, gab ihm, der auch unter ſo ſchwierigen Umſtänden durch die treueſte Kameradſchaft und eifrigſte Sorgfalt die Liebe und Ausdauer der Soldaten zu erhalten verſtand, die volle Klarheit des Entſchluſſes wieder. Es galt, ſofort nach Nordweſten abzuſchwenken und die Richtung nach dem Hochlande von Corduene zu gewinnen. Mit Xenophontiſcher Energie und Geſchicklichkeit wurde dieſer Zug geleitet. Bald aber zeigte es ſich, daß eine große perſiſche Armee unter dem Fürſten Merenes darauf ausging, den Römern den Marſch nach dem obern Tigris abzuſchneiden. Es kam zu hitzigen Gefechten; aber weder die Maſſen der aſiatiſchen Eiſenreiter und ihr Pfeilhagel, noch die perſiſche Eleſanterie vermochte des Ungeſtüms der Römer Meiſter zu werden. Julians Rückzug ſchien trotz aller Opfer, welche dieſe Kämpfe koſteten, wirklich gelingen zu ſollen; dann hinderte ihn nichts, im nächſten Jahre auf Grund der gemachten Erfahrungen einen neuen, glücklicheren Feldzug gegen das Reich der Saſaniden zu eröffnen.

Da geſchah es, daß in der Morgenfrühe des 26. Juni 363 Julian der Hitze halber ohne Panzer ſeinen Vortrab inſpicirte, während die Perſer unter ſteten „Neckereien“ ſeinen Marſch begleiteten. Mit einem Male entwickelte ſich in der Nähe von Samarra neben leichten Angriffen auf Vorhut und Nachhut ein ſtärkerer Stoß perſiſcher Eiſenreiter und Eleſanten gegen die Mitte ſeiner linken Marſchkolonne. Mit Glück wirft der Kaiſer den Angriff zurück, leitet aber nun — des fehlenden Panzers uneingedenk — die

Verfolgung mit heißem Ungestüm. Da plötzlich trifft ihn einer der furchtbaren Perserpfeile, welche die fliehenden Reiter so kunstvoll zu schießen wußten, und verwundete ihn tödtlich in der Seite. Nun entbrannte freilich eine große, mörderische Schlacht, in welcher die Perser ihre Generale Merenes und Nahodares, fünfzig Satrapen und viel Kriegsvolk, die siegreichen Römer namentlich den Staatskanzler Anatolius verloren. Aber alle Siegesfreude schwieg, als man nun hörte, daß um Mitternacht nach dieser heißen Blutarbeit der wunde kaiserliche Held aus den Reihen der Lebenden geschieden war. Der Niedergang der römischen Macht und Größe folgte unmittelbar auf den jähen Tod des letzten Constantiners.

Zweites Kapitel.

Die Pannonische Dynastie.

Als die erste Nachricht von Julians Tode nach den Provinzen des Orients gelangte, ertönte weithin das Sieges- und Triumphgeschrei der christlichen Welt, die sich mit Einem Male wieder aus der unbequemen und drückenden Lage der letzten 18 Monate befreit sah. Und es fehlte nicht an Scenen tumultuarischer Reaktion gegen die durch die kurze Gunst der kaiserlichen Gnade gehobenen Anhänger der alten Weltanschauung. Unter den Heiden dagegen war die Bestürzung und die Verzagtheit groß, und mehr als ein denkender und scharfblickender Mann unter ihnen war nicht mehr im Zweifel, daß den neuen Schöpfungen des todten Julian, die jetzt überall von selbst wieder zusammenfielen, der gänzliche Niedergang der alten Götterwelt in einer nicht mehr gar fernen Zeit folgen werde. Bald aber kamen weitere Botschaften vom Kriegsschauplatze, deren schmachvoller Charakter aller Welt noch einmal zum Entsetzen deutlich zeigte, wie viel das Reich mit dem letzten Helden aus des alten Chlorus Hause verloren hatte.

Gleich am 27. Juni war in dem assyrischen Heerlager die Versammlung der Offiziere zusammengetreten, um dem Reiche nach dem Aussterben des Hauses der Constantiner ein neues Haupt zu geben. Zu allem Unheil lehnte Julians Freund, der allgemein geachtete Präfekt Sallustius Secundus, wegen seines Alters und seiner Kränklichkeit die Krone ab. Und nun fiel die höchst übereilte Wahl auf den Obersten Jovianus. Der Sohn eines hochgeachteten Heerführers, des Grafen Varronian, für seine Person bisher der Chef einer der angesehensten Abtheilungen in der neuen Kaisergarde, war Flavius Claudius Jovianus (geb. 331) in diesem verhängnißvollen Augenblick sehr wesentlich durch die Verdienste seines Vaters gehoben. Er selber war ein stattlicher Mann, von imposanter kriegerischer Erscheinung, aber leider nicht sehr viel mehr, — jedenfalls durchaus nicht der Mann, um die schwierige Lage zu beherrschen, in welcher die Armee zur Zeit sich be-

ſand. Freundlich, liebenswürdig und wohlwollend; ein Freund eines guten Trunkes und der Frauen; ein guter Kamerad und in ſeinen Kreiſen als ein Ehrenmann bekannt, ſo ſollte dieſer neue Auguſtus jetzt zunächſt das Heer aus der perſiſchen Klemme in Sicherheit führen. Und gleich hier ſcheiterte Jovianus in einer Weiſe, die unter ſeinem Vorgänger undenkbar geweſen wäre.

Es verſtand ſich von ſelbſt, daß der Marſch ſogleich fortgeſetzt wurde. Nachdem man noch einmal mit den Perſern geſchlagen hatte, ging es unter beſtändiger Beläſtigung durch die Aſiaten allerdings rüſtig vorwärts. Der Tigris wurde bei Schloß Sumera erreicht; aber bei Dura verlor der neue Kaiſer mehrere koſtbare Tage mit erfolgloſen Verſuchen, den Strom zu überſchreiten. Bei der unſichern Leitung wurden die Truppen bereits da und dort meuteriſch. Schlimmer war es, daß ein römiſcher Ueberläufer, ein perſönlicher Feind des Jovianus, den Schahinſchah über die ſehr untergeordneten Fähigkeiten des neuen Kaiſers unterrichtet hatte. Darauf baute Sapor den Plan, da er der römiſchen Armee mit Gewalt nicht Meiſter zu werden vermochte, durch Liſt dem Jovianus einen für Perſien günſtigen Frieden abzugewinnen.

In dem römiſchen Lager erſchienen mehrere hochſtehende Perſer, um Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Jovian, der einerſeits nicht das Zeug hatte, um der furchtbaren Beſchwerden der Lage Herr zu werden; der nicht das Feuer Julians hatte, welcher vielleicht einfach durch unaufhörliches raſches Vorgehen binnen Kurzem ſich der größten Gefahr würde entzogen haben; der andrerſeits in ſehr egoiſtiſcher Sinnesweiſe nur daran dachte möglichſt bald mit möglichſt vielen unvernutzten Truppen das römiſche Reich zu erreichen, um der Gefahr einer (namentlich von dem mit Julian verwandten General Prokopius gefürchteten) Uſurpation zu begegnen, ließ ſich wirklich durch die Perſer umgarnen, zumal es ihm auch an diplomatiſcher Begabung mangelte. Er ließ ſich thörichterweiſe noch weitere vier Tage lang feſthalten, ſo daß die Noth und die Verdroſſenheit der Soldaten ſich immer fühlbarer ſteigerte. Und unter ſolchen Umſtänden kam 16 Tage nach Julians Tode der über alle Maßen ſchimpfliche Friede auf 30 Jahre zu Stande, durch welchen Held Jovianus nicht nur die Eroberungen Diokletians (S. 631), ſondern auch einen großen Theil des römiſchen Meſopotamiens mit 16 Feſtungen, mit Singara und mit der Heldenſtadt Niſibis an die Perſer abtrat, und Armenien den Perſern preisgab.

Dafür erhielten dann die Römer von dem Schahinſchah freien Abzug aus ſeinem Lande, Proviant, und Mittel zur bequemeren Ueberſchreitung des Tigris. Auch diesſeits dieſes Stromes, in den meſopotamiſchen Steppen, hatte man auf dem Marſche, der zuerſt nach dem Rayon der Oaſenſtadt Atra, dann nach Ur, endlich nach Thilſaphata führte, noch viel durch Proviantnoth auszuſtehen; endlich war aber auch das überſtanden, und nun drückten andere Nöthe auf Jovianus. Freilich fand man an letzterem Platze

die Armee des Generals Prokopius, der natürlich sofort huldigte, und den Auftrag erhielt, Julians Asche nach Tarsos zu führen. Freilich konnte der neue Kaiser jetzt nach allen Theilen des Reiches vertraute Offiziere schicken, um sich überall durch passende Anstellungen die Herrschaft zu sichern, die nach dem Aussterben der alten stolzen Dynastie der Constantiner ja nur durch eine höchst zweifelhafte Wahl in die Hände eines bisher fast unbekannten Offiziers gefallen war. Aber es war für Jovian jetzt doch ganz entsetzlich hart, von dem persischen Commissar Bineses gedrängt, den schmachvollen Frieden selbst vollziehen zu müssen. Der Kaiser war nicht aus dem Holze jener alten Stimmführer des Senats gemacht, die einst mit ebensogroßer Rücksichtslosigkeit wie Perfidie die Samniten um den Gewinn der Caudinischen Katastrophe zu bringen verstanden. Er widerstand dem Jammer und den Bitten der Helden von Nisibis, die im Nothfalle bereit waren, den Kampf gegen die persischen Schwadronen allein auf sich zu nehmen. Die Bürger der treuen Stadt mußten bei Todesstrafe binnen drei Tagen ihre Stadt räumen; sie sind dann nach Amida übergesiedelt.

Eine glücklichere Hand zeigte der Kaiser in Behandlung der Religionspolitik. Er war Christ und zwar eifriger Homousianer. Als Christ gab er sofort den Kirchen und dem Klerus, den Wittwen und den „heiligen Jungfrauen" Alles zurück, was ihnen früher Constantius bewilligt, Julian wieder zurückgezogen hatte. Dann aber entschied sich Jovian für die allein richtige Politik in dieser wild aufgeregten Zeit, nämlich für vollständige Religionsfreiheit, im Sinne des alten Constantinischen Ediktes von Mailand. Mit Ausnahme der mit Recht verrufenen „magischen Opfer" sollten die Heiden ihre Kulte ungestört ausüben können; auch die neuplatonischen Philosophen aus Julians Umgebung, die nach des Kaisers Rückkehr nach Antiochia kaum ihres Lebens sicher waren, fanden an seinem Hofe Schutz. Innerhalb der Kirche wollte der Kaiser ebenfalls Frieden und gegenseitige Duldung hergestellt sehen. Aber es ist fraglich, ob er gerade im Stande gewesen sein würde, nach dieser Seite bei seinen verständigen Ansichten zu beharren. Er war mit seiner Armee aus Mesopotamien nach Antiochia marschirt, wo er sich einige Zeit aufhielt. Hier erschienen die Bischöfe der verschiedenen Denominationen, um ihn wo möglich für sich zu gewinnen. Persönlich gewann nur der alte Athanasius, jetzt ein siebzigjähriger Greis, den Jovianus nach Antiochia berufen hatte, die volle Gunst des Kaisers. Sonst blieb dieser dabei, daß Niemand seines Glaubens wegen belästigt werden sollte. Das hinderte natürlich nicht, daß die Homousianer manche persönliche Gunst erfuhren, und daß einige Höflinge bestraft wurden, die sich mit ihrem Arianismus zu keck in den Vordergrund drängten.

Jovians Regierung war indeß zu kurz, als daß die Festigkeit seiner religiös-politischen Grundsätze ernstlich hätte auf die Probe gestellt werden können. Der Kaiser nämlich verließ gegen Ende December 363 die syrische Metropole und wandte sich über Tarsos, wo er Julians Grabmal mit

Blumen schmückte, zunächst nach dem kappadokischen Tyana, um nachher über Ankyra den Zug nach seiner Hauptstadt Constantinopel anzutreten. Er sollte sie niemals betreten. In der kleinen Stadt Dadastana auf der Grenze von Galatien und Bithynien, etwa 13 Meilen von Ankyra entfernt, empfing er noch die Glückwünsche einer Deputation des byzantinischen Senats, deren Wortführer, der berühmte hellenistische Philosoph und Redner Themistios, ihn dankend wegen der Gewährung der Religionsfreiheit pries. Aber in der Nacht vom 16. zum 17. Februar 364 ist Jovianus plötzlich gestorben. Ein starker Diätfehler und der Kohlendunst in seinem frisch mit Gips beworfenen Schlafzimmer tödteten den jugendlichen Augustus in der Blüthe seiner Jahre.

Die kaiserliche Leiche wurde nach dem Bosporus geführt, um neben denen der Constantiner in der Apostelkirche beigesetzt zu werden. Die Armee dagegen marschirte nach Nikäa; und hier traten nun die Offiziere mit den höchsten Reichsbeamten zu einer neuen Wahl zusammen, die diesmal besonnener vollzogen wurde. Nicht ohne lebhafte Empfehlung des alten Sallustius entschied man sich endlich einstimmig für die Erhebung des pannonischen Gardeobersten Valentinianus. Die neue Dynastie entstammte in ihren Anfängen einer sehr niedrigen Volksschicht. Der Vater des nun zur Herrschaft berufenen Imperators war ein Seilerbursche aus der schlachtberühmten pannonischen Stadt Cibalä, mit Namen Gratianus. Für die Armee ausgehoben, hatte er in der diokletianisch-constantinischen Zeit durch seine riesige Kraft, natürlichen Verstand, und Gewandtheit in den Waffen sein Glück gemacht; er war in die kaiserliche Leibwache gelangt, und später commandirender General in Afrika, dann in Britannien geworden, endlich als Graf Gratianus in den Ruhestand getreten, den er auf seinen Gütern, anscheinend in der Nähe seiner pannonischen Heimath verlebte. Nur daß nach der Schlacht bei Mursa der rachgierige Constantius den alten General seiner Besitzungen beraubte, weil derselbe nicht umhin gekonnt hatte, den Usurpator Magnentius bei dessen Anmarsch zu bewirthen. Nichtsdestoweniger hatten seine Söhne Valentinian (geb. um 321 zu Cibalä) und der sieben Jahre jüngere Valens ebenfalls als Offiziere ihr Glück gemacht. Namentlich Valentinian war rasch avancirt; freilich nicht, ohne daß auch er auf seinen Wegen wiederholt auf Schwierigkeiten stieß. Die Armee kannte ihn als einen Mann von majestätischer Gestalt, von reicher geistiger Begabung, von scharfem Verstand und erstaunlicher Energie. Ein schneidiger Offizier von ausgezeichnetem persönlichem Rufe, war er im J. 357 unter Cäsar Julian bereits Reiteroberst, da vertrieb ihn in diesem Jahre eine wahrhaft infame Intrigue des Generals Barbatio aus dem Dienst. In seiner pannonischen Heimath, in Sirmium gebar ihm dann (18. April oder 20. Mai) 359 seine Gattin Valeria Severa Marina den Gratianus. Julian zog den tüchtigen Soldaten sofort nach des Constantius Tode wieder in seine Nähe; aber die zornige Aufwallung, mit welcher der nunmehr zum Oberst in der Gardeabtheilung der Schildtrabanten beförderte Valentinian als eifriger Christ im Sommer 362 zu Antiochia bei einer

Prozession Julians einen heidnischen Priester ins Gesicht schlug, der seinen Mantel mit Weihwasser besprengt hatte, trug ihm mehrmonatliche Strafversetzung nach einem ägyptischen Kastell in der Thebais, bei der Kirche den Titel eines „Bekenners" ein. In dem persischen Kriege nachher durch Julian wieder beschäftigt, und von Kaiser Jovianus dazu verwendet, um den gallischen Legionen die Thronveränderung zu verkündigen, war er endlich durch diesen Augustus zu einem höheren Commando in seiner früheren Gardeabtheilung befördert worden, — da fiel auf ihn, der zur Zeit von Jovianus' Tode noch zu Ankyra stand, die Wahl zum neuen Herrn des Reiches.

Am 26. Februar erst des Jahres 364 trat Valentinian I. auf dem Marsfelde zu Nikäa die Herrschaft an, wo ihn die Soldaten nach deutscher Weise auf den Schild erhoben. Dann ging es nach Constantinopel und hier hat der neue Kaiser, dem die Armee in Erinnerung an die Noth bei Julians Tode die Wahl eines Mitregenten dringend nahegelegt hatte, — wider den klugen Rath des Generals der Kavallerie, Dagalaiphus, seinen Bruder Valens, den er unter dem 1. März zum Oberstallmeister gemacht hatte, am 28. März zum Mitregenten ernannt. Er konnte freilich nicht voraussehen, welche Stürme dieser Mann von nur subalterner Befähigung zu unheilvollster Stunde lediglich mit seinen eigenen Kräften zu bestehen haben würde. Sonst nichts weniger als geneigt, seine Angehörigen auf Kosten der öffentlichen Interessen zu begünstigen, trug es in diesem Falle bei ihm die Liebe zu dem jüngeren Bruder davon, welcher nun allerdings mit Ausnahme der Kirchenpolitik bei unerschütterlicher Treue und festem Gehorsam gegen Valentinian in allen Staatsfragen der Leitung desselben folgte. Lange durfte jedoch der neue Herrscher am Bosporus nicht verweilen. Julians Tod und die persische Katastrophe hatten allen Feinden des Reiches auf den Grenzen des Abendlandes, an der pannonischen Donau, am Rhein, an der schottischen Grenze und in Afrika neuen Muth eingeflößt, und so mußte Valentinian eilen, dem Westen Ruhe und Sicherheit wiederzugeben. Von Valens bis Sirmium begleitet, wo die Brüder für immer von einander Abschied genommen haben, hat Valentinian auf dem Schlosse Mediana bei Naissus mit Valens die Armee getheilt. Von den großen Generalen des Reiches blieben der berühmte Reiterführer Victor (von Geburt ein Jazyge), Arintheus und Lupicinus bei Valens, — während Dagalaiphus und Jovinus im Stabe Valentinians standen, welcher letztere selbst ein vortrefflicher Feldherr war, im Angriff wie in der Vertheidigung gleich geschickt, bei aller Behutsamkeit unter Umständen überaus kühn und ungestüm. Zu Sirmium wurde die formelle Reichstheilung (im Juli 364) in der Art vollzogen, daß Valens die orientalische Präfektur mit Aegypten und Thrakien erhielt, Valentinian die drei anderen großen Präfekturen unter seine Aufsicht nahm. Im November 364 hielt der letztere seinen Einzug in Mailand, wo nun wieder für längere Jahre eine kaiserliche Hofhaltung ihren Sitz genommen hat.

In Ruhe konnten beide Kaiser ihre Reichstheile nicht verwalten. Nur

waren es Feinde sehr verschiedener Art, mit denen sie zu thun hatten. Valentinian fand namentlich in Afrika, in Britannien und in Gallien furchtbare Zustände vor, die sich seit Julians Abmarsch von Vienna in unheimlicher Schnelligkeit entwickelt hatten. Die Frechheit, mit welcher die gallische Provinz durch Räuberbanden unsicher gemacht wurde, war indessen noch eher zu zähmen, als die immer wieder auflodernde ungestüme Neigung der Alamannen, das Reich mit Krieg zu überziehen. Die Absicht des stolzen und energischen Kaisers, den unter dem Namen von Geschenken seit langer Zeit den alamannischen Häuptlingen zugestandenen Barbarenzoll erheblich zu verringern, und die grobe Manier, mit welcher dabei sein Staatskanzler Ursacius die alamannischen Gesandten behandelte, welche zur Begrüßung Valentinians nach Mailand gekommen waren, veranlaßte die Alamannen, i. J. 365 nach alter Praxis den Oberrhein wieder zu überschreiten und das mittlere Gallien zu verheeren. Kurz ehe der Kaiser, gegen Ende Oktober 365, in Paris eintraf, erhielt er diese unheilschwere Kunde. Und an demselben Tage meldeten ihm Depeschen aus seines Bruders Landen die noch bedenklicher lautende Nachricht, daß Constantinopel sich in Feindes Hand befand, daß ein direkt gegen die neue Dynastie gerichteter Aufstand im Osten des Reiches ausgebrochen war. Julians Verwandter, jener General Prokopius, war wegen dieser verwandtschaftlichen Beziehungen schon von Jovianus, noch mehr aber von dessen Nachfolgern mit Argwohn verfolgt worden, zumal unter den Massen das unsinnige Gerücht umlief, Julian habe ihn vor dem Aufbruch gegen die Perser heimlich zum eventuellen Nachfolger designirt. In Gefahr, auf seinen kappadokischen Gütern verhaftet zu werden, war er flüchtig geworden. Endlich seines elenden Lebens in Verstecken und seiner ewigen Unsicherheit überdrüssig, suchte und fand er bei einem vornehmen Freund in Chalkedon eine Zuflucht, und bemerkte von hier aus bald, daß in der Reichshauptstadt des Ostens die Stimmung dem Kaiser Valens keineswegs günstig war. Die rücksichtslose Begünstigung der Arianer durch Valens, und noch mehr der übermächtige Einfluß seines zum Patricius erhobenen Schwiegervaters Petronius, der auch den trefflichen Sallustius zu Gunsten des Nebridius aus der Präfektur des Orients verdrängt hatte, und als habsüchtig und grausam verrufen war, hatten eine tiefe Unzufriedenheit erzeugt. Valens seinerseits begab sich im Frühling 365 nach Käsarea in Kappadokien, um sich, so war sein Plan, zur Beobachtung der Perser, die wieder drohend auftraten, dann nach Syrien zu begeben. Diese Reise wußte nun Prokopius, den seine harte Lage zu äußerster Verwegenheit trieb, zu einer kühnen Erhebung zu benutzen. Schon war ein Komplott im Gange, da marschirte ein römisches Heer, welches Valens, der in Bithynien von drohenden Bewegungen der Westgothen gegen die Donaugrenze unterrichtet worden, nach der Dobrudscha dirigirt hatte, durch Constantinopel. Diese Truppen wußte der Abenteurer zu gewinnen. Julians großer Name und das Geld einiger Freunde brachten dieses Corps und mit demselben Constantinopel zu Anfang des Herbstes

365 auf seine Seite; und als er erst den Präfekten Nebridius und den Dux von Thrakien verhaftet, die thrakische Armee ebenfalls gewonnen, und sich der dritten Frau des verstorbenen Constantius II., der Kaiserin-Wittwe Fausta und ihrer kleinen Tochter bemächtigt hatte: da wagte es Prokop, der noch einmal die Trümmer und die Schatten der alten Dynastie des Constantinerhauses ins Feld führte, den Bosporus zu überschreiten und nach Bithynien vorzudringen, wo die Elitelegionen der Jovianer und Herculianer zu ihm übergingen.

Der plötzlich entbrannte Bürgerkrieg, in welchem der alamannische General Vadomar (S. 763) ebenso tapfer als geschickt für Valens kämpfte, verlief vorläufig zu Gunsten des Prokop, der den Kaiser zum Rückzug nach Galatien nöthigte. Aber mit dem Frühjahr 366 schnellte die Schale des Usurpators empor. Er hatte den als Pensionär zu Constantinopel lebenden alten General Arbetio unnützerweise schwer beleidigt und diesen dadurch veranlaßt, werkthätig auf die Seite des Valens zu treten. Dessen Ansehen, Kunst der Intrigue und altbewährte persönliche Verbindungen wirkten nun schnell zu Ungunsten des Usurpators. Durch ihn wurde der General Gomoar mit seinen Truppen bei dem lydischen Thyatira zum Abfall bestimmt. Und die entscheidende Schlacht bei Nakolea in Phrygien ging durch den Uebertritt des Agilo mit seinem Corps zu Valens sofort für Prokop verloren. Der Usurpator mußte fliehen, wurde schon am folgenden Morgen durch zwei seiner Obersten an Valens ausgeliefert und sofort (27. Mai 366) enthauptet. Wie sein Bruder ein echter Pannonier, also von grausamem Naturell, rächte Valens die lange Angst durch massenhafte Todesurtheile gegen die schwerer compromittirten Theilnehmer des Aufstandes, durch nicht minder zahlreiche Verbannungen und Konfiskationen bei geringerer Verschuldung. Aber aus den Nachwehen dieses Bürgerkrieges entwickelte sich ein Krieg mit den Westgothen. Die Häuptlinge dieses Volkes, namentlich der grimme Athanarich, hatten in alter Anhänglichkeit an das Haus der Constantiner den Prokop mit zahlreichen Hilfstruppen unterstützt, und das sollte auf Valentinians bestimmten Rath jetzt gestraft werden. Valens weigerte sich also, mehrere tausend kriegsgefangener Gothen freizugeben. Darüber entbrannte i. J. 367 der Krieg an der unteren Donau. Hier aber begleitete das alte Glück der Constantiner auch die Heerführer des Valens. Vielleicht daß innere Parteiungen die Kraft der Westgothen lähmten: genug, die römischen Feldherrn Victor und Arintheus konnten auf drei Feldzügen verheerend und siegreich das gothische Land heimsuchen, endlich bis zum Dnjestr vordringen. Da die Gothen außerdem bereits die Genüsse und Vortheile der römischen Civilisation kennen gelernt hatten und namentlich die Störung ihrer seit längerer Zeit bestehenden Handelsverbindungen mit den römischen Grenzländern drückend empfanden, so wurde es den Römern nicht schwer, i. J. 369 zu einem ihnen nützlichen Frieden zu gelangen. Die Unterhandlungen wurden zwischen dem gothischen Herzog Athanarich, — einem stolzen und rauhen Charakter, von wilder Kühn-

heit, eiserner Entschlossenheit und strengem Willen, — und Kaiser Valens zu Schiffe auf der Donau persönlich zum Abschluß gebracht. Um aber den kriegerischen Gothen dauernd zu imponiren, sorgte der Kaiser für die umfassende Erneuerung der neuerdings vernachlässigten Donaufestungen.

Viel mühseliger war die kriegerische Arbeit des ungleich bedeutenderen abendländischen Kaisers. Mit echtem Römergeiste hatte Valentinian im Herbst 365 es vorgezogen, die Gefahr des Reiches, die von den Alamannen drohte, zu bestehen und den dynastischen Kampf gegen Prokop einstweilen seinem Bruder zu überlassen. Und in der That steigerten sich die Schwierigkeiten immer mehr: die Alamannen standen gerade auf der Höhe ihrer Heldenzeit. Schon im Januar d. J. 366 überschritten sie in Masse das Eis des Oberrheins und drangen in der Richtung nach dem Stromgebiet der Saone in drei Haufen vor. Umsonst warf sich ihnen der tapfere Charietto, jetzt Graf und commandirender General der „beiden Germanien", etwa in der Gegend bei Besançon entgegen; diesmal fand der gefürchtete Feldherr selbst den Tod durch einen Pfeilschuß, und die Schlacht ging für die Römer verloren. Nun wandten sich die Sieger mehr nordwestlich und nahmen die Richtung auf Reims und Paris, von wo aus der Kaiser den Krieg leitete. Aber erst als der General der Kavallerie Jovinus die Führung der Armee erhalten hatte, wandte sich das Glück den römischen Waffen zu. In der Mitte des Juni 366 gelang es dem gewandten Heerführer, zwei der drei alamannischen Corps bei Scarpona an der Mosel (jetzt Charpeigne zwischen Metz und Toul) zu überraschen. Das eine wurde über den Haufen geworfen, das zweite zersprengt. Aber viel schwieriger war der regelrechte Kampf mit der dritten Colonne, die inzwischen bis Chalons an der Marne vorgedrungen war und nun in Eilmärschen eingeholt wurde. Hier wüthete die Schlacht einen vollen Tag lang; am andern Morgen erst hatten die Alamannen, die über 6000 Mann einbüßten, den Rückzug angetreten, um diesmal Gallien gänzlich zu räumen. Mit der Siegesbotschaft von Chalons zusammen traf Prokops blutiges Haupt bei Valentinian in Paris ein.

Nichtsdestoweniger setzten jetzt die Alamannen unter der trefflichen Leitung des Häuptlings Vithikab (Vadomars Sohn) ihre Raubzüge i. J. 367 gegen Gallien in kleinerem Style fort; namentlich der Ueberfall und die Plünderung von Mainz am Osterfeste dieses Jahres erregte allgemeinen Schrecken. Valentinian, der gegen solche Handstreiche durch verstärkten Schutz namentlich der oberrheinischen Grenze Sicherheit zu schaffen suchte, erkrankte darüber im Sommer 367 so schwer, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Als er dennoch wieder genas, beeilte er sich, zur Sicherung der Dynastie seinen achtjährigen Sohn Gratian am 24. August zu Amiens zum Augustus zu erheben. Und im Sinne kluger Realpolitik hat er nachher auch die kleine nachgelassene Tochter des Constantius von der Fausta (S. 782), die Prinzessin Constantia, i. J. 369 noch als

Kind seinem Sohne verlobt, um auf diese Weise die dynastische Verbindung mit dem alten großen Hause der Constantiner herzustellen.

Die alamannischen Einfälle hatten inzwischen den Kaiser dermaßen erbittert, daß er — so tief herabgekommen war bereits die alte stolze römische Würde gegenüber gefährlichen Feinden — es zuließ oder selbst veranlaßte, daß ein früherer Diener des Fürsten Vithikab den gefährlichen Germanen meuchlings ermordete. Freilich trat dafür nicht lange nachher in dem Herzog Macrian, dem Häuptling eines der nördlicheren Stämme, ein noch weit gefährlicherer Führer an die Spitze der Alamannen. Zunächst gedachte jedoch der Kaiser, im Sinne Julians in ehrenhafterer Weise den Kampf fortzusetzen, nämlich ihn unmittelbar auf deutsches Gebiet zu spielen. Nach Heranziehung illyrischer und italischer Legionen brach der Kaiser, von den Generalen Sebastian, Severus und Jovinus begleitet, mit drei Corps aus der Schweiz, etwa an der Aarmündung, in das feindliche Gebiet ein, umging den Schwarzwald, marschirte dann unter gewaltigen Verheerungen östlich desselben die Wutach hinauf über die Donauquellen zu denen des Neckars, so daß er mitten zwischen den westlichen und östlichen Gauen der Alamannen stand. In der Nähe von Solicinium (j. Sulz) am obern Neckar kam es zu einer gewaltigen Schlacht. Die Römer nahmen die steilen Abhänge, auf denen die Alamannen hielten, und trieben die Weichenden der Colonne Sebastians in die Speere, die inzwischen die deutschen Stellungen umgangen hatte. Mehr als ein blutiger Sieg wurde aber auch jetzt nicht gewonnen; der Kaiser kehrte nach Trier zurück, ohne die Deutschen zum Frieden gezwungen zu haben.

Die furchtbare Höhe der Schwierigkeiten, mit denen Valentinian zu kämpfen hatte, wird uns aber recht klar, wenn wir nun finden, daß in derselben Zeit, wo er selbst den verwegenen Zug nach dem inneren Schwaben antrat, einer der größten Römer dieser Zeit die Aufgabe hatte, eine der bis dahin noch immer blühendsten Provinzen des Reiches vor dem vollständigen Ruin zu retten, nämlich Britannien. Seit langer Zeit war diese Insel die unentbehrliche Kornkammer für die Städte, Schlösser und Besatzungen in dem unter den Einfällen der Sachsen, Franken und Alamannen so schwer leidenden nördlichen und nordöstlichen Gallien gewesen. Nun aber hatte sich das seit Julians Perserkrieg in unheilvollster Weise verändert. Schon Julian (S. 757) hatte bemerken müssen, daß die wilden Stämme des schottischen Nordens der römischen Provinz wieder ernsthaft lästig wurden. Seit dieser Zeit erscheinen namentlich die Pieten und die Scoten als die blutgierigsten Feinde der romanischen Civilisation des Nordens; die Annahme ist anscheinend begründet, daß diese Stämme aus Ireland nach Schottland gewandert waren und jetzt die Kraft der alten Caledonier erheblich verstärkt hatten. Ihre schlimmste Unterstützung erhielten aber diese Barbaren durch die Zustände innerhalb der Provinz. In den Jahren seit 362 ohne ernsthafte kaiserliche Controlle, hatten die Provinzialbeamten

die öffentlichen Gelder veruntreut und andere Willkür verübt. Die Militärverwaltung hatte die Soldaten schlecht oder gar nicht bezahlt; so war auch die Kriegszucht total verfallen. Und während nun sächsische Corsaren die Südostküste plünderten, waren die Picten und Scoten seit 364 immer tiefer in Britannien vorgedrungen. Im Jahre 367 hatten die wüsten Zustände ihren Höhepunkt erreicht. Der General Graf Nectaridus war im Kampfe gefallen, der Oberst Fullofaudes in Gefangenschaft gerathen. Die römischen Soldaten hatten sich großentheils in Räuberhaufen aufgelöst, viele waren sogar zu den Schotten übergegangen; dabei näherten sich die letzteren immer mehr dem großen Handelsplatze Londinium. Die Generale Severus und Jovinus zeigten sich der überaus komplizirten Lage nicht gewachsen. Da entschloß sich Valentinian zu Ende d. J. 367, den besten Mann gut romanischer Abkunft, den er damals besaß, den Spanier Theodosius, mit großen Vollmachten über den Kanal zu schicken.

Flavius Theodosius, der Ahnherr der späteren spanischen Kaiserdynastie, stammte wahrscheinlich aus Cauca, einer kleinen spanischen Landstadt im Gau der Vaccäer (unfern von Segovia, am Eresma, einem linken Zufluſſe des Duero); jedenfalls befanden sich hier seine Besitzungen. Von vornehmer Abkunft, eine majestätische Erscheinung, und schon vielfach als tüchtiger Offizier bewährt, war er in der That genial veranlagt, und keineswegs nur für das Kriegswesen. Was aber damals noch viel mehr sagen wollte: Theodosius war einer der reinsten Charaktere dieser schrecklichen Zeit. Ein Staatsmann von unbestechlicher Rechtsliebe, vermochte er, — was sein Kaiser zu keiner Zeit über sich gewann, — auch human zu sein, und gewann ebensowohl durch seine persönliche Milde und Hoheit, wie durch seine glänzende Kriegführung die größten Erfolge. Mit zwei Legionen und zwei deutschen Auxiliarhaufen setzte jetzt Theodosius von dem gallischen Boulogne nach dem britannischen Rutupiä über, rettete durch schnellen Vormarsch und einen Sieg über die Schotten das schwer bedrängte Londinium. Und nun hat er, immer in Begleitung seines und der Thermantia reichbegabten Sohnes (des späteren Kaisers, der etwa 346 n. Chr. geboren sein wird), im Laufe der Jahre 368 bis 370 die britannische Provinz soweit hergestellt, als es damals noch möglich war. Die Schotten wurden überall geschlagen, die Gefangenen ihnen entrissen, die Beute ihnen abgejagt und den Einwohnern zurückgegeben. Unter den obwaltenden Umständen verzichtete Theodosius auf die damals übliche, geradezu grauenhafte Strenge, mit welcher die Deserteure gewöhnlich (später, in Afrika, selbst von diesem als milde gerühmten Manne) behandelt wurden, und gewann vielmehr durch eine wohlbemessene Amnestie die desertirten Soldaten zu den Fahnen zurück. Ein gewandt geführter Guerillakrieg gegen die noch immer in Menge umherschweifenden schottischen Haufen räumte unter diesen gründlich auf; die Feinde wurden endlich wieder nach Norden gedrängt, viele mußten sich auch ergeben und in römische Dienste treten. Der Festungsgürtel des Landes wurde überall

wiederhergeſtellt, ſogar zwiſchen den alten Linien des Hadrian und des Antoninus als eine Art Glacis die „Provinz" Valentia eingerichtet. Dann veranlaßte er auch den Kaiſer, der neu geſicherten Provinz in Civilis einen tüchtigen Statthalter, und in dem Duleitius einen vortrefflichen Militärkommandanten zu geben, und krönte ſeine Arbeit i. J. 369 durch raſche Ueberwältigung des frivolen Aufſtandes, den ein pannoniſcher Abenteurer in der vielgeprüften Provinz noch zuletzt verſucht hatte. Valentinian, an deſſen Hoflager der treffliche Mann zu Anfang d. J. 370 zurückkehrte, belohnte ſeine Verdienſte, indem er ihn zum General der Kavallerie beförderte.

Raſten aber durfte Graf Theodoſius nicht; vielmehr hat der Kaiſer, der jetzt in ihm ſeine beſte Stütze erkannte, ihn demnächſt auf den verſchiedenſten Schauplätzen verwendet. Valentinian hatte während des Jahres 369 mit ungeheurer Energie die rheiniſche Feſtungskette von Rätien bis zum Delta des prächtigen Stromes erneuern und verſtärken laſſen. Aber während die Alamannen als der Hauptfeind galten, rührten ſich andauernd an der Nordſeeküſte die Sachſen gewaltig. Obwohl Theodoſius noch von Britannien aus eine ihrer Corſarenflotten vernichtet und ein fränkiſches Heer an der Vaal geſchlagen hatte, ſo landete doch wieder im Jahre 370 ein ſächſiſches Heer in Belgien, deſſen vollſtändige Vertilgung dem General Severus allerdings gelang, aber nur unter Anwendung infamer Verrätherei.

Ritterlicher gedachte Valentinian in demſelben Jahre gegen die Alamannen zu ſtreiten, die unter Herzog Macrian, dem Führer der im heutigen ſüdlichen Naſſau wohnenden Glieder des großen Volkes, ihm immer neue Beſorgniſſe einflößten. Die Allianz freilich, die der Kaiſer mit deren feindlichen Nachbarn, den Burgundern, geſchloſſen hatte, ließ er ſogleich wieder fallen, als nun volle 80,000 rieſige Krieger dieſes deutſchen Volkes (darunter viele von ſieben Fuß Höhe) am Rhein erſchienen, die ihm nur als höchſt gefährliche Freunde gelten konnten. Dagegen gelang es diesmal dem Grafen Theodoſius, von Rätien her höchſt nachdrückliche Stöße gegen die Alamannen zu führen, während der Kaiſer perſönlich während der folgenden Jahre mit höchſter Anſtrengung des unerreichbaren Macrian Meiſter zu werden verſuchte, ohne jedoch mehr zu erzielen, als einen erträglichen Schutz der Rheingrenze, die darum doch nicht ſelten von kleinen Raubſchaaren der unermüdlichen Alamannen durchbrochen wurde.

An dieſer aufreibenden Arbeit nahm Theodoſius nur ſo lange noch Theil, bis der Kaiſer ſich genöthigt ſah, ihn zur Löſung einer ähnlichen Aufgabe, wie vorher nach Britannien, nunmehr nach Afrika zu ſchicken. Dieſes Land befand ſich ſeit einer Reihe von Jahren in durchaus bedenklichen Zuſtänden. Des großen Conſtantin thörichte Söhne hatten die kluge Kirchenpolitik ihres Vaters, wie wir wiſſen, aufgegeben. Und ſo hatte denn zuerſt Kaiſer Conſtans im Jahre 348 thörichterweiſe wieder begonnen, die afrikaniſchen Donatiſten in den Bann der homouſianiſchen Kircheneinheit zu

zwingen. Die lange Ruhe unter Constantin war insofern nützlich gewesen, als die scheußliche Sekte der (S. 667) Circumcellionen, die beiläufig vielfach aus Leuten, die nur Punisch verstanden, sich ergänzte, sehr an Anhang verloren hatte. Die eigentlichen Donatisten aber mit ihrer sittlichen Rigorosität, mit ihrer ausgesprochenen Abneigung gegen die Verbindung der Kirche mit dem Staate, und gegen äußerlich erzwungene Bekehrungen; endlich mit ihrer stolzen und schneidenden, finstern und hartherzigen Verachtung der schweren Mißstände, wie sie damals in der offiziellen Kirche so vielfach zu Tage traten, — eine Verachtung, die so weit ging, daß diese leidenschaftlichen Afrikaner jeden, der sich ihnen anschloß, von Neuem zu taufen pflegten, — waren in ihrem beständigen Fortschreiten den Homousianern ebenso widerwärtig wie den Arianern. Und nun, als die Regierung des Constans es mit guten Worten, mit Geschenken, endlich mit Druck versuchte: da erwachte nicht nur die zäheste Widerstandskraft der donatistischen Kirche, sondern es regten sich mit elementarer Wuth auch die Circumcellionen wieder. Abermals verübten diese „Kriegsschaaren Christi wider den Teufel", diese „Heiligen", diese fanatischen Bluträcher aller gedrückten Klassen, diesmal unter Anführung des Axido und Tuxio, in Afrika die ärgsten, oft von Brandstiftungen begleiteten Gewaltthaten gegen harte Gläubiger und Gutsherren, zerstörten mit Vorliebe alle Schuld- und Hörigkeitsurkunden, und erhielten durch Desperados aller Art Zuzug. Und als erst ein Theil ihrer Schaaren in der numidischen Stadt Bagä durch die Bataillone der kaiserlichen Commissäre Paulus und Makarius mit Gewalt niedergeworfen, dann aber eine allgemeine, auch unter Constantius II. sich fortsetzende, Verfolgung (unter Anwendung von Verhaftungen, Konfiskationen, Geißeln und Foltern) gegen den Donatismus in Gang gekommen war: da nahm die Wuth der Circumcellionen erst ihren vollen dämonischen Aufschwung. Heroismus und Verbrechen, Märtyrermuth und flammenheißer, mordlustiger Fanatismus mischten sich in der Haltung dieser schrecklichen Banden, die nicht nur Greuel mit Greueln erwiderten, und namentlich die Priester der feindlichen Kirche raffinirt mißhandelten, sondern selbst den kaiserlichen Truppen sich zum Kampfe stellten und keine Art des Todes scheuten. Sie sowohl wie die Masse der ruhigeren Donatisten wurden andauernd durch die Sympathie des afrikanischen Volkes getragen und erschienen unüberwindlich, bis Julians Politik ihnen volle Freiheit gab, die nun der Donatismus benutzte, um rachgierig das Terrain wieder zu okkupiren, was ihm die Kirche entrissen hatte.

So tief zerrüttet waren die Zustände südlich vom Mittelmeer, als Kaiser Jovianus im Jahre 363 den Grafen Romanus zum kommandirenden General in den afrikanischen Provinzen ernannte. Es war ein furchtbarer Mißgriff; denn dieser Mann gehörte zu den niederträchtigsten Schurken unter der Elite schlechter Großbeamter und Stabsoffiziere dieses blutigen Zeitalters. Weniger wohl seine persönliche Abneigung gegen die Donatisten, die er bei Valentinians (s. unten) toleranter Kirchenpolitik nicht allzu scharf

hervorkehren durfte, wurde unheilvoll für Afrika, als seine tiefe Verworfenheit. In inniger Allianz mit einer Reihe anderer Frevler führte er ein schnödes Regiment der Willkür und der Erpressung, und war zugleich bei vornehmen Verbindungen am Hofe Valentinians unerreichter Meister in allen Künsten der Intrigue, um sich gegen des strengen Kaisers Ahndung den Rücken zu decken. Weiter aber war er so schlaff und so gewissenlos, daß die wilden mauriſchen und gätuliſchen Raubvölker des inneren Landes, die namentlich 364 bis 367 höchst gefährlich wurden, die tripolitaniſche Küstenprovinz auf das grausamste heimsuchen konnten, obwohl Valentinian sofort die seit 292 nicht mehr besetzte Festung Lambäſe wieder mit Truppen belegt hatte. Dabei sah er zu, wie die schlechtbezahlten Soldaten selbst zu schlimmen Räubern wurden. Und noch entsetzlicher: die satanische List des Romanus; die Unterstützung, die ihm sein Vetter, der Staatskanzler Remigius, gewährte; und die verächtliche Haltung des kaiserlichen Untersuchungskommissars Palladius machten es möglich, daß eine tripolitaniſche Bittgesandtschaft an den Hof, und mit derselben der ehrenhafte Civilstatthalter Ruricius, als falsche Ankläger des Romanus hingerichtet wurden.

Nun aber hatte Romanus einige Zeit nachher eine schlimme Gefahr über das Land gebracht. Bei dem Tode eines von Rom abhängigen mauretaniſchen Häuptlings, Nubel mit Namen, hatte einer von dessen Söhnen, Firmus, seinen mit dem Grafen befreundeten Halbbruder Zamma ermordet. Letzteren zu rächen, suchten Romanus und Remigius mit allen Mitteln die Treue des Firmus bei dem strengen Kaiser zu verdächtigen, und unterdrückten dessen Rechtfertigungsversuche und die Versicherungen seiner Ergebenheit. Unter diesen Umständen schritt der verzweifelte Firmus zu offenem Aufstand, der Dank der greulichen Verwaltung des Romanus schnell die gefährlichste Ausdehnung gewann. Der mauriſche Fürst nahm den Purpur, riß viele andere mauriſche Häuptlinge mit sich fort, und konnte (372) in raschem Fortschreiten so wichtige Städte, wie Cäſarea (jetzt Scherschel) und Icosium (jetzt Algier) erobern. Denn die römiſchen Soldaten und niederen Offiziere gingen in hellen Haufen zu ihm über, und die Donatiſten, die er mit großer Klugheit begünstigte, traten mit wilder Energie auf seine Seite und wirkten höchst eifrig für den neuen „König von Afrika". Das reiche Land schien für das römische Reich verloren zu sein.

Das war die Lage, wo Theodosius wieder rettend eingreifen sollte. Da nur relativ wenige Truppen aus Pannonien für ihn abkommandirt werden konnten, so mußte der Kaiser das meiste von dem Genie des Grafen erwarten; und er hatte sich nicht getäuscht. Zu Anfang des Jahres 373 ging Theodosius zu Arelate unter Segel und landete, allen unerwartet, zu Igilgili (jetzt Dschidschelli) im Osten des sitifenſiſchen Mauretanien, auch hier durch seinen Sohn begleitet. Firmus so gut wie Romanus waren überrascht, und bald vermochte Theodoſius, durch höchst verständige Behandlung der Provinzialbevölkerung dem Fortschreiten des Aufstandes zu begegnen. Zu allgemeiner

Freude wurde der Zustand des Landes scharf untersucht, Romanus verhaftet und nach Gallien geschickt. Nun erhielten Palladius und Remigius ihren verdienten Lohn: beide endeten, zur Untersuchung gezogen, durch eigene Hand. Nur der scheußliche Romanus entrann, Dank seinen mächtigen Verbindungen, (namentlich, so scheint es, mit dem fränkischen, dem kaiserlichen Hause verschwägerten, General Merobaudes,) auch diesmal dem Untergange.

Inzwischen leistete Theodosius auch als Feldherr mit nur geringer Macht, — er hatte oft nur 2000, selten über 3500 Mann mobiler Truppen zur Hand, — im Kriege gegen die Mauren Erstaunliches. Zwei Siege erschütterten bereits die Stellung des Königs Firmus, gegen den sein Bruder Gildo die Römer unterstützte. Schon schien jener zur Unterwerfung bereit; als aber entdeckt wurde, daß er die Waffenruhe nur benutzte, um mit Hilfe einer weitausgedehnten Verschwörung die Römer vernichtend zu überfallen, sicherte sich der Feldherr durch furchtbare Strenge, die auch wiederholt gegen desertirte und wiedergefangene, feige und schwankende Soldaten angewendet wurde, und ging dann mit neuer Energie vor. Zuerst wurden die Maziker im östlichen Theile des cäsarienſischen Mauretanien blutig gestraft. Endlich gelang es, den Firmus zur Flucht zu Igmazen, dem Häuptling der kriegerischen Isaflenser (in den Wohnsitzen der heutigen Flissa-Kabylen am Dschurdschura) zu nöthigen. Die Kraft dieses starken Stammes wurde durch mehrere mörderische Schlachten endlich so sehr erschüttert, daß Igmazen den Muth verlor, verrätherische Intriguen gegen Firmus einleitete, und diesen zuletzt dahin trieb, sich selbst zu tödten. Nach zweijährigem Kampfe konnte Theodosius als Sieger in Sitifis einziehen. Afrika war wiedergewonnen, und der wackere Feldherr schickte sich an, nun auch in seiner tüchtigen Weise die Provinz zu reorganisiren. Maßregeln der Strenge gegen die Donatisten unterließ der Kaiser Valentinian, so wenig er ihre Principien billigte, mit verständiger Politik.

Ueberhaupt aber gehört neben der raftlosen Energie, die der Kaiser auf die Hut der Reichsgrenzen verwendete, seine Religionspolitik zu den glänzendsten Seiten seiner Regierung. Valentinian war persönlich ein eifriger und überzeugter Homousianer; aber als Kaiser verfolgte er, — für lange Jahrhunderte zum letzten Male, — das Princip einer streng durchgeführten allgemeinen Religionsfreiheit. Gleich nach dem Beginn seiner Regierung verkündigte der verständige Beherrscher in einem Manifeste allgemeine Religionsfreiheit und zwar im weitesten Sinne für alle christlichen Denominationen, wie (mit Ausnahme der magischen Opfer und der Zauberei) für alle Kulte der alten Religion. Nur die Manichäer waren von der allgemeinen Duldung ausgenommen. Nach Seite der Kirche hielt sich Valentinian grundsätzlich von einer Einmischung in die dogmatischen Streitigkeiten fern. Eine Verfolgung der einen durch die andere Konfession wurde durchaus nicht geduldet. Der dogmatische Streit sollte lediglich durch die Waffen der Predigt und der Wissenschaft geführt werden. Persönlich lebhaft für das Wohl seiner

engeren Glaubensgenossen interessirt, und in der alten Art Constantins vielfach bereit, christliches Wesen (wie nach Seite der Sonntagsfeier) zu pflegen, war er andrerseits viel zu sehr verständiger Staatsmann, um nicht den Priestern die Freiheit von der Gewerbesteuer zu entziehen, und im Jahre 370 der zunehmenden Habsucht und Erbschleicherei, die unter Priestern und Mönchen eingerissen war, Schranken zu ziehen. Der heidnische Kultus wurde mit Strenge gegen Störungen christlicher Fanatiker geschützt; nur sollten nach des Kaisers wohlerwogenem Befehl zu solchem Dienste keine christlichen Soldaten verwendet werden. Der Altar und das Bild der Victoria, welches Julian dem römischen Senat zurückgegeben hatte, durfte ungestört an seinem Platze bleiben. Julians Unterrichtsgesetz dagegen war schon 364 kassirt worden.

Die Wirkung der Politik Valentinians war sehr merkwürdig. Das nicht mehr verfolgte Heidenthum verfiel immer mehr in bequeme Apathie; die Uebertritte zur Kirche wurden immer häufiger, so daß neben dem alten starken Grundstock, den die Bekenner der alten Kulte in Griechenland und in dem römischen Senat unter der höher gebildeten Bevölkerung besaßen, mehr und mehr nur noch das Volk der kleineren Städte und des flachen Landes zäh an den Olympiern festhielten. In dieser Zeit kam die Gewohnheit der Christen auf, die Anhänger der alten Kulte geringschätzig „Paganen", den alten Glauben den „Bauernglauben" zu nennen.

Auch der Arianismus verlor in dieser Friedenszeit westlich von der Adria, wo er überhaupt nur sporadisch zur Macht gelangt war, unmerklich aber sicher an Kraft. Ein höchst bedeutungsvolles Zeichen dafür war die Thatsache, daß i. J. 374 nach dem Tode des mächtigen und tüchtigen arianischen Bischofs Auxentius von Mailand, (der unter Constantius' II. Einfluß i. J. 355 hier eingetreten war,) nun durch eine völlig selbständige Bewegung des Volkes und des Klerus der bisherige hochbeliebte Civilstatthalter (seit 369) der ligurischen Provinz, Ambrosius, Abkömmling einer vornehmen Familie (Sohn eines Präfekten von Gallien, geb. um 340, vielleicht in Trier), ein Homousianer, der noch nicht einmal die Taufe erhalten hatte, zum neuen Bischof gewählt wurde: fortan einer der eifrigsten Verfechter des Homousion und einer der glänzendsten Vertreter der Kirche und ihrer Machtstellung.

Sehr schädlich für das innere Gedeihen der Kirche wirkte dagegen in Rom während dieses Zeitalters der vieljährige Hader, den der Ehrgeiz mehrerer, nach dem schon jetzt die Bedeutung der übrigen Metropolitansitze des Reiches merklich übersteigenden, reichen und glänzenden bischöflichen Throne trachtender Kleriker, nämlich der früheren Diakone Damasus und Ursinus, in die große homousianische Gemeinde der alten Welthauptstadt warf. Namentlich die Zeit von 366 (wo der alte Liberius starb,) bis 384 war nach dieser Richtung hin voll tief betrübender Erscheinungen. Die mächtige Glaubenskraft der besten Christen dieser Zeit und der ideale Zug, der sie

andauernd vor der einer bequemen Euthanasie verfallenen, eleganten olympischen Welt auszeichnete, tritt damals stark zurück vor einer Reihe wilder und häßlicher Scenen, welche innerhalb der ersten christlichen Gemeinde des Reiches sich abspielten. Namentlich in den Jahren 366 und 367 erfüllten blutige Kämpfe zwischen den gegnerischen Faktionen die Straßen und selbst die Kirchen der alten Welthauptstadt mit Blut und Mord. Und gegen das Uebergewicht, welches 367 Damasus als faktisch regierender Bischof durch des Kaisers Entscheidung erhielt, wie gegen dessen weitere, mit rücksichtsloser Härte wahrgenommene Stellung gegenüber seinen Gegnern unter Klerus und Laien, kämpfte wieder Ursinus jahrelang mit allen Mitteln der Intrigue an. Ein großer Theil der Städte und Bischöfe Italiens wurde in den unheilvollen Streit hineingezogen, und beide Parteien erhoben umschichtig ihre Führer als Heilige in den Himmel, überhäuften die der Gegner mit den schwersten Anklagen. Erst seit 381 gewann Damasus Dank der Entscheidung des durch Ambrosius geleiteten Concils von Aquileja das unbestrittene Uebergewicht, um sich dann wieder durch seine Gewaltthätigkeit gegen eine ihm abgeneigte, aber höchst achtbare, kleine Abzweigung der römischen Kirche schwer zu kompromittiren. Es war moralisch wenig für die Kirche gewonnen, daß er bei seinem Tode 384 die äußere Machtstellung seines bischöflichen Sitzes erheblich erweitert hinterließ und starke Schritte auf dem Wege gethan hatte, der dahin führte, daß schon im fünften Jahrhundert für das römische Bisthum im Abendlande ein gewisses Primat wenigstens thatsächlich bestand.

Freilich stimmte die tiefe Zerrüttung innerhalb der römischen Gemeinde nur zu sehr mit allem, was wir aus dieser Zeit über den vorzugsweise in der alten Reichshauptstadt durchschnittlich sehr tief gesunkenen Sittenzustand wissen. In der heidnischen Gesellschaft erhoben nur die edleren Elemente des Senats sich etwas über dieses Niveau. Hier allerdings erhielten hochgebildete, wackere Männer, wie der gelehrte Symmachus und der treffliche Prätextatus, sich weit über der Masse ihrer gesunkenen Zeitgenossen. Der bei dem Aussterben vieler großer Familien allmählich in wenigen Händen concentrirte Reichthum, — die jährlichen Einkünfte des Prätextatus wurden auf 3,456,000 Mark berechnet, — verlieh vielen Senatoren noch immer eine erhebliche Unabhängigkeit, und erlaubte bei fast fürstlicher Stellung noch jetzt die Pflege eines überaus reizvollen Villenlebens. Aber die große Masse, noch immer auf ihren römischen Namen stolz, kannte nichts höheres als „Panem et Circenses“. Ein leicht erregbares, meuterisches Geschlecht, und sehr bereit, bei drohender Theurung oder Proviantnoth alle möglichen Excesse, zunächst gegen den Stadtpräfekten zu verüben, huldigten sie der kräftigsten Zechlust, dem Würfelspiel, und namentlich in unersättlicher Lust Allem, was nur irgend Schauspiel hieß. Hinrichtungen, Thierhetzen, Kämpfe der wilden Thiere mit fremden barbarischen Kriegsgefangenen, zum Theil noch die Gladiatur, die Pferderennen mit den daran sich knüpfenden Wetten, auch das

eigentliche Theater, mit besonderer Betonung der Komödie und des Ballets, Alles mußte der öffentlichen Unterhaltung dienen. Daneben geht nun neben Verbrechen der unheimlichsten Art die alte sexuale Unsittlichkeit dominirend einher: die Epidemie des Ehebruchs war geradezu unausrottbar, und zwar in allen Ständen. Dazu trat neben der Vorliebe für Geheimdienste aller Art ein alle Klassen und Kulte beherrschender Aberglaube, der bei den heidnischen Römern trotz aller drakonischen Strafgesetze die Pflege aller Zweige der Magie, der Beschwörung von Todten und Dämonen, der rachsüchtigen Verwünschungen, der vorwitzigen Zukunftsbefragung mit wahrer Leidenschaft betreiben ließ. Die christliche Gemeinde hatte sich von solchen Zuständen durchaus nicht rein zu halten vermocht. Und in schroffem Gegensatze zu der Askese und der klösterlichen Abgeschlossenheit edlerer Naturen gab es nach den scharfen Zeichnungen des h. Hieronymus, der bei jenem Bischof Damasus Sekretär gewesen ist, neben der feinen Corruption in den höheren, auch in manchen geistlichen Kreisen der christlichen Gesellschaft, bei den Massen vielfach auch hier die schlimmste Entartung, — mag auch immer die groteske Thatsache ziemlich isolirt gestanden haben, daß seiner Zeit einmal zwei Leute aus der Hefe sich verheiratheten, wo das Weib bereits 22 Männer, der Mann schon 20 Frauen begraben hatte.

Der Versuch Valentinians, einen Theil besonders schlimmer Schäden der sittlichen Zustände in Rom durch einen hohen Beamten von grausenhafter Härte auszurotten, führt uns nun noch zu kurzer Skizzirung der Seiten seiner Geschichte, wo Licht und Schatten in frappantester Weise wechseln. In späterer Zeit ist der Name dieses Kaisers einmüthiger gepriesen worden, als von den Zeitgenossen. Dieser gepriesene Christ, dieser feine und wohlmeinende Religionspolitiker, dieser ausgezeichnete Offizier, dieser unermüdlich thätige Regent gehört doch zu den kaiserlichen Gestalten, deren nähere Kenntniß sehr gemischte Eindrücke zurückläßt. Persönlich hatte dieser Kaiser viele höchst achtungswerthe Eigenschaften. Seine Keuschheit und seine Mäßigkeit in Speise und Trank, wie die Sauberkeit seiner Hofhaltung war mustergültig. Seine reichen und vielseitigen Anlagen, mit denen auch ein treffliches Gedächtniß sich verband, hatte er nach Kräften auszubilden gesucht. Selbst ohne eigentliche wissenschaftliche Bildung, aber trotz seiner schweigsamen Art wohl geschickt, wenn es nöthig war, schön und nachdrucksvoll zu reden, hatte er doch einen regen Sinn für die Wissenschaften und Künste, und förderte nach Kräften die Männer der Wissenschaft. Leicht zu neidischer Eifersucht auf fremdes Verdienst geneigt, wußte er doch nach dieser Seite sich kräftig zu beherrschen. Und niemand konnte schärfer den Nepotismus verurtheilen als er. Seine Angehörigen und seine Umgebung durften sich nicht erlauben, seine kaiserliche Stellung zu ihrem Vortheil zu mißbrauchen Selbst die Kaiserin Severa, eine habsüchtige Frau, mußte es büßen, daß sie die Besitzerin eines schönen Landgutes gezwungen hatte, ihr dasselbe zu einem wahren Spottpreise abzutreten. Valentinian hat sie dafür rücksichtslos verstoßen;

die Villa wurde der früheren Eigenthümerin zurückgegeben. Nur das stellte nachher die Strenge des Kaisers in diesem Fall in ein zweifelhaftes Licht, daß er nun (368) die schöne Hofdame seiner früheren Gattin, eines ehemaligen Statthalters von Ancona Tochter, die reizende Sicilianerin Justina Aviana in zweiter Ehe heirathete.

Zu diesen Zügen traten noch andere, durchaus respektable Momente in der Haltung Valentinians. Er wollte aufrichtig das Wohl der Völker seines Reiches; er kannte bei seinem scharfen Auge und durchdringenden Verstande die Noth und die Bedürfnisse derselben sehr wohl; er suchte überall die Lasten zu erleichtern, die Beamten nur nach sorgfältigster Prüfung anzustellen; er gedachte, nach Innen ebenso energisch den vorhandenen Uebelständen zu begegnen, wie den Angriffen der wilden Grenzvölker. Erpressungen waren ihm ein Greuel. Und zum Schutze der niederen städtischen Bevölkerung gegen die Bedrückungen der Vornehmen und Mächtigen, der Steuereinnehmer und eventuell selbst der Statthalter, hat er schon i. J. 364 das neue Amt der städtischen Defensoren eingeführt. Diese Beamten, die später auch eine beschränkte Gerichtsbarkeit erhielten, wurden durch die gesammte Bürgerschaft aus unabhängigen Bürgern, die nicht zu den Dekurionen gehörten, auf fünf, später auf zwei Jahre gewählt und durch die Präfekten bestätigt. Sie hatten in geeigneten Fällen bei den Statthaltern, und eventuell bei den Präfekten und bei dem Kaiser selbst Beschwerden anzubringen. Seine umsichtige Pflege des öffentlichen Wohles blieb aber nicht bloß bei größeren Angelegenheiten stehen, sondern war auch dem Detail der verschiedensten Zweige der Verwaltung, der bürgerlichen, der socialen Zustände zugewandt. Ganz besonders aber strebte dieser Kaiser nach strenger Gerechtigkeit.

Auf diesem Punkte aber fielen gerade die dunkelsten Schatten auf den Charakter und das System Valentinians. Der Kaiser war von Natur streng bis zur äußersten Härte; und seine leidenschaftliche Wildheit, die er nur mühsam zu bezähmen vermochte, brach oft unter furchtbaren Formen zu Tage. Für seine persönliche Umgebung war der Umgang mit ihm sehr gefährlich; unter Umständen wurden auch kleine Vergehen entsetzlich schwer bestraft. Und nun machte der Kaiser offenbar zahllose Erfahrungen schlimmster Art, die ihn davon überzeugten, daß das Geschlecht seiner Zeitgenossen weithin so gut wie hoffnungslos verdorben sei, und daß dasselbe nur durch Feuer und Eisen geheilt, nur durch die düstersten Schreckmittel gebändigt werden könne. So stellte sich bei ihm immer entschiedener der schauerliche Grundsatz fest, daß der Kaiser „nur mit gnadenloser Strenge" auftreten dürfe. Er wurde immer herber, immer finsterer und furchtbarer. Er begnadigte fast niemals; ja er liebte es, die Strafen und Todesarten zu schärfen. Der Flammentod und die Greuel der Tortur waren in dieser Zeit etwas alltägliches. Die strengsten Richter und Statthalter waren ihm die liebsten. In seiner Nähe, so hörte man schaudernd, wurden sogar längere Zeit zwei wilde Bärinnen gehalten, welche unter Umständen verurtheilte Frevler zu zerreißen hatten. Diese

Praxis aber des Kaisers wurde durch zwei Umstände mehrfach höchst gefährlich. Einerseits nämlich unterlag doch auch dieser höchst intelligente Despot dem Schicksal aller energischen Menschen in seiner Stellung: auch er war doch nicht unfehlbar, und namentlich konnte auch seine redliche Wachsamkeit und Sorgfalt nicht verhindern, daß nicht auch er unter Umständen (wir erinnern nur an die oben S. 788 skizzirte, schändliche Episode des Grafen Romanus.) durch das Zusammenwirken mehrerer schlechter Beamten schmählich getäuscht und dadurch zu schrecklichen Ungerechtigkeiten getrieben wurde. Andererseits konnte auch sein Prineip, bei der furchtbarsten Härte gegen schlechte Beamte, die Autorität der Beamten möglichst zu vertreten, und bei der Armee strenger gegen die Gemeinen, als gegen die Offiziere aufzutreten, bei seinem Naturell unter Umständen ihn zu gefährlichen Mißgriffen führen: um so gefährlicher, je blutiger in dieser Zeit, soweit nicht die Kirche rettend oder mildernd eingriff, die römische Justiz arbeitete. Erscheint schließlich auch Valentinian als ein Machthaber, dessen wohlgemeinte Regententhätigkeit von der Gesammtbevölkerung um so höher geschätzt wurde, je entfernter man von seiner unheimlichen Nähe sich befand: so wirkte wieder versöhnend einmal der Umstand, daß der Kaiser in Staatsfragen doch auch freimüthigen Wiederspruch ruhig ertrug und zu „hören" verstand; andererseits die Thatsache, daß der sonst so heftige Valentinian in allen Reichsangelegenheiten eine erstaunliche Ruhe, gelassene Energie und ermüdenden Schwierigkeiten gegenüber eine unermüdliche, kalte Ausdauer entfaltete.

Für die dunklen Seiten dieser Regierung ist namentlich die Geschichte eines der unheimlichsten Menschen dieses Zeitalters charakteristisch, die zugleich zeigt, wie bedenklich unter Umständen die Einschmelzung so vieler Barbaren in das Römerthum wirken konnte. Aus der Reihe der seit Galerius in Pannonien kolonisirten und allmählich romanisirten, getischen Karpen war allmählich eine Familie im kaiserlichen Beamtendienst so weit emporgekommen, daß ein Mann dieses Geschlechtes das immerhin noch sehr niedrige Amt eines Registrators bekleidete. Aber dessen Sohn, Maximinus mit Namen, studirte die Wissenschaften, wurde endlich Advokat, und erhielt, nachdem er als Statthalter in Corsika und Sardinien, dann in Tuscien thätig gewesen war, durch die besondere Gunst Valentinians das hohe Amt des Chefs des stadtrömischen Proviantwesens. Aber leider hatte sich der Kaiser furchtbar vergriffen. Denn bei außerordentlicher Begabung war Maximinus ein Teufel in Menschengestalt. Er verstand es, den scharfblickenden Kaiser vollständig zu täuschen und empfahl sich als Richter durch seine entsetzliche Strenge. Der wüste Mißbrauch, der in Rom mit der Magie (S. 792) getrieben wurde, bestimmte Valentinian zu möglichst scharfem Einschreiten. Maximinus wurde daher an Stelle des Stadtpräfekten, (ein Amt, welches damals Männer wie der ältere Symmachus, der milde Prätextatus, Ampelius, Olybrius verwaltet haben), zum außerordentlichen Richter ernannt und mit umfassenden Untersuchungen gegen die Verbrechen der Zauberei, Giftmischerei, Ehebruch und Unzucht beauftragt. Als solcher hat er nun namentlich

i. J. 370 mit Hilfe einer Anzahl gleichgesinnter Unterbeamten, Spione und Denuncianten über die alte Weltstadt Grauen und Entsetzen verbreitet. Die alte getische Roheit und die tiefe Schlechtigkeit eines frechen, verschmitzten und grausamen romanischen Beamten tritt in dieser Persönlichkeit in schreckhafter Gestalt zu Tage. Nicht Rechtsliebe und empörte Sittlichkeit, sondern Blutgier und Freude an Qualen leiteten seine Schritte, und so verwandelte seine wilde Grausamkeit Roms Gerichtshöfe in Schlachthäuser. Folter, Henkerbeil und Scheiterhaufen drohten Männern und Weibern aus allen Ständen. Auch die in dem Streit mit Bischof Damasus (S. 791) verurtheilten Kleriker und Laien erlitten unter Maximins freudiger Mitwirkung durch dieses blutdürstigen Henkers Schergen Tod und Folter. Erst als Maximinus so weit gegangen war, wider die römischen Gesetze auch Senatoren der Folter zu unterwerfen, gab der Kaiser den Bitten einer Gesandtschaft des Senats nach und rief ihn ab. Aber einer seiner eifrigsten Beamten, der Rath Simplicius, fuhr nach Entfernung seines Chefs, als er selbst zum Vicar von Italien ernannt war, noch längere Zeit fort, in seines Freundes wildem Sinne zu handeln. Maximinus selbst fand dagegen Gelegenheit, als Chef der großen gallischen Präfektur bis zum Ausgang seines kaiserlichen Herrn, sich einen weithin gefürchteten Namen zu machen.

Mitten unter den Schrecknissen, welche die düstere Strenge des Kaisers und die schreckliche Härte mancher seiner Großbeamten an vielen Stellen hervorriefen, und mitten unter den politischen und kirchlichen Bedrängnissen und Kämpfen dieser Tage, lebte doch der Sinn für litterarische Thätigkeit unter Romanen und Griechen dieser eisernen Zeit fort. Nach Allem, was wir in dieser Richtung zu bemerken Veranlassung hatten, verstand es sich von selbst, daß zunächst innerhalb der romanischen Provinzen, namentlich in Rom selbst, in Karthago und anderen wichtigen Plätzen Afrikas, und in den südgallischen Studiensitzen die grammatischen und rhetorischen Studien mit unentwegtem Eifer weiter betrieben wurden. Aber interessanter als der gelehrte Commentar zu Terenz und als die lateinischen Grammatiken, welche aus dieser Zeit Aelius Donatus zu Rom, und dessen nur wenig jüngere Fachgenossen Flavius Sosipater Charisius und Diomedes uns hinterlassen haben; interessanter jedenfalls als das landwirthschaftliche Werk des Palladius, und als die zur Zeit der Constantiner entstandenen Reisehandbücher und das „historische Handbuch" für die Stadt Rom aus dem Jahre 354, bleibt der Blick auf das Weiterfortleben der Hauptrichtungen der Litteratur. Nicht gerade erfreulich ist die Beobachtung, daß die Leistungen der Historiographie immer mehr einschrumpfen. Und doch sind die bedeutendsten Historiker der Epoche vor Ammianus Marcellinus' Zeit hochgestellte Staatsbeamte gewesen. Ein Günstling des Kaisers Julian war jener Sextus Aurelius Victor, der, aus niederen Verhältnissen emporgekommen, es bis zum Statthalter in Pannonien, ja bis zum Präfekten in Rom gebracht hat, aber in seiner bis 360 herabgeführten, kompendiarisch gehaltenen Kaisergeschichte wohl die Benutzung

guter Quellen, aber keinerlei höhere litterariſche Begabung verräth. Erheblich höher ſtand doch der treffliche (S. 724) Eutropius, der ſeit ſeiner Stellung in des großen Conſtantins Nähe bis zu Kaiſer Valens andauernd in der Gunſt der Kaiſer ſich behauptet, wiederholt Staatsämter bekleidet, Julian auf dem perſiſchen Feldzuge begleitet, und auf ſpeciellen Wunſch des Kaiſers Valens nach den geläufigen Quellen eine Ueberſicht über die geſammte römiſche Geſchichte in zehn Büchern verfaßt hat, die mit Jovians Tode abſchloß. Das Schriftchen iſt wiederholt in das Griechiſche überſetzt, ſpäter zu einem vielgebrauchten Schulbuche geworden. Für die Forſchung iſt das gewandt und in einfacher Sprache verfaßte Buch von Werth wegen des treffenden, unbefangenen und unparteiiſchen Urtheils, namentlich auch über die Kaiſer des vierten Jahrhunderts, deren Zeitgenoſſe Eutropius geweſen iſt.

Von erheblichem Intereſſe ſind neben dieſen Hiſtorikern zwei Dichter des vierten Jahrhunderts von ganz entſchiedener poetiſcher Begabung. Der eine war ein Italiker aus Vulſinii in Etrurien, Rufus Feſtus Avienus, ein reicher und vornehmer Beamter, deſſen Blüthetage in Valentinians Zeit fielen. Die Werke dieſes Dichters zeichnen ſich durch das Ringen nach edler Sprache und reinen Formen aus, ſoweit nicht das Grundübel ſeiner Zeit, die rhetoriſche Wortfülle, ſtörend ſich geltend macht; in der That hatte er ſich nach guten klaſſiſchen Muſtern, namentlich nach Vergil gebildet. Avienus hatte außer anderem namentlich als geographiſcher, beſchreibender Dichter ſich einen Namen erworben, in epiſchem Maße die Periegeſe des alten Dionyſios und andere griechiſche Vorbilder nachgebildet, in jambiſchen Trimetern eine Beſchreibung der Küſte des Mittelmeeres, des ſchwarzen und des kaſpiſchen Meeres verfaßt. Dazu kamen kleinere Gedichte, Epigramme in Hexametern. Dieſer Dichter iſt noch mit ganzer Zähigkeit den alten Göttern ergeben, und manche ſeiner kleinen Gedichte ſind erleuchtet durch die letzten Strahlen der ſinkenden Sonne der Antike. Anders ſein berühmter galliſcher Zeitgenoſſe Auſonius, in deſſen Schriften jene Reihe hochgebildeter Männer des vierten Jahrhunderts ihren litterariſchen Ausdruck findet, welche einerſeits zwar das Chriſtenthum angenommen hatten, andrerſeits aber mit unveränderter Freude und unentwegtem Eifer die alte Litteratur pflegten. Dieſer Dichter war der Sohn der Aemilia Aeonia (Tochter des romaniſirten Häduers Arborius) und des Julius Auſonius von Coſſio Vaſatum, der zuerſt als angeſehener Arzt in Burdigala, dann als Leibarzt an Valentinians I. Hofe lebte, ſpäter Präfekt von Illyricum wurde und im höchſten Alter um das J. 370 geſtorben iſt: ein Mann von ſeinem Atticismus. Sein älteſter Sohn, Decimus Magnus Auſonius, iſt zwiſchen 300 und 310 n. Chr. zu Burdigala geboren, und von Anfang an zur Pflege der Wiſſenſchaften beſtimmt geweſen. Zuerſt in Toloſa geſchult, wo damals unter anderen Gelehrten auch ſein mütterlicher Oheim Aemilius Magnus Arborius, ein Freund der Conſtantiner, die ihn ſpäter nach dem Bosporus beriefen, als Rhetor und Rechtsanwalt glänzte, fungirte Auſonius mit 30 Jahren zuerſt als Lehrer der Grammatik, ſpäter als

Rhetor in seiner damals noch immer relativ blühenden, reich belebten Heimathsstadt inmitten der Rebenhügel des Garonnethales. Ein glänzendes Loos blühte ihm, als der wohlmeinende Kaiser Valentinian ihn (zwischen 364 und und 367) an seinen Hof berief und zum wissenschaftlichen Erzieher des Prinzen Gratian bestimmte. Ausonius, der den Hof auch auf den alamannischen Feldzügen begleitete, ist noch durch Valentinian zum Comes erhoben, und später als Freund des jungen Kaisers Gratian mit der Präfektur zuerst von Italien (376), zwei Jahre später mit der von Gallien betraut, endlich 379 mit dem Consulat dekorirt worden. Nach des jungen Kaisers frühem Tode scheint der alte Herr sich dauernd nach Burdigala zurückgezogen zu haben, wo er in höchst behaglichen Verhältnissen bis zu seinem Tode (im letzten Jahrzehnt des vierten Jahrhunderts) in höchst eifriger litterarischer Thätigkeit fortfuhr. Eine brave und liebenswürdige Natur, in seinen litterarischen Schöpfungen weniger originell, als durch imposante Kenntnisse und umfassende Bildung getragen, zeichnete ihn als Schriftsteller und als Verfasser zahlreicher Briefe und noch zahlreicherer Gedichte, Epigramme, Idyllen, eine seltene Gewandtheit aus in der Handhabung der metrischen und stylistischen Formen. Die berühmteste seiner Idyllen ist die „Mosella", nämlich die sehr anmuthige Schilderung einer Reise von Bingen nach Trier durch das reizende Moselthal, im Style des Epos (in 483 Hexametern), die gegen Ende d. J. 370 zu Trier verfaßt worden ist.

Unter ganz anderen Verhältnissen blühte parallel mit den lateinischen litterarischen Erscheinungen dieser Zeit die griechische Litteratur weiter. Sehen wir ab von den imposanten Erscheinungen auf rein kirchlichem Gebiet, wie namentlich Gregor von Nazianz, so dominirt hier, die reine Fachgelehrsamkeit und die philosophische Spekulation ausgenommen, ganz überwiegend die hohe Rhetorik. Noch immer war Athen mit seinem buntbewegten Studentenleben und mit seinen glänzenden Sophisten, neben denen aber jetzt auch die neuplatonische Schulweisheit festen Boden gewinnt, für diesen Zweig des litterarischen Lebens die von der gesammten alten Welt mit unerschütterlicher Liebe gepflegte hohe Schule. Freilich zeigten sich schon die Spuren einer nicht mehr fernen Veränderung. Der alte Proäresios ist mit 91 Jahren im J. 367 gestorben, und sein vieljähriger Rival, der seit seiner Uebersiedelung (S. 722) in Julians Hoflager mehrere Jahre in Asien gelebt und erst 368 das athenische Katheder wieder betreten hatte, führte nun zwar noch lange Jahre unbestritten die oratorische Hegemonie in Athen: aber als er (385 oder 390) starb, war von einem ebenbürtigen Nachwuchs nichts zu bemerken. Die Zeit bereitete sich vor, wo der Geschmack an den prachtvollen oratorischen Concerten erlosch; wo die ernster gewordene Welt die Redekunst nur noch bei den großen christlichen Kanzelrednern suchte, und wo die Anhänger der Antike sich lediglich auf die neuplatonische Philosophie stützten, während die formelle Bildung in einer schlichteren Weise bei Rhetoren gesucht wurde, die mit den prachtvollen Prunkrednern des vierten Jahrhun-

derts nur noch den Namen gemeinsam hatten. Aufhalten konnten diese Wendung auch solche Talente nicht, die weit entfernt von Athen die dort gewonnene Schulung ausnutzten, wie jener energische Heide Libanios aus Antiochia, der (314) als Abkömmling einer großen und reichen Familie geboren, seit 336 in Athen seine Studien gemacht, später (350) eine Professur in Constantinopel erlangt, und nachher (von 354 bis wahrscheinlich 395) in seiner Heimath Antiochia unter höchst energischer litterarischer Thätigkeit als einer der gefeiertsten Professoren der hohen Rhetorik sich einen großen Namen erworben hat. Eine viel mildere Natur als dieser ungestüme und leidenschaftliche Syrer war der Repräsentant der Euthanasie des Heidenthums in Constantinopel, der (geb. 317) an Plato und Aristoteles gebildete Themistios, des Philosophen Eugenios Sohn aus Paphlagonien, der mit ähnlicher vornehmer Würde, geistvoller Ironie und melancholischer Ruhe, wie in Rom Vettius Agorius Prätextatus und Symmachus, am Bosporus den verlorenen Posten eines hochgesinnten Vertreters des ausgehenden Hellenismus behauptete. Lehrer der Beredtsamkeit in Constantinopel und fruchtbarer Redner, durch Constantius II. zum Senator erhoben, unter Julian i. J. 362 Präfekt der Reichshauptstadt, erfreute er sich des Wohlwollens auch der folgenden Kaiser, selbst — wie auch des Gregor von Nazianz, des eifrig katholischen Theodosius, unter dem er 384 noch einmal zum Präfekten ernannt, und auch sonst mehrfach ausgezeichnet wurde. In diese Zeit aber, auf welche diese litterarische Skizze bereits mehrfach hingewiesen, führt uns jetzt die weitere Darstellung der politischen Geschichte.

Während Graf Theodosius in Afrika den schwierigen mauretanischen Krieg führte und Valentinian mit angestrengter Kraft die Rheinlinie gegen die Alamannen hütete, trafen plötzlich, als letzterer eben mit Anlage des Schlosses Robur bei Basel beschäftigt war, (im Sommer d. J. 374) aus Pannonien neue Unglücksnachrichten ein. Der Kaiser hatte veranlaßt, daß die Donaulinie in ähnlicher Weise durch neue Festungen verstärkt wurde, wie das Rheinthal. Die Anlage mehrerer Kastelle auf dem linken Ufer des großen Stromes im Gebiet der Quaden machte jedoch den Unwillen dieses deutschen Stammes rege. Und nun beging der römische kommandirende General der pannonischen Provinz Valeria, jenes grimmigen Maximinus Sohn Marcellian, den Frevel, den quadischen Häuptling Gabinius zu sich zu laden und bei Tische ermorden zu lassen. Die Schandthat erbitterte die Quaden so sehr, daß sie, von ihren sarmatischen Nachbarn, den Jazygen, unterstützt, gerade zur Erntezeit des Jahres 374 die Donau überschritten und die pannonischen Provinzen mit Raub, Mord und Brand auf das furchtbarste heimsuchten. Mit Mühe entging des Prinzen Gratian jugendliche Braut (S. 783 f.), die sich damals eben auf der Reise nach Trier in Pannonien befand, der Gefangennahme. Der Abzug eines Theiles der Besatzungen nach Afrika (S. 788) machte den

Widerstand für die Römer sehr schwer; um so mehr als zwei schlecht geführte Legionen durch die Jazygen völlig zersprengt worden waren. Mit Mühe wurden die Festungen behauptet; auch der illyrische Präfekt Petronius Probus in Sirmium hatte den Kopf völlig verloren, wagte sich nicht aus der Stadt, und dachte nur darauf, durch Zusammenscharren von Geldmitteln für den Krieg Valentinian bei seiner Ankunft günstig zu stimmen.

Valentinian mußte sich unter diesen Umständen entschließen, seinen römischen Stolz zu überwinden und dem alamannischen Herzog Macrian zuerst den Frieden anzutragen. Es ist ihm wirklich gelungen, wahrscheinlich gegen reiche Geldzahlungen, bei einer Zusammenkunft in der Nähe von Mainz den alamannischen Fürsten zum Abschluß eines sichern Friedens zu bestimmen, der während Macrians Leben auch treu gehalten worden ist. So konnte denn der Kaiser im Frühling 375 mit einem starken Heere in Begleitung des Generals Merobaudes, wie auch der Kaiserin Justina und ihres kleinen Sohnes Valentinian, nach Pannonien aufbrechen. Als er aber hier in Carnuntum ankam, fand er bereits das Schwerste überwunden, — durch die gewaltige Kraft eines jungen Helden. Des großen Grafen Theodosius jugendlicher Sohn hatte damals das Commando in Obermösien erhalten. Und als jetzt (374) die Sarmaten auch seine Provinz überschwemmten, zeigte er bei nur geringer Truppenmacht, die er zur Verfügung hatte, solche Umsicht und Entschlossenheit, daß die Jazygen überall schwer geschlagen wurden. Sie waren bald völlig entmuthigt; und als Valentinian sich näherte, wichen auch die noch in Pannonien hausenden Jazygen schnell über die Donau zurück.

Nun konnten nach längerem Verweilen in Carnuntum der Kaiser und Merobaudes mit zwei Colonnen, deren eine unter Valentinian von Aquincum aus operirte, in das Gebiet der Quaden einbrechen und dasselbe auf das schrecklichste heimsuchen, während Justina und der Hof in dem Schloß Murocincta blieben. Im Herbst 375 nahm der Kaiser sein Quartier zu Bregetio. Hier erschien eine Gesandtschaft der vornehmsten Quaden, um demüthig den Frieden zu erbitten. Als der Kaiser deren kläglichen Aufzug sah, überkam ihn im Gefühl seiner hoffnungslosen Arbeit für das Reich, dem selbst solche Gegner gefährlich werden konnten, Schmerz und Zorn in solcher Wucht, daß ihn ein Schlagfluß oder Blutsturz traf, dem er rasch erlag (17. November 375).

Die Leiche des Gewaltigen wurde später nach der Apostelkirche in Constantinopel geleitet. Aber unmittelbar nach seinem Tode erwachte bei den Soldaten, die den strengen Kaiser viel mehr gefürchtet als geliebt hatten, eine meuterische Stimmung; sie hätten jetzt am liebsten den sehr populären General Sebastian als Kaiser gesehen. Da rettete die Klugheit des Generals Merobaudes die Existenz der pannonischen Dynastie. Er selbst stand noch mit Sebastian jenseits der Donau. Als ihn der Kriegsrath der Stabsoffiziere in aller Eile von der Gefahr der Lage unterrichtete, entfernte er, jetzt der Höchstkommandirende, den Sebastian sofort unter anständigen Vor-

wänden nach einem weit entfernten Poſten; den Soldaten wurde, um ihnen eine andere Richtung zu geben, mitgetheilt, daß Gallien durch germaniſche Einfälle bedroht ſei. Dann aber ließ er in aller Eile durch den Oberſtallmeiſter Cerealis, den Bruder der Kaiſerin Juſtina, dieſe ſelbſt und ihren vierjährigen (im November 371 geborenen) Sohn nach Bregetio herbeirufen, und brachte es wirklich dahin, daß die Truppen den kleinen Prinzen ſechs Tage nach ſeines Vaters Tode als neuen Kaiſer anerkannten. Gratian, der ſich in Trier befand, mußte ſich in die vollendete Thatſache fügen, die ihm wenigſtens einen Theil ſeiner Macht rettete. Die Sache war nämlich weiter ſo geordnet worden, — und Gratian bei wirklich edler Natur hat nachher niemals die neuen Rechte ſeiner Stiefmutter und ſeines Bruders zu verletzen verſucht, — daß Gratian nur die galliſche Präfektur unmittelbar regieren ſollte. Die italiſche und illyriſche dagegen ſollten der Beſitz Valentinians II. ſein. Juſtina ſchlug ihre Hofhaltung zu Mailand auf, und Gratian, durch Merobaudes geleitet, ſollte eine ſehr beſtimmte Suprematie auch über die Regierung der beiden inneren Präfekturen ausüben.

Nur Ein Mann des Kaiſerhauſes ſchmollte bitter über die neue Ordnung der Dinge; es war der Kaiſer Valens. Seit ſeinem glücklichen Gothenkriege hatte dieſer Auguſtus im Ganzen eine viel bequemere Regierung führen können, als ſein kaiſerlicher Bruder. Obwohl Valens an Begabung weit hinter Valentinian zurückſtand; obwohl er rauh war, ohne rechte Kraft und wieder ſchwach, ohne rechte Milde, ſo befand ſich doch die weit überwiegende Mehrheit ſeiner Unterthanen viel glücklicher, als die Völker des Abendlandes. Dieſer Kaiſer beſaß doch auch viele gute Eigenſchaften. Auch er zeichnete ſich andauernd durch keuſche und nüchterne Einfachheit ſeines Lebens auf dem Throne aus. Er galt als ein zuverläſſiger Freund. Er hielt darauf, daß (nur ſeinen Schwiegervater S. 781 ausgenommen) ſeine Familie ihre glänzende Stellung nicht mißbrauchte. Die Zucht in der Armee und in der Bureaukratie ſuchte er mit Ernſt aufrecht zu erhalten. Das Wohl des Volkes lag ihm ſehr am Herzen, und er war glücklich genug, erhebliche Erleichterungen der ſchweren Steuerlaſt durchführen zu können. Bei guter und ſparſamer Verwaltung fehlte es doch nicht an wohlbemeſſener Freigebigkeit, und an eifriger Thätigkeit in Errichtung und Erneuerung nützlicher öffentlicher Bauten, namentlich in Conſtantinopel und in Antiochien, deſſen Klima dem Kaiſer ganz beſonders zuſagte. Der Neigung vieler Beamten zur Beraubung der öffentlichen Kaſſen und nur zu vieler Richter zur Beſtechlichkeit trat Valens mit ſcharfer Strenge entgegen.

Leider aber fielen auf ſeine ſonſt vielfach wohlthätige Regierung nach zwei Seiten dunkle Schatten. Einerſeits war auch Valens, wie ſein Bruder, von Natur zur Grauſamkeit geneigt. Auch ſeine Liebe zur Gerechtigkeit nahm allmählich einen unheimlichen Charakter an. Und wahrhaft furchtbar konnte der Kaiſer werden, wenn er glaubte, Hochverrath und perſönliche Nachſtellungen fürchten zu müſſen: an Rachſucht und Blutgier blieb er in ſolchem Falle

nicht viel hinter Constantius II. zurück. In schrecklichster Weise zeigte sich das bei dem Hochverrathsprozeß Theodoros i. J. 371 oder 372, bei welchem auf völlig schattenhafte Indicien hin, unter Mitwirkung der Folter, eine Masse wenigstens zum großen Theile wahrscheinlich von gar keiner wirklichen Schuld belasteter Menschen, unter ihnen auch der alte Neuplatoniker Maximus, durch umfassenden gerichtlichen Mord den Untergang fanden.

Auf der andern Seite war es sehr übel, daß Kaiser Valens es nicht über sich vermochte, in der kirchlichen Frage der weisen Politik seines Bruders zu folgen. Volle Religionsfreiheit allerdings genossen auch in seinem Reiche die Anhänger der alten Kulte. Dagegen in Sachen der Kirche verhielt er sich anders. Valens war persönlich der arianischen Auffassung sehr eifrig ergeben. Seine Gattin Domnica und der arianische Bischof Eudoxios in Constantinopel, dem er die Kathedrale der Residenz überwiesen, und der ihn 367 getauft hat, bestärkten ihn in dieser Richtung sehr lebhaft. Obwohl nun dieser Kaiser in Wahrheit manchen Provokationen gegenüber stets eine gewisse Mäßigung einhielt und schon aus Rücksicht auf seinen Bruder die berühmten Führer der Homousianer, wie Gregor von Nazianz, Basilios, Athanasius (der 372/3 in hohem Alter starb) achtungsvoll behandelte, so war er doch thöricht genug, der orientalischen Kirche die Einheit im Sinn des strengsten Arianismus, der Richtung der Anomöer (S. 759), auf Kosten der Homousianer wie der Homöusianer aufnöthigen zu wollen. Darüber ist zunächst Valens in den Augen und nach den Berichten der Homousianer zu einem abscheulichen Tyrannen geworden, dem man die schlimmsten Dinge mit derselben fanatischen Uebertreibung, wie einst dem Julian nachgesagt hat. In Wahrheit arbeitete der Kaiser mit Energie dahin, möglichst viele arianische Bischöfe in erledigte Stellen zu bringen, möglichst viele arianische Gemeinden zu schaffen, und den Homousianern möglichst viele Kirchen zu entziehen. Daran allerdings knüpften sich unaufhörliche Gehässigkeiten und Tumulte; und nach der schmachvollen Art dieser Zeit fühlten sich Priester und Laien der Arianer, und kaiserliche Beamten ermuthigt, die Gegner möglichst zu kränken. Nur daß die durch die Gunst des Hofes verwöhnten Arianer, die außer ihren illyrischen Sitzen nach des Athanasius Tode die drei großen Kirchensitze Alexandrien, Antiochia und Constantinopel inne hatten, durch solche Stellung nicht stärker geworden sind. Während die zwischen ihnen und den Homousianern in der Mitte stehenden Denominationen allmählich sich auflösten und theils mit jenen, theils mit diesen verschmolzen, steigerte sich die opfermuthige Widerstandsfähigkeit der Homousianer immer mehr. Derart daß diese trotz der Ungunst des Valens in manchen Strichen, wie in Kappadokien, fast alle Kirchen, in Aegypten die Mehrheit der Christen für sich hatten.

So war die Lage in Valens' Reiche, als sein Bruder starb. Der jüngere Augustus schmollte nun bitter, als er fand, daß die Machthaber des Abendlandes weder daran dachten, sein Reich zu vergrößern, noch auch ihm eine Art von Suprematie über seine Neffen zuzugestehen. So entstand

schnell genug ein gespanntes Verhältniß zwischen Valens und Gratian, welches — ein höchst unheilvolles Moment in der großen gothischen Krisis, die sich damals vorbereitete, — nun auch noch dadurch erheblich gesteigert wurde, daß Gratian seinerseits die Religionsfreiheit der Arianer vernichtete.

Dieser junge Fürst war persönlich eine ebenso liebenswürdige, wie anmuthige Erscheinung. Ein edler, schöner Jüngling, der von dem furchterregenden Naturell seines Vaters nichts besaß; eine sanfte, milde Natur; dabei von großer geistiger Begabung und vortrefflicher Erziehung; bei wahrer Frömmigkeit und sauberer Lebensführung weder bigott noch asketisch gesinnt, und ein Freund der Kunst und Wissenschaften: so erweckte er überall die günstigsten Erwartungen. Seine Herzensgüte, und der Eifer, mit dem er sofort nach Antritt seiner Herrschaft alle rückständigen Steuern im ganzen Reiche erließ, machten auch den günstigsten Eindruck.

Und doch führte diesen trefflichen Jüngling seine Unerfahrenheit und seine vertrauensvolle Hingabe an die bedeutenden Männer, die von seinem Vater her ihn umgaben, gleich zu Anfang zu mehreren höchst gefährlichen und nicht wieder gut zu machenden Mißgriffen. Der erste war der Sturz des Grafen Theodosius. Wahrscheinlich traf die eifersüchtige Abneigung der Männer, Merobaudes gewiß nicht ausgenommen, die jetzt am Hofe zu Trier die Herrschaft führten, wider diesen großen Mann zusammen mit dem begreiflichen Haß, den die durch Theodosius so energisch beseitigten Kreaturen des Romanus und dieser Schurke selbst gegen den Grafen nährten. Genug, mit Hilfe uns unbekannter Verwände wurde nicht lange nach des alten Valentinian Tode eine satanische Intrigue gegen den Retter Britanniens und Afrikas eingefädelt. Theodosius wurde in Sitifis verhaftet, auf den Tod angeklagt, von den elenden Richtern dieser Zeit natürlich verurtheilt, endlich in Karthago enthauptet (376), und sehr passend nachher mit Hilfe wohlgewählter Zeugen die noch schwebende Untersuchung gegen Romanus zu dessen Gunsten beendigt. Die nächste Folge dieser Schandthat, die als Akt politischen selbstmörderischen Wahnwitzes auf gleicher Höhe steht wie später die Ermordung des Hunnensiegers Aëtius, war natürlich, daß auch der junge General Theodosius auf der Stelle seinen Abschied nehmen mußte, und sich nach seinen spanischen Gütern zurückzog. Außer dem Justizmord in Karthago erfolgten in dieser Zeit noch andere Gewaltthaten gegen verschiedene, den neuen Machthabern unbequeme Männer. Nur ein Zug in dieser Richtung erfüllte die Welt mit allgemeiner Freude. Der hochmüthige, blutige Maximinus nämlich, der sich zu Merobaudes und dessen Freunden nicht zu stellen wußte, wurde der Präfektur von Gallien im Frühling 376 enthoben. Vielleicht auf einen Wink aus Trier erschien nun eine Gesandtschaft des römischen Senates am Hofe, um die bittersten Klagen gegen das frühere Wüthen dieses Henkers zu erheben. Als Maximinus unter dem Jubelgeschrei der halben Welt endlich selbst den Henkertod gefunden hatte, wurden auch zwei seiner verrufensten Werkzeuge beseitigt: zuerst jener Simplicius, dann ein gewisser

Doryphorianus, dem aber durch die fanatische Wuth der durch Gratian an den Hof zurückberufenen Kaiserin-Mutter Severa statt einfacher Enthauptung ein schauderhafter, qualvoller Tod bereitet wurde.

Nicht blutig, aber höchst verderblich war die Veränderung in der Kirchenpolitik, zu welcher Gratian zuerst zu Anfang des Jahres 376 sich hat bestimmen lassen. Die Schuld an diesem Schritte, durch welchen für endlose Jahrhunderte die Religionsfreiheit aus der Welt verdrängt worden ist, trug wahrscheinlich nicht der fränkische Minister Merobaudes, sondern ein persönlich viel edlerer und besserer Mann, der Bischof Ambrosius von Mailand, der sehr bald mit dem jungen eifrig homousianischen Kaiser nahe Freundschaft geschlossen hat, und dessen „geistlicher Vater" geworden ist. Ambrosius war eine der großartigsten Erscheinungen der damaligen Kirche. Ein hochbegabter Mensch, als feuriger und hinreißender Kanzelredner damals nur durch den zur Zierde der orientalischen Kirche heranreifenden Johannes Chrysostomos von Antiochia übertroffen; im Vollbewußtsein seiner geistlichen Würde zugleich voll inniger Liebeswärme gegen die Menschen; aber leider auch im Sinne der Kirche jener Tage von zähester Unduldsamkeit, sobald es sich um den religiösen Gegensatz gegen andere christliche Denominationen handelte, und bald genug auch gegen Heiden und Juden. Wahrscheinlich also war es sein Einfluß, unter welchem Gratian, — tapfer wie sein Vater (dabei freilich schwach genug, seiner thörichten Infanterie den gefährlichen Wunsch zu gewähren, dessen Erfüllung, die Abschaffung der schweren Panzer und Helme, sie dem feindlichen Pfeilhagel oft in verderblicher Weise bloßgestellt hat), als Staatsmann aber nicht entfernt diesem zu vergleichen, und in Kirchenfragen bei aller Sanftmuth viel heftiger und herrischer, als der harte Valentinian, — zuerst i. J. 376 zum Erlaß jener Edikte bestimmt wurde, welche die „katholische" Heiligkeit jetzt ausschließlich für die Homousianer in Anspruch nahmen, dann aber „alle Zusammenkünfte der häretischen (ketzerischen) Anmaßung" verboten. Den Häretikern sollten ihre Kirchen entrissen und den „katholischen" Gemeinden überliefert werden. Damit waren die Arianer und Donatisten seines Reiches vor das Dilemma gestellt, entweder auf jeden Gottesdienst zu verzichten, oder aber in die Kirchen zu gehen, wo die ihnen verhaßten nikänischen Dogmen gepredigt, ihre eigenen geschmäht wurden. Da sie das letztere natürlich nicht mochten, vielmehr wider Gratians Befehl sich in verborgenen privaten Zusammenkünften zusammenfanden: so erfolgten 378 neue harte Edikte, welche sowohl dieses Verfahren, wie die nachsichtige Haltung der Statthalter mit den härtesten Strafen bedrohten. Die Donatisten in Afrika, gegen welche der thörichte Knabe i. J. 377 noch ein besonderes Gesetz geschleudert hatte, leisteten aber in ihrer geschlossenen Massenhaftigkeit und Abhärtung gegen Verfolgung so zähen Widerstand, daß Gratian, nun doch zu mild, um Akte grausamer Gewalt zu veranlassen, aus Rücksicht auf die elende Lage von Afrika nicht weiter vorging. Thatsächlich ist diese Denomination dermaßen

gewachsen, daß sie gegen Ende des vierten Jahrhunderts in Afrika über 400 Bischöfe zählte, und unter Umständen selbst kleine katholische Gemeinden arg plagen konnte. Dagegen gelang es ohne Mühe, in Italien die Arianer überall mundtodt zu machen und ihnen ihre Kirchen zu rauben. Selbst in Mailand vermochte die Kaiserin-Wittwe Justina, persönlich dem Arianismus höchst eifrig ergeben, was sie freilich erst nach ihres Gatten Tode öffentlich zur Schau trug, ihren Glaubensgenossen nicht mehr zu helfen. Nur in Illyrien hielt sich die geächtete Konfession noch länger. Nur daß auch jetzt noch immer kein Häretiker persönlich seines Glaubens halber belästigt oder von Aemtern ausgeschlossen wurde. Und das machte es auch möglich, daß noch lange, namentlich unter zweckmäßiger Anwendung des Geldes am Hofe, widerwillige hohe Beamte weder die gegen ihre Glaubensbrüder erlassenen, noch die ihren Gegnern günstigen Gesetze mit ernstem Nachdruck durchführten.

Goldmedaillon des Kaisers Gratianus. (Kgl. Münzcabinet zu Berlin); natürliche Größe.

Umschrift der Vorderseite: D(ominus) N(oster) GRATIANVS P(ius) F(elix) AVG(ustus). Auf der Rückseite ist die thronende Roma dargestellt mit der Umschrift GLORIA ROMANORVM. Das Stück ist in TR(oviri), Trier, geprägt; die folgenden beiden Buchstaben O B sind die griechisch geschriebene Zahl 72. alle Goldmünzen wurden nach dem zweiundsiebzigster Fuß geprägt: 72 Solidi aus dem Pfunde Goldes. Der letzte Buchstabe € ist das griechische Zahlzeichen 5 und bedeutet die fünfte Officin oder fünfte Emission. (Julius Friedlaender.)

Gratian betrieb seinen Feldzug gegen die Häretiker seines Reiches noch mit vollem Nachdruck, als die seit mehreren Jahren bereits drohende Katastrophe über das Reich seines Oheims hereinbrach, welche mit ihren Folgen den Riesenbau des römischen Imperiums in seinen Grundfesten zu erschüttern bestimmt war. Kaiser Valens hatte den größten Theil der letzten Jahre, namentlich seit 372, in Antiochia zugebracht, um die Perser zu überwachen. Der klägliche Friedensschluß des Jovianus hatte es dem Schahinschah möglich gemacht, nicht nur in Iberien das Uebergewicht zu gewinnen, sondern auch in Armenien den römerfreundlichen König Tiranos (Tiran) durch dessen Sohn Arsakes III. zu verdrängen. Erst als er in Armenien eine gehässige Gewaltherrschaft ausübte und den Arsakes als seinen Gefangenen fortgeführt hatte (gegen 370), veranlaßte der Bischof Narses, der für den Kronprinzen Para thätig war, den Kaiser Valens, militärische Demonstrationen auf dieser Seite zu versuchen. Auf der armenischen Grenze

erfochten 372 sogar die römischen Generale Vadomar und Graf Trajan erhebliche Vortheile über die Perser und konnten den Para in Armenien als König einsetzen. Da sich dieser jedoch als ein elender Bursche zeigte, ja sogar heimliche Verhandlungen mit Sapor nicht von der Hand wies, so ließ ihn Valens i. J. 374 durch den General Trajan ermorden. Darüber wuchs allmählich die Spannung zwischen Valens und Sapor so sehr, daß der Römer für das Jahr 376 sehr ernsthafte Rüstungen zu einem Perserkriege anstellte. Mitten unter solchen Vorbereitungen erhielt er höchst unerwartete Nachrichten von der gothischen Donau.

Die Zustände im Lande der Westgothen hatten sich seit dem letzten Kriege (S. 782) in einer für die Römer sehr erfreulichen Weise entwickelt. Während allerdings das Volk der Greuthungen oder Ostgothen seit der Mitte des vierten Jahrhunderts unter der Herrschaft des alten, weithin gefürchteten Amelungenkönigs Ermanarich, Achiulfs Sohn, seine Kraft nordwärts gewendet und bis zur Ostsee und zur Linie des Don zahlreiche deutsche, finnische und slawische Stämme unter seine Herrschaft gezwungen hatte, war der westgothische alte Herzog Athanarich mit einem starken Theile seines Volkes in böse Konflikte gerathen. Er war ein erbitterter Feind der Christen, und hatte schon 348—355 die arianischen Gothen sammt ihrem berühmten, seit 341 amtirenden Bischof Ulfila (geb. 311, † 381) aus dem Lande getrieben; mit Zulassung des Constantius II. hatten sich diese in der Gegend von Nikopolis im Balkan angesiedelt. Trotzdem war die Ausbreitung des Christenthums unter den Westgothen auf die Dauer nicht aufzuhalten gewesen; und so war Athanarich sammt anderen Häuptlingen seit 370 auf den Gedanken gekommen, die deutschen Christen blutig zu verfolgen. Denn einerseits fürchtete er den Zorn der alten Götter, wenn das Gothenvolk diesen den Rücken kehrte; andererseits galten ihm die gothischen Christen als römische Partei. So wurden denn jetzt längere Zeit auch von den gothischen Heiden zahlreiche blutige Greuelthaten verübt, bis endlich das Volk sich gegen dieses Wüthen erhob und die Gegner des Athanarich einen starken Führer fanden, den als Politiker und Heerführer ungemein begabten Häuptling Fritigern. Im Jahre 372 brach der Bürgerkrieg zwischen den Westgothen aus, und Fritigern, der in Nachtheil gerieth, rief die Römer um Hilfe an. Valens hat sie gewährt, Fritigern konnte den Athanarich siegreich zurückschlagen, und förderte nun, selbst Christ geworden, die Verbreitung des Christenthumes durch römische, arianische Priester unter den Gothen mit großem Erfolge. Während aber das tapfere Volk in solcher Weise gespalten dastand, Athanarich und seine Genossen in der Moldau und Bessarabien, die Gegenpartei unter Fritigern in der Walachei und in einem Theile Siebenbürgens: da wälzte sich gegen sie alle von Osten her das Verderben heran.

Seit 371 n. Chr. etwa war im fernsten Südosten von Europa eine Völkerwanderung im Gange; eine jener Art, wie sie bisher die Griechen nur aus den Berichten von den letzten Schicksalen des assyrischen Reiches, von

den Kämpfen des Mederkönigs Kyaxares, und später aus dem Munde baktrianischer Blutsverwandten kannten. Eine mächtige Welle der mongolischen oder „altaïschen" Völkerfluth war seit längerer Zeit aus den innerasiatischen Steppenländern ausgebrochen und hatte sich weiter vom Aral und Kaspimeere her nach dem Westen gewälzt. Die Stämme der „Hunnen", wie die Alten die Völker nannten, die jetzt an den Marken der griechisch-römischen Civilisation erschienen, galten ihnen als die rohesten Barbaren, mit denen die vielgeplagten Römer bis dahin in Berührung gekommen waren. Ziehen wir alle Uebertreibung ab, wie sie anfangs Zorn und Schrecken den deutschen Völkern und den Romanen in Sachen der Hunnen in den Mund gelegt hat, so begreift man doch sehr wohl, wie unheimlich zuerst die Erscheinung der Hunnen auf die germanische und römische Welt hat wirken können. Man lernte in ihnen ein echtes Nomadenvolk kennen, welches von seinen häßlichen, aber höchst ausdauernden Pferden unzertrennlich schien. Im Kampfe, — so lernte man sie zuerst kennen, — waren sie im offenen Felde als ungestüme Reiter und tapfere Krieger überaus gefährliche Gegner, mit ihren Pfeilen, ihrem Lasso, ihren Schwertern im Fernkampf wie im Handgemenge gleich furchtbar. Und wer sie dann als einzelne Leute sah, der erschrak vor ihrer häßlichen persönlichen Erscheinung. Bartlos, die Gesichter von den Narben selbstgerissener Wunden zerfetzt, trugen diese braunen, starken und gedrungenen asiatischen Gestalten Lederkappen und über ihren schmutzigen Hemden Mäntel aus den Fellen der zahllosen kleinen Nagethiere, die ihren Geschwadern und Karren in Massen nach Europa folgten. Die Füße waren in Bockfelle gehüllt. Ihre Lebensweise war roh, keinerlei Strapaze schreckte sie; ihr Charakter war wenig zuverlässig, ihre viehische Sinnenlust für die Frauenwelt überwundener Feinde wahrhaft schreckhaft.

Die Masse nun der kriegerischen mongolisch-turkomanischen und tatarisch-tschudischen Hirten- und Jägervölker, die sich damals zum Einbruch in Osteuropa zusammengeballt hatten, warf sich unter dem Chan Balamber oder Balamir zuerst auf das zwischen Don, Wolga und Kaukasus wohnende Nomadenvolk der Alanen. Dieses kriegerische Reitervolk, — verwegene Jäger, stolze blonde Gestalten, in deren Augen ein gedämpftes Feuer glühte, — welches den ethnographischen Uebergang von den Sarmaten zu den Germanen dargestellt zu haben scheint, erlag trotz seiner Tapferkeit den hunnischen Angriffen. Das Volk fiel auseinander. Ein Theil wich in den Kaukasus zurück. Der andere wurde durch die Hunnen mit nach Westen geführt, wo das Volk nach mancherlei Schicksalen später mit den Vandalen verschmolz. Vom Asowschen Meere her wandten sich nun die hunnischen Massen (etwa 373) gegen das Reich der Ostgothen. Von den stammverwandten Westgothen damals getrennt und nicht unterstützt, waren diese zur Zeit in übler Lage. König Ermanarich war nicht nur ein Greis von angeblich fast 110 Jahren; er siechte auch an den Wunden, welche ihm die Blutrache zweier Männer des Stammes der Roxolanen (oder Rosomonen) wegen der entsetzlichen Hin-

richtung ihrer Schwester, der Gattin eines treulosen Häuptlings, beigebracht hatte. Die Thatkraft freilich des furchtbaren alten Recken war noch nicht gebrochen; aber dem Anprall der Hunnen, deren Masse, deren ungestümer Reiterangriff, deren wüstes Wesen und dämonische Häßlichkeit die Gothen verwirrte und betäubte, waren die Deutschen noch nicht gewachsen. Ueberall fielen die beherrschten Völker ab, und als der alte König starb, löste sich sein Reich vollständig auf. Der Amelunge Winithar, des Alten Nachfolger, erlag bald bei weiteren Versuchen sich zu halten. Aber die Masse der Ostgothen mußte sich unterwerfen, Tribut zahlen und Heeresfolge leisten. Unter Balambers Oberhoheit stand das Geschlecht Ermanarichs noch einige Zeit an der Spitze des Volkes; aber erst in Attilas Zeit, gegen Mitte des fünften Jahrhunderts, erscheinen diejenigen Amelungen, die die spätere Größe des ostgothischen Volkes wieder vorzubereiten im Stande sind.

Unmittelbar nach Winithars Fall war nun ein Theil seiner Leute unter den Häuptlingen Safrach und Alatheus nach der Donaugrenze gezogen, an welcher sich weiter oberhalb bereits größere Dinge vorbereiteten. Im J. 375 nämlich wälzte sich die Macht der Hunnen nun auch gegen die getheilte Kraft der Westgothen. Der Versuch des tapfern Athanarich, von der Stellung im Greuthungenthale aus die Linie des Dnjester zu halten, erwies sich als unthunlich. Die Hunnen umgingen ihn eines Nachts, überschritten den Strom und nöthigten ihn, sich in das Hochland des nördlichen Siebenbürgens zu retten. Darüber und über den Greueln der asiatischen Barbaren verlor die übrige Masse der sonst so kriegerischen Westgothen den Muth vollständig. Der Gedanke schlug durch, sich unter den Schutz der Römer zu stellen und ganz unter die Herrschaft des befreundeten Kaisers Valens zu treten. Alles sammelte sich, 200,000 Krieger unter Fritigerns und Alavivs Führung, an der niedermösischen Donau, mit ihnen unzählige Frauen, Kinder und Sklaven, und an die römischen Grenzoffiziere erging die Bitte, ihnen den Uebertritt nach Mösien zu gewähren.

Das war die große Kunde, die Valens im Sommer 376 durch die Eilboten in Antiochia erhielt. Hoch erfreut, wie er war, zeigte er sich in der Benutzung dieser großartig günstigen Chance sehr verständig, und stellte den Westgothen für ihre Aufnahme in den Reichsverband harte, aber im Interesse des Reiches durchaus wohlbemessene Bedingungen. Als Pfänder der Treue mußten eine namhafte Anzahl junger Mäuner aus guten Familien gestellt werden, die nach Kleinasien internirt wurden. Das Volk sollte der Sicherheit der Römer halber die Waffen bei der Ueberfahrt über die Donau abgeben, und in Mösien und Thrakien nicht in geschlossener Masse, sondern auf einer Anzahl zerstreuter Plätze in Gestalt großer Colonien angesiedelt werden, und später nicht etwa selbständige Hilfsvölker, sondern für die römische Armee Rekruten stellen. So hart diese Forderungen waren, die Gothen in ihrer Noth, und in Angst vor den immer näher rückenden Hunnen nahmen sie an. Dafür sollten sie aber auch Getreidelieferungen

erhalten, bis die ihnen zugewiesenen Ländereien den nöthigen Ertrag zu geben vermöchten.

Valens hatte ersichtlich Alles vorbereitet, um den Uebertritt der Westgothen in das Reich für dasselbe gefahrlos und nützlich zu gestalten. Aber er beging jetzt den Fehler, nicht persönlich nach der Donau zu eilen, sondern die Uebersiedelung des deutschen Volkes den römischen Beamten und Offizieren der thrakischen Diöcese zu überlassen. Und nun sollte die Schuld einer Anzahl römischer Schurken das große Ereigniß zum Ausgangspunkt einer Reihe folgenschwerer Kalamitäten gestalten, die niemals wieder gut gemacht werden konnten, und welche den Niedergang des abendländischen Reiches in verhängnißvollster Weise eingeleitet haben.

Zuerst war die Lüderlichkeit, Schlaffheit und Korruption der römischen Beamten, Offiziere und Soldaten an der Donau so groß, daß sie neben anderen Pflichtwidrigkeiten sich auf einen in seinen Details überaus schmutzigen Tauschhandel einließen und es gestatteten, daß die Gothen wider Valens' Befehl fast sämmtlich bei ihrer Ueberfahrt die Waffen behielten. Statt nun die sehr gefährlichen, zur Zeit aber ihnen noch wohlgesinnten Gäste möglichst verständig zu behandeln, that man das schlimmste Gegentheil. Es war schon Herbst; aber das Jahr 376 sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß das tiefste Zerwürfniß zwischen Römern und Gothen sich entwickelte. Die römischen Machthaber, an ihrer Spitze Lupicinus, der kommandirende General von Thrakien, und Maximus, der nächste im Commando, ebenso habsüchtige, als soldatisch unfähige Männer, gaben Anstoß und Vorbild zu schmachvoller Mißhandlung der Gothen. Man hielt das Volk über alle Gebühr lange an der Donau fest, und lieferte wider den Vertrag nur karge und oft schlechte Nahrungsmittel; ja man zwang die Gothen, ihre Habe, ihre Sklaven, endlich selbst ihre Kinder als Zahlungsmittel für die kärglich bemessenen Lieferungen den Römern, ihrer Habgier und schmachvollen Lust, hinzugeben. Der hereinbrechende Winter 376/77 erhöhte die Leiden der Deutschen. Endlich wurde die Stimmung so gereizt und so unruhig, daß Lupicinus den Abmarsch in das Innere veranlaßte; dabei war er wieder so kurzsichtig verfahren, und hatte zur Ueberwachung der so thöricht gereizten Gothen die Grenze mehrfach so unvorsichtig entblößt, daß sehr wider Willen der Römer nun auch die Ostgothen des Alatheus und Safrach in Mösien einrücken konnten. Und mit diesen setzte sich jetzt Herzog Fritigern in Verbindung; der kluge, scharfblickende Westgothe, welcher die Schurkerei der Römer gründlich erkannt hatte und bereits darauf gefaßt war, das Schwert gegen sie ziehen zu müssen.

Die Masse der Gothen war im Frühjahr 377 aus der Gegend von Durostorum (Silistria) südwärts bis nach Marcianopolis geführt worden. Hier erfolgte endlich die furchtbare Explosion. Die frevelhafte Thorheit der Römer hatte hier einen Konflikt zwischen ihnen und den hungernden Gothen veranlaßt. Und als nun Lupicinus in halber Trunkenheit den Befehl ertheilte,

das Gefolge der in seinem Hause speisenden Fürsten Alaviv und Fritigern niederzuhauen: da machten diese sich freie Bahn aus der Stadt und riefen nun mit schrecklichem Erfolge ihr Volk auf zum grimmigen Rachekriege gegen die Römer. Die Lawine war ins Rollen gekommen.

Mit großer Raschheit strömten von allen Seiten die Gothen den Feldzeichen des Herzogs Fritigern zu, der als Führer des Volkes den Krieg ebenso glücklich, wie gewandt leitete. Ein Sieg über die Truppen des Lupicinus unter den Mauern von Marcianopel hob den Muth der Deutschen auf das höchste. Die ungeheure Thorheit, mit welcher die städtische Behörde in Adrianopel zwei alte gothische, nach Asien bestimmte Regimenter in römischen Diensten unter Suerid und Kolias gerade in dieser Zeit muthwillig beleidigte, führte Fritigern neue und wohlgeschulte Krieger zu. Und als der Herzog durch vergebliche Angriffe auf die Mauern von Marcianopolis und noch üblere Erfahrungen vor Adrianopel zu dem Entschluß gebracht war, „nicht gegen Mauern Krieg zu führen", sondern den Kampf in einen Raubkrieg zu verwandeln, da ergossen sich die gothischen Schaaren unter furchtbaren Verheerungen über die ganze Osthälfte des nördlichen Theiles der Balkanhalbinsel. Und aller Orten strömten ihnen deutsche Gefangene, entlaufene Sklaven, aber auch erbitterte Proletarier in Stadt und Land, verzweifelte Schuldner, wüthende Bergwerksarbeiter zu, zeigten ihnen Weg und Steg, und fröhnten im Kielwasser der Gothen ihrer Privatrache. Von der Donau, die jetzt offen lag, kamen selbst alanische und hunnische Schwärme, die sich unter Fritigerns Führung stellten. Auch viele Jazygen, in deren Land der alte Athanarich sich auszubreiten begonnen hatte. Das Land litt furchtbar; nur die großen Städte mit ihren starken Ringmauern waren zu halten. Dabei griff die unheilvolle Bewegung immer weiter hinüber nach den Sitzen der westlicheren deutschen Stämme.

Schnell genug erfuhr Kaiser Valens, gegen den ungerechter Weise tausend Verwünschungen sich richteten, wie seine Beamten seine Anordnungen ausgeführt hatten, und Gratian in Trier, welche Gefahr über das Reich des Oheims hereingebrochen war. Beide Fürsten trafen denn auch sofort Maßregeln, um das Unheil wieder in Schranken zu bannen. Valens schickte sogleich den General Victor nach Ktesiphon, um Friedensunterhandlungen mit König Sapor anzuknüpfen, und ließ einstweilen die Generale Trajan und Profuturus mit mehreren Legionen von der armenischen Grenze nach Thrakien abmarschiren. Gratian aber beeilte sich, nachdrücklich zu helfen. Noch konnte er nicht selbst aufbrechen; daher zogen die fränkischen Generale Frigerid (mit italischen und pannonischen) und Richomer (dieser ein Franke von sehr hoher Geburt, und zur Zeit bei ausgezeichneter Begabung und Empfänglichkeit für römisch-heidnische Bildung Commandeur der Leibgarde) mit gallischen Truppen sofort nach der Balkanhalbinsel. Vor dem Anmarsch der aus Asien und aus Pannonien kommenden römischen Heersäulen wich Fritigern nun sofort aus dem südlichen Thrakien zurück und wählte für

seine Gothen nicht fern vom schwarzen Meere und dem Donaudelta in der Dobrudscha bei der alten Station „Ad Salices" eine feste, durch eine Wagenburg gedeckte Stellung. Die Schlacht, welche die an Zahl geringeren Römer unter Richomers tüchtiger Führung den Germanen im Herbst 377 hier lieferten, war sehr blutig, fiel aber taktisch unentschieden aus. Indessen, obwohl die Römer erhebliche Verluste erlitten hatten, auch die Gothen konnten sich durchaus nicht als Sieger fühlen. Und Richomer, der nach Marcianopel zurückwich, vermochte nicht nur verschiedene andere gothische Trupps in den Thälern des Balkan einzuschließen, sondern auch einige Zeit die kluge Strategie festzuhalten, welche sich nicht mehr auf größere Kämpfe einließ, dafür aber die Masse der Germanen vom Balkan und dessen gesperrten Pässen aus in dem verödeten Gebiet an der unteren Donau festhielt. Als aber unter den Gothen der Hunger und die schlechte Jahreszeit bereits aufzuräumen begannen, wurde es nöthig, daß Richomer nach Gallien sich begab, um frische Verstärkungen herbeizuholen. Und in seiner Abwesenheit glückte es dem Herzog Fritigern, der bedeutende Haufen der Alanen und Hunnen an sich zu ziehen wußte, den Augenblick zu benutzen, wo Richomers Nachfolger, der oströmische General Saturninus, den Valens geschickt hatte, seine gefährdete Stellung veränderte, und die römische Sperrungskette zu durchbrechen. Nun wichen die Römer theils in die Festungen, theils nach der Propontis zurück, und der Winter 377/78 brachte über die inneren Bezirke von Thrakien bis zur Campagna von Constantinopel noch ärgere Greuel als der vorige. Nur einmal gelang es dem römischen General Frigerid, ein wesentlich ostgothisches Corps theils in Stücke zu hauen, theils gefangen zu nehmen.

Nun wollte zu Anfang d. J. 378 Kaiser Gratian mit der ganzen Rheinarmee den unglücklichen Süddonau- und Balkanländern zu Hülfe kommen. Da hielt ihn, als die Truppen schon auf dem Marsche und zum Theil bis nach Pannonien gelangt waren, ein plötzlich neu aufflammender Alamannenkrieg in übelster Stunde in verhängnißvoller Weise auf. Der alte Herzog Macrian war in einer Fehde mit den Franken umgekommen. Die Nachrichten aus der Balkanhalbinsel hatten, wie immer seit vielen Menschenaltern, die Alamannen gewaltig aufgeregt. Und nun endlich war es durch einen jungen Gardesoldaten aus den Reihen der kaiserlichen Goldschildträger, der seine Verwandten unter den Lentiensern, den Alamannen im „Linzgau", am nördlichen Ufer des Bodensees, auf Urlaub besuchte, bekannt geworden, daß die Rheinarmee nach Thrakien theils schon unterwegs, theils bestimmt sei. Da hatten denn seit Februar 378 einzelne Haufen es versucht, über das Eis des Rheines in Helvetien (in den Thurgau) einzubrechen. Sie hatten derbe Schläge erhalten; als aber das römische Heer größtentheils in weiter Ferne sich befand, da führte der lentiensische Häuptling Priarius ein Heer von 40,000 Alamannen wieder nach dem Thurgau und drang verheerend das Rheinthal hinab, nach dem heutigen Elsaß vor.

Unter diesen Umständen mußte der thrakische Feldzug vertagt werden. Gratian rief in höchster Eile die vordersten Corps der Armee aus Pannonien zurück, eilte ihnen mit dem Rest der Truppen, die er selbst zur Hand hatte, voraus und zog den Truppen der Generale Nannienus und Mallobaudes entgegen, die von Gallien aus sich auf die Alamannen warfen. Im Mai 378 kam es bei Argentaria (im Elsaß, bei Horburg an der Ill, unweit Colmar,) zu der entscheidenden Schlacht. Wider den Wunsch des Grafen Nannienus eröffneten auf des tapfern Franken Mallobaudes Betrieb die Römer den Angriff auf die Massen des Priarius. Die heiße Schlacht wurde durch das rechtzeitige Eintreffen Gratians, der mit der Garde den Alamannen (so scheint es) in den Rücken fallen konnte, zu einer wahrhaft vernichtenden Niederlage der Germanen. Auch Priarius fiel, kaum 5000 entkamen. Nun drängte der junge Sieger den Lentiensern energisch nach und überschritt vom Thurgau aus den Rhein, um mit gewaltiger Macht in die Thäler und Waldschluchten des südöstlichen Schwarzwaldes einzubrechen. Endlich baten die Lentienser um Frieden, der ihnen gegen Stellung einer Masse von Rekruten für das römische Heer gewährt wurde. Dann aber zog Gratian, jetzt von seinen Soldaten vergöttert und siegesgewiß, in raschen Märschen über Arbor Felix (Arbon) und Lauriacum nach Pannonien, dann nach Sirmium. Aber über den Kämpfen mit den Alamannen waren kostbare Wochen verloren gegangen, und Gratian kam um einen Moment zu spät, um die schreckliche Katastrophe seines Oheims zu verhindern.

Kaiser Valens hatte endlich mit Persien unter erträglichen Bedingungen Frieden schließen können; nun eilte er, von den Verwünschungen der syrischen Homousianer verfolgt, zur Rettung der thrakischen Diöcese nach Constantinopel, wo er am 30. Mai 378 eintraf. Hier herrschte eine furchtbar erbitterte Stimmung vor, zumal seit die Gothen verwüstend in die Campagna der Residenz eingedrungen waren. Freilich hatten die wenigen vorausgeschickten Geschwader wilder Saracenen, — theils durch ihre brillanten Reiterkünste, theils durch die furchtbare Wildheit, mit der einer dieser Wüstensöhne im offenen Zweikampfe einem Gothen den Dolch in die Kehle stieß und dann das Blut soff, (eine Scene, die allerdings mehrfach auch in die Zeit nach der Schlacht bei Adrianopel versetzt wird,) die Angreifer zurückgeschreckt. Aber das große Unglück des Landes schrieb das wüthende Volk doch dem Kaiser zur Last, und die akute Erbitterung der Homousianer äußerte sich hier nicht minder drastisch, als vorher in Antiochia, während der gewaltige Sieg des homousianischen Gratian laut gepriesen und die alte Eifersucht des Kaisers auf seinen Neffen zu böser Stunde aufs höchste gesteigert wurde.

Am 11. Juni 378 rückte Valens mit starker Macht aus Constantinopel aus, und operirte in der Richtung auf Adrianopel. Sein Muth wie der des Heeres wurde fühlbar gehoben, als nun der General Sebastian, den Gratian (S. 799) begreiflicherweise gern aus seinem Dienste entließ, Valens aber jetzt an die Stelle des als unzulänglich erprobten Trajan

setzte, — 2000 Mann zu einer Elitetruppe schulte und mit derselben den Gothen am Hebros in einer Reihe von glücklichen Gefechten erhebtichen Abbruch that. Nun verlegte der Kaiser das Hauptquartier nach Adrianopel, jetzt bereits wieder voller Zuversicht und in der Hoffnung, ohne die fatale Hilfe seines Neffen der Gothen Meister werden zu können. In dieser Stimmung traf ihn der General Richomer, den Gratian zur Herstellung der Verbindung mit seinem Oheim abgeschickt hatte. Gratian war nun schon bis nach Castra Martis am Oeskus (Isker) in Obermösien vorgerückt, und nur noch etwa 50 Meilen von Valens' Stellung entfernt. Binnen 14 Tagen konnten die Heere beider Kaiser unmittelbar zusammenwirken; dann schien der vollständige Sieg über die Gothen gesichert. In dem kaiserlichen Kriegsrathe aber wurde Gratians, durch Richomer und den General Victor eifrig unterstützte Bitte, Valens möge seine Ankunft abwarten, durch die Sebastians und des Kaisers persönlichen Stimmungen folgende Mehrheit der Stabsoffiziere abgewiesen und der unverweilte Hauptschlag gegen Fritigerns Gothen beschlossen.

Nun sollte das zur Zeit noch nicht allzu zahlreiche Heer Fritigerns schon am folgenden Tage (9. August 378) angegriffen werden. Aber als der Morgen dieses unheilvollen Tages, eines der heißesten dieses Sommers, aufging, wurde viel Zeit mit Vorbereitungen verloren, und die Truppen erreichten erst gegen Mittag nach vierstündigem Marsche, durch Staub, Hitze, Durst und Hunger gedrückt, die gothische Stellung. Es gelang, die Armee ungestört in Schlachtordnung zu stellen. Nun aber mußten die Soldaten stundenlang in der Gluth aushalten, weil Valens sehr zur Unzeit den Angriff verzögerte und sich durch neue Unterhandlungen aufhalten ließ, welche der schlaue Fritigern anknüpfte, um Zeit bis zur Ankunft der Alanen und Ostgothen unter Alatheus und Safrach zu gewinnen. Inzwischen plagten die Gothen ihre Gegner durch Anzündung der Gräser und Büsche der Ebene, welche die Luft mit erhöhter Gluth und Rauch erfüllten.

Endlich hatten leichte Truppen der Römer ohne Befehl ein Plänklergefecht eröffnet, wurden aber abgeschlagen. In diesem Momente erschienen die Ostgothen und Alanen und ritten sofort in furchtbarem Stoße Alles nieder, was vor der eigentlichen Schlachtlinie des Kaisers ihnen begegnete. Aber dem wilden Anprall der Germanen hielten die Römer lange tapfer Stand; ja, es gelang sogar ihrem linken Flügel, bis zu Fritigerns Wagenburg vorzudringen. Hier schwebte der Sieg auf der Spitze des Schwertes. Aber die deutschen Reiter sprengten in wildem Angriff die römischen auseinander, und nun nahmen die Dinge für Valens' Armee dieselbe Wendung, wie einst für die des Varro und Aemilius Paullus bei Cannä. Der ganze Stoß der Germanen traf jetzt auf die Legionen, die allenthalben überflügelt, endlich gedrängt und an jeder taktischen Bewegung gehindert sich fanden. Römer und romanisirte Krieger schlugen sich unter immer verzweifelteren Umständen mit Löwenmuth bis tief in das Abenddunkel hinein. Aber es ging

wie bei Cannä zu Ende. Zwei Drittel der römiſchen Armee waren buchſtäblich vertilgt; die Pfeile, die Wurfſpeere, die Keulen, die dolchartigen Schwerter der gothiſchen Pelzträger hatten ſchrecklich aufgeräumt; die Generale Sebaſtian, Trajan, Equitius waren gefallen. Der Kaiſer ſelbſt fand wie einſt Decius den Untergang; entweder durch einen Pfeilſchuß, oder auf der Flucht mit einigen Candidaten in den Flammen einer durch nachdrängende Gothen angezündeten Hütte. Nur Victor, Saturninus, Richomer waren mit einigen regelloſen Schaaren im Dunkel entkommen, die meiſten nach Adrianopel. Victor mußte mit einigen Reitern nach Makedonien und Theſſalien ausweichen, um auf ſolchen Umwegen nach Möſien zu gelangen.

Die nächſte Wirkung der entſetzlichen Kataſtrophe war moraliſch höchſt unheilvoll. Allgemeine Niedergeſchlagenheit ging durch das Reich, namentlich durch den Orient. Schlimmer aber war es, daß alle Parteien einander mit Anklagen und ſchweren Beſchuldigungen überſchütteten. Galt es den Heiden für zweifellos, daß dieſes die Strafe der Götter ſei wegen des Abfalls der Kaiſer und der wachſenden Maſſe der Chriſten von ihrem Dienſt, ſo maßen die Homouſianer alle Schuld der „arianiſchen Ketzerei" bei. Und dieſe allerdings iſt unter dieſem ſchrecklichen Schlage rettungslos zuſammengebrochen. Vorläufig aber verfiel der größte Theil der Balkanhalbinſel wieder den gothiſchen Verheerungen. Die Angriffe zwar der Gothen auf Adrianopel ſcheiterten wieder unter ſchweren Verluſten für die germaniſchen Krieger; und auch ſonſt vermochten ſie gegen feſte Plätze, wie namentlich Perinth, nichts auszurichten. Aber das offene Land war verloren, ſo lange römiſche Truppen nicht anders, als auf den Mauern der Feſtungen ſich zu zeigen wagten. Was aber nun auch weiter geſchehen mochte: ſeit dieſer Zeit begannen die Römer die Deutſchen zuerſt aus tiefſtem Herzensgrunde zu haſſen und zu verabſcheuen. Es war die Zeit gekommen, wo der tief verwundete Stolz der antiken Kulturvölker unter dem Eindruck der Furcht und des Entſetzens, der nicht wieder wich, und in der Erbitterung, die das Gefühl, ſchwächer zu ſein, als die verachteten Barbaren, erzeugte, den wildeſten Abſcheu nährte vor den Deutſchen. Und viele der politiſchen Ereigniſſe der Folgezeit finden in dieſer Stimmung ihre eigentliche Erklärung. Vor Allem aber loderte die heißeſte Leidenſchaft und Rachgier gegenüber den Siegern von Adrianopel; gegenüber den Gothen, denen man ſofort damit heimzahlte, daß man ihre jugendlichen Geiſeln (S. 807) in Kleinaſien kurz und bündig aus dem Wege räumte. Einſtweilen aber ſollte noch einmal ein großer Soldat den äußeren Beſtand des Reiches wirkſam aus den Jammer dieſer Tage retten.

Drittes Kapitel.

Theodosius I. und die bleibende Theilung des Reiches.

Kaiser Gratian, der durch Victor die Unglücksbotschaft von Adrianopel erhielt, war mit Einem Male Herr des gesammten Reiches geworden. Aber der junge Fürst konnte der neuen Macht nicht froh werden. Der Gedanke, etwa sofort den Tod des Valens zu rächen, konnte bei dem allgemeinen Entsetzen und der allgemeinen Entmuthigung gar nicht aufkommen. Vielmehr sah sich das Abendland selbst bedroht. Am Rhein wurden die Franken und Alamannen wieder unruhig; und auf der Balkanhalbinsel zeigte sich der General Maurus, der seit Gratians Ankunft in Sirmium an Stelle des tapfern Frigerid die wichtigen Pässe von Succi hütete, unfähig, sich gegen die Gothen zu halten. Gothische Schaaren durchzogen nun auch Obermösien, Dalmatien und Pannonien, wo sie auf plündernde Sarmaten und Quaden trafen, und Gratian, der wieder nach Sirmium zurückgewichen war, sah diese Hauptfestung von feindlichen Haufen umschwärmt. So wurde es nöthig, zunächst wieder auf tüchtige Männer im Reiche zurückzugreifen, denen man schwierige Posten mit Zuversicht anvertrauen konnte. Zu deren Zahl gehörte der tapfere Sohn des so schändlich gemordeten Theodosius, der nun wieder (S. 802) aus Spanien herbeigerufen und als kommandirender General in Pannonien oder Obermösien angestellt wurde. Außerdem aber setzte der Kaiser, ohne noch die Arianer selbst und deren Kultus im Orient zu belästigen, von Sirmium aus die Verfügungen gegen die Homousianer außer Kraft und rief alle durch Valens aus ihren Aemtern entfernten Priester dieser Konfession zurück. In Alexandrien hatte das Volk schon selbst den arianischen Bischof Lucius vertrieben.

Je schwieriger aber die politische Lage sich gestaltete, um so eifriger dachte der Kaiser daran, sich einen Mitregenten für den Orient zu suchen, der bei persönlicher Zuverlässigkeit als Feldherr und Regent endlich auch durch seine religiöse Stellung Bürgschaft für ein gutes und dem jungen Fürsten genehmes Regiment leiste. Da geschah es, daß Theodosius zu Anfang d. J. 379 in Sirmium erschien, um persönlich eine Siegesbotschaft zu überbringen. Es war diesem Offizier, der die Kunst verstand, durch wohlbemessene Behandlung, ausgezeichnete Leitung, Feldherrngenie und persönliche Tapferkeit den alten tüchtigen Geist unter seinen Truppen wieder zu erwecken, gelungen, die Sarmaten aufs Haupt zu schlagen und wieder über die Donau zu jagen. Das entschied bei Gratian, zumal der General auch überzeugter Homousianer war. Nicht vergeblich wandte er sich, selbst edlen Sinnes, an die Seelengröße dieses Feldherrn, gegen den seine Regierung einst so furchtbar schwer gefrevelt hatte, und am 19. Januar 379

Theodosius der Große. Portrait auf einer seiner Goldmünzen. Umschrift: D. N. THEODOSIVS P. F. AVG.

konnte er zu Sirmium den Theodosius als Imperator und Mitaugustus zu gleichen Rechten proklamiren. Dann theilte er das Reich mit ihm und überließ ihm aus militärischen Rücksichten außer dem Orient auch noch die südliche Hälfte von Illyrikum, nämlich Makedonien und die griechischen Provinzen. Dazu wurde ein Theil des abendländischen Heeres, wie auch Richomer und andere Stabsoffiziere unter Theodosius' Befehle gestellt. Gegen Mitte d. J. 379 wandte sich Gratian nach Italien.

Theodosius aber ergriff nun mit ungeheurer Energie und großer Gewandtheit die schwere Aufgabe, die Armee des Ostens neu zu schaffen und den Krieg gegen die Gothen zu führen. Obwohl der neue Augustus an geistigen Eigenschaften entschieden hinter seinem großen Vater zurückblieb, so zierte ihn doch eine Reihe ausgezeichneter Züge. Auch er hatte, wie sein Vater und wie Gratian, eine imposante äußere Erscheinung, hohe fürstliche Würde und freundliche Umgangsformen. Sein Privatcharakter war in hohem Grade achtbar. Sein Familienleben war rein und sauber; mit den pannonischen Kaisern hielt dieser Stifter einer neuen, der spanischen, Dynastie streng auf Zucht, Keuschheit und Reinheit. Nur bitterböse Gegner in der historischen Litteratur wollten später von einer übergroßen Neigung des jungen Kaisers zu Tafelfreuden wissen. Seine Liebe zu wissenschaftlicher Unterhaltung konnte freilich erst dann recht zu Tage treten, als die größte Noth des Reiches überwunden war. Zunächst machte sich die gewaltige Arbeitskraft, Ausdauer und Arbeitslust des Theodosius bemerkbar, die erst in späteren Tagen zeitweise nachgelassen zu haben scheint. Zunächst trat seine Meisterschaft in der Kriegskunst, in der Geschicklichkeit militärisch zu organisiren, die Soldaten zu Kriegern auszubilden und zum Siege zu führen, nicht minder seine niemals versagende diplomatische Gewandtheit, und eine große Geschicklichkeit, die von ihm mit vieler Sympathie betrachteten Deutschen zu behandeln und an sich zu fesseln, in den Vordergrund. Nicht minder begabt für die Verwaltung, und geschickt in der Auswahl seiner Werkzeuge (ohne jedoch gerade auf diesem Punkte immer Mißgriffe vermeiden zu können,) galt er dabei wie Gratian als ein Mann von großer Herzensgüte. Seine Schattenseiten sollten erst später stärker hervortreten. Abgesehen von dem Einfluß, den auch auf ihn der Besitz der vollen Despotengewalt ausübte, so unterliegt, wie sich zeigen wird, seine Religionspolitik unbedingtem Tadel; und nicht nur die äußeren Feinde des Reiches sollten die entsetzlichen Ausbrüche eines Jähzornes bei dieser sonst menschenfreundlichen Natur kennen lernen, wie sie selbst der grimme Valentinian I. nicht gezeigt hatte. Nur daß dagegen wieder dieser Spanier die sittliche Kraft besaß, seine Schuld zu bereuen und, soweit es überhaupt möglich, zu sühnen.

Theodosius machte nach seiner Ernennung zum Kaiser den wichtigen Centralplatz Thessalonike zum Ausgangspunkt aller seiner Unternehmungen gegen die Gothen. Die Hauptaufgabe war es, zunächst nur erst wieder ein schlagfertiges Heer zu schaffen, den Soldaten Disciplin und rechtes Zutrauen

zu seiner Führung und zu ihrer eigenen Kraft beizubringen. Es durfte nichts aufs Spiel gesetzt, der Krieg einstweilen nur defensiv geführt werden. Mehr als drei Jahre vergingen, bis diese Aufgabe gelöst und die Balkanhalbinsel wieder vollständig beruhigt und gesichert war. Durch Sammlung der Reste des bei Adrianopel verlorenen Heeres, durch Heranziehung der Legionen aus entfernten Reichstheilen; durch massenhafte Werbungen, namentlich unter den Gothen, überhaupt den Germanen selbst, gelang es, im Anschluß an die ihm überlassenen abendländischen Legionen, allmählich eine neue Kriegsmacht aufzustellen. Sehr schnell aber war das nicht auszuführen, und darüber fanden die gothischen Heerführer noch wiederholt Gelegenheit, ihre Streifzüge selbst bis nach Epirus und Achaja auszudehnen.

Erst im Sommer 379 konnte Theodosius ernsthaft daran denken, wieder einen Angriff auf die überall zerstreuten deutschen Schaaren zu unternehmen. Nun war allerdings das Glück bei seinen Fahnen, derart daß bis zu Ende d. J. 379 die Gothen überall bis zum Balkan zurückgedrängt wurden. Auch die Kunst der Diplomatie arbeitete mit Glück dahin, die Gothen zu zersetzen. Aber in Folge der furchtbaren Ueberanstrengung seiner Kräfte verfiel der junge Kaiser (wahrscheinlich zu Anfang d. J. 380) zu Thessalonike in eine gefährliche und langwierige Krankheit. Damit gerieth manches neu Geschaffene wieder in Verfall oder doch in Stocken, und die Gothen gewannen Chancen zu einem neuen großen Feldzug, den sie von Dardanien, Obermösien und Südpannonien aus antraten. Ostgothen, Hunnen und Alanen wandten sich im Frühling 380 gegen Pannonien und Noricum, Fritigern aber mit seinen Westgothen warf sich auf Epirus, Thessalien und das nördliche Achaja.

Gegen die Schaaren, welche das Abendland bedrohten, brach Gratian selbst auf, ohne jedoch zum Kampfe zu kommen. Sein General Vitalianus war der Sache nicht recht gewachsen; so wurde man die Angreifer durch Unterhandlungen los, ohne sie jedoch hindern zu können, nun ebenfalls nach der südlichen Balkanhalbinsel abzuschwenken (Herbst 380). Während dagegen Fritigern im Süden nicht ohne Erfolg durch den griechischen General Theodoros bekämpft wurde, sah sich Theodosius nach Wiederherstellung von seiner Krankheit in Makedonien durch neue gothische Massen erheblich bedroht. Hier half, ehe die von Gratian erbetene Hilfe wirksam werden konnte, mehr noch die Diplomatie, als das Schwert. Namentlich gelang es, den alten Herzog Athanarich, Fritigerns erbitterten Feind, der jetzt auch (vielleicht nach Kämpfen mit Fritigern zu Anfang d. J. 380) auf der Balkanhalbinsel erschienen war, für Rom zu gewinnen. Machten die Römer namentlich seit dieser Zeit die immer schlimmer sich wiederholende Erfahrung, daß mit Uebernahme so vieler Deutschen auf römischen Boden sie auch deren gegenseitige Feindseligkeiten mit übernahmen, (so daß wiederholt solche Motive innere wie äußere Kriege des Reiches bestimmt haben), so waren sie andrerseits schlau genug, wiederholt einen solchen Gegner wider den

andern mit Erfolg auszuspielen. Es ist das dieselbe Politik, welche nachher auch sehr eifrig christliche Kaiser veranlaßt hat, heidnische (namentlich germanische) Regimenter zu behalten, um unter Umständen einer zu gefährlichen Uebermacht geistlicher Machthaber sich erwehren zu können.

In dieser Weise also gewann des Theodosius Diplomatie den alten Herzog Athanarich für seine Politik. Der Kaiser hatte sich selbst (14. November 380) nach Constantinopel begeben. Hier empfing er mit hohen Ehren am 11. Januar 381 den alten gothischen Recken; und als dieser nicht lange nachher (25. Januar) starb, ließ er ihn mit königlichen Ehren bestatten. Da nun Athanarichs Gefolgschaft in römische Dienste trat; da weiter auch Herzog Fritigern starb, von Italien aber entweder über Dalmatien oder zu Wasser namhafte Hilfe kam, so gewann Theodosius endlich mit d. J. 381 ein sehr entschiedenes Uebergewicht über die Gothen; nur daß der Gedanke aufgegeben werden mußte, das tapfere Volk wieder über die Donau zurückzudrängen. Von Italien her erschienen nämlich seit Ende 380 oder zu Anfang 381 zwei ausgezeichnete Heerführer, die Franken Bauto, dieser, ein Mann hoher Bildung (nachher Kommandant von Italien) und Arbogast, dieser ein riesiger Häuptling, ein ungestümer Feuergeist von nur wenig erst gebändigter Wildheit, (später bleibend im oströmischen Dienst) — beide mit weströmischen Truppen in Epirus. Und von hier aus trieben sie die Gothen systematisch nordwärts nach Thrakien. So kam es schnell dahin, daß die vielen kleinen Führer der Gothen sich entschlossen, unter günstigen Bedingungen mit Theodosius Separatfriedenschlüsse einzugehen. In dieser Weise ging es systematisch weiter fort, und bis zum (3.) 23. Oktober 382 konnte der allgemeine Friede als hergestellt gelten. Die Ostgothen des Alatheus und Safrach waren in Phrygien angesiedelt worden. Die Westgothen dagegen sind in langer Linie im mösischen und dakischen (S. 596) Donaugebiet kolonisirt worden. Sie erhielten zunächst Lebensmittel, Vieh und Getreide, hatten keine Steuern zu entrichten, und stellten als Entgelt für jährliche „Geschenke" als „innere Föderaten" des Reiches Soldaten, so oft und so viele der Kaiser forderte. Die nicht leichte Aufgabe aber, nun überall die neuen Zustände mit sicherer Hand auszugestalten, wußte Theodosius vortrefflich zu lösen.

Wäre Theodosius unmittelbar nach Erledigung der gothischen Frage gestorben, er würde mit Recht zu den verdientesten Helden der spätrömischen Zeit zählen. Leider aber hat der große Mann es als seine weitere Lebensaufgabe angesehen, den Gedanken Gratians mit ungleich erhöhter Energie aufzunehmen und nun auch den inneren Krieg gegen die Arianer, und bald auch gegen die alten Kulte zu eröffnen und die Alleinherrschaft des Symbols von Nikäa zu sichern. Gratian hatte um die Mitte d. J. 379 Italien wieder betreten, den h. Ambrosius gesprochen, und in Mailand durch ein neues Gesetz dem Irrthum begegnet, als ob er geneigt gewesen sei, außerhalb des Homousions Religionsfreiheit zu gestatten. Nicht einmal die

Kaiserin-Wittwe Justina konnte es gegen den Widerspruch des Ambrosius durchsetzen, daß ihr und ihren arianischen Glaubensgenossen in der Residenz eine leer stehende Basilika zur Feier des Gottesdienstes nach ihrem Kultus überlassen wurde. Auch der bischöfliche Thron zu Sirmium wurde 380 durch Ambrosius' Intervention den Arianern entrissen. Aber viel energischer ging Theodosius zu Werke. Seit Ende d. J. 380 trat die Kirchenpolitik des Kaisers deutlich zu Tage, und zwar trotz des noch immer wüthenden gothischen Krieges mit erstaunlicher Schroffheit. Die Zeitgenossen erfuhren damals zuerst, wie nachher noch einmal an Maximus, was spanischer Katholicismus zu bedeuten hatte. Der Kaiser, seit Anfang d. J. 377 der Gatte der frommen Spanierin Aelia Flaccilla, und überzeugter Homousianer, war noch nicht getauft, als ihn die schwere Krankheit zu Thessalonike befiel. Das längere Siechthum brachte ihn hier in Berührung mit Bischof Acholius, einem der feurigsten Vertreter des Symbols von Nikäa, der ihn dann auch taufte, und einen Einfluß auf ihn gewann, der später nur noch durch den des h. Ambrosius überboten worden ist. Schon am 28. Februar 380 hat Theodosius das berühmte Edikt erlassen, welches nun auch für den Osten die Lehre von Nikäa als die einzig „katholische" erklärte, mit militärischer Präcision dem christlichen Theil der Völker des Reiches befahl, nur in dieser Religion zu leben, und alle Gegenparteien für „irrsinnige und wahnwitzige Häretiker" erklärte, „die ein infames Dogma behaupteten". Die praktische Anwendung dieser Proklamation ließ nicht lange auf sich warten. Kaum war der Kaiser im November 380 in Constantinopel (S. 816) angelangt, so entwurzelte er mit Einem Schlage den hier noch übermächtig herrschenden Arianismus. Der tüchtige arianische Bischof Demophilos mußte seinen Palast und sein Amt aufgeben und die Residenz verlassen; der damalige Führer (seit 379) der kleinen, bisher durch die Arianer vielfach bedrängten katholischen Gemeinde, der berühmte Gregor von Nazianz, erhielt (26. November) unter prachtvollen Aufzügen der Truppen des Kaisers die Kathedrale der Stadt überwiesen. Die zu einer wahren Epidemie gewordenen theologischen Gespräche unter Laien wurden mit naiver Brutalität untersagt. Das im Frühling 381 nach der Residenz berufene Concil, wo sich 150 Bischöfe des Ostens einfanden, sanktionirte den Sieg des Homousion; noch einmal wurde das Symbol von Nikäa bestätigt, das Anathema über die Arianer und andere Häretiker ausgesprochen, und weiter bei Regulirung des Organismus der Kirche der bischöfliche Sitz zu Constantinopel für den dem römischen im Range unmittelbar folgenden erklärt: eine Verfügung, welche die Rivalität der Kirchen von Byzanz und Alexandria auf das Höchste gesteigert hat. Als endlich der Gothenkrieg ausgekämpft war, begann der mehrjährige Kampf, der darauf abzielte, den Arianern, die seit 40 Jahren die Herrschaft im Orient behauptet hatten und noch immer die Mehrheit der Christen daselbst ausmachten, allmählich alle Kirchen und Bischofssitze zu entreißen, und ihnen jeden gemeinsamen Gottesdienst unmöglich

zu machen. An harten Gewaltthaten hat es dabei wahrscheinlich nicht gefehlt. Verbot jedes Gottesdienstes in nicht-katholischer Gestalt, Confiskation aller Orte, wo solche Dienste etwa dennoch abgehalten wurden, Verbannung und Gütereinziehung waren die Mittel, durch welche laut einer Reihe von Gesetzen des weisen Theodosius das Verbrechen solcher Christen bedroht wurde, die es wagten, Gott in einer anderen Weise zu verehren, als die despotische Kirche, die nur noch für die todte Eintönigkeit der despotischen Monarchie Sinn und Verständniß hatte, es nunmehr zu erlauben für recht hielt. Natürlich fehlte es nicht an Gegenwehr und an Tumulten; aber es half kein Widerstand. Während noch immer darauf gehalten wurde, daß (die mit dem Tode bedrohten Manichäer ausgenommen) kein Mensch bloß seines Glaubens wegen persönlich verfolgt oder an der Bekleidung öffentlicher Aemter verhindert wurde, gelang in der That die Unterdrückung des Arianismus dem Theodosius im Osten so gut, wie dem Ambrosius im Westen, der i. J. 381 bei Gelegenheit des Concils von Aquileja über das letzte Widerstreben illyrischer Arianer durch Anwendung der rücksichtslosesten geistlichen Gewaltmittel den entscheidenden Sieg davongetragen hat. Freilich dauerte es noch lange, bis der Arianismus ganz ausstarb. Theodosius selbst hatte die furchtbare Erbitterung dieses Theiles seiner Unterthanen noch wiederholt zu empfinden, ein Reaktionsversuch ist nicht ganz ausgeblieben. Aber bis gegen Mitte des 5. Jahrhunderts war diese Konfession erstorben, freilich nur um desto energischer unter den deutschen Völkern Platz zu greifen, für welche das arianische Dogma ungleich verständlicher war, als das mystische der Homousianer. Den Gothen wagte der Kaiser natürlich nicht, ihren arianischen Glauben abzukommandiren. Und so wurde das Gothenland im Reiche der Zufluchtsort sehr zahlreicher ihres Amtes entsetzter und vertriebener römischer und griechischer Geistlichen, die nun einerseits mit Eifer und bedeutendem Erfolge das arianische Christenthum unter den Gothen immer weiter verbreiteten, andererseits auch deren Fanatismus gegen die katholische Bevölkerung schürten. Es hat das sehr weittragende Folgen nach sich gezogen. Theils von den Gothen aus, theils nach deren Vorgang nahmen die nächstfolgenden deutschen Stämme mit geringen Ausnahmen das arianische Bekenntniß an. Ob dabei (wie man auch vermuthet hat) bei vielen Deutschen der Gedanke mitgewirkt hat, daß es gut sei, auf diese Weise noch immer eine Schranke zwischen christlichen Römern und Deutschen erhalten zu wissen, steht dahin. Aber für die spätere historische Stellung der deutschen Völker ist der Arianismus verhängnißvoll geworden. Gerade die kirchliche Scheidung von den Romanen erhöhte die schwierige Lage vieler jener deutschen Könige und ihr oft in hohem Grade gereiztes Verhältniß zu den Romanen ganz außerordentlich, die im Laufe des fünften Jahrhunderts in verschiedenen Theilen des abendländischen Reiches selbständige Herrschaften aufgerichtet haben.

Theodosius war aber ebenso entschlossen, zu Gunsten der neu prokla-

mirten katholischen Staatsreligion auch mit den alten Kulten endgültig aufzuräumen. Offenbar ging seinem thörichten Ungestüm die ruhige Arbeit der Mission und der christlichen Wahrheit zu langsam. Die vorher erörterte Proklamation von Thessalonike i. J. 380 kündigte den nahen Sturm bereits verständlich genug an. Noch in demselben Jahre erließ der Kaiser, nicht lange nach seiner Ankunft in Constantinopel, die Dekrete, durch welche nun auch der innere Krieg gegen den „Hellenismus", gegen die äußere Erscheinung des Heidenthums eröffnet wurde. Freilich hat der Kaiser mit namhaften heidnischen Gelehrten, wie Themistios und Libanios stets in guten Beziehungen gestanden. Aber das hinderte ihn keineswegs, nunmehr den Heiden die Opfer, die Festschmäuse, die Prozessionen, alle sonstigen Riten und Feste, den alten Pomp und die Lustbarkeiten ihrer Kulte zu untersagen. Die Strafe der Proskription wurde auf alle Privatopfer bei Tage und bei Nacht gesetzt, mochten sie innerhalb oder außerhalb der Tempel angestellt werden. Die Tempel endlich sollten überall in den Städten und auf dem platten Lande geschlossen werden. Und unter dem 4. Mai 381 und 20. Mai 383 erfolgten die Edikte, daß jeder, der vom Christenthum zum Heidenthum zurückfalle, sofort das Recht verlieren sollte (mit Ausnahme von und nach Seiten der nächsten Verwandten), Erbschaften anzunehmen und über sein Vermögen testamentarisch zu verfügen. Wurden oder waren die Kinder oder Brüder solcher Leute nicht Christen, so fiel das Vermögen dem Fiskus zu. Damit war die alte Religion im Reiche des Theodosius principiell geächtet, schroffste Unduldsamkeit zum herrschenden Grundsatz erhoben. Indessen war es selbst für einen Mann von der furchtbaren Energie dieses Spaniers unmöglich, so mit Einem Schlage die uralten Kulte der Vorwelt auszurotten. Nach dieser Richtung ist der Kaiser denn auch nur ruckweise vorgegangen, ohne doch im großen Umfange den zähen passiven Widerstand der Heiden, die Abneigung und absichtliche Lässigkeit vieler seiner Beamten nach dieser Seite überwinden zu können. Am wirksamsten war für die Durchführung der Sperrung der Tempel und Abstellung der Kulte in den größeren Städten die Bereisung des Orients zu diesem Zwecke durch einen spanischen Landsmann des Kaisers, den rücksichtslosen Cynegius, der, ein schroffer Gegner des Heidenthums, früher Finanzminister gewesen war, und im Jahre 384 mit der Präfektur des Orients bekleidet wurde, die er dann vier Jahre zu führen hatte. Daneben aber lief nun immer häufiger die Liebhaberei fanatischer Priester, Mönche und Volksmassen, namentlich in den südöstlichen Theilen des römischen Orients, heidnische Tempel zu zerstören und andere Gewaltthaten zu verüben, welche wieder den erbitterten Widerstand der Heiden herausforderten. So waren Jahre lang namentlich die orientalischen Provinzen durch den Kampf gegen Arianer und Heiden auf das leidenschaftlichste erregt. Den Höhepunkt erreichte dieser klägliche Zustand im Jahre 391, wo in Alexandria der seit fünf Jahren glimmende kleine kirchliche Krieg endlich zu wildem Kampfe zwischen den Anhängern des Bischofs Theophilos und den durch neuplatonische

Philosophen, wie namentlich Olympos aufgereizten Heiden sich steigerte. Die blutige Episode schloß damit, daß auf Befehl des Kaisers das militärische Centrum der Heiden, der Sarapistempel, im Juli 391 zerstört wurde: ein Schicksal, dem dann auch die übrigen Tempel des Nilthals verfielen. Parallel damit liefen in dieser Zeit nun auch wiederholte Gewaltthaten der Massen gegen jüdische Synagogen, deren ernstliche Bestrafung durch die Behörden zu verhindern leider der h. Ambrosius sein großes Ansehen bei dem Kaiser gemißbraucht hat.

Es waren traurige Zeiten, die durch die Religionspolitik des Kaisers heraufbeschworen wurden. Es war nicht zu verwundern, wenn der Haß der unterdrückten Parteien sich glühend gegen Theodosius kehrte und sie alle Verdienste des bedeutenden Mannes, seine Herstellung des Reiches und die sonst verständige und wohlmeinende Verwaltungsarbeit vollständig übersehen ließ. Aber es ist sehr wohl zu verstehen, wie sehr Theodosius, auch abgesehen von den schwierigen Zuständen unmittelbar nach Beschwichtigung der Gothen, durch die furchtbare Gährung im Reiche in der Leitung der großen Politik gehindert wurde, die ihn nach Abschluß des Gothenfriedens noch zweimal zur Führung höchst gefahrvoller dynastischer Kriege zwang. Der erstere derselben wurde durch des jungen Gratian jähen Untergang veranlaßt.

Gratian war nach dem Jahre 380 sehr unpopulär geworden. Ohne die milden und guten Züge seines Wesens zu verleugnen, war er doch allmählich in eine gewisse Erschlaffung verfallen. Die Geschäfte des Staates langweilten ihn; dafür wurden dichterische Beschäftigungen, die Jagd, Schießübungen, Cirkus und Theater für ihn Dinge von Wichtigkeit. Die Regierung blieb den Großbeamten überlassen. Ernsthaft interessirte ihn sonst nur noch die Religionsfrage. Und hier folgte er ganz dem Vorbilde des Theodosius. Namentlich das Jahr 382 wurde bedeutungsvoll. Damals nämlich erfolgte die harte Bestimmung, welcher zufolge alle Grundstücke eingezogen werden sollten, die „der verrottete Irrthum der Vorzeit" den Tempeln geweiht hatte. Ferner sollten nun die Staatszuschüsse zur Bestreitung eines glänzenden Kultus, wie für die heiligen Kollegien und die einzelnen Priester, desgleichen auch die Privilegien und Immunitäten der Priester und Priesterkollegien aufhören. Weiter aber durften von nun an nur noch bewegliche Güter den Tempeln und Priestern als Legate und Geschenke vermacht werden. Damit erhielt namentlich der alte Pomp der alten Kulte einen nicht zu verwindenden Schlag. Weiter fortschreitend, so entfernte Gratian im Interesse der kleinen christlichen Minorität des Senats den schon früher umstrittenen Altar der Victoria wieder aus dem Senatssaale, und ließ auch, durch die Bischöfe Damasus und Ambrosius bestimmt, eine durch Symmachus geführte Deputation des hohen Hauses, die ihn in Mailand um Zurücknahme des Ediktes bitten sollte, nicht einmal zur Audienz vor. Und endlich that er den Schritt, der allerdings der ehrenhafteste war, weil ein überzeugter Christ sich in solcher Halbheit nicht länger bewegen durfte: zu Ende 382

oder zu Anfang des Jahres 383 legte er das uralte kaiserliche Amt als Pontifex Maximus nieder. Dann gab auch er am 21. Mai 383 zu Padua das harte Gesetz für das Abendland, welches, wie das des Theodosius (S. 820) für den Osten, erhebliche Rechtsnachtheile für christliche Apostaten feststellte.

War in solcher Weise Gratian der heidnischen Majorität in hohem Grade verhaßt geworden: auch die katholische Partei war neuerdings ihm nicht mehr hold. Umsonst hatte der junge Kaiser alles Mögliche für sie gethan; hatte er auch die niedere Geistlichkeit (377) von allen Zwangsämtern und Personallasten befreit und 379 gegen die Grundsätze seines Vaters der Geistlichkeit den Kleinhandel steuerfrei in die Hand gegeben. Jetzt verzieh man es ihm nicht, daß er, seinem sonstigen schlimmen System zuwider, einer neuen asketischen Sekte sich nicht feindselig zeigte. Es waren die Priscillianisten. In dem streng katholischen Spanien hatte sich seit der Mitte des vierten Jahrhunderts unter dem Einfluß eines Aegypters eine Sekte gebildet, welche in ihrer phantasievollen und poetischen Theosophie Christliches mit gnostischen und manichäischen Gedanken verband. Ihren Namen erhielt sie nach dem ersten bedeutenden Manne in Spanien, der sich ihr anschloß, nach dem reichen und vornehmen, hochbegabten Priscillian. Am meisten charakteristisch aber für die neue Richtung war ihre exorbitante asketische Strenge; durchgehendes Cölibat, Kasteiungen, Enthaltsamkeit und Bußübungen jeder Art waren die üblichen Forderungen. Sehr schnell rief ihr Auftreten die heftigste Gegnerschaft der Orthodoxie in Spanien hervor, die nun aber leider nicht nur die Thorheiten und die Uebertreibungen dieser schwärmerischen Sektirer anfocht, sondern sich auch der schmutzigsten Verleumdungen als Waffe bediente. Namentlich die Hauptgegner der Priscillianer, die Bischöfe Idacius von Emerita und Itacius von Ossonuba (Estombar) in Lusitanien, galten als rohe und gemeine Menschen der schlimmsten Art. Seit 379 stand in solcher Weise auch in Spanien der geistliche Krieg in vollen Flammen. Als die Priscillianisten sich nun 380 den verständigen, gegen sie und gegen ihre maßlose Askese gerichteten Beschlüssen einer zu Saragossa gehaltenen Synode nicht fügten, vielmehr ihren Führer zum Bischof von Avila weihten, erzielte Idacius von Merida anfangs bei Gratian eines seiner beliebten Ketzeredikte gegen die verhaßte Sekte, welches dieselbe aus dem Reiche vertreiben sollte. Als aber die Sekte nun erst recht wuchs, auch nach Aquitanien sich ausdehnte, und der Zorn der Gegner stieg: da wandten sich die Führer der Priscillianisten unmittelbar an Gratians Hof. Sie gewannen, (wie ihre Gegner ihnen nachsagten, durch Geld,) den Staatskanzler Macedonius und andere angesehene Männer; und wirklich wurde zum höchsten Unwillen der Orthodoxie ein neues kaiserliches Reskript erwirkt, welches das frühere Edikt aufhob und den Verfolgten ihre Kirchen zurückgab.

So erwuchsen dem jungen Kaiser überall Gegner. Aber das Bedenklichste wurde, daß er zuletzt in ähnlicher Weise wie einst Constans die

Truppen verstimmte. Man nahm es ihm sehr übel, daß er, fast mehr noch als Theodosius in seiner schwierigen Lage mit den Gothen es that, die Deutschen bevorzugte, gegen welche jetzt mehr und mehr die Abneigung der alten, wie der jüngeren Schichten romanischer und griechischer Bevölkerung zu Tage trat; um so giftiger, je weniger man sich gestehen mochte, daß ohne die Hilfe der großen deutschen Heerführer unter kaiserlicher Uniform das Reich sich gar nicht mehr hätte vertheidigen lassen. Nun aber hatte Gratian offenbar durch zu umfassende Begünstigung frischer Germanen die Romanen und die ganz oder halb romanisirten Germanen in Gallien, auch in der Armee, fühlbar verstimmt; der mächtige Franke Merobaudes, sein erster Minister, war in gleicher Weise verhaßt. Und während sich allmählich alle Klagen, die gegen das damalige Regime mit Recht geführt werden konnten, auf den einen Punkt concentrirten, wo das Volksgefühl jener Zeit immer reizbarer wurde, machte Gratian den Fehler, einen Trupp Alanen in seinen Dienst und Sold zu nehmen, die als vorzügliche Reiter und Jäger er ganz ungemein begünstigte. Aber dieser Vorzug, den er den schönen Wildlingen des Ostens gewährte, — so sehr, daß er zuweilen selbst in ihrem Costüm sich zeigte, — erbitterte die übrigen Truppen, selbst die deutschen, die von ihm zur Unzeit vernachlässigt wurden. Vor allen aber grollten die brittischen, stets etwas unruhigen, und nur wenig mit ausheimischen Elementen durchsetzten Legionen dem jungen Imperator. Und sie waren es, von denen nunmehr eine neue Revolution ausging.

Seit der Zeit des alten großen Theodosius befand sich bei der brittischen Armee ein junger Spanier, Magnus Clemens Maximus, von dunkler und armer Geburt, ursprünglich ein Klient und Beamter des theodosianischen Hauses, der nun aber als geschickter Offizier in dem nordischen Inselande sich von einer Stufe zur andern emporarbeitete, und jetzt bei den Soldaten in Gunst und Ansehen stand. Offenbar durch das Glück des jungen Theodosius aufgereizt, voll brennenden Ehrgeizes, kam er auf den Gedanken, die vielseitige Mißstimmung gegen Gratian zu seinem Nutzen zu verwerthen. Mit ungemeiner Schlauheit wußte er die gereizte Stimmung der Soldaten zu steigern, die Sympathie der Masse für sich zu gewinnen, allmählich unter vollständiger Düpirung nicht nur des achtlosen Kaisers, sondern selbst des klugen Merobaudes die Treue der Armee bis nach dem Oberrhein hinauf zu erschüttern. Im Sommer 383 explodirte die Mine. Von den brittischen Truppen zum Kaiser ausgerufen, eilte Maximus, durch starke Aushebungen sein Heer zu verstärken, und setzte dann nach dem Rheindelta über, wo nun zu des Usurpators Fahnen, der überall mit glänzenden Zusagen auftrat und als leidenschaftlicher Freund des Römerthums und der katholischen Orthodoxie sich gab, die Truppen und die Städte überzutreten sich beeilten. Ohne Kampf war Gallien bis zur Seine in seine Hand gefallen. Und als nun in der Mitte des Sommers 383 Gratian aus Mailand herbeieilte und sein von Merobaudes und Vallio geführtes Heer bei Paris den Feinden gegenüber-

trat: da wußte Maximus fünf Tage lang die Schlacht zu vermeiden und inzwischen Gratians Truppen heimlich so schlau zu bearbeiten, daß diese schließlich unter dem Vorgange der numidischen Reiterei offen meuterten und in Masse mit fliegenden Fahnen zu Maximus abschwenkten. Verzweiflungsvoll ergriff Gratian mit nur noch 300 Reitern die Flucht nach den Alpen. Aber des Maximus energischer und frevelmüthiger Berather, der Reitergeneral Andragathius, ein pontischer Grieche, jagte ihm blutlechzend nach. Und als der junge Kaiser nach wildem und erschöpfendem Ritt, überall von Abfall umringt, von einem meineidigen Verräther, dem Statthalter der „Lugdunensis Prima", zu Lyon zu kurzer Rast beredet worden war: da (25. August 383) erreichte ihn der Verfolger und ermordete den Kaiser in dem Prunksaale des fürstlichen Palastes in Lyon mit Hilfe des Statthalters und einer Anzahl vornehmer Einwohner der Stadt bei Tische.

Nun war Maximus unbestritten Kaiser; klug genug, nur die beiden großen Heerführer Merobaudes und Vallio zu beseitigen, (von denen der erstere zum Selbstmord schritt, der zweite ermordet wurde), suchte er zunächst seine Stellung auch staatsrechtlich zu sichern. Während in Mailand die Kaiserin Justina sich schnell mit Ambrosius aussöhnte, und dieser, als Staatsmann ebenso klug, energisch und bedeutend, wie als Kirchenfürst, als ihr Botschafter nach Trier eilte, um zu rekognosciren und eventuell das Weitergreifen des Usurpators über die Alpengrenze diplomatisch zu pariren; während ferner auf seinen klugen Rath die Kaiserin seinen langwierigen, den Winter auf 384 füllenden Unterhandlungen einen Rückhalt gab durch die schnell vollzogene militärische Sperrung der Alpenpässe Seitens des Grafen Bauto, welcher letztere es auch verstand, gegen einen Einbruch der Juthungen in Rätien hunnische und alanische Raubzüge in Bewegung zu setzen: kam Alles darauf an, wie Theodosius sich entscheiden würde. Es schien allerdings nahe zu liegen, daß der spanische Kaiser des Ostens die Waffen ergreifen würde, um die Blutrache für Gratian zu vollziehen. Aber seine Stellung war ungemein schwierig. Von den Hunnen freilich war zur Zeit nichts zu besorgen; ihr Stoß hatte einstweilen an den Karpathen sein Ende gefunden, und erst um 400 dehnten sich Gruppen derselben weiter nach dem inneren Dakien aus. Aber noch immer dauerte das unruhige Wogen zertrümmerter Völkermassen an der unteren Donau fort; nur langsam erst fanden auch die Westgothen in ihren neuen Sitzen sich zurecht. Die Balkanhalbinsel erholte sich kaum erst von der entsetzlichen Noth des langen gothischen Krieges, und während der innere Kampf gegen Arianer und Heiden allgemeine Gährung unterhielt, hatte General Richomer alle Mühe, die syrisch-mesopotamische Grenze gegen die Angriffe der wilden arabischen Saracenen zu schützen. Mehr noch, auch der Friede mit Persien, wo Sapor II. 381 gestorben und seinem Nachfolger Artaxerxes II. i. J. 384 dessen Sohn Sapor III. gefolgt war, schien nicht unbedingt gesichert zu sein. Trotzdem

rüſtete Theodoſius und machte einige militäriſche Demonſtrationen. Aber es war klar, daß an allen drei Höfen, zu Conſtantinopel, Mailand und Trier, nur geringe Neigung zu einem neuen Kriege beſtand. Unter ſolchen Umſtänden kam Mitte 384 ein Abkommen zu Stande, durch welches Theodoſius und Juſtina einſtweilen ſich dahin bequemten, Gratians Mörder als Kaiſer in der galliſchen Präfektur anzuerkennen, Maximus aber ſich verpflichtete, ſeiner wilden Gier nach Italien und Illyrien einſtweilen Zaum anzulegen.

Die Dinge in Italien nahmen aber allmählich eine Wendung, die es dem Maximus nach einigen Jahren ermöglichte, mit beſſerem Erfolg ſeinen Eroberungszug über die Alpen fortzuſetzen. Mitten unter den ſchwierigen politiſchen Zuſtänden ſetzte ſich der erbitterte religiöſe Krieg fort. Zunächſt entbrannte über dem Wunſche der heidniſchen Senatsmehrheit, durch Valentinian II. den Altar der Victoria hergeſtellt zu ſehen, ein lebhafter litterariſcher Streit. Denſelben führte für den Senat der berühmte Q. Aurelius Symmachus, deſſen Leben zwiſchen 350—420 fällt. Der Sohn eines vornehmen Mannes, der (vom April 364 bis zu Anfang d. J. 366) Präfekt von Rom und Schöpfer einer der vielen prächtigen Tiberbrücken, — der aureliſchen oder valentinianiſchen bei San Siſto, — die zwiſchen 360 und 380 in Rom neu entſtanden, geweſen war; für ſeine Perſon ein reicher, in der Mitte eines Kreiſes feingebildeter Anhänger der Antike ſtehender, perſönlich allſeitig hochgeachteter Senator, und in der Litteratur dieſer Zeit als eleganter Redner und Styliſt, namentlich nach Art des jüngeren Plinius als ſeiner Epiſtolograph berühmter Schriftſteller, war er einer der letzten Repräſentanten des gebildeten Heidenthums; nur daß bei ſeiner Art ſich zu geben, das nicht mehr abzuweiſende Bewußtſein von der hoffnungsloſen Defenſive, in die ſeine Sache gedrängt war, ſeinem Auftreten bereits einen weſentlich elegiſchen Zug aufprägt. So war es allerdings nicht zu verwundern, daß jetzt (384), wo er als römiſcher Präfekt (von 384—386) dem Hofe zu Mailand die Wünſche des Senats um Reſtitution des alten Kultus in einer berühmten Denkſchrift („Relatio") vortrug, die harte und energiſche, aber auch charaktervolle und der Zukunft ſichere Gegenſchrift des Ambroſius, der auch als Schriftſteller ſich glänzend als der „Feldherr und Staatsmann" der ſiegenden Kirche bewährte, wider den Wunſch des kaiſerlichen Konſiſtoriums die Abweiſung der Bitten des Senats herbeiführte. Nicht lange nachher trug der ſtreitbare Biſchof einen nicht minder glänzenden Sieg über die Kaiſerin Juſtina davon. Die fürſtliche Dame war nicht gewillt, von ihrem arianiſchen Bekenntniß abzulaſſen, und hatte nun ſich und ihrem jugendlichen Sohne einen durchaus glaubensverwandten Hof geſchaffen; gothiſche Truppen verwandte ſie am liebſten in ihrem Dienſte. Die orthodoxe Hiſtoriographie dieſer und der ſpäteren Zeit hat ſie dafür mit allen jenen Höllenfarben gemalt, wie ſie für Gegner des Homouſion aus langer Praxis gebräuchlich geworden waren. Die Forſchung kann der leidenſchaftlichen aber glaubenstreuen und charaktervollen Frau lediglich den Vorwurf machen, daß ſie einen

durchaus berechtigten Wunsch in einer politisch schlecht dazu angethanen Zeit endlich durchzusetzen strebte. Ihre Absicht nun, das Osterfest des Jahres 385 mit dem Rest der arianischen Gemeinde Mailands in einer eigenen Kirche oder Kapelle nach ihrem Ritus feiern zu dürfen, — nämlich in der kleinen Basilika Portiana außerhalb der Stadt, — erregte den wildesten Fanatismus des homousianischen Volkes und stieß bei Ambrosius auf den zähesten Widerstand. Als nun der Hof seinerseits weiterschreitend die Ueberlassung der prachtvollen „neuen Basilika" innerhalb der Stadt forderte, so kam es zu der höchsten Spannung. Bei der Erbitterung des homousianischen Volkes aller Klassen konnte Justina sich nur noch unter dem Schutze gothischer Truppen sicher öffentlich zeigen. Gegenüber dem imposanten Auftreten und der kaltblütigen Energie des Bischofs, dessen christliche Volkspoesie, dessen bei aller Einfachheit schwungvolle und hinreißende Hymnen die Schlachtlieder der katholischen Massen wurden, erlahmte die Zuverlässigkeit auch der unteren Beamten, selbst eines großen Theiles der kaiserlichen Truppen, und wurde das absolute Kaiserthum zu einer völlig schattenhaften Macht. Der letzte Versuch, die bestrittene Basilika durch Soldaten am Mittwoch vor Gründonnerstag zu okkupiren, scheiterte ganz eklatant. Denn als Ambrosius den Bann über Alle zu verhängen drohte, die im Auftrage des häretischen Valentinian auf das „Volk der Gläubigen" einhauen würden, da war die militärische Ordnung gesprengt, die Soldaten nicht mehr zu brauchen. Der Hof war völlig geschlagen, suchte sich aber nun, von langer Hand arbeitend, in anderer Art zu helfen. Man gewann den Illyrier Mercurinus, unter dem Namen Auxentius, als arianischer Gegenbischof von Mailand aufzutreten, und hatte den Muth, auf seinen Rath durch Kaiser Valentinian II. unter dem 21. Januar 386 ein Gesetz zu veröffentlichen, welches allen Anhängern des homöischen Symbols von Rimini (S. 760) das Recht des öffentlichen Gottesdienstes zurückgab, und Beeinträchtigung dieser Kultusfreiheit mit Todesstrafe bedrohte. Damit war das Signal zu neuen Stürmen gegeben. Auch der neue Versuch, auf diesem Umwege sich für Ostern 386 in den Besitz der Basilika Portiana zu setzen, scheiterte unter ähnlichen Verhältnissen, wie im Vorjahre. Und als nun Justina und Valentinian vorläufig Mailand aufgaben und nur erst dahin arbeiteten, daß in anderen Städten Italiens die Kultusfreiheit der Arianer erneuert wurde: da griff der lauernde Maximus jäh und unwiderstehlich zu.

Maximus hatte inzwischen mit großer Gewandtheit sein Scepter geführt, und als ein erfahrener Menschenkenner, der zugleich im Interesse seines Ehrgeizes jede Maske anzunehmen verstand, zugleich die Germanen, die Romanen und die Orthodoxie an sich zu ziehen gewußt. Nur über den schweren Druck seiner Finanzverwaltung wurde bitter geklagt. Dagegen war er in seinem kirchlichen Eifer weiter gegangen, als irgend einer seiner Vorgänger, und hatte einen Schritt der verhängnißvollsten Tragweite gewagt: die erste Hinrichtung von Ketzern nur um ihres Glaubens willen.

Bischof Itacius nämlich von Ossonuba hatte den neuen Kaiser mit Erfolg gegen die Priscillianisten aufgestachelt. Deren Führer wurden vor eine Synode zu Burdigala gestellt (384) und von dort, da sie an Maximus appellirten, nach Trier geführt. Bald aber zeigte es sich, daß die spanischen Gegner der Sekte den Kaiser so vollständig beherrschten, daß das schlimmste Urtheil zu fürchten stand. Es war umsonst, daß der edelste und angesehenste unter den Prälaten Galliens in dieser Zeit, „der gallische Ambrosius", nämlich der seit 375 fungirende Bischof Martinus von Tours, dem Kaiser das Versprechen abgenommen hatte, kein Bluturtheil fällen zu lassen. Der schmachvolle Prozeß, tüchtig durch die Folter unterstützt, endigte (385) mit dem Todesurtheil: sieben Opfer, Priscillian selbst, 6 Priester, und eine Frau, wurden zu Trier enthauptet, ihre reichen Güter konfiscirt.

Das ungeheure Verbrechen, — der erste gerichtliche Mord in der christlichen Welt um des Glaubens halber, — erregte damals noch bei tüchtigen Klerikern, wie gerade Ambrosius, tiefen und gerechten Abscheu. Während aber gerade unter solchen Heimsuchungen, und unter der Wucht weiterer Verfolgung der Priscillianismus in Spanien erst recht um sich griff, hob den Maximus doch sein furchtbares Verfahren gegen Häretiker in den Augen großer Massen der Homousianer, und sicherte ihm auch in Italien starke Sympathien. Es war zu spät, daß i. J. 386, als Maximus seine diplomatischen Vorbereitungen zum Kriege „für den orthodoxen Glauben" gegen Valentinian II. traf, der Hof mit Ambrosius eine Art Frieden machte. Die seit Ende dieses Jahres wieder durch den Bischof von Mailand geführten Unterhandlungen scheiterten gänzlich. Und nun rüstete Maximus so kräftig, und manifestirte seine orthodoxe Haltung und seinen Zorn über das Gesetz vom 21. Januar 386 vor den Katholiken der italischen Präfektur so gewandt, daß Valentinian II. schon halb geschlagen war, ehe es noch zum Kriege selbst kam, zumal auch der zuverlässige General Bauto kurz vorher gestorben war. Um aber völlig sicher zu gehen, täuschte Maximus i. J. 387 den Hof von Mailand durch schlaue Friedensversicherungen. Und als Valentinians II. Botschafter Domninus in Trier alles ausgeglichen meinte, und ein „Hilfskorps", welches Maximus jetzt dem jungen Kaiser gegen barbarische Angreifer Pannoniens zur Verfügung stellte, in Begleitung des Domninus die Alpenpässe überschritten hatte: da (im Herbst 387) brach Maximus, der heimlich mit seiner ganzen Macht diesen Truppen gefolgt war, in Sturmeseile durch die Pässe, und stand nun als Feind vor Mailand, — so daß Justina, Valentinian und ihre Umgebung in wilder Eile nach Aquileja, und bei dem Mangel aller Mittel zur Gegenwehr, zu Schiffe dann nach Thessalonike flüchten mußten, wo sie sich unter des Theodosius Schutz stellten.

Die italische Präfektur war nun auch in des Eroberers Händen; aber die Frage war, wie Theodosius die Sache aufnehmen würde. Seine politische Stellung war jetzt viel sicherer als i. J. 384. Mit Persien bestand

voller Friede; an den übrigen Grenzen war zur Zeit kein drohender Feind; die Gothen lieferten ihm gern viele Tausende schlagfertige Krieger. Der Kaiser persönlich war noch in demselben Jahre stark und groß genug gewesen, um einen furchtbaren Aufstand, der wegen einer neuen außerordentlichen Steueranfage in Antiochia (im Februar) ausgebrochen und von Mord und Brandstiftung begleitet war, nach Züchtigung der unmittelbar Schuldigen nicht weiter zu strafen; aber es blieb doch zweifelhaft, ob nicht die Abneigung gegen die Häresie des mailänder Hofes bei dem feurigen Homousianer den Unwillen über den Raubzug des orthodoxen Maximus überbieten würde. Jedenfalls ging Theodosius sehr kühl und gemessen zu Werke. Erst als Valentinian sich entschloß, dem arianischen Irrwahn zu entsagen, griff der Kaiser, nun auch nach dieser Seite politisch gedeckt, kräftiger ein. Da seine Gattin Flaccilla i. J. 385 gestorben war, so vermählte er sich mit Valentinians bildschöner Schwester Galla, und wußte nun den schlauen Maximus durch viel größere diplomatische Gewandtheit zu übertrumpfen. Nachdem er es dahin gebracht hatte, daß vor aller Welt Maximus die Herausgabe Italiens verweigerte und deutlich enthüllen mußte, daß sein orthodoxer Eifer nur die trügerische Maske des Eroberers gewesen war, hielt er ihn listig immer wieder hin, um allmählich seine Kriegsrüstungen vollenden zu können. Dieser und die folgenden Kriege zeigen uns nun auch, daß Theodosius verstanden hatte, sich einen ausgezeichneten Stab zu bilden. Die Armee war im Mai 388 zum Aufbruch bereit; unter dem Kommando des Generals der Infanterie Timasius, des Reitergenerals Promotus, und der Franken Richomer und Arbogast, bewegte sich ein treffliches Heer, dessen Kerntruppen aus Westgothen, Ostgothen, und aus geworbenen alanischen und hunnischen Reitern bestanden, aus der Balkanhalbinsel nach den julischen Alpen.

Gegen die Orthodoxie des Theodosius hatte Maximus keine Waffen mehr. Er verlor sofort in Italien viel Boden in den Gemüthern; noch mehr, weil er die Niederbrennung der jüdischen Synagogen in Rom zu bestrafen gewagt hatte. Ein Versuch, durch seine Agenten unter den westgothischen Truppen Meuterei zu stiften, wurde schnell gedämpft. Und während bereits vom Rhein die böse Kunde kam, daß die Franken in Belgien eingebrochen waren, ließ sich Maximus durch das Gerücht täuschen, daß der Hauptangriff von Osten her zu Wasser erfolgen würde. Er ließ daher den Andragathius mit einer Flotte nach dem jonischen Meere auslaufen, und schwächte dadurch zur Unzeit seine Armee.

Er selbst zog dann mit immer noch starker, großentheils aus Alamannen und Franken bestehender Macht durch die julischen Alpen; aber es zeigte sich jetzt, daß er als Feldherr gegen die Strategie und ruhige Entschlossenheit seines Landsmannes nicht aufzukommen vermochte. Die erste Schlacht bei Siseia an der Sawe ging in geradezu schmachvoller Weise verloren. Als aber auch die Hauptschlacht unter Maximus' Bruder Marcellinus am Ausbruch der Sawe aus den Alpen nach vielstündigem mörderischen Kampfe

für den Usurpator verloren war, gingen die besten Truppen in Massen zu Theodosius über. Und nun wurde es bei der Fassungslosigkeit des Maximus möglich, die starke Stellung von Aemona zu überrumpeln und ohne erhebliche Verluste zu nehmen. Nun floh Maximus in aller Eile nach Aquileja; hier aber drangen ihm Arbogasts Krieger mit Ungestüm nach, erzwangen den Eintritt in die Stadt und nahmen den Usurpator gefangen, der dann vor Theodosius gebracht und (27. August oder 28. Juli 388) drei Meilen vor Aquileja durch die Soldaten niedergehauen wurde.

Andragathius stürzte sich auf die Kunde von diesen Ereignissen verzweifelnd in das Meer. Und während nun eine Flotte des Theodosius den jungen Valentinian II. und dessen Mutter zur See nach Rom führte, wo sie jubelnd empfangen wurden, eilte Arbogast mit einem Theile des siegreichen Landheeres nach Gallien, um auch hier die Truppen des Maximus zu überwältigen. Hier hatten inzwischen Kämpfe mit den Franken stattgefunden. Die Fürsten Marcomer, Sunno und Genobaudes hatten den Rhein überschritten und Köln angegriffen. Hier abgeschlagen, plünderten sie Belgien, bis einer ihrer Haufen in den Ardennen zwischen Sambre und Schelde durch die Generale Quintius und Nannienus aufgerieben wurde. Der kecke Vorstoß aber, den nun der verwegene Quintius von Neuß aus nach dem rechten Rheinufer machte, endigte mit einer empfindlichen Niederlage der Römer. Und als nicht lange nachher Arbogast in Gallien erschien, huldigte die unter Syrus und Charietto ihm begegnende Armee ohne Weiteres dem berühmten Feldherrn, der dann des Maximus Sohn Victor tödten ließ, die Franken züchtigte und die Grenzhut des Rheines neu ordnete.

Kaiser Theodosius war nun der Oberherr des gesammten Reiches geworden. Mit kluger Milde nahm er Abstand von einer eigentlichen Verfolgung der Partei des besiegten Usurpators, obwohl es an vielen strengen Maßregeln durchaus nicht gefehlt hat, übergab auch formell dem jungen Valentinian II. sein altes Reich und die gallische Präfektur, übte aber thatsächlich die entschiedenste Suprematie auch im Abendlande aus, wie er denn seit Maximus' Untergang längere Zeit in Italien verweilte. Neben der Beseitigung des noch etwa vorhandenen Arianismus, was um so weniger Schwierigkeiten machte, als Justina inzwischen gestorben war, galt es jetzt, auch im Westen das Heidenthum nach Kräften zu entwurzeln. Ein elfwöchentlicher Besuch in Rom, wo der Kaiser am 13. Juni 389 eintraf, gab einerseits Anlaß zu vielen Gnadenakten und Wohlthaten, andererseits zu mehrfachen Bekehrungen hochstehender wie niederer Familien und zur Beseitigung vieler alter Götterbilder. Aber die entscheidenden Verfügungen erfolgten am 24. Februar 391 zu Mailand; das damals erlassene Edikt verbot bei namhaften Geldstrafen nun auch für das Abendland Opfer jeder Art und Benutzung der Tempel zum Kultus. Und am 10. November 392 wurde zu Constantinopel das Dekret publizirt, welches in der entschiedensten Sprache

noch einmal alle und jede Opfer, gleichviel welcher Art, gleichviel an welchem Orte, verbot, Eingeweideſchau als der Majeſtätsbeleidigung gleichſtehend erklärte, den Kultus der Götterbilder mit Konfiskation bedrohte, und ſaumſelige Richter mit ſchweren Geldſtrafen belegte.

Es war aber die nächſte Zeit nach der Niederwerfung des Maximus zugleich jene, in welche eine blutige Kataſtrophe fiel, die zugleich auf die Charaktere der großen Machthaber Ambroſius und Theodoſius ein helles Licht warf, aber auch uns über den unheimlichen Charakter des römiſchen Staatsweſens dieſer Tage in ſchrecklicher Weiſe aufklärt. In Theſſalonike ſtand damals eine gothiſche Beſatzung unter dem Kommando des Generals Botherich. Ohnehin den Deutſchen abgeneigt und durch ſie mehrfach beläſtigt, gerieth das Volk in wilde Wuth, als der Kommandant eines Tages einen beliebten Wagenlenker wegen eines Vergehens verhaften ließ und auch bei den bevorſtehenden Cirkusſpielen deſſen Freigebung abſchlug. Da brach ein Aufſtand aus; die Beſatzung konnte ihn nicht dämpfen, und Botherich ſammt anderen Offizieren wurde vom Volke todtgeſchlagen (390). Als die Schreckenskunde nach Mailand kam, gerieth der Kaiſer in furchtbaren Zorn, der durch die Beſorgniß vor der Erbitterung der Gothen noch verſtärkt wurde. Seine Umgebung, namentlich der Staatskanzler Ruſinus, ein Gallier aus Eluſa (j. Eauſe) in Aquitanien, ein reichbegabter, aber nicht nur intriganter, ſondern auch habſüchtiger und rachgieriger, harter Mann, mahnte zu äußerſter Strenge. Dieſelbe wäre auch an ſich und in verſtändigen Grenzen vollkommen gerechtfertigt geweſen. Aber die in Ausſicht genommene Strafe war ſo entſetzlich, daß Ambroſius empört den Kaiſer beſchwor, davon abzuſtehen. Es war umſonſt; nur zu ſchnell gewann Ruſinus' blutiger Rath wieder das Uebergewicht. Und nun geſchah das Grauenhafte. Auf kaiſerlichen Befehl wurde das im Cirkus verſammelte Volk von Theſſalonike von einer gothiſchen Abtheilung eingeſchloſſen und dann durch dieſe Krieger ſchonungslos niedergewürgt; nach den niedrigſten Angaben ſind damals 7000 Menſchen umgekommen. Ambroſius, den der Biſchof von Theſſalonike über dieſe Greuelthat unterrichtete, war mit Recht von tiefer Empörung erfüllt; ſo zwang er denn den blutigen Gewalthaber zu einer bis dahin unerhörten Sühne. Schon hatte offenbar furchtbare Reue und Gewiſſensangſt den ſtolzen Spanier geſchüttelt. Aber Ambroſius verſagte ihm mit voller prieſterlicher Würde und im Namen der ſo furchtbar verletzten Menſchlichkeit den Eintritt in die Kirche, und erlaubte ihm erſt nach acht Monaten, etwa zu Weihnachten 390, wieder den Zutritt, als der Kaiſer ein Geſetz des Gratian erneuert hatte, welches beſagte, daß die Todes- und Proſkriptionsurtheile erſt dreißig Tage unvollzogen liegen bleiben und ihm dann von Neuem vorgelegt werden ſollten, damit ruhige Ueberlegung inzwiſchen den Zorn beſiege. Dann erſt durfte Theodoſius die Kirche betreten. Er warf ſich reumüthig zur Erde nieder und brach ſchluchzend in die Worte des Pſalmiſten aus: „Meine Seele liegt im Staube! Herr! erquicke mich nach deinem Worte".

Die Buße des Kaiſers iſt niemals vergeſſen worden. Aber die wilde Zeit verdrängte die unmittelbare Erinnerung an die Opfer ſeines Zornes ſchnell genug durch neue düſtere Ereigniſſe. Als Theodoſius um die Mitte des Jahres 391 aus Mailand nach dem Goldenen Horn zurückkehrte, erhielt der junge, jetzt zu einem eifrigen Katholiken umgeformte Valentinian II. zwar die Leitung der Regierung des Weſtens in die Hand; aber ſein Schwager ſtellte ihm jenen ſtarken General Arbogaſt, einen ausgezeichneten Feldherrn, deſſen perſönliche Uneigennützigkeit überall gerühmt wurde, als Stütze zur Seite. Aber es kam ſchnell zu Conflikten. Der junge Fürſt war echter Romane, und mochte die immer umfaſſendere Begünſtigung der Deutſchen, die Arbogaſt, zu des jungen Kaiſers Verdruß auch ein eifriger Heide, in großem Umfange betrieb, nicht ertragen. Als Arbogaſt endlich immer rückſichtsloſer auftrat, kam es an dem damals zu Vienna in Gallien befindlichen Hoflager im Konſiſtorium zum offenen Bruche. Der Kaiſer verkündigte dem General ſeine Entlaſſung. Arbogaſt aber nahm ſie nicht an, weil ihm Valentinian das Amt nicht verliehen habe, es ihm alſo auch nicht nehmen könne. Nun ſann der General auf des Kaiſers Sturz; und als dieſer ſich anſchickte, nach Mailand zu gehen, — fand man Valentinian am 15. Mai 392, es war der Sonnabend vor Pfingſten, am Ufer des Rhone an einem Baume aufgeknüpft. Und ſo mächtig war die Stellung des Mörders, daß er, der ſelbſt als Franke das Diadem nicht zu nehmen wagte, ohne Widerſpruch einen ganz von ihm abhängigen Mann, einen Romanen, den Oberhofnotar Eugenius, einen fein gebildeten und geiſtvollen Beamten von ſonſt reinem Charakter, der zwar Chriſt, aber kein Feind der Heiden war, zum Kaiſer ernennen konnte. Es war jedoch vergeblich, daß dieſer es verſuchte, die Anerkennung des Theodoſius zu gewinnen. Man mußte in Gallien bald erkennen, daß der Kaiſer des Oſtens die Unterhandlungen nur „dilatoriſch“ führte, um inzwiſchen Zeit zu Rüſtungen zu gewinnen. Arbogaſt erkannte, daß das Schwert zu entſcheiden haben würde, und ſuchte ſich, zunächſt unter erfolgreichen Vorſtößen über den Rhein von Köln aus, Maſſen fränkiſcher und alamanniſcher Hilfstruppen zu gewinnen. Die heidniſche Partei im Reiche wurde durch Freigebung ihres Kultus, mit Einſchluß des Altars der Victoria, gewonnen.

Während Eugenius und Arbogaſt im Sommer 393 Italien beſetzten, waren die Rüſtungen des Theodoſius im vollen Gange. Richomer war darüber geſtorben; eine neue Reihe höherer Offiziere tritt jetzt in den Vordergrund, die nachher noch während der erſten Jahre des fünften Jahrhunderts eine impoſante Rolle ſpielen ſollten. An der Spitze der Verwaltung ſtand ſeit 392 jener Rufinus, deſſen angenehme Perſönlichkeit, Gewandtheit und Verſchlagenheit den Kaiſer über ſeine ſchlimmen Züge nur zu ſehr täuſchte. Auf dem Wege bösartiger, zuletzt ſelbſt blutiger Intriguen hatte er einflußreiche Gegner aus dem Wege geräumt, und war jetzt der allmächtige Präfekt des Orients geworden, der bei dem Kaiſer in Civilſachen das höchſte Vertrauen genoß. Schon aber ſtand neben ihm, zu ſeinem größten Unwillen,

jener jugendlich schöne, gewaltige Deutsche, der nur zu bald durch seinen tragischen Ausgang, dem das Verderben des Reiches auf dem Fuße folgte, einen unvergeßlichen Namen erhalten sollte: es war der glänzende Stilicho. Ein romanisirter Vandale, ein Abkömmling der seit Constantin I. in Pannonien angesiedelten asdingischen Vandalen, als Sohn eines unter Valens mit Ehren genannten Reiteroberſten etwa 359/60 n. Chr. geboren, und als ausgezeichneter Offizier seit 385 einer der speziellen Lieblinge des Theodosius, der ihn an seine Person gezogen und 388 mit Serena, seiner Nichte und Adoptivtochter, verheirathet hat. Als nun im Sommer 394 bei Sirmium die Armee sich sammelte, die der Kaiser theils aus den verschiedensten Provinzen des Reiches, theils aus 20,000 gothischen Föderaten, theils aus geworbenen Hunnen und Alanen bildete, erhielt der alte Romane Timasius das oberste, Stilicho das zweite Commando über die Reichstruppen. Dazu aber kamen die gothischen Heerführer, unter denen Gainas, Saul und namentlich der junge Alarich, dieser ein Abkömmling des großen alten Geschlechts der Balten, (zwischen 370 und 375 geboren) für das Reich zu schlimmem Verhängniß bestimmt waren. Die Haustruppen scheint der iberische General Bacurius geführt zu haben.

Noch in tiefer Trauer um den plötzlichen Tod seiner Gemahlin Galla, schickte sich Theodosius an, gegen Ende Mai 394 aus Constantinopel zur Armee abzureisen. Rufinus erhielt die Leitung der Geschäfte; unter seiner Obhut blieben des Kaisers Söhne, Arcadius, (geboren 377, und seit dem 16. oder 19. Januar 383 Augustus) und Honorius (geboren 384, und am 20. November 393 zum Augustus erhoben). Sobald der Kaiser die Armee erreicht hatte, ging er vorsichtig weiter westwärts, um den schweren Kampf mit dem Genie Arbogasts aufzusuchen, der sein Heer am inneren Abhange der julischen Alpen concentrirt hatte und zunächst die Päſſe nur leicht vertheidigte. Als Theodosius, von Aemona kommend, zu Anfang September von den Höhen der Alpen herabstieg, fand er das feindliche Heer östlich von Aquileja, am Flusse Frigidus, (jetzt Wippach in der Grafschaft Görz) gelagert. Sogleich (5. September) ließ der Kaiser die Generale Gainas, Saul und Bacurius mit Gothen und anderen fremden Hilfstruppen zum Angriff vorgehen. Aber an der furchtbaren Gegenwehr des Arbogast scheiterte ihre ungestüme Tapferkeit; vollständig geschlagen und mit schweren Verlusten (allein 10,000 Gothen, dazu Bacurius, waren gefallen) mußten sie mit Einbruch der Nacht in voller Auflösung auf das Hauptheer sich zurückziehen. Die Hauptschlacht am 6. September, auf deren Annahme der Kaiser wider die Meinung seines Stabes mit höchster Entschlossenheit bestand, schien unter den schlimmsten Umständen geschlagen werden zu müssen. Denn der kühne und schlaue Arbogast ließ seinen Gegner während der Nacht auf beiden Flanken durch Seitenpäſſe umgehen und bedenklich im Rücken bedrohen. Theodosius war also am Morgen des entscheidenden Tages strategisch nahezu matt gesetzt. Da rettete ihn aus der höchsten Verlegenheit einer der Zwischenfälle, wie sie für die

römischen Bürgerkriege so oft charakteristisch gewesen sind. Ohne daß wir wissen, aus welchem Grunde: der Führer des aus Barbaren bestehenden Umgehungskorps, General Arbitrio, brach dem Kaiser Eugenius die Treue und führte gegen gewisse, sofort ihm zugestandene Bedingungen seine Kolonnen dem Theodosius zu. Und als der Kaiser glücklich genug gewesen war, ohne feindlichen Angriff sein Heer aus den gefährlichen Defileen, die er bei dem Aufmarsche zu passiren hatte, herausziehen zu können: da erhob sich mitten unter dem blutigen Ringen der beiden Armeen mit einem Male vom Karst her eine Bora, der gefährliche Stoßwind dieser Landschaft, der nun mit seiner Wuth und seinen Staubmassen die Truppen des Usurpators verwirrte. Noch

Goldmedaillon Theodosius des Großen, mit der gleichzeitigen Oese (Originalgröße).

Solche Medaillons wurden als Ehrenzeichen an Ketten getragen. Die Buchstaben am Anfang der Umschrift DN bedeuten Dominus Noster, die am Ende PFAVG Pius Felix Augustus, damals die offiziellen Titel. Auf der Kehrseite hält der Kaiser das Labarum mit dem Monogramm Christi aus *X* und *P*. Das Stück ist in AQuileia geprägt; *OH* ist die griechisch geschriebene Zahl 72; alle Goldmünzen wurden nach dem zweiundsiebziger Fuß geprägt, 72 Solidi aus dem Pfunde Goldes. Dies Stück wiegt, wenn man die Oese abrechnet, 9 Solidi, ist also $^1/_8$ Pfund. (Königl. Münzcabinet zu Berlin.)

wogte der Kampf, da fiel Eugenius in die Hände der Theodosianer, die ihn vor den zürnenden Sieger brachten und dann sogleich tödteten. Als der Rest seiner Truppen das Haupt ihres Führers auf einer Stange durch die feindlichen Reihen tragen sah, da schwenkten auch diese zu Theodosius ab, und der flüchtige Arbogast hatte keine Wahl, als in einem Alpenthale sich selbst den Tod zu geben.

Zum Theil durch Ambrosius bestimmt, verfuhr der Sieger, der von seinem Schlachtfelde die beiden Armeen nach der Gegend von Mailand führte, mit ungemeiner Milde gegen die Anhänger der überwältigten Machthaber. Das neu belebte Heidenthum sank nach der Katastrophe am Frigidus sofort zusammen: der Kaiser persönlich ertheilte noch einen Befehl, der in der antiken Welt sehr bitter empfunden wurde. Die Olympischen Spiele nämlich sollten

nicht länger gefeiert werden. Der letzte uns bekannte olympische Sieger war noch neuerdings der armenische Ritter Varaztad gewesen. Die Griechen hatten 393 zum letzten Male in alter Weise die Spiele gefeiert, mit denen die letzte (die 293te) Olympiade begann. Nun sollte auch diese prächtige Ruine des antiken Lebens schwinden, und zunächst (so scheint es) wurde das uralte Zeusbild des Pheidias nach Constantinopel abgeführt. Bald aber sollte ein anderer Kondukt durch die Straßen der neuen Welthauptstadt sich bewegen.

In Folge der furchtbaren Strapazen der letzten Zeit war nämlich Theodosius nach den Kämpfen am Frigidus an der Wassersucht erkrankt. Schwer leidend, ließ er durch Serena den zehnjährigen Honorius nach Mailand berufen, und als sein Leiden immer bedenklichere Fortschritte machte, empfahl er seine Söhne der Obhut des gewaltigen Stilicho. In der Nacht des 17. Januar 395 erlag er seiner Krankheit; seine Asche ist am 8. November dieses Jahres in der Apostelkirche zu Constantinopel feierlich beigesetzt worden.

Es war bestimmt worden, daß der ältere Sohn des todten Kaisers, Arcadius, für den zur Zeit Rufin die Geschäfte führte, den Orient, der Knabe Honorius, der unter Stilichos Vormundschaft stand, das Abendland regieren sollte. Die Grenzen liefen jetzt so, daß unter definitiver Zerschneidung der illyrischen Länder Dalmatien, Pannonien und Noricum nunmehr bei dem Westen, die Provinzen des östlichen, zur Zeit von Thessalonike aus verwalteten Illyricum bei dem orientalischen Reiche blieben. Es war nicht die Absicht des Theodosius gewesen, das Reich für alle Zeiten zu theilen. Es schien so, als sollten sich nur die Zustände wiederholen, wie bei dem Emporkommen der Pannonischen Dynastie. Aber, wie sich bereits seit deren Zeit die Völker des Reiches in dessen beiden großen Hälften daran gewöhnt hatten, die chronische Zerlegung des ungeheuren Gebietes unter mehrere Herrscher als etwas Herkömmliches anzusehen: jetzt nahm auch die Geschichte eine Wendung, in Folge welcher beide Theile sich mehr und mehr zu selbständigen Staaten entwickelten, und die 395 vollzogene Trennung sich schnell zu einer ewigen gestaltet hat. Einerseits nämlich erblühten, was früher nicht der Fall gewesen, zu Byzanz wie in Italien zwei spanische Dynastien von verhältnißmäßig langer Dauer. Andrerseits aber entwickelten sich gleich nach des Theodosius Tode zwischen den leitenden Ministern der Höfe von Mailand und Byzantion so tiefe und feindselige Gegensätze, daß die beiden Reiche von Anfang an für lange in sehr scharfe Gegnerschaft wider einander getrieben wurden: ein Verhältniß, welches auch nach Herstellung des Friedens wuchtig in die Tiefe und in die Breite weiter gewirkt hat.

Honorius.

Als der große Kaiser gestorben war, erblickte das Reich den zur Zeit mächtigsten Mann in dem Vandalen Stilicho, dem Theodosius das Oberkommando über die in Oberitalien noch vereinigte Armee übertragen hatte. Aber

die Schwierigkeiten waren groß; es kostete viele Mühe, die blutigen Schlägereien zwischen den im letzten September siegreichen und den besiegten Truppen zu beschwichtigen. Ein Theil derselben, namentlich föderirte Gothen unter Alarich, wurden nach Hause geschickt. Dann aber eilte Stilicho nach Gallien, um an der Spitze einer Heeresabtheilung am Rhein die Grenzen zu besuchen, und überall den Einfluß des Reiches geltend zu machen, und namentlich bei den Franken durch neue Verträge die Ruhe der römischen Provinzen zu sichern. Während er in solcher Weise erfolgreich wirkte und bereits deutlich zeigte, daß er das ausschließliche Interesse für das Wohl des römischen Reiches mit deutscher Heldenkraft zu vereinigen wußte, war auf der Balkanhalbinsel ein großes Feuer aufgegangen.

Die Westgothen fanden sich mit der seit 382 geschaffenen Lage großentheils unzufrieden. Vielen galt sie doch immer als eine Art Knechtschaft. Intelligentere Führer sahen mit Unbehagen, daß allmählich der Zusammenhang des Volkes sich auflöse; sie ahnten, daß ihr Volk zwar langsam, aber doch unaufhaltsam sich romanisiren müsse. Die gothischen Krieger, die im Inneren des Reiches gewesen waren, wußten recht wohl, wie gehässig überall die Griechen und Romanen sie ansahen, und wie wenig die öffentliche Stimmung die Politik des Theodosius billigte, der die Gothen zu Tausenden in allen Stellungen verwendet hatte. Der Haß und die Verachtung, die man gegen die Barbaren hegte, war ihnen in zahlreichen Konflikten, blutigen und tückischen Thaten begegnet. Die Sehnsucht, die gute, alte Zeit des Herzogs Fritigern zu erneuern, war wieder erwacht, — in einem Moment, wo der ebenso verehrte, wie gefürchtete Theodosius nicht mehr die Zügel führte, wo ferner die Balkanhalbinsel von Truppen fast entblößt, der Minister Rufinus aber nach Antiochia abgereist war. Und nun fanden die Gothen einen Führer, wie sie ihn brauchten: den Armin des fünften Jahrhunderts. Der junge Alarich sah die mächtige Aufregung seiner Landsleute; da erwachte bei ihm zuerst der Plan, mit Hilfe der Gothen sich eine hohe militärische Stellung, wie sie so viele Deutsche schon gewonnen hatten, zu ertrotzen. Gelang das nicht, so blieb der Weg offen, zu der Praxis Fritigerns zurückzukehren. Noch vor des Rufinus Abreise nach Syrien hatte er für sich einen hohen militärischen Rang gefordert. Rufinus aber, der wahrscheinlich zu der Partei gehörte, welche die gothenfreundliche Politik des todten Kaisers mißbilligte, hatte ihm das wegen seiner Jugend abgeschlagen, und bei barschem Auftreten des Gothen die unbesonnene Drohung ausgesprochen, er werde bei unbotmäßiger Haltung der Gothen ihnen die Jahrgelder kürzen.

Da hatte sich Alarich kurz entschlossen. Die Gothen, soweit sie nicht in Regimentern im Reiche standen, oder zu dem Stamme (S. 805) des Ulfila, oder zu der jetzt durch den Heiden Fravitta geführten Partei des alten Athanarich gehörten, folgten im Nu seinem Rufe zur Empörung. Durch transdanubische Barbaren verstärkt, bildete sich die Masse eines neuen, freien Westgothenvolkes. Sie wählten im April 395 den Alarich zu ihrem König, — und

als Rufinus wieder in der Residenz eintraf, fand er die neuen Feinde unter wilden Verheerungen auf dem Marsche durch Thrakien nach dem Bosporus. In dieser schlimmen Verlegenheit, zugleich am Hofe durch eine intrigante Gegenpartei unter dem Kammerherrn Eutropius bedrängt, dabei in seiner eifersüchtigen Abneigung gegen Stilicho entschieden darauf bedacht, die persönliche, ihm höchst bedenkliche Ankunft des Vandalen mit der Reichsarmee vor Byzanz zu verhindern, griff der schlaue Staatsmann zu den Mitteln der feinsten diplomatischen Künste; leider hat er aber nicht nur sich selbst in seinem Netz gefangen, sondern auch den Ruin Griechenlands, wenn auch wider Willen verschuldet. Die Schilderung der nächstfolgenden Katastrophe trägt bei der Natur unserer Nachrichten sehr bestimmt den Charakter der Hypothese, was nicht verschwiegen werden darf. Wir nehmen als wahrscheinlich folgenden Verlauf an. Rufinus forderte gleichzeitig in Mailand für Arcadius die Rücksendung der oströmischen Armeekorps, und bestimmte unter den Mauern von Constantinopel den jungen Gothenkönig durch Geschenke und persönliche Verhandlungen zum Abmarsch nach Westen. In hochmüthiger Unterschätzung des jungen Barbaren scheint er ihn bestimmt zu haben, einen Einfall in Italien zu versuchen; so konnte Stilicho zu Hause beschäftigt, Alarich in das Verderben getrieben werden. Rufinus aber hatte nicht mit dem natürlichen Scharfsinn des Gothenkönigs gerechnet, der sich im Stillen vorbehielt, immer nur soweit zu gehen, als es mit den gothischen Interessen vereinbar sein würde.

In der That zog die gothische Masse nach Dalmatien und Pannonien. Als man aber der italischen Grenze sich näherte, erfuhr Alarich, daß Stilicho in aller Eile aus den Rheinlanden nach Mailand zurückgekehrt war, und mit der großen Armee zur Niederwerfung der gothischen Erhebung sich näherte. Alarich war viel zu klug, es mit der Uebermacht des großen Heermeisters zu versuchen; er schwenkte daher sofort südwärts ab, durchzog von Dalmatien aus die Ostküste der Adria, bis er bei Nikopolis den Golf von Ambrakia erreichte. Hier durch das Meer aufgehalten, wandte er sich wieder nordostwärts, überschritt den Pindus unter höchst verlustvollen Kämpfen mit den thessalischen Landmilizen, und breitete sich verheerend in der Ebene des Peneios aus. Nun hatte Stilicho inzwischen sein großes Heer bis nach Thessalonike geführt, und die Gothen waren verloren, wenn er sich jetzt wuchtig auf sie stürzte. Da wurden sie durch die Politik Rufins gerettet. Arcadius war wie Honorius ein völlig beschränkter Kopf, — nur die Töchter des großen Theodosius hatten den Geist des Vaters geerbt. Arcadius ließ sich also durch seinen Großwesir zu der unsinnigen Politik bekehren, die das Abendland als einen völlig fremden Staat behandelte, und ertheilte Stilicho peremtorisch den Befehl, die oströmischen Korps sofort nach Constantinopel zu dirigiren, das abendländische Heer aber sofort aus den Grenzen des Ostreiches zu entfernen. Stilicho in seiner deutschen Art der Vasallentreue und der Pietät gegen seines Wohlthäters Theodosius Haus mochte nicht ungehorsam sein; er marschirte also nach Dalmatien ab.

Darüber ging denn Griechenland zu Grunde. Alarich nämlich, der es nicht wagen konnte, sich wieder nordwärts zu wenden, beschloß, sich auf das seit mehr denn 100 Jahren nicht ernstlich ausgeraubte Griechenland zu werfen, wo ihm denn auch bei der Entblößung des Landes von mobilen Truppen so gut wie kein Widerstand begegnet ist. Um so mehr, weil vor 20 Jahren ein schreckliches Erdbeben die Mauern der meisten griechischen Städte zerrissen hatte. Nur Theben, Athen und Megara waren haltbare Plätze. So konnte sich eine schreckliche Verwüstung über Hellas ausbreiten, der nur die genannten Orte entgingen. Der christliche Fanatismus der Gothen gegen das Heidenthum, der arianische gegen die griechischen Homousianer, gaben dem Werke der Zerstörung einen schauerlichen Nachdruck. Nur mit Athen schloß Alarich eine Kapitulation; offenbar mußte er befürchten, daß Rufinus, wie es wohl auch dessen Plan war, die oströmische Armee ihm nachsenden würde, und vor den Mauern von Athen durfte er sich nicht fassen lassen. Dagegen, es war tief im Herbst 395, fand der Mysterientempel zu Eleusis jetzt seine Zerstörung, und noch schlimmer ging es dem Peloponnes, der systematisch zerstampft wurde. Denn neben der dämonischen Zerstörungswuth beherrschte den König noch ein anderer Gedanke. Offenbar erschien ihm diese isolirte Halbinsel als ein überaus geeignetes Gebiet innerhalb des Reiches, wo seine Gothen sicher und von römischen Einflüssen unberührt sich würden festsetzen können.

An Hilfe von Constantinopel aus war gar nicht zu denken. Denn zum allgemeinen Entsetzen hatte bei der ersten Revue, welche Arcadius am 27. November 395 in der Campagna von Konstantinopel über die zurückgekehrte Armee abhielt, der gothische General Gainas (ob mit Stilicho im Einverständniß, ist unsicher) den Rufinus in Stücke hauen lassen. Und nun, wo der armselige Eutropius, jetzt Oberkammerherr und leitender Minister, die Zügel der Regierung erhielt, war man vollkommen rathlos, und wagte am wenigsten, den Gothen Gainas gegen Alarich ins Feld zu schicken. Da veranlaßte die furchtbare Erbitterung der gesammten christlichen und heidnischen Welt über das grausame Schicksal des Lieblingslandes jener Tage, und persönliches Interesse an der Erstickung des gefährlichen Brandes, den Stilicho, nun doch rettend einzuschreiten. Die Hilfe, die er in Constantinopel anbot, wurde diesmal angenommen. Und nun führte der ausgezeichnete Feldherr von Dalmatien aus ein starkes Heer zu Schiffe mit Einem Rucke im Beginn des Sommers 396 nach den Ruinen von Korinth, sperrte den Isthmus, theilte seine Armee in mehrere Kolonnen, und drängte durch eine Art Kesseltreiben die Schaaren Alarichs endlich insgesammt auf den Hochebenen des Gebirges Pholoë zusammen, wo er sie nun immer enger einschloß. Soweit waren die Ruinen von Griechenland gerettet.

Nun aber, so scheint es, spielte die Kabinetspolitik des Eutropius, der die Politik des Rufinus gegen das Abendland fortsetzte, anscheinend mit dem Gedanken, sich auf Kosten des Stilicho mit dem fast schon zur Ver-

zweiflung getriebenen Alarich zu vertragen. Unter diesen Umständen hielt es der Vandale für sachgemäßer, sich den König der Gothen als künftiges Werkzeug für seine Politik gegen die Oströmer aufzusparen. Unter einiger Wahrung der militärischen Decenz wurde die eiserne Umklammerung des Pholoë in der Art gelockert, daß die Gothen nordwärts ausbrechen, den Sund bei Rhion überschreiten und durch Aetolien nach Epirus entkommen konnten. Die Folge war, daß Arcadius dem Stilicho den Befehl ertheilte, unverzüglich den Peloponnes zu räumen, ihn dann durch seinen Senat als Reichsfeind erklären, seine Güter im östlichen Reiche konfiscirен ließ. Mit Alarich wurde i. J. 397 ein Friede geschlossen, der den Gothen Epirus und die Küste bis über Dyrrhachion hinauf überließ und dem Gothenkönig die Stellung als kommandirender General in Illyricum gewährte. So lagerte er auf den Grenzen beider Reiche, von Byzanz wie von Mailand her umworben. Die Theilung aber des römischen Reiches war zwei Jahre nach des Theodosius Tode zu offener Feindschaft zwischen beiden Reichen erweitert worden.

Ehe wir uns nun anschicken, die entscheidende Wendung der römisch-deutschen Verhältnisse im Laufe des ersten Jahrzehnts des fünften Jahrhunderts zu schildern und nachher nur noch summarisch das Auseinanderfallen des Westreiches zu skizziren, werfen wir noch einmal einen Blick auf die litterarische Bewegung des Theodosianischen Zeitalters und der unmittelbar daran sich schließenden Zeit. Allgemein zu beachten bleibt, daß noch immer, und dieses in den abendländischen Provinzen bis in die Tage der endlichen Ueberfluthung durch germanische Eroberer, im Westen die alten Bildungsanstalten, namentlich in Italien, Afrika und Südgallien fortbestehen und in altgewohnter Weise benutzt werden. Ebenso setzt sich noch immer die Kunst der Prachtrhetorik fort, die ihre glänzendsten Triumphe bei Empfangs- und Begrüßungsreden zu Ehren der Kaiser feiert. Hatten unter den geistig und politisch hochstehenden Männern des Zeitalters in Byzanz Themistios, in Rom Symmachus nach dieser Seite ihren Ruf seit Alters begründet, so glänzte speziell als Lobredner (389) des großen Theodosius ein Landsmann und Freund des Ausonius, nämlich der Rhetor Latinus Drepanus Pacatus, durch Eleganz und lebhafte Kunst der Darstellung. Neben solchen Studien blühte andauernd die Grammatik: und gerade aus dieser Periode stammt ein sehr reichhaltiger, nach Seite der Realien wichtiger Kommentar zu Vergils Gedichten, aus der Feder des Grammatikers Servius Honoratus in Rom, der etwa 355 geboren sein wird. Noch jünger war Macrobius Theodosius zu Ende des vierten, und in den ersten Jahrzehnten des fünften Jahrhunderts, ein sehr vornehmer, seit 399 in hohen Verwaltungsämtern und Hofchargen auftretender Römer, der ganz der Richtung des von ihm lebhaft bewunderten Symmachus folgte und in seinen jüngeren Jahren noch als eifriger Anhänger der alten Kulte erscheint. Als Schriftsteller kommentirte er Ciceros „Traum des Scipio" und hinterließ sieben Bücher „Saturnalia", in denen (unter starker Benutzung des Seneca und

Plutarch, wie des Gellius und Servius) in dialogiſcher Form eine Reihe von Momenten der Litteratur (namentlich Vergil) und der alten römiſchen Kultusverhältniſſe erörtert werden. Den Rahmen bilden Tiſchgeſpräche an den Tagen der Saturnalien, die dem 385 verſtorbenen Prätextatus und deſſen Freunden in den Mund gelegt ſind. Viel näher dagegen war der Gegenwart getreten der Graf Flavius Vegetius Renatus, der zwiſchen 384 und 395 ein weſentlich hiſtoriſches Werk über das römiſche Militärweſen ſchrieb, welches (wahrſcheinlich) dem Kaiſer Theodoſius gewidmet war.

Weitaus aber die bedeutendſte litterariſche Erſcheinung jenes Zeitalters war das Geſchichtswerk des Ammianus Marcellinus von Antiochia (zwiſchen 325 und 400), der, obwohl Grieche von Geburt, nach mehr als dreißigjähriger, verdienſtvoller ſoldatiſcher Laufbahn (bis 378), in Rom bis gegen 390 eine Fortſetzung des Tacitus in 31 Büchern (von 96 bis 378 n. Chr.) verfaßt hat. Erhalten iſt nur die Geſchichte ſeines Zeitalters ſeit 353. Nach Seiten des lateiniſchen Styles und der Sprache nichts weniger als glänzend, behauptet dagegen Ammian die höchſte Bedeutung durch die Bravheit ſeines Charakters und die derbe Ehrlichkeit ſeines Urtheils, durch ſeine verſtändige Beurtheilung und die ſcharfe Auffaſſung der Perſonen, Zuſtände und Ereigniſſe, über die er berichtet.

Die Frage, ob Ammianus zu den Chriſten gezählt habe, iſt unter den Forſchern ſtreitig. Sicher aber, daß gerade in dieſem Zeitalter die homouſianiſche Kirche nicht nur die Alleinherrſchaft erobert hat, ſondern auch litterariſch ſehr wirkſam, theilweiſe glänzend, vertreten war. Neben der impoſanten Geſtalt des Ambroſius, der am 4. April 397 geſtorben iſt, erſcheint für jenes Zeitalter als der gelehrteſte Repräſentant des Chriſtenthums, als der „Disputator und Dialektiker der ſtreitenden Kirche", der geiſtreiche, ſtreitbare und leidenſchaftliche Dalmatiner Hieronymus von Stridon (etwa 340 geboren). Zu Rom rhetoriſch gebildet, mit Cicero, Vergil, Horatius, Terenz und Perſius wohl vertraut, und als Sekretär des Biſchofs Damaſus (S. 791) über die Zuſtände der römiſchen Geſellſchaft auf das genaueſte unterrichtet, ſpäter der berühmte geiſtliche Freund und briefliche Berather einer Reihe hochſtehender römiſcher frommer Damen, hat er ſich 386 in ein Kloſter bei Bethlehem zurückgezogen, wo er nach Abfaſſung ſehr zahlreicher exegetiſcher, hiſtoriſcher und polemiſcher Schriften, in denen ſeine rhetoriſche Richtung in eigenthümlicher Weiſe mit ſeiner asketiſchen Haltung ſich verbindet, und nicht minder zahlreicher Briefe, endlich am 30. September 420 geſtorben iſt. Die großartigſte chriſtliche Erſcheinung der folgenden Zeit, das größte produktive Genie der alten Kirche, der Afrikaner Aurelius Auguſtinus (354 bis 430), berührt ſich bereits mit den eben genannten Männern. Am 13. November 354 zu Tagaſte in Numidien geboren, zu Madaura und Karthago litterariſch gebildet; zuerſt nach einer ſtürmiſchen Jugend Lehrer der Rhetorik in Afrika, Rom und Mailand, und längere Zeit Anhänger des Manichäismus, iſt er 386 durch Ambroſius in durchgreifender Weiſe für das Chriſtenthum gewonnen und

Ostern 387 getauft worden. Nunmehr eine wahre Zierde der Kirche, ist Augustin in dem afrikanischen Hippo Regius (jetzt Bona) i. J. 392 Presbyter, schon gegen 395 aber Bischof geworden, um bis zu seinem Ende (28. August 430) dieses Amt zu verwalten: sein Tod erfolgte mitten unter den Stürmen des Vandaleneinbruches in sein Vaterland. Die Bedeutung des großen Afrikaners, des bedeutendsten und am meisten praktischen Dogmatikers seiner Zeit, für jene und noch mehr für eine viel spätere Periode der Religionsgeschichte, erörtern wir hier nicht mehr; nur erinnert sei daran, daß die ihm eigenthümliche Verbindung scharfen Verstandes mit glühender Phantasie, spekulativer mit dichterischer Begabung seiner litterarischen Thätigkeit einen durchaus frischen und originellen Charakter verliehen hat.

Auch die lateinische Historiographie ging nach Ammianus in christliche Hände über. Während aber der aquitanische Presbyter Sulpicius Severus (365 bis 425), der Biograph des h. Martin von Tours, bei seiner Weltgeschichte, die er zu einem guten und angenehmen Lesebuch auf Grund guter klassischer Quellen gestaltete, nach den alten Mustern arbeitete, schrieb, beziehentlich vollendete sein Zeitgenosse, der spanische Presbyter Orosius von Tarraco (geb. gegen 390), zu Braccara in Lusitanien um 416/8 einen von Adam bis zum Jahre 410 n. Chr. herabreichenden Geschichtsabriß in sieben Büchern, der (hauptsächlich auf die Bearbeitung der Chronik des Eusebios durch Hieronymus, wie auf Livius und Eutropius gestützt) die apologetische Tendenz verfolgt, das Christenthum gegen den von heidnischer Seite oft erhobenen Vorwurf zu vertheidigen, als trage es die Schuld an dem Verfall des römischen Reiches und an den neuerdings immer furchtbarer über die alte Welt hereingebrochenen Kalamitäten. Mangel an Korrektheit und Flüchtigkeit der Quellenbenutzung schmälern den Werth des Werkes gar sehr, dem wirklich nennenswerthe historische Schriften lateinischer Zunge nicht mehr gefolgt sind.

Viel glücklicher als Orosius in der Geschichtsschreibung bewegte sich dagegen der christliche Dichter Aurelius Prudentius Clemens aus dem spanischen Calagurris (348—410) in gewandter Verwendung namentlich des epischen Versmaßes. Besonders seinen Märtyrergeschichten wird Lebendigkeit und Anschaulichkeit nachgerühmt. Mit ihm wetteifert ein fein gebildeter und formgewandter Verwandter und Schüler des alten Ausonius, Meropius Pontius Anicius Paulinus aus Burdigala (353—431), der 389 Christ wurde und 409 zum Bischof von Nola erwählt worden ist. Die heidnische Welt dagegen brachte damals noch zwei immerhin bedeutende Dichter hervor: zunächst den Alexandriner Claudius Claudianus, der trotz seiner griechischen Abkunft sich mit erstaunlicher Gewandtheit in die lateinische Sprache und in die Dichter der klassischen Zeit eingelebt hatte; es ist ihm gelungen, bei eminentem Formtalent deren Sprache und Versbau vollkommen sicher zu handhaben. Nicht ohne erhebliche rhetorische Uebertreibung arbeitend, aber vielseitig begabt, von reicher und fruchtbarer Phantasie, hat er neben einem mythologischen Gedicht über den Raub der Proserpina namentlich die Ereignisse der Zeit-

geſchichte von 395 bis 403 n. Chr. zu Motiven ſeiner Dichtungen gewählt, bei denen es ihm dann darauf ankam, ſeinen hochverehrten Gönner und Freund, den großen Vandalen Stilicho, zu feiern und in das idealſte Licht zu ſtellen, und deſſen Gegner Rufinus und Eutropius mit leidenſchaftlicher Erbitterung anzugreifen. Des gewaltigen Mannes Sturz (408) ſcheint er nicht überlebt zu haben. Gegen die ſchreckliche Veränderung aber, welche nach des Stilicho Untergang über Italien und Gallien hereinbrach und gegen die ſiegreiche Macht des Chriſtenthums athmet noch einmal herben Widerſpruch das Gedicht des vornehmen Galliers Claudius Rutilius Namatianus, welcher 412 weſtrömiſcher Staatskanzler und 414 Stadtpräfekt in Rom geweſen war, und 416 in elegiſchen Formen die Eindrücke ſeiner Heimreiſe von Rom nach ſeinen durch Gothen verheerten galliſchen Gütern ſchilderte.

Die griechiſche Welt war neben der Arbeit anderer Philoſophen und Rhetoren auf heidniſcher Seite namentlich durch den Rhetor und neuplatoniſchen Philoſophen Eunapios von Sardes, einen der leidenſchaftlichſten Anhänger des alten Heidenthums, vertreten. Etwa 347 geboren und durch Chryſanthios erzogen, nachher ſeit 362 etwas über fünf Jahre lang Student zu Athen, ſpäter aber (vielleicht zuerſt zu Athen, dann in ſeiner Heimath) ſelbſt Rhetor, hat er einerſeits die Biographien einer Anzahl namhafter griechiſcher Sophiſten beſonders des vierten Jahrhunderts verfaßt, vor Allem aber das allgemeine Geſchichtswerk des Atheners Dexippos von 270 bis auf die Zeit des zweiten Theodoſius fortgeſetzt, die er als Greis noch erlebte. Von dieſem Werke, (welches dann der Hiſtoriker Olympiodor aus dem oberägyptiſchen Theben, Beamter am Hofe des Honorius, für die Zeit von 405 bis 427, für das weſtrömiſche Reich fortſetzte,) ſind jedoch nur Fragmente übrig. Er hatte namentlich in der ausführlichen Schilderung der Zeit ſeit Julian den ſchroffſten Gegenſatz gegen das Chriſtenthum herausgekehrt, was ſpäter der Erhaltung des Buches erheblichen Eintrag that. Die Chronologie hatte er dabei ungebührlich vernachläſſigt. Sehr weſentlich auf ihn ſtützte ſich dann ein anderer gleichgeſinnter Heide, „Graf" (Geheimrath) Zoſimos, fiskaliſcher Beamter (Finanzrath) in Conſtantinopel, deſſen Lebenszeit jedoch nicht mit voller Beſtimmtheit zu ermitteln (vielleicht aber doch in das fünfte Jahrhundert zu ſetzen iſt) iſt, in ſeiner von den älteſten Zeiten bis 410 n. Chr. herabgeführten allgemeinen Geſchichte, die jedoch nur für die Zeit ſeit Conſtantin I. ins Speziellere ging und namentlich ſeit Theodoſius I. detaillirter gehalten war.

Unter den chriſtlichen Repräſentanten des geiſtigen Lebens griff nach den großen kappadokiſchen Prieſtern namentlich ein ſyriſcher Geiſtlicher auch in die politiſche Geſchichte fühlbar ein, der berühmte Johannes, dem ſeine feurige Beredtſamkeit den Namen Chryſoſtomos erworben hat. Zuerſt in Antiochia ein hoch geſchätzter Presbyter, Diakonus und beliebter Kanzelredner, iſt er, als der 381 auf Gregor von Nazianz folgende Patriarch Nectarius von Conſtantinopel zu Ende des Septembers 397 geſtorben war, zu Ende

Februar 398 nach der Residenz berufen worden. Er war der größte Kanzelredner der Zeit, von Gedankenreichthum und Poesie, von Schwung und Feinheit des Wortes, voll reicher Erfahrung und Kenntniß des menschlichen Herzens, und bei höchst freimüthiger Haltung ein ausgezeichneter, nicht von abstraktem Dogmatismus befangener Seelsorger. Sein Freimuth aber brachte ihn endlich in Conflikt mit des Kaisers Arcadius Gemahlin (seit 395), des verstorbenen fränkischen Generals Bauto Tochter Eudoxia. Am 20. Juni 404 mußte er in die Verbannung ziehen nach dem armenisch-kappadokischen Kukusos, wo er 407 gestorben ist.

Unter den alten großen Studienanstalten des Reiches im Osten hat sich Alexandria trotz aller inneren Stürme bis zur Zeit der arabischen Eroberung mit seinen exakten Wissenschaften und mit seiner Philosophie erhalten. Nur daß die letztere nach der grauenhaften Ermordung der edlen und schönen heidnischen Philosophin Hypatia (415) durch wüthende Mönche und Hafenpöbel den Zusammenhang mit dem spezifisch heidnischen Wesen mehr und mehr hat fallen lassen. In Athen dagegen ist nach des Sophisten Himerios Ableben (385 oder 390) die seit etwa 360 hier angepflanzte neuplatonische Philosophenschule immer bestimmter in den Vordergrund getreten und hat unter Verhüllung ihrer tief heidnischen Tendenzen unter einer Wolke mystischer Dunkelheit in stillem Gegensatz zu den immer energischer christianisirenden Tendenzen des byzantinischen Hofes, und zu der seit 425 durch Theodosius II. bedeutend ausgedehnten Universität zu Constantinopel sich erhalten, bis zuletzt gegen Ende des Jahres 529 ein brutaler Gewaltschritt Justinians I. das berühmte, während des 5. Jahrhunderts mehrfach auch von jungen studirenden Damen besuchte, Institut für immer vernichtete. Inzwischen war freilich der alte Riesenbau des abendländischen Reiches schon seit fünfzig Jahren in Trümmer zerfallen und hatte einer ganz neuen Staatenwelt den Platz geräumt.

Schluß.

Die Auflöſung des abendländiſchen Reiches.

Erſtes Kapitel.

Von Stilicho bis Aëtius.

Nach ſeiner Rückkehr von den arkadiſchen Bergen mußte Stilicho die Hoffnung aufgeben, auch das Oſtreich zu leiten. Um ſo energiſcher hat er für den armſeligen Knaben Honorius die Diktatur geführt. Seine innere Politik war in der That vortrefflich. Mit ſchonender Hand hat er der noch von dem letzten Bürgerkriege her ſchwankenden Rechtsunſicherheit ein Ende gemacht. Milde und Gerechtigkeit leiteten ſeine Erlaſſe. Auch in der Kirchenfrage trat er viel maßvoller auf, als früher Theodoſius. Kultusfreiheit freilich konnte er nicht mehr wagen zu gewähren. Soweit nicht die Donatiſten trotzig ihr Recht behaupteten, blieben die Tempel der Heiden und die Kirchen der akatholiſchen Denominationen geſchloſſen. Aber die ſchmähliche Plackerei und Verhetzung der letzten Decennien hörte auf, und während ſeiner Regierung drang der Verſuch der homouſianiſchen Eiferer nicht durch, Ehren und Aemter an das nikäniſche Bekenntniß zu knüpfen. Mit Ausnahme der verbotenen Opfer wurde den Heiden ein weiter Raum zur Feier ihrer Feſte gelaſſen, die Tempelſtürmerei kräftig in Schranken gehalten. Auch ſonſt war die Verwaltung gut und kräftig. Stilicho betrieb mit Eifer die Herſtellung der vielfach verfallenen Chauſſeen; den Gewaltthaten und Uebergriffen der Soldaten, der Richter, der Steuererheber wurde nach Möglichkeit geſteuert, dabei namentlich für die polizeiliche Sicherheit der Welthauptſtadt Rom, die in Folge der letzten inneren Kriege arg verfallen war, mit großer Klugheit geſorgt. Den Senat durch rückſichtsvolles Verfahren für ſich zu gewinnen, war die eine weſentliche Sorge des großen Vandalen, wie andrerſeits jene, den jungen Kaiſer in ſeiner Hand zu behalten, um nicht ſchließlich doch durch die ſeit Alters den Hof umlagernden Intriganten in ſeiner Stellung erſchüttert zu werden. Daher hat er den Honorius ſchon 398 mit ſeiner jugendlichen Tochter Maria vermählt. Freilich hat auch dieſer pflichttreue Staatsmann, dieſer geniale Politiker ſeiner nichtsnutzigen Zeit die Schuld bezahlt; und wenn der Ruf der Uneigennützigkeit und der Treue gegen des Theodoſius Haus

ihm bis zu Ende geblieben ist, so hat doch auch er in Intrigue, Gewaltthat und verwerflicher List manches gethan, was des großen Mannes wenig würdig war, wie schon die letzte Intrigue mit Alarich. Aber im Ganzen überragt Stilicho die Pygmäen dieser Zeit doch riesengroß, und darf, wie fünfzig Jahre später der viel schlimmere Aëtius, zu den letzten Heldengestalten der untergehenden Welt der Romanen gezählt werden.

Die Verwaltungsthätigkeit Stilichos tritt allerdings für uns erheblich zurück hinter den schweren Waffenkämpfen, die er, zum Theil dabei durch byzantinische Intriguen genirt, seit seiner Rückkehr vom Pholoë fast unablässig zu bestehen hatte. Schon im Jahre 397 erhob sich, durch Eutropius aufgestachelt, der mauretanische Fürst Gildo (S. 789) wider das Reich und brachte durch Abschneidung der Kornzufuhren namentlich Rom in große Verlegenheit, — auch diesmal unter erheblicher Mitwirkung der Donatisten, deren Bischof Optatus eine systematische Vertheilung der großen Güter unter die empörten Bauern veranlaßte. Da gelang es, im Jahre 398 durch die Hilfe eines andern Prinzen dieses nichtsnutzigen Geschlechts, des Mascezel, (Gildos Bruder), der das Blut seiner Söhne an Gildo zu rächen hatte, des Aufstandes unerwartet schnell Meister zu werden. Es ist aber für die entsetzliche Zeit charakteristisch, daß der bald darauf erfolgte Tod des Siegers einem heimlichen Befehle Stilichos zugeschrieben werden konnte, der, so scheint es, aus Staatsraison die ungeheuren Besitzungen des umgekommenen Gildo nicht wieder in eine fremde Hand wollte gelangen lassen.

Nur zu bald aber mußte Stilicho alle Kraft anwenden, um einen furchtbaren Angriff der Westgothen Alarichs von Italien abzuwehren. Im oströmischen Reiche war neuerdings der Staatsminister Eutropius gestürzt worden. Die phrygischen Ostgothen (S. 817) hatten sich im Frühling d. J. 398 unter des Reiteroberſten Tribigild Führung empört, und brachten dadurch über die kleinasiatischen inneren Landschaften zwischen den pisidischen Hochgebirgen und den Meerengen schlimme Verheerung. Der westgothische General Gainas aber, der sie bekämpfen sollte, benahm sich so zweideutig, daß i. J. 399 der schon halb gedämpfte Aufstand wieder aufflackern konnte, und erzwang endlich gegen Ende Januar d. J. 399, vielleicht in heimlichem Einverständniß mit Stilicho, den Sturz Eutrops und mehrerer anderer einflußreicher Römer. Als dann aber Gainas weiter ging, um in irgend welcher Gestalt die leitende Stellung im Ostreich an sich zu reißen und im Frühling 399 wieder in Constantinopel eingerückt war: da machte er den Fehler, zur Unzeit den religiösen Fanatismus der jetzt großentheils katholisirten Massen von Byzanz durch Betonung der arianischen Interessen zu entflammen. Und in einem unglücklichen Moment, als er selbst mit einem Theile der Truppen in der Campagna stand, brach in der Residenz ein schrecklicher Aufstand gegen seine gothischen Truppen aus, deren nun (Anfang Juli) weit über 7000 todtgeschlagen wurden: römische Bürger und Soldaten hatten die nationale Rache für Adrianopel, Thessalonike und Achaja

an den Gothen vollzogen. Und als jetzt Gainas den offenen Krieg gegen das Reich eröffnete, spielte der Hof die überlegenen Talente seines heidnischen Landmanns Fravitta gegen ihn mit solchem Erfolge aus, daß jener nach der unteren Donau ausweichen mußte. Und hier auf transdanubischem Boden erlag der Gothe den Angriffen eines römisch gesinnten, hunnischen Häuptlings Uldin (zu Anfang d. J. 400).

Die Kunde nun von diesen Vorgängen wirkte höchst aufregend auf König Alarich. Der Hof von Byzantion hatte wider den gefürchteten Gainas mehr Energie gezeigt, mehr Erfolge gehabt, als irgend möglich erschienen war. Wie, wenn nun die Höfe von Byzanz und Mailand sich endlich wieder versöhnten: dann war der Gothenkönig in Epirus sicher verloren. Alarich scheint unter diesen Umständen, sicherlich von Constantinopel her zu solchem Schritte noch angeregt, den Plan gefaßt zu haben, sich nunmehr erobernd auf Italien zu werfen: in einem Moment, wo man ihm am Bosporus noch leidlich wohl gesinnt, und wo Stilicho durch erhebliche Bedrohung der Alpenländer Noricum und Rätien Seitens der transdanubischen Völker auf einer anderen Stelle stark beschäftigt war. Genug, die wohlgerüsteten gothischen Kolonnen setzten sich wieder in Bewegung und am 18. November 401 überschritten sie, durch Massen unruhiger Schaaren anderer ostdeutscher Völker verstärkt, die östliche Grenze Italiens, und nach einem siegreichen Gefecht an dem istrischen Flusse Timavus, östlich von Aquileja, blokirte Alarich diese Stadt. Da sie nicht genommen werden konnte, so führte er sein Heer unter gewaltigen Verheerungen tief in das venetische Gebiet hinein. Die Kunde von dem Einbruche des schrecklichen Verwüsters der alten Länder der Hellenen hatte in ganz Italien so furchtbare Angst hervorgerufen, daß Stilicho zu den verzweifeltsten Mitteln schreiten mußte. Die Mauern von Rom wurden verstärkt und armirt. Die meisten Legionen Britanniens und der Kern der Rheinarmee sollten in Gewaltmärschen nach Italien gezogen werden. Der große Feldherr persönlich stellte durch seine diplomatische Geschicklichkeit und reiche Geschenke den Frieden her mit den Völkern, welche die Alpenländer bedrohten und warb ihrer viele sofort für den Gothenkrieg. Endlich war er so weit, daß er aus den Alpen gegen Alarichs Heersäulen vorstoßen konnte, der nun im Frühjahr 402 bereits die Adda überschritten hatte und den schwer geängstigten Honorius in Mailand bedrohte. Mit einer Eliteschaar durchbrach er ihre Stellungen, warf sich in diese Stadt, und operirte dann, als die Gothen es aufgaben, Mailand zu belagern, mit dem Kaiser zunächst westwärts ausweichend, so gewandt, daß er endlich in der Nähe von Asti, bei Pollentia am Tanaro, den Gothen am 6. April 402 (es war das Osterfest) unter günstigen Umständen die Schlacht bieten konnte, welche auf seiner Seite der Reitergeneral Saul mit alanischen Geschwadern eröffnete. Die mörderischen Kämpfe führten zu einem vollständigen Siege des großen Vandalen. Doch war der Erfolg nicht so groß, um nun mit dem stark geschwächten, zur Zeit einzig verfügbaren Heere der Römer in Italien die

Gothen zum letzten Verzweiflungskampfe zwingen zu dürfen. So kam es zu einem Waffenstillstand und Rückzug Alarichs nach Osten, bis dieser anscheinend durch die Verleitung mancher seiner Völker zum Abfall i. J. 403 unter Heranziehung frischer Hilfskräfte von Osten her bei Verona den Kampf erneuerte. In der Nähe dieser Stadt kam es an der Etsch im Hochsommer zu einer neuen Schlacht, welche Alarich abermals verlor, und nun, überall überflügelt, sich gezwungen sah, Italien vollständig zu räumen und nach Epirus zurückzukehren. Noch einmal hatte ihn Stilicho geschont; er mochte nicht Alles bei einem Vertilgungskampf gegen den tapfern König aufs Spiel setzen.

Stilichos Siege über den gefürchteten Alarich wurden in Rom durch Aufrichtung eines Triumphbogens gefeiert, durch welchen der junge Kaiser am 1. Januar 404, wo er zugleich sein sechstes Consulat antrat, in Stilichos Begleitung seinen feierlichen Einzug hielt, dem eine Reihe glänzender Siegesfeste nach alter roher römischer Weise folgte. Aber während sich Senat und Volk im Siegesjubel berauschten, und Stilicho mit höchster Anstrengung beschäftigt war, die Verwirrung der Rechtsverhältnisse zu schlichten, welche Alarichs langer Aufenthalt in Oberitalien zur Folge gehabt hatte: da brach über Italien abermals eine ungeheure Gefahr herein. Gewaltige Massen deutscher Völker von der Theiß und mittleren Donau, auf welche die Hunnen immer fühlbarer drückten, waren schon seit mehreren Jahren in unruhiger Bewegung. Und nun geschah es, daß unter Führung des ostgothischen Häuptlings Rhadagais, der wahrscheinlich in Alarichs Begleitung das italische Land kennen gelernt hatte, ein Heer von mindestens 200,000 Mann, darunter wohl über die Hälfte Ostgothen, sich zusammenballte und gegen Ende d. J. 404 mit einem starken Trosse von Aemona her in Italien einbrach. Das Land litt schwer; diesmal fielen auch viele Städte in die Hände der wilden Feinde. Nicht sofort konnte Stilicho ihnen sich entgegenstellen. Der Hof barg sich hinter den Mauern der durch ihre strategische Lage so wichtigen und durch ihre sumpfige Umgebung überaus vertheidigungsfähigen Festung Ravenna, deren mehrhundertjährige Bedeutung als der Sitz weströmischer Kaiser und später ostgothischer Könige und byzantinischer Statthalter jetzt begann. Der große Feldherr aber eröffnete erst dann im Frühjahr 405 von Pavia her den Kampf, als er seine 30 Legionen durch Massen frisch geworbener Alanen und hunnischer Reiterschaaren unter Uldin erheblich verstärkt hatte. Auch der tapfere Westgothe Sarus, einer der grimmigsten Feinde des Königshauses der Balten, erscheint jetzt in seinen Diensten. Auch die altbewährte diplomatische Kunst mußte zur Zersetzung der feindlichen Massen mitwirken. Als Stilicho die Germanen faßte, war bereits Florenz von ihnen aufs schwerste bedroht, und ihre Streifschaaren plünderten noch tiefer im Süden. Die Ankunft des mit ausgezeichneter strategischer Kunst geführten römischen Heeres, dessen hunnische Reiter ein Schrecken für die Gothen wurden, wirkte vernichtend.

Rhadagais wurde geschlagen, eine seiner drei gewaltigen Kolonnen zersprengt, die andern in die Gebirge bei Fäsulä gedrängt, überall eingeschlossen, endlich vollständig aufgerieben. Unzählige wurden niedergehauen, darunter Rhadagais selbst, oder erlagen dem Hunger; die meisten verfielen der Sklaverei, 12,000 edle Gothen wurden in römischen Dienst aufgenommen. Rom war noch einmal gerettet.

Nun aber traten die weltgeschichtlichen Ereignisse ein, welche den großen Vandalen in den Untergang trieben, — und mit ihm das weströmische Reich. Zur Abwehr der ungeheuren Gefahr, in welcher seit 401 Italien schwebte, hatte Stilicho, wie wir sahen, die Rheinlinie größtentheils von römischen Legionen entblößen, deren Hut den befreundeten Franken übertragen müssen. Das Alles war den deutschen Völkern östlich vom Rheine gar wohl bekannt geworden; und theils die allgemeine Unruhe dieser Zeit, welche die Stämme bis zum Schwarzwald ergriffen hatte, theils der Druck von Osten her, dazu hier neu erwachte Raub- und Wanderlust, dort Uebersülle junger Mannschaften, brachten während der letzten stürmischen Jahre, die Stilicho zu bestehen hatte, eine neue, höchst folgenreiche Bewegung zu Stande. Es war das Volk der Vandalen, welches bis auf einen kleinen in den alten Sitzen bleibenden Rest Pannonien verlassen und, verstärkt durch gepidische und andere Trupps, mit Alanen und Sueven (wohl Quaden oder ein markomannischer Stamm) westwärts sich gewendet, wahrscheinlich das Mainthal passirt und die seit Probus' Zeit (S. 611) hinter den Burgundern sitzenden Silingischen Stammesgenossen an sich gezogen hatte. In den ersten Januartagen d. J. 406 überschritten Alanen und Vandalen, doch wohl nördlich vom Main, den gefrorenen Rheinstrom. Nun aber warfen sich die Franken, die unter Mitwirkung der römischen Grenzbehörden einen Theil der Alanen unter König Goar für sich gewonnen hatten, wuchtig auf die Einwanderer. In mörderischer Schlacht fiel der Vandalenkönig Godegisel mit 20,000 Mann; da rettete die anderen der Alanenfürst Respendial und brachte den Franken einen schweren Schlag bei. Und nun ergossen sich Vandalen, Alanen und Sueven, ohne Widerstand zu finden, über das innere Gallien und brachten über dieses ohnehin seit Jahren unter den schweren Schäden der römischen Verwaltung leidende Land, bis hinüber nach Aquitanien, aber vorzugsweise über das Gebiet zwischen Rhein, Saône und Loire drei Jahre lang eine schreckliche Verheerung, welche die Zeitgenossen mit den dunkelsten Farben schildern. Viele Städte, wie Straßburg, Speyer, Worms, das unter furchtbaren Blutscenen erstürmte Mainz, Reims, Amiens, Arras, Tournay gingen in Flammen auf, und als der Raubzug an den Pyrenäen aufgehalten wurde, sah sich auch das südlichste Gallien, wo Tolosa energisch zu widerstehen vermochte, schrecklich heimgesucht. Und in dieser allgemeinen Verwirrung sind dann auch Franken, Burgunder, die Rheinhessen besetzten, und Alamannen endgiltig über den Rhein gezogen und begannen das linke Rheinufer nunmehr bleibend zu germanisiren.

Die Nachrichten von diesen schauerlichen Zuständen riefen in ganz Italien einen Schrei des Entsetzens hervor; sie in erster Reihe führten zu Stilichos Untergang. Vergessen war, was der große Mann bisher geleistet; ihm wurde der Niedergang der gallischen Provinz zur Schuld geschrieben. Und das um so mehr, weil er nicht im Stande war, sogleich zu helfen. Denn zur schlimmsten Stunde hielt ihn die Verwicklung mit Constantinopel unlöslich in ihren Schlingen. Von Byzantion aus war seit 396 unaufhörlich und zuweilen in höchst bedenklicher Weise gegen den großen Mann intriguirt worden. Hier hatte Stilicho endlich aufräumen und sich Alarichs dazu bedienen wollen. Er hatte 406 zuerst eine Sperrung alles Verkehrs mit dem Osten angeordnet; und weiter sollte Alarich, der noch immer höchst gefährliche Feind, dessen Lage durch den ungeheuren Brand in Gallien fühlbar erleichtet worden war, für das Abendland unschädlich, womöglich selbst nützlich gemacht werden. Unter diesen Umständen wurde mit Alarich, der seine Schaaren nun wieder nach der Gegend von Aemona führte, unterhandelt. Wie es scheint, so handelte es sich um Wegnahme des östlichen Theiles des eigentlichen illyrischen Gebietes, welches dann der Gothe als Beamter des Abendlandes behaupten sollte. Im Jahre 407 schien Alles reif zu sein: da fanden sich wieder Schwierigkeiten, namentlich am Hofe selbst. Zugleich wurden die Dinge in Gallien dadurch noch bedrohlicher, daß in Britannien, wo mitten in dieser schwierigen Zeitlage der Uebermuth der Soldaten nach einander zwei Usurpatoren erhoben und schnell wieder gestürzt hatte, ein Offizier niederen Ranges, der aber den magisch wirkenden Namen Constantin trug und große Verwegenheit besaß, den Purpur genommen hatte und nun nach Gallien hinüberging, wo man ihn überall als Retter begrüßte.

Alle noch in dieser unglücklichen Provinz zerstreuten Truppen zog er an sich und räumte auch wirklich theils diplomatisch, theils mit dem Schwerte unter den Raubschaaren nicht ohne Erfolg auf. So drang er überall siegreich bis tief nach dem unteren Rhone vor, und schien bereits seine Hand nach Italien ausstrecken zu wollen. In so furchtbarer Verlegenheit wurde die mit Alarich eingefädelte Unternehmung nun wieder suspendirt, i. J. 408 aber der tapfere Sarus über die Alpen gegen Constantin ins Feld geschickt. Während aber dieser energische Gothe nach einigen ersten Erfolgen, die ihn siegreich bis nach Valentia (Valence) am Rhone führten, durch Massen frisch von Constantin geworbener Franken unter Edobich und Gerontius bald wieder (in den ersten Monaten des J. 408) zum Rückzuge nach Italien genöthigt wurde, wo er erst noch Mühe hatte, sich den Weg über die Alpen durch dichte Haufen erbitterter ländlicher Proletarier, die wieder (S. 620) als Bagauden auftraten, zu bahnen: forderte Alarich zur Entschädigung für seine zwecklosen Rüstungen und Märsche 4000 Pfund Goldes. Man mußte sie bewilligen; aber der stolze Widerstand, den bei dieser Gelegenheit der Senat zu leisten wagte, konnte dem großen Vandalen zeigen, wie tief unterminirt seine Stellung bereits war. Noch hatte nach dem frühen

Tode der Kaiserin Maria seine kluge Gattin Serena zu Anfang d. J. 408 ihre zweite Tochter Thermantia dem Honorius als neue Gattin zugeführt. Aber schon war das Verderben vor der Thür.

Die Eifersucht der gemeinen Intriganten am Hofe gegen Stilicho war allmählich immer heftiger geworden. Gestützt durch die Verstimmung der öffentlichen Meinung, die seine Unterhandlungen mit Alarich in zweideutigstem Lichte sah, ihm selber nachmals — blödsinnig genug — verrätherische Pläne gegen den Kaiser, ja selbst die „Herbeiziehung der Barbaren" nach Gallien, zuschrieb; gestützt auf die alte, immer wilder aufglühende Abneigung der Romanen gegen die Machthaber deutscher Abkunft, und wahrscheinlich auch auf die bigotten Elemente, denen Stilicho mißfiel, weil er nicht die Wege des Cynegius (S. 820) ging: so suchte eine ebenso niederträchtige, wie kurzsichtige und selbstsüchtige Hofpartei, an ihrer Spitze der Kammerherr Olympius, ein pontischer Grieche, ein Mensch von sehr subalterner Befähigung, — aber dabei unter tief bigotter Maske ein Bursche von teuflischer Bosheit und Meister der Kunst der schleichenden Intrigue, — der den Stilicho, ursprünglich seinen Gönner, um seine Machtstellung beneidete, den jungen Honorius, der wahrscheinlich selbst die riesige Ueberlegenheit seines Großwessirs drückend empfand, gegen Stilicho einzunehmen. Nun starb am 1. Mai 408 Kaiser Arcadius in Constantinopel; und da sein Sohn Theodosius II. nur erst sieben Jahre alt war, so schien das Eingreifen des abendländischen Hofes sogleich geboten. Da beredeten Stilichos Gegner den Honorius, selbst nach dem Goldenen Horn zu reisen und die Beziehungen zwischen beiden Bruderstaaten neu zu ordnen, die nur durch die Zettelungen des „Barbaren" verfeindet seien. Stilicho dagegen vermochte noch einmal in Bologna den Kaiser umzustimmen und ihn zur Genehmigung des Planes zu veranlassen, nach welchem Honorius in Italien bleiben, Alarich in des Kaisers Diensten gegen den Usurpator Constantin dirigirt werden, Stilicho dagegen nach Byzanz reisen sollte. Als sich nun aber beide Männer verabschiedet, und Honorius sich mit Olympius nach Mailand begeben hatte, gewann dieser schnell das Uebergewicht. Es wurde dem Schwachkopf begreiflich gemacht, daß Stilicho nur darum nach dem Orient zu gehen strebe, um seinen Sohn auf den oströmischen Thron zu bringen. Und ein furchtbarer Aufstand römischer Truppen, welche Honorius dann bei Ticinum besuchte, — ein Aufstand, den Olympius heimlich veranlaßt und zur Ermordung einer Menge hochstehender Freunde des Großwessirs benutzt hatte, — gab den kläglichen Gesellen völlig in die Hand einer Camarilla, die nun um alle Folgen unbekümmert, rücksichtslos gegen Stilicho vorzuschreiten beschloß. Und Widerstand fand sie bei dem großen Manne nicht mehr. Denn trotz der dringenden Bitte seiner Freunde und Anhänger, und trotz der Treue seiner deutschen und hunnischen Truppen mochte der Held, der hier an der germanischen Mannentreue unterging, keinen Bürgerkrieg veranlassen, am wenigsten gegen des Theodosius Geschlecht. In Ravenna, wohin sich Stilicho zuletzt gewendet hatte, kamen

bald die Befehle an, die Olympius dem Kaiser entlockt hatte. Als der alte Feldherr sich vor den zu seiner Verhaftung abgeschickten Kriegern des Obersten Heraclianus in das Asyl einer Kirche flüchtete, schwur man ihm in Gegenwart eines Bischofs zu, daß es nicht auf sein Leben abgesehen sei. Und als er nun das Heiligthum verließ, da präsentirten die Verfolger den Blutbefehl, der ihnen den Sieger von Pollentia und Florenz zur gerichtlichen Ermordung überwies (23. August 408). So wiederholte sich hier die Schandthat, die an dem älteren Theodosius einst verübt war: aber ihre Folgen fielen hundertfach schwerer auf das Reich. Zunächst, weil der blutige Olympius, der jetzt mit seinen Genossen die Parole ausgab, Stilicho sei als Hochverräther gestorben, sammt seinen Henkern eine systematische Verfolgung im Namen des Kaisers gegen alle namhaften Anhänger seines todten Schwiegervaters und gegen alle höheren Beamten in Scene setzte, die Stilicho ernannt hatte, und gegen sie mit Konfiskation und Folter wüthete, auch des großen Vandalen Sohn aus dem Wege räumen ließ. Weiter aber, weil die Wuth der durch die Camarilla aufgestachelten Legionen jetzt so weit ging, daß sie überall in Oberitalien die Frauen und Kinder der barbarischen Soldtruppen Stilichos todtschlugen. Die Folge dieser neuen Greuelthat, die von den fremden Truppen des Reiches bis zu Odovakars Erhebung niemals wieder vergessen worden ist, war es, daß sofort 30,000 Mann sich empörten und nach Noricum zogen, um sich mit Alarich zu vereinigen, der nun der historische Bluträcher Stilichos werden sollte. Das Heer noch weiter zu schwächen, wäre ohne die charaktervolle Haltung eines heidnischen Generals leicht die Folge eines Gesetzes vom November 408 gewesen, durch welches die siegreiche Partei den „frommen" Kaiser Honorius nunmehr alle „Feinde" des katholischen Glaubens vom kaiserlichen Staats- und Hofdienste ausschließen lassen wollte. Der ausgezeichnete heidnische General Generid, der in Oberpannonien kommandirte, für den persönlich eine Ausnahme gemacht werden sollte, trat so entschieden auf, daß diese einstweilen noch völlig unsinnige Verfügung einfach kassirt werden mußte. Leider aber war der kolossale Schaden nicht wieder gut zu machen, den das Reich durch Stilichos Ermordung sich selbst bereitet hatte.

Bald sollten sich die weiteren Folgen der Politik des neuen Staatskanzlers Olympius offenbaren. Freilich vermochte er sich mit Byzanz besser zu stellen, als einst Stilicho es gethan. Aber schnell genug gewann die gothische Frage wieder ihre drohende Gestalt. Held Alarich hatte, so scheint es, noch einige restirende Zahlungen zu fordern und erbot sich nun, gegen deren Entrichtung und Stellung von Geiseln aus seiner Stellung an Italiens Grenzen abzuziehen. Unglücklicherweise war aber Kaiser Honorius, nunmehr zu männlichen Jahren gereift, ein bloßer Schattenkaiser. Ohne Feuer, Leidenschaft, selbst ohne Temperament, bei absoluter Talentlosigkeit indolent, bei einer gewissen Gutmüthigkeit furchtsam, jeder wohlangebrachten Zurede nachgebend, und bei schwachem Geiste nur ausnahmsweise hart-

näckig, dann aber mehr eigenſinnig, als durch irgend einen beſtimmten politiſchen Gedanken getragen. So geſchah es, daß er ſich jetzt weder zu entſchloſſener Kriegführung, wie ſie freilich nur der Baltenfeind Sarus wünſchte, zu erheben, noch auch einen raſchen und erträglichen Frieden mit Alarich zu erzielen vermochte. Die Folge war, daß Alarich, der Italien entwaffnet vor ſich liegen ſah, nunmehr zur Durchſetzung der Pläne vorſchritt, wie ſie im Keime einſt bei dem Zuge gegen Conſtantinopel ihm vorgeſchwebt hatten. So zog denn das gothiſche Heer ohne Widerſtand zu finden, im Herbſt 408 wieder in Italien ein: diesmal — die Feſtungen überall umgehend — auf der Linie über Aquileja, Cremona, Rimini, endlich über die Apenninen nach der Campagna von Rom, wo es im Spätjahr anlangte. Die alte Welthauptſtadt, die ſeit Hannibals Tagen keinen außeritaliſchen Feind in ſolcher Nähe geſehen hatte, gerieth in furchtbare Aufregung. Dieſe ſtieg, als der König die Zufuhr abſchnitt, und der Hunger ſich fühlbar machte. Eine infame Schandthat, die gerichtliche Ermordung der verwittweten Serena, welche der Senat und ihre Adoptivſchweſter Prinzeſſin Galla Placidia, die ſchöne Tochter des Theodoſius und der Galla, unter dem Vorwand verfügten, daß jene die Gothen zur Rache wegen der Ermordung ihres Gatten herbeigerufen, beſſerte natürlich die Lage der großen Stadt nicht. Die Noth und das Ausbleiben jeder Hilfe von Ravenna, wo Honorius ſich gedeckt hielt, zwang endlich die Römer, nach Abſtellung ihres alten Hochmuthes den Vertrag zu ſchließen, der ſie (gegen Ende d. J. 408) zur Zahlung einer ſehr bedeutenden Brandſchatzung nöthigte. Wahrhaft tragiſch und als ein klägliches Wahrzeichen der Zukunft aber empfand es ſelbſt das elende Geſchlecht dieſer Tage, als unter den Götterbildern, die man zur Gewinnung des geforderten Goldes einſchmelzen mußte, auch das Standbild der „Virtus", der altrömiſchen Mannestüchtigkeit, in den Schmelztiegel wandern mußte. Daß auch 40,000 meiſt deutſche Sklaven zu den Gothen liefen, war nicht zu verhindern.

Kaiſer Honorius.

Elfenbein-Relief auf einem vom Conſul Anicius Probus geſchenkten Diptychon. Daſſelbe befindet ſich im Schatz der Kathedrale von Aoſta, iſt 29,8 Centimeter hoch und jede Tafel 13½ Centimeter breit.

Wichtiger aber war es, daß der Senat sich bequemte, jetzt die definitiven Friedensbedingungen Alarichs in Ravenna zu vertreten. Der König wollte römischer Föderat werden, und mit seinem Volke als römischer Heermeister die Kriege des Reiches führen; dafür sollten ihm die Provinzen Dalmatien, Venetien und Noricum überlassen werden. Im Verlauf der Unterhandlungen hat Alarich seine Forderungen an Land endlich auf Noricum beschränkt. Die Anträge des Königs waren, trotz ihrer bedenklichen Seiten, so vortheilhaft, daß Honorius verständigerweise darauf hätte eingehen müssen. Allein, an seiner und seiner Umgebung, zuletzt des inzwischen gestürzten Olympius Nachfolgers, des italischen Präfekten Jovinus, bornirter Hartnäckigkeit und römischem Hochmuth scheiterte Alles. Obwohl der Hof zu ernstlichen Rüstungen gar nicht die Kraft, Alarich aber neuerdings durch seinen schönen, jungen Schwager Ataulph aus Pannonien bedeutenden gothischen und hunnischen Zuzug erhalten hatte, ging der Hof auf keinen vernünftigen Vergleich ein. Nun (409) zwang Alarich den römischen Senat, die Absetzung des Honorius auszusprechen und statt seiner den Stadtpräfekten Attalus, einen geborenen Jonier, als Kaiser zu proklamiren, der dann den König zum römischen Heermeister ernannte. Jener aber zeigte sofort den ganzen Römerhochmuth, und bewies sich sowohl als Regent, wie für des Gothen Pläne dermaßen unfähig, daß Alarich ihn Ende Januar 410 bei Rimini wieder absetzte. Doch durfte Attalus im gothischen Lager bleiben, wo sich auch, mit kaiserlichen Ehren gehalten, seit der Kapitulation Roms die Prinzessin Placidia als Geisel befand. Da nun, durch Sarus bestimmt, Honorius noch immer jeden Frieden abschlug, so riß Alarichs Geduld und er beschloß, den Stolz des Reiches auf das empfindlichste zu demüthigen durch die Erstürmung der Stadt Rom, die in der Nacht des 24. August 410 erfolgte. So weit war es mit der Stadt gekommen, die einst der Welt Gesetze vorgeschrieben hatte. Und doch erlitt sie jetzt nur den kleinsten Theil der Greuel, die sie einst zu Haufen über den Erdkreis, von Schottlands Hochgebirgen bis zu den Ruinen von Seleukia gebracht hatte. Alarich war Christ, ein edler Held, und jetzt auch ein zum ernsten Politiker gereifter König. Drei Tage der Plünderung brachten viel Zerstörung, viel Raub und viel Blutvergießen, nicht minder viele Römer in Knechtschaft. Aber es war kein allgemeines Morden und keine massenhafte Vernichtung. Für diese Zeit des Grauens erregte die Schonung der Gothen, die sonst wahrlich nicht mild aufgetreten waren, seit Fritigern den General Lupicinus geschlagen, allgemeines Staunen; namentlich auch die durch Alarichs entschlossene Haltung energisch geförderte, ehrfurchtsvolle Rücksicht auf die Kirchen. Schon am 28. August räumten die Gothen die Stadt. Aber bis zu den fernsten Grenzen der römischen Welt empfand man diese Tage als die Vorboten des vielleicht nicht mehr fernen Unterganges des uralten Imperiums. Nur der elende Hof zu Ravenna blieb stumpf vor so ungeheuren Schrecknissen. Und nun wollte es die Geschichte, daß durch eine ganz außer aller Erwartung liegende Katastrophe

das Wrack des Reiches noch einmal gerettet, und Roms Todeskampf noch um neue 70 Jahre verlängert wurde. „Untergang und Schande sollten ihren uferlosen Strom noch länger über das Reich wälzen, ehe das stolze Rom sich zu Grabe neigte." König Alarich gab es auf, mit dem eigensinnigen Knaben in Ravenna zu verhandeln. Er zog südwärts durch Campanien, dessen üppige, noch nie geplünderte, nur durch die allgemeine Misère der Zeit schon seit Jahren heruntergekommene Landschaft nun auch durch das Gothenheer ausgeraubt wurde. So ging es bis nach Rhegion. Hier wollte der König nach Sicilien, von dort nach Afrika übersetzen: sei es um durch Wegnahme der Kornkammern Italiens einen empfindlichen Druck auf den Hof zu Ravenna auszuüben; sei es um eine selbständige Provinz zu erobern, wo er im Anschluß an das Reich und dessen Kultur, aber ohne Zersetzung seines Volkes sich halten konnte. Aber seines Lebens vorzeitiges Ende war gekommen. Die ersten Fahrzeuge, welche den Faro überschreiten sollten, gingen durch einen Sturm zu Grunde. Und noch mit weiteren Vorbereitungen beschäftigt, starb der junge Held (noch i. J. 410) plötzlich in der Blüthe seiner Jahre. In echt romantischer Weise versenkten die Gothen seine Leiche mit Heldenehren in einem Grabe unter den Gewässern des calabrischen Flusses Burentinus (j. Busento bei Cosenza). Sein Nachfolger wurde durch die Wahl des Volkes sein Schwager Ataulph: schön und anmuthig, dabei ein kluger und thatkräftiger Politiker, und wie Alarich gewillt, in freier, volksthümlicher Haltung unter des Reiches Hoheit seine Gothen zu civilisiren, gegenüber den Römern vielfach milder, als es Alarich hatte sein können. Das letztere hatte zum Theil darin seinen Grund, daß Ataulph die schöne, damals etwa 23jährige Placidia liebte und sie zu heirathen wünschte. Die junge Prinzessin war mit dieser Absicht auch wohl einverstanden; ihr Einfluß scheint auch auf die weiteren politisch-militärischen Schachzüge des jungen Königs bestimmend eingewirkt zu haben. Nachdem nämlich Ataulph noch während des Jahres 411 in Italien, namentlich in Etrurien länger verweilt hatte, ist er, doch wohl auf Grund von Unterhandlungen mit Honorius, i. J. 412 nach Gallien marschirt, um nach Entlastung der Apenninenhalbinsel in die furchtbar verwirrten Zustände dieses Landes einzugreifen.

Der Usurpator Constantinus war (S. 848) im Laufe d. J. 408 Herr über das gesammte Gallien geworden. Nun trieb ihn sein Ehrgeiz, auch Spanien zu gewinnen, wo die Stimmung ihm bereits sehr geneigt war. Lange hielten vier spanische Vettern des Kaisers Honorius mit Hilfe der römischen Besatzungen, eigener Aufgebote und der Gebirgsbewohner die Pässe der Pyrenäen, bis endlich des Usurpators Sohn Constans an der Spitze einer ausgesuchten Heeresabtheilung den Durchbruch erzwang. Dann wurde der britische General Gerontius mit der Verwaltung der pyrenäischen Halbinsel betraut, und Constans kehrte nach dem Hofe seines Vaters zurück, der sich in Arelate (Arles) befand. Aus diesen Verhältnissen heraus entwickelte sich

ſchauerliches Unheil für die ſpaniſche Provinz, die ſeit Auguſtus' Tagen nur einmal, in des Gallienus Zeit (S. 569), von den Schrecken der germaniſchen Stürme berührt worden war. Sei es daß Conſtantin die gefährlichen deutſchen Raubſchaaren aus Gallien loswerden wollte; ſei es daß der bereits auf Abfall ſinnende ſelbſtſüchtige Gerontius ihnen einen Wink gab: zur Freude der geplagten Einwohner Galliens wälzten ſich mit Ausnahme eines Theiles der Alanen, die in der Touraine zurückblieben, die Vandalen, Alanen und Sueven i. J. 409 nach den Päſſen der Pyrenäen. Diesmal ſahen ſie ſich durch die neue Beſatzung des Gerontius, — es waren früher durch die Generale des Honorius geworbene fremde Auxiliaren, ſog. Honorianer, — nur wenig aufgehalten. Am 18. September oder am 13. Oktober drang dieſe Fluthwelle der Völkerwanderung hinüber nach Spanien, welches nun 70 Jahre lang von ſchrecklichen Kämpfen durchtobt wurde. Die erſte Zeit der germaniſchen Ueberfluthung war beſonders furchtbar. Mord, Brand, Verheerung, Hungersnoth und Peſt richteten einen großen Theil der Halbinſel grauenhaft zu, — etwa die Nordſeite und die Oſthälfte des Landes, wo die Römer ſich halten konnten, ausgenommen. Erſt 411 war der wildeſte Sturm vorüber; nun faßten die deutſchen Völker feſten Fuß und ſiedelten ſich an, asdingiſche Vandalen und Sueven in Galicien und an der Weſtküſte, ſilingiſche (zum Theil aus Lygiern beſtehende) Vandalen in Bätica, Alanen in Luſitanien und bei Cartagena.

Gallien war alſo, mit Ausnahme der alten Gefahren an der Nordküſte und an der Rheinſeite, gründlich entlaſtet; aber die frevelhafte Selbſtſucht der römiſchen Machthaber ruinirte immer weiter, was die Barbaren übrig gelaſſen hatten. Kaum hatte zu Anfang 409 Conſtantin dem damals durch Alarich geängſtigten Honorius die Anerkennung als Kaiſer abgenöthigt, ſo rüſtete ſein General Gerontius in Spanien zum Abfall, mit der Abſicht, in ſeinem Sohne Maximus einen neuen Kaiſer aufzuſtellen. Durch Werbungen unter den ſpaniſchen Germanen verſtärkt, pronuncirte ſich Gerontius i. J. 410, vertrieb gegen Ende dieſes Jahres den Cäſar Conſtans aus der pyrenäiſchen Halbinſel, überſchritt das Gebirge, und ſchloß ihn endlich in der galliſchen Stadt Vienna ein, die ſich zu Anfang d. J. 411 ergeben mußte. Conſtans wurde ermordet, und Kaiſer Conſtantin nun ſeinerſeits in Arelate belagert. Und nun griff hier plötzlich Honorius völlig unerwartet ein. Dieſer hatte inzwiſchen endlich wieder einen römiſchen Offizier gefunden, der der Schule des Theodoſius und Stilicho nicht unwerth ſich zeigte. Es war der Illyrier Conſtantius aus Naiſſus; ein wackerer Mann, ein ausgezeichneter Feldherr, ernſt und ſtreng im Dienſt, heiter in den Stunden der Muße, wohl geſchickt, ſich Reſpekt und Liebe zu erwerben. Den ſchickte der Hof von Ravenna zu günſtiger Stunde hinüber nach Gallien. Unter den Mauern von Arelate verlor zuerſt Gerontius die Hauptſchlacht, er ſah ſich bei dem Abfall ſeiner Soldaten nun zum Selbſtmord gedrängt. Dann wurde Conſtantin in Arelate blokirt, das durch Edobich zu Hilfe herangeführte fränkiſche Entſchüttungsheer am Rhone zer-

ſchmettert, endlich aber, als nach viermonatlicher Belagerung die Nachricht im italiſchen Lager eintraf, daß ſich zu Mainz ein neuer Uſurpator, Jovinus, ein Gallier vornehmer Abkunft, mit Hilfe des Alanen Goar und burgundiſcher Schaaren pronuncirt hatte, dem Conſtantin und ſeinen Truppen eine Kapitulation gewährt. In Sachen des Uſurpators hat Honorius dieſelbe nicht ratificirt, ſondern zur Rache für ſeine ſpaniſchen Verwandten denſelben hinrichten laſſen; am 11. September 411 wurde ſein Haupt nach Ravenna gebracht.

Nun ſollte inzwiſchen Ataulph nach Gallien abziehen. Da Conſtantius, deſſen Ehrgeiz es war, die Placidia zu befreien, zu heirathen und als des Honorius Schwager das Reich zu leiten, den jungen Gothenkönig bitter haßte, ſo wurde einſtweilen der Sieger von Arelate in Gallien durch den tüchtigen Dardanus erſetzt, der ſich bereits mit dem nach Süden marſchirenden Jovinus in heißem Ringen befand, als Ataulph im Frühjahr d. J. 412 Gallien erreichte. Wahrſcheinlich ungeſchickte Behandlung des Gothen von Ravenna aus, dann der Rath des Attalus, veranlaßten nun aber den jungen König, ſich auf die Seite des Jovinus zu ſtellen; die Sache wurde aber nicht ernſt, zunächſt weil dieſer ſchon mit Ataulphs Todfeind Sarus, der damals von Honorius abgefallen war, in Verbindung ſtand. Und auch als der wüthende Fürſt den Sarus auf dem Marſche überfallen und nach einer an die Wunder der deutſchen Heldenſage erinnernden Vertheidigung überwältigt und getödtet hatte, vermochte ſich kein rechtes Verhältniß zu bilden. So ließ ſich nun Ataulph durch Dardanus ganz für die Römer gewinnen. Römiſche und gothiſche Schaaren ſchlugen ſich vereinigt mit Erfolg gegen Jovinus und deſſen Bruder Sebaſtian, und i. J. 413 erlag jener zu Valence, dieſer zu Narbonne den Angriffen der Truppen des Honorius. Es war dasſelbe Jahr, in welchem auch der Graf Heraclian, jetzt Statthalter von Afrika, — ein Poſten, den er als Lohn für Stilichos Ermordung erhalten, — ein frivoles Pronunciamiento gemacht, von der See her Rom angegriffen, aber den Kürzeren gezogen und dann in Karthago den Untergang gefunden hatte. Dasſelbe Jahr, welches das vielgeplagte Trier von den Franken geplündert, endlich auch die Burgunder, wahrſcheinlich noch unter Jovinus' Zuſtimmung, die nachher von Ravenna aus nicht kaſſirt werden konnte, unter ihrem König Gunthahar noch über Rheinheſſen hinaus tiefer in Gallien vorrücken ſah: letztere übrigens für lange die einzigen Deutſchen, die nunmehr für das Chriſtenthum in katholiſcher Form gewonnen wurden.

In Folge ſeiner Dienſte für die Römer hatte ſich Ataulph eines großen Theiles des ſüdgalliſchen, namentlich des aquitaniſchen Landes bis nach Burdigala bemächtigt: aber ſein Vertrag mit ihnen hatte keinen Beſtand. Honorius wollte weder die Zuſtimmung zu ſeiner Verheirathung mit Placidia geben, noch auch durch entſprechende Conceſſionen deren Zurückgabe erkaufen. So entſtand neue Spannung, die bis zu einem Angriff Ataulphs auf Maſſilia führte, wo jedoch die Gothen durch den tüchtigen General

Bonifacius, einen der jetzt auftretenden neuen und letzten Generation römischer Heerführer, derb geschlagen wurden. Nun endlich entschlossen sich Ataulph und Placidia, auch wider des Kaisers Willen, zu Narbonne im Januar 414 ihre glänzende Vermählung zu feiern. Sie wurde Anlaß zu neuen Kämpfen. Es war diesmal Constantius, der zornesvoll die wilde Wuth des Honorius, soweit dieser deren überhaupt fähig war, aufstachelte und dann selbst ein Heer gegen Ataulph führte, der darauf hin die Puppe Attalus wieder als Gegenkaiser proklamirte. Diesmal aber trugen die Römer es davon. Vor den Truppen des Constantius, der von Arelate aus operirte, mußten die Gothen schon zu Anfang des J. 415 das südliche Gallien räumen und nach Spanien übertreten, wo Barcelona ihr Centralplatz wurde. Nun alliirte sich Constantius mit den deutschen Völkern in Spanien und brachte durch eine Sperrung alles Verkehrs nach dem durch die Gothen besetzten Gebiet diese in große Noth. Darüber wurde Ataulph im Juli 415 durch Everwulf, einen früheren Genossen des Sarus, ermordet, der für diesen die Blutrache ausübte. Dann riß der rohe Sigerich, des Sarus Bruder, die Herrschaft an sich, die er zu brutaler Beschimpfung der Placidia benutzte. Da wurde er nach sieben Tagen ermordet und an seiner Stelle Ataulphs Bruder Wallia zum König erwählt. Nun kam bald genug (416) ein Vertrag mit Constantius zu Stande. War vorher schon Attalus in die Hände der Römer gefallen (er wurde 417 nach den liparischen Inseln verbannt), so wurde jetzt Placidia an Honorius zurückgegeben, und Wallia trat unter sehr günstigen Bedingungen in die Dienste des Kaisers. Nach alter Praxis gab die römische Politik jetzt die neuverbündeten Germanen in Spanien wieder auf. Wallia hat sie für Rom drei Jahre lang bekämpft, sie nach einander überwältigt, namentlich die Alanen und die Silinger in Andalusien. Die Sueven, Asdingen und Alanen wurden auf die nordwestliche Ecke Spaniens zurückgedrängt. Als das ausgeführt und Roms Oberhoheit hergestellt war, führte Constantius, — der inzwischen sein Ziel erreicht, die dominirende Stellung in Ravenna gewonnen, und am 1. Januar 417 durch des Honorius Intervention die Hand der widerstrebenden Placidia erhalten hatte, — die Westgothen 418/9 nach Gallien, wo sie nun feste Wohnsitze in Aquitanien, von Tolosa bis zum atlantischen Ocean erhielten. Der Kaiser behielt die Souveränetät, die Gothen galten als Föderaten; aber ihr neuer Sitz zwischen Garonne und Pyrenäen wurde der Ausgangspunkt des ersten unabhängigen deutschen Reiches auf römischem Boden.

Mit ungeheurer Mühe hatte endlich die kluge und starke Politik des Constantius das abendländische Reich noch einmal wieder hergestellt. Die schrecklich heimgesuchten Länder Italien, Spanien und Gallien galten wieder als römische Provinzen. Auch die zur Zeit der höchsten Noth in ähnlicher Art, wie damals die Städte Britanniens, zu eigener Selbstvertheidigung aufgestandenen Stämme von Aremorica traten wieder unter die römische Verwaltung. Nichtsdestoweniger war das Reich nur noch ein Wrack, und die

Elemente der Zerstörung gewannen schnell genug wieder das Uebergewicht. Das größte Unheil war, daß der tüchtige Constantius, den Honorius im Jahre 420 zum Mitregenten, (wie die Placidia zur Augusta) erhob, schon zu Anfang des Jahres 421 zu Ravenna starb. Bereits aber hatten sich die deutschen Völker im Reiche wieder unruhig gezeigt. Nicht zu reden von der immer schattenhafter sich gestaltenden, eigentlich nur noch imaginären Defensive des Reiches an der Rheinseite, wo — isolirte, meist der Deckung oder Wiedergewinnung des wiederholt heimgesuchten Trier geltende, Vorstöße ausgenommen, — eigentlich nur noch die römische Diplomatie und das alte „Prestige" der Römer leidliche Verhältnisse zu Franken und Alamannen, und nun auch zu den Burgundern, die jetzt als Gegengewicht gegen die letzteren dienten, wirksam erhielten: so war es für die Römer sehr übel, daß der Gothenkönig Wallia schon im Jahre 419 starb. Da er nur eine Tochter hinterließ (sie wurde als Gattin eines suevischen Prinzen die Mutter des später für Roms Verfall so bedeutsamen Ricimer), so erhoben die Gothen einen Enkel Alarichs, den Theoderich, zu ihrem Könige, der nun 419 bis 451 zu Tolosa regierte, und in kühner Thatenlust und Eroberungsfreude nur den nächsten Thronwechsel in Ravenna abwartete, um das staatsrechtliche Band zu zerreißen, welches ihn an das römische Reich fesselte. Weiter aber hatte der Abzug der Gothen aus Spanien die dortigen deutschen Stämme wieder zu neuen Bewegungen ermuthigt. Als 419 die Asdingen stark auf die Sueven drückten, zog diesen der römische General Graf Asterius zu Hilfe, und veranlaßte dadurch die Vandalen, im Jahre 420 aus Galicien sich nach Andalusien zu ziehen, wo sie sich mit den Resten der Silinger vereinigten. Hier wollte sie im Jahre 422 der römische Heermeister, Graf Castinus, (früher Chef der kaiserlichen Haustruppen und 420/1 gegen die Franken thätig) mit starker Macht, durch westgothische Krieger unterstützt, unterwerfen. Aber eine schwere Niederlage zwang ihn zu rascher Flucht nach Tarragona. Die Vandalen aber unter Godegisels (S. 847) Sohn Guntherich und dessen illegitimem Bruder, dem hochbegabten Genserich oder Geiserich, dominirten nun im südlichen und inneren Spanien, eroberten 425 auch Hispalis und Cartagena, und begannen zur großen Plage für die balearischen Inseln und die mauretanische Küste, als verwegene Corsaren das Mittelmeer zu befahren.

Inzwischen hatte sich Kaiser Honorius in seiner launenhaften Weise mit seiner Schwester, der verwittweten Placidia, völlig überworfen und sie genöthigt, mit ihrem und des Constantius zu Anfang Juli 419 geborenen Söhnchen, dem zur Thronfolge bestimmten Flavius Placidus Valentinianus III., zu Anfang des Jahres 423 nach dem verwandten Hofe von Constantinopel zurückzuziehen. Nicht lange nachher, am 26. August 423, starb der Kaiser an der Wassersucht. Unbekümmert um das Erbrecht des Valentinian III. griff jetzt der Oberhofnotar Johannes nach dem Purpur und fand, namentlich Afrika ausgenommen, bei vielen einflußreichen Männern des

Reiches Anerkennung. Während aber der Gothenkönig Theoderich sofort die Verträge mit Rom als zerrissen ansah und sich nun erobernd in Gallien ausbreitete, verweigerte der oströmische Hof dem Usurpator die Anerkennung. Das Abströmen der kriegerischen Donaugermanen und der Westgothen nach dem Abendland hat es möglich gemacht, daß die Osthälfte des Reiches sich ruhiger und sicherer konsolidiren konnte. So unbedeutend Kaiser Theodosius II. auch war (408—450), er sah die Reichsgeschäfte nach einander zuerst durch den ausgezeichneten Präfekten des Orients, Anthemius, dann seit 414 durch seine politisch hoch befähigte Schwester Pulcheria, (mit der seit 421 seine Gattin Athenais-Eudokia, des athenischen Professors Leontios schöne und geistvolle Tochter, rivalisirte,) fest und glücklich geleitet. Gehoben durch die Erfolge seiner Armee in einer neuen persischen Fehde 421 und 422, gegen den Schahinschah Vararanes V. (Bahram-Gur 417 bis 438), nahm er mit Kraft und Zähigkeit die Rechte wahr, welche seit dieser Zeit die byzantinischen Kaiser mit wachsendem Erfolg bis auf Justinian I. als die geborenen Schutzherren und später als die natürlichen Erben im Abendlande für sich in Anspruch nahmen. Während noch Johannes auf die Hilfstruppen wartete, die ihm der General Aëtius bei den Hunnen werben sollte, gelang es den Generalen des Theodosius II., Aspar und Candidianus, in Italien einzudringen. Aspar fand im Hochsommer 425 den Weg durch die Sümpfe bei Ravenna und überrumpelte die feste Residenz. Nun wurde der Usurpator getödtet, und Theodosius II., der sich für seine Intervention durch Annektirung eines großen Theiles von Pannonien bezahlt machte, (aus welchem Lande zwei Jahre später zahlreiche Ostgothen nach Thrakien übersiedelten,) ließ in der zweiten Hälfte des Jahres 425 den Knaben Valentinian III. zu Rom mit dem Purpur bekleiden.

Die wirkliche Herrschaft führte natürlich dessen schöne, geistvolle und energische Mutter Placidia. Leider nur sah diese Tochter des großen Theodosius durch ihre eigene, wie noch mehr durch die Schuld der beiden letzten großen Heerführer, welche das Reich damals besaß, zum Entsetzen schnell eine neue Katastrophe heraufziehen, welche den Niedergang des Reiches erheblich fördern mußte. Ihre besondere Freundschaft war bei Antritt ihrer Herrschaft dem trefflichen Grafen Bonifacius (S. 856) zugewandt, der, militärischer Statthalter von Afrika, ihr auch während ihrer Verbannung nach Constantinopel und gegenüber dem Usurpator Johannes treu geblieben war. Diesem aber wurde die politische Eifersucht und der glühende, nach der ersten Stellung im Reiche begehrende Ehrgeiz eines anderen, des letzten Helden der Römer, verderblich: es war Aëtius. Dieser gewaltige Mensch war der Sohn des Generals der Kavallerie Gaudentius und einer reichen und vornehmen Italienerin, zu Durostorum (j. Silistria) in Niedermösien 395/6 geboren. In dieser Persönlichkeit mischte sich in höchst merkwürdiger Weise ein hochstrebender Ehrgeiz und imposanter römischer Patriotismus mit der Verderbniß seiner Zeit; doch war er frei von aller gemeiner Habsucht. Zugleich ein unter

Umständen völlig gewissenloser Intrigant, und ein kühner Held, — bei mittlerer Statur kräftig und gewandt, ein kühner Reiter und trefflicher Schütze — war er, seiner eminenten Begabung als Feldherr und Diplomat bewußt, bei unermüdlicher Arbeitskraft und Arbeitslust entschieden darauf bedacht, seine Bahn sich rücksichtslos zu öffnen, immer aber im Interesse des Reiches. Schon als Knabe durch tapfern Sinn ausgezeichnet, frühzeitig in die kaiserliche Garde eingetreten, hatte er in den späteren Jahren des Honorius längere Zeit als Geisel bei den Hunnen zugebracht, und in deren Lager viele Freunde sich erworben. Der Usurpator Johannes hatte ihn zum Chef der Haustruppen, dann zum Palastmarschall ernannt. Als aber Theodosius II. gegen diesen rüstete, war er zu den Hunnen geschickt worden, um bei diesen Hilfstruppen zu werben. Aber er kam mit 60,000 Mann um ein weniges zu spät, um Johannes zu retten. Da hat er denn nach einem Kampfe mit General Aspar seinen Frieden mit der Regentin Placidia gemacht. Er erhielt eine hohe militärische Stellung, bestimmte durch eine große Geldsumme die meisten seiner Hunnen zur Heimkehr, und eilte dann mit einem Theile dieser Krieger nach Gallien, um die Westgothen zurückzuwerfen, die damals bereits Arelate belagerten. Es gelang ihm, sie zu schlagen und zum Frieden zu nöthigen.

Nun aber nach Rom zurückgekehrt, verübte er 426 die dunkelste That seines Lebens, deren heillose Folgen niemals wieder gut gemacht werden konnten. Aëtius sehnte sich im Vollgefühl seiner Kraft nach einer Machtstellung an der Seite der Regentin, wie sie einst Stilicho eingenommen hatte. Um diese aber zu erlangen, spann er mit Hilfe des Heermeisters Felix eine niederträchtige Intrigue gegen den Grafen Bonifacius, Placidiens nächsten Freund. Er gab diesem listig zu verstehen, daß die undankbare und launenhafte Kaiserin seinen Untergang beschlossen habe, und verdächtigte gleichzeitig den Feldherrn bei der fürstlichen Dame als auf Empörung sinnend. Der bethörten Regentin redete er ein, den Grafen auf die Probe zu stellen und ihn nach Ravenna zu berufen, — er werde sicherlich im Bewußtsein seiner Schuld nicht kommen. Und als Placidia im J. 427 das wirklich that, erschien Bonifacius, — heimlich durch den heillosen Intriganten „gewarnt", in der That nicht. Da eilte die Regentin, den „offenkundigen Verräther" abzusetzen und zur Strafe zu ziehen. Bonifacius aber pronuncirte sich nun in der That, und wies die ersten Angriffe kaiserlicher Truppen glücklich ab. Als aber gothische Truppen unter dem Grafen Sigisvult gegen ihn mobil gemacht und maurische Raubschaaren seinen Provinzen gefährlich wurden: da rief der unglückliche Graf die spanischen Vandalen zu Hilfe; sie sollten als Lohn für solchen Dienst einen Theil von Afrika zu selbständigem Eigenthum erhalten. Graf Bonifacius wußte nicht, daß er damit den gewaltigsten Stoß gegen den wankenden Bau des römischen Reiches führte.

Erst im Mai 429 konnten die Vandalen und Alanen, zuvor noch durch

Kämpfe mit den Sueven aufgehalten, bei denen sie auch ihren König Guntherich verloren, nach Afrika, etwa nach Tingitana, übersetzen; jetzt durch den gewaltigen Geiserich geführt, dem ein Volk von 50- oder 80,000 Köpfen folgte. Klein von Gestalt und hinkend, aber schweigsam, ein kluger Feldherr und den Römern als Diplomat gewachsen, wie selten ein Deutscher, rasch entschlossen und schnell zur That, gewaltsam und arglistig, so erschien der gefährliche Bundesgenosse des Bonifacius in Afrika. Inzwischen war aber des Aëtius Trug enthüllt, die alte Freundschaft zwischen dem Grafen und der Regentin wieder hergestellt worden. Aber umsonst bemühte sich jener nunmehr, die Vandalen durch Unterhandlungen wieder zur Rückkehr nach Spanien zu bestimmen. So brach der Krieg aus, den Geiserich jetzt zur Eroberung von Afrika gegen Bonifacius eröffnete. Und bei dem Naturell des vandalischen Königs fiel das Schwert der Vandalen, die zwar noch lange nicht so civilisirt, wie schon jetzt die Westgothen, aber bei vielen tüchtigen Eigenschaften an sich nicht wilder waren, als die meisten andern Germanen dieser Zeit, mit furchtbarer Schwere auf die romanische besitzende Bevölkerung des üppig reichen Landes. Schon auch zeigte es sich, daß dieser König und dieses Volk vor anderen deutschen Stämmen besonders fanatische Arianer waren; und wenn uns die spätere Geschichte der deutschen Staaten auf romanischer Unterlage zeigt, daß der konfessionelle Gegensatz zu den katholischen Romanen eine wirkliche Ausgleichung zwischen beiden Theilen dauernd unmöglich gemacht hat, so litt gerade unter den Vandalen, zu denen sich jetzt auch die Donatisten schlugen, das katholische Element in Afrika in besonders empfindlicher Weise. Es war eine Zeit angebrochen, wo der Arianismus in germanischer Gestalt die Verfolgungspolitik der Homousianer rächte, wie sie Gratian und die spanische Dynastie im Reiche zum System erhoben hatten.

Bonifacius suchte umsonst Afrika zu schützen. Eine schwere Niederlage im Mai 430 nöthigte ihn, sich auf Hippo Regius zurückzuziehen. Diese Stadt hielt er freilich trotz einer 14monatlichen Blokade; aber inzwischen überzogen vandalische Reitergeschwader große Theile der afrikanischen Provinzen, und als die Römer, von Byzanz aus durch ein Heer unter Aspar verstärkt, abermals geschlagen worden waren, im Sommer 431, kehrte Aspar nach dem Goldenen Horn, Bonifacius nach Italien zurück. Erst 434 brachte Aspar auf den Ruinen des inzwischen gefallenen Hippo einen Vertrag zu Stande, welcher den Vandalen gegen eine jährliche Abgabe (wahrscheinlich von Getreide) Tingitana, einen Theil des übrigen Mauretanien, das östliche Numidien und einen Theil der Byzakene überließ. Es war für die Römer eine ungeheure Kalamität. Der nächst Unteritalien bisher noch immer sicherste Theil ihres Reiches; die üppige Kornkammer Roms; das Gebiet, wo der römische Adel seine großartigsten Güter besaß, war großentheils verloren, und fünf Jahre später sollte es sich erst ganz zeigen, welche schwere Gefahr für das Reich die Festsetzung eines Mannes wie Geiserich auf der afrikanischen Seite des Mittelmeeres bedeutete.

So gewaltig sich inzwischen die Kraft des Aëtius entfaltet hatte: diese Folgen seiner argen That hat er niemals gutzumachen auch nur die Zeit und die Gelegenheit gefunden. Aëtius hatte inzwischen 428 (und wieder 431) noch einmal kraftvoll und glücklich gegen die Franken am Niederrhein, im J. 430 wieder gegen die Westgothen gestritten, 430 und 431 die Alpenprovinzen beruhigt und gegen die Juthungen gesichert. Der Erhebung des Generals Felix zum Patricius (429) war seine eigene zum ersten Heermeister des Reiches gefolgt, und als Felix, der nach Art dieser Tage sein Gegner geworden, und ihn am Leben bedrohte, 430 durch Aëtius beseitigt war, schien dieser wirklich der mächtigste Mann des Reiches zu sein. Noch aber grollte die über seinen ihr nun enthüllten Frevel tief erbitterte Regentin ihm mit ihrer ganzen leidenschaftlichen Energie. Und als ihr Freund Bonifacius im J. 432 wieder am Hofe erschien, war sie unbesonnen genug, diesem die Oberfeldherrnstelle zu verleihen, — statt des Aëtius, der gerade jetzt gegen die Franken im Felde stand.

Die Folge war ein neuer Bürgerkrieg, bei welchem auch die Gothen gegen Aëtius aufgeboten wurden. Bonifacius suchte an der Spitze eines Heeres, afrikanischer und Gardetruppen, seinen Feind auf. In einer Hauptschlacht, vielleicht in Italien, wird er tödtlich verwundet; nun aber gelingt es seinem Schwiegersohn Sebastian, mit Hilfe gothischer Söldner den Aëtius zu schlagen und zur Flucht zu zwingen. Dieser aber rettet sich zu seinen hunnischen Freunden an der pannonischen Donau, und mit Hilfe der hunnischen Reiter des Khans Ruhilas überwindet er 433 nun auch den Sebastian, und nöthigt die Regentin, ihm 434 seine alte Stellung und dazu das Patriciat zu verleihen.

Jetzt hatte Aëtius um einen schweren Preis die Machtstellung im Reiche erobert, wie er sie wünschte. Und die Geschichte versagt ihm das Zeugniß nicht, daß er sie in wahrhaft imposanter Weise zum Heile des Reiches ausgefüllt hat. Zwanzig Jahre lang hat er, als Feldherr ebenso genial, wie als Diplomat, der grollenden Placidia und ihrem Sohne, der durch nichts die Abkunft aus einem Heldengeschlecht verrieth, die Trümmer ihrer Macht siegreich und großartig behauptet. Aber die Aufgaben, die er in Europa zu bewältigen hatte, waren zu massenhaft, als daß er an einen afrikanischen Krieg hätte denken dürfen. Es galt, Gallien wieder zu gewinnen, wo zugleich die Aremorikaner sich erhoben, die Bagaudie sich immer furchtbarer ausgebreitet, die Burgunder 435 sich bedrohlich nach der belgischen Seite ausgedehnt hatten. Auch hier begleitete ihn wieder sein altes Glück. Es ist ihm gelungen, bis 436 und 437 Aremorikaner und Bagauden niederzuwerfen. Die Burgunder wurden unter ihrem König Gundikar 435 schwer bedrängt; im Jahre 436 oder 437 sind sie durch die Hunnen unter Uptar entsetzlich zusammengehauen worden. Sie waren damals so sehr erschüttert, daß Aëtius sie unter ähnlichen Bedingungen wie die in Aquitanien domicilirten Gothen 443 unbedenklich nach dem heutigen Savoyen (Sapaudia) und

der Gegend von Genf verpflanzen konnte. Inzwischen aber hatten 436 die Westgothen wieder den Frieden gebrochen und sich erobernd in der Richtung auf Narbonne ausgebreitet. Das zwang den Aëtius zu einem mehrjährigen Kriege, der allerdings (mit Ausnahme einer Niederlage, die der General Litorius 439 bei dem Sturme auf Tolosa erlitt) für die Römer glücklich verlief und mit einem für sie ehrenvollen Frieden abschloß. Die gallischen Alanen wurden in derselben Zeit in dem Gebiet südlich von der unteren Loire fest angesiedelt.

Darüber hatte Geiserich in Afrika jäh den Frieden gebrochen und mit einem kecken Handstreiche am 23. Oktober 439 sich in den Besitz von Karthago gesetzt, wo er nun seine Residenz aufschlug, nachdem viele Zerstörungen, Plünderungen, Austreibungen alter Einwohner erfolgt waren. Und nun, wo abendländische und oströmische Kräfte wider ihn aufgeboten wurden, erneuerte sich für Italien in vandalischer Gestalt die Gefahr, wie sie einst die Punier der Halbinsel bereitet hatten. Eine vandalische Flotte eroberte Lilybäum, bedrohte Panormus und Unteritalien, und 442 mußte der römische Hof die freche Eroberung Geiserichs durch einen Frieden anerkennen, der den Römern in Afrika nur noch Tripolitana, Cirta mit seiner Provinz, und einige Städte in Mauretanien übrig ließ. Die öffentliche Meinung aber im römischen Reiche wollte Geiserich nur wenige Jahre später in geheimer Verbindung wissen mit dem fürchterlichsten aller Feinde, die seit Marc Aurels Markomannenkriege überhaupt gegen das sinkende Reich aufgetreten waren, nämlich mit Attila.

Seit 441 nämlich war des großen Aëtius höchste Sorge auf die Abwehr einer neuen, ungeheuren Gefahr gerichtet, die von der pannonischen Donau her dem Reiche drohte. Während Spanien, dessen östliche Hälfte noch immer römisch war, theils durch die auch hier auftretende Bagaudie, theils durch die erst 452 in Folge eines Friedens suspendirten Raubzüge der galicischen Sueven in der Richtung auf Merida, Sevilla und Cartagena stets beunruhigt wurde; während wieder 445 die Franken abgewehrt werden mußten, die bis zur Somme vorgedrungen waren: hatten die Hunnen, von Constantinopel aus sogar durch Jahrgelder gezähmt, seit längeren Jahren in friedlichen Beziehungen zu beiden römischen Reichen, — ganz unerwartet die kriegerische Richtung wieder aufgenommen, die sie vor 70 Jahren dem Abendland so sehr gefährlich gemacht hatte.

Die Hauptstämme der Hunnen standen wohl schon 424 unter der Hoheit einer Familie, aus welcher die Brüder Rua oder Rugilas (Ruhilas), Uptar und Mundzuc besonders namhaft hervortraten. Der Großkhan Rugilas hatte bereits durch seine Freundschaft mit Aëtius, die ihm auch 433 (s. oben) einen Theil des östlichen Pannonien verschaffte, erheblichen Einfluß auf das römische Reich ausgeübt. Gereizter war seine Stellung zu Constantinopel gewesen, weil die dort beliebte Politik neben der offiziellen Freundschaft mit dem Großkhan dauernd das System verfolgte, heimlich die ihm unterworfenen

Völker aufzuwiegeln. Nun ſtarb 433 der alte hunniſche Fürſt, und ihm folgten ſeines früh verſtorbenen Bruders Mundzue Söhne Bleda und Attila. In der Erinnerung, in den Heldenſagen, in den Legenden ſpäterer Zeit concentrirten ſich in dieſem Attila die ganzen Schreckniſſe der Völkerwanderung: alles was die Hunnen in ihrer wildeſten Zeit gefrevelt, oder was ihnen auch nur die Uebertreibung angedichtet hat. In der hiſtoriſchen Erinnerung lebt er noch heute fort als „die Geißel Gottes"; in Wahrheit doch nur, weil dieſer Mann, die koloſſalſte Geſtalt der Völkerwanderung, nur wie ein feuriges Meteor über die alte Welt hingegangen iſt; weil das Bleibendſte, was er hinterließ, nur Zerſtörung geweſen iſt. Die furchtbaren Mongolen des Mittelalters, Dſchingiſchan und Timur, haben ihn unendlich an erbarmungsloſer Wildheit und ſchauerlicher Blutgier überboten, aber zuletzt doch mehr poſitive Schöpfungen hinterlaſſen. In Wahrheit überragte Attila ſein Volk geiſtig wahrhaft rieſengroß. Nur den Typus der Race, kurze Geſtalt, breite Bruſt, dunkle Farbe, den großen Kopf und die kleinen Augen, die aufgeſtülpte Naſe und den kleinen Bart, verleugnete er nicht, hielt auch inmitten des fürſtlichen Glanzes, der auf der Höhe ſeiner Macht ſeinen Hof umgab, für ſeine Perſon die alte Einfachheit des Steppenlebens feſt. Aber den Schmutz und die Gemeinheit des alten Hunnenthums hatte er abgeſtreift. Seine Perſönlichkeit muß etwas ungemein imponirendes gehabt haben. Die Hunnen verehrten in ihm eine großartige Herrſcherkraft; bei aller Despotie, wie dieſes Volk ſie gewohnt war, und bei der furchtbaren Strenge ſeiner Strafen, durch welche er ſein Geſetz, und die Sicherheit und Ordnung ſeines Reiches aufrecht erhielt, erſchien er, immer in der Art der koloſſalen Großkönige des Orients, als wohlwollend und gerecht. Deutſche, Römer und Griechen, deren viele, jene als Krieger, dieſe als höhere Beamte, in ſeinen Dienſten ſtanden, hingen mit voller Treue an ihm. Und wie in Gallien zu den Weſtgothen, ſo zogen zu ihm nicht wenige Römer und Griechen, um unter ſeinem ſicheren und bequemen patriarchaliſchen Regiment ſich der zermalmenden Laſt der römiſchen Civiliſation zu entziehen.

Für die Geſchichte aber der untergehenden alten Welt iſt Attila verhängnißvoll geworden, weil den ſonſt höchſt praktiſchen Geiſt des gewaltigen Mannes der Gedanke einer Weltherrſchaft gefangen genommen hatte, der ihn endlich auch gegen die Römer in Bewegung bringen mußte. Und hier miſchen ſich nun bei ihm die Züge des Barbaren und des impoſanten Politikers, der die ſchärfſte politiſche Einſicht zeigt in die Mittel, über die er verfügt, über die Art und Stärke der Gegner, und über das ihm überhaupt Erreichbare. Die Pflege einer gewiſſen Civiliſation und die bewundernde Scheu vor der überlegenen Kultur des Römerthums hindert ihn durchaus nicht, — nicht nur nach Art ſeines Volkes gierig nach Gold zu trachten, ſondern noch mehr in ſeinem diplomatiſchen Verkehr mit den Römern, wo er ſich ſtärker fühlte, höhniſch, brutal, ungerecht aufzutreten, den rückſichtsloſeſten Uebermuth zu entfalten. Dabei aber wußte er, wo es ſich um praktiſche Aufgaben handelte,

seine starken Leidenschaften sehr wohl zu zähmen, und seine Pläne mit erstaunlicher List und Schlauheit, mit eminentem diplomatischem Geschick vorzubereiten. Kam es aber zum Kampfe, so wußte Attila die Leistungsfähigkeit seiner Hunnen sehr gut zu beurtheilen; und wie er bei aller Tapferkeit das sinnlose Blutvergießen nicht liebte, so dachte er trotz seiner Entschlossenheit nicht daran, Alles auf das Spiel zu setzen, wo er auf einen Widerstand stieß, den er als mit seinen Mitteln momentan nicht zu brechen, nach verständiger Erwägung erkennen mußte.

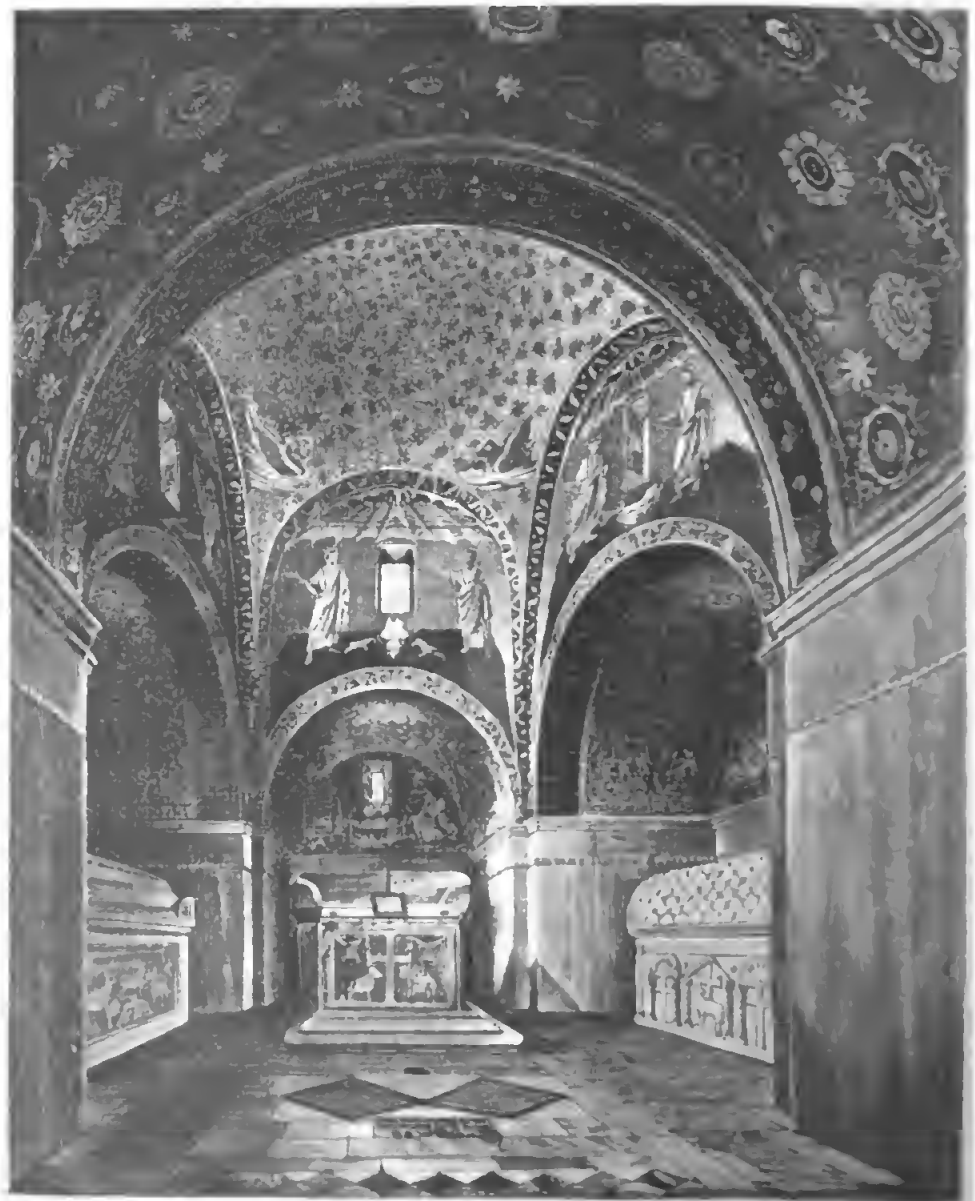
Attila war nach Antritt seiner Regierung (denn sein Bruder Bleda, der ohnehin weit hinter ihm zurückblieb, und 444/45 durch ihn aus dem Wege geräumt wurde, kommt gar nicht in Betracht,) eine Reihe von Jahren damit beschäftigt, die Herrschaft seines Hauses über viele deutsche und sämmtliche hunnische, slawische und finnische Völker im Norden und Nordosten auszudehnen. Anerkennung seiner Oberhoheit, Heeresfolge und Tribut, die gewöhnlichen Bedingungen orientalischer Eroberer, wurden allmählich einer halben Welt zwischen dem thüringer Walde, dem baltischen Strande und dem Kaspimeere auferlegt. Da zog, so scheint es, seit 440 die durch Gold unterstützte Politik Geiserichs, der sich damals (s. oben) auch von Constantinopel aus bedroht sah, das hunnische Ungewitter nach den Grenzen des oströmischen Reiches. Streitigkeiten wegen Aufnahme hunnischer Ueberläufer im Reiche und Motive ähnlicher Art gaben leicht den Anstoß zu Angriffen, die 441 begannen. Die Waffenkraft, die Diplomatie und die persönliche Entschlossenheit des theodosianischen Hofes waren der Attilas aber nicht gewachsen, vielmehr bereitete Attila den Byzantinern mehrere Jahre lang die schwersten Demüthigungen. Namentlich 441 und 442, und wieder 447 hat Attila, der jetzt sein Hoflager zwischen Donau und Theiß, (zwischen Pest und Debreczin) aufgerichtet hatte, Mösien und das innere Thrakien, bis nahe an die Campagna von Constantinopel, schrecklich verheert; die vielen eroberten Städte wurden stets zerstört, weil sie für die hunnischen Geschwader sehr lästige Hindernisse waren. Ein zu Anfang d. J. 448 geschlossener, höchst nachtheiliger Friede stipulirte neben anderen ungeheuren Zahlungen einen Seitens der Byzantiner zu entrichtenden schweren jährlichen Tribut; aber noch lange setzten sich die für die Strömer höchst demüthigenden Unterhandlungen fort, bis plötzlich der schwache Kaiser Theodosius II. gegen Ende Juli 450 durch einen Sturz mit dem Pferde ums Leben kam, und nun die Prinzessin Pulcheria einen der tüchtigsten Männer des Reiches, den General Marcian auf den Thron erhob.

Die energische Abweisung der von Attila geforderten Tributzahlungen und die bekannte heldenhafte Tüchtigkeit Marcians ließen es dem hunnischen Großkhan als nicht räthlich erscheinen, den Kampf gegen die Strömer jetzt wieder aufzunehmen. Um so angemessener erschien es jetzt dem Thatendurst Attilas, die Waffen gegen das abendländische Reich zu richten, welches noch nicht ausgebeutet war. Lange genug hatte in Pflege seiner

älteren persönlichen Beziehungen der kluge Aëtius den hunnischen Gewaltstoß von seinem Reiche abgelenkt. Jetzt aber war Attila entschlossen, den zahlreichen Aufforderungen zu folgen, die ihm aus dem Abendlande zugekommen waren. Die kluge Placidia hatte sich weder als Regentin, noch als Erzieherin ihrer Kinder bewährt. Aller leidenschaftliche Eifer für die Kirche und die Orthodoxie, der auch auf Valentinian III. vererbt war, hatte aus diesem jungen Manne keinen tüchtigen Menschen zu machen vermocht. Und die Thorheit, ihre schöne und üppige Tochter Honoria zur Augusta zu erheben und aus politischen Motiven zu ewiger Jungfrauschaft zu bestimmen, trieb die Prinzessin zu einem bedenklichen Liebeshandel, den zu strafen sie 434 nach dem byzantinischen Hofe entfernt wurde. Vom Bosporus aus hat nachmals die Unselige, sei es aus Rachsucht, sei es aus Lust an Abenteuern, dem Großkhan der Hunnen ihre Hand angetragen. Anfangs ließ Attila die Sache unbeachtet. Aber i. J. 450 forderte der Hunne die Auslieferung der Prinzessin und machte auf Grund ihrer Wünsche großartige Forderungen auf das Reich geltend, — und konnte nun Grund zum Kriege finden, weil er eine runde Ablehnung erhielt, Honoria aber nach Ravenna geführt, zur Scheinehe mit einem Hofbeamten gezwungen, dann zu ewiger Haft verurtheilt worden war. Gleichzeitig aber hatte Geiserich, der wegen fürchterlicher Mißhandlung seiner Schwiegertochter, des Westgothen Theoderich I. Tochter, die Verbindung der Gothen mit Rom gegen die Vandalen fürchtete, den Hunnen gegen die Gothen aufgestachelt. Dazu kam, daß ein gallischer Arzt, Eudoxus, der zu den Bagauden übergetreten war, seit 447 als aufhetzender Flüchtling sich bei Attila befand, bei welchem nun auch ein rheinfränkischer Fürst, der unter Aëtius' Hilfe sein Land an den jüngeren Bruder verloren hatte, Hilfe suchte.

So wurde denn im Laufe d. J. 450 von beiden Seiten mit ungeheurer Energie gerüstet. Diesmal aber fand die Diplomatie des Attila ihren berufenen Gegner an Aëtius, dessen größte Zeit nunmehr aufging. Es war umsonst, daß Attila in Ravenna sich den Anschein gab, nur gegen die Gothen kämpfen zu wollen, und in Tolosa erklärte, es sei auf Befreiung Galliens von den Römern abgesehen. Der kluge und unermüdlich thätige Aëtius war wirklich im Stande, unter unsäglichen Anstrengungen für den Tag der furchtbaren Entscheidung die Völker in Gallien, Burgunder, Aremorikaner, salische Franken, einen Theil der Ripuarier, dann auch die Alanen und Gothen zur Allianz mit Rom zu gewinnen. Zu den von allen Seiten her aufgebrachten römischen Truppen wurden auch noch sächsische Söldner geworben. Als das Jahr 450 verlaufen war, in dessen letzten Wochen (27. November) fast unbeachtet die alte Placidia zu Rom das Zeitliche gesegnet und ihre prachtvolle letzte Ruhestätte zu Ravenna (vgl. S. 690) gefunden hatte, wälzte sich im Januar 451 die Völkerwelt des Ostens der Rheinlinie zu. Attila hatte die Massen seiner Hunnen, dann namentlich die Gepiden unter König Ardarich, und die Ostgothen unter König Walamer, auf beiden Seiten der Donau westwärts

marſchiren laſſen, und unterwegs die Krieger der übrigen deutſchen Völker, namentlich der (jetzt an Stelle der alten Hermunduren uns begegnenden) Thüringer und eines Theiles der Ripuariſchen Franken mitgenommen. In zwei



Grabkapelle der Kaiſerin Placidia in Ravenna.

gewaltigen Heerſäulen überſchritt das Heer, 500,000 oder gar 700,000 Mann, den Oberrhein. Die eine wurde mehr nördlich, über Trier durch Belgien geführt; die ſüdliche leitete Attila ſelbſt von Straßburg her gegen Metz. Als (8. April) dieſe Stadt in der Oſternacht mit Sturm genommen und zerſtört

war, zog Attila, der sein Gesammtheer in der Champagne vereinigte, über Chalons, Troyes und Sens nach Orleans, vor dessen Mauern der Großkhan im Mai 451 anlangte. Hier endlich staute sich die furchtbare Fluth. Während Volk und Besatzung den Angriffen Attilas mit zäher Tapferkeit widerstanden, führte Aëtius das im inneren Gallien gesammelte Heer, zu dem nach langem Zaudern endlich auch die Westgothen gestoßen waren, tief im Juni mit raschen Märschen nach der Loire. Er kam noch zur letzten Stunde, um Orleans zu retten. Schon waren die Hunnen in diese Stadt eingedrungen; schon tobte in ihren Gassen der Kampf, als endlich Aëtius und der gothische Prinz Thorismund zu später Stunde erschienen und nun die Hunnen wieder aus der Stadt drängen konnten.

Sofort trat Attila, der sich offenbar hatte überraschen lassen, den Rückzug an. Es wurde für ihn nöthig, sein zerstreutes, plünderndes Heer rasch zu sammeln und sich nach den für den Reiterkampf mehr geeigneten Ebenen der Champagne zu ziehen. Aëtius drängte ihm mit Macht nach und holte ihn in der Gegend von Troyes, südlich von Durocatalaunum (Chalons an der Marne) ein. Auf der Ebene von Mauriacum, (einem Theile der sog. Catalaunischen Gefilde,) sollte der Kampf ausgefochten werden, der über die Zukunft von Europa entscheiden mußte. Gesittung und Kultur des romanisch-germanischen Abendlandes, die Schätze einer uralten Kulturwelt und die Hoffnungen der jungen deutschen Stämme, die bereits mit den ersten Schritten auf den Wegen der Civilisation die Segnungen der neuen Weltreligion verbanden, sollten gegen die Hochfluth asiatischer Despotie und des Nomadenthums einer noch völlig wilden Rasse jetzt in noch anderem Ernst vertheidigt werden, als einst bei Salamis griechische Freiheit gegen die Gewaltherrschaft der Satrapen.

Bei Mauriacum (jetzt Méry sur Seine), nur zwei Stunden von den Mauern von Troyes, faßten am Abend vor dem entscheidenden Tage die Franken des Aëtius den feindlichen Nachtrab, die Gepiden, und erzwangen in heißem Kampfe, 15,000 Leichen deckten das Blachfeld, den Uebergang über die Seine, auf Attilas äußerstem rechten Flügel. Am folgenden Tage entbrannte dann, nicht lange nach Mittag, die gewaltige Hauptschlacht. Die hunnische Fronte war gegen Nordwesten gewendet. Attila mit den Hunnen hielt das Centrum; den Kern des linken Flügels bildeten die Ostgothen unter den Amelungen-Brüdern Walamir, Theodemir und Widemir, den des rechten Ardarichs Gepiden. Auf römischer Seite standen die Alanen unter Sangiban im Centrum, Aëtius mit den romanischen Abtheilungen auf dem linken Flügel, den rechten hielten die Westgothen. Das uralte Verhängniß der deutschen Nation stellte auch hier zwei Glieder eines edlen germanischen Stammes einander in Waffen gegenüber. Als Schlüssel des Schlachtfeldes galt eine bis zur Höhe von 50 Meter sanft aufsteigende Erdanschwellung (bei Premier-Fait und Les Grandes Chapelles) zwischen beiden Heeren. Aëtius und Prinz Thorismund vermochten sie zuerst zu

nehmen; und nun kam Attila in die unbequeme Lage, den Hügelrücken erstürmen zu sollen. Die Genialität des Aëtius, der die Hunnen so genau kannte, hatte die richtige Art gefunden, um dem Großkhan den gewöhnlichen hunnischen furchtbaren Reiterstoß mit Pfeilregen unmöglich zu machen. Es begann nun ein entsetzliches stundenlanges Würgen. Endlich geschah es, daß König Theoderich, als er zu Roß ermunternd durch die Reihen seiner Mannen sprengte, durch den Wurfspeer des Ostgothen Andax erschossen wurde. Da faßte die Westgothen solche Berserkerwuth, daß sie in furchtbaren Stößen den feindlichen Widerstand über den Haufen warfen, und Attila endlich mit der Nacht hinter seine Wagenburg sich zurückziehen mußte.

165,000 Leichen deckten das Blutfeld. Aber erst am folgenden Morgen erkannte Aëtius, daß er gesiegt hatte. Noch aber zeigte Attila eine so entschlossene Haltung, daß Aëtius es nicht wagen mochte, ihn zur Verzweiflung zu treiben. Er vermied eine neue Schlacht, und ließ die Hunnen, soweit nicht massenhafte Verwundete und Marodeurs ihnen jetzt zu Grunde gingen, ostwärts abziehen. Natürlich folgten ihnen starke Theile des römischen Heeres, namentlich Franken und Burgunder, beobachtend und nachdrängend bis zur Räumung Galliens auf den Fersen.

Die Meisterthat des Aëtius wurde in Ravenna natürlich nur wenig anerkannt. Der armselige Valentinian III. war durch den genialen Feldherrn viel zu sehr in Schatten gestellt; die Camarilla war zu nichtsnutzig; Aëtius selbst hatte durch die frühere gewaltsame Art seines Aufsteigens sich zu viele Feinde gemacht, als daß er auf ehrlichen Dank hätte rechnen dürfen. Viel eher ergossen sich schmähende und verleumderische Zungen in bitteren Tadel darüber, daß Attila, der ja einst des Heermeisters Freund gewesen, entkommen sei. Doch noch einmal sollte der mösische Held seine volle Größe entfalten. Attila durfte nach der gallischen Niederlage nicht ruhen, ohne den Zauber seines Glückes in gefährlicher Weise verfliegen zu sehen. Er beschloß daher, die Römer demnächst in Italien anzugreifen. Die Lage des Aëtius wurde dadurch überaus schwierig. Auf deutsche Verbündete hatte er an dieser Stelle nicht zu rechnen; die beste Unterstützung hatte er von Kaiser Marcianus zu erwarten, noch aber stand dieser nicht im Felde. Es blieb ihm also nichts übrig, als einstweilen die nordöstliche Ecke Italiens bis Pavia militärisch aufzugeben, und zunächst mit seiner Armee die Vertheidigung, auf den Po, auf die eispadanischen Festungen und die Apeninnen gestützt, erfolgreich zu führen. Attila, der also im J. 452 aus Pannonien in Italien einbrach, wurde für seine Absichten gefährlich lange durch die Belagerung mehrerer italischer Festungen aufgehalten; damals hat der Untergang von Aquileja eine traurige Berühmtheit erlangt. Endlich aber wirkte die Strategie des Aëtius sehr fühlbar. Die Hunnen hatten ihre Kraft an den Mauern der Städte abgenutzt; ihre Reiterei war in dem von Kanälen durchschnittenen Padusgebiet nur wenig zu brauchen; jenseits des Flusses vermochte sie gegen Aëtius gar nichts auszurichten. Und in den ober-

italiſchen Sumpfniederungen räumten Sonnengluth, Fieber und Mangel unter ihren Maſſen höchſt mörderiſch auf. Schon aber begannen in ihrem Rücken die Bewegungen der Armee des Kaiſers Marcianus gegen die juliſchen Alpen und Attilas Rückzugslinie. Schon war zu hoffen, daß die ſeine Strategie des Aëtius durch einen neuen großartigen Erfolg abſchließend gekrönt würde. Da verlor der elende und böswillige Hof zur Unzeit den Muth, und veranlaßte die von Papſt Leo I. dem Großen, (440—461), einem der bedeutendſten Prediger und Epiſtolographen dieſer Zeit, der als vollendeter Styliſt, wie als kluger, gewandter, energiſcher und findiger Geſchäftsmann und ſeiner Staatsmann glänzte, — geführte ſenatoriſche Geſandtſchaft an Attila, um über den Frieden zu unterhandeln. Der Großkhan, den dieſe Geſandten bei Mantua trafen, war hoch erfreut über die thörichte Schwäche des Hofes, die ihm die Möglichkeit ſchuf, ohne vernichtende Niederlage zu Anfang des J. 453 aus Italien wieder abziehen zu können.

Nur erſt 56 Jahre alt, iſt Attila noch im Jahre 453 nach ſeiner Rückkehr in die Steppenreſidenz bei Gelegenheit der mit einer zu ſeinen vielen anderen neu hinzugenommenen Frau gefeierten Hochzeit plötzlich geſtorben. Und mit ihm ſank die zuſammenhaltende Kraft ſeines rieſigen Reiches in das Grab. Nur daß das abendländiſche Reich davon keinerlei Gewinn hatte. Die furchtbare zweimalige Anſpannung aller Kräfte zur Abwehr der koloſſalen Hunnengefahr hatte tödtliche Erſchöpfung zurückgelaſſen. Und das ſchlimmſte wurde, daß der römiſche Hof ſich beeilte, die ganze Welt durch eine Schandthat von einer ſelbſt damals, ſelbſt nach den Mordthaten, die an Theodoſius und Stilicho verübt waren, unerwarteten Abſcheulichkeit und ſelbſtmörderiſchen Dummheit in Erſtaunen zu ſetzen. Das Sicherheitsgefühl nämlich Valentinians III. und ſeiner Camarilla ſtieg zum Uebermuth, als im Jahre 454 das hunniſche Reich in Trümmer zerfiel. Attilas Söhne haderten nach des Vaters Tode unter einander und verletzten zugleich den Stolz ihrer deutſchen Vaſallen. Da erhoben ſich Gepiden, Oſtgothen, Sueven und Rugier gegen die lange getragene Fremdherrſchaft. Die mörderiſche Schlacht an dem nordungariſchen Fluſſe Netad (i. J. 454), — an der Waag oder Neitra, — endigte mit vollem Siege über Attilas älteſten Sohn Ellak, der ſelbſt dabei den Tod fand. Die Hunnen wurden, nunmehr wieder eine bedeutungsloſe nomadiſche Maſſe, mehr nach Oſten, nach dem Dnjeſter und Dnjepr, gedrängt. Die Römer aber nahmen die Oſtgothen in Bündniß und in die verödete Provinz Pannonien auf, wo nun die drei Amelungen ihre neue Macht begründeten. Die Gepiden, die ſich mit Marcian ſofort auf friedlichen Fuß ſtellten, behielten ihre dakiſchen Sitze. Die Rugier, (die vielleicht wie die Heruler ſchon ſeit Alters dem gothiſchen Zuge nach Südeuropa gefolgt waren und unter hunniſchem Drucke ſich nach Dakien hin ausgebreitet hatten), gewannen damals das nach ihnen benannte „Rugiland", ſüdlich vom Böhmerwald, an der Donau zwiſchen Linz und Wien. Neben ihnen öſtlich die kleinen verwandten Stämme der Turcilinger und (im ſüdöſtlichen Mähren) der

Sciren; weiter nach Nordungarn hinein neben ſueviſchen Reſten ein Theil der Heruler.

Damit war aber in den Augen des abendländiſchen Hofes Held Aëtius überflüſſig geworden. Einen Vorwurf freilich, wie er einſt gegen Stilicho auf Grund ſeiner zeitweiſen Preisgebung des Weſtens erhoben worden war, konnte man ihm nicht wohl machen, als habe er den Verluſt des inzwiſchen dem Reiche vollſtändig entfremdeten Britannien verſchuldet. Seit der Nothzeit unter Honorius war dieſes inſulare Gebiet weſentlich auf ſich ſelbſt geſtellt geblieben. Die Romanen, die bis ganz zuletzt noch immer die Kaſtelle des alten Hadrianswalles, die Küſtenplätze und die Kanalhäfen behaupteten, zuſammen etwa 28 Plätze, und die nun wieder auftretenden brittiſchen Fürſten verloren aber allmählich immer mehr Boden an die ſchottiſchen Raubvölker. Von Aëtius war in der Noth der Zeit Hilfe nicht zu erlangen. Noch 446 mußte ein Hilfsgeſuch abgelehnt werden. Das Land galt als von Rom aus aufgegeben. Und ſo iſt es geſchehen, daß, wie ſchon früher wiederholt geſchehen und ſeit 440 in erhöhtem Maße erfolgt war, ſächſiſche Maſſen in immer größerem Umfange zur Unterſtützung herbeigerufen wurden, die endlich mit Erfolg dem Beiſpiel der Weſtgothen und Vandalen gefolgt ſind und ihre ſchon begonnenen feſten Niederlaſſungen zur Baſis wirklicher umfaſſender Eroberungen gemacht haben.

Noch dieſer Seite konnte der Hof dem Aëtius nichts vorwerfen. Aber der elende, dabei leidenſchaftliche Valentinian und ſeine Umgebung mochten den gewaltigen Mann nicht länger ertragen, deſſen Heldenkraft jetzt überflüſſig erſchien. Die ungeheuren Thaten des großen Feldherrn wurden ſyſtematiſch herabgeſetzt und verkleinert, und endlich ſtachelte der Oberkammerherr Heraklius, ein Eunuche, den Kaiſer zu ſelbſtmörderiſcher Gewaltthat. Aëtius befand ſich im Jahre 454 in Rom, um durch Verlobung ſeines Sohnes Gaudentius mit des Kaiſers Tochter Eudocia (von Eudoxia, der im Jahre 437 mit Valentinian vermählten Tochter des Theodoſius II.) ſeine Machtſtellung noch mehr zu ſichern. Inzwiſchen entwickelte ſich ein infames Komplott gegen den Retter des Reiches. Und als eines Tages Aëtius in der Hofburg dem Kaiſer Rechnung ablegt, veranlaßt Valentinian einen wilden Wortwechſel; die entſchloſſene Haltung aber des Patricius gibt das Motiv für den Kaiſer und Heraklius, um mit Dolchen auf jenen einzuſpringen und ihn mit vielen Stößen zu durchbohren. Natürlich folgte der Blutthat die Beſeitigung noch anderer hochſtehender Männer, der Anhänger des großen Todten.

Zweites Kapitel.

Ricimer und Odovakar.

Nun brach das volle Verderben schnell und unaufhaltsam über das abendländische Reich herein. Zuerst ließ die Rache für die Mordthat nicht lange auf sich warten. Einer der reichsten Römer jener Tage, einst Präfekt von Italien und Stadtpräfekt, der Patricius und Senator Petronius Maximus, selbst ein Mitwisser des gegen Aëtius gesponnenen Komplottes, sah sich nicht nur durch Heraklius um seinen Antheil an der Beute betrogen, sondern auch seit der schnöden Entehrung seiner schönen Frau durch den zügellosen Valentinian zu persönlicher Rache gegen diesen getrieben. Er gewann zwei gothische Gardesoldaten, die früher unter Aëtius gedient hatten, als Bluträcher des letzteren zu handeln. Am 16. März 455, als der Kaiser zum Bogenschießen nach dem Marsfelde geritten war, haben sie ihn und den Heraklius kurz und bündig niedergehauen. Und schon am folgenden Tage konnte Maximus, dessen Schätze kräftig wirkten, sich mit dem Purpur bekleiden.

So war nach Ausleben der spanischen Dynastie zu Constantinopel auch deren jüngere italische Linie zu Ende gegangen. Aber der Mörder Valentinians sollte kein neues fürstliches Haus begründen. Mit Entsetzen sah jetzt die romanische Welt, was der Tod des Aëtius, des letzten Helden dieser Zeit, für das Reich zu bedeuten hatte. Die furchtbare Katastrophe in der alten Welthauptstadt und die Gewißheit, nun nicht mehr dem Genie des Siegers von Mauriacum begegnen zu müssen, wirkte elektrisch bei allen deutschen Völkern vom Rhein bis nach Karthago. Unaufhaltsam drangen jetzt die Germanen im Norden und Nordwesten des Reiches auf dessen Boden vor, — nunmehr bereits, um schrittweise die alte romanische und romanisirte Einwohnerschaft endgiltig zu verdrängen und für sich neue und bleibende Wohnsitze zu gewinnen, die ihnen nun nicht wieder durch römische Heerführer, sondern nur noch stellenweise durch feindliche Fürsten blutsverwandter Stämme streitig gemacht werden sollten. Die alten salischen Franken drangen langsam aber unaufhaltsam auf beiden Seiten der Schelde aufwärts vor, in der Richtung auf die Somme. Die Rheinfranken, jetzt gewöhnlich Ripuarier genannt, die unter der Verwaltung des Stilicho und noch mehr unter der des Aëtius ebenfalls zu Föderaten des Reiches geworden waren, haben jetzt wohl Köln, nachmals die Residenz ihrer Könige, dauernd besetzt; ihre Ansiedelungen rückten auf beiden Seiten der Maas gegen die Eifel vor. Die oberfränkischen Massen aber nahmen durch die Thäler der Lahn, Wied und Sieg ihren Weg über den Rhein nach den Landschaften an der Mosel und der Nahe. Die Alamannen ihrerseits, denen viel später erst der furchtbare Franke Chlodwig wirksam Halt geboten hat, hatten das alte

Gebiet der Burgunder am Mittelrhein besetzt, und schoben sich westwärts vor bis zur Saone, dann theils rheinabwärts, theils westlich bis hinüber nach Verdun und Luxemburg. Die Burgunder, deren Masse in dieser Zeit arianisch geworden ist, begannen sich aus ihren neuen Sitzen an den Alpen theils mehr nordwestlich am Jura, theils am Rhone abwärts auszubreiten. Auch die Westgothen, bei denen seit 453 oder 454 König Theoderich II. gebot, gedachten sich jetzt erobernd auszudehnen.

Gegen die Gothen hatte Kaiser Maximus allerdings noch einen Trumpf auszuspielen. Er ernannte den trefflichen M. Mäcilius Avitus, einen vornehmen gallischen Romanen, der unter seinem Vorgänger Präfekt in Gallien und noch früher am gothischen Hofe Lehrer des jungen Gothenkönigs in römischer Bildung gewesen war, zum kommandirenden General in Gallien und hielt durch dessen Einfluß die Gothen wirklich im Zaume. Inzwischen aber traf ihn die Blutrache für die Ermordung Valentinians. Maximus hatte trotz seiner 60 Jahre die schöne Witwe seines ermordeten Vorgängers, die byzantinische Eudoxia gezwungen, ihm die Hand als Gattin zu reichen. Sei es nun daß diese Dame in wildem Groll den furchtbaren Geiserich selbst aufgefordert hat, ihres Hauses Rächer zu werden; sei es daß der schlaue Vandale die nächste diplomatische Handhabe ergriffen hat, um sich als ihren Befreier darzustellen: genug, noch im Frühling 455 lief eine vandalische Flotte an der römischen Küste an. Die deutschen Karthager landeten bei Azestos, gewannen den Hafen der Welthauptstadt, Portus. Als Maximus (12. Juni) die schreckliche Botschaft vernahm, dachte er nur an schnelle Flucht und wurde darüber von den wüthenden Römern in Stücke zerrissen. So konnte der König Geiserich drei Tage nachher ohne Schwertstreich in Rom einrücken; die Stadt war vor dem neuen Hannibal noch viel ruhmloser gefallen, als einst vor Alarich. Bischof Leo soll durch seine Vermittlung Zerstörung und Massenmord von Rom abgewendet haben. Geiserich, der Rom natürlich nicht behalten konnte, und der nicht so sehr Barbar war, um die alte Hauptstadt der Welt zerstören zu wollen, begnügte sich, während eines Aufenthaltes von 14 Tagen die Stadt recht gründlich und systematisch auszuplündern; auch die Kirchen, (mit Ausnahme der Hauptkirchen Lateran, St. Peter und St. Paul) mußten ihre Schätze hergeben. Nur einige Häuser brannten ab; dafür wurden aber mehrere Tausende von Gefangenen mitgeschleppt, wie sie namentlich durch Schönheit, Kunst und Handwerksgeschicklichkeit werthvoll waren; mit ihnen Eudoxia und zwei Töchter, ein Sohn des Aëtius und mehrere Senatoren. So wunderbar aber hatten sich jetzt die Zustände in der alten Welt gewandelt, daß der christliche Bischof von Karthago, Deogratias, alle Mittel aufbot, um möglichst viele der römischen Gefangenen loszukaufen und ihr Loos zu erleichtern. Die Bewohner dagegen von Rom betäubten ihren Jammer in der Luft der Cirkusspiele, die am 29. Juni, am Fest der Apostelfürsten, gefeiert wurden, während Geiserich sich anschickte, die letzten Reste der römischen Besitzungen in Afrika zu erobern und

durch seine Flotten die Balearen, Corsika, Sardinien und ein Stück von Sicilien wegnehmen zu lassen.

Mit des Maximus Tode geht die Geschichte des abendländischen Kaiserthums eigentlich zu Ende. Denn von nun an wird der Thron nur noch durch fremde Machthaber, durch gothischen, byzantinischen und burgundischen Einfluß besetzt, und mit Einer Ausnahme sind es bald deutsche Offiziere bald Abenteurer von Attilas früherem Hofe, welche jetzt das bestimmende Wort führen. Das Abendland wird für weitere 20 Jahre nur noch durch die Sprache, durch die alten Traditionen, durch den Zauber und Glanz zusammengehalten, den selbst jetzt noch das römische Reich und nun auch seine Kirche auf die deutschen Stämme auf römischem Reichsboden ausüben.

Nach Abzug der Vandalen aus Rom war es zunächst der Einfluß der Westgothen, welcher dem Abendlande den neuen Kaiser gab. Sie bestimmten den Avitus, zu Anfang des August 455 in Arelate den Purpur zu nehmen. Der neue Herrscher wurde dann auch von Constantinopel aus anerkannt. Er war auch im Stande, die Westgothen zur Niederwerfung der spanischen Sueven auszusenden, die wieder begonnen hatten, unter ihrem König Rechiar von Galicien aus die pyrenäische Halbinsel plündernd zu durchziehen. Gothische und burgundische Schaaren sind siegreich in Spanien vorgegangen, und Rechiar fand zu Ende des Jahres 456 seinen Tod, nachdem er am 5. Oktober 456 am Urbicus, $2^1/_2$ Meilen von Astorga, eine Hauptschlacht verloren hatte. Nur daß dieser Krieg weit mehr zum Vortheil der Gothen, als des Reiches geführt worden ist. Und mit der Römerfreundschaft der Gothen nahm es überhaupt ein Ende, als die ephemere Herrschaft des Avitus vorüber war.

Unter diesem Kaiser nämlich trat jetzt jener deutsche Feldherr in den Vordergrund, welcher in ganz anderer Weise als früher Stilicho das zur Herrschaft vordringende Germanenthum im Reiche repräsentirt, und durch sein Walten die Zeit des Odovakar unmittelbar vorbereitet hat. Ricimer, der Sohn einer Tochter des Wallia und eines suevischen Prinzen (vermuthlich eines jüngern Sohnes des Rechila), ein gewaltiger Kriegsheld, war frühzeitig in römische Dienste getreten und neben seinem römischen Freund Majorianus durch den scharfblickenden Aëtius bedeutend gehoben worden. Diesem Manne übertrug Kaiser Avitus die Führung der in Italien stehenden Armee. Nun war es aber die Absicht dieser kolossalen Persönlichkeit, mit der schrankenlosen Allmacht, wie sie etwa Aëtius gehabt, das Reich zu beherrschen. Gewarnt durch das Schicksal Stilichos und Aëtius' verfuhr er dabei mit einer entsetzlichen Rücksichtslosigkeit, und war, — wie damals nun schon so sehr viele Germanen, die an den Romanen sich gebildet hatten, — jeden Augenblick bereit, durch List und Gewalt, durch Trug und Mord, jeden, namentlich auch solche Kaiser aus dem Wege zu räumen, die seiner Machtstellung irgend gefährlich zu werden schienen. Der Gegensatz zwischen ihm, dem neuen „Kaisermacher", der 16 Jahre lang hinter einer Reihe meist

nur nomineller Kaiser romanischer Abkunft an der Spitze deutscher Söldner die Zügel führte, und den ihm widerstrebenden Elementen hat namentlich die letzte Kraft des Reiches aufgerieben.

Ricimer hat gleich von Anfang an, im Sommer 455, wo er zur Deckung Siciliens gegen die Vandalen auf dieser Insel stand, den ihm unbequemen dalmatinischen General Marcellinus von dort verdrängt; er hat dann im Hochsommer 456 in oder bei Corsika die Vandalen aufs Haupt geschlagen. Dann aber wandte er sich nach Italien, um im Interesse seines Freundes Majorian den Avitus zu stürzen, der in Rom unpopulär und durch den spanischen Krieg auch wirksamer gothischer Hilfe beraubt war. Bei Placentia mußte Avitus im Herbst (16. Oktober) 456 die Waffen strecken; er sollte nun, so heißt es, Bischof werden, fand aber doch bald nachher, sei es durch Krankheit, sei es auf gewaltsame Weise seinen Tod. Der schlaue Ricimer ließ inzwischen den Thron vorläufig unbesetzt; nominell galt der starke Byzantiner Marcian als allgemeines Reichsoberhaupt. Als aber dieser zu Ende des Januars 457 starb und im Februar der thrakische Oberst Leo (I.) in Constantinopel Kaiser wurde (457 bis 474), — derselbe, der nach dem Vorbild der beiden Theodosier seit 467 die Zertrümmerung der Reste des Heidenthums wieder energisch in Angriff nahm, den Uebertritt vom Christenthum zum Heidenthum mit dem Tode bedrohte, und sammt seinem Nachfolger Zeno (474 bis 491) die Aussperrung der Heiden von den Aemtern nun auch wenigstens principiell feststellte, — da galt es, dem Abendlande wieder ein neues Haupt zu geben. Leo hat den damals tüchtigsten Römer des Westens, den Flavius Julius Majorianus (Sohn eines mit Aëtius einst befreundeten Finanzbeamten in Gallien), am letzten Februar 457 zum Heermeister, zugleich aber den Ricimer zum Patricius erhoben, und bald nachher am 1. April 457 dem Majorian zu Ravenna der Purpur verliehen.

Majorian war ein für diese Zeit ausgezeichneter Mann. Wahrhaft rührend war seine Bemühung, (neben einem allgemeinen Erlaß aller Steuerrückstände) durch neue Gesetze die entsetzlichen inneren Schäden des Reiches zu heilen, die schlimmen Mißbräuche der Verwaltung und der Justiz, die Raubgier der Beamten und die Bedrückung des Volkes zu beseitigen. Aber die furchtbare äußere Lage des Reiches nahm doch die Hauptkraft des Kaisers in Anspruch. Der Hauptfeind waren die Vandalen. Aber die Beseitigung des Avitus hatte nicht nur die Westgothen, sondern auch den ganzen mächtigen romanischen Anhang des letzten Kaisers in Gallien zum Abfall von Rom bestimmt. Während es nun gelang, an der italischen Küste bei Sinuessa an der Mündung des Liris eine vandalische Corsarenflotte schwer zu schlagen, stellte der Kaiser gewaltige Rüstungen an. Und mit einem Heere geworbener Hunnen und deutscher Donauvölker zog er dann im Frühjahr 458 über die Alpen und wandte sich nach Gallien. Eine kluge Verbindung von feiner Milde und imponirender Kraft machte es ihm möglich, zuerst ohne Kampf das von Gothen besetzte Lyon wiederzugewinnen, die Stimmung der gal-

lischen Romanen sich zu sichern, dann aber nach einer Reihe von Kämpfen auch den König Theoderich zu einem Frieden (gegen Ende d. J. 459) zu nöthigen, durch welchen namentlich die Anrechte des Reiches auf den größten Theil von Spanien (wesentlich das suevische Galicien und Asturien ausgenommen) anerkannt wurden. In Gallien aber waltete für den wackeren Kaiser der kraftvolle Graf Aegidius mit starker Hand. Von Soissons aus hütete er den noch römischen Theil des großen Landes zwischen Gothen, Franken, Alamannen und Burgundern, und war bei trefflicher Verwaltung seiner Provinzen geschickt genug, um den zu Tournai an der Schelde residirenden König der salischen Franken, den Merovinger Childerich (457—481), Chlodwigs Vater, zu so fester Freundschaft mit den Römern zu bestimmen, daß der reisige Held für Rom in dauernder Treue die zahlreichsten Kämpfe gegen Gothen, brittische und sächsische Corsaren, Alanen und plündernde Alamannen bestanden hat.

Nach Ueberwindung nun der ersten großen Hindernisse faßte Majorian seinen vandalischen Hauptgegner ins Auge. Im Mai 460 ging er nach Spanien, zuerst nach Saragossa, dann nach Cartagena, um von hier aus mit 300 Schiffen den lange geplanten Gewaltstoß gegen Geiserich zu führen, den dieser umsonst durch Unterhandlungen abzuwehren bemüht war. Da gelang es dem schlauen Vandalen, mit Hilfe römischer Verräther durch raschen Ueberfall einen Theil der Flotte auf der Rhede bei Cartagena zu entführen oder zu zerstören. Und nun mußte sich Majorian damit begnügen, daß Geiserich einen Frieden schloß, in dem er wenigstens von weiteren Angriffen auf Italien abzustehen versprach. Dieser Mißerfolg steigerte aber den Muth der einheimischen, gegen Majorian wegen seines Kampfes gegen die eingewurzelten Mißbräuche erbitterten Elemente. Und als so erst die Stellung des trefflichen Regenten erschüttert war, glaubte Ricimer, der längst erkannt hatte, daß sein alter Waffenbruder, so wohlwollend und liebenswürdig sein Charakter war, nicht geneigt sei, sein abhängiges Werkzeug oder seine Puppe zu sein, die Zeit zu einer neuen Revolution gekommen. Durch Majorian zum Heermeister ernannt, und an der Spitze der fremden Truppen in kaiserlichen Diensten übermächtig, konnte er leicht bei Majorians Rückkehr durch Gallien nach Italien die Rivalität zwischen den romanischen und den fremden Truppen bis zu der Höhe treiben, daß es bei Tortona in Oberitalien am 2. August 461 zum offenen Kampfe kam, in welchem Majorian unterlag. Der treffliche Kaiser mußte abdanken, um fünf Tage nachher getödtet zu werden oder (wie es amtlich hieß) an der Ruhr zu sterben.

Der unbedeutende Lucanier Lybius Severus, den Graf Ricimer jetzt auf den Thron erhob, wurde nun zwar in Constantinopel anerkannt. Aber die Erbitterung über Majorians Sturz bestimmte sowohl den dalmatinischen General Marcellinus, sich auf eigene Füße zu stellen, gegen die nun wieder kriegerisch auftretenden Vandalen mit seinen Mitteln in Sicilien zu kämpfen und hier 464 energisch zu schlagen, wie auch den Aegidius, von

Arelate her den Krieg gegen Ricimer zu eröffnen. Da ſtachelte der letztere die Gothen zu Angriffen auf den tapferen galliſchen Heerführer an. So entbrannte der Kampf in Gallien. Ein Verräther lieferte den Gothen Narbonne aus; aber die gothiſche Hauptmacht unter dem Prinzen Friedrich wurde zwiſchen Loire und Loiret aufs vollſtändigſte geſchlagen, und nur der plötzliche Tod des Aegidius im Sommer 464 machte es den Gothen möglich, einen Theil des römiſchen Gebiets wirklich zu erobern. Während in ſolcher Weiſe auch Gallien, deſſen römiſchen Theil jetzt des Aegidius Sohn Syagrius zu regieren fortfuhr, halb verloren, Italien unaufhörlich durch die vandaliſchen Kaper geplagt, Ricimer 464 durch Abwehr alaniſcher Schaaren, die bis Bergomum gekommen waren, beſchäftigt worden war, ſtarb Kaiſer Severus im Herbſt d. J. 465. Der Mangel an paſſenden Candidaten für den Thron und die Vandalennoth nöthigte nun den Ricimer, wieder mit Kaiſer Leo zu unterhandeln. Endlich kam man dahin überein, daß der Patricius Prokopius Anthemius, ein Abkömmling des einſt gegen Kaiſer Valens empörten Generals Prokop, der hochbegabte und wohlmeinende Schwiegerſohn des Kaiſers Marcian, mit dem Purpur bekleidet werden ſollte. Am 3. April 467 wurde der neue Kaiſer in oder bei Rom feierlich empfangen und als neuer Auguſtus proklamirt. Seine Stellung ſollte dadurch geſichert werden, daß er gegen Ende d. J. 467 ſeine Tochter mit Ricimer vermählte. Aber auch ihm ſtand kein Glück zur Seite. Der großartig vorbereitete gemeinſame Angriff beider Reiche auf das vandaliſche ſcheiterte 468 vollſtändig. Denn da nach guten Anfängen der griechiſche Admiral Baſiliskos, Leos Schwager, dicht vor Karthago ſich durch vandaliſche Brander überfallen ließ, ſo waren auch die in Tripolitanien gewonnenen Erfolge des Heraklius nicht zu behaupten; und auch die Inſel Sardinien wurde ſofort wieder verloren, weil Ricimer den trefflichen Eroberer derſelben, den Grafen Marcellinus, aus dem Wege räumen ließ. Geiſerich aber, der nunmehr die ſchon 467 begonnenen Raubzüge gegen die Weſtküſte Griechenlands mit wilder Energie fortſetzte, bis endlich Kaiſer Zeno 475 einen leidlichen

Kupfermünze des Lybius Severus.

(K. Münz-Cabinet, Berlin.) Auf der Vorderſeite ſieht man hier um den Kopf des Lybius Severus DNL ... RVS P A; andere Exemplare ergänzen dies zu Dominus Noster LyBius SEVERVS Pius Augustus. Der Machtſtellung des Ricimer entſpricht es, daß er auf die Kehrſeite dieſer kleinſten Kupfermünzen des Lybius Severus ſein Monogramm ſetzte: es zeigt deutlich RICIMER. (Julius Friedlaender.)

Exagium oder Normalgewicht des Solidus, der Goldmünze, von Kupfer, mit aufgelötheten dünnen Silberſtreifen, in welche die Inſchriften eingegraben und dann mit Niello, einer ſchwarzen Bleimaſſe, ausgefüllt ſind; Originalgröße.

(Kgl. Münz-Cabinet zu Berlin.)

Während ſonſt ſolche Exagien die Namen der Kaiſer und auf der Kehrſeite den des Praefectus urbi, welcher ſie auszugeben hatte, enthielten, ſteht hier auf der Vorderſeite SALVIS DD NN (dominis nostris) ET PATRICIO RICIMERE. Dieſes Fortlaſſen der Kaiſernamen zeigt, wie großen Antheil an den äußerlichen Ehren der Souveränetät Ricimer nahm. Die Kaiſer ſind Leo I. in Conſtantinopel und Lybius Severus oder ein anderer der Kaiſer in Rom, die Ricimer erhob und ſtürzte. Auf der Kehrſeite PLOTINVS EVSTATHIVS V(ir) C(larissimus) VRB(i) PR(aefectus) FECIT. (Julius Friedlaender.)

Frieden zu Stande brachte, wurde dem Abendlande noch gefährlicher durch die Allianz, die er 470 mit des westgothischen Königs Theoderich II. Bruder und Nachfolger Eurich (466—485), einem hochbegabten, im Krieg wie im Frieden gewaltigen Manne abschloß. Den Hauptgewinn freilich hatte der letztere davon. Die schnell genug zwischen Ricimer und Anthemius ausbrechenden inneren Differenzen machten einen gothischen Angriff auf das römische Gallien um so aussichtsreicher, als bereits große römische Machthaber, wie der gallische Präfekt Arvandus 469, und Seronatus 470, offen mit dem Hofe zu Tolosa konspirirten. Die harte Bestrafung solcher Verräther konnte nicht hindern, daß König Eurich i. J. 470 die Waffen ergriff, und nun erobernd in das römische Gallien einbrach. Weder die Hilfe der Aremorikaner, die bei Bourges geschlagen wurden, noch die Gegenwehr der romanischen Truppen des Südens konnte den Siegeslauf des Gothenkönigs aufhalten. Das Land bis zur Loire ging verloren, und erst die tapferen Männer der Auvergne unter Ecdicius, des Kaisers Avitus edlem Sohne, unterstützt durch die Burgunder unter ihrem König Gundeuch, brachten die Erfolge der Gothen zum Stauen.

Den Ausgang dieses Krieges sollte Kaiser Anthemius nicht mehr erleben. Der Zwiespalt nämlich zwischen ihm und Ricimer erreichte allmählich eine solche Höhe, daß es endlich zum offenen Kriege kam. Von seiner Residenz Mailand aus marschirte Ricimer mit den fremden Truppen in den ersten Monaten d. J. 472 auf Rom, wo sich Anthemius mit Hilfe des Volkes und einiger Truppen, die ihm der Gothe Bilimer aus Gallien zugeführt hatte, hielt. Ohne Kampf gewann Ricimer das rechte Ufer der Tiber, drang dann nach längerer Blokade nach einem glücklichen Gefecht an der Hadriansbrücke siegreich in die Stadt ein und ließ seinen kaiserlichen Gegner sofort ums Leben bringen; am 11. Juli 472. Die alte Stadt unterlag einer furchtbaren Plünderung. Den Purpur aber erhielt jetzt der seit Alters schon durch Geiserich protegirte vornehme Byzantiner römisch-senatorischer Abkunft Anicius Olybrius, Gemahl der Placidia (einer Tochter jener einst nach Karthago entführten Eudoxia, S. 872), ein Schwager des vandalischen Kronprinzen Hunimund. Ob und wie weit Leo I. dabei mit Ricimer im Einverständniß war, steht dahin. Jedenfalls erkannte er den neuen Kaiser, der noch vor Anthemius' Falle als höchst zweideutiger Vermittler von Byzanz aus in Ricimers Heer erschienen und hier sofort als Kaiser proklamirt worden war, ohne Weiteres an.

Nur 39 Tage überlebte Ricimer seine letzte Blutthat; da raffte ihn die schon während der Blokade in Rom ausgebrochene Pest hin. An seine Stelle als deutscher Machthaber unter römischer Uniform trat aber neben Olybrius der burgundische Prinz Gundobad, ein Sohn des Königs Gundeuch und einer Schwester Ricimers, den der neue Kaiser sofort zum Patricius erhob. Als aber auch Olybrius nach zwei Monaten an der Pest starb, da designirte Kaiser Leo des dalmatinischen Grafen Marcellinus Neffen

Julius Nepos, den Gemahl seiner Nichte, zum neuen Augustus. Der Versuch, auch Gundobad für denselben zu gewinnen, scheiterte jedoch; vielmehr ernannte der burgundische Patricius seinerseits (5. März 473) unter Zustimmung der Armee einen Gardeoffizier, den Grafen Glycerius zum Kaiser. Als aber der Burgunder i. J. 474 nach seines Vaters Tode nach seiner Heimath abreiste, um sich dort die Krone zu sichern: da landete Nepos mit starker Macht bei Ostia (Juni 474) und nöthigte den Glycerius, abzudanken und sich als Bischof von Salonä pensioniren zu lassen. Dann eilte er, mit dem westgothischen König Eurich durch den Bischof Epiphanius von Pavia Frieden zu schließen. Freilich ging damit (im Mai 475) alles Land zwischen Loire und Rhone mit Einschluß der Auvergne für Rom auf immer verloren. Auch Lyon befand sich damals schon in den Händen der Burgunder. Und der demnächst zu berichtende Ausgang des Kaiserthums wurde Anlaß, daß König Eurich nunmehr, nur durch lokalen Widerstand aufgehalten, 475 bis 478 mit Ausnahme einiger Seestädte, die römisch blieben, und der suevischen Cantone, sich auch der spanischen Halbinsel bemächtigen konnte.

Mit den westgothischen Strichen Galliens war jetzt auch jene Gegend endgiltig von Italien losgerissen, die noch bis zuletzt an der Entwicklung der lateinischen Litteratur lebhaft theilgenommen hatte. Noch dicht vor der vandalischen Eroberung hatte in Nordafrika der Sachwalter Martianus Capella von Madaura seine aus älteren Quellen, namentlich aus Varro, geschöpfte, ziemlich geschmacklose Encyklopädie der sieben „freien Künste" hergestellt, die frühzeitig im Mittelalter als Schulbuch gedient hat. Viel blühender aber war die litterarische Thätigkeit in Gallien, wo nach und neben dem Presbyter Salvianus von Massilia, der (noch vor der Mitte des 5. Jahrhunderts) in seinen vier Büchern gegen die Habgier höchst lebendige Bilder von dem Elend seines Zeitalters gibt, welches dem herben Strafprediger als wohlverdientes göttliches Strafgericht gilt, — die Pflege der Gelehrsamkeit und die Kunst in Prosa, und noch mehr in Versen sich virtuos und kunstgerecht zu bewegen, noch lange betrieben worden ist. Der begabteste Schriftsteller in dieser Richtung war damals der aus vornehmer Familie zu Lyon stammende Gajus Sollius Apollinaris Sidonius (430—488), des Kaisers Avitus Schwiegersohn, des Helden Ecdicius Schwager, an dessen Seite er (s. oben) in Clermont in der Auvergne, dessen Bischof er seit 472 war, — obwohl sonst mehr weich, eitel und gutmüthig, — tapfer gegen König Eurich gekämpft hat. Ein Meister in der in seinen Kreisen damals vielgepflegten Kunst der Epistolographie nach dem Muster des Plinius und Symmachus, war er auch ein geschätzter Dichter, der bei großer formeller Gewandtheit, aber auch großer Neigung zur Phrase, und zum Verbrauch vieler mythologischer Motive, mit erheblichem Geschick sich in epischen, wie in elegischen Maßen und in sog. Hendekasyllaben bewegt hat. Die umfangreichsten seiner Epen

dienten zum Preiſe des Avitus, des Majorianus und des Anthemius. Der chriſtliche Dichter Sedulius, der namentlich die Geſchichte des neuen Teſtaments in epiſchem Maaße, in einfacher und lebendiger Sprache bearbeitete (gegen Ende des 5. Jahrhunderts), und der als Rhetor, Epiſtolograph und Dichter ſeiner Zeit viel genannte und als Styliſt geſchätzte Nachfolger und Biograph des Biſchofs Epiphanius von Pavia (ſ. oben), der Gallier Magnus Felix Ennodius (473—521), die wir aus vielen anderen Namen hier noch herausheben, kommen für die von uns hier geſchilderte Zeit nicht mehr näher in Betracht.

Die letztgenannten Männer gehören eben bereits der Zeit an, wo der hohe Name des abendländiſchen Kaiſerthums nur noch ein Traum der Vergangenheit war. Die letzten Schickſale desſelben hatten ſich ſchnell erfüllt. Auch der ganz tüchtige Kaiſer Nepos erlag ſchnell genug ſeinem Verhängniß, diesmal in Geſtalt einer Militärrevolte. Die italiſche Armee beſtand jetzt auch in ihren Linientruppen zu einem großen Theile aus fremden Söldnern. Die Hauptprovinzen, welche früher dem Reiche noch immer die beſten Rekruten geliefert hatten, waren jetzt (vom Oſtreiche hier abgeſehen) ſo gut wie ſämmtlich verloren, oder wie die Alpenländer ruinirt; jedenfalls war die Zahl der romaniſchen Soldaten immer dünner geworden. Zur Zeit waren namentlich (S. 869) die Rugier, Sciren, Turcilingen, Heruler an der Donau, theils in der Linie und Garde, theils in nationalen Haufen maſſenhaft in der Armee vertreten, und faſt immer hatten ſie Weiber, Kinder und fahrende Habe mitgebracht. Dieſen war nun nichts daran gelegen, gelegentlich einmal ganz aus Italien hinausmanövrirt zu werden; denn ſie fühlten ſich bereits immer beſtimmter im Gegenſatze zu den Römern und ſchon regten ſich bei ihnen die Wünſche, ſich auf italiſchem Boden zu einem Volke zuſammenzuſchließen und in ähnlicher Art wie Gothen und Burgunder, auf der Halbinſel der Apenninen zu feſten Anſiedelungen zu gelangen. Nun gedachte Kaiſer Nepos, als er den unglücklichen Frieden mit König Eurich ſchließen mußte, im Frühling d. J. 475 den tapferen Ecdicius zu ſich nach Italien zu berufen. Dagegen ſollte der Patricius und Heermeiſter Oreſtes, des Tatullus Sohn, der als pannoniſcher Romane einſt bei Attila hohe Aemter bekleidet hatte, die Maſſe der fremden Truppen nach den noch römiſchen Theilen Galliens jenſeits der Alpen führen, alſo nach der Provence. Die Verſtimmung dieſer Soldaten war groß und fühlbar, und Oreſtes, ſeit Alters der Sitten und Sprachen der fremden Stämme kundig, eilte ſie zu benutzen. Als er auf dem Marſche von Rom nach Ravenna gekommen war, pronuncirte er ſich gegen Kaiſer Nepos, dem nunmehr (28. Auguſt 475) nichts übrig blieb, als eilends dieſe Stadt zu verlaſſen und nach ſeiner dalmatiniſchen Heimath zu flüchten, die er fortan von Salonä aus ſelbſtändig weiter regierte. Nun hatte Oreſtes freie Hand. Er zog es indeſſen vor, nach Art Ricimers zu ſchalten, und erzielte zwei Monate ſpäter die Erhebung ſeines jugendlichen Sohnes Romulus (von

einer Tochter des Grafen Romulus zu Pötovio) zum Augustus. Lange vermochte er aber nicht Herr der Situation zu bleiben. Nach solchen Erfolgen nämlich gingen der Sinn und die Wünsche seiner Truppen sehr hoch. Und es dauerte nicht lange, so traten sie mit der ganz bestimmten Forderung an Orestes heran, aus nur einquartierten Leuten sie endlich zu Ansiedlern zu machen. Sie wollten, in Erinnerung an die Vergangenheit seit den Schreckensscenen bei Stilichos Sturze (S. 850), endlich nicht mehr schlechter gestellt sein, als schon so lange die „Föderaten" des Reiches. Sie verlangten also, ein Drittheil des italischen Bodens sollte ihnen als Eigenthum angewiesen werden. Die Forderung war an sich nicht hart; bei der Verödung der Halbinsel und bei den ungeheuren Latifundien war sie sogar anscheinend leicht zu erfüllen. Aber Orestes war zu sehr Römer, um bei der dann unvermeidlichen Germanisirung Italiens hilfreiche Hand leisten zu wollen. Er wies also die Söldner ab, — mußte nun aber erleben, daß unter denselben ein überlegener Geist sich erhob, der berufen war, den langen Todeskampf des Reiches zu Ende zu treiben.

Goldmünze von Romulus Augustulus mit der Umschrift: D. N. ROMVLVS AGVSTVS P. F. AVG.

Ein junger Mann aus dem Volke der arianischen Rugier, des Aedico Sohn und Bruder des Onulf, Odovakar mit Namen, wahrscheinlich nur ein Gemeinfreier, war den Weg vieler seiner Landsleute gegangen. Rugier und ihre Nachbarn, mit Einschluß thüringischer Streifschaaren, hatten schon längst die Alpenländer, namentlich Norieum, die trotz des langwierigen Verfalles ihnen noch immer des Begehrenswerthen viel boten, durchplündert, um dann wieder als Soldaten für die römische Armee sich anwerben zu lassen. Arm und in geringer Kleidung war auch der junge Odovakar, eine edle, kriegerische Erscheinung von hoher, imponirender Gestalt, zu solchem Zwecke seiner Zeit durch Norieum gezogen, hatte auch frommen Sinnes unterwegs bei dem h. Severin, — dem edlen und gewaltigen Apostel dieses Landes, der bis zu seinem Tode, 8. Januar 482, dreißig Jahre lang, von Romanen und Germanen gleich verehrt, die Noth dieser Landschaft zu mildern verstanden hat, — sich den Segen erbeten. Schon vor d. J. 472 war er in das italische Heer eingetreten, hatte unter Ricimer gedient, und stand 476, wohl noch nicht als Offizier, in der kaiserlichen Garde. Geistig allen seinen deutschen Kameraden weit überlegen, wurde er jetzt nach der Abweisung ihrer Anträge durch Orestes, ihr natürlicher Führer. Jetzt konnte er es wagen, ihnen die gewaltsame Durchführung ihrer Absichten zu versprechen, wenn sie ihn zu ihrem Chef machen würden. Von Ravenna aus eilte er nach dem nördlichen Venetien, zog aus den Sitzen der Rugier und ihrer Nachbarn, namentlich der Heruler, frische Schaaren nach Italien, und marschirte dann mit diesen und den aufständischen Abtheilungen westwärts, um auf die noch zu Orestes haltenden Truppen sich zu stürzen. Ehe es noch zum Zusammenstoße kam, erhoben die Germanen am 23. August 476 den Odovakar zu

ihrem König. Die anfangs bei Lodi (Laus Pompeji) erwartete Schlacht mochte Oreſtes zuletzt doch nicht wagen. Er zog ſich hinter die Mauern von Pavia zurück. Aber nach vielſtündigem mörderiſchen Kampfe nahm Odovakar den feſten Platz am Abend des 27. Auguſt mit Sturm. Die Stadt wurde durch Brand und Plünderung furchtbar heimgeſucht, Oreſtes aber auf der Flucht nach Piacenza eingeholt, und in der Nähe dieſes Platzes angeſichts der empörten Söldner (28. Auguſt) enthauptet. Der Krieg nahm ein ſchnelles Ende, als Odovakar vor Ravenna erſchien und nun des Oreſtes Bruder Paulus mit den noch zu Romulus haltenden Truppen am 4. September 476 bei Pineta die letzte Schlacht wagte. Als die Kaiſerlichen überwältigt und Paulus gefallen war, kapitulirte der junge Kaiſer. Odovakar hat den ſchönen Jüngling, der von der Nachwelt ſpottweiſe „Auguſtulus" genannt wurde, geſchont. Der letzte römiſche Auguſtus wurde mit einem Jahrgehalt von 6000 Goldſtücken penſionirt, und durfte an der Küſte von Campaniens reizendem Golfe auf einer alten Villa des Lucullus bei Neapel (auf dem Hügel von Pizzofalcone) ſeinen Schmerz und ſeine Schmach in Träume wiegen.

Das war der thatſächliche Abſchluß der Geſchichte des abendländiſchen Reiches. Das Weſentliche blieb, daß Odovakar fortan als König ſeines neuen Volkes in Italien regierte und fortan keinen Kaiſer mehr aufſtellte. Die weiteren Schickſale Italiens und der übrigen durch deutſche Völker beſetzten Provinzen des abendländiſchen Reiches gehören nunmehr zur Geſchichte theils der „romaniſch-germaniſchen" Staatenwelt des anhebenden Mittelalters, theils zu der des byzantiniſchen Reiches. Unſere Aufgabe endigt hier. Nicht hier iſt zu erzählen, wie noch mehrere Jahrzehnte hindurch der Schatten des römiſchen Reiches die neuen deutſchen Herren bekämpft hat. Schärfer es zu bezeichnen, die zähe Politik des byzantiniſchen Hofes, der nun die Erbrechte auf den Weſten immer wieder geltend machte; die überlegene Civiliſation der Romanen; der unausgleichbare Gegenſatz zwiſchen deutſchen Arianern und romaniſchen Katholiken, und überhaupt die politiſch unhaltbare Stellung der Germanen in dieſen Ländern, hat auf der ganzen Linie bis zu den fränkiſchen Grenzen die neuen deutſchen Staatenbildungen wieder erſchüttert, theilweiſe vollſtändig wieder zerſtört, bis endlich in Spanien die Weſtgothen ſich dem Symbol von Nikäa unterwarfen, bis in Italien die langobardiſche Naturkraft gegen die Byzantiner auf den Kampfplatz trat, während nur in Gallien das politiſche Genie Chlodwigs neue und ſelbſtändige Schöpfungen ins Leben rief.

Wir ſkizziren nur noch in aller Kürze das Ausleben der letzten Reſte altromaniſcher Geſchichte. Der hochbegabte König Odovakar hat es verſucht, zur Sicherung ſeiner ſtaatsrechtlichen Stellung in Conſtantinopel eine Art von Anerkennung zu gewinnen. Es iſt ihm auch gelungen, bei Kaiſer Zeno im Jahre 477 die Ertheilung des Patriciats zu erlangen. Aber wenn auch ſeit dem 9. Mai 480, wo der letzte in altem Sinne legitime Kaiſer Nepos

in Salonä durch zwei seiner höheren Beamten ermordet wurde, eine erhebliche Schwierigkeit verschwand, die der Ausgleichung zwischen dem neuen deutschen Hofe zu Ravenna und den Byzantinern im Wege stand: ehrlich war Zenos halbe Anerkennung doch nicht gemeint, und der Gedanke lebte in Byzantion mit ungeschwächter Kraft fort, die formelle Anerkennung der kaiserlichen Oberhoheit, wie sie Odovakar nicht unterließ, möglichst bald in eigentliche Herrschaft über Italien zu verwandeln. Besser war es Odovakar gelungen, sein Reich gegenüber den übrigen Germanen zu ordnen, die natürlich, sobald das Kaiserthum in Italien aufgehört hatte, auch formell nicht länger irgend eine Oberhoheit der neuen italischen Machthaber anzuerkennen gedachten. Mit König Geiserich wurde schon gegen Ende des Jahres 476 ein sicherer Friede geschlossen, in der Art daß die Vandalen ein Stück Sieiliens mit Lilybäum behielten. Die alte Kraft freilich der Vandalen sank, als schon am 25. Januar 477 der alte Geiserich endlich sein Leben beschloß. Dem westgothischen Eurich, der 477 oder 478 Arelate und Marseille besetzte, wurde (anscheinend 480) die romanische Provence bis zu den Alpen definitiv überlassen. Und während Odovakar 481 die Mörder des Nepos bekämpfte und bestrafte, zugleich aber Dalmatien mit dem italischen Reiche verband, hat er endlich seit 487 die Alpenprovinzen, namentlich Norieum, gegen die Angriffe und Verheerungen seines Landsmannes, des rugischen Königs Feba und dessen furchtbar böser und wilder Gattin Gisa energisch vertheidigt. Die gefährlichen Folgen, welche dieser Krieg später für Odovakar nach sich gezogen, berühren wir nicht mehr. Wohl aber sei noch erwähnt, daß er 488 den größeren, auf die Dauer doch nicht haltbaren Theil von Norieum, in ähnlicher Art wie einst Aurelian Dakien, aufgegeben und sich auf die Behauptung der südlichsten Striche dieser und der rätischen Provinz, (deren Hochgebirge gerade durch den Rückzug der Romanen aus den nördlichen Flachländern erst stärker romanisirt worden sind) beschränkt, dagegen eine Masse romanischer Bewohner des norischen Landes mit der Asche des h. Severin (aus dessen Kloster bei Wien) zur Uebersiedelung nach verödeten Theilen Italiens, wie Aemilia und Tuscien, veranlaßt hat.

Damals war nun auch das letzte Stück außeritalischen Römerlandes in deutsche Hände gefallen. Nach des großen Westgothen Eurich Tode 485 war der gewaltigste deutsche Fürst dieser neuen Zeit des salischen Childerich Sohn Chlodwig. Und dieser schlaue und kühne Franke, der 481 seinem Vater folgte, brach nunmehr den Frieden mit dem Römer Syagrius, der nach des Romulus Pensionirung als selbständiger Fürst die römische Insel in Gallien zwischen Somme, Seine und Loire regierte. Im Jahre 486 unterlag Syagrius in der Schlacht bei Soissons den fränkischen Sturmkolonnen. Als Flüchtling durch Eurichs Nachfolger Alarich II. an Chlodwig ausgeliefert, ist er in des Franken Haft ermordet worden. Die Städte seiner Herrschaft ergaben sich erst nach längerem Kampfe an Chlodwig, der nunmehr von Soissons aus sein neues Frankenreich gegründet hat. Der Bau

eines neuen und ganz ſelbſtändigen Reiches; die Zerſprengung der letzten Bande, welche noch Tradition und Phantaſie der Franken an das römiſche Reich knüpften; die Schöpfung eines neuen Staatsbaues, in welchem ſeit dem Uebertritt des Königs (496) zur katholiſchen Kirche deutſches und römiſches Weſen wirkſam verſchmolzen wurde; die Unterwerfung eines großen Theiles der Alamannen, und die Eroberung der meiſten gothiſchen Beſitzungen in Gallien: das waren die koloſſalen Arbeiten des furchtbaren Franken, mit deſſen Geſchichte nunmehr das ſogenannte Mittelalter anhebt.

Verzeichniß der Illuſtrationen.

(Alle Münzabbildungen ſind in natürlicher Größe.)

Seite 37: Goldmünze von Auguſtus. (Gezeichnet von Carl Leonh. Becker nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)

„ 65: Das Pantheon. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)

„ 70: Tempel des Auguſtus und der Roma zu Pola. (Kugler, Handbuch der Kunſtgeſchichte. I.)

„ 93: Porträt der Livia auf einer Goldmünze. Umſchrift: *ΘΕΑ ΣΕΒΑΣΤΑ ΒΤΖ(αντίων)*. Dieſe Münze iſt nach dem Tode der Livia in Byzanz geprägt; *Θεὰ Σεβαστά* iſt das römiſche Diva Augusta. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)

„ 94: Druſus; Büſte im Vatican zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.

„ 98: Goldmünze des Gajus und Lucius Cäſar, Adoptivſöhne von Auguſtus. (Gezeichnet von Carl Leonh. Becker nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)

„ 106: Bogenſchützen von den Auxiliartruppen der ſpäteren Kaiſerzeit. a) Von der Antoninusſäule. (Bellorius, Col. Antonin.) — b) Von der Trajansſäule: ein ſarmatiſcher Panzerreiter. (Bartoli, Columna Traiana.)

„ 106: Schleuderer; von der Trajansſäule. (Bartoli, Columna Traiana.)

„ 107: Römiſche Legionare mit Gepäck; von der Trajansſäule. Das Gepäck, in ein Bündel geſchnürt, wurde an einer oben gabelförmig getheilten Stange, dem ſogen. marianiſchen Eſel, Marius hatte dieſe Einrichtung eingeführt, getragen. Die Stange wurde während des Marſches geſchultert, im Kampfe natürlich abgelegt. (Bartoli, Columna Traiana.) Vgl. Beilage Seite 339.

„ 107: Prätorianer; von einem Basrelief im Louvre zu Paris. (Clarac, Musée de sculpture.)

„ 126: Die Saalburg bei Homburg v. d. H.: Porta prätoria; Porta decumana. (Nach einer Zeichnung von Ernſt Vömel.)

„ 127: Grundriß der Saalburg bei Homburg v. d. H. (Krieg von Hochfelden. Geſchichte der Militär-Architektur des früheren Mittelalters.)

„ 128: Der Triumphbogen des Druſus an der Via Appia. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)

„ 131: Statue des Tiberius; im Muſeum Chiaramonti zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)

„ 155: Agrippina die Aeltere; Statue. (Photographiſche Originalaufnahme.)

Digitized by Google

Seite 156: Statue des Germanicus; Rom, Lateran. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 170: Büſte des Tiberius; Rom, Vatican. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 192: Büſte des Gajus (Caligula); Rom, Vatican. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 199: Büſte des Claudius; Rom, Vatican. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 207: Statue des Kaiſers Claudius; Rom, Vatican. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 213: Sitzbild der Kaiſerin Agrippina; Neapel, National-Muſeum. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 218: Büſte von Nero; Rom, Vatican. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 242: Circusſpiele, Sarkophagrelief; Rom, Vatican. (Duruy, Histoire des Romains.)
„ 244: Eine römiſche Villa am Meeresufer; pompejaniſche Wandmalerei. (Von Carl Leonhard Becker gezeichnet nach Gell und Gaudy, Pompejana.)
„ 245: Innere Anſicht des Tepidarium in den Thermen von Pompeji. (Von Carl Leonhard Becker gezeichnet nach Gell und Gaudy, Pompejana.)
„ 260: Veſpaſianus, Büſte im Vatican zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 266: Galba; Büſte im National-Muſeum zu Neapel. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 276: Porträtkopf des Vitellius auf einer Bronze-Münze mit der Umſchrift: A(ulus) VITELLIVS GERMANICVS IMP(erator) AVG(ustus) P(ontifex) M(aximus) TR(ibunicia) P(otestate). (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 277: Otho; Büſte im Vatican zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 306: Das Koloſſeum zu Rom. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 310: Büſte des Titus; Rom, Vatican. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 311: Reſte der Thermen des Titus zu Rom. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 312: Relief vom Triumphbogen des Titus. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 313: Triumphbogen des Titus zu Rom. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 314: Aus dem ausgegrabenen Pompeji: Casa di Cornelio Ruffo. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 315: Menſchlicher Körper, wie er im verſchütteten Pompeji gefunden. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 317: Statue des Kaiſers Domitian; Rom, Vatican. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 329: Goldmünze mit dem Porträtkopf Nervas. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 330: Büſte des Kaiſers Trajan; im kapitoliniſchen Muſeum zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 332: Statue des Kaiſers Trajan; National Muſeum zu Neapel. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 333: Goldmünze mit dem Porträtkopf der Plotina, Gemahlin Trajans. (Imhoof Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 342: Der Triumphbogen des Trajan zu Rom. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)

Digitized by Google

Seite 343: Relief am Triumphbogen Trajans; ſtark beſchädigte Darſtellung einer Opferfeier. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 358: Marmorbüſte des Kaiſers Hadrian; im Muſeum des Vatican zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 360: Goldmünze mit dem Porträtkopf der Julia Sabina, Gemahlin Hadrians. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 369: Bronzemünze mit dem Porträtkopf des Antinoos. (Ebd.)
„ 372: Bogen Hadrians zu Athen; im Hintergrund der Zeustempel. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 376: Reſte des Venus- und Romatempels zu Rom. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 385: Büſte des Lucius Verus; im Vatican zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 386: Statue des Lucius Verus; im Vatican zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 388: Goldmünze mit dem Porträtkopf des Antonius Pius. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 389: Goldmünze mit dem Porträtkopf der Fauſtina, Gemahlin von Antoninus Pius. (Ebd.)
„ 390: Goldmünze mit dem Porträtkopf von Fauſtina der jüngeren, Gemahlin von M. Aurelius. (Ebd.)
„ 391: Tempel des Antoninus und der Fauſtina zu Rom. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 400: Der korinthiſche Tempel (ſogen. Maison carrée) zu Nîmes. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 406: Aus dem Hildesheimer Fund: Schale der Dea Roma aus Silber mit theilweiſer Vergoldung.
„ 407: Hydria; aus Silber, theilweiſe vergoldet.
Becher mit ſechs Masken; aus Silber, theilweiſe vergoldet.
(Die drei Stücke ſind von Carl Leonh. Becker nach den im Königl. Muſeum zu Berlin befindlichen Originalen gezeichnet.)
„ 409: Die Secundinerſäule zu Igel bei Trier. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 420: Basrelief von der Umfaſſungsmauer des ſogen. Grabmals des Scaurus zu Pompeji. (Museo Borbonico. XV.)
„ 421: Beſtiarier im Kampfe mit wilden Thieren; im Hintergrunde das Theater des Marcellus; Basrelief. (Monum. ined. dell' Inst. arch. III.)
„ 439: Reſte des Theaters des Herodes Attieus zu Athen. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 452: Mithras-Gruppe; Rom, Vatican (reſtaurirt von Paccetti.) (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 456: Gallerie mit Gräbern in den Katakomben. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach Kraus, Roma sotterranea.)
„ 456: Eingang zu einem der älteſten chriſtlichen Grabdenkmäler bei Tor Marancia. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach Kraus, Roma sotterranea.)
„ 457: Deckengemälde aus dem älteſten Theile von S. Domitilla. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach Kraus, Roma sotterranea.)

Digitized by Google

Seite 467: Büſte des Kaiſers Marc Aurel; im Capitoliniſchen Muſeum zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 481: Die Ehrenſäule Marc Aurels. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 483: Büſte des Kaiſers Commodus; im Vatican zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 487: Commodus als Herkules; im Capitoliniſchen Muſeum zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 490: Büſte des Pertinax; im Capitoliniſchen Muſeum zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 492: Büſte des Didius Julianus; im Muſeum des Vatican zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 493: Goldmünze mit dem Porträtkopf des Pescennius Niger. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 494: Goldmünze mit dem Porträtkopf der Julia Domna, Gemahlin von Septimius Severus. (Ebd.)
„ 494: Goldmünze mit dem Porträtkopf des Geta. (Ebd.)
„ 495: Septimius Severus; Büſte im Capitoliniſchen Muſeum zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 499: Statue des Clodius Albinus; Rom, Vatican. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 513: Büſte des Caracalla; Rom, Vatican. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 514: Goldmünze mit dem Porträtkopf der Julia Mamäa. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 523: Goldmünze mit dem Porträtkopf des Macrinus. (Ebd.)
„ 526: Elagabal; Büſte im National-Muſeum von Neapel. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 532: Alexander Severus; Büſte im Muſeum des Vatican zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 546: Goldmünze mit dem Porträtkopf des Maximinus. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 550: Goldmünze mit dem Porträtkopf von Gordianus III. (Ebd.)
„ 553: Goldmünze mit dem Porträtkopf von Philippus Arabs. (Ebd.)
„ 555: Büſte des Decius; Rom, Capitoliniſches Muſeum. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 564: Büſte des Gallienus; Rom, Capitoliniſches Muſeum. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 565: Goldmünze mit dem Porträtkopf des Valerianus. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 568: Goldmünze mit dem Porträtkopf des Poſtumus. (Ebd.)
„ 585: Vorderſeite einer Kupfermünze der Zenobia, geprägt in Alexandria in Aegypten. (Gezeichnet nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 589: Bronzemünze mit dem Porträtkopf des Kaiſers Claudius Gothicus. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 596: Bronzemünze mit dem Porträtkopf des Aurelianus. (Ebd.)
„ 597: Innere Anſicht der Aurelianiſchen Mauer zu Rom. (Reber, Ruinen Roms.)
„ 608: Bronzemünze mit dem Porträtkopf des Kaiſers Tacitus. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)

Digitized by Google

Seite 609: Marmorbüſte des Kaiſers Probus; im National-Muſeum zu Neapel. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 615: Bronzemünze mit dem Porträtkopf des Kaiſers Carus. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 615: Bronzemünze mit dem Porträtkopf des Carinus. (Ebd.)
„ 622: Marmorbüſte des Kaiſers Diokletian; im Vatican zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 623: Medaillon von Maximianus. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 639: Reſte der Thermen Diokletians zu Rom. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 648: Eine Partie der Reſte vom Palaſt Diokletians zu Salonä. (Gailhabaud, Monuments anciens et modernes. I.)
„ 649: Helena; Porträtkopf auf einer Bronzemünze mit der Umſchrift: FL(aviae) IVL(iae) HELENAE AVG. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 650: Büſte des Conſtantius Chlorus; im Vatican zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 658: Maxentius; Porträtkopf auf einer Goldmünze mit der Umſchrift: MAXENTIVS P. F. AVG. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 670: Licinius; Porträtkopf auf einer Bronzemünze mit der Umſchrift: IMP. LICINIVS AVG. (Ebd.)
„ 687: Kreuzgang von S. Paolo fuori le mura. (Gailhabaud, Monuments anciens et modernes. II.)
„ 689: S. Coſtanza zu Rom. Grundriß, Aufriß und Durchſchnittsanſicht. (Ebd.)
„ 692: Relief an einem altchriſtlichen Sarkophag; im Muſeum des Lateran zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 693: Vorderſeite eines altchriſtlichen Sarkophags mit Darſtellungen aus der Leidensgeſchichte. 4.—5. Jahrh.; im Muſeum des Lateran zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 694: Relief-Darſtellung der Arche Noah an einem altchriſtlichen Sarkophag im Muſeum zu Trier. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 696: Das Diptychon des Conſuls Areobindus. (Zürich, Stadtbibliothek). Abbildung der vorderen Tafel. (Mittheilungen der antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich. XI. Bd.)
„ 697: —— —— Abbildung des unteren Theiles der Rückſeite. (Ebd.)
„ 723: Ein Solidus Conſtantins des Großen. (Gezeichnet nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 725: Reſte der Baſilika Conſtantins zu Rom. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 744: Goldmedaillon von Conſtantius II. (Gezeichnet nach dem Original — Unicum — im königl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 749: Julianus; Porträtkopf auf einer Goldmünze. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 753: Reſte des olympiſchen Zeustempels zu Athen, im Hintergrunde die Akropolis. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)

Digitized by Google

Seite 804: Goldmedaillon von Gratianus. (Gezeichnet nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 814: Theodosius I.; Porträtkopf auf einer Goldmünze. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 833: Goldmedaillon von Theodosius I. (Gezeichnet nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 834: Honorius; Porträtkopf auf einer Goldmünze. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 851: Diptychon des Kaisers Honorius; im Schatz der Kathedrale von Aosta. (Revue archéologique. 1862.)
„ 866: Grabkapelle der Kaiserin Placidia zu Ravenna. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 876: Kupfermünze des Lybius Severus. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 876: Exagium, Normalgewicht des Solidus, von Rieimer. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 880: Romulus Augustulus; Porträtkopf auf einer Goldmünze. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)

„ 348: Plan der Stadt Rom in der Kaiserzeit. (Entworfen und gezeichnet in F. A. Brockhaus' geographisch-artistischer Anstalt in Leipzig.)
„ 349: Plan des Forums der Stadt Rom in der Kaiserzeit. (Entworfen und gezeichnet in F. A. Brockhaus' geographisch-artistischer Anstalt in Leipzig.)
„ 516: Grundriß der Thermen des Caracalla zu Rom. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach Cameroon, The Baths of the Romains und Blouet, Restauration des thermes d'Antonin Caracalla.)

Vollbilder:

Seite 8: Statue des Kaisers Augustus; im Vatican zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 210: Porta nigra in Trier; Außenansicht. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 340: Relief an der Siegessäule Trajans zu Rom: Die Donaubrücke. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach den Phototypieen in Fröhner, la Colonne Trajane.*)
„ 344: Die Säule und das Forum Trajans zu Rom. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 349: Das Forum Romanum in seinem heutigen Zustande. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 371: Reste des Tempels des Olympischen Zeus zu Athen. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)

*) Die Phototypieen in Fröhners Werk sind photographisch-getreue Copien der Gypsabgüsse, welche die französische Regierung von sämmtlichen Reliefs der Säule hat nehmen lassen.

Seite 378: Die Engelsbrücke und Hadrians Grab. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)

„ 402: Denkmäler römiſcher Civiliſation in Gallien: Dionyſos-Altar, im Muſeum zu Lyon. (Gazette archéologique, 1876.) — Kleine Bronze-Statue einer Victoria; im Muſeum zu Lyon. (Gazette archéologique, 1876.) — Antike mit Silber eingelegte Bronze-Büchſe; Baiſon. (Gazette archéologique, 1878.)

„ 423: Denkmäler römiſcher Civiliſation in Gallien: Reſte eines römiſchen Wandgemäldes zu Nizy-le-Comte (Aisne): Pantherjagd. (Gazette archéologique, 1877.) — Basrelief auf einem zu Arles gefundenen Sarkophag: Centauren mit einem Löwen kämpfend; Muſeum zu Marſeille. (Gazette archéologique, 1875.) — Relief an einem zu Arles gefundenen altchriſtlichen Marmor-Sarkophag; Muſeum zu Arles. (Gazette archéologique, 1878.)

„ 471: Reiterſtandbild Marc Aurels; Bronze. Rom, Kapitol. (Photographiſche Originalaufnahme.)

„ 503: Triumphbogen des Septimius Severus zu Rom. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)

„ 517: Die Reſte der Thermen des Caracalla zu Rom. Innere Anſicht. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)

„ 570: Aſchenurne, Schwert, Helm, Blasinſtrument, Pfeil- und Speerſpitze aus einem galliſch-italieniſchen Grabe zu Seſto-Calende in Italien. (Revue archéologique, 1867.)

„ 639: Das Amphitheater zu Verona. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.

„ 664: Der Triumphbogen Conſtantins des Großen zu Rom. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)

Doppelvollbilder:

Seite 315: Überblick über einen Theil der ausgegrabenen Quartiere von Pompeji. (Photographiſche Originalaufnahme.)

„ 341: Relief an der Siegesſäule Trajans zu Rom: Erſtürmung der Hauptſtadt der Dakier. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach den Phototypieen in Fröhner, la Colonne Trajane.*)

„ 344: Relief an der Siegesſäule Trajans zu Rom: Schlacht und Zerſtörung einer dakiſchen Stadt. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach den Phototypieen in Fröhner, la Colonne Trajane.*)

Beilage:

Seite 339: Relief an der Trajansſäule zu Rom: Die römiſche Armee an den Ufern der Donau. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach den Phototypieen in Fröhner, la Colonne Trajane.*)

*) S. Anmerkung auf Seite 889.

Inhalts-Verzeichniß.

Erſtes Buch.

Von der Begründung des Römiſchen Principates bis zum Tode des Septimius Severus.

Seite

Erſter Abſchnitt. Das Juliſch-Claudiſche Regentenhaus.

Erſtes Kapitel. Das Principat des Auguſtus 3

Zweites Kapitel. Die Reichspolitik des Auguſtus 74

Drittes Kapitel. Die Juliſch-Claudiſche Dynaſtie 152

Viertes Kapitel. Nero und der Untergang des juliſch-claudiſchen Hauſes 217

Zweiter Abſchnitt. Das Römiſche Reich von Galba bis Marc Aurel.

Erſtes Kapitel. Die Epiſode der dynaſtiſchen Kriege 271

Zweites Kapitel. Die Flaviſche Dynaſtie und die „Goldene" Zeit des Reiches 302

Drittes Kapitel. Die Zuſtände der antiken Welt im zweiten Jahrhundert n. Chr. 395

Dritter Abſchnitt. Das Römiſche Reich von Marc Aurel bis Caracalla.

Erſtes Kapitel. Marc Aurel und ſeine nächſten Nachfolger . . . 466

Zweites Kapitel. Septimius Severus 493

Zweites Buch.

Von Caracallas Regierungsantritt bis zum Tode des erſten Theodoſius.

Erſter Abſchnitt. Von Caracalla bis Carinus.

Erſtes Kapitel. Von Caracalla bis Decius 513

Zweites Kapitel. Die Auflöſung des Reiches 561

Drittes Kapitel. Die illyriſchen Kaiſer und die Wiederaufrichtung des Reiches 589

Zweiter Abſchnitt. Das Zeitalter Diokletians und Conſtantins.

Erſtes Kapitel. Kaiſer Diokletian 621

Zweites Kapitel. Der letzte Kampf des Römerthums gegen das Chriſtenthum. Diokletians Diadochen 641

Drittes Kapitel. Conſtantins des Großen Alleinherrſchaft . . . 672

Digitized by Google

Seite

Dritter Abſchnitt. Von Conſtantin I. bis zum Tode Theodoſius I.
Erſtes Kapitel. Die Conſtantiner 730
Zweites Kapitel. Die Pannoniſche Dynaſtie 776
Drittes Kapitel. Theodoſius I. und die bleibende Theilung des Reiches 813

Schluß.

Die Auflöſung des abendländiſchen Reiches.

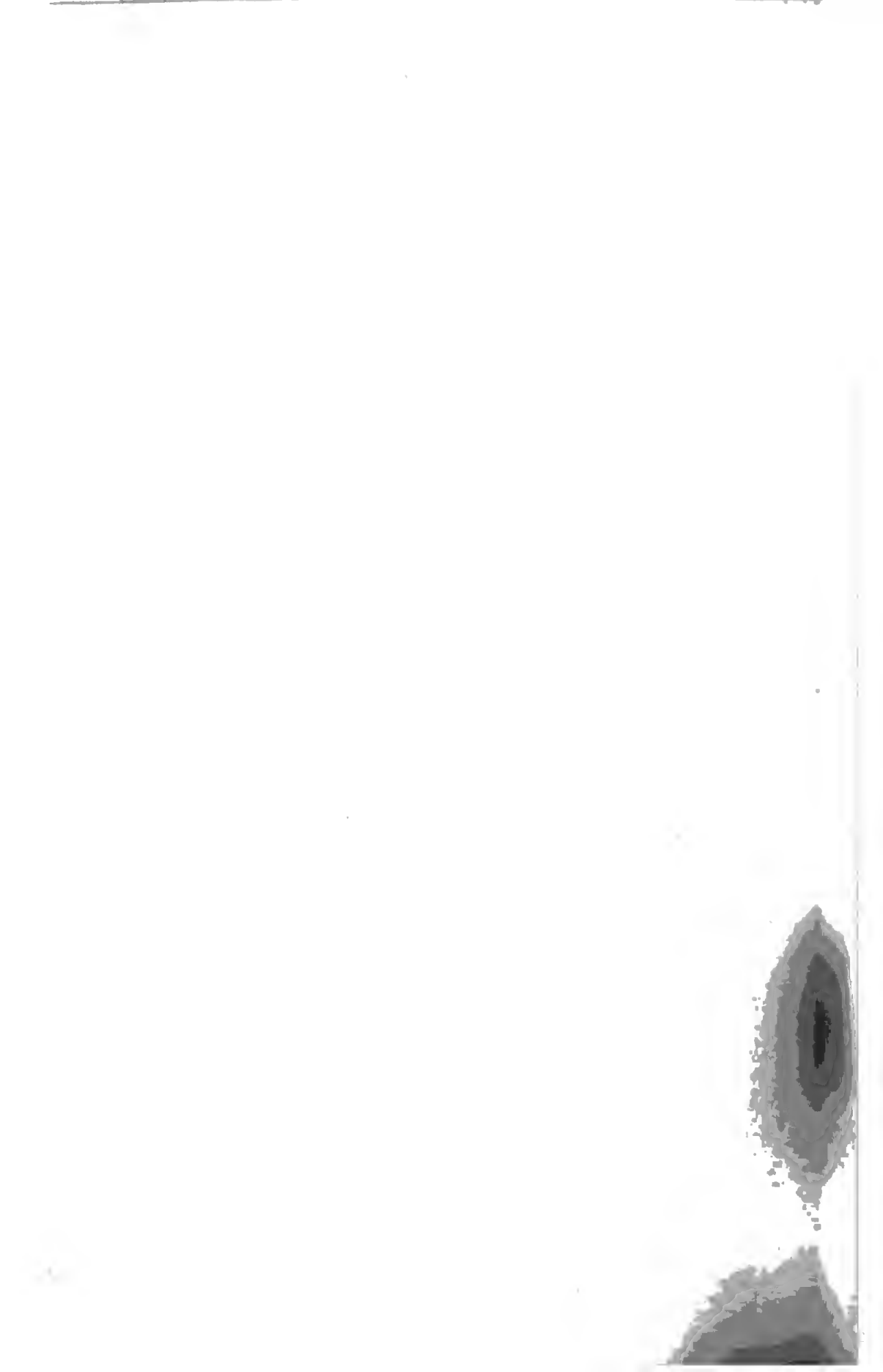
Erſtes Kapitel. Von Stilicho bis Aëtius 843
Zweites Kapitel. Ricimer und Odovakar 871

Verzeichniß der Illuſtrationen 891

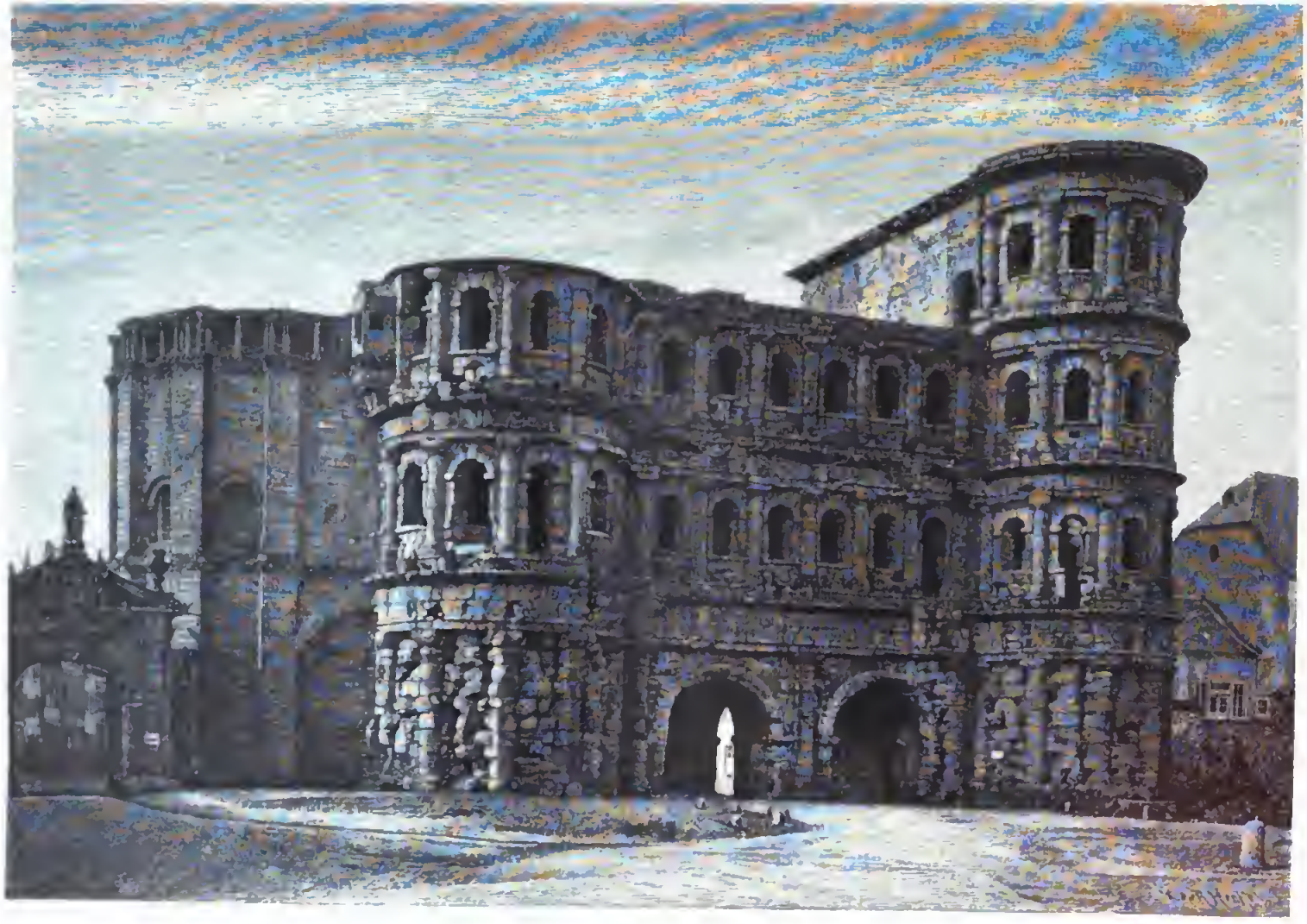
Kaiſer Auguſtus.

Digitized by Google

Reiterſtandbild Marc Aurels.



Forum Romanum.



Porta nigra in Trier.

Ueberblick über einen Theil der

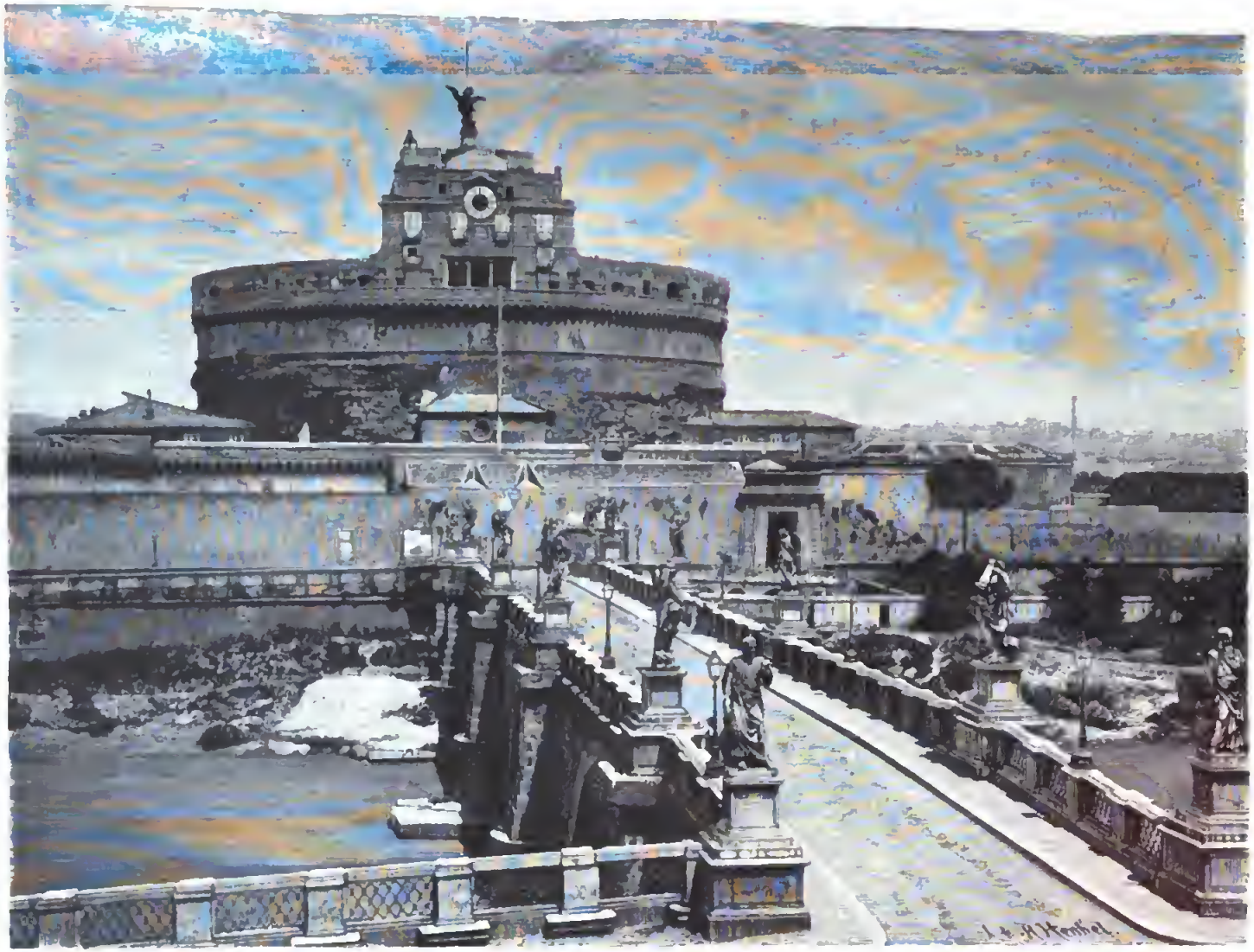
grabenen Quartiere von Pompeji.

Digitized by Google

Triumphbogen des Septimius Severus in Rom.

Die Reste der Thermen des Caracalla. Innere Ansicht.

Die Säule und das Forum Trajans.



Die Engelsbrücke und Hadrians Grab.

Das Amphitheater zu Verona.

Die Brücke besteht aus zwei
Dieser Umstand gestattet die Verm
Buden bedeckt, der von einer Reih
doppelten Riemen des Steuerruder
der Brückenboden ruht. Um an d
in das Bett des Flusses eingerami

Auf die Brücke mündet das
Soldaten in der Front es passiren
feindlichen Territorium Fuß gefaßt
abzumarschiren beginnen.

Die Legionare haben alle d
bekleidet mit einer Tunica mit kur
Panzer von Metall, dessen zwei P
mehrere Haken verbunden sind. D
Kupfer (lora) geschützt. Das Schw
erst im Angesicht des Feindes bed
Schild, dessen Emblem ein Kranz

Das Gepäck, die Lebensmi
(furca, furcilla); man sieht an de
sich kreuzender Schnuren zusamme
einen Kochtopf und ein Schöpfgefä
Bildhauer nicht mit ausgeführt w

Die fünf Fahnenträger (
Kopf und die Schultern mit ein
Kopfschmuck, mit den beiden unter
Anblick. Ihre Bekleidung besteht
ausgezackter Kunte; an der rechte
Die beiden in eine Hand ausla
dun einem Lorbeerkranze umgeb
sich Knöpfe, ähnlich den Kleeblätt
des Feldzeichens ist mit sechs ne
von Grus geschmückt, welche den
hatten. Die Ausrüstung der k
faltiger. Außer den Metallgabel
Täfelchen, den römischen Adler, ei
auch zwei an einem Feldzeichen); f
unten mit Laubwerk in Relief ver
Figürchen eines Gottes, der im lin
Fahnenträgern marschiren, unbed
die anderen, nur ist an Stelle des k
trägt ein Cavalleriefähnlein mit
auf eine viereckige Basis, welche
einer Mauerkrone umgeben, ein
hat. Ein anderer Fahnenträger
ohne Kopfbedeckung, trägt ein vor
Palme und Kranz, hält.

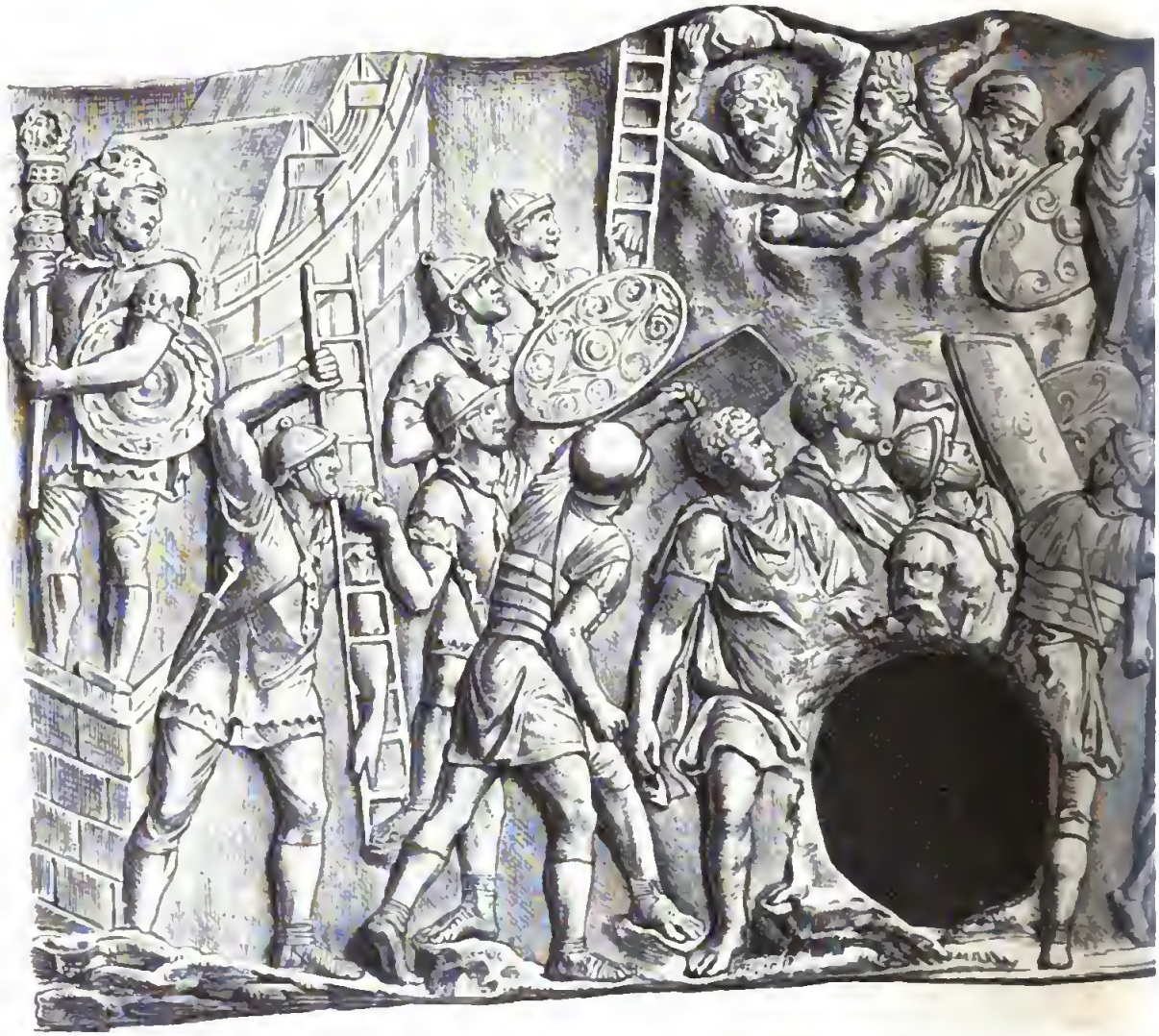
Die beiden bärtigen Figu
Brücke, müssen höhere Offiziere se
aus Bronze, den Formen der r
schmaler Riemen (*πτέρυγες*) aus
Ein kunstvoll geknüpfter Gürtel
Schulter gehalten. Außerdem tr
linken Hand einen nicht näher b

Auf dem anderen Ufer ar
mit Bärenfellen. Ihr Instrume
durch eine sehr lange das Horn
rere unbärtige, führt Pferde. Ri
diese Reiter bewaffnet waren (ob
Speere hatten.

Die Pferde sind mit gef
Schilde belastet.

Trajan selbst (leider ist
Colonne. Den linken Arm vorg

*) Aehnliche Auslassungen
geglaubt zu haben, daß, da die
solche feinere Gegenstände nicht



Relief an der Siegessäule Trajans zu Re

Die römische Armee befindet sich vor den Mauern der Hauptfestung des Feindes, (die Ruinen derselben bedecken noch mehr als die Hälfte einer Spiralwindung der Säule ein: es ist hier nur das Anfangsstück abgebildet worden. — Die Mauern der Daran schließt sich eine von großen Felsblöcken aufgeführte Mauer, zwischen deren unterer und oberer Hälfte eine Lage von Bau Diese Verbindung von Holz und Stein ist ein sehr altes technisches Verfahren, von dem man auch in Gallien und Germanien E

Die Soldaten Trajans schreiten zum Sturm: Die Schleuderer werfen ihre Geschosse nach den Vertheidigern, während

Die Dacier werfen Geschosse aller Art, (die in den Reliefs meist abgebrochen oder vom Künstler wohl auch gar nicht die Anstürmenden; aus den Armbewegungen kann man schließen, ob sie mit Pfeil und Bogen, Wurfspeer oder Schwert kämpfen ihn als Trophäe in der linken Hand und der leblose Körper des Feindes hängt schlaff über die Mauer herab. (Die ausgezackten

rſtürmung der Hauptſtadt der Dacier.

lle Höhen, welche das Dorf Varhély, Gradiſchtje, Bezirk von Hatzeg, umgeben). Die Darſtellung dieſer Befeſtigungen nimmt ind auf verſchiedene Weiſe errichtet: Das erſte Stück iſt der lebendige Felſen des Gebirges, der zum Walle ausgehauen iſt. n ſich befindet, das Steinwerk der dann folgenden Mauern iſt ſogar durch zwei Lagen eingefügter Baumſtämme unterbrochen. funden hat. Die daciſchen Mauern ſind von Zinnen gekrönt und mit hölzernen Thürmchen hin und wieder beſetzt.
gionare, von den Schilden gedeckt, auf Leitern die Mauern zu erſteigen ſuchen.
ibrt ſind, weil er glaubte, daß ſie bei dem entfernten Standpunkte des Beſchauers doch nicht zu erkennen ſein würden), auf ömer iſt auf einer Leiter bereits bis zur Mauerhöhe emporgeklammen und hat einem Gegner den Kopf abgehauen. Er hält er der Römer ſind in einigen beſonders gut erhaltenen Theilen der Reliefs als Panzerjacken von Drahtgeflecht zu erkennen.)

Digitized by Google

Neben einem halbkreisförmigen Lager, von dem auf unserer Abbildung rechts ein Theil der aus Quadern aufgeführten Umfassungsmauer und innerhalb derselben eine aus Bohlen gebaute Blockhütte zu sehen ist, hat sich eine Legion mit ihren Tribunen und Fahnenträgern aufgestellt. Sie wohnt einem Opfer bei, welches der Kaiser Trajan, die Donaubrücke einweihend, den Göttern feierlich darbringt. Der Altar ist mit Früchten bedeckt und mit Guirlanden geschmückt; Opferdiener, der eine mit einem Räucherkästchen, ein anderer den zu opfernden Stier haltend, erwarten das Zeichen zum Beginn des Opfers. Auf der anderen Seite des Altars steht Trajan, die Opferschale in der Hand; in der gerade hinter ihm stehenden Figur hat der Künstler vielleicht des Kaisers Vetter Hadrian darstellen wollen.

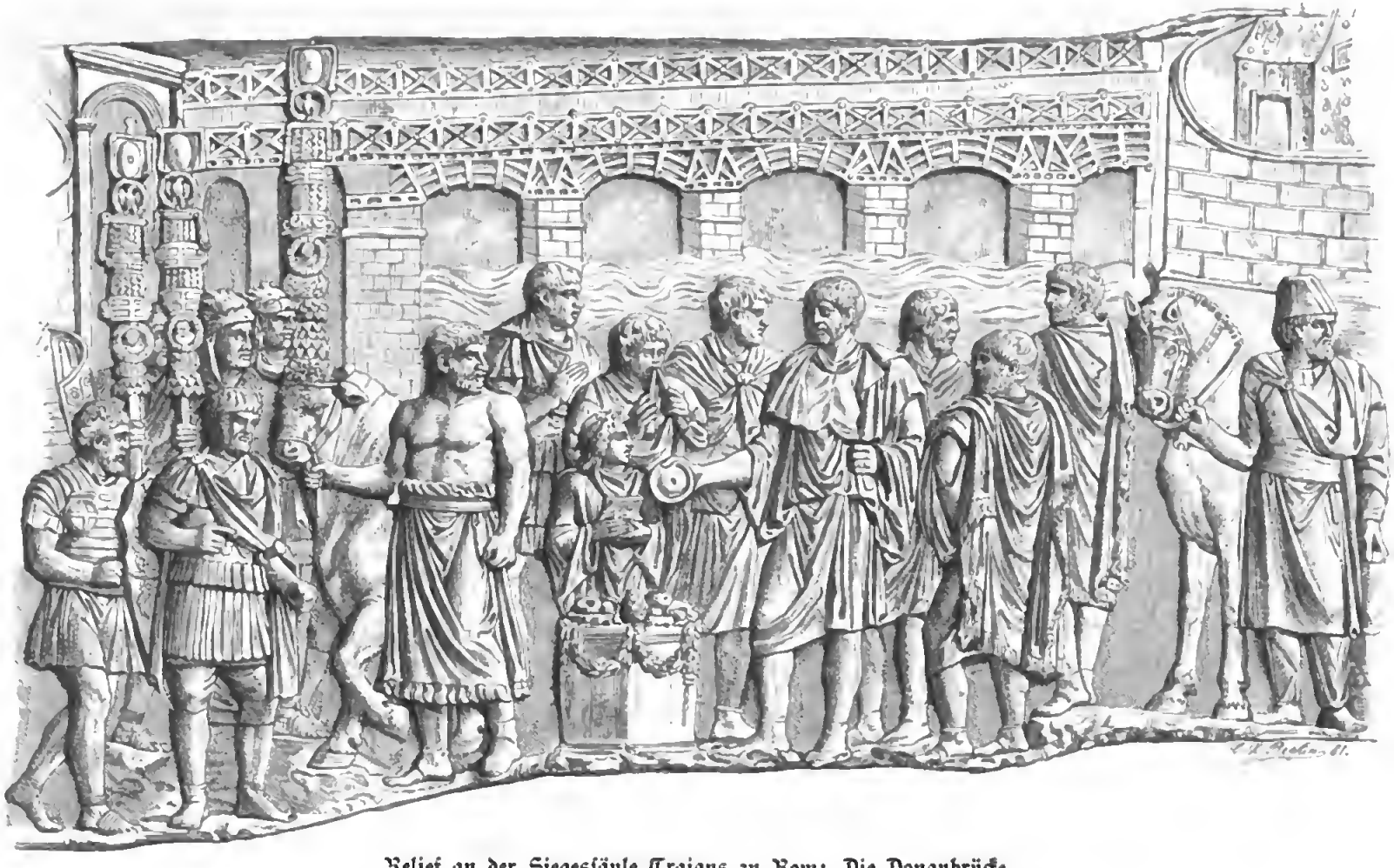
Im Hintergrunde sieht man die Wellen des Stromes und den imposanten Bau der Brücke mit ihrer Eingangsthüre am gegenüberliegenden (rechten) Ufer.

Die Brücke wurde von 20 Pfeilern und den beiden Brückenmauern am Ufer getragen. Der Künstler hat also, aus Gründen des Raumes, nicht die ganze Länge der Brücke zur Anschauung gebracht. Die Pfeiler waren 150 Fuß hoch und 60 Fuß dick, die Bogen (Holzkonstruktion) hatten eine Spannweite von 170 Fuß. — Die ersten Pfeiler wurden auf dacischem Boden gebaut, wo eine kleine Landzunge als Ausgangspunkt dienen konnte. Danach wurde ein zwischen diesen Pfeilern hindurchgehender Kanal ausgegraben, durch welchen die Donau aus ihrem natürlichen Bette abgeleitet wurde. Sodann wurden in letzterem die Pfeiler gebaut. Der Platz für jeden wurde mit hölzernen Wänden umgeben, die das zudringende Wasser abzuhalten hatten. Die Untersuchung der noch existirenden Pfeiler hat dargethan, daß ihr innerster Kern mächtige Eichenstämme sind. Diese sind mit einem Lager von Mörtel umgeben, welches dann eine feste Umkleidung von Quadersteinen erhalten hat.

Die Wölbungen waren aus Balkenwerk hergestellt. In den noch vorhandenen Ufermauern sind die Höhlungen, in welche die Balken eingelocht worden, jetzt noch zu sehen.

Die Brücke wurde auf jedem Ufer durch ein monumentales Thor abgeschlossen. Jedes derselben trug ein Stockwerk, in dem die Wächter, welche die Fallgatter zu handhaben hatten, wohnten. Zwei Brückenköpfe vertheidigten Ein- und Ausgang der Brücke.

Eine lateinische Inschrift aus Trajans Zeit spricht von einem curator pontis Augusti in Moesia.



Relief an der Siegessäule Trajans zu Rom: Die Donaubrücke.

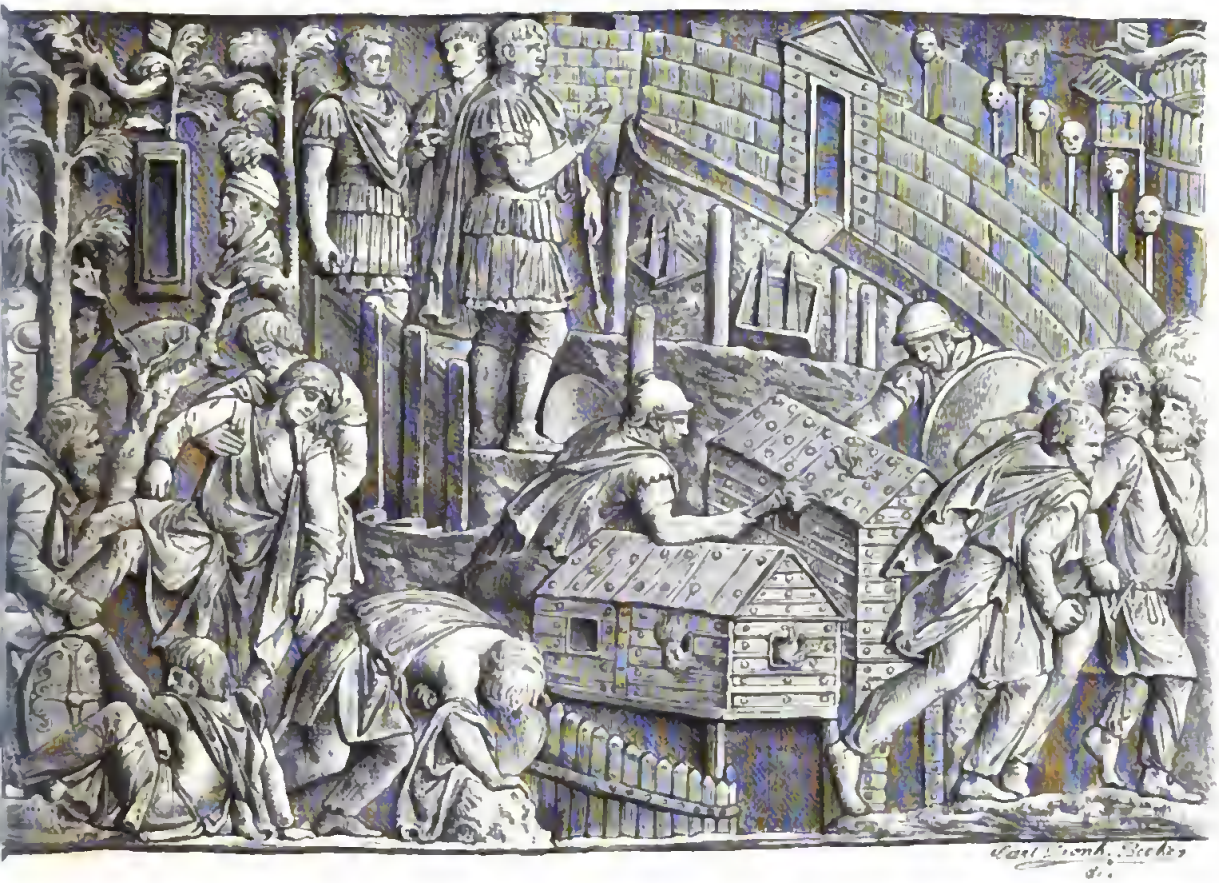
Relief an der Siegessäule Trajans zu R

Die Römer sind mit den Dakern in heftigem Kampfe begriffen. Einzelne römische Krieger sind bis in die Mitte der Feinde vorgedrungen und beweisen gesteigerte Tapferkeit. Der eine hat den Kopf eines Dakers abgehauen, hält ihn an den Haaren zwischen seinen Zähnen und dringt mit dieser schreckhaften Trophäe auf die Gegner ein. Ganz links sieht man auch einen germanischen Auxiliaren, der mit der Keule auf die Feinde einschlägt; sein Oberkörper ist nackt, er ist nur mit einer bis zum Knie reichenden Hose und einem um die Hüften geschlungenen Mantel bekleidet. Keule, Schwert und ein ovaler Schild bilden seine Bewaffnung. Der Römer gerade über dem Germanen braucht aus nächster Nähe Pfeil und Bogen.

Die Bewaffnung der Römer ist die übliche; ihre Schilde zieren die verschiedensten Embleme; jeder Krieger hat ein Tuch um den Hals geschlungen.

Das Relief schildert deutlich den heroischen Widerstand der Barbaren, doch zeigt es auch deren Niederlage schon entschieden. Der Boden ist mit todten und sterbenden Dakern bedeckt, ein Verwundeter wird von zwei Genossen unter einem Gebüsche niedergelegt einer (rechts im Vordergrunde vor der Palissadenwand) giebt sich, in sein Schwert stürzend, selbst den Tod.

Die dakischen Führer tragen Mützen (pilophores) und zwei von ihnen aufgezackte Panzerhemden und mit Fransen besetzte Kriegsmäntel. Die gewöhnlichen Krieger sind barhaupt, im Uebrigen zeigt aber ihre Costume nicht weniger wie die Ansicht ihrer Stadt, daß die Daker auf einer weit höheren Culturstufe, als die gleichzeitigen Germanen, stehen. Ihre kleinen Schilde sind gleich denen der Römer mit verschiedenartigen Emblemen versehen. Die Daker kämpfen mit dem römischen Kurzschwert, werfen (im Relief abgebrochene oder vom Künstler gar nicht ausgeführte) Wurfspieße, der eine, ziemlich in der Mitte der Abbildung, wirft Steine. Eine ihrer vorzüglichsten Waffen ist Pfeil und Bogen: im Hintergrunde am Stamme der Eiche zieht eben ein Daker seinen Pfeil (das sonst sichtbare Stückchen des Bogens ist abgebrochen) auf einen Römer. Der mitten in dem Kampfgewühl befindliche dakische Bogenschütze trägt den Köcher auf dem Rücken. — Im Hintergrunde in einem Gehölze von Eichen und Kiefern ist zweimal das Nationalzeichen der Daker, die Schlange (draco), zu sehen: Auf einer langen Stange befestigt, wird der von verschiedenfarbigen



»m: Schlacht — Zerstörung einer Stadt.

Zeugen zusammengesetzte phantastische, den Rachen weit öffnende Köeper vom Winde aufgebläht und ahmt so die drohenden Windungen eines lebenden Reptils nach. Dem einen flattert ein vexillum zur Seite.

Die Schlacht findet während eines Sturmes statt und aus den Wolken schleudert der Donnergott (Iupiter tonitrualis) den Blitzstrahl gegen die Barbaren, so nicht wenig zur Niederlage derselben beitragend. —

Die Barbaren sind besiegt worden, die Ueberbleibsel ihres Heeres fliehen (s. die Gruppe in der rechten Ecke der Abbildung) in die Wälder. Eine bedeutend befestigte Stadt hat in Folge der Niedertage den Römern überlassen werden müssen. Mit Fackeln legen die römischen Soldaten Feuer an die Häuser. — Trajan besichtigt persönlich den festen Platz, er hält einen Wurfspeer in der Hand und ist von zwei Offizieren begleitet.

Die Anlage der dakischen Stadt ist eine sehr merkwürdige. Auf der Höhe des Felsens steht die feste Burg, eine doppelte, mit Zinnen besetzte Mauer schließt sie ein; unmittelbar vor derselben ist ein breiter Graben gezogen. Ueber diesen ist eine (Zug-)Brücke geworfen, die zu dem in der Mauer befindlichen hölzernen Eingangsthore führt. Zwischen den beiden Umfassungsmauern sind sechs auf Stangen gesteckte, abgehauene Köpfe und ein vexillum aufgepflanzt. Die auf der Böschung des Felsens sichtbaren zugespitzten und umfriedigten Pfähle sind unerklärbar; vielleicht muß man sich darunter fußangelartige, die Annäherung erschwerende Hindernisse vorstellen. Ganz unten am Abhange des Felsens (über dem in sein Schwert stürzenden Daker) sieht man eine in den Felsen gehauene Treppe, von der sich offenbar ein Fußweg den Felsen hinaufschlängelt. Dieser Weg wird durch eine Wand von Bohlen vertheidigt und mit einem gleichen Zwecke werden wohl auch die weiterhin befindlichen starken Pfähle in Zusammenhang stehen.

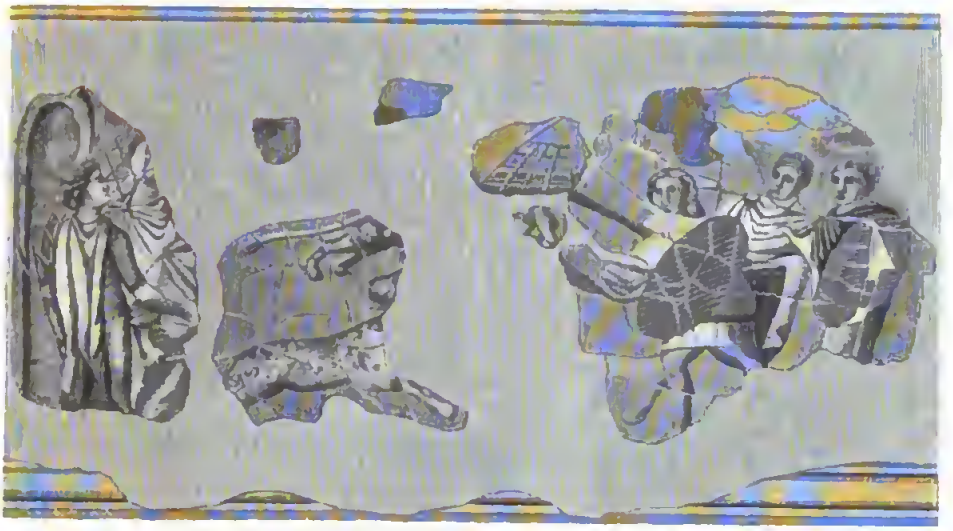
Die Hütten der Daker im weiteren Verlaufe des Reliefs kommen auch aus Stein gebaute dakische Häuser vor) sind, wie die alten Pfahlbauten, auf im Viereck in den Boden gerammte Baumstämmen gebaut. Dächer und Wände sind aus Bohlen hergestellt; in den Wänden befinden sich nur Fensteröffnungen; die Eingangsthür war im Fußboden: eine Fallthüre.

Dreifuß-Altar. (Museum zu Lyon.) Original: Marmor, 94 Centimeter hoch, zu Lyon (auf dem linken Rhoneufer) gefunden. Wahrscheinlich griechische nach dem alten Lugdunum überführte Arbeit.

Kleine Bronze-Statue einer Victoria (Museum zu Lyon), 22 Centimeter hoch, innen hohl. Gefunden im Jahre 1805 in der Saône bei Lyon. Vermuthlich stammt diese reizende Bronze von einem **vexillum** her; die erhobene rechte Hand hat wahrscheinlich einen (abgebrochenen) Kranz gehalten. Vgl. S. 339 auf der Beilage „Reliefs an der Trajanssäule zu Rom" das **vexillum** des dritten Fahnenträgers.

Antike Bronze-Büchse, mit Silber eingelegt (zu Vaison); $\frac{1}{4}$ der natürlichen Größe. Den Mittelpunkt der, in dem unteren Streifen abgewickelt gezeichneten, Darstellung bildet die auf einem Ruhebett sitzende Klage der Venus; drei Tauben und zwei Grazien, deren eine einen Sonnenschirm hält, umgeben sie. Nach links wird die Gruppe abgeschlossen durch die an eine Leichensäule gelehnte und an der **tarnia** kenntliche Gestalt des Adonis. Rechts ist eine Gruppe von sechs Amoretten, nach welcher Venus den linken Arm wie heranwinkend ausstreckt. Die nackten Theile der Figuren sind von eingelegtem Silber. – Rechts von der Büchse ist der Boden, links der Deckel abgebildet; der Mittelheil des letzteren ist leider nicht erhalten.

Denkmäler römischer Civilisation in Gallien.



Reste eines römischen Wandgemäldes zu Nizy-le-Comte (Aisne): Pantherjagd.

Basrelief auf einem zu Arles gefundenen Sarkophag: Centauren mit einem Löwen kämpfend. Der Sarkophag befindet sich im Museum zu Marseille und stammt etwa aus dem 2. Jahrh. n. Chr.

Relief an einem zu Arles gefundenen altchristlichen Marmor-Sarkophag, etwa aus dem 4. Jahrh. (Museum zu Arles). In den beiden Seitenfeldern sind die Dioskuren dargestellt. Sie scheinen hier die allegorische Bedeutung der Treue zu haben und zwar mit Bezug auf das in den beiden Mittelfeldern dargestellte Ehepaar. Die Reliefs der beiden äußersten Felder, der unbärtige Dioskur und der unbärtige Mann, dürften sich auf das Eingehen eines Lebensbündnisses in den Jahren der Jugend beziehen. Die beiden anderen Felder zeigen das Paar gealtert, den Mann und den Dioskur bärtig, und in der Abschiedsscene, die offenbar dargestellt sein soll, wird wohl auf den Tod dessen hingewiesen, der in diesem Sarkophag seine letzte Ruhestatte gefunden hat.

Denkmäler römischer Civilisation in Gallien.

Digitized by Google

Aſchenurne, Schwert, Helm, Blasinſtrument, Pfeil- und Speerſpitze aus einem galliſch-italieniſchen Grabe zu Seſto-Calende in Italien.

Digitized by Google

Herzberg's Rhein-Reisenbuch

Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, K. Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, B. Kugler, H. Ulmann, W. Oncken, M. Philippson, H. Ruge, Eberh. Schrader, B. Stade, A. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

BODL: LIBR.
FOREIGN
PROGRESS.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1880.

Zweiundzwanzigste Abtheilung. **Preis drei Mark.**

(Einzelpreis für Nicht-Subscribenten 6 Mark.)

Digitized by Google

Anfragen unserer Subscribenten nach der Fortsetzung der „Geschichte des alten Aegypteus" diene zur Antwort, daß Herr Professor Dr. Dümichen für Ende November d. J. das Manuskript eines weiteren Heftes zugesagt hat, welches die Beschreibung des Landes beenden, einen Abschnitt über die Schrift der alten Aegypter und den Anfang der eigentlichen Geschichte enthalten wird.

Inhalts-Uebersicht.

Erste Hauptabtheilung.

I. Geschichte des alten Aegyptens. Von Professor Dr. Johannes Dümichen in Straßburg.

II. Geschichte Assyriens-Babyloniens. Von Professor Dr. Eberhard Schrader in Berlin.

III. Geschichte des alten Indiens. Von Prof. Dr. S. Lesmann in Heidelberg.

IV. a. Geschichte des alten Persiens. Von Professor Dr. Ferdinand Justi in Marburg.

b. Geschichte der Phönicier (mit Ausschluß von Carthago und bis zur persischen Zeit). Von Professor Dr. Bernhard Stade in Gießen.

V. Geschichte von Hellas und Rom. Von Prof. Dr. G. F. Hertzberg in Halle.

VI. Geschichte des Volkes Israel. Von Professor Dr. Bernhard Stade in Gießen.

Zweite Hauptabtheilung.

I. Geschichte des römischen Kaiserreiches. Von Professor Dr. G. F. Hertzberg in Halle.

II. Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Von Professor Dr. Felix Dahn in Königsberg.

III. Geschichte der Angelsachsen bis zum Tode König Alfreds. Von Hofrath Professor Dr. Eduard Winkelmann in Heidelberg.

IV. Der Islam im Morgen- u. Abendland. Von Professor Dr. Richard Gosche in Halle.

V. Geschichte der Kreuzzüge. Von Professor Dr. B. Kugler in Tübingen.

VI. Staatengeschichte des Abendlandes von den Karolingern bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Hofrath Professor Dr. Eduard Winkelmann in Heidelberg.

VII. Die Osmanen und der Sturz des byzantinischen Reiches. Von Professor Dr. G. F. Hertzberg in Halle.

VIII. Geistiges Leben der Renaissance und des Humanismus in Italien und Deutschland. Von Professor Dr. Ludwig Geiger in Berlin.

IX. Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Von Professor Dr. Sophus Ruge in Dresden.

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlages.

Digitized by Google

Dritte Hauptabtheilung.

I. Geschichte der deutschen Reformation. Von Hofrath Professor Dr. Otto Waltz in Dorpat.

II. Das Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. Von Professor Dr. Martin Philippson in Brüssel.

III. Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges nebst einer Uebersicht der Geschichte der Gegenreformation als Einleitung. Von Professor Dr. G. Droysen in Halle.

IV. Geschichte d. Revolution in England. Von Prof. Dr. Alfred Stern in Bern.

V. Das Zeitalter Ludwigs XIV. Von Prof. Dr. Mart. Philippson in Brüssel.

VI. Peter der Große. Von Professor Dr. Alexander Brückner in Dorpat.

VII. Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. 1648—1740. Von Professor Dr. Bernh. Erdmannsdörffer in Heidelberg.

VIII. Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Von Professor Dr. Wilhelm Oncken in Gießen.

IX. Oesterreich unter Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II. 1740—1792. Von Professor Dr. Adam Wolf in Graz.

X. Katharina II. Von Professor Dr. Alexander Brückner in Dorpat.

Vierte Hauptabtheilung.

I. Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches u. der Befreiungskriege. 1774—1815. Von Prof. Dr. Wilhelm Oncken in Gießen.

II. Das Zeitalter der Restauration und Revolution (mit besonderer Rücksicht auf Frankreich). 1815—1851. Von Professor Dr. Theodor Flathe in Meißen.

III. Geschichte des zweiten Kaiserreiches und des Königreiches Italien. Von Generalconsul Dr. Felix Bamberg in Genua.

IV. Bundesstaat und Bundeskrieg in Nordamerika. Von Dr. Friedrich Kapp in Berlin.

V. Die Neugründung des Deutschen Reiches und seine ersten Kämpfe. Von Professor Dr. Wilhelm Oncken in Gießen.

VI. Geschichte der orientalischen Frage vom Pariser bis zum Berliner Frieden. 1856—1878. Von Generalconsul Dr. Felix Bamberg in Genua.

☞ Ein ausführliches Namen- und Sachregister über alle Theile erscheint als besonderer Schlußband. ☜

Digitized by Google

Inhalt der fünfundvierzigsten Abtheilung.

Geschichte des römischen Kaiserreiches. Von G. F. Hertzberg.

Doppelvollbild:

Relief an der Siegessäule Trajans zu Rom: Erstürmung der Hauptstadt der Dacier.

Vollbilder:

Relief an der Siegessäule Trajans zu Rom: Die Donaubrücke.
Der Triumphbogen Constantins des Großen (Rom).

Bogen 41—50.

Im Text enthaltene Abbildungen.

	Seite
Vom Palast Diokletians zu Salonä	648
Helena	649
Büste des Constantius Chlorus. (Rom, Vatican.)	650
Marentius	658
Licinius	670
Kreuzgang von S. Paolo fuori le mura	687
S. Costanza zu Rom. Grundriß, Aufriß und Durchschnittsansicht	689
Altchristlicher Sarkophag. (Rom, Lateran.)	692
Vorderseite eines altchristlichen Sarkophags mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte. 4.—5. Jahrh. (Rom, Lateran.)	693
Altchristlicher Sarkophag (aus dem 5. Jahrh.?) mit einer Darstellung der Arche Noah. (Trier, Museum.)	694
Das Diptychon des Consuls Areobindus. (Zürich, Stadtbibliothek.) Vorder- und Rückseite	696 u. 697
Goldmünze, Solidus, Constantins des Großen	723
Reste der Basilika Constantins zu Rom	725
Medaillon von Constantius II.	744
Goldmünze mit dem Porträt des Julianus	749
Reste des olympischen Zeustempels zu Athen, mit der Ansicht der Akropolis	753

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.